Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIVERSITY LIBRARY
UNIVERSITY OF ILLINOIS AT URBANA-CHAMPAIGN

The person charging this material is responsible for its renewal or return to the library on or before the due date. The minimum fee for a lost item is **$125.00, $300.00** for bound journals.

Theft, mutilation, and underlining of books are reasons for disciplinary action and may result in dismissal from the University. *Please note: self-stick notes may result in torn pages and lift some inks.*

Renew via the Telephone Center at 217-333-8400, 846-262-1510 (toll-free) or circlib@uiuc.edu.
Renew online by choosing the **My Account** option at:
http://www.library.uiuc.edu/catalog/

SEP 0 7 2010

Digitized by Google

Digitized by Google

Velhagen & Klasings Monatshefte

XXIX. Jahrgang 1914/1915

3. Band

Verlag
Velhagen & Klasing
Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien

Digitized by Google

Digitized by Google

VE
v. 29

Inhaltsverzeichnis

XXIX. Jahrgang 1914/1915. Dritter Band

Die illustrierten Beiträge sind mit * bezeichnet.

Seite

Romane, Novellen und Verwandtes

Fischer, Marthe Renate: Die Taufe im Wirtshaus 496
Grimm, Hans: Der Tote. Erzählung 117
Groller, Balduin: Freigesprochen. Erzählung 549
Höffner, Johannes: Das Ende des Girolamo Minotto. Novelle 363
Meyer, Oswald: Ein Seelchen geht. Erzählung 533
Moreck, Curt: Sfologins Gesicht. Erzählung 268
Reisiger, Hans: Verlorener Weg. Erzählung 223
Reuter, Gabriele: Die Jugend eines Idealisten. Roman 1, 163
Rittner, Thaddäus: Die Bitte. Erzählung 404
Rüttenauer, Benno: Die Frau und die zwei Geköpften. Erzählung 50
Schmid-Noerr, Friedrich Alfred: Der Herrgotts-Turm. Erzählung . 293, 447

Gedichte, Sprüche

Altheer, Paul: Reife 384
Benzmann, Hans: Die Winterschlacht bei Augustowo (20. Februar 1915). Ballade 72
Berlepsch, Karl Frhr. von: Ihr und Wir 68
— — Zwei Mauern 574
Busse-Palma, Georg: An die Lyrik . 104
— — Nur weiter 542
Claudius, Herm.: Kompagnielied . . 98
Findeisen, Kurt Arnold: Wie Bettler . 554
Fürst, Artur: Die Kameraden schlafen 197
— — Einst im Rosengarten 476
Gaudy, Alice Freiin von: Karenz . . 162
Geiger, Albert: Abschied an den Genfersee 33
Grazie, M. E. delle: Przemysl . . . 204
Haberman, Eduard: Seelentragik . . 503
Lothar, Ernst: Das verwehte Blatt . 532
Martinelli, August: Mädchenträume . 409
Meyer, Fritz: Blick aus dem Fenster nach schwerem Tage 362
Münchhausen, Börries, Frhr. von: Erden-Sehnsucht 181
— — Letzter Wille Jussufs, des Sattlers. Ballade 422
Petzold, Alfons: Traum 548
Rheinisch, Erika: Attische Grabmäler . 286
Rubinstein, Martha: Vom Zaune Gebrochenes. Splitter 430
Schanz, Frida: Verwundetenzüge . . 495
Schilz, Robert: Lombardische Wanderung. Ein Lied aus vergangenen Tagen 514
Sternberg, Leo: Küstenwacht 573
Stier, Adelheid: Des Waldes Riesen . 462
Unger, Hellmuth: Deutscher Frühling . 43
Vesper, Will: Die Nachtigall 328
— — Über die heiteren Hügel . . . 328
Wertheimer, Paul: Tragödie 548
Wunderlich, Bruno: Frieden 476
Zahn, Ernst: Die Zurückgebliebenen . 103
Zobeltitz, Hans Caspar von: Drobin. 17. Februar 1915 140
— — Regen. Kriegsstimmung. Polen. April 1915 339

Vom Schreibtisch und aus dem Atelier

Wolf, Eugen: Hermann von Wissmann. Zur 10. Wiederkehr seines Todestages am 15. Juni 260
Zobeltitz, Hanns von: Jugenderinnerungen. Leutnantsjahre I, II . . 89, 468

Kunst und Literatur

*Biermann, Prof. Dr. Georg: Johann Georg Ziesenis, ein deutscher Hofmaler des 18. Jahrhunderts. Mit drei Einschaltbildern in Faksimile- und Tondruck und dreizehn Textabbildungen . 149
Busse, Dr. Carl: Der Fall Spitteler . 281
*— — Der göttliche Gabriele. Auch ein Kriegskapitel. Mit einer Karikaturzeichnung von Olaf Gulbransson . 463
*Engel, Prof. Dr. Eduard: Jeanne Darc in der Literatur und der Volksseele Frankreichs. Mit sechs Abbildungen von Bildwerken und Zeichnungen . . 182
*Friedrich, Paul: Bonaventura Genelli. Mit zwei Einschaltbildern und neunzehn Textabbildungen nach Gemälden und Zeichnungen 385
Höffner, Johannes: Schiller und der Krieg. Zu Schillers Gedächtnis am 9. Mai 69
*Illustrierte Rundschau 128, 273, 410, 562
Kienzl, Dr. Wilhelm: Der Künstler und die Welt. Ein populärer Vortrag . 504
*Rocholl, Theodor: Kriegsbriefe eines Malers. Neue Folge. Mit sechzehn Bildern in Faksimiledruck 205
*— — Dritte Folge. Mit vierzehn Bildern in Faksimiledruck 477
*Rosenhagen, Hans: Max Buri. Mit zwei Einschaltbildern in Faksimile- und Tondruck und zehn Textabbildungen in Tondruck 437

Digitized by Google

Seite

*Servaes, Dr. Franz: Krakau und seine Kunstdenkmäler. Mit dreiundzwanzig Abbildungen nach Natur-Aufnahmen, Gemälden und Bildern 75
*Stahl, Fritz: Carl Albrecht. Mit drei Einschaltbildern in Faksimile- und Tondruck und acht Textabbildungen, meist in Faksimiledruck 25
Zu unsern Bildern . . 128, 273, 410, 562

Sonstige Aufsätze

*Birt, Prof. Theodor: Der Friede. Eine Allegorie. Mit einer Zeichnung von Prof. B. Héroux 198
— — Karthago und England. Ein Rückblick und Ausblick 491
*Dardanellen, Die. Von *** Mit sechzehn mehrfarbigen Abbildungen nach Ölbildern von Amandus Faure . . 311
Dominik, Hans: Das Stickstoffproblem in Krieg und Frieden 193
Endres, Fritz: Ein nordfranzösisches Dorf 379
Fred, W.: Englands farbige Bürger . 217
Graßl, Medizinalrat Dr.: Der Krieg und die Rasse 237
Harnack, Dr. Agnes von: Propheten und Psalmen in der Kriegszeit 357
Herre, Prof. Dr. Paul: Das geschichtliche Werk der Hohenzollern 34
— — Der Dreibund und sein Ende. . 424
*Heyck, Prof. Dr. Ed.: Die großen Friedenskongresse. Mit fünfzehn Abbildungen nach Gemälden und Stichen 105
Hoetzsch, Prof. Dr. Otto: Zeitgeschichtlicher Rückblick . . . 140, 287, 431, 575
*Marcks, Prof. Erich: Bismarck und der deutsche Geist. Eine akademische Jahrhundertrede, gehalten bei der Bismarckfeier der Universität München am 10. Mai 1915. Mit der Abbildung einer Medaille von Prof. Fritz Schaper 329
Meißner, Franz Hermann: Weimar im Kriege. Eine Frühlings-Sinfonie . 324
*Napoleons Kontinentalsperre und das England von heute. Von ***. Mit sechzehn Abbildungen nach Gemälden, Stichen und Zeichnungen 341
Rohrbach, Dr. Paul: Deutschland und Ostasien 99
Roloff, Prof. Gustav: Belgien 543
Röse, Otto: Die Politik der Straße. Glossen 527
Salzmann, Erich von: Im Weltkrieg von Südchile zur Front . . . 397, 555
Schiemann, Geheimrat Prof. Dr. Theodor: Die Erziehung Rußlands zur Revolution und zum Weltkriege . . 62
Schirmacher, Dr. Käthe: Die Kriegsfrau 44
*Wille, Prof. Dr. J.: Die Raubkriege Ludwigs XIV. gegen Deutschland. Mit achtzehn teilweise mehrfarbigen Abbildungen 246
*Zobeltitz, Fedor von: Der Sueskanal. Mit einem Kärtchen und fünfzehn Abbildungen nach Originalaufnahmen . 515

Neues vom Büchertisch

Bahr, Hermann: Kriegssegen 139
Bodman, Emanuel von: Das hohe Seil 571
Botsky, Katarina: Ostpreußens Feuerzeit 571
Christ, Lena: Unsere Bayern Anno 14 570
Dehmel, Richard: Fahnenlied 137
Delbrück, Joachim: General Tod . . 419
Deutsche Reden in schwerer Zeit . . . 139
Dörfler, Peter: Der Weltkrieg im schwäbischen Himmelreich 417
Ertl, Emil: Das Lächeln Ginevras . . 420
Fendrich, Anton: Gegen Frankreich und Albion 285
„Feuerschein" (Weltkriegsnovellen). Herausgegeben von Carl Busse 138
Ganghofer, Ludwig: Eiserne Zither . 137
Harbou Thea von: Der unsterbliche Acker 569
Hauptmann, Carl: Rübezahlbuch . . 419
Hedin, Sven: Ein Volk in Waffen . . 285
Höcker, Paul Oskar: An der Spitze meiner Kompagnie 139
Hoffmann, Hans: Länder und Leute . 572
„Klar Schiff" (Seekriegsnovellen). Herausgegeben von Carl Busse 138
Leitzen, Hans: Der große Krieg 1914 in Feldpostbriefen 139
Levin, Julius: Das Lächeln des Herrn von Golubice-Golubicki 421
Littauer, Ernst: Haßgesang gegen England 136
Lüttich, Aus den Kämpfen um. Von einem Sanitätssoldaten 285
Müller, Fritz: Das Land ohne Rücken 284
Nora, A. de: Das Soldatenbuch . . . 138
Rosen, Erwin: Anekdotenbuch 139
Rosner, Karl: Wir tragen das Schwert 137
Scheffel, Josef Victor von: Briefe an Anton von Werner 573
Schöttler, Horst: Zwischen zwei Kriegen 284
Schussen, Wilhelm: Im großen Jahr . 418
Sparr, Hermann: Feldpostbriefe 1914 139
Voß, Hedwig: Im Dienste des Roten Kreuzes 139
Wolff, Ludwig: Der Krieg im Dunkel 284
Zobeltitz, Fedor von: Kriegsfahrten eines Johanniters 139
Zuckermann, Dr. Hugo: Reiterlied . . 136

Kunstbeilagen

Albrecht, Prof. Carl: Abendspaziergang. Gemälde. Faksimiledruck . . zw. 16 u. 17
Buri, Max: Brienzer Bäuerin. Gemälde. Faksimiledruck . . zw. 436 u. 437
Engel, Prof. Otto Heinrich: Hausdiele. Gemälde. Faksimiledruck . zw. 236 u. 237
Fischer, Clara Elisabeth: Mein Gärtchen. Gemälde. Faksimiledruck zw. 500 u. 501
Fischer, Jakob: Das neue Haus. Gemälde. Faksimiledruck . . . zw. 64 u. 65

Digitized by Google

Seite

Hänisch, Alois: Stilleben. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . zw. 468 u. 469
Hengeler, Prof. Adolf: King Eduard, der „Saemann". Farbige Zeichnung. Faksimiledruck . . . . . zw. 136 u. 137
Jülich, Johannes: Rosenzeit. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . zw. 196 u. 197
Koester, Alexander: Vor dem Stall. Gemälde. Faksimiledruck . zw. 420 u. 421
List, Wilhelm: Das Tulpenbeet. Gemälde. Faksimiledruck . . . . Titelbild
Mathey, Moritz: Sommertag. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . zw. 548 u. 549
Messerschmitt, Prof. Pius Ferdinand: Sommertag in Prien am Chiemsee. Ölstudie. Faksimiledruck . zw. 300 u. 301
Muhrmann, Ludwig: Stilleben. Gemälde. Faksimiledruck . . zw. 264 u. 265
Putz, Prof. Leo: Damenbildnis. Gemälde. Faksimiledruck . . . zw. 56 u. 57
Rasch, Prof. Otto: Aus Alt-Weimar: Im Kirmsschen Garten. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . zw. 328 u. 329
Reusing, Fritz: Vor dem Spiegelschrank. Aquarell. Faksimiledruck . zw. 364 u. 365
Röbbecke, Prof. Moritz: Bildnis der Friederike von Bredow. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . zw. 376 u. 377
Schmidt-Michelsen, Alexander: Blütezeit (Motiv aus Zoebigker i. S.). Gemälde. Faksimiledruck . . zw. 48 u. 59
Schmurr, Wilhelm: Damenbildnis. Gemälde. Faksimiledruck . . zw. 104 u. 105
Schroeder, Johann Heinrich: Heinrich XIV., Fürst Reuß älterer Linie. Pastell. Faksimiledruck . zw. 172 u. 173
Speyer, Prof. Christian: Studie zur „Reiterin". Gemälde. Faksimiledruck zw. 532 u. 533
Tips, Carlos: Margarita. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . zw. 292 u. 293
Wiener, Alfred: Sommermorgen. Motiv aus Wimpfen a. Neckar. Gemälde. Faksimiledruck . . . . . zw. 452 u. 453
Ziesenis, Johann Georg: Maria Barbara Eleonore von Schaumburg-Lippe. Gemälde. Faksimiledruck . zw. 156 u. 157
— — Wilhelm Graf zu Schaumburg-Lippe. Gemälde. Faksimiledruck zw. 148 u. 149

Einschalt- und Text-Bilder

Albrecht, Prof. Carl: An der Treppe. Gemälde. Faksimiledruck 27
— — Aus einem alten Schlosse. Gemälde. Faksimiledruck 31
— — Der Antiquar. Gemälde. Tondruck zw. 20 u. 21
— — Die Stickerin. Gemälde. Tondruck zw. 8 u. 9
— — Im Garten. Gemälde. Faksimiledruck 32
— — Junitag. Gemälde. Faksimiledruck 29
Albrecht, Prof. Carl: Papageientulpen. Gemälde. Faksimiledruck 30

Seite

Albrecht, Prof. Carl: Perlhuhn. Gemälde. Faksimiledruck 28
— — Stilleben. Gemälde. Faksimiledruck 25
Benzinger, E. von: An der Tränke. Bronzebildwerk. Tondruck . zw. 308 u. 309
Buri, Max: Blick auf den Brienzer See. Gemälde. Tondruck 445
— — Dampfschiffahrt. Gemälde. Tondruck 440
— — Das tapfere Schneiderlein. Gemälde. Tondruck 443
— — Die Alten. Gemälde. Tondruck 444
— — Nach dem Begräbnis. Gemälde. Tondruck 439
— — Politiker. Gemälde. Tondruck . 438
— — Politiker von 1847. Gemälde. Tondruck 446
— — Selbstbildnis. Gemälde. Tondruck 437
— — Sonntagsruhe. Gemälde. Tondruck 441
— — Tanzmusikanten. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 444 u. 445
— — Unterhaltung. Gemälde. Tondruck 442
Douzette, Fritz: Frühling. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 120 u. 121
Ehrhardt, Paul W.: Interieur. Gemälde. Tondruck . . . . zw. 540 u. 541
Engelmann, Prof. R.: Das Wildenbruch-Denkmal in Weimar 273
Fritz, Georg: Heidelberg. Farbige Radierung. Faksimiledruck 245
Gallee, Elias: Am Meßberg in Hamburg i. J. 1663. Gemälde. Tondruck zw. 180 u. 181
Genelli, Bonaventura: Die Schlacht des Lykurgos mit Bacchus und den Bacchantinnen. Gemälde . . zw. 388 u. 389
— — Herkules Musagetes bei Omphale. Gemälde. Tondruck . . zw. 396 u. 397
Gérard, François P.: Fürst Talleyrand. Gemälde 112
Gottfried, Oswald: Beim Karpfenwinkel am Starnbergersee. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 340 u. 341
Graf, Oskar: Frühling. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 228 u. 229
Hammer, Viktor: Bildnis einer Dame. Gemälde. Tondruck . . . zw. 404 u. 405
Isabey, J. B.: Der Wiener Kongreß. Gemälde 111
Kraus, Prof. August: Mädchen mit Reh. Bronzebildwerk. Tondruck zw. 240 u. 241
Krüger, Franz: Wilhelm von Humboldt. Zeichnung 114
Lawrence, Thomas: Lord Castlereagh. Gemälde 114
— — Fürst Hardenberg. Gemälde . . 113
Lilien, Karl von: Bildnisgruppe. Bildwerk in Terracotta. Tondruck zw. 96 u. 97
Linde, Hermann: Ziegenfuhrwerk. Gemälde. Tondruck . . . . zw. 556 u. 557
Looschen, Prof. Hans: Nächtlicher Überfall. Zeichnung. Tondruck zw. 576 u. 577
Meid, Hans: Otto Weddigen zum Gedächtnis. Zeichnung . . zw. 140 u. 141

Digitized by Google

Seite

Paeschke, Paul: Straßenbild aus Berlin. Zeichnung 421
Peters, Hela: Todesengel. Radierung 356
Raffael: Bildnis eines Unbekannten. Gemälde 87
Ter Borch, Gerard: Ankunft des holländischen Gesandten zum Friedenskongreß in Münster. Gemälde 105
— — Der Sonderfrieden von Spanien und Holland auf dem Friedenskongreß zu Münster. Gemälde 107
Tischbein, Joh. Heinr. Wilh.: Iphigenie erkennt ihren Bruder Orestes. Gemälde. Tondruck . . . . zw. 164 u. 165
Velazquez: Papst Innocenz X. Gemälde 106
Volkmann, Prof. Arthur: Flora. Marmorbildwerk. Tondruck . zw. 460 u. 461
Wagner, Carl: Bismarck in Versailles mit Thiers und Favre. Gemälde . 109
Welti, Albert: Die Eremiten. Gemälde. Tondruck . . . . . zw. 372 u. 373
Werner, Anton von: Der Berliner Kongreß 1878. Gemälde 116
Winternitz, Prof. Richard: Büglerin. Gemälde. Tondruck . . . zw. 284 u. 285
Ziesenis, Johann Georg: Friedrich der Große. Gemälde. Tondruck zw. 152 u. 153

Kunst, Kunstgewerbe und anderes

Seite

*Bilderbogen, Neue deutsche 567
*Bildhauerwerke in Holz von P. Zumstein, Otto Pilz, Prof. Fritz Klimsch, Wilhelm Hoß, Hermann Blechschmidt 564
*Bismarck-Medaillen, Neue 274
*Börsner, Max: Scherenbilder . . . 131
*Bucheinbände 132
*„Deutsches Barock und Rokoko", das Werk über die Jahrhundert-Ausstellung in Darmstadt 128
*Goethes Nachlaß, Die Neuordnung von 275
*Goetz, Karl: Kriegs- und Spottmedaillen 411
*Hahn, Hermann: Kriegsmedaille . . 130
*Haiger, Ernst: Bau- und Innenkunst 414
*Hammer, Viktor: Selbstbildnis . . . 410
*Hengeler, Prof. Adolf: Kriegstagebuch 134
*Hindenburg-Medaille von A. Löwental 128
*Honold, Georg: Inneneinrichtung . . 562
*Kriegsandenken aus der Werkstatt von K. H. Egon Riester in Pforzheim . 568
*Kriegsmedaillen und Plaketten aus der Prägeanstalt Carl Poellath in Schrobenhausen 129
*Kriegsporzellan der Ph. Rosenthal A.-G. in Selb 568
*Limburg, Josef: Statuette der Kaiserin 130
*Meißner Porzellanaufsatz der Kaiserin Katharina 279
*Namur: Ehrendenkmal deutscher Krieger auf dem Friedhof in 410
*Vieler, Josephine: Stickereien . . . 412
*Wildenbruchdenkmal, Das, in Weimar 273

Digitized by Google

Velhagen & Klasings
Monatshefte
Herausgeber: Hanns von Zobeltitz
und Paul Oskar Höcker

XXIX. Jahrgang 1914/1915 Heft 9. Mai 1915

Die Jugend eines Idealisten

Roman von Gabriele Reuter

(Fortsetzung)

Frank hatte eine Nachricht empfangen, die ihn ganz toll vor Glück machte. Er ging mit einem strahlenden Gesicht wie ein junger Triumphator durch die Straßen von Berlin. Laue Lenzlüfte umfächelten ihn, die alten Weiber mit ihren Körben bunter Blumen hielten ihm Narzissen und Rosen entgegen, die Frauen und Mädchen in ihren reizvollen neuen Frühlingskleidern blickten ihm unter dem Schatten ihrer schwankenden Huträndер verführerisch in die Augen, streiften seine Arme, lächelten auffordernd oder schmachtend. Es war, als bestehe die Bevölkerung der Großstadt in dieser hellen Dämmerstunde nur aus Liebespaaren, die einander suchten, aufeinander warteten.

Frank war es, als wandere er durch eine Wildnis ihm entgegengehaltener Frauenherzen. Das helle, frohe Glück in seiner Seele wurde aufgelöst in dumpfem Brüten, in einem gewaltigen Verlangen, das plötzlich nicht mehr der einen galt, die er doch erwartete — nein, dieser namenlosen Vielheit, die ihn umwogte. Er hätte die Arme ausbreiten und sie alle, alle an seine Brust reißen mögen.

An der Ecke der dunklen und stillen Straße, wo Marlinde Gröna wohnte, wo Baumwipfel über die Mauern ragten und ein Duft von frischem Laub in den Lüften schwebte, blieb er stehen. Ein Herr ging an ihm vorüber, sah ihn an, lächelte ... Frank wurde dunkelrot, als habe der Mann ihm seine Phantasien von der Stirn ablesen können.

Er rannte die vielen Treppen zu Marlinde hinauf und riß heftig an der Klingel.

Sie kam selbst, das Haar hing gelöst in seiner schimmernden Lockigkeit um ihr weiches Gesicht und auf ihre Schultern. Ein durchsichtiger Kimono zeigte mehr von ihrer Schönheit, als Frank in diesem Augenblick zu ertragen vermochte.

Mit barscher Stimme schrie er ihr zu, sich eilig fertigzumachen, aber vernünftige Kleider und nicht etwa ihren verwünschten weißen Mantel ... Er werde nur eine Viertelstunde auf sie warten und zwar draußen auf der Treppe.

Eine tiefe Niedergeschlagenheit befiel Frank, nachdem sie ihn verlassen hatte. Träumerisch zog er die Billette zum Residenztheater, die er besorgt hatte, aus der Tasche und zerpflückte sie bedächtig in kleine Stücke. Daß sie achtzehn Mark gekostet hatten, vermehrte den Genuß an ihrer Zerstörung.

„Marlinde," sagte Frank dumpf, als er neben ihr im Auto in die fernste Ecke eingedrückt saß, „ich bin heute abend nicht zurechnungsfähig! Else Regenhoven kommt morgen nachmittag nach Berlin!"

„Nein, Frank ... Ist es möglich? Was will sie hier?"

Frank erzählte eifrig. Sie fühle sich

 Nachdruck verboten. Copyright 1915 by Velhagen & Klasing

Digitized by Google

zu Hause nicht wohl, störe sicher auch die Mutter in ihrer neuen Ehe. Nun wolle sie für ein Jahr in eine dieser neugegründeten landwirtschaftlichen Schulen im Taunus — etwas sehr Feudales, wo Gräfinnen und Prinzessinnen Küken- und Schweinezucht lernten. Er solle sie auf dem Bahnhof empfangen, sie wolle auf der Durchreise einige Stunden in Berlin bleiben.

„Weiß das ihre Mutter?" fragte Marlinde schnell.

„Elses Mutter? Ja — warum nicht?"

„Ich meine — man wollte sie ja von Ihnen entfernen?"

„Von mir?" fragte Frank im höchsten Erstaunen. „Wie kommen Sie darauf?"

„Ach — ich weiß nicht," meinte Marlinde verdrießlich über ihren unbedachten Einwurf. „Ravignol sagte mal so etwas. Sie sind ja auch viel zu jung zum Heiraten. Wohin fährt uns der Kerl übrigens? Das ist eine Gegend, die ich gar nicht kenne! Frank, rufen Sie ihn doch an."

„Überlassen Sie nur mir, wohin wir fahren."

„Nein, ich will wissen!"

„Also — zur Heilsarmee. Ich habe heute abend keine Lust auf euren Theaterkram!"

„Frank — Sie sind wohl ganz verrückt! Was in aller Welt sollen wir bei der Heilsarmee?"

„O, ich war schon ein paarmal in den Versammlungen. Es ist sehr interessant. Da sieht man Physiognomien wie sonst in ganz Berlin nicht. Sagen Sie, Marlinde — ich muß Sie etwas fragen . . . Glauben Sie nicht auch, daß in einer Verlobungszeit, die jahrelang dauert, fast jedem Manne einmal etwas anderes durch den Kopf geht?"

„Einmal —? Frank, was sind Sie für ein guter, himmlisch dummer Junge! Aber — es ist doch mit der kleinen Regenhoven keine Verlobung?"

„Ich denke, wir betrachten uns beide als gebunden. Darüber muß ich jetzt auch einmal mit Else reden. Es muß ganz klar zwischen uns werden."

„Ich bin ein böser Mensch, Frank! Nur aus Bosheit könnten Sie mich reizen — gerade nur heut abend, während sich das rosenrote Elschen Ihnen entgegensehnt . . ."

„Pfui Teufel! Gut, daß Sie den Namen jetzt gesagt haben —! Das hat mich zur Besinnung gebracht! Sie sind wahrhaftig böse — und das Böse ist so schauderhaft verlockend . . . Aber wie würde ich Sie hassen, Marlinde. Ja — hassen! Dagegen Else — die habe ich lieb — ja lieb! Daß Sie's nur wissen!" Er schrie es ihr mit lauter Stimme zu. „Ihr fühle ich mich im Innersten verwandt. Zu ihr gehöre ich — und Sie bleiben mir immer etwas Fremdes, etwas Süß-Unheimliches. Das ist der Unterschied! — Ich wollte jetzt, wir wären bald angelangt."

„Ich wollte nach Hause," klagte Marlinde.

„Nein, kommen Sie mit. Das wird Sie zerstreuen. Nur weinen Sie nicht! Ums Himmels willen! Dazu ist kein Grund! Wir sind doch gute Freunde — wenn Sie auch manchmal unausstehlich sind."

Marlinde seufzte. „Ach Frank, vielleicht werden Sie noch einmal — noch sehr oft bereuen . . . Armer Kerl . . ."

‚Wie eitel doch die Frauen sind,' dachte Frank ernüchtert.

Der Weg zum Versammlungssaal führte über einen großen übelriechenden Hof. Vor der Tür sprachen einige Heilssoldaten miteinander.

„Sie halten mich für eine Kokotte," flüsterte Marlinde Frank ins Ohr.

Auf den Bänken hockte armes Volk, viele Kinder, die bescheiden zuhörten.

Die Feier war schon in vollem Gange. Auf der Plattform schritt ein kräftiger Mann mit einem Schnauzbart und einem ungewöhnlich langen, energischen Kinn hin und her. Er sprach dabei in englisch klingendem Deutsch von den Erfahrungen, die die Seele mit den Tücken und den unerwarteten Angriffen des Satans zu bestehen habe.

In einer jovial-derben Art erzählte er, wie sich vielleicht Soldaten beim Lagerfeuer von den Überfällen eines Feindes unterhalten.

„Aber wir wollen schon aufpassen — wir wollen ihm keine Gelegenheit geben, bei uns einzudringen," rief er fröhlich. „Wir sind in einer Versicherungsgesellschaft, die ist auf den Namen Jesus Christus abgeschlossen! Nicht wahr — wir können den Satan durchs Schlüsselloch sehen und

Digitized by Google

an die Fenster klopfen lassen. Wir wissen, daß wir ganz ruhig sein können, weil wir auf Jesu Namen versichert sind! Halleluja!"

Es schlug in seine großen sehnigen Hände und rief noch einmal laut: „Halleluja!"

Die Versammlung klatschte gleichfalls in die Hände und rief: „Halleluja! Halleluja!"

„Wir wollen unserer Freude über unsre Versicherung Ausdruck geben, indem wir aus dem Kriegsruf das schöne Lied singen:

Der Feind vor den Toren,
Er schadet uns nicht,
Wenn wiedergeboren
Die Seele dem Licht.
O Jesu, o Jesu, wir danken dir all
Mit Pauken, Trompeten, mit fröhlichem Schall!
Halleluja, Halleluja!"

Ein Mann schlug am Klavier die Melodie an. Mit Begeisterung stimmte die Versammlung den Gesang an. Bei dem Kehrreim bliesen die Trompeten, der Zinkenist bearbeitete sein Instrument, und die Pauke dröhnte. Alles klatschte im Takt in die Hände und stampfte mit den Füßen. Besonders die Kinder beteiligten sich mit dem größten Eifer an dieser munteren geistlichen Übung.

Ein junges Mädchen am Ende der Bank, auf der Frank und Marlinde saßen, rückte ein wenig näher und bot mit freundlichem Lächeln ihren Kriegsruf an. Dankend nahm Frank das Blatt entgegen. Das junge Mädchen zog sich bescheiden auf seinen Platz zurück. Sie trug keinerlei Abzeichen der Angehörigkeit zur Armee, sondern einen billigen Panamahut, von einem hübschen seidenen Schal umschlungen.

„Wer mag die nun sein?" fragte Marlinde leise ihren Begleiter.

„Schwer zu sagen," antwortete er, nachdem er noch einmal einen verstohlenen Blick hatte über das Mädchen gleiten lassen. „Sie könnte ebensogut eine Geheimratstochter wie ein kleines Ladenmädchen sein. Aber lieb sieht sie aus. Erinnert ein wenig an Else — finden Sie nicht?"

„Ach, die sehen Sie jetzt überall," gab Marlinde gereizt zurück.

„Es ist hauptsächlich der Blick, der mich an sie gemahnte," sagte Frank leicht gerührt. „Und eine hübsche Stimme hat sie! Hören Sie nur!"

„Na ja, es geht. Wir wollen auch mitsingen, Frank! Das ist ja köstlich, dieser Radau!"

Frank und Marlinde lasen, die beiden Köpfe dicht zueinander gebeugt, die Worte von dem Zeitungsblatte. Kamen die Schlußzeilen, so hob sie ihr trotziges Kindergesicht, sang den Kehrreim laut und jauchzend mit und klatschte in die Hände, daß es nur so eine Art hatte.

Ein altes Männchen, von der Gicht krumm gezogen, das in der Reihe vor ihnen saß, blickte sich um und nickte Marlinde beifällig zu.

Ihre Augen leuchteten, ihre Wangen hatten sich gerötet — Frank schaute sie begeistert an.

Einige Personen aus der Versammlung traten auf, um zu erzählen, wie sie von Gottes Geist gepackt worden waren, oder wie es auch ihnen gelungen sei, den Schlingen des Satans zu entweichen. Das meiste, was diese schüchternen, ungelenken Leute an Bekenntnissen hervorbrachten, klang herkömmlich und wenig überzeugend. Marlinde begann zu gähnen. Nur als eine recht reizlose Frauensperson erzählte: einmal sei sie im Auftrag der Armee nach Kopenhagen gereist, und da habe sie deutlich gesehen, wie der Feind in Gestalt eines Herrn in einem schwarzen Rocke mit ihr denselben Zug bestiegen habe, zog Marlinde eilig ihr Taschentuch hervor und versteckte ihr Gesicht darin, um ein Lachen, das sie unwiderstehlich anfiel, zu verbergen.

Aber gleich begann ein anderer Mann mit einer weichen, lockenden, suggestiven Stimme zu beten: Der Heiland möge ihnen heut — gerade heute an diesem Abend viel Seelen schenken — Seelen, die sich erretten lassen wollten durch den Ruf:

Kommt zu Jesus!
Kommt zu Jesus!
Kommt — kommt ohne zu zögern —!
Kommt zu Jesus!
Laßt ihn nicht warten!
Heut ist deine Stunde und deine — und deine!

„Folge dem Ruf in deinem Herzen! Hörst du nicht Jesu Stimme? Laßt ihn nicht zu lange warten! — Wir wollen beten, alle laßt uns beten, daß den Seelen geholfen werde, die im Kampfe ringen — die nicht kommen wollen und die doch wissen, daß sie kommen müssen! Um

Digitized by Google

Buße zu tun! Heute abend noch — heute abend noch!"

Schweigen — atemloses Schweigen der Erwartung. Ein junger Bursche erhob sich. Aller Blicke richteten sich auf ihn. Er fiel von Scham überwältigt wieder auf seinen Platz zurück, wo er ganz verschwand, weil er den Kopf tief zwischen die ineinandergerungenen Arme preßte.

Es folgte ein leises Rauschen und Raunen, die meisten der Anwesenden sanken auf die Knie, stützten die Köpfe auf die gefalteten Hände oder legten die Hände vor die Gesichter, murmelten, stöhnten, seufzten. Lautlos erhob sich hie und da in den Bänken ein Bruder oder eine Schwester. Sie glitten durch die Reihen zu diesem und jenem Beter, neigten sich nach seiner Seite, umfaßten mit einer Gebärde voller Liebe seine Schultern und flüsterten ihm leise Worte ins Ohr. Auch zu dem jungen Menschen, der bereits auf dem Wege zum Heil gewesen und beschämt wieder zurückgesunken war, trat ein älterer Soldat, kniete neben ihm nieder, faßte seine beiden Hände und betete mit ihm.

„Unheimlich!" flüsterte Marlinde ihrem Begleiter zu. Er nickte unmerklich. Frank hatte die Hände übereinander gelegt. Weil er nicht recht wußte, was er beten sollte, und es ihm doch wie eine Störung oder wie ein heimliches Unrecht vorkam, sich in diesem Augenblick aus der emporsteigenden Gebetswelle zu entfernen, sprach er innerlich die Worte des Vaterunsers, wie er seit Jahren gewohnt gewesen war, sie bei den sonntäglichen Gottesdiensten zu wiederholen.

Bei der Stelle: Führe uns nicht in Versuchung, stutzte er, hielt inne und dachte des Nachmittags und des Sturmes, der ihn durchbraust hatte.

Etwas wie ein Dankgefühl überkam ihn, daß er jetzt hier stand, an diesem fremdartigen und seltsamen Orte, wo er ganz gewiß doch nicht hatte hingehen wollen, wohin ihn nur eine unbegreiflich tolle Laune getrieben.

Der Gesang erscholl aufs neue, lauter, lockender, begleitet von allen Instrumenten, verstärkt durch das rhythmische Händeklatschen, während das überzeugende Flüstern und Raunen an den Ohren der Schwankenden wie eine geheimnisvolle Unterströmung voll unergründlicher Kräfte dabei seine Arbeit fortsetzte.

Eine Frau, ein Mütterchen, einfach, sauber in Kleidung und Gebaren, erhob sich. Sie warf einen zögernden Blick auf den alten Mann an ihrer Seite, der mißbilligend den Kopf schüttelte. Es war ihr offenbar peinlich, einen so auffälligen Schritt zu tun und sich vor aller Welt Augen nach dieser Bußbank zu begeben. Augenscheinlich aber war es eine Macht, stärker, als ihr armer Verstand zu begreifen vermochte, die sie dorthin trieb. Und so taumelte sie, den Kopf, den ein dunkles Tuch umhüllte, tiefgesenkt, weinend, zu diesem rätselvollen und lockenden Ziel — einer ahnungsvoll-seligen Vereinigung mit dem höchsten Gott entgegen, die auf jener harten Holzbank ihrer wartete.

Das Lied wurde unterbrochen, ein Jauchzen erscholl: „Dem Herrn eine Seele, dem Herrn eine Seele!"

Eine Schwester war gleich bei der Alten, sie ermutigend zu umfangen, sie auf solche Weise gleichsam in die Gemeinschaft der Heiligen aufzunehmen. Angefeuert durch das Beispiel der einen folgte nun auch gleich der vorhin zögernde junge Mensch, dessen fahles, von Lastern entsetzlich verheertes Gesicht ganz von Tränen überflutet war. Es folgten drei — vier andere, Mädchen, Männer, Frauen.

Immer glühender wurde die geistige Atmosphäre in dem nüchternen und häßlichen Saal — immer inbrünstiger, fiebernder das Danken, Beten und Lobpreisen. Mit unsichtbarem Flammengelober schien es die irdische Saaldecke durchbrechen zu wollen, um sich hinaufzuschwingen in die Räume des ewigen Alls, wo der gütige Vater, um den die Weltenheere ihre Bahnen rollten, die Arme ausbreitete, die verlorenen und wiedergefundenen Kinder an sein allgewaltiges Herz zu ziehen.

Marlindes nervöse, empfängliche Natur berauschte sich an dem Fluidum dieser glühenden Inbrunst.

Was anfangs ein kindisches Spiel gewesen, wurde zu einem ungewohnten, erregenden Genuß: mitzujauchzen, mitzubeten, mitzusingen, in die Hände zu klatschen und den Körper rhythmisch hin- und herzuschwingen. Wilder und wilder, eine schöne Bacchantin, nahm sie teil, und ihr

Digitized by Google

Beispiel wirkte auch auf den jungen Mann an ihrer Seite heftiger anfeuernd, bis ihn plötzlich bei ihrem Anblick ein Schrecken befiel. Den Kopf zurückgeworfen, die Augen halb gebrochen und mit einem schmachtenden Lächeln um den verführerischen roten Kindermund hauchte sie ihm zu: „Frank, Frank — fühlen Sie nicht, wie es lockt und zieht — ach — es will mich haben! Frank — da ist der Frieden . . . Frank! Ich gehe — ich gehe hin zu Jesus — Halten Sie mich nicht . . . Hin zu Jesus! Hin zu Jesus!" sang sie laut mit einem Ausdruck völliger Hingerissenheit.

„Marlinde! Um Gottes willen! Machen Sie keine Dummheiten! Es wäre ja geradezu Lästerung!"

„Sie haben mich doch hierhergebracht! Warum — wenn ich nicht tun soll, wozu es mich treibt?"

Sie riß den Mantel ab, warf ihren Hut auf die Bank und strebte heftig hinaus, während Frank, vor Zorn und Scham dunkelrot geworden, sie an der Hand festzuhalten suchte.

„Lassen Sie mich! Sie haben mir nicht zu befehlen!" rief sie gellend, riß sich von ihm los und lief blitzschnell durch den Mittelweg auf die Bank zu, wo sie laut schluchzend neben dem jungen Menschen mit dem blassen Verbrechergesicht niederfiel.

„Eine neue Seele," verkündete der Leiter auf der Plattform in sachlichem Ton. „Lasset uns dem Herrn danken für diese neue Seele. Halleluja!"

Das Ereignis erregte nun doch Aufsehen in der Gemeinde. Man tuschelte und flüsterte, dabei ging der Gesang unbehindert weiter. Es zeigte sich die innere Zucht, unter der alle diese Menschen standen, in dem Umstand, daß sich nur wenige neugierige Blicke auf die bußfertige, vornehme Sünderin richteten.

Zu Frank trat einer der Offiziere. „Seien Sie überzeugt," sagte der Mann gemessen, „daß keinerlei Zwang von unserer Seite auf die Dame ausgeübt werden wird. Wir kennen solche Fälle zur Genüge. Ist es ihr Ernst, so wird sie von selbst wieder zu uns kommen, wenn nicht — nun dann wird Gott andere Wege mit ihr vorhaben."

Frank nickte etwas beruhigt.

„Sie ist sehr erregbar — ich glaube, sie ist krank," stotterte er. „Übrigens — ich bin nicht mit der Dame verwandt, sie ist ganz frei in ihren Entschlüssen."

Die Versammlung wurde nach einem letzten Dankgebet des Redners geschlossen, die Anwesenden strömten hinaus.

Frank wußte durchaus nicht, was nun geschehen und wie er sich benehmen sollte. Er verwünschte die Laune, die ihn angetrieben hatte, Marlinde hierherzuführen. ‚Sie wird diese ehrlichen, frommen Leute betrügen,' dachte er erbittert, ‚wie sie uns alle betrügt mit ihrem Wesen, das in tausend Farben schillert, von dem man nie weiß, wie es eigentlich beschaffen ist.'

Seufzend nahm er ihren Mantel und ihren Hut von der Bank, um sich zu ihr zu begeben, obgleich er viel lieber heimlich davongelaufen wäre.

Es kam ihm jedoch allzu unritterlich vor, sie hier allein zu lassen.

Er bemerkte, wie die Blicke des jungen Mädchens, das neben ihm gesessen hatte, unverwandt auf ihm ruhten. Er lächelte sie an, hilflos und verlegen.

„Gewiß hat die Dame schon viel Trauriges erlebt," sagte das Mädchen in einem warmen Ton.

„Ja, das hat sie wohl," antwortete Frank ärgerlich. „Aber darum braucht man sich doch nicht gleich wie eine Irrsinnige zu benehmen."

„Nein, gewiß braucht man nicht, aber wenn das Herz aus dem Gleichgewicht gekommen ist, tut man es eben. Sie benehmen sich doch gewiß auch nicht würdevoll, wenn Sie rasende Zahnschmerzen haben!"

„Da haben Sie recht, das tue ich wirklich nicht! Sowie mir etwas fehlt, bin ich gleich ganz aus dem Häuschen und denke, noch nie auf der Welt ist jemand so krank gewesen wie ich!"

„So denken wir alle," sagte das schlanke blonde junge Kind und sah ihn noch immerfort mit ihren klaren, frohen Augen an. „Bitte, bitte seien Sie nicht häßlich zu der Armen! Schelten Sie nicht mit ihr! Es ist gewiß soviel wund in ihrer Seele!"

„Ich verspreche es Ihnen," sagte Frank und dachte dabei: ‚Sie sieht Else ähnlich, — und morgen — morgen kommt Else! Kommt mein Lieb! Ach Gott — wie gut — wie gut! Wie ist doch alles andere so gleichgültig!'

Digitized by Google

Draußen rief er das nächste Auto an, setzte Marlinde hinein und verabschiedete sich kurz von ihr.

Sie lächelte nur sonderbar fremd und gähnte übermüdet.

⁂ ⁂ ⁂

Auf dem Fernbahnhof Zoologischer Garten stand Frank, eine weiße Seidenpapiertüte mit roten Rosen in der Hand.

Gleich würde der Zug, der Else Regenhoven trug, in die Halle einfahren. Franks Herz klopfte, daß es ihm vor den Augen flimmerte. Gott sei Dank — er fühlte nur noch das eine, daß er sie liebte, mit allem, was jung und stark und frisch und gut in ihm war.

Frank hatte seiner Mutter nichts von Elses Besuch in Berlin gesagt, weil er ja nicht wußte, ob Else Minuten — eine Stunde — mehrere Stunden für ihn haben würde, jedenfalls im Verhältnis zu seinen Wünschen nur eine winzige Spanne Zeit. Er wollte sich die Stimmung für dieses kurze Glück nicht stören lassen. Seine Mutter liebte Else nicht. Es war ihm schmerzlich rührend, in jedem von Elses Briefen ihre heiße Verehrung und Begeisterung für die Frau durchglänzen zu sehen, die doch von dieser treuen Hingebung so wenig bewegt wurde. Es erkältete sein Herz mehr und mehr gegen sie, wenn er sehen mußte, daß seine Mutter keine Sympathie für die beiden weiblichen Wesen zeigte, denen er nun doch einmal sein Gefühl zugewandt hatte, so verschieden sie auch sein mochten: Marlinde und Else.

Heut war ihm Marlinde ganz fern gerückt.

Er dachte immerfort mit einem Erinnern voll wonniger Süße an den Augenblick, als er einst beim Abschied die Lippen des jungen Mädchens mit den seinen berührt hatte. Ein banges, scheues Erwarten war in ihm, ob sie ihm heut beim Wiedersehen eine gleiche Gunst schenken würde ... Er wußte, daß er nie den Mut haben würde, sie darum zu bitten. Nie auch war in den vielen Briefen, die sie gewechselt hatten, eine Andeutung an den einen flüchtigen Kuß zu finden gewesen. Keiner von ihnen beiden hatte in ihrem Briefwechsel von Liebe oder von Zukunftswünschen und Hoffnungen zu reden unternommen — nur ein leiser Unterstrom von Zärtlichkeit klang durch alles, was sie berichteten. Lebendig aber beherrschte jedes Schreiben das Bedürfnis, nichts zu verheimlichen, sich gegenseitig ganz zu erschließen, sich immer besser, tiefer kennen zu lernen.

So wenigstens hatte dieser Briefwechsel im Herbst begonnen. — Allmählich war von Franks Seite und endlich auch bei Else eine gewisse Zurückhaltung eingetreten. Es ließ sich nicht leugnen: die Briefe wurden kürzer und seltener. Ja — auch Elses Briefe waren soviel kühler ... dachte Frank mit einer unbestimmten Sorge. —

Eine weiße Rauchfahne erglänzte draußen im Sonnenschein, die Riesenschlange des Schnellzuges dröhnte fauchend in die Halle. Die Menschen auf dem Bahnsteig liefen hin und her, überflogen die Fenster, aus denen ungeduldige Reisende den Trägern Taschen und Koffer reichten. Dort — dort, das rosige Gesicht unter dem weißen Strohhütchen ... Die schlanke Gestalt stieg vom Trittbrett herab, mit keckem Sprung auf den Bahnsteig!... Und Frank an ihrer Seite. Und Hand lag in Hand und Auge blickte in Auge — ein scheues, frohes Lächeln von ihm zu ihr, von ihr zu ihm, und sie wußten aufs neue: Wir gehören zueinander.

In all dem Drängen, dem Rufen der Menschen, den Bewillkommnungs- und Abschiedsszenen gingen sie still dem Ausgang zu, schauten sich immerfort an, als wollten sie jeden Zug ihrer Gesichter wiedererkennen und auswendig lernen.

Drüben, nahe dem Bahnhof, gab es eine kleine Konditorei. Dort setzten sie sich an dem runden Marmortischchen einander gegenüber. Frank erkühnte sich und legte seine Hand auf die ihre. Seine Augen fragten wortlos die Fragen aller Fragen und bekamen die ersehnte Antwort.

Er lehnte sich zurück — seufzte, das Mädchen sah, wie ein blitzender Tropfen sich durch seine Wimpern drängte, und war so selig.

„Also — dann — ist alles gut?" fragte er ungeschickt vor innerer Bewegung.

„Alles gut!" wiederholte sie erglühend und zog ihr Tüchlein, weil ihr die Tränen hemmungslos hervorstürzten.

„Nun erzähle —!"

Der Bann war gebrochen. Sie berichtete. Eilig, die Worte überhastend, voll

Digitized by Google

innern Jubels und mit einer heimlichen Schelmerei.

Sie befand sich ja auf der Reise in den Taunus. Um ein Jahr lang in der modernen Haushaltungsschule zu lernen — so dachten die Eltern. Aber sie wollte gar nicht dorthin. Sie hatte ganz andere Pläne. O — ganz andere! Was denn für Pläne? Nach dem Haushaltungskurs müßte sie ja doch wieder heim. Und sie wollte nicht. Sie wollte sich selbständig machen. Das taten jetzt alle Mädchen! Dorthin nicht wieder! — Mama?! Ach Gott — so sehr nahe hatte sie Mama nie gestanden — die hatte ja immer ihr eigenes Leben geführt. Das sah sie jetzt erst so recht, wenn sie zurückschaute. Sie war vielmehr Papas Kind, hatte ihn auch viel lieber gehabt. Und nun — ein anderer an seiner Stelle — sie konnte nicht darüber hinweg. Ihm, dem Herrn von Tissow, wäre es auch lieber, sie ginge. Ach, sie hatte es ja so deutlich gesehen, wie er diese Haushaltungsschule in Vorschlag brachte, Erkundigungen einzog — wie er Mama zuredete ...

„Ich begreife nur nicht, daß sie dich die weite Reise allein machen lassen," sagte Frank. Er fand es nicht richtig in seiner jungen strengen Ritterlichkeit, fand es eigentlich auch nicht richtig, daß sie hier mit ihm saß.

„Mama ist leidend ..." Else wurde rot und sah von ihm weg. „Der Arzt hat ihr das Fahren verboten. Herr von Tissow will sie nicht allein lassen, er sorgt sich um sie. Es ist da irgend etwas nicht in Ordnung — ja — ich weiß nicht... Nun, mit ihm wäre ich auch nicht gefahren!" Sie warf den Kopf trotzig zurück.

„Hinter mir im Abteil saß übrigens Frau von Matzdorf, die mich bis hierher gebracht hat und es auch weiter sollte. Ich habe ihr vorgelogen, mein Vetter und meine Tante hätten heute früh telegraphiert, sie wollten mich einen Tag bei sich haben!"

Das blonde Mädchen jubelte sie nur so heraus, diese entzückende, lachende Lüge.

Und er fiel begeistert ein: „So bleibst du heut abend?"

„Ja — ja, ich werde im christlichen Hospiz wohnen, in der Marburger Straße. Dort stieg Papa immer ab und Tante Amalie. Man kennt unseren Namen. Da kann ein junges Mädchen ganz gut allein übernachten. Das habe ich immer gehört!"

„Du bist ja ein kleiner Racker — du — Else!"

„Ja, nicht wahr? Doll! Ich weiß auch eigentlich gar nicht, wie ich zu dem Mut komme!"

„Wirst du nicht Unannehmlichkeiten haben mit deinen Eltern?"

„Und wenn?" Sie machte eine mißachtende kleine Bewegung mit der rechten Schulter. „Die beiden sind völlig mit sich beschäftigt, das ist ein Getue und eine Zärtlichkeit! Was kümmern die sich viel um mich. Sie denken jetzt nur an den ‚Erben von Krojanke'. Und wenn der erst da ist — ach Frank, dann bin ich ganz heimatlos."

Er sah die Tränen über ihre erblaßten Wangen laufen. Er bemerkte plötzlich auch, daß die kindliche Rundung ihres Gesichtes schmal und zart geworden war; Kummer und Ratlosigkeit blickten ihn aus ihren Augen an.

„Else — heimatlos bist du nie, solange ich lebe."

„O Frank — das — das ist so lieb von dir. Aber — Frank ..." Ihre Stimme wurde matt, hoffnungslos: „Du mußt ja noch solange studieren... Und dann — ach, wer weiß, wie schnell du mich vergessen hast, wenn wir uns niemals sehen!"

Frank schüttelte den Kopf. Sie fuhr eifrig fort: „Ich muß deine Mutter sprechen. Unbedingt! Wenn nicht heute abend, dann morgen. Eher reise ich nicht ab, sie soll mir raten. Ich will zur Bühne gehen, Frank!"

Da war's heraus — das große Geständnis. Sie sah ihn triumphierend an.

„Else, bist du des Teufels? Das tue mir nicht an — nur das nicht!"

„Aber Frank, Lieber, sieh doch, was deine Mutter geworden ist!"

Frank kniff die Lippen zusammen und schwieg trotzig.

Sie schilderte nun, wie ihr der Gedanke gekommen sei. Entschieden fühlte sie Talent in sich. Sie wolle bei seiner Mutter studieren. Die müsse ihr die Erlaubnis der Eltern erwirken. Herr von Tissow sei ja schließlich nicht ihr Vormund und habe eigentlich nichts über sie zu sagen. „Frank

Digitized by Google

— ich habe viel gelitten — innerlich — es läßt sich schwer ausdrücken — so manches läßt sich kaum sagen ..."

Sie schwieg eine Weile, Frank wartete ungeduldig.

„Mama ist eifersüchtig auf mich," flüsterte sie dann. „Ich sehe es deutlich. Einmal, als ich mit Herrn von Tissow allein im Zimmer war — ich weiß nicht mehr, worüber wir sprachen — es war etwas ganz Gleichgültiges — ach ja ... er fragte, warum ich das Reiten aufgegeben hätte — ich solle doch des Morgens eine Stunde mit ihm reiten — da kam Mama herein — fragte, wovon die Rede sei. Herr von Tissow sagte es ihr, und sie machte eine Szene — Frank — es war entsetzlich — niemals vorher habe ich Mama in solchem Zustand von Wut gesehen ... Nie, nie will ich von meiner Mutter solche Worte wieder hören — lieber gehe ich nach Amerika — oder ins Wasser!" Sie sprach leise, aber voll mühsam unterdrückter Leidenschaft, ihre Tränen strömten, sie versuchte, ein lautes Schluchzen zu beherrschen.

Frank war schneeweiß geworden.

„Else, liebt er dich?"

„O Frank! Wie kannst du so etwas Abscheuliches denken!"

„Alles ist möglich!"

„Das nicht — das nicht! Herr von Tissow ist ja ein tadelloser Ehrenmann. Nie ist er mir anders begegnet, als mit einer gütigen Höflichkeit. Nach dem Auftritt mit Mama war er es ja gerade, der auf meine Entfernung drang."

„Du verteidigst ihn sehr warm ..."

Des Mädchens blaue klare Augen glänzten noch feucht von den eben vergossenen Tränen, als sie sie mit einem großen ernsten Blick auf ihn richtete.

„Lieber Frank ..." sagte sie nur, aber die Worte drangen ihm wie eine Versicherung, gegen die es keine Zweifel mehr gab, ins Herz. Er faßte über den Tisch nach ihrer Hand und hielt sie eine Weile mit festem, starkem Druck.

„Nun höre einmal, Else," begann er langsam und ernsthaft, „heim darfst du mir nicht wieder. Aber zum Theater lasse ich dich auch nicht!"

„Ja, warum ...?"

„Ich kenne nun das Theater und die Mädchen dort ..." Er schüttelte sich. „Nein — um Gottes willen, da gehörst du nicht hin!"

„Aber deine Mutter?"

„Ach, Else, Mama ist etwas ganz Besonderes! Ganz für sich — nicht zum zweitenmal auf der Welt. Und doch — auch sie — Else — ich muß da viel überwinden, glaube mir."

„Du schwärmtest doch so sehr für sie als Künstlerin!"

„Ja — solange sie mir eine Fremde war. Ach, ich glaube, die Kunst und die Liebe gehen nie gut zusammen — in keiner Gestalt. Künstler und Künstlerinnen sollten wie Priester leben — ganz einsam und für sich. In Tempeln. Angebetet sollten sie werden. Aber nicht menschliche Beziehungen haben — Familie — vor allem keine Familie!"

„Frank, wie wunderlich du denkst!"

„Ja, das sind so meine inneren Erlebnisse. Sie haben mich Kummer genug gekostet. Elsing — du nicht! Du nicht auch noch — Lieber heiraten wir gleich!"

„Ach Frank!" Sie brach in ein glückseliges Gelächter aus. „Das ist ja ganz unmöglich!"

„Vielleicht ist es im Augenblick unmöglich! Aber dann gehe du in deine feudale Haushaltungsschule und lerne Kükenzucht, und in einem oder spätestens zwei Jahren habe ich alles vorbereitet und mir Papas Einwilligung erzwungen. Von deiner Mutter sagst du ja selbst, daß sie dich nicht ungern hergeben wird. Wenn ich Papa deine Stellung in den neuen Verhältnissen schildere, wird er schon Einsehen haben. Er hat dich doch auch lieb ..."

„Das hat er," sagte Else nachsinnend, „das habe ich oft bemerkt."

Frank fuhr fort, seine Zukunft zu überdenken. „Ich muß mein Jahr dienen — dabei widme ich mich ganz dem landwirtschaftlichen Studium, lasse Philosophie und Nationalökonomie und all das Zeug beiseite, gehe gerade aufs Ziel zu. Nach dem Dienstjahr sechs Monate praktische Lehre — das muß genügen. Dann bitte ich Papa, mir vorläufig Nienhagen, weißt du, das Vorwerk jenseits des Sees, zur Bewirtschaftung zu überlassen. Es wird schon gehen! Alles geht, was man will! Einrichten müssen wir uns freilich. Große Sprünge dürfen wir nicht machen!"

Digitized by Google

Die Stickerin

Gemälde von Prof. Carl Albrecht

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

„Ach, du lieber Frank!“ Sie war nun doch wieder rosig erglüht bei seinen Plänen. „Wie ist das alles wundervoll! Zu schön, viel zu schön, um daran zu glauben!“

Er sah in ihrem strahlenden Gesicht, wie unbedingt trotz ihres geäußerten Zweifels ihre Zuversicht zu ihm war.

„Nun wollen wir zu meiner Mutter gehen. Sie spielt heut abend nicht und ist sicher zu Haus. Du sollst nicht allein in diesem Hospiz sitzen und traurig sein. Du mußt bei uns wohnen. Ob wir Mama alles sagen, was wir vorhaben, das weiß ich noch nicht. Jedenfalls soll sie dir selbst über deine Theaterpläne Bescheid geben. Und auch sonst ... Nun, wir werden ja sehen!“

Frank war nicht so zuversichtlich zumute, wie er sich Else gegenüber gebärdete. Er fühlte es deutlich genug, daß dieser Besuch der Mutter nicht erwünscht kommen würde. Indessen — hatte sie nicht auch manches Bedenken gegen seine Freundschaft zu Marlinde Gröna gehabt und doch am Ende alle Abneigung zurückgeschoben und sich seinen Wünschen gefügt? Bei dieser Erwägung wallte in ihm der Siegesmut auf, das Triumphgefühl des kraftvollen jungen Mannes, der sich die Welt und besonders die weibliche Welt sich untertan und seinem Willen gefügig vorstellt. —

Elena saß, ihre seltene Muße genießend, in der Loggia, die von blühenden Rhododendren, Tulpen und Narzissen bunt umsäumt war. Sie hatte in dem tiefen Korbstuhl den Kopf bequem an ein seidenes Polster gelehnt und träumte ein wenig, ohne eigentlich scharf zu denken; sie freute sich auf den Abend mit Frank und schaute sinnend einer kleinen roten Wolke nach. Losgelöst von den goldenen Glanzbergen des westlichen Himmels schwamm das zarte Gebilde durch das blasse Ätherblau dahin wie ein verwehtes Rosenblatt — immer zarter, immer leichter werdend, nur noch ein Hauch von Farbe und Form, endlich zerrinnend, als sei es nie gewesen.

‚Wie zauberlieblich war es noch eben,‘ dachte Frau Elena, ‚und in einer Viertelstunde werde ich es vergessen haben, wie man alles vergißt — den Schmerz und die Schönheit und die Liebe! Ist es nicht das Traurigste, was wir erleben müssen, dieses Vergessen? Stört Heinrich Tissow mir noch das Behagen dieser Ruhestunde? — Nein — wenn ich ehrlich gegen mich sein will, er tut es nicht mehr. Wenn ich des Morgens erwache, freue ich mich wieder auf den Tag und auf den frischen Mund meines Jungen.‘

Ein Unbekannter war ihr jetzt der Mann, der dort oben irgendwo im Posenschen der Gatte ihrer Lebensfeindin geworden war. Alle zarten, süßen Beziehungen zwischen ihrer und seiner Seele waren doch wohl nur Spiegelungen ihrer eigenen Phantasie gewesen.

Wie seltsam dieses eine Jahr alles in ihr und um sie her verändert hatte. Sie war wieder Mutter geworden, war es mit Leidenschaft und Hingabe. Ach — warb sie nicht um die Liebe dieses Jungen mit einer zitternden Inbrunst, wie nie um eines Mannes Liebe von ihr geworben war! Mutterliebe, welch ein eigen Ding —! Das stärkste und treueste aller Gefühle, und sollte doch immer teilen mit so vielen anderen, sollte doch immer zurückstehen, immer sich auslöschen ...

Ging es nicht über das Maß menschlichen Vermögens, was hier das Leben unbarmherzig von allen Frauen — von allen gleichmäßig forderte —?

Sie erinnerte sich flüchtig der leicht erotisch gefärbten Huldigung, die ihr der junge Gattern zuteil werden ließ, und wie sie seine halb scherzhaften, halb ernst gemeinten Aufmerksamkeiten zuweilen leise ermutigte, nur um Frank nicht als die säuerlich-ältliche Mutter, die Strenge und Moralisierende zu erscheinen — um seine Eifersucht ein wenig, ein klein wenig zu reizen.

Auch hier, in diesem heiligsten und reinsten Verhältnis zweier Menschen zueinander, spielten die Gewalten der Anziehung und Abstoßung, die alle Beziehungen zwischen Männern und Frauen — zwischen Menschen überhaupt — dämonisch lenken, ihre verhängnisreiche Rolle. So erkannte sie mit schmerzlicher Seelenerschütterung. Und sie sagte sich dann wieder zum Trost, daß diese Gewalten den Gesetzen zugerechnet werden müssen, die nicht nur alles Menschliche, sondern darüber hinaus die Geleise der Weltenkörper, der Weltenseelen zu regeln und in Bewegung zu halten bestimmt seien.

Digitized by Google

Elena hing in letzter Zeit gerne solchen Philosophien nach, die ihr eigenes, in seinem beschränkten Umfang so merkwürdiges Leben in einen Zusammenhang zu den ewigen Harmonien des Alls zu bringen suchten. Und zuweilen vermeinte sie in dem, was ihr bisher nur eine Reihe von wirren, grausamen oder freundlichen Zufällen zu sein schien, etwas wie einen leitenden Faden, eine geheime Notwendigkeit zu spüren. Sie fragte sich hin und wieder mit einem unbestimmten Dankgefühl, ob jener Gott ihrer Kinderjahre, dem sie unter bitteren Schmerzen längst den Abschied gegeben hatte, nicht doch am Ende auch ihr winziges Sein in allmächtigen Händen trage. Sie hatte lange geglaubt, einer solchen Empfindung nicht nachgeben zu dürfen, denn wenn es ein Göttliches gab, so schien es ihr nur in der Offenbarung der Weltkräfte selbst verehrungswürdig. Es schien ihr verkleinert, seiner unendlichen Tiefe beraubt, wenn man es in Beziehung zur einzelnen Menschenseele und gar zu einem äußeren menschlichen Lebenslauf zu setzen versuchte. Sie schalt sich abergläubisch und belächelte ein Schwachwerden ihrer Gehirnkräfte. Dennoch geschah es ihr immer wieder, daß es sie überkam wie ein Ausruhen in einem unendlichen Frieden, der tiefer und erquickender war als alles Ruhen oder Genießen, welches sie bisher gekannt hatte.

So saß sie träumend, dem stillen Gefühl eines frohen Geborgenseins hingegeben, als das Auto, welches Frank und Else trug, vor ihrer Türe hielt.

Im ersten Augenblick glaubte Elena, es sei Marlinde, die neben Frank saß. Sie erhob sich ein wenig und beugte sich lächelnd über das blumenbestandene Geländer der Loggia, um ihrem Sohn und Frau von Gröna ein Scherzwort zuzurufen. Sie sah Frank einen kleinen Koffer aus dem Gefährt heben, und sofort erkannte sie auch, daß die junge Dame, der er die Hand zum Aussteigen geboten hatte, bedeutend kleiner war als Marlinde und ohne deren königlichen Anstand in der Haltung. Sie hob den Kopf, grüßte zu Elena hinauf. Frank rief: „Ich bringe unerwarteten Besuch!“ ... Elena stand erzitternd — stand und fühlte einen kühlen Schauder bis tief in ihre Seele hinein — ein Wissen, daß mit dem Mädchenfuß, der nun ihre Schwelle überschritt, die Sorge und das Leid, der Kummer zu ihr eindrang.

Sie suchte sich zu fassen, sie suchte Haltung zu gewinnen, um das harmlose Geschöpf nicht zu verstören, ihren Sohn nicht zu beleidigen. In diesen kurzen Augenblicken aber, während sie sich langsam, schwer in den Gliedern umwandte, den Ankömmling zu begrüßen, stieg eine kalte Feindschaft, ein rücksichtsloser, böser Haß gegen das Mädchen in ihr auf, gegen diese blonde Tochter ihrer blonden Mutter, die Unglück und Verheerung gebracht hatte, wo sie Elenas Lebensweg kreuzte. Der Wille erhob sich hart und streng in ihrem Geiste: wenn hier jemand leiden mußte, dann sollte das Mädchen es sein; Frank sollte erspart werden, was ihm nur erspart werden konnte.

Die Begrüßung fiel steif aus und kühler noch, als Frank gefürchtet hatte, trotzdem Else mit den unbefangenen Bewegungen ihrer weichen Jugend der verehrten Frau entgegenflog, um ihr die Hand zu küssen.

„Bitte, halten Sie mich nicht für dreist ... Frank wird Ihnen erklären — Gewiß, ich reise morgen weiter ... Mit dem frühesten Zuge, den es gibt! Ich mußte Sie nur sprechen! Liebe Frau von Welzien — Sie sind ja doch Franks Mutter, und darum dachte ich, Sie würden auch meine Freundin sein!“

Das Mädchen brach in Tränen aus vor diesem kühlen, bleichen Frauenantlitz mit dem festgeschlossenen Munde, mit den ernsten Augen, die über sie hinweg auf irgendein Nahendes sahen, das hinter ihr stand, das ihr selbst unsichtbar blieb. Diese Augen, die ihr eine Angst einflößten, wie sie früher niemals vor der großen Künstlerin gefühlt hatte.

„Sie verurteilen mich,“ klagte sie weinend. „Ich tue etwas Ungewöhnliches — ja — ich weiß es jetzt — o Frank — erkläre doch deiner Mutter ...“

„Es ist kein Grund zum Weinen vorhanden, liebes Kind,“ sagte Elena ruhig. „Ich war bestürzt, Sie so unerwartet hier zu sehen. Kommen Sie herein, legen Sie ab. Frank, bestelle uns Tee. So — so ist's recht ... Erst werden Sie sich ein wenig erquicken, und dann werden wir ja hören, was das kleine Fräulein uns zu sagen hat!“

Digitized by Google

In der nächsten halben Stunde erfuhr Elena alle die wirren, leidenschaftlichen Pläne der beiden jungen Menschenkinder. Elses phantastische Theaterabsichten wurden von ihr mit einem Lächeln und einer Handbewegung abgetan. Sie blickte aber auch in die seelischen Leiden, die dem feinfühligen Mädchen durch die neue Ehe ihrer Mutter auferlegt wurden, und sie verstand die stürmische Ritterlichkeit ihres Jungen, mit der er das liebe Kind aus allem Schweren in seine Arme zu retten suchte.

Frank bot seine ganze Liebenswürdigkeit auf, um seine Mutter zu überzeugen, sie müsse ihnen beiden Helferin und Schützerin werden. Das Mädchen an seiner Seite erglühte und erbleichte, das goldig-rosige Köpfchen schamvoll gesenkt; ein glückseliges Lächeln um ihren noch so kindlichen Mund begleitete die heftigen Bitten des jungen Mannes.

Nachdem Franks Beredsamkeit sich erschöpft hatte, blickten beide Elena erwartungsvoll an, so wie nur junge Liebe blicken kann, wenn ihr Geschick auf des Messers Schneide schwankt. Sie sahen, wie große Tränen sich aus Elenas Lidern rangen, wie sie schwer über die fahl gewordenen Wangen niedertropften. Sie beobachteten, wie ein Ausdruck furchtbaren Schmerzes Gewalt über das Antlitz vor ihnen gewann. Und das Herz erstarrte ihnen beiden vor diesem unbegreiflichen Kummer, vor diesem Grauen, das die Frau erschütterte und ihre Züge verzerrte. Frank fühlte ein tödliches Bangen in sich aufsteigen. Konnte all sein Lieben, Hoffen und Kämpfen vergebens sein? Konnte es zertreten werden von Gewalten, gegen die es kein Auflehnen gab?

Er wußte seiner Mutter nichts mehr zu sagen. Er hätte nicht noch einmal bitten können —. Elenas Schweigen lastete auf ihnen, erstickend wie der Deckel eines Sarges auf blühendem Leben.

„Dieses alles kommt so jäh über mich," sprach Elena endlich mit einer klanglosen, heiseren Stimme. „Ihr müßt mir Zeit lassen, mich hineinzufinden, ich muß eure Lage erst einmal überdenken. Nicht wahr, das müßt ihr doch einsehen, ihr zwei Brauseköpfe und Sturmvögel?"

Ein Lächeln, das nur wie eine Verzerrung des Mundes wirkte, begleitete den mühsamen Versuch eines Scherzes.

Elena entfernte sich, um, wie sie sagte, ein Gastzimmer für die Nacht herrichten zu lassen. Als sie nach einiger Zeit wieder eintrat, sah man, daß sie geweint hatte. Aber sie war jetzt ruhig und gelassen. Sie forderte Else auf, sich nach der langen Fahrt ein wenig herzurichten, später wollte sie mit ihr und Frank in die Stadt fahren. Sie wies das junge Mädchen darauf hin, an die Schule, die zweifellos ihre Ankunft erwarte, ein Telegramm zu senden. Sie plauderte mit ihr, als sei sie nur eben ein liebenswürdiger und im übrigen gleichgültiger Besuch. Nach all den stürmischen Offenbarungen von Wünschen und Gefühlen, die sie sich noch vor wenigen Stunden kaum zugestanden haben würden, waren die jungen Menschen nun befangen und schweigsam. Der Abend verging bei den Klängen einer heiteren Operettenmusik, später in einem vornehmen Gasthaus, wo man ein erlesenes kleines Mahl einnahm. Frank und Else glitten unvermerkt zurück in den Ton von Kameradschaft, der ihnen seit so vielen Jahren gewohnt gewesen war. Der leidenschaftliche Auftritt des Nachmittags lag hinter ihnen allen wie etwas Unbegreifliches. Und doch war das Unbegreifliche erlebt. Wenn Frank sich jäh der kummervoll geschlossenen Augen seiner Mutter, ihres qualverzerrten Mundes erinnerte, beschlich ihn aufs neue die unendliche Hoffnungslosigkeit, die Furcht vor etwas Unausweichlichem.

Am nächsten Morgen verlangte seine Mutter in einem strengen Ton, den sie ihm gegenüber sonst nicht anschlug, er solle seine Vorlesung nicht versäumen.

Frank stand zögernd. „Ich muß nach dem Kolleg noch einen Augenblick zu Frau von Gröna gehen. Ich hatte ihr versprochen, bei ihr zu essen. Und wenn sie vergebens warten soll — das verträgt Marlinde nicht!"

Else blickte Frank gespannt und erregt in das ehrliche Gesicht. Sie hatte viel von Marlinde Gröna gehört aus seinen Briefen. Allzuviel, wie ihr oft scheinen wollte.

„Telegraphiere ihr doch ab!" sagte sie leise, und ihre Lippen zitterten ein wenig.

„Nein, das geht nicht — du kennst Marlinde nicht! Sie macht dann gleich

Digitized by Google

so schrecklichen Lärm. Sie ist wirklich zuweilen nicht ganz zurechnungsfähig. Ich werde nur ein paar Minuten bei ihr sein. Vor zwölf Uhr bin ich wieder hier!"

Er umfaßte Elses liebliche Gestalt, das feine Gesicht, das heute bleich und zart unter den hellen Haaren erschien, mit einem Blick von solcher Wärme, daß das Mädchen ihn wie eine süße Liebkosung empfand. Ihr Lächeln gab ihm Vertrauen und Herzlichkeit zurück.

⁂ ⁂ ⁂

„Sprechen Sie mir einmal das Veilchen von Goethe — oder irgend etwas anderes. Ein Gedicht, das Sie gerne haben," sagte Elena zu dem jungen Mädchen. Else stand vor dem Kamin und blätterte in den Zeitschriften auf dem kleinen runden Tische.

‚Sie hat Ähnlichkeit mit Frank,' dachte Elena. ‚Die Linie des Profils, der frische, liebenswürdige Mund, das kräftige, eigensinnige Kinn . . . — Sonderbar — Welzien hatte das Kinn doch nicht, aber seine Mutter — ja — seine Mutter . . . Auch die Hände sind von ihr, die langfingerigen Aristokratenhände mit den aufgebogenen Fingerspitzen . . . Mein Gott, mein Gott! Es ist ja kein Zweifel möglich . . .'

„Nun, — mein Kind, überwinden Sie Ihre Verlegenheit — sprechen Sie das Veilchen. Nicht mit theatralischen Effekten, bitte, sondern so innig und herzlich, wie es Ihnen möglich ist!"

Else Regenhoven sprach das Veilchen. Ihre Stimme zitterte und versagte am Schlusse vollständig. Es kam ihr der Vortrag auch plötzlich vor wie eine lächerliche Komödie: sie würde ja doch nie zur Bühne gehen.

„Es ist nichts," sagte sie, heftig errötend und setzte sich in einen der Ledersessel am Kamin, während sie ihr Tüchlein zog, um sich die hervorspringenden Schweißperlchen zu trocknen.

„Nein — es ist nichts," bestätigte Elena. „Das mißglückte Veilchen wäre übrigens kein Beweis. Im Grunde ergibt es sich erst während des Unterrichts, ob jemand Talent und Theaterblut in sich hat oder nicht. Wären Sie die Tochter einer Wäscherin oder eines herumziehenden Schmierenkomödianten, würde ich es immerhin mit Ihnen versuchen. Da ist wenigstens Gewöhnung an die Roheiten des Lebens vorhanden, eine gewisse seelische und körperliche Abhärtung, die der Tochter aus gutem Hause fehlt — und die man auf der Bühne vor allem braucht."

„Aber Sie selbst, gnädige Frau?" fragte Else bescheiden.

„Ich — ? Kind, ich kam von einem Schiffbruch. Das härtet auch. —"

Sie haftete ihre großen Augen mit dem glänzenden, eindrucksvollen Blick auf das junge Mädchen.

„Sie haben Kraft, ich sehe es Ihnen an, und Sie werden sie noch bewähren — in einem anderen Beruf! Warum wollen Sie nicht studieren? Ärztin werden? Hinaus in die Kolonien gehen? Dort braucht man Frauen, wie Sie eine werden: klar, gesund — tatkräftig!"

„Sie wollen mich von Frank trennen?" sagte Else und hob den Kopf, schneeweiß erbleichend.

„Ja — das will ich," antwortete Elena schwer und ernst. „Das muß ich, Kind."

„Warum? Sagen Sie mir den Grund?"

Elena schwieg.

„Sie lieben meine Mutter nicht?" forschte Else. „Ich habe das wohl gefühlt. Damals in Rom — und — und — wie soll ich es sagen . . . Herr von Tissow — die Heirat von Mama mit ihm, war Ihnen ein Schmerz . . . Ich weiß es ja! Ich habe es ja gesehen!"

„Kind," sagte Elena traurig, trat näher und strich dem Mädchen über sein glänzendes Haar, — es war goldschimmernd und herrlich wie das ihrer Mutter. „Diese Dinge sind überwunden und könnten wohl vergessen werden. Halten Sie mich für so klein, um einer eigenen Herzensenttäuschung willen ein junges Glück zu stören? — Else, ich habe Ihnen eine schwere Sache zu sagen. Sie müssen jetzt die Wahrheit wissen, was auch dabei zerbrechen mag für Sie — für Sie noch mehr als für Frank — —"

Das Mädchen hob den Kopf und wartete.

„Else, Kind — haben Sie sich niemals Gedanken darüber gemacht, daß die Ehe Ihrer Mutter mit Ihrem . . . nun — mit Herrn Regenhoven nicht glücklich war?"

„Papa lebte sehr für sich. Er war kränklich, brauchte viel Schonung; ich habe

Digitized by Google

nichts anderes gedacht, als es müsse so sein zwischen Eheleuten. Erst jetzt — in letzter Zeit — ja — es ist, als lernte ich meine Mutter jetzt erst kennen."

Ein schmerzlicher, ja ein verachtender Zug prägte sich um ihre Lippen. Sie schüttelte heftig und in einer Art von innerer Abwehr den Kopf. „Ich gönne ihr ja das Glück — müßte ich nur nicht zusehen!"

„Wenn Sie älter geworden sind, werden Sie Ihre Mutter milder beurteilen. Sie gehört zu den Menschen, die hemmungslos den Bedürfnissen ihrer Natur folgen. Für das Leid anderer hat sie dabei kein Empfinden. Else — Ihre Mutter war der Grund, weshalb ich einst mein Haus und meinen Mann und mein Kind verlassen mußte!"

Das Mädchen starrte sie an, die Augen weit offen, auch den Mund geöffnet, mit einem blöden Ausdruck von Entsetzen.

„Haben Sie sich niemals Gedanken gemacht über die nahe Freundschaft des Herrn von Welzien zu Ihrer Mutter?"

„Das — das durfte ich doch nicht . . ." stammelte das Mädchen. „Einmal — ja, da hörte ich ein Wort von den Dienstboten — ich habe es nur halb verstanden . . ." Ihre Augen weiteten sich immer mehr, ihre Lippen begannen heftig zu zittern.

„Die Verbindung Ihrer Mutter mit Welzien war nicht nur Freundschaft. — Sie bestand schon vor meiner Heirat," fuhr Elena fort, sehr leise und ohne Ausdruck. „Sie bestand weiter — bis ich die beiden überraschte und meinen Gatten verließ. In demselben Jahr seid ihr geboren — Frank und du — von uns beiden Frauen."

„Nein — nein —!"

Solange sie noch auf Erden wandelte, hat Elena den Schrei nicht vergessen, nicht die hilfeflehend gegen sie ausgestreckten Hände des unglücklichen Kindes.

⁂ ⁂ ⁂

Noch lag Else wimmernd auf dem Teppich, als sie Frank heimkehren hörten. Das Mädchen sprang auf und lief mit der hilflosen Angst einer Verfolgten in das anstoßende Zimmer. Frank riß die Tür auf — in demselben Augenblick sah seine Mutter, daß auch er die Wahrheit erfahren hatte.

„Mein Junge, mein armes Kind!"

Er lag an ihrer Brust und schluchzte sich Erleichterung.

Else mußte das hören — und sie hörte es auch. Leise kam sie herein, kalkweiß mit rotbrennenden Augen in dem gedunsenen Gesicht, beide Hände fest geballt an die Brust gedrückt.

„Frank — lieber Frank — ich will ganz stark und mutig sein, Frank!"

„Es ist nicht wahr!" schrie er und stampfte mit dem Fuß. „Es darf nicht wahr sein!"

Er riß sie an sich, küßte sie, wie er sie nie geküßt.

„Lieber erwürge ich dich, als dich freizugeben," keuchte er.

Sie rang in seinen Armen, — stieß ihn von sich, rettete sich zu seiner Mutter, wühlte ihren Kopf in deren Kleider. „Hilf mir doch von ihm," weinte sie. „Hilf mir doch!"

Elena hielt das Mädchen fest an ihrer Brust und blickte mit ernsten Augen zu dem Sohn hinüber.

Der sah sie nicht mehr. Mit gesenktem Kopf stand er in unbegreiflichen Schrecken versunken. Elena führte das Mädchen mit sanftem Zwange hinaus und in ihr kleines Gastzimmer.

„Legen Sie sich ein wenig nieder," mahnte sie und trat zum Bett, die Decke aufzunehmen. In dem gleichen Augenblick hob Else die Arme, als ringe sie nach Luft, und schwankte hin und her. Ehe noch Elena ihr beispringen konnte, schlug sie rücklings auf den Boden.

Die Ohnmacht war lang und tief.

Man mußte einen Arzt rufen. Mit Hilfe der Köchin hob Elena das Mädchen auf das Bett, löste ihr die Kleider, ließ sie Riechsalz atmen. Als sie die Augen wieder öffnete, schüttelte Frostkrampf die jungen Glieder. Jeder Versuch zum Sprechen mißlang, sie mußte sich mehrere Male erbrechen.

Elena umsorgte die Erkrankte. Ein ödes Bewußtsein von einer schauerlichen und mißlungenen Tat lag über ihr.

⁂ ⁂ ⁂

Frank saß auf dem Sessel, auf dem vorhin das Mädchen die tödliche Botschaft entgegennehmen mußte. Die Hände zwischen den Knien, den Oberkörper gebeugt, der Blick leer geworden. — „Ravignol

Digitized by Google

weiß es aus Ihres Vaters eigenem Munde —" Das Wort Marlindens fühlte er wie einen Hammer in seinem Hirn klopfen. Er fühlte es wie einen unerträglichen, unmenschlichen Schmerz.

Das Hin- und Hergehen der Frauen, die geflüsterten Fragen und Befehle, wie sie in einem plötzlichen Erkrankungsfalle das Haus mit unheimlicher Unruhe füllen, schlugen an sein Ohr.

. . . Wenn sie doch nie wieder erwachte . . . Wenn er doch auch so in den Tod hinüberschlummern könnte . . .

Er hörte den Arzt kommen, mit seiner Mutter auf dem Flur leise Worte tauschen, hörte ihn bei der Kranken eintreten und nach einer Weile das Haus wieder verlassen.

Seine Mutter trat zu ihm.

Er hob den Kopf und sah sie fragend an.

„Sie ist wieder bei Besinnung. Der Arzt hat ihr Morphium gegeben. Ich ließ Martha bei ihr. Sie ist im Einschlafen, und es soll sie auch kein Blick auf mich mehr beunruhigen."

Frank ergriff seiner Mutter Hand und drückte seine Wange dagegen. So stand sie eine Zeitlang neben ihm und sah auf sein blasses, erschöpftes Gesicht nieder. Plötzlich schleuderte er die tröstende Hand wie etwas Feindliches von sich, warf ihr einen wilden, bösen Blick zu und ging schnell hinaus.

⁂ ⁂ ⁂

Die Nacht legte ihr Dunkel um das Haus. Aus zweien seiner Fenster glimmerte trüber Schein — hinter dem einen saß Frank und fürchtete sich vor den kommenden Stunden wie vor unendlichem Grauen. In dem schmalen Eckzimmer rangen Elses Sinne sich allmählich los aus der schweren Bewußtlosigkeit, in die das Schlafmittel sie für viele Stunden versetzt hatte. Sie warf sich unruhig hin und her, stöhnte und lag dann wieder still in einem traumhaften, wirklichkeitsfremden Zustand. Elena saß ihr nahe, am Tisch bei der verhängten Lampe, hielt, um sich zur Ruhe zu zwingen, ein Buch in der Hand und beobachtete über dessen aufgeschlagene Seiten hinweg die Bewegungen der Kranken.

Mit einer schläfrigen Stimme sagte Else: „Meine Glieder sind so schwer, als könnt' ich gar nicht aufstehen. Und ich muß doch morgen früh abreisen."

Elena legte das Buch nieder, kam zu ihr und setzte sich auf die Kante des Bettes. „Zuerst müssen Sie sich erholen, liebes Kind. Sie werden morgen still im Bette bleiben. So hat es der Arzt bestimmt, und wir werden ihm folgen, nicht wahr? Die Anstalt ist bereits benachrichtigt, daß man Sie erst in einigen Tagen erwarten soll."

Else lag eine Weile stumm. „Hier kann ich doch nicht bleiben," murmelte sie. „Nein, das ist ganz unmöglich."

„Alles ist möglich, was man will!"

„Ich will aber nicht! Nein . . ."

Sie warf den Kopf heftig auf den Kissen hin und her. „Ich kann ihn nicht wiedersehen, jetzt noch nicht." Sie wimmerte leise.

„Das sollen Sie auch nicht," sagte Elena sehr sanft. „Frank hat keinen anderen Gedanken, als wie er Sie schonen will. Morgen früh verläßt er das Haus und bleibt, solange Sie hier sind, bei seinem Vetter."

„Wie geht es ihm?" flüsterte das Mädchen scheu.

Elena schwieg einige Augenblicke. „Er ist ein Mann und wird sich durchkämpfen," antwortete sie ausweichend.

Else hob jäh den Kopf. „Gehen Sie zu ihm! Bitte, bitte!" sagte sie flackernd erregt. „Ich will hier liegen, keine Bewegung machen. Ich verspreche es Ihnen — Sie können sich auf mich verlassen. Gehen Sie doch zu ihm!"

„Er will mich nicht sehen, Kind," murmelte Elena undeutlich.

„Mir ist so bange! Gehen Sie doch bis an seine Tür!" Sie warf die Decken ab, richtete sich halben Leibs empor, als wolle sie aufspringen und selbst hinüberlaufen. Noch immer flogen ihr die Glieder in dem krampfigen Zittern, das sie am Morgen befallen hatte. Elena drückte sie in die Kissen und ging hinaus, ihr den Willen zu tun. Sie schlich an Franks Tür und horchte.

„Wer ist dort?" fragte er barsch, wie sie seine Stimme nie vorher gehört hatte.

„Ich bin es — Mutting," flüsterte Elena.

„Laß das, Mutter, bitte. Laß mich allein!"

„Else bat mich, nach dir zu sehen." So demütig war ihre Stimme.

Er stöhnte. „Sage ihr, sie soll schlafen und gesund werden. Ich bin keine Memme.

Digitized by Google

Ich will schon mit dem Schicksal fertig werden."

„Ja, Frank, das will ich ihr sagen. Ich danke dir."

Elena schlich zurück und richtete die Botschaft aus.

Else weinte sanft und still. Nach einer Weile wurde sie unruhig. Dann überfiel das Erbrechen sie wieder. Elena unterstützte sie, gab ihr Eispillen zu schlucken und legte ihr einen kühlen Umschlag auf den Kopf.

‚Es ist doch eine Gehirnerschütterung von dem Fall gegen die Bettkante . . .' dachte sie dabei. ‚Aber — was weiß man denn? Vielleicht ist körperlicher Schmerz jetzt das beste für sie.'

Ein langes Telegramm war bereits am späten Abend von ihr nach Krojanke abgesandt worden, an Tissow adressiert — man mußte ja die Mutter in ihrem Zustande schonen. Elena hoffte, man werde ihr unter den obwaltenden Verhältnissen die Pflege des jungen Mädchens überlassen, zumal sie die Versicherung abgegeben hatte, Frank werde am Morgen das Haus verlassen und vor Elses Abreise nicht dorthin zurückkehren. Das Telegramm war absichtlich unbestimmt gehalten, mußte ja so abgefaßt sein. Es sprach nur von einem unerwarteten Besuch des Mädchens, von einer plötzlichen Erkrankung, die der Arzt für ungefährlich halte, die aber einige Tage unbedingter Ruhe erfordere.

Mochte Frau von Tissow unter den vorsichtig gewählten Worten die Wahrheit ahnen. Elena kannte die naive Selbstsucht dieser Frau gut genug, um sich zu sagen, daß solche Ahnungen sie eher fernhalten, als in die Nähe der erschütterten Tochter treiben würden.

Sie selbst getraute sich wohl, mit Klugheit und Vernunft den beiden jungen Menschen über die Krisis fortzuhelfen, ihnen Richtlinien für ihre verwirrten Gefühle zu geben. Frank war die Gesellschaft und die Aussprache mit dem gelassenen und nüchternen Gattern, der nichts auf der Welt tragisch nahm, jetzt heilsamer als ihre eigene Gegenwart. Sie verstand sich im Augenblick besser mit dem Mädchen, fühlte mit ihr als Frau zu Frau, während der Sohn, den sie hatte schonen wollen, sich zürnend gegen sie wandte.

Elena versuchte sich stark zu machen. Die nächsten Tage würden schwer sein — gewiß. Aber war es nicht am Ende gut, daß die Dinge sich so gefügt hatten und Klarheit geschaffen worden war statt des schwülen, verlogenen Zustandes, in dem alle die älteren wissenden Menschen mit einer Art von erstarrter Feigheit befangen gewesen waren und in der sie die beiden Jungen hatten ihren gefährlichen Weg gehen lassen — immer weiter — immer noch ein Schrittchen weiter . . .?

Nun mußten Frank und Else sich entschieden vor die Entsagung stellen! Nun gut! Sie waren doch nicht die ersten, die eine junge Liebe aufgeben mußten! Elena dachte zurück, mit welcher Inbrunst reifer Jahre ihre Leidenschaft für Heinrich Tissow sie verzehrt hatte, — welche namenlosen Schmerzen der Verzicht auf seinen Besitz ihr bereitet hatte — er, der nun der Stiefvater dieses leidenden Kindes geworden war und ahnungslos sein Teil beitragen mußte, die Krisis zu beschleunigen. Was galt Elena heute nacht Heinrich Tissow? Sein Bild war leblos und fern. So würde, vielleicht schon nach einem Jahr, Frank für Else und sie für ihn etwas Lebloses, Fernes geworden sein. Nur über die erste Zeit weghelfen mußte man ihnen. Else würde verschwinden, und Frank sich an ihr Mutterherz flüchten und ihr danken — am Ende . . . ja — aber bis dahin . . .

Else stöhnte unter ihrem Eisbeutel und schob unruhig den Kopf auf den Kissen hin und her.

Elena beugte sich über sie. „Sind die Kopfschmerzen stärker?" fragte sie besorgt.

„Ich weiß nicht," murmelte das Mädchen, das die Augen geschlossen hielt. „Das Bett geht immer so auf und nieder."

„Sie sind noch ein wenig schwindlig von dem Fall. Es wird morgen besser sein."

Die Kranke tastete nach ihrer Hand, Elena drückte die ihre sanft.

„Ich möchte etwas sagen. Aber es ist alles gleich wieder fort — ich weiß gar nicht, wie das ist!"

„Sie sollen nicht sprechen, liebes Kind. Versuchen Sie zu schlafen!"

„Ja — ja . . . Verzeihen Sie mir nur . . ."

Digitized by Google

„Ihnen — mein Gutes, Ihnen habe ich doch nichts zu verzeihen."

„Daß ich geboren bin," kam's leise von den blassen zitternden Lippen. „Ich schäme mich so — ich schäme mich so . . ."

„Mein Armes, Sie werden verstehen und verzeihen lernen, — wie ich es längst verziehen habe." ‚Ich lüge ja,' dachte Frau Elena, indem sie diese Worte so liebevoll, als es ihr nur möglich war, dem dahingestreckten Mädchen zuflüsterte, — ‚ich hatte ja nicht verziehen — ich wollte mich ja rächen — ja das wollte ich . . .' Und ein Entsetzen kam sie an: über sich selbst, über das abgründig Menschliche, das nicht vergeben kann — . . . Sie wußte es ja, daß es sich nicht nur um Frank handelte — ihrer Lebensfeindin hatte sie eine Wunde schlagen wollen . . . Und sie hatte sie gut getroffen, mitten in das Herz ihres Kindes hinein, Auge um Auge — Zahn um Zahn . . . Wie grauenhaft war es doch, was sie hatte tun müssen, wie fremd dem Empfinden aller ihrer Tage, das nach Ergebung und vornehmem Frieden rang. Gott im Himmel — Gott im Himmel! Wie durfte sie es wagen, hier trösten, leiten, führen zu wollen? Sie, die selbst zum Spielball dunkler Mächte geworden war?

Heuchelei — Lüge — schleimige, widerliche Lüge, so erschien ihr jedes Wort, das sie zu der Kranken sprach.

Leise zog sie sich zurück, rückte ihren Stuhl aus dem Lichtkreis der Lampe, damit kein zufälliger Blick dieses hingerichteten Geschöpfes auf sie fallen konnte. Sie saß im Dämmerdunkel stumm, die Hände im Schoß gefaltet, viele Stunden lang und rang mit ihrem Haß wie mit einem lebendigen Feinde.

Gegen Morgen hörten das leise Stöhnen, die ruhelosen Bewegungen zwischen den Kissen auf, eine friedliche Stille zeigte, daß Else für eine kleine Weile Vergessen gefunden hatte. Elena erhob sich vorsichtig und schlich hinaus zu Frank. Ihr Herz pochte in harten Schlägen, sie spürte es erstickend bis zum Hals hinauf. Sie tastete an seiner Tür — Gott sei Dank — sie war nicht verschlossen. Die Gasflamme brannte noch immer mit leisem Surren. Frank saß am Schreibtisch, hatte den Kopf auf die Platte gelegt, der Arm hing an der Seite herunter. Sie beugte sich über ihn — mit unsäglicher Beruhigung hörte sie die starken, regelmäßigen Atemzüge eines Schlummernden. Sie drehte das Licht aus. Durch die unverhüllten Fensterscheiben drang ein blasser, rosenfarbener Frühlingsmorgenglanz.

Elena stand einen Augenblick vor dieser lichten Helle des neuen Tages. Dann noch einen Blick auf Frank, der, so in der unbequemen Stellung vom Schlaf übermannt, ihr Herz mit einer heiligen Rührung füllte, und sie schlich mit der äußersten Vorsicht hinaus.

⁂ ⁂ ⁂

Elena hielt die Antwort aus Krojanke in der Hand. Sie lautete: „Wenn Else reisefähig, sofort heimkommen. Erwarten Bericht des Arztes. Frau von Tissow."

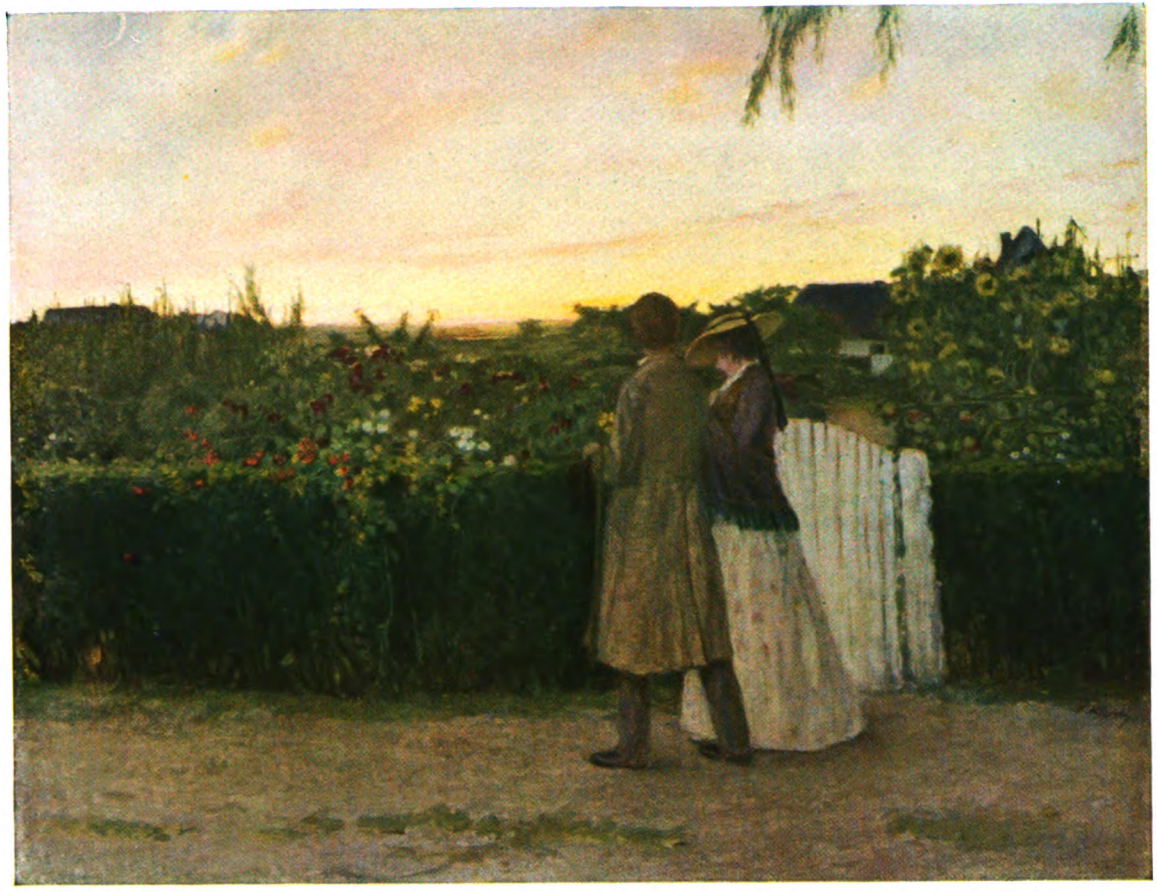
Etwas wie Mißtrauen klang durch die letzten Worte. Frau Schneider konnte sie beleidigend finden, wenn sie wollte. Aber sie wollte nicht.

Es galt nur die Frage, ob dem Kinde diese Schreckensbotschaft heute schon in geeigneter Weise mitgeteilt werden könne, oder ob man damit noch warten müsse. Else befand sich bedeutend besser, als es noch gestern zu befürchten war. Elena hatte ihr ein wenig Milch aufgenötigt. Der Schwindel war fast geschwunden, die Kopfschmerzen hatten sich wenigstens vermindert. Doch sah sie sehr bleich und herzbewegend zart aus, mit dem geduldigen Leidenszug auf dem feinen blonden Gesicht.

Frank hatte einige Sachen zusammengepackt und sich schon früh von seiner Mutter verabschiedet. Gattern war, von Frau Schneider am Abend zuvor benachrichtigt, erschienen, den Vetter abzuholen. Die Gegenwart dieses Verwandten hielt jeden Gefühlsausbruch zwischen Mutter und Sohn zurück, und sie empfanden den Zwang entschieden als Wohltat. Nur als Frank seine Mutter küßte, sagte er ihr leise ins Ohr: „Mutting — sorge dich nicht um mich, hörst du? Ich werde mich schon durchfinden. Sei nur gut zu dem Kind! Sie hat noch mehr verloren als ich."

Mutter und Sohn drückten sich fest die Hand. Frau Schneider blickte mit einem Gefühl von Stolz seiner kräftigen Gestalt nach, die, stramm aufgerichtet, dem voranschreitenden Gattern folgte. Es war doch

Digitized by Google



Abendspaziergang. Gemälde von Prof. Carl Albrecht

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

ein ganzer Mann — ihr lieber, lieber Junge.

Etwas später kam der Arzt. Man hatte ihn nur in allgemeinen Umrissen dahin aufgeklärt, daß eine jähe seelische Erschütterung die Ohnmacht bei der Kranken hervorgerufen habe. Der Fall auf den Hinterkopf mochte dann eine leichte Gehirnerschütterung zu dem Nervenchok gefügt haben. Frau Schneider fragte, ehe sie ihn bei dem jungen Mädchen eintreten ließ, nach den Möglichkeiten einer Rückreise zu den Eltern ins Posensche. Der alte Herr meinte, einige Tage Bettruhe würde doch wohl noch nötig sein, und erklärte sich auf Elenas Wunsch gern bereit, der Mutter der Patientin seine Ansicht mitzuteilen.

Er fand das junge Mädchen in einem besseren Zustande als er es erwartet hatte. Sie beantwortete seine Fragen klar und sicher. Wohl zitterten die Hände noch, und ein Schauder lief durch den jungen Körper, als er ihr Handgelenk faßte, um die Pulsschläge zu zählen. Tiefe, dunkle Schatten lagen um die Augen, die dadurch einen ernsten, geheimnisvollen Ausdruck bekamen, der ihnen sonst nicht eigen war. Aber Else nahm sich sichtlich sehr zusammen; sie wollte stark sein, um diesen fremden Mann nicht hineinsehen zu lassen in ihren Herzensjammer. Und so gelang es ihr, zu lächeln, ja mit einem freundlichen Scherz auf seine üblichen Doktorspäße zu erwidern.

„Ja, nun werden wir also heut noch artig liegen bleiben, mein liebes Fräulein," bestimmte er zuletzt. „Nur leichte Kost genießen — keinen Kaffee, keine Alkoholika. Sollten wieder Schmerzen im Kopf oder Schwindel eintreten, legen wir den Eisbeutel auf. Zeigen sich keine krankhaften Symptome mehr, so können Sie morgen etwas aufstehen, ein wenig an die Luft gehen — in zwei bis drei Tagen steht dann Ihrer Heimfahrt nichts im Wege. Bei solchen Fällen wirkt ein Wechsel der Örtlichkeit erfahrungsgemäß recht wohltätig."

Damit war der Fall für den Vielbeschäftigten erledigt. Er empfahl sich, um im Nebenzimmer das Telegramm an Frau von Tissow aufzusetzen.

Elena war es durchaus unlieb und erschreckend, daß der zerstreute Herr trotz ihrer Mahnung zur Vorsicht von der Heimreise überhaupt sprach. Sie kehrte eilig, nachdem er sich verabschiedet hatte, zu dem Mädchen zurück. Else saß aufgerichtet im Bett, die Wangen heiß gerötet.

„Nach Haus reise ich nicht!" rief sie Frau Schneider heftig entgegen. „Ich kann jetzt meine Mutter nicht sehen! Ich will sie nicht sehen! Niemals wieder! Sie ist meine Mutter nicht mehr! Ich verabscheue sie!" Das Mädchen warf sich zurück, wühlte den Kopf in die Kissen, schluchzte laut und gewaltsam.

„Kind, Kind — Sie sollen ja auch nicht. Wir wollen nur Zeit gewinnen, um einen Ausweg zu suchen ..."

„Sie hat telegraphiert, ich soll heimkommen?" fragte Else. „Sagen Sie mir die Wahrheit! Ich sah es an Ihrem Gesicht, als der Doktor anfing, von der Reise zu sprechen. Warum haben Sie denen dort oben Nachricht gegeben? Was gehen sie mich noch an? Ich habe keine Heimat mehr! Ich will keine haben!"

Welch ein Ausbruch von Zorn und Leidenschaft! Nie würde in ruhigen Tagen ihn Elena diesem friedlichen, rosigen Geschöpfchen zugetraut haben. So stark fühlte sie, so stark — welch ein bitterer Kampf stand ihr dann noch bevor.

„Kind — Ihr Zustand war gestern abend besorgniserregend! Ihre Eltern mußten darum Kenntnis haben. Es wäre gewissenlos von mir gehandelt ... Und nun will Ihre Mutter sich begreiflicherweise mit Ihnen aussprechen — wenn sie nämlich die Wahrheit ahnt — was ja immer noch keineswegs gewiß ist. Dazu hat sie, dünkt mich, ein Recht, liebe Else! Bisher sprach doch nur die Gegnerin. Wer weiß, ob Sie Ihre Mutter nicht ganz anders beurteilen, wenn Sie diese traurige Geschichte aus ihrem eigenen Munde hören! Aber Kind — zuerst müssen Sie selbst erst einmal ruhiger werden, und die Zeit dazu will ich Ihnen schon erwirken — wenn es nötig ist, erkämpfen!"

„Ich kann sie nicht sehen. Niemals, niemals wieder," schluchzte das Mädchen. Elena hielt es für besser, ihr nicht zu widersprechen, sondern sie ausweinen zu lassen. Den übrigen Teil des Tages lag sie in schweigsamer Teilnahmlosigkeit auf ihrem Bette. Elena versuchte, sie mit diesem und jenem Gespräch, das sie vorsichtig anschlug, ein wenig zu zerstreuen, doch hatte sie den

Digitized by Google

Eindruck, daß Else ihr kaum zuhörte. Einmal, als die Flurglocke ertönte, fuhr sie auf und blickte mit heißen Augen nach der Tür. „Es ist der Theaterdiener, der um diese Zeit kommt," erklärte Elena, und sie sank zurück, drehte den Kopf nach der Wand und lag stumm. Franks Name wurde an diesem Tag und auch an dem folgenden nicht zwischen den Frauen genannt.

Für den dritten Tag war Elena zu drei Uhr nachmittags die Leseprobe eines neuen Stückes angesagt worden. Sie durfte nicht fehlen und war dessen fast froh. Mehr und mehr drängte sich ihr das Bedürfnis auf, die Lage der Dinge einmal, durch irgendeinen fremden Eindruck von ihr geschieden, neu zu überdenken. So sehr sie ihren sonst so sichern Verstand, ihr herzenkundiges Empfinden und Erkennen auch zu Hilfe nahm — sie kam zu keiner Klarheit, was nun eigentlich mit dem tief verstörten Kinde zu beginnen sei. Else war aufgestanden, hatte sich angekleidet und notdürftig Nahrung zu sich genommen. Sie saß still am Fenster und blickte vor sich hin, mit dem Ausdruck starrer Gleichgültigkeit. Was Elena zu ihr sprach von der Kraft des Ertragens, von dem mildernden Einfluß der Zeit, von der erlösenden Macht der Verzeihung: von dem allen drang wohl kaum ein Wort in ihr Inneres.

Einmal hob sie die Augen, blickte Franks Mutter mit einem großen, ernsten Blick an und sagte leise: „Für mich gibt es ja keinen Platz mehr auf der Welt."

„Else — diesem Gedanken dürfen Sie niemals Raum geben! Versprechen Sie mir ..."

Else lächelte schwermütig als Antwort. Mit einem innern Erbeben fühlte die ältere, lebenserfahrene Frau, daß das Kind die Wahrheit gesprochen hatte. Sie in die Fremde, zwischen tätige, leichtherzige junge Mädchen zu senden, schien eine unmögliche Grausamkeit. Daheim drohten ihr die qualvollsten Erörterungen. Zwar erwartete Elena, Frau von Tissow in ihrer herrischen Art werde sie der Tochter als eine von unbändigem Haß und wüster Eifersucht getriebene Lügnerin hinstellen. Mochte sie denn —! Daß Mutter und Tochter sich wieder zueinander fanden, war ja schließlich noch das Beste. Franks war sie sicher. Für ihn war die Jugendliebe zu Else Regenhoven etwas geworden, das überwunden werden mußte und überwunden werden würde. Sie machte an ihrem Sohn die ihr neue und überraschende Erfahrung, daß ein Mann sich charaktervoller zeigte als ein Mädchen. Oder nur gefühlsärmer? Wer konnte das durchschauen? Sie war erstaunt, Frank in diesen schweren Tagen nicht einmal auftauchen zu sehen. Sie begriff es so gut, daß Else atemlos, gierig auf ihn wartete. Ein Trostwort, gerade eben aus seinem Munde und nur aus seinem war ihr das Notwendige! Wie sie zitterte, wie das Blut in ihre Wangen jagte, sobald sie die Flurglocke hörte, oder einen Schritt auf der Treppe ... Wie sie den Fensterplatz nicht aufgeben mochte mit der Aussicht über die knospenden Sträucher auf die Straße.

Einmal schickte Frank einen Dienstmann um ein Buch. Die Köchin richtete die Botschaft aus. Else hörte sie mit geschlossenen Augen. Die Hände im Schoß, ohne eine Regung und weiß wie eine Lilie hörte sie sie. Frau Schneider ging, das Buch zu holen. Als sie wieder ins Zimmer kam, war das Mädchen in ihre kleine Schlafstube gegangen. Als Elena ihr nach einer längeren Weile folgte, fand sie sie auf den Knien vor ihrem Bett, den Kopf in die Decken gewühlt, zerweint und verschluchzt, bis zur halben Ohnmacht erschöpft von fesselloser Verzweiflung.

Nein — es mußte etwas geschehen.

Elena hatte sich überwunden, an Frau von Tissow zu schreiben. Sie sprach von der Leidenschaft der jungen Leute zueinander, die Else zu dem unüberlegten Besuch in Berlin getrieben. Ihre Erklärung, daß einer Verlobung von Frank in so jungen Jahren sowohl seines Vaters als ihr eigener Wille entgegenstehe, sei die Ursache zu dem Nervenchok bei dem wohl schon vorher recht erregten jungen Mädchen gewesen. Sie ließ durchblicken, daß man das Kind in diesem Zustande tiefer seelischer Niedergeschlagenheit keineswegs sich selbst überlassen dürfe. Ihre Berufspflichten verhinderten sie, Else heimzugeleiten. Darum bitte sie Frau von Tissow selbst oder, falls ihre Gesundheit die Reise nicht gestatte, ihren Gatten, das Mädchen zu

Digitized by Google

holen. Dies alles klang unverdächtig und durfte auch von Herrn von Tissow gelesen werden. Elena erwartete seine Ankunft in den nächsten Tagen. Es schien ihr ganz undenkbar, daß alberne weibliche Eifersüchteleien in solchem Falle eine Rolle spielen dürften. Vielleicht kamen dennoch beide, dem Kind den Kopf zurechtzusetzen und sie dann in die Anstalt zu bringen, oder unter der strengeren Obhut der mütterlichen Aufsicht zu behalten.

Elena begann, sich recht herzlich danach zu sehnen, der weiteren Verantwortung enthoben zu sein. Sie hatte zu diesem Nachmittag eine ihr befreundete Dame gebeten, mit dem jungen Mädchen eine Spazierfahrt durch den Wald zu machen. Es war eine gute, freundliche Seele, der sie nur mitzuteilen brauchte, das junge Mädchen sei infolge häuslichen Zwists schwer bedrückt, um deren ganzes Mitleid, ihre Hilfsbereitschaft herauszufordern, ja, sie mußte nur bitten, das Fräulein nicht durch Fragen zu beunruhigen.

So konnte sie sich denn mit leidlicher Sicherheit in die Probe begeben. Diesmal war es endlich wieder eine starke Dichtung, eine Erfolg versprechende Rolle, in der sie mitzuwirken hatte. Es war Zeit, daß sie entlastet wurde. Wie seltsam das doch war. Das Leben in seinen rohen und verwirrten Streitigkeiten weckte nur Empfindungen dumpfer Peinlichkeit in ihr. Einzutauchen in die reine Tragik der Kunst schien ihr eine Erlösung, der sie mit Ungeduld entgegenfieberte. Nein — sie wußte es wieder einmal sehr genau: sie war nicht für das Leben selbst geschaffen — sie konnte es nicht meistern. Nur für sein farbiges Spiegelbild regten sich mit neuer Lust ihre Seelenkräfte! Die Leseprobe nahm etwa zwei und eine halbe Stunde in Anspruch. Dann fuhr sie zu Frank nach Charlottenburg, wo sich Gatterns Wohnung befand. Sie hatte den Besuch vorher nicht beabsichtigt, aber nun trieb es sie übermächtig, nach ihrem Sohn zu sehen. Frank war allein in des Vetters Bude. Er lag auf dem mit einem falschen türkischen Teppich bedeckten Ruhebett, über sich an der Wand Photographien hübscher Mädchen. Das Zimmer war zum Ersticken mit Zigarettenrauch angefüllt. Frank sah elend genug aus. Sein Gesicht war bleich und gedunsen, er trug weder Kragen noch Schlips und Hausschuhe an den Füßen; das gab ihm etwas traurig Verwahrlostes. Als Elena ihn küßte, fühlte sie, daß er sich seit Tagen nicht hatte rasieren lassen.

Sie strich ihm über die rauhe Wange und fragte, um etwas zu beginnen, ob er sich einen Vollbart stehen lassen wolle.

„Ach, laß doch," wehrte er verdrossen ihren Scherz ab. Und dann mit heißen, hungrigen Augen an ihr hängend, fragte er scheu: „Wie geht's ihr? Ist sie noch bei dir?"

Da begann Elena ihm zu klagen, wie sie Else nicht mehr nahekommen könne, wie sie jeden Zugang zu ihr verloren habe und das Mädchen sich in ihrer Gegenwart in einer völligen Einsamkeit zu verzehren scheine.

„Frank — diese Einsamkeit ist zu stark, zu furchtbar für sie. Dieses seelische Alleinsein jetzt, gerade jetzt geht über ihre Kräfte. Mir ist sehr bange um sie ... Frank, ich sehe keinen andern Weg — du mußt mit mir kommen!..."

„Mutter — ich? Nein, das kann ich nicht! Jetzt noch nicht." Er sprang auf, lief im Zimmer umher wie ein Tier im Käfig.

„Du weißt nicht, was du verlangst, was ich durchgemacht habe, die letzten Tage —. Mutter, ich habe ja nicht gewußt, wie lieb ich das Mädel hatte. Ich wußte ja nicht, was Liebe war — keine Ahnung hatte ich ja — keinen blassen Dunst! Mein Gott, mein Gott! Wenn man so zum Bewußtsein seiner selbst kommt! Mutter, das ist schauderhaft! Das gönne ich meinem ärgsten Feind nicht! Wer uns das aufgebürdet hat, der sei verdammt und verflucht!"

„Frank!"

„Ja, verflucht," schrie der Junge und schüttelte die Fäuste. „Wenn's zwanzigmal mein Vater ist! Ich gönn' ihm das Ärgste! — Und sich vorzustellen, daß sie nun ebenso leidet, sich ebenso quält — und nicht zu ihr zu können..."

„Du sollst zu ihr!"

„Mutter, du weißt nicht, was du sagst!"

„Ich weiß, daß ich dir vertrauen kann! Daß du mich nicht enttäuschen wirst. Ich

Digitized by Google

fordere das Höchste von dir, was man von einem Manne fordern kann: Selbstbeherrschung! Willst du sie — die du lieb hast — zugrunde gehen lassen? Nur weil du dich nicht beherrschen kannst? Ihr nicht helfen, weil du so armselig schwach bist, daß du ihr nicht ein Bruder sein kannst in der höchsten Not? Frank, willst du mich so enttäuschen?"

Er stand von ihr abgewendet, den Kopf auf die Brust gesenkt.

Es wurde still zwischen ihnen. Und wieder wanderte er hin und her im Zimmer wie ein Tier in seinem Käfig.

„Sieh, Frank," begann Elena wieder sanft und eindringlich, „wenn sie fühlt, daß sie im Geiste deine Hand halten darf, und dich ja nicht verliert, daß ihr vereint seid und bleibt über Zeit und Raum und Entfernung fort, daß Geschwisterliebe das Höchste sein kann und das Hehrste ... wenn sie das von dir hört ... glaubst du nicht, darin könnte eine Hilfe für euch beide liegen? Frank — alle menschliche Liebe wächst ja aus derselben Wurzel ...!"

Frank hatte in seinem ruhelosen Wandern innegehalten und die Hand über die Augen gelegt.

Nun sah er seine Mutter mit nassen Augen an, klar und fest.

„Ja, Mutter, ich will mit dir gehen. Warte einen Augenblick, ich mache mich zurecht."

Frau Schneider hatte ihren Kraftwagen vor der Haustür stehen lassen. „Beeilen Sie sich, so schnell, wie's erlaubt ist," rief Frank dem Führer zu. Sie flogen den Kurfürstendamm hinab, dann die Königsallee, bis der Fahrer vorsichtiger in die schmäleren Straßen der Kolonie einbog. Frank hatte seiner Mutter Hand gefaßt und hielt sie während der ganzen Fahrt in der seinen. Das tat ihr wohl. In ihr Herz kam ein wenig Zuversicht.

„Sind die Damen im Wohnzimmer?" fragte Elena, als Martha ihr die Tür geöffnet hatte.

„Es ist niemand da," antwortete das alte Mädchen.

„Wieso?" fragte Elena mit einem hastigen Atemholen.

„Die Damen kamen um fünf Uhr nach Haus und tranken Tee," berichtete Martha. „Dabei wurde Frau Professor durchs Telephon angerufen. Als ich ins Zimmer kam, hörte ich, wie das gnädige Fräulein zu ihr sagte, sie möchte nur ruhig gehen, sie habe Briefe zu schreiben, bis gnädige Frau nach Haus kämen. Frau Professor wollten erst nicht, aber das gnädige Fräulein lachten ein bißchen und sagten, sie wären doch kein gefährliches Tier, das behütet werden müßte. Dann lachten Frau Professor auch, und ich half ihr in den Mantel!"

„Und Fräulein von Regenhoven?" fragte Frank schnell.

„Vor einer halben Stunde kam das gnädige Fräulein zu mir in die Küche. Sie sagte, sie wollte ihre Briefe in den Kasten tragen. Sie hatte schon den Hut auf und wollte nicht, daß ich ginge."

„Sie müßte längst zurück sein," sagte Frank. Mutter und Sohn blickten sich an, von demselben noch nicht völlig begriffenen Schrecken erfaßt.

„Sie meinte, die gnädige Frau sollte sich nicht ängstigen, wenn sie nicht da wäre. Sie wollte sich noch ein bißchen Bewegung machen."

„So — nun dann ..."

„Ich werde ihr entgegengehen," rief Frank. Er war grauweiß im Gesicht.

„Ich komme mit dir."

„Nein, Mutter. Ich kann schneller die Straßen ablaufen, weißt du. Es ist ja auch eigentlich nichts zu fürchten ... Warum soll sie denn nicht ...?"

„Ein Gang durch den Frühlingsabend kann ihr ja gut tun," murmelte Elena.

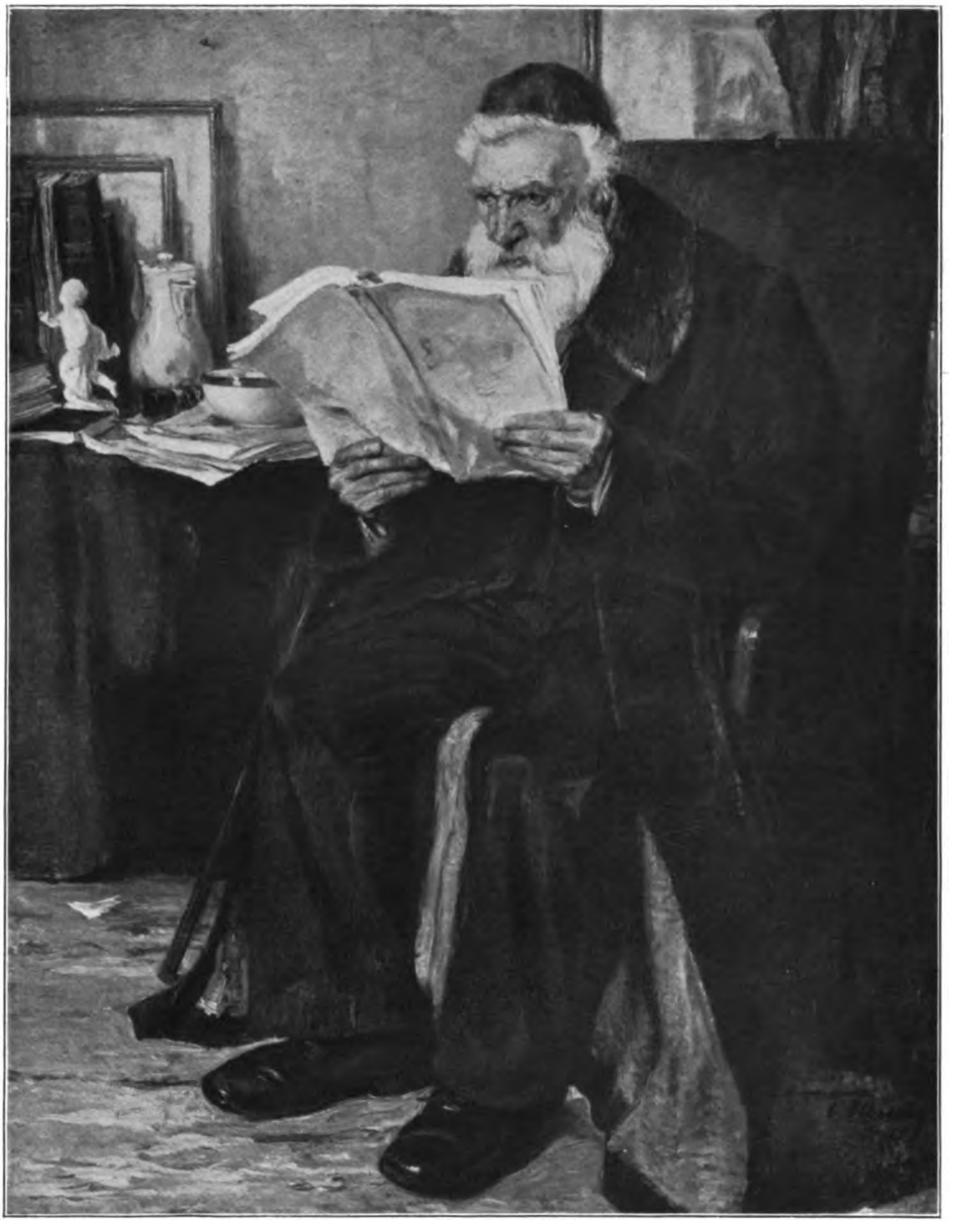
„Gewiß, gewiß! Ängstige dich nicht, Mutti!"

Er küßte sie eilig auf die Wange und stürmte davon.

Solche Wartezeiten ... Man fühlt, daß sich ein Unheil vorbereitet und will es doch nicht fühlen ...

Man zwingt sich, in den kaltfeuchten Fingern ein Buch zu halten, und nach zehn Minuten weiß man, daß man nichts von dem begriffen hat, was man las. Man geht durch alle Zimmer, als müsse man etwas finden, das Klarheit bringt. Immer wieder sieht man zum Fenster hinaus, ob von dort Erlösung der Angst kommt — sucht sich zu überzeugen, alle Sorge sei umsonst, ist für Sekunden fast ruhig — um plötzlich von dem abergläubischen Gefühl überfallen zu werden: wenn man die

Digitized by Google



Der Antiquar

Gemälde von Prof. Carl Albrecht

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

Qual der Angst vor dem Entsetzlichen bis zur bittersten Hefe durchkoste, könne das Entsetzliche selbst vielleicht abgewendet werden ... Die lallenden Gebete um Erbarmen ... Gebete, die die gleichen Töne haben bei Gläubigen und Ungläubigen — von denen Gläubige wie Ungläubige doch wissen, daß sie selten, ach, gar so selten erhört werden können —

Elena hatte Elses Zimmer durchsucht nach einer Botschaft, nach einem Wort des Abschieds. Als sie nichts fand, nichts, was auf irgendeine feste Absicht hindeutete, versuchte sie ruhiger zu werden.

‚Jetzt gehen sie wohl schon in der nächsten Straße auf und ab — immer wieder auf und ab — man kennt das ja —: wie sie reden und reden — haben mich vergessen in meiner Angst ...‘ Sie ertrug es am Ende nicht mehr, nahm ihren Hut, um hinunterzulaufen, ihnen entgegen. Auf der Treppe traf sie Frank — allein.

Sie lehnte sich taumelnd an das Treppengeländer.

„Wir müssen die Polizei benachrichtigen!“ stammelte er.

„Ob sie abgereist sein kann?“ fragte Elena. „Sie hat ihr Handtäschchen mit dem Geld bei sich. Vielleicht kommt morgen früh ein Telegramm.“

„Darauf können wir nicht mehr warten,“ sagte er schroff.

In der nächsten Sekunde stand er am Fernsprecher. Er bebte, seine Stimme klang heiser, überschlug sich, als er versuchte, den schwerfälligen Beamtenkörper in Bewegung zu setzen. Niemand von den Beamten hatte Lust, sich jetzt zu einer Suche durch den Wald aufzumachen. Es kam ja so oft vor, daß junge Leute nicht zu rechter Zeit nach Haus kämen, deshalb könne man sich noch lange nicht bemühen ... Morgen früh — ja dann vielleicht — dann könne man die andern Ämter benachrichtigen. Bis dahin würde wohl längst Nachricht von der jungen Dame eingetroffen sein.

Aber Frank gab nicht nach. Er bot jede geforderte Summe, er benachrichtigte Exzellenz Ravignol, und der Name dieses einflußreichen Mannes und früheren Botschafters wirkte plötzlich befeuernd auf den bedenklichen Polizeiwachtmeister. Nicht allzulange Zeit darauf erschien ein Trupp Schutzleute vor der Villa, um sich nähere Auskunft zu holen. Exzellenz Ravignol kam selbst mit einem Polizeileutnant. Inzwischen war es dunkel geworden, und ein rauschender Mairegen erschwerte das Suchen. Frank und der Leutnant hatten sich den Schutzmännern zur Streife durch den Wald angeschlossen. Vorzüglich nahm man die Ufer der beiden Seen in Angriff.

„Wahrscheinlich hält sich das Fräulein noch irgendwo im Wald verborgen,“ tröstete der Polizeioffizier den jungen Mann an seiner Seite. „Dann kann es leicht sein, daß wir sie kriegen. Sie haben meistens nicht den Mut, sogleich ins Wasser zu gehen ... Die Erfahrung ist dagegen ... Sie treiben sich gewöhnlich noch einige Tage obdachlos umher ...“

Frank war es, als rede der Mensch von jemand ganz Fremdem, von jemand, den er nicht gekannt. Else — seine behütete, blonde, feine Else konnte das doch nicht sein, nach der diese Männer hier suchten, mit ihren schweren Stiefeln zwischen den endlosen Reihen von Kiefernstämmen hindurchstolpernd, in platschendem Regen, die immer schwärzer werdende Finsternis mit dem grellen Licht ihrer Laternen jäh durchflammend ... Nein, das war eine so wahnsinnige Vorstellung, daß sie einfach nicht wahr sein konnte. Es war auch ein völlig unnützes Beginnen, er mußte es selbst einsehen. Ebensogut konnte inzwischen Nachricht eingetroffen sein, daß man sie auf einem der Bahnhöfe getroffen hatte.

Und man wandte sich zum Rückweg. Beim ersten Tageslicht sollten die Nachforschungen wieder aufgenommen werden.

Mutter und Sohn mußten den Rest der Nacht so hinzubringen suchen. Sie saßen sich gegenüber an dem Kamin, vor dem an manchem Winterabend die kleine heitere Freundesrunde sich über Fragen der Kunst und des Gefühls unterhielt.

‚Meine Liebe hat ihr das gebracht,‘ schrie es in Franks Hirn. ‚Meine Liebe, die sie doch so glücklich machen wollte ...‘

Als der Morgen in Tau und Feuchte dampfte und die Kiefernnadeln wie ein Silbergeflimmer die Kronen der alten Stämme umzitterten, zog Frank aufs neue mit den Schutzleuten aus. Die herbe Frühlingsluft drang wie Lebensodem in ihre Lungen. Auf dem weißen Ufergelände am

Digitized by Google

Paulsborner See war der Sonnenschein hell und warm.

Dort fand man ihre kleine Silbertasche. Sie lag zierlich und sauber auf dem reinlichen Sande. Ein großer, dicker Schutzmann mit einem dicken Schnurrbart hob sie auf.

Er sagte: „Nanu, was haben wir denn hier ...“ und brachte sie Frank. Die Leute umdrängten ihn, aber er vermochte es nicht, das kleine Ding zu öffnen. Der Leutnant tat es an seiner Statt. Sie fanden ihr Eisenbahnbillett nach Frankfurt am Main — ihre Besuchskarte und ein kleines Tüchlein, das noch feucht war von ihren Tränen.

Der junge Polizeioffizier an Franks Seite legte plötzlich den Arm um dessen Schulter. „Ja, mein Lieber ...“

„Wir müssen nun doch wohl ans Wasser 'ran,“ hörte Frank einen der Männer mit einer dumpfen Stimme sagen. „Dazu müssen wir dann den Bootsschlüssel bei der Militärbadeanstalt haben.“

„Er ist schon hier,“ antwortete der Offizier. „Aber das wird lange Zeit in Anspruch nehmen. Müller, bringen Sie den Herrn nach Haus.“

Frank schüttelte heftig den Kopf.

„Ja — im Boot können wir Sie nicht gebrauchen — wenn Sie hier warten wollen ...“

„Ich warte.“

Er stand mit dem Leutnant unter einer großen Birke, lehnte seinen Rücken, der ihm weh tat, als sei er zerbrochen, gegen den rissigen weißen Stamm; wenn der Wind durch das junge, grüne Schleierlaub ging, wurde er mit einem Schauer funkelnder Tropfen überschüttet. Und er starrte auf die rosig und silbern glänzende Flut, die so friedlich im Schilfkranze ruhte, in der die Männer, die Fischer und die Beamten mit ihrem Boote und einem großen Fangnetz hin und her fuhren. Am jenseitigen Ufer stieß das Boot in die dürren Schilfhalme des vergangenen Jahres — ein Ruf drang zu ihnen hinüber, den sie nicht verstanden. Der Offizier hielt seinen Krimstecher an die Augen und reichte ihn dann wortlos Frank. Er sah, wie die Männer sich tief über den Bootrand beugten und daran arbeiteten, eine schwere Last in die Höhe zu bekommen. Der Fischer mit seinen hohen Schaftstiefeln sprang ins Wasser und half, bis an die Hüften im Nassen stehend, das Triefende in den Kahn zu heben. Frank wollte den Uferweg entlang laufen, doch der Offizier hielt ihn am Arm. „Die Leute rudern schon herüber ...“

Und wieder warten — warten ... Aber nun war ja alles gleich. Es war so kalt in ihm — beinahe, als fühle er überhaupt nichts mehr — nicht einmal Schmerz.

Er kniete bei der Toten auf dem feuchten weißen Sande und sah stumpf in ihr entstelltes, gedunsenes Gesicht, das ihm schauerlich fremd war.

Der dicke Schutzmann mit dem Schnauzbart hatte seinen Mantel ausgezogen und breitete ihn über den Leib des Mädchens, über ihre zerrissenen Kleider. Er hatte auch Töchter zu Hause.

Frank hob das lange blonde Haar, in dem sich grüner Tang verfangen hatte, und drückte mechanisch das Wasser aus den lichten Strähnen, entfernte die grünen Schleimfäden von der weißen Stirne und von den eingesunkenen Augenlidern. An dem einen Ohr klebte eine kleine schwarze Muschel, und er entfernte auch diese.

So kniete er bei ihr, bis der Wagen kam, auf dem man sie heimfahren wollte. Zuweilen schüttelte er wie verwundert den Kopf — verwundert, daß so etwas geschehen konnte.

⁂ ⁂ ⁂

Elena Schneider und Heinrich von Tissow saßen sich gegenüber auf den braunen Lederstühlen am Kamin, auf denen Mutter und Sohn die schlimmste Nacht ihres Lebens verwartet hatten. Gegen diese Nacht schien Elena jene andere, in der sie ihr Haus, ihren Gatten und ihr Kind verließ, in gleichgültige Ferne entrückt.

„Sie werden es meiner Frau verzeihen, daß sie im Hotel blieb — sie ist nicht imstande, Menschen zu sehen,“ sagte Tissow förmlich. Er trug einen Trauerflor um den Arm. Elenas Blick haftete darauf, nachdem sie zu seinen Worten leise zustimmend den Kopf geneigt hatte.

‚Schon einen Trauerflor — schon eingeordnet — das Unbegreifliche,‘ dachte sie.

Beide sprachen mit leisen Stimmen über die notwendigen Vorbereitungen, die für die Beerdigung getroffen waren, und über andere, die noch getroffen werden mußten. Die Leiche sollte auf einem Berliner Fried-

Digitized by Google

hofe ruhen. Elses Vatergut mit dem Erbbegräbnis der Regenhovens war verkauft worden. Wahrscheinlich würde der Besitzer es gestattet haben, sie in der Familiengruft zu betten — doch es würde eine Menge Weitläufigkeiten geben. — „Und es ist der Wunsch meiner Frau, jedes Aufsehen zu vermeiden," schloß er.

Elena senkte stumm den Kopf.

„Noch stehe ich völlig vor einem Rätsel," sagte Tissow und strich sich schnell über die Augen, die ihm feucht wurden — — „Es wäre ja entsetzlich, hier irgendeinen Vorwurf erheben zu wollen. Das arme phantastische Kind hat Sie, gnädige Frau, in eine schlimme Lage gebracht . . . Aber ich frage mich immer wieder — ja — natürlich. Ihr Sohn ist fast noch ein Knabe — Sie mußten Vernunft predigen —. Aber warum so gar keine Hoffnung für die Zukunft? Das arme Kind war doch gesund, froh, heiter, wie es eine Mutter sich nur zur Tochter wünschen mag . . . Sie war auch, was man in weltlichem Sinne eine gute Partie nennt . . ."

Er blickte Elena aus den Augen, die sie einmal so sehr geliebt hatte, ernst und fragend an, indem er sich gegen sie vorneigte.

Sie hatte die Finger fest ineinandergeschlungen im Schoße ihres schwarzen Kleides ruhen. Ihr blasses und verweintes Gesicht hob sich mit einem unbeschreiblichen Ausdruck von Kummer zu ihm auf.

Sie öffnete die Lippen und schloß sie wieder und wendete den Kopf mit einer mühsamen Bewegung zur Seite.

„Ich bin nicht zu entschuldigen," murmelte sie am Ende undeutlich.

Der Mann seufzte. „Dies alles ist furchtbar für Sie. Ich bitte Sie auch zu glauben, daß meine arme Frau Ihnen nicht mehr zürnt. Im ersten wilden Schmerz hatte sie ja bittere Anklagen — —. Jetzt wiederholt sie nur immerfort: es war Schicksal, alles Schicksal . . . Und so ist es ja auch. So müssen wir das Unglück auch ansehen und uns darein zu ergeben suchen. — — —

„— Sie und Ihr Sohn werden unserer armen lieben Toten die letzte Ehre erweisen, nicht wahr? Meine Frau bittet darum."

Und Elena neigte wieder kaum das Haupt, während sie ihre Hand in die seine legte, ihre Hand, über die er seine Lippen neigte, ohne sie zu berühren, ehe er das Zimmer verließ.

Sie lag in dem Ledersessel am leeren Kamin, die Augen geschlossen, die Arme schlaff und wie leblos über die Seitenlehnen hängend. Sie dachte der Nacht, da sie gemeint, sterben zu müssen, weil sie diesen Mann verloren hatte — da sie sich zum Leben zurückrang, um Franks willen. Wäre sie damals hineingegangen in die graue Meerflut, wäre dies heute nicht geschehen? Niemand hätte den Mut gehabt, die zwei Kinder zu hindern, sich zu lieben, wie sie mochten . . . Wären sie weniger glücklich geworden, weil ihre Ehe eine Unnatur und ein Verbrechen war, wenn sie es niemals erfahren hätten? Wie viele solcher ungeheuerlichen Verbindungen mochte es in der heutigen Gesellschaft geben, die bis ans Ende mit dem Mantel der glatten Lüge, des Nicht-Wissens bedeckt wurden. Und wenn sie nun Tissow die Wahrheit gesagt, sich vor ihm gerechtfertigt hätte? Sie schüttelte sich vor Grauen bei dieser Vorstellung.

Mit einem Schmerz, der ihr durch alle Nerven ging, dachte sie der rührenden Bitte um Verzeihung, die das Kind an sie, der liebevollen Abschiedsgrüße, die sie an Frank gerichtet hatte, und die sie erreichten, während Frank in der Frühe des Maimorgens nach ihr suchte. An die Mutter kein Wort. Und plötzlich durchdrang Elena mit einer sonderbar kühlen Klarheit die Erkenntnis, daß Frau von Regenhoven ja nun sicher sei, vor jeden Vorwurf aus der Vergangenheit — sicher ihrer Zukunft und des neuen Glückes! Die Tochter hatte es mit grauenvoller Sicherheit empfunden! Seit sie ihre eigene Geschichte kannte, war kein Platz mehr für sie im Leben der Mutter. — ‚Heute wird die Frau weinen und klagen — in einem Jahr wird sie sich befreit fühlen . . . Und ich habe sie befreit . . .!'

‚— Gott — Gott —!' schrie Elenas Seele in großer Angst und Not, ‚wenn du bist, wenn du führen und leiten kannst — gib mir ein Zeichen, daß nicht alles ein Gemenge von sinnlosen Zufällen ist, daß es so sein sollte und nicht anders . . . Nicht jetzt, nicht heute, — ich will warten, geduldig warten, bis deine Stunde kommt — aber einmal — einmal offenbar' dich, ehe ich vergehe . . .'

Digitized by Google

Sie lag lange, mit geschlossenen Augen, und fühlte die Furchtbarkeit des Lebens und der großen dunklen Nacht, die das spärliche, entsetzensvolle Leben rings umgab, unendlich — weit — undurchdringlich. Aber wie wenn ein Mensch mit einem winzigen brennenden Wachslicht hinausschreitet in die allgewaltige kohlschwarze Nacht und man das winzige Fünklein glimmen sieht, einen langen, langen Weg hinaus, so sprach eine kleine helle Stimme in Elenas Innern: ‚Wäre das Mädchen nicht die Tochter deiner Lebensfeindin gewesen, sie hätte nicht so kläglich sterben müssen — nicht sie wäre das Opfer geworden.‘

Und weiter fragte ihre Seele ratlos und verzweifelt: ‚Gibt es eine Macht der Reinheit, deren Gesetze ehern und unerbittlich sind? Die auch das flüchtigste Gefühl, das sich grausam gegen den Menschenbruder, die Menschenschwester wendet, mit tausendfachen ungewollten Folgen des Bösen rächen? Wie aus einem ziehenden Nebel und Dunst gefährliche Wetterwolken sich ballen, so könnten aus den ziehenden Gedanken des Herzens Fluten des Schicksals niederbrausen, Existenzen, Familien, Völker und Reiche verheeren?

‚Dann wäre der Haß an sich der böse Feind des Menschen, der ewige Feind und Zerstörer dieses Geschlechtes? Er wäre der Offenbarer aller Vernichterkräfte, der Kernpunkt aller zersetzenden, schwärenden, eiternden Gifte, die da heimlich um sich fressen, qualvoller, hoffnungsloser vernichtend als wilde Gewalt?‘

⁂ ⁂ ⁂

Auf den Hügelfeldern des großstädtischen Friedhofes leuchteten, soweit das Auge schauen konnte, die roten Flämmchen der Tulpen, die gelben Lichter der Jonquillen und Narzissen. Hyazinthenduft schwebte über den Gräbern, in der Luft trillerten Lerchen, und der Himmel war so seidenblau, als wehe eine ungeheuere, selige Frühlingsfahne über der blumigen Erde.

In eine frischgeschaufelte, kleine braune Erdenkammer ließen schwarzbeflorte Träger einen Sarg hinab, der verhüllt war von der Menge weißer Rosengewinde. Eine geringe Zahl Trauernder schaute schweigend dem Tun der dunklen Männer zu. Seitwärts stand ein Sängerchor, und die Töne des geistlichen Liedes vom Wiedersehen der Toten stiegen klar in die blauen Lüfte, schwebten gleich einem silbernen Geflecht über dem Sarge, in dem die junge Else Regenhoven schlief. Ihre Mutter trat schwer und unbeholfen, in weite schwarze Gewänder und Schleier gehüllt, durch die ihre goldene Haarpracht einen lichten Schein warf, auf den Arm ihres Gatten gestützt, an die Gruft. Sie warf einen Veilchenstrauß hinunter, stieß einen Schrei aus und streckte die Arme ins Leere. Ihr Mann sprach ihr mit besorgter und liebevoller Miene leise Trostworte ins Ohr, sie lehnte schwach den Kopf an seine Schulter, und er führte sie beiseite. Und Elena trat näher, sie ließ mit zitternden Fingern die drei Hände voll Erde niedergleiten und schaute bange zu ihrem Sohn hinüber.

Der stand dicht an dem geöffneten Grabe. Stand dort steif und hochaufgereckt, während der Geistliche ein kurzes Gebet sprach, blickte unverwandt hinunter in die kleine braune Erdenkammer, die das Mädchen aufgenommen, das seine Geliebte und seine Schwester war. Elena sah, daß aus seinem Gesicht in diesen Tagen alle jugendliche Weichheit verschwunden war. Hart und scharf zeichneten sich die Backenknochen ab, hart und herbe, mit einer trotzigen Energie drängte sich das Kinn hervor. Es war ein ganz anderes Gesicht geworden, aber nicht das Antlitz eines Verzweifelten oder eines Verbitterten. Und als Elena ihren Sohn beobachtete, in der wilden Angst ihrer Seele, sah sie, wie er das Auge hob aus dem dunklen Erdengrund. Wie sein Blick eine kurze Sekunde lang aufschaute zum weiten Himmelsblau, aufschaute mit so ernster, leuchtender Kraft, daß aus dieser gesammelten Kraft ein tiefer, stiller Trost ihr weinendes, verzagtes Herz durchdrang.

Sie reichten sich stumm die Hände — die vier, welche hier zusammen standen, die so viel jeder vom andern wußten und doch im Innersten einander fremd, ja feind waren. Sie reichten sich verzeihend und abschiednehmend die Hände, und jeder von ihnen hatte ein tiefes Gefühl der Erleichterung, daß ihre Wege nun auseinandergingen und sich voraussichtlich niemals wieder kreuzen würden. (Schluß folgt)

Digitized by Google

Stilleben

Gemälde von Prof. Carl Albrecht

(Im Besitz des Herrn Generalkonsuls Meyer in Königsberg i. Pr.)

Digitized by Google

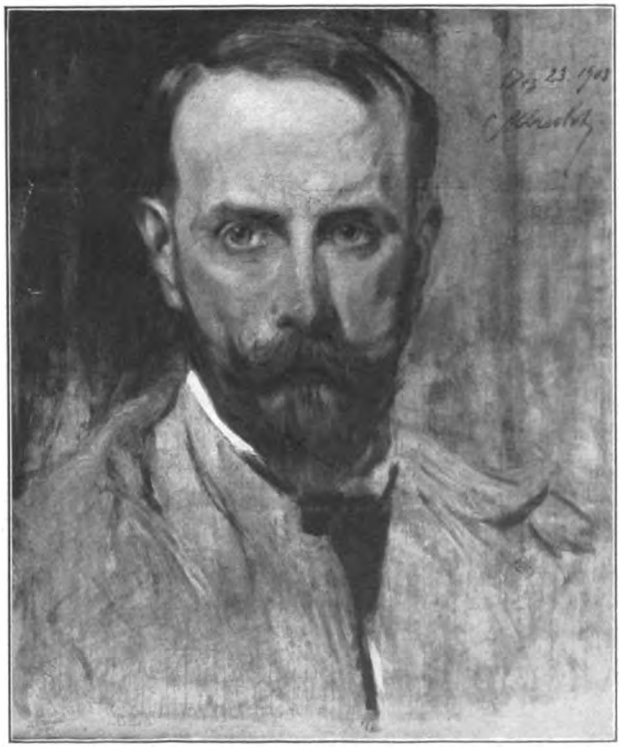
Carl Albrecht. Von Fritz Stahl

Carl Albrecht ist über fünfzig Jahre alt geworden, bevor wir zum ersten Male sein Werk in einer Ausstellung versammelt sahen, bevor es zum ersten Male versucht werden konnte — was hier geschieht —, Wesen und Umfang seiner Kunst zu umschreiben.

Diese Tatsache muß zehnfach merkwürdig in einer Zeit erscheinen, in der Sonderausstellungen längst nicht mehr das Vorrecht starker und reifer Künstler sind, sondern einfach jedem erreichbar, jedem angeboten, dem übelsten Kitschmaler, dem dreistesten „Modernen", in einer Zeit, in der über Künstler, die gerade anfangen, etwas wie ein eigenes Gesicht zu zeigen, Bücher in einem Umfang und einer Ausstattung erscheinen, wie sie nur großen Meistern gebühren.

Wie das möglich war, das glaube ich am besten erklären zu können, wenn ich ganz persönlich erzähle, wie es mir mit Albrecht ergangen ist. Und ich wähle diesen Weg um so lieber, da der Leser damit einen Einblick in manche Verhältnisse des zeitgenössischen Kunstlebens gewinnt und ein Urteil über Dinge, über die gewöhnlich Vorurteil allein zu Worte kommt.

Es wird zehn, zwölf Jahre her sein. Es war Vorbesichtigung einer jener riesigen Kunstausstellungen, die dem Besucher mit zwei- oder dreitausend Nummern Kunst unter die Augen geben. Diese Vorbesichtigungen sind die eigentlichen Tage des Kritikers. Künstler murren darüber, daß er in Stunden ein Urteil gewinnen will und muß, und das Publikum stimmt ihnen wohl bei. Aber so berechtigt die Klage erscheint, so grundlos ist sie in Wahrheit. Die sie erleben und nachsprechen, wissen oder beachten nicht, daß die Reizsamkeit des berufsmäßigen Betrachters in diesen Stunden auf das höchste gesteigert ist, daß er hier — und nur hier — auf Neues spürt wie ein Jagdhund auf Wild. Morgen muß er alles ansehen, in werktäglicher Arbeit oder gar in werktäglichem Schlendrian Hunderte von Werken abschätzen und kennzeichnen. Heute aber gibt es nichts für ihn, was schon bekannt und festgestellt ist, sondern nur das, was irgendwie von dem Gewohnten abweicht. Und auch in anderem Sinne ist die Vorbesichtigung der eigentliche Tag des Kritikers. Was er sonst treibt, das tun vielleicht auch einzelne Künstler und sogar einzelne Kunstfreunde; diese Arbeit leistet er allein, kann er allein leisten, kein anderer hat das Interesse und den Blick für sie, nicht einmal die physische Fähigkeit, sechs, acht Stunden lang wirklich zu sehen, eine Fähigkeit, die erworben sein will.



Selbstbildnis des Künstlers. Gemälde

Es geht schnell an einem solchen Tag. Selbst wenn ein Katalog da ist, hat man kaum Zeit, ihn aufzuschla-

Digitized by Google

An der Treppe. Gemälde

gen. Man vermerkt die Nummern und stellt die Namen später fest. Bei der Vorbesichtigung, von der ich spreche, hatte ich unter anderem ein Porträt, ein Stilleben und eine Landschaft aufgemerkt, die mir durch die feine Empfindung, die edle Farbe, das schöne Handwerk aufgefallen waren, und für diese drei Nummern fand ich denselben, mir damals unbekannten Namen: Carl Albrecht. Man wird verstehen, was ein solches Erlebnis für eine Bedeutung hat. Mit einem Schlage steht eine Persönlichkeit fest. Und so groß die Ausstellungen waren, so weit voneinander und so schlecht die Bilder dieses Malers oft hingen, von diesem Tage an konnte ich keines seiner Bilder, so verschieden im Motiv und der Farbe sie sind, jemals verkennen oder übersehen. Jahr für Jahr wuchs mir der Meister, und ich war mit seinem Wesen vertraut, lange bevor ich ihn selbst zum ersten Male sah.

Die einzelnen Bilder Albrechts sind aber sehr leicht in Ausstellungen zu übersehen, sie müssen fast übersehen werden, sind sie doch weder im Umfang noch im Ton für die Ausstellung berechnet wie sonst leider fast alles, was heute gemalt wird. Sie

Digitized by Google

müssen durch den Platz aus der Masse herausgehoben werden. Aber dazu ist es nötig, daß die Künstler, welche die „Hängekommission“ bilden, den guten Willen vorausgesetzt, erst den Meister erkennen. Wie aber sollten sie das, da sie ja niemals auf einen Namen achten, niemals zerstreute Werke eines Genossen zusammensuchen, wie es der Kritiker soll und muß?! Und Albrecht saß weit fort als Professor in Königsberg und hätte es auch sonst verschmäht, anders als malend für sich zu wirken. Gehörte auch keiner Richtung an und war ganz sicher nicht interessant im Zeitsinne.

So ist es gekommen, daß es lange dauerte, bevor in der Großen Berliner Kunstausstellung — in der des vorigen Jahres — seine edle, stolz bescheidene Kunst sinnfällig vor aller Augen trat, auch dem noch eine Überraschung, der die einzelnen Werke alle kannte.

Carl Albrecht ist, was jeder Künstler von eigener Art in irgendeinem Sinne sein muß: ein Unzeitgemäßer. Freilich schreit zu jeder Zeit irgendeine Partei, daß er modern sein müsse, und hat leider diese Forderung in viele Köpfe hineingeschrien. Sie ist grundfalsch. Von allen großen deutschen Meistern unseres Jahrhunderts ist außer Liebermann nicht einer in seiner Zeit modern gewesen: nicht Menzel, nicht Feuerbach, Böcklin oder Marées, nicht Leibl. Ja, die meisten sind ihren Genossen geradezu als Reaktionäre erschienen. Es ist ja auch ohne weiteres klar, daß nicht jede Zeitrichtung in höherem Sinne recht zu sein braucht, und schon gar nicht für jeden, der in der Zeit lebt, die rechte. Ist sie aber falsch, dann ist es der Reaktionär, der für echte Kunst und für die Zukunft schafft. Alles kommt in diesen Dingen auf den Einzelfall an. Der geborene Künstler, der nur das eine Ziel hat, sich auszudrücken, seine Welt zu bilden, kann, je nach seiner Art und den allgemeinen Zuständen, in seiner Zeit revolutionär oder reaktionär erscheinen. Nur eines kann er niemals sein: Mitläufer, zeitgemäß. Das gilt für die bescheidenere Kraft ebensogut wie für die ersten.

Albrecht wird den eingeschworenen Modernen, denen von heute wie denen von gestern, den Expressionisten wie den Impressionisten, reaktionär erscheinen. Aber der Vorwurf wird sein schönes Gleichgewicht nicht erschüttern. Für sich persönlich würde mancher von uns, dem es ähnlich geht, vielleicht derb antworten. Der Inhalt aber, ob die Auskunft grob oder fein gegeben wird, wird immer derselbe sein: in der Kunst kommt es nur auf dieses an, auf die Echtheit des Gefühls und die Qualität der Arbeit, alle anderen Betrachtungen sind Redereien. Die Welt gehört keineswegs nur einer Generation, und keine Weltanschauung ist tot, solange sie noch gute Kunst wirken kann.

Perlhuhn. Gemälde

Digitized by Google

Junitag. Gemälde. (Aus der Galerie des Herrn Handelsrichters Max Deter in Berlin-Grunewald)

Bei zeitgemäßen Künstlern ist es ziemlich gleichgültig, wo und wie sie aufgewachsen sind. Sie werden im gegebenen Augenblick in die gerade maßgebende Kunststadt kommen und in ihrem Leben aufgehen. Nur bei Charakteren ist es wichtig zu wissen, in welcher Landschaft und in welcher Kunst sie wurzeln. Albrecht ist Hamburger. Ein Knabe von zarter Gesundheit, von einer künstlerisch fühlenden Mutter erzogen, sah er früh, was in seiner Stadt als beste Kunst galt und eine feine Empfindung ansprechen mußte. Hamburg mit seiner festen, alten Kultur war bis zu Lichtwarks Zeit sehr konservativ. In seinen Häusern sah man die Bilder der Landsleute aus der Mitte des Jahrhunderts, die durch Lichtwark später so berühmt geworden sind, in seinen Galerien die Landschaften der Meister von Fontainebleau und Werke des jungen Menzel. Die mußten den Knaben, der nach kurzer Kaufmannszeit auf der Gewerbeschule (mit seinem jetzigen Direktor Dettmann und anderen zusammen) den ersten gut handwerklichen Unterricht empfing, in seinem Wesen bestätigen. Und auch der Einfluß des alten Hagen, den er in Weimar erfuhr, wirkte in derselben Richtung, wenn er auch anderseits das Auge des Schülers für die Farbe der Wirklichkeit und für das Weben des Lichtes empfänglicher machte.

Albrecht war zuerst Landschafter. Und man sieht in seinen Landschaften recht deutlich, wie sich der Wirklichkeitssinn, den Hagen nährte, ganz eng mit dem Sinn für das schöne Bild, wie ihn die französischen Meister der paysage intime erweckt hatten, verbindet. Die Einzelbeobachtung, die Analyse, wie sie die Impressionisten in ihrer späteren und schwächeren Zeit und ihre zahllosen deutschen Nachahmer übertreibend und kunstzerstörend übten, spielt bei ihm fast gar keine Rolle. Er hat ein sehr starkes Gefühl für die Form, und keiner, auch Thoma nicht, hält sicherer die besondere Linie eines Weges, eines Kornfeldes, eines Waldes fest. Aber er sieht und behält das Stück Natur, das ihn reizt, immer als ein Ganzes. Und es reizt ihn nur dann, wenn es nicht nur seelische, sondern auch malerische Stimmung hat, wenn es wirklich ein „Bild" gibt. Das ist durchaus nicht eines. Deshalb bleiben ja die meisten unserer Landschafter immer in der Studie stecken, weil sie sich durch eine Stim-

Digitized by Google

mung reizen lassen, die nur zum Gefühl spricht, aber nicht die Elemente zu einem Bilde enthält. Wie der Laie nennen sie tausend Dinge malerisch, die der wirklich Farbe fühlende Mensch, Künstler oder Nichtkünstler, aus diesem Grunde niemals so nennen würde.

Man sieht schon in den Landschaften, wie stark der Maler in Albrecht ist. Er wählt nur, was eine fest geschlossene und aparte Harmonie von Farben ergibt. Und deshalb blieb er auch nicht bei der Landschaft, die ihrem Wesen nach so viele schöne Farben und besondere Farbenstellungen ausschließt. Eine ähnliche Empfindung wie unsere jungen Maler, die der ewig wiederholten wenigen Töne der impressionistischen Landschaft müde wurden und auf die schönen, starken Farben, die sie nicht gebrauchen durften, mit schließlich unüberwindlicher Sehnsucht sahen — eine ähnliche Empfindung trieb auch ihn zu Stillleben und Interieur.

Auch da nahm er gleich eine Sonderstellung, genau und aus demselben Gefühl heraus wie in der Landschaft. Der feine, stille Betrachter fühlte den Reiz des Lichtes und aller edlen Stoffe, der Maler suchte das Bild. So wurde er, ohne Nachahmung, ein Bruder aller alten Meister dieser Vorwürfe. Beide Zweige der Malerei waren wie die Landschaft entartet. Abmalen war auch hier die Regel geworden. Maler — von Malerinnen gar nicht zu reden — klebten an der gewählten oder aufgebauten Wirklichkeit oder suchten in skizzenhafter Wiedergabe nur den malerischen Schein, die Oberfläche. Die besten Meister gehörten anderen Stoffen. Die Stilleben eines Schuch, die alten Interieurs von Albert von Keller und ähnliche, die Kunst sind, waren damals nicht bekannt.

Albrecht wußte wie alle wirklichen Maler, daß ein „Bild" nie aus der Wirklichkeit, sondern immer nur in der Phantasie eines Künstlers entstehen kann. Auch wenn ein Interieur noch so geschmackvoll, ein Stilleben noch so besonders angeordnet ist, es kann abgemalt, getreu abgemalt, niemals das geschlossene und in sich reiche Farbengewebicht ergeben, das allein den Namen Bild tragen dürfte. Wirklichkeit ist nur Anregung und etwa noch Halt für Stoff und Form, für die Gegenständlichkeit, Bild ist immer Dichtung, freies Schalten mit der Farbe, frei allerdings innerhalb der Grenzen, die der Maler einmal gewählt hat. Deshalb gibt es den Konflikt zwischen Inhalt und Kunstform, von dem so unaufhörlich geredet wird, im Grunde gar nicht, wenigstens nicht für die Menschen, auf die es ankommt. Nur Schwache bleiben in der Abmalerei stecken oder bezahlen das Bild mit der Verzerrung oder Nebelhaftigkeit des Gegenstandes: der Künstler, der den Namen verdient, gibt der Kunst wie der Natur unbewußt ihr Recht.

Papageientulpen. Gemälde

Ein Maler, der nicht an bestimmten Stoffen hängt, wird sich weder im Motiv noch in der Farbe noch im Vortrag wiederholen. Er sucht natürlich immer neue „Bilder". So unterscheidet sich das Werk Albrechts schon äußerlich von dem fast aller anderen lebenden Maler. Die Familienähn-

Digitized by Google

Aus einem alten Schlosse

Gemälde von Prof. Carl Albrecht

(Aus der Galerie des Herrn Handelsrichters Max Deter in Berlin-Grunewald)

Digitized by Google

lichkeit, die schon von weitem die Erzeugnisse eines Künstlers kenntlich macht, die Ähnlichkeit in Ton und Strich, fällt hier fort. Man nennt diese gemeinsamen Züge aller Werke eines Künstlers heute Stil. Mit Unrecht. Man müßte hier wie sonst dieses hohe Wort durch das mindere Uniform ersetzen. Kein alter Meister hätte sonst Stil gehabt. Das würde jeder einsehen müssen, wenn die Bilder eines Tizian und Rembrandt anders als in gleichmachenden Photos nebeneinander gesehen würden. Die vielgepriesene Gleichartigkeit taucht erst mit den Akademien auf und ist eine der bösesten Früchte einer Kunstübung, die mit Rezepten die schweifende Freiheit des Künstlerauges lähmt.

Albrechts Bilder haben diese billige äußere Ähnlichkeit nicht. Sie sind im Gegenteil alle sehr verschieden. Ihre Verwandtschaft liegt ganz tief innen, in der Seele des Künstlers-Menschen, der sie alle schuf.

Und im Handwerk! Das im Grunde durchweg realistische 19. Jahrhundert hat die Farbe zu einem bloßen Ausdrucksmittel erniedrigt, sie als bloß nützlichen Stoff behandelt. Höchstens noch etwa den Reiz ausgenutzt, den sie auf die Netzhaut übt. Für Albrecht ist sie wie für die Alten ein an und für sich edles Material, das auch zu eigener Geltung kommen soll. Man wird ohne lange Ausführungen verstehen, wie das mit seiner ganzen Auffassung des „Bildes" zusammenhängt. Es drängt platten Realismus ganz aus der Malerei heraus; der muß für seine Zwecke die Farbe als Stoff mißhandeln. In der Abneigung so vieler Menschen gegen die moderne Malerei war ein instinktiv richtiger Kern: man vermißte die unmittelbar sinnliche Schönheit, die Köstlichkeit der Farbenhaut, die uns an alten Bildern auch da noch ergötzt, wo uns Thema und Anschauung fremd geworden sind. Man empfindet die aus der

Im Garten. Gemälde. Im Besitz des Herrn Ed. Eggen in Berlin-Dahlem

Digitized by Google

Tube gedrückten billigen Farbstoffe als ärmlich und häßlich. Kattun statt Seide, so könnte man vergleichen. Albrecht pflegt die Bildhaut, mit liebevollen Händen trägt er die schöne Materie auf. Der Handwerkersinn unserer alten Meister, den auch Böcklin und alle um Leibl besaßen, lebt in ihm, der die gute „Tafell" ebenso im Auge hat wie die schöne Farbe und den charaktervollen Ausdruck.

So hat er im stillen, Tag für Tag und Jahr für Jahr, geschaffen, was bleiben wird. Und am Ende wird er selbst und darf man für ihn nicht allzusehr bedauern, daß der Ruhm spät zu ihm gekommen ist. Dieser heiß ersehnte Ruhm ist ein gefährlicher Gast, für junge Künstler dreifach gefährlich. Das wissen wir aus vielen schmerzlichen Erfahrungen. Er treibt gar zu leicht die absichtslose Arbeit, die nichts anderes will als schaffen, aus einer Werkstätte hinaus und bringt Hast und äußerliche Zwecke mit sich. Heute ist Albrecht fest genug, daß man die Störung nicht mehr zu fürchten braucht.

Abschied an den Genfersee

O ma belle contrée, Adieu pour toujours

Ich bin hier gewandert.
Hab' geliebt. Hab' gelacht.
An schimmernden Tagen.
In funkelnder Nacht.
Es grüßten die Augen.
Es flammte das Herz.
Wie blitzende Bälle
Flog das Wort. Flog der Scherz.
Wie flüssiges Feuer
Glomm im Glase der Wein.
Es war Melodie,
Berauscht hier zu sein.
Nun weiß ich im Herzen
Den Endreim nur:
O ma belle contrée,
Adieu pour toujours.

Ihr Gestade mit Blüten.
Du fruchtschwellend Land.
Und der ragenden Wälder
Tiefblaues Gewand.
Und königlich Berge
Mit ewigem Schnee.
Wie smaragdene Wunder
Reiht See sich an See.
O du wonnige Weite!
O du liebliche Flur:
O ma belle contrée,
Adieu pour toujours.

Nun führt mich mein Wandern
Für immer von dir.
Doch ich faß' in mein Herz
Deine schillernde Zier.
Ich tu' sie mit allen
Wundern hinein.
Und schmiede daraus
Einen goldenen Schrein.
Einen Edelsteinbecher,
Wie du ihn gibst nur:
O ma belle contrée,
Adieu pour toujours.

Noch jauchzen die Lieder.
Noch glutet der Blick.
So trunken wie einst
Fließt des Lebens Musik.
Ich leere den Becher.
Ich setze ihn ab.
Mag er andern das geben:
Was einst er mir gab!
Glänzt am Rand eine Träne,
Wisch' weg ihre Spur:
O ma belle contrée,
Adieu pour toujours.

Albert Geiger
† 15. Januar 1915

Digitized by Google

Das geschichtliche Werk der Hohenzollern

Zur Erinnerung an den 30. April 1415

Von Prof. Dr. Paul Herre in Leipzig

Während Deutschland in dem Tosen eines Ringens, wie es die Geschichte noch nicht gesehen hat, sich die Anerkennung seiner weltstaatlichen Stellung erzwingt, gehen wir der Feier des Tages entgegen, da vor einem halben Jahrtausend auf dem Reichstage zu Konstanz den Burggrafen Friedrich VI. von Nürnberg vom Kaiser Siegmund die Kurmark Brandenburg übertragen wurde. Am 30. April 1415 ergriff der fränkische Hohenzoller von dem ostelbischen Gebiete endgültig Besitz, über das er zum Danke für seine dem luxemburgischen Herrscherhause erwiesenen Dienste vier Jahre vorher bereits als „oberster Verweser und Hauptmann" gesetzt worden war: dieses unscheinbare Faktum ist der Beginn einer dynastischen und staatlichen Entwicklung, die ihresgleichen nicht hat und deren unerhört reicher Inhalt in der Gegenüberstellung heutiger Machtgeltung an der Spitze des Deutschen Reiches und den damaligen winzigen Anfängen territorialen Aufstiegs auf fremdem Boden wirkungsvoll zum Ausdruck gelangt. In einem fremden und ärmlichen, von Parteispaltungen zerrissenen Lande schufen sich die Hohenzollern ein neues Betätigungsfeld für die Entfaltung ihres vorwärtstreibenden Machtwillens. Durch die Jahrhunderte hindurch haben sie an der Erfüllung der gewaltigen Aufgabe gearbeitet, die sie sich gestellt hatten, und zielbewußt und in unbeirrbarem Festhalten haben sie das große Werk verrichtet: die Begründung und Ausgestaltung eines Fürstenstaats, der in organischer Entwicklung zum deutschen National- und Einheitsstaate wurde. So sind sie zu Führern und Vollstreckern der deutschen Geschichte geworden. Was wir als Volk geworden sind, ist unlöslich mit der Leistung des Hohenzollernhauses verknüpft.

Das Werk der Hohenzollern ist das Werk der großen Persönlichkeit. Heinrich v. Treitschkes bekanntes Wort: „Männer machen die Geschichte" gilt vor allem dem Herrscherhause, dessen Ruhm er wie ein Herold verkündet hat; man darf es sich uneingeschränkt zu eigen machen. Denn ihre eigentliche Schöpfung, der preußische Staat, ist ein rein persönliches Werk. Er erstand in den Jahrhunderten, da der Fürst der Staat war. Der fürstliche Absolutismus, der den Volksstaaten die Grundlage geschenkt hat, fand im Bereiche hohenzollerischen Wirkens seine vollkommenste Gestaltung und tiefste Verinnerlichung. Nicht als ob natürliche Gegebenheiten geographischer und ethnischer Art keine Rolle gespielt hätten. Es ist mit Recht oft darauf hingewiesen worden, daß die Staatsgründung in der besonderen Lage der Kurmark mitten zwischen den Stromgebieten der norddeutschen Tiefebene von vornherein begünstigt war. Mit ihrem Besitz mußte sich das selbstverständliche Streben verbinden, die großen Flüsse aufwärts- und abwärtszugreifen, hier durch Pommern hindurch das Meer zu gewinnen, dort durch Schlesien und die Lausitz hindurch das abgrenzende Mittelgebirge zu erreichen, und es mußte sich zu dem Verlangen erweitern, die Ströme nicht nur als Grenzscheide zu besitzen, sondern auf ihr anderes Ufer nach Ost wie West hinüberblickend ihr Gebiet dem engeren Besitzstande einzufügen. Es ist ebenso sicher, daß die kreuzende Vereinigung zugewanderter Kolonisten aus allen deutschen Stämmen und ihre glückliche Mischung mit den unterworfenen Slawen diese ostelbische Bevölkerung zu einem Menschenschlag gestaltet haben, der mit seiner natürlich erwachsenen Eigenart im Sinne disziplinierter Unterwerfung und Mitarbeit das kongeniale Werkzeug staatsbildenden Herrscherwillens werden konnte. Unzweifelhaft kommt auch der Zufälligkeit in der hohenzollerischen Geschichte eine nicht geringe Bedeutung zu. Daß Preußen fern im Osten, daß rheinisch-westfälische Gebiete fern im Westen auf dem Wege der Erbschaft dem brandenburgischen Hause zufielen, ist gewiß kein Verdienst. Aber entscheidend ist, daß solche Zufallsfügungen wie jene anderen Voraussetzungen erst in der großen Herrscherpersönlichkeit zur lebendigen geschichtlichen Kraft wurden, die nach leitenden, aus den Interessen einer Dynastie und eines Staates geborenen Gesichtspunkten Geltung suchte. Über allem steht bestimmend und Richtung gebend die schöpferische Tat des Einzelnen.

Das Werk der Hohenzollern ist ein politisches Werk, wenn nicht ausschließlich, so doch jedenfalls vorwiegend. In dem staatsbildenden Wollen und Streben liegt das Besondere, das Große und auch das über die Zeiten hinweg Erfolg Sichernde hohenzollerischer Herrschertätigkeit. Politisch-militärischer Machtgewinn war das Ziel aller bedeutenden Vertreter des Hauses vom Begründer bis zum Vollender. Innere und äußere Wirksamkeit waren diesem gleichen Endzweck unterworfen. Die jeweiligen Errungenschaften der Zeit wurden dem Machtziele nutzbar gemacht, Kulturwerte wurden geschaffen nicht um ihrer selbst willen, sondern um fürstliches Haus und fürstlichen

Digitized by Google

Staat zu sichern und zu mehren. Mehr und mehr wuchsen Herrscher und Volk in das deutsche Kulturleben hinein, dessen breiter Strom doch zunächst mehr das ältere Mutterland befruchtet hatte, und allmählich sproß, von den Herrschern gefördert, eine eigenartige stammesmäßige märkisch-preußische Kultur aus dem jungen Boden des ostelbischen Koloniallandes empor, um dieses Volk für seine große Zukunftsaufgabe auch innerlich stark und reif zu machen. Aber das Vorwärts- und Aufwärtstreibende blieb stets der Wille zur politischen Macht. Er formte sich zu einer immer bewußter werdenden Idee, die über die Generationen hin, trotz der selbstverständlichen von zeitlichen Einflüssen abhängigen Wandlungen, als in ihrem Wesen unveränderte Kraft lebendig blieb bis in unsere Tage. Es ist die für die deutsche Geschichte maßgebende Tatsache, daß diese im Fürstenhaus und in dem von ihm geschaffenen Staat wurzelnde politisch-militärische Machtidee schließlich die Grenzen ihrer eigentlichen Daseinsgrundlage verließ. In schrittmäßiger Ausbreitung machte sie sich zuletzt ganz Deutschland untertan, nicht in unmittelbarer Unterwerfung zusammenschließend, sondern entsprechend der Besonderheit deutscher Entwicklung in geistiger Beherrschung wahrhaft missionierend, erziehend und vereinheitlichend.

Das Werk der Hohenzollern ist das Werk einer Dynastie. Lange Zeit ist gerade dies unter der Einwirkung eines in den Einheitskämpfen emporgewachsenen nationalen Idealismus verkannt worden. Das Hervorheben der dynastischen Selbstsucht schiebt zwar die alte Legende beiseite, daß dem Hohenzollernhause von frühester Stunde an die Errichtung eines deutschen Einheitsstaates als letztes Ziel vor Augen gestanden habe. Aber tut die heute zur Anerkennung gelangte Zurückführung der ursprünglichen treibenden Kraft auf ihre engen geschichtlichen Gegebenheiten der hohenzollerischen Leistung Abbruch? Mit nichten. Es ist unbestreitbare geschichtliche Wahrheit, daß viele Generationen hindurch in der aktiven Betätigung eines Hausinteresses der staatsbildende Antrieb begründet ist, und zumal die klassischen Leistungen der Hohenzollern sind darin begründet. Es ist somit ein im höchsten zu rühmendes Verdienst dieser Dynastie, daß sie in der Verfolgung ihres eigenen Interesses über alle Zufälligkeiten und Hemmnisse hinweg eine staatliche Organisation schuf, die den Stürmen der Zeiten standhielt, die sich trotz mancher Rückschläge immer kraftvoller ausbaute und den Grund für ein umfassenderes, ein gesamtdeutsches Staatswesen legte. Kein anderer als Otto von Bismarck, der größte und überzeugteste Diener des Hohenzollernhauses, der Vollender des deutschen Einheitsstaates, hat in beredten Worten dargelegt, was die Dynastie auch in der jüngsten Vergangenheit noch innerhalb der deutschen Entwicklung bedeutet; mit Nachdruck hat er „die Unentbehrlichkeit einer Dynastie als Bindemittel" betont und den brandenburgisch-preußischen Egoismus als die Richtung gebende Kraft zur Reichsgründung hingestellt. Nicht der deutsche Gedanke bildet den Inhalt des Werkes dieses durch und durch deutschen Fürstengeschlechtes, sondern das gesunde, in festen Bahnen sich bewegende hohenzollerische Hausinteresse, das folgerichtig zum brandenburgisch-preußischen Staatsinteresse und zum deutschen Reichsinteresse wurde.

Der brandenburgisch-preußische Partikularismus auf der Grundlage des dynastischen Machtstrebens war und blieb der Eckpfeiler des Hohenzollernstaates. Aber freilich unbewußt war dieser Staat stets das lebendige Instrument der nationalen Einheitsbestrebungen. Indem die bedeutenden Regenten immer wieder sich bemühten, ihren Staat über die andern, zeitweilig nicht weniger emporstrebenden deutschen Fürstenstaaten zu erheben und zum mächtigsten Staat Deutschlands zu machen, rissen die Hohenzollern die Führerschaft auf dem Wege zum Einheitsstaat an sich. Sie erteilten sich damit selbst die hohe Aufgabe zu, im Sinne des Rechtes wie der Pflicht, den nationalen Zusammenschluß herbeizuführen. Innerlich wie äußerlich ordnete sich ihr Machtstreben in das nationale Einheitsstreben ein, das die ganze deutsche Entwicklung umfaßt und beherrscht. Hohenzollerisch-dynastisches Interesse und brandenburgisch-preußisches Staatsinteresse trennten sich nur dann vom nationalen Interesse, wenn ihre Geltung an Kraft einbüßte, wenn weniger zielbewußte Herrscher den Blick von ihren eigentlichen Aufgaben abschweifen ließen. Die beiden Ströme flossen in verschiedenen Betten, aber ihnen unbewußt eilten sie dem gleichen Ziele zu, und am Ende der Entwicklung vereinigten sie sich zum gemeinsamen Werke der Vollendung.

Es ist natürlich, daß dieses Werk, an dem mehr als ein Dutzend Generationen tätig war, nicht ohne Schwankungen und Rückschläge zustande kam. Je höhere Bedeutung die einzelne Persönlichkeit mit ihrer zufälligen Individualität hatte, um so stärker mußte persönliche Unzulänglichkeit zur Wirkung kommen; es hat in der langen Reihe der Hohenzollern an Erscheinungen, die aus der Bahn des Aufstiegs heraustraten, nicht gefehlt. Aber das Bemerkenswerte und Große bleibt doch, daß die Richtung der Machtsteigerung im ganzen streng und bewußt innegehalten wurde, daß, wenn eine schwache Persönlichkeit die Fortentwicklung zum Stillstand brachte oder abirrende Wege einschlug, eine folgende bedeutende in scharfem Emporreißen das politische Ziel umso entschiedener wieder den am Werke Schaffenden zum Bewußtsein brachte. Es gibt sicherlich keine andere Dynastie, die in dem Maße wie das Hohenzollernhaus durch Jahrhunderte hindurch treu einer fest ins Auge ge-

Digitized by Google

faßten Aufgabe und ihr sich anpassend und unterwerfend gewirkt hat. In keiner anderen Dynastie ist der Geltungswille der durch sie verkörperten Institution, als deren Vertreter sich ein jeder fühlte, so tief und innerlich erfaßt und betätigt worden. Keine andere Dynastie hat den Anspruch des Gottesgnadentums mit seinem Streben nach Alleinbesitz der Staatsgewalt so überzeugt vertreten, aber zugleich so ernste Pflichten für sich selbst daraus hergeleitet. Die Tradition der Herrscherfamilie, die überall, wo sie wirksam war, tiefen Einfluß auf die Entwicklung der Staaten und Völker ausgeübt, hat im Schoße des brandenburgisch-preußischen Fürstengeschlechtes eine besondere Bedeutung gewonnen. Die Reihe der sogenannten politischen Testamente der Hohenzollern, die in unvergleichbarer Weise Wesen und Anschauung der einzelnen Herrschergestalten widerspiegeln, die den stufenmäßigen Aufstieg des hohenzollerischen Staates in seinen ideellen Grundlagen wie in seinem praktischen Handeln erkennen lassen, enthüllen klar dieses Bemühen um die ununterbrochene Fortführung des von Generation zu Generation fortlebenden Machtwillens. Dieses von Grund auf sittliche Herrscherprinzip, das die Mehrzahl der Hohenzollern mit strenger Pflichtauffassung im Sinne des Staatsganzen, aber gleichzeitig zum Besten der Untertanen handhabte, wurde auch zum Erzieher des brandenburgisch-preußischen Volkes, an das schließlich ein Teil der Staatsgewalt überging. Es darf ausgesprochen werden, daß des Volkes Leistungen, die in einer Zeit des Niedergangs und Zusammenbruchs an die Stelle der nachlassenden fürstlichen Staatstätigkeit traten und das erschütterte Staatswesen retteten, in der erzieherischen Arbeit der Dynastie Quelle und Ursprung hatten. Es ist deshalb historisch durchaus begründet, daß in der Zeit, die endlich die Vollendung des Einheitswerkes brachte, die Dynastie als die Verkörperung des brandenburgisch-preußischen Machtgedankens wieder herrschend und zielbewußt an der Spitze des Staates stand und mit eigenster Initiative die Formen des neuen Staatsgebäudes schuf, das die gesamte deutsche Nation umschließt und die Grundlagen ihres heutigen weltpolitischen Daseins bildet.

⁂ ⁂ ⁂

Um das Bild zu vervollständigen, das wir auf Grund der bisherigen allgemeinen Feststellungen von dem geschichtlichen Werke unseres Herrscherhauses gewonnen haben, bedarf es der Ergänzung durch eine Betrachtung der Hauptphasen hohenzollerischer Geschichte. Erst dann wird uns deutlich, welche starken aus zeitlichen Voraussetzungen wie persönlichen Vorbedingungen stammenden Hindernisse zur Lösung der großen Aufgabe zu überwinden waren. Erst dann vermögen wir die Einzelleistung der großen Herrschergestalten zu würdigen, die das gewaltige dynastisch-staatliche Werk doch in stetem Aufstieg weiterführten und in letzten Endes einheitlicher Fortgestaltung vollendeten. Erst dann schärft sich uns der Blick für die Erkenntnis, daß über all dem Allgemeingiltigen, was deutsche Entwicklung ausmacht, sich immer wieder scharf umrissen brandenburgisch-preußische Besonderheit heraushob und ihrerseits der deutschen Entwicklung die Wege wies.

Die Hohenzollern begannen ihre Wirksamkeit in der Mark als echte fürstliche Territorialherren, die ihre staatliche Gewalt nach innen zu befestigen bestrebt waren, die ihren Machtbesitz nach außen zu erweitern suchten. Die starke Grenzmark der Askanier war unter der matten Herrschaft der Wittelsbacher und Luxemburger verfallen, die ständischen Untergewalten, Adel, Geistlichkeit und Städte, mit ihren kleinen Sonderinteressen hatten sich der staatlichen Konzentrationstätigkeit entgegengestellt: es war die Aufgabe Friedrichs I. und seiner Nachfolger, gegenüber diesen widerstrebenden Kräften mit scharfem Durchgreifen die fürstliche Territorialgewalt zur Alleinherrschaft zurückzuführen. Gleichzeitig bedurfte es der Sicherung des neugewonnenen Gebietes gegenüber den auswärtigen Feinden. In den politischen Wirren, die im Zusammenhang mit dem Vorstoß des erstarkten polnischen Reiches Osteuropa erfüllten, mußten die hohenzollerischen Markgrafen mit ihren schwachen staatlichen Mitteln um die Selbstbehauptung kämpfen, zufrieden, gelegentlich einen kleinen Gewinn davontragen zu können. Als typische Territorialfürsten nahmen sie auch an der Politik des Reiches Anteil, ständig auf ihren Vorteil bedacht und allein vom dynastischen Egoismus vorwärtsgetrieben. So gelang es ihnen, in den drei Generationen bis zum Beginn des 16. Jahrhunderts ihren Staat innerlich und äußerlich zu konsolidieren. In tüchtigen, ja glänzenden Einzelleistungen schufen die Kurfürsten Friedrich I., Friedrich II. und Albrecht die Grundlagen des brandenburgischen Territorialstaates, Männer von ausgeprägter Eigenart, die ihre Mitfürsten um Haupteslänge überragten und um ihrer persönlichen Bedeutung willen in der Reichspolitik eine größere Rolle spielten, als es ihrer staatlichen Machtstellung entsprach. Schon errang dabei der Staatsgedanke einen ersten Triumph über den dynastischen Gedanken. Die Dispositio Achillea von 1473 ordnete an, daß die Kurmark ungeteilt an den ältesten Sohn überging; wenn sie für die hohenzollerischen Nebenlande, den fränkischen Besitz wie die Neuerwerbungen, auch die Teilung unter den jüngeren Söhnen noch zuließ, so war doch damit einer Zersplitterung des Kernlandes Einhalt geboten. Der bedeutendste Gewinn dieser ersten großen Zeit brandenburgischer Staatstätigkeit war die Wiedererwerbung der einst von den Askaniern eroberten Neumark, und es hat gleichsam etwas Zukunftweisendes, wenn Friedrich II. diesen ersten hohenzollerischen Ge-

Digitized by Google

bietszuwachs mit nationalem Klange für sein Haus buchte: „Daß solch Land bei deutschen Landen und dem würdigen Kurfürstentum der Mark zu Brandenburg, der es bei Ansetzung der Kur einverleibt ist, bleibe und nicht zu undeutsch Gezunge gebracht werde, das deucht Seiner Gnaden göttlich, ehrlich und rechtlich."

Die folgenden Generationen haben indessen das Machtinteresse ihres Geschlechtes und Staates immer mehr aus dem Auge verloren. Noch schuf der zur Herrschaft gelangende Renaissancegeist individuelle Gestalten wie den oberflächlichen Johann und den mit hohem fürstlichem Selbstbewußtsein erfüllten Joachim I., aber sie traten aus der Reihe der deutschen Territorialfürsten nicht mehr hervor, waren nicht im eigentlichen Sinne „Mehrer des Reichs". Vollends unter ihren Nachfolgern griff eine Stockung des Staatslebens Platz, die Kurbrandenburg für ein Jahrhundert hinter manchen anderen deutschen Territorialstaat zurückschob. Ein Joachim II., Johann Georg, Joachim Friedrich, Johann Sigismund und Georg Wilhelm repräsentierten als beinahe unpersönliche Typen auf märkischem Boden das Geschlecht, das in dem kleinen ihm gewiesenen Raume eine engherzige Betätigung suchte, das hausväterlich seinen landesherrlichen Pflichten nachkam, sich aber ängstlich allen größeren Aufgaben entzog. Aus politischen Gründen hatte Joachim I. noch die Reformation in seinen Landen eingeführt: sie wirkte hier nicht lebendig und Kraft entfesselnd, sondern in der Gestalt des verknöcherten lutherischen Orthodoxismus entkräftigend und Leben erstarrend. Die ganze tatenfeindliche und energielose Art dieser Fürstengenerationen charakterisiert sich in dem Rate Joachim Friedrichs, alle gütlichen Mittel zu versuchen und das übrige Gott zu befehlen. Das Fehlen jedes religiös-politischen Antriebs, der in diesem Zeitalter der Religionskämpfe anderwärts Größtes zuwege brachte, der Mangel jedes ehrgeizigen Vorwärtsdrängens zur Machtvermehrung, der in der Periode großer politischer Umwälzungen im Norden und Osten einer staatlichen Betätigung im großen Stile Raum gegeben hätte, wirkte auch auf die inneren Verhältnisse des Staatswesens ein. Gegenüber dieser schwachen Fürstengewalt traten die ständischen Untergewalten, namentlich der Adel, wieder mächtig hervor; der neu einsetzende Dualismus zwischen Fürstentum und Ständetum, der für die deutsche Entwicklung des 16. und 17. Jahrhunderts bezeichnend ist, hat für Brandenburg eine besondere Bedeutung. Es wird vor allem mit dem Erstarken der ständischen Opposition zusammenhängen, wenn selbst in diesem Zeitalter voller Tatenscheu und Ziellosigkeit wenigstens der Gedanke der Staatseinheit eine neue Förderung erfuhr: der Hausvertrag von Gera (1598) gab, über die Erbordnung von 1473 und die sonstige fürstliche Praxis der Zeit hinausgehend, die Beschränkung der Unteilbarkeit auf das kurbrandenburgische Kernland auf und dehnte sie auf die gesamten hohenzollerischen Lande aus.

Die Wendung aus der Enge eines niedergehenden Staatslebens in die Weite aktiver Politik brachten Ereignisse, die von außen an die Hohenzollern herantraten und sie zwangen, ihre Blicke über die landesherrlichen Grenzen hinaus zu richten. Die territorialen Anwartschaften, die man in den Jahrzehnten zuvor erworben hatte und auf denen die Zukunft des brandenburgischen Staatswesens beruhte, wurden in schneller Folge seit dem Beginn des 17. Jahrhunderts fällig, in einem Zeitpunkt, da wenig bedeutende Herrscher an der Spitze des Staates standen und schwere Kriegswirren die markgräflichen Gebiete heimsuchten: 1609 starb der letzte Herzog von Jülich-Kleve-Berg, 1618 der letzte Hohenzoller im Herzogtum Preußen, 1637 der letzte Pommernherzog. Mit einem Schlage, der in der Häufung der Erbschaften eine merkwürdige Zufallsfügung darstellt, wurden die Hohenzollern emporgerissen und vor Aufgaben gestellt, die, mit Entschiedenheit erfaßt, sie auf die Höhen staatlicher Macht tragen mußten. Es erwuchs ihnen die Pflicht, die ihnen zustehenden Gebiete gegen die Ansprüche anderer Erbanwärter in Besitz zu nehmen und ihrem Staate einzufügen; und wenigstens ein Teil des rheinisch-westfälischen Erbes sowie das ganze Preußen wurden sogleich gewonnen. Diese Machterweiterung gab einen starken politischen Impuls. Die neuen Gebiete griffen weit nach Ost und West hinüber, in fremde Stammeseinheiten, in fremde historische Zusammenhänge: ein kleines Geschlecht konnte wohl daran verzagen, die schwere Aufgabe zu lösen, um so mehr konnte sich eine große Persönlichkeit daran emporrecken. Noch aber bedurfte es der Überwindung des engherzigen Geistes falsch verstandenen Luthertums. Aus religiösen Motiven trat Kurfürst Johann Sigismund 1613 zum Calvinismus über. Von einer echten Toleranz erfüllt, der die Hohenzollernfürsten treu geblieben sind, verzichtete er darauf, seine Untertanen zu zwingen, den Glaubenswechsel mitzumachen, indessen bei diesem Aufgeben des lutherischen Bekenntnisses hatte es für ihn selbst und seinen Sohn sein Bewenden; persönliche Schwäche hinderte sie, die Konsequenzen ihres bedeutungsvollen Schrittes zu ziehen. Trotzdem wurde dieser Eintritt des Hohenzollernhauses in die Kreise des eigentlich werktätigen und tatenfreudigen Protestantismus wenn auch nicht ohne weiteres zu dem entscheidenden Wendepunkt der brandenburgischen Politik, so doch zu dem belebenden und umgestaltenden Einfluß, der wiederum in der großen Persönlichkeit unmittelbaren Ausdruck fand. Zunächst wirkte die Passivität fort, und in den Kriegswirren des Dreißigjährigen Krieges, die über die hohenzollerischen Lande herein-

Digitized by Google

brachen, erlebte diese Periode staatlichen Stockens eine beklagenswerte Höhe.

In jähem Umschwung aber feierte nun unter der konzentrischen Einwirkung all der neuen Antriebe der Machtgedanke des brandenburgischen Staates seine Wiederauferstehung in der genialen Gestalt Friedrich Wilhelms, des Großen Kurfürsten. Als die Verkörperung des hohenzollerischen Machtinteresses führte er seinen Staat aus dem Niedergang einem glänzenden Aufstieg entgegen, der eigentliche Begründer des brandenburgisch-preußischen Staatswesens.

Auch Friedrich Wilhelm war und blieb ein Kind seiner Zeit, ein deutscher Territorialfürst, der manchen hausväterlichen Zug festhielt, der mit kleinen Machtmitteln seinem Vorteil nachging. Aber in kürzester Zeit wuchs er über seine Mitfürsten hinaus, hob ihn ein unbeirrbarer, ehrgeiziger Machtwille über die Schranken deutschen Kleinfürstentums hinweg in die weiten Räume der internationalen Politik. Wohl litt sein Streben an dem unüberbrückbaren Widerspruch zwischen der Leidenschaft seines Vorwärtsdrängens und der Kleinheit seiner Hilfsmittel; er mußte lavieren, zurückgehen, auch verzichten. Aber der Wille zur politischen und militärischen Tat trug ihn und seinen Staat doch aufwärts; noch ihm selbst gelang es, Kurbrandenburg zum mächtigsten deutschen Staat zu machen. Er gewann Magdeburg und Halberstadt und faßte damit in Mitteldeutschland festen Fuß, er sicherte sich aus der pommerschen Erbschaft wenigstens Hinterpommern. Bestimmend für ihn blieb die Verfolgung einer starken auswärtigen Politik, und es gehört zu den größten Ruhmestaten des Hohenzollernhauses, daß dieser Fürst eines kleinen und armen Landes mit den überragenden Großmächten seiner Zeit, mit Frankreich und Schweden, siegreich die Klinge kreuzte. Nicht nur im Herzen seines Volkes, sondern auch vor dem nüchtern abwägenden Urteil der Geschichte lebt Friedrich Wilhelm als der Held von Fehrbellin fort, der aus eigner Kraft die schwedische Militärmacht niederwarf. Das brandenburgische Heer, das er unter dem Eindrucke der Lehren des Dreißigjährigen Krieges schuf, wurde das Fundament des von ihm verkörperten Machtsystems. Der Ausgestaltung der Armee ordnete sich fortan alles unter, denn sie allein gewährleistete die Selbständigkeit des von allen Seiten bedrohten Staatswesens.

Der Große Kurfürst trieb auch eine umfassende innere Politik, aber sie war ihm nur die ergänzende Stütze der auswärtigen. Immerhin erforderte die Konzentration der staatlichen Kräfte nach außen eine Konsolidierung und Hebung der inneren Verhältnisse. Scharf und unbeugsam griff er gegen die ungebärdigen Stände durch und beugte sie unter die fürstliche Staatsgewalt. Er organisierte die Verwaltung, er bemühte sich um die Ausbildung eines Beamtentums und legte namentlich den Grund für die moderne Steuerverwaltung, die den ständischen Untergewalten endgültig ihre Einflußstellung raubte. Er beschritt in bezeichnenden Ansätzen den Weg zur merkantilistischen Wohlfahrtspolitik, die mit rationellen Erwägungen die Lage der Untertanen zu bessern suchte, wenn auch gerade in dieser Hinsicht der patriarchalische Grundcharakter einer vorangehenden Zeit stark erhalten blieb. In kirchlicher Hinsicht waltete er im Geiste der Duldsamkeit und er verhinderte, daß religiöse und konfessionelle Gesichtspunkte Einfluß auf die Politik gewannen. Die Verwirklichung des absoluten Fürstenstaates, der die Festigung seiner inneren Grundlagen im Auge hatte, seine entscheidende Wendung aber zur Verfolgung politischer Machtziele nach außen nahm: das war das Ziel dieses dynastischen Strebens, und Friedrich Wilhelm hat es noch selbst unzweifelhaft erreicht. Er war dieser Staat, der sich dehnte und reckte, er repräsentierte mit seiner Person die Einheit des zersplitterten Gebiets, er wies ihm die Richtung für sein ferneres Dasein. Schon lebte eine Staatsidee, aber sie war allein in der fürstlichen Persönlichkeit verkörpert. Und dieser Fürst an der Spitze einer werdenden Großmacht ließ bereits seine Blicke über das Meer schweifen, um in kolonialer Besitzergreifung weiteren Machtzuwachs zu gewinnen: bahnbrechend und vorwärtsstürmend schien der willensstarke Mann alle Schranken zu übersteigen; sein Werk ist das Werk eines zielbewußten und genialen Machtmenschen.

Friedrich III., sein Nachfolger, war eine durchaus anders geartete Persönlichkeit. Sein Enkel, Friedrich der Große, hat mit hartem Urteil von ihm gemeint, er sei groß im Kleinen, aber klein im Großen gewesen. Mit seiner Vorliebe für die äußere Betonung fürstlicher Machtstellung führte der kleine Sohn eines großen Vaters die Gefahr herauf, daß diese verheißungsvolle und harte absolutistische Herrscherleistung in einer prunksuchenden und die eigne fürstliche Persönlichkeit verhimmelnden unechten Betätigung matt und wirkungslos zerflattern, daß auch der Herr des brandenburgischen Staates in der französischem Vorbilde abgelauschten Regierungsweise anderer deutscher Duodezfürsten sein Genüge finden würde. Aber schon lebte die Tradition. Friedrich III. blieb eine Einzelerscheinung, die eine sich bildende einheitliche Reihe durchbrach und deren persönliche Eigenart nicht bestimmend wurde. Und das Ereignis, das mit seinem Namen immer verknüpft bleibt und in seiner Individualität eine wesentliche Ursache hat, die Erwerbung der preußischen Königskrone, bildet doch einen wichtigen Etappenpunkt in dem Ausbau des hohenzollerischen Staates. Gewiß ist sie nicht als eine persönliche Leistung des Herrschers anzusehen, denn die Standeserhöhung war lediglich die formelle und zeremonielle Besieglung des durch den

Digitized by Google

Großen Kurfürsten geschaffenen Zustandes. Aber indem nun der brandenburgische Territorialherr für jedermann sichtbar über die Reihe seiner Mitfürsten hinausgehoben wurde, gewann die Handlung des 18. Januar 1701 eine tiefe Bedeutung. Die Institution des preußischen Königtums stärkte die Machtstellung des hohenzollerischen Staatswesens, und in diesem Sinne ist selbst der in der Entfaltung äußeren Glanzes Betätigung suchenden Regierung des ersten preußischen Königs nicht jeder Wert abzusprechen.

Indessen sie durfte nur Durchgangsstation auf dem schwierigen und steilen Wege zur Großmacht sein. Der preußische Staat stand erst in den Anfängen seines Werdens, und eine entscheidende Wiederaufnahme der Machtbestrebungen Friedrich Wilhelms war erforderlich, wenn das Ziel erreicht werden sollte, um so mehr als andere norddeutsche Staaten sich anschickten ihm die Vorrangstellung streitig zu machen. Die Dynastie hatte sozusagen Atem geschöpft; nun mußte sie in erneutem Anlauf vorwärtsstreben. In den beiden klassischen Leistungen des preußischen Fürstenabsolutismus ist das geschehen. Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II. setzten in bewußter Anknüpfung das Werk ihres großen Ahnherrn fort, mit den modernen Hilfsmitteln ihrer Zeit es ausbauend und vollendend. In scharfem Gegensatz zu seinem Vater, der ohne ein festes Ziel in einer unfruchtbaren auswärtigen Politik die ihm überkommenen Machtmittel seines Staates geschwächt und gemindert hatte, stellte sich Friedrich Wilhelm I. die Aufgabe, in einseitiger Beschränkung die inneren Grundlagen Brandenburg-Preußens neu zu befestigen. So wurde er Preußens größter „innerer König", der „Verwaltungskönig" schlechthin. Das bedenkliche Verfahren seines Vaters vor Augen, der zur Durchführung seiner umherirrenden Machtbestrebungen im Dienste fremder Interessen sich der Subsidien fremder Fürsten bedient hatte, verfolgte er sein Hauptziel, Preußen auf die Ausnutzung seiner eigenen Kräfte zu stellen, es vor allem finanziell selbständig zu machen, und in Verbindung mit dem Finanzwesen reformierte er in großem Stile die allgemeine Verwaltung. Mit seiner schlichten, verstandesmäßigen Auffassung, mit seinem nüchternen Sinn für die große Bedeutung des Einzelnen und Kleinen und zugleich mit seinem klaren Blick für das Große und Zusammenfassende wirkte er zur Gesundung des inneren Staatslebens, überzeugungstreu und willensstark für sein Lebenswerk sich einsetzend. Er nahm die Wohlfahrtspolitik wieder auf, und obschon er in seiner persönlichen Art nicht wenig an die hausväterlichen Vorväter erinnert, handhabte er die Praxis des Merkantilismus als echter Sohn seiner Zeit. Auch als Förderer der preußischen Volksschule wurde er der Erzieher seines Volkes, freilich ein strenger und harter Erzieher. So wenig Liebe und so viel Furcht er erntete, so fesselte er doch mit seiner tiefsittlichen Art und derben Wahrhaftigkeit den norddeutschen Menschenschlag, dem er selbst im engsten angehörte, an sein Haus. Das Altpreußentum, das er in die Geschichte einführte, der harte, unerbittliche Geist ernstester Pflichterfüllung ist letzten Endes die Äußerung seines wuchtigen persönlichen Wesens.

All diese großartige organisatorische Arbeit diente der inneren staatlichen Zusammenfügung, und er selbst war der alleinige Inhaber der Staatsgewalt. Rücksichtslos beseitigte er die letzten Reste ständischer Untergewalten, zwang er den Adel in den Dienst seines Staates. Das Staatsganze aber stellte der große Praktiker unter die Idee des Wohlfahrtsstaates, die Christian Wolff in der neuen Universität Halle lehrte: so verstand er es tatsächlich, die Souveränität wie einen „rocher de bronce" zu stabilisieren. Die Krönung des Werkes war die Reform des Heerwesens, das den preußischen Königen das vornehmste Machtmittel blieb und dem Friedrich Wilhelm seine besondere Fürsorge zuwandte; er war auch der „Soldatenkönig". Aber wie seltsam: dieser stahlharte Mann hat all die Machtmittel, die er mit eiserner Energie aufrichtete, niemals selbst gehandhabt. Mit seiner einseitigen Genialität war er den besonderen Aufgaben der auswärtigen Politik nicht gewachsen. Als einzigen, freilich wertvollen Gewinn hat er Stettin aus den Wirren des nordischen Krieges heimgebracht, im übrigen schwankte er, ihm selbst bewußt, hilflos zwischen den Parteien. Sein Nachfolger hat es bezeugt, daß „alle preußischen Patrioten die Nichtachtung der Mächte gegen Friedrich Wilhelm und das Brandmal, das die Welt dem preußischen Namen aufdrückte, mit zerrissenem Herzen empfanden".

Aber gerade das tragische Versagen des Vaters in der Verfolgung der nach außen gerichteten Machtbestrebungen wurde für den großen Sohn der vorwärtstreibende Ansporn zur Tat. Friedrich II., der durch die schweren Kämpfe der Jugendzeit hindurch trotz aller Wesensverschiedenheit zum verständnisvollen und bewußten Schüler Friedrich Wilhelms geworden war, ging mit glühendem Herrscherehrgeiz und im Geiste des Großen Kurfürsten daran, das von seinem Vater geschaffene Instrument zu gebrauchen. In Politik und Krieg ließ er sich vom Machtgedanken des preußischen Staates vorwärtstragen. Machterweiterung um jeden Preis: das war das Leitwort, das er mit genialer Unbefangenheit befolgte, und indem er die universale Vielseitigkeit seiner Persönlichkeit für die von ihm vertretene Sache bis zum letzten einsetzte, wurde er der Begründer der Großmachtstellung Preußens. Um seinen Staat den europäischen Großstaaten gleichwertig zu machen, bedurfte es der Abrundung und Zusammenschließung des zerstreuten Gebiets; auf dem Wege der Eroberung sollte das

Digitized by Google

Ziel verwirklicht werden. Wenn Friedrich auch seine Ansprüche auf Schlesien mit dem Erbrecht begründete, in Wahrheit war der Angriff auf Schlesien ein reiner Eroberungskrieg, und mit beispielloser Zähigkeit hat der große König in den furchtbaren und zugleich herrlichen sieben Jahren gegen eine Welt von Feinden seine Eroberung behauptet. Nicht minder stand nach Westpreußen sein Sinn, nach dem fruchtbaren Weichselgebiet, das die Verbindung mit Ostpreußen herstellte; er konnte es ohne Kampf in der ersten Teilung Polens in Besitz nehmen. Am liebsten hätte er sich auch Sachsens bemächtigt, das ist ihm versagt geblieben. Aber indem er auf dem Wege des Erbanfalls Ostfriesland gewann, faßte der preußische Staat auch an der Nordsee festen Fuß und erreichte zugleich eine Stärkung seiner Stellung in Westdeutschland. Und all dies Trachten nach Machterweiterung war allein diktiert vom preußischen Staatsinteresse. Ein deutscher Gedanke war Friedrich durchaus fremd, auch in den späteren Jahren, da er den Plänen Josephs II. entgegentrat. Ja sein steter Kampf gegen das Haus Habsburg, der den 100 Jahre wirksamen Gegensatz zwischen Österreich und Preußen einleitete, half sogar das alte Reich zerschlagen. Im Sinne geschichtlicher Betrachtung freilich war sein Sieg doch ein deutscher Sieg; auf ihm erstanden die Grundlagen des neuen Reichs.

Dieser großartigen Betätigung des politisch-militärischen Machtgedankens war die innere Politik durchaus untergeordnet, aber mit stärkerer Betonung als einst der Große Kurfürst wandte der große König auch ihr sein Augenmerk zu, von der Erkenntnis ausgehend, zu der ihn sein Vater erzogen hatte, daß Wohlfahrt im Innern Machtentfaltung nach außen voraussetze. Während er auf dem Gebiete der allgemeinen Verwaltung über Friedrich Wilhelm I. nicht hinauskam, baute er das System der Staatswirtschaft zu einem unübertroffenen Gebäude aus. Die merkantilistische Staatstätigkeit fand in Friedrich II. ihre Vollendung, und in der rückhaltlosen Gleichsetzung seiner selbst mit diesem kunstvoll organisierten Staatsganzen, dessen Seele er war und dessen ersten Diener er sich nannte, verkörperte er die höchste Höhe des absolutistischen Fürstentums. Wie er für die „Peuplierung" seiner Lande sorgte, wie er Gewerbetätigkeit, Manufaktur- und Fabrikwesen förderte, wie er die Landwirtschaft pflegte, wie er für die Gesundung der sozialen Verhältnisse zumal auf dem Lande bemüht war, wie er dem Bürgertum sein Interesse zuwandte, kurz wie er starke wirtschaftliche und soziale Kräfte ins Leben rief, die dem Staate die neuen Fundamente der Zukunft wurden: das hebt ihn über alle Absolutisten vor und neben ihm. In genialer Vollkommenheit repräsentierte er den aufgeklärten Despotismus, der mit seiner tiefrationalistischen Schöpferfreude in beinahe tragischer Verknüpfung die eigene Ausschaltung vorbereitete.

Die stärkste Wirkung aber übte Friedrich nicht mit seinem inner- und außerpolitischen Werke, sondern mit seiner großen Persönlichkeit selbst. Dieser geniale Mensch, der ein König war und zugleich der größte Staatsmann und Feldherr seiner Zeit, der Gönner der Philosophen und Dichter, selbst Philosoph und Dichter, der Geschichte schrieb, dem kein Zweig geistiger Betätigung fremd war, er wurde zu einer moralischen Macht für Mitwelt wie Nachwelt, für Preußen wie Nichtpreußen. In unendlicher Steigerung gegenüber seinem Vater wurde „der alte Fritz" zum Erzieher seines Volkes über lange Jahrzehnte hin, er wurde — was noch mehr bedeutet — mit seiner genialen Gestalt die Verkörperung des preußischen Königtums schlechthin. Durch ihn zumal wurde die Monarchie die Kraft, die im preußischen Volke lebendig geblieben ist bis in unsere Tage, die ihm erst eigentlich das Gefühl der staatlichen Zusammengehörigkeit geschenkt hat. Mit der Härte und Unerbittlichkeit seines tiefsittlichen Pflichtgefühls, das ihn in unermüdlicher Hingabe an der Spitze des Staates bis zum letzten Atemzug festhielt und den Untertanen das Regiment des greisen Weltverächters schließlich zur Last machte, mit dem Heldentum seiner Taten auf den Schlachtfeldern wie auf dem Schachbrett der Politik ward er zum unvergänglichen geistigen Besitz seines Volkes. In der Philosophie Kants, der mit kühlem Rationalismus nachdachte, was der große König vorgehandelt hatte und der Lehrer eines pflichtgetreuen und tatenfreudigen Geschlechts wurde, hat der letzte Inhalt der friderizianischen Staatsethik seinen unvergänglichen Ausdruck gefunden.

Aber die Höhe, auf die der Genius Friedrichs des Großen den preußischen Staat emporgetragen hatte, barg schwere Gefahren in sich. Noch war die Großmachtstellung allein durch die Herrscherpersönlichkeit bedingt, die das innerlich arme Staatswesen, ein kunstvolles, aber noch vielfach künstliches Gebilde, zusammenschloß. Die Nachfolger hielten zwar am absolutistischen System fest, aber die monarchische Führung wurde zu schwächlicher Willkür und der Machtgedanke verkümmerte. Friedrich Wilhelm II. sonnte sich, als Erbe einer unvergleichlichen Königsgewalt, anfangs in einer zwecklosen Prestigepolitik, und die seinem Wesen nicht minder entsprechende Neutralität, die er dann in dem Chaos der Revolutionskriege seit dem Baseler Frieden beobachtete, war eine Versündigung an den Machtzielen und Zukunftsaufgaben Preußens, die durch die Erwerbung neuen polnischen Besitzes in der zweiten und dritten Teilung Polens eher verstärkt als gemindert erscheint. Allerdings bemühte sich der wohlmeinende Friedrich Wilhelm III. um eine Fortführung der inneren Politik seiner Vorfahren, aber auch seine Blicke blieben

Digitized by Google

von außen abgewendet. Es kam ihm nicht zum rechten Bewußtsein, daß neue geistige Kräfte einlaßbegehrend an die Pforten des Staates klopften. Er erkannte nicht, daß eine Umgestaltung der staatlichen Grundlagen im großen Stile zur Fortführung des von den Vorvätern überkommenen Werkes erforderlich war, und glaubte mit einem gelinden Entgegenkommen die immer offenbarer werdenden Gebrechen heilen zu können. Der Wille zur Macht, der ihm die richtige Erkenntnis vermittelt hätte, blieb ihm fremd: so brach vor dem ungestümen Andrängen des dämonischen Bannerträgers moderner Ideen der Staat Friedrichs des Großen zusammen. Das mühsam aufgerichtete Werk der Hohenzollern schien vernichtet.

Aber die Staatstätigkeit und Erziehungsarbeit der Dynastie war nicht umsonst gewesen. Wohl versagte die Regierungsmaschine des alten Fürstenstaates, aber die Kräfte, die er freigemacht und emporgehoben hatte, konnten seine Aufgaben übernehmen. Was die Reform der Jahre 1808 bis 1815 schuf, baute sich auf den neuen Ideen der Zeit auf. Die Befreiung des Wirtschaftslebens, die Beseitigung der sozialen Schranken, die Heraufführung des dritten Standes, die Heranziehung des Volkes zur Mitregierung, all das war so, wie es mit idealem Schwunge durchgeführt wurde, nicht das Werk des an der Spitze stehenden Monarchen. Das persönliche Zurücktreten Friedrich Wilhelms III. bei der großen Reform des preußischen Staates gab vielmehr erst eigentlich dem widerstandslosen Vorschreiten der liberalen Gedankenwelt Raum, es ermöglichte das neue Bündnis zwischen preußischem Staat und deutscher Bildung. Aber zuletzt war die Reform doch das Werk der Monarchie als Institution. Nicht allgemeine Volkskräfte, soviel davon auch schon treibend war, bilden die Grundlage der Umgestaltung. Die sie vollzogen, waren die mit der Entwicklung fortgeschrittenen monarchischen Organe, die im Geiste und im Ziele des alten Preußens, an Stelle des in der persönlichen Kraft erlahmenden Herrschers, das veraltete Staatswesen in moderne Formen hinüberführten. So sehr der König der umwälzenden Neuordnung im einzelnen widerstrebte, so war er es doch, der die Gründung der Universität Berlin damals mitten in der Zeit der Demütigung mit den bekannten Worten erläuterte: „Der Staat muß durch geistige Kräfte ersetzen, was er an physischen verloren hat." Zum wenigsten also machte er sich ihren tiefen Sinn zu eigen.

Das war echte königlich preußische Tradition, wahrhaft hohenzollerischer Geist. Der entscheidende Inhalt der Stein-Hardenbergschen Reform war doch das helle Wiederaufstrahlen des preußischen Machtgedankens. All ihre großen Träger waren von ihm erfüllt, denn die der inneren Erstarkung dienende Arbeit hatte die Wiederaufrichtung des Staates zu selbständiger Machtgeltung zum Ziel. Am stärksten gelangte dieses beherrschende Streben in der Heeresreform zum Ausdruck. Die Schaffung des Volksheeres auf der Grundlage der allgemeinen Dienstpflicht offenbart vor allem, mit wie tiefer Auffassung dieses von internationalen Ideen gestützte Reformwerk in die besonderen Staatsaufgaben und Machtziele Preußens hineingedacht war. Der dahinterstehende Geist kriegerischer Bereithaltung, der bei Dennewitz und an der Katzbach den Sieg erfocht, war kein anderer, als der bei Fehrbellin und Leuthen lebendig gewesen. Aber indem er nun, in jener Zeit der Not, tief in das Bewußtsein des preußischen Volkes eindrang, wurde er zu der fortwirkenden Kraft, die das zur Mitregierung im Staate aufsteigende Volk in den Machtgedanken eingewöhnte und damit erst für seine hohe Aufgabe reif machte. Im Befreiungskriege kämpfte und siegte dieses Volksheer als neues Machtinstrument des Staates. Das preußische Volk erstand in einem neuerstarkten und neufundierten Staatswesen.

Aber das alte Königtum blieb als lebendige Macht aufrecht und wirksam. Es paßte sich der neuen Zeit an. Es ließ zwar den Absolutismus bestehen, gab aber die scharfen Formen der Kabinettsregierung auf und lenkte Schritt für Schritt in die konstitutionellen Bahnen ein. Freilich gerade gegenüber den Verfassungswünschen des Volkes rang es um jeden Fußbreit Bodens, und in dieser negativen Leistung zerrieb sich allmählich seine positive Arbeit. Schöpferisch war die Monarchie auch in diesen Jahrzehnten der Reaktion. Die mit dem Gebietszuwachs des Reichsdeputationshauptschlusses und des Wiener Kongresses ihr gewiesenen neuen Aufgaben griff sie entschieden auf und führte sie einer Lösung entgegen. Das gesteigerte Hineinwachsen in West- und Mitteldeutschland an Stelle der gefährlichen Verankerung im polnischen Gebiet, das bis auf die unentbehrlichen Teile Posens und Westpreußens wieder abgestoßen wurde, beseitigte für immer Preußens norddeutsche Isolierung, an deren Überwindung die Hohenzollern längst gearbeitet hatten. Es war nunmehr das scharf umrissene Ziel vorgezeichnet, aus dem kleinen Deutschland, das Preußen 1815 geworden war, ein Gesamtdeutschland unter preußischer Führung zu machen. Als dem eigensten Organ der alten Monarchie gelang es dem Beamtentum, die neugewonnenen Gebiete in kurzer Zeit dem preußischen Staat innerlich einzufügen; aber was diese innere Leistung ergänzen mußte, unterblieb. Im Kampfe mit den konstitutionellen Kräften verloren Friedrich Wilhelm III. und Friedrich Wilhelm IV. den preußischen Machtgedanken aus den Augen. In dem stetig wachsenden Gegensatz gegen Österreich, das Preußen die Durchführung seiner deutschen Aufgabe streitig machte, traten die Hohenzollern immer wieder schwächlich zurück und wurden dadurch

Digitized by Google

auch der nationalen Bewegung entfremdet, die das preußische Volk ebenso wie die nichtpreußischen Stämme ergriffen hatte und in brausendem Ungestüm die einschränkenden Dämme der Königsgewalt einzureißen strebte. Jahrzehntelang trennten sich die beiden Ströme, deren Vereinigung allein die Verwirklichung des heißersehnten Zieles möglich machte.

Durch die Revolution von 1848 wurde das alte System des Hohenzollernstaates endgültig gestürzt. Die Teilung der Staatsgewalt zwischen Königtum und Volk, zwischen Krone und Parlament wurde vollzogen, aber es entsprach der historisch begründeten, aus dem Chaos der Revolutionskämpfe wieder erstandenen Machtstellung der Monarchie, daß ihr ein starker Anteil gesichert blieb. Ja, daß die Verfassung, die die Mitregierung des Volkes festlegte, auf dem Wege der Oktroyierung durch die Krone zustande kam, hatte seine tiefe symbolische Bedeutung. Aber zugleich entschied sich damit das Schicksal der nationalen Einheitsbestrebungen. Die Frankfurter Nationalversammlung, die sich namens des deutschen Volkes um die Lösung des Problems bemühte und sich schließlich für die preußische Führung entschied, wurde vom preußischen Königtum zurückgestoßen. Auf der anderen Seite führte der von Friedrich Wilhelm IV. unternommene Versuch, mit Hilfe der deutschen Fürsten das Einheitswerk gegen Österreich zu vollenden, zur Unterwerfung Preußens unter den triumphierenden Kaiserstaat. Es lag im Wesen des „Romantikers" auf dem preußischen Königsthron, daß seine politischen Pläne Schiffbruch erlitten, denn der geistvolle Herrscher stand ganz im Bann christlich-ständischer Staatsanschauungen, die die Betätigung eines zielsicheren Machtinstinkts ausschlossen, und so war es nur folgerichtig, wenn er nach dem Zusammenbruch seiner deutschen Politik im Innern Preußens eine dem Konstitutionalismus ins Gesicht schlagende Reaktion eintreten ließ.

Aus all diesen Erschütterungen der Staatsgewalt konnte nur die klare Wiedererfassung des Machtziels des preußischen Staates herausführen. Es ist Wilhelms I. persönliches Verdienst, mit aller Bewußtheit diesen Schritt getan zu haben. Er ging an die Reorganisation des Heeres, das stets das entscheidende Machtmittel des Staates geblieben war und dessen Neugestaltung erst die Möglichkeit schuf, den Weg zur Macht wieder zu betreten. Er nahm es als das Instrument des Königtums in Anspruch, das es gewesen war und bleiben sollte, und trat in den tiefgreifenden Konflikt mit dem Parlament, das, durch die zehnjährige Knebelung der Reaktion radikalisiert, in übertreibendem Doktrinarismus für sich die oberste Leitung des Staates forderte. In schweren Kämpfen haben Wilhelm und Bismarck, der in der Stunde höchster Gefahr als Helfer und Retter dem König zur Seite trat, den Sieg davongetragen. Mit Hilfe einer neuen Machtpolitik, die zugleich eine Lösung der deutschen Aufgabe Preußens brachte, gewann das Königtum seine erschütterte Führerschaft im Staate zurück. Der realpolitische Machtgedanke Friedrichs des Großen, als dessen Fortführer sich zumal Bismarck immer gefühlt hat, lebte wieder auf, und im Siege über den österreichischen Nebenbuhler versöhnten sich die Wünsche und Ziele des Volks für immer mit dem im neuerstarkten Königtum verkörperten Machtgedanken des preußischen Staates. Aufs engste verknüpft schufen preußische Volks- und Staatskräfte dann unter Bismarcks genialer Leitung den deutschen Einheitsstaat. Was das hohenzollerische Königtum in diesem Werke bedeutet, das brachte der Reichsgründer in tiefem Verstehen zum Ausdruck, indem er für die Feier der Kaiserproklamation den Geburtstag der preußischen Monarchie wählte. Und ebenso tiefen Sinn hatte das hartnäckige Widerstreben des ehrwürdigen Herrschers gegen den neuen Kaisertitel, der das preußische Königtum zu entwerten drohte; es zeigte das Alte, das Neues hatte erstehen lassen, seines Wertes bewußt, lebensvoll und stark.

So verkörpern seit dem 18. Januar 1871 die Hohenzollern preußisches Königtum und deutsches Kaisertum. Es ist hier nicht auf das schwierige Problem einzugehen, wie weit sich ihre Interessen schneiden und kreuzen. Daß eine Zwiespältigkeit besteht, die einmal ausgeglichen werden muß, dafür spricht die innere Gestaltung des Reiches, insbesondere die Gründung der Volksvertretung auf das allgemeine, gleiche und direkte Wahlrecht, die der Entfaltung anderer sozialer und wirtschaftlicher Kräfte Raum gibt, als sie das preußische Dreiklassenwahlrecht möglich macht. Denn der preußische Staat bildet das Rückgrat des Reiches und wird es bleiben, bis sich vielleicht einst der Einzelstaatsgedanke dem Einheitsgedanken unterworfen hat. Nicht in dieser Entwicklung aber, so bedeutungsvoll sie ist, liegt das Entscheidende für die Fortführung des hohenzollerischen Werkes. Über ihr steht, gewiß auch von ausschlaggebendem Einfluß auf sie, das Weiterwirken des bisher allein im preußischen Staate verkörperten Machtwillens. In dieser Richtung haben sich Preußentum und Nichtpreußentum zu einer inneren Einheit verschmolzen, die dem Werke der Hohenzollern seine eigentliche Krönung gibt; in diesem Sinne ist Preußen in Deutschland aufgegangen. Preußischer Geist ist zu deutschem Geist geworden, ohne daß die reiche Vielgestaltigkeit deutscher Geistesart dadurch eine Minderung erfahren hätte. Mit seinem gewaltigen Vorbild haben Bismarck und in seiner eindrucksvollen Art auch Wilhelm I. ihren Deutschen den starken Sinn für reale Machtpolitik eingepflanzt. Sie haben sie im friderizianischem Geiste unvoreingenommenen Staatsinteresses erzogen, sie haben sie von einer

Digitized by Google

bis zu nebelhaftem Doktrinarismus gesteigerten liberalen Ideenwelt befreit und zur wahrhaft produktiven politischen Mitarbeit reifgemacht. In sichtlichem Anschluß an die großen Leistungen des hohenzollerischen Fürstenabsolutismus haben sie die Wirtschaftspolitik des Merkantilismus wieder aufgenommen, um mit der Förderung der inneren Kräfte und dem Abschluß der staatswirtschaftlichen Einheit gegenüber dem Ausland eine möglichst große Machtentfaltung nach außen durchführen zu können.

Dem Wesen der modernen Großmacht folgend hat das neue Deutschland diese Bahnen beibehalten, auch als es nötig war, sie über den traditionellen Bereich hinaus zu verfolgen. Allerdings hatten Wilhelm I. und Bismarck noch den kolonialen Weg beschritten, aber der von ihnen vertretenen Weltpolitik waren noch enge Grenzen gezogen, denn über der Weltpolitik stand ihnen die Kontinentalpolitik. Das wirtschaftliche Interesse drängte jedoch über Europa hinaus, und im Sinne imperialistischer Bedürfnisse mußte das politische ihnen folgen. Die weltpolitischen Bahnen mit Bewußtsein eingeschlagen zu haben, ist das unbestreitbare Verdienst Wilhelms II. und seiner Regierung. In dieser Schwenkung vom Lande zum Meer, in dieser Erweiterung des politischen Betätigungsfeldes, die zwar schwere Gefahren mit sich brachte, aber unbedingt geboten war, beruht der im Persönlichen so tragische Konflikt zwischen dem jungen Kaiser und dem greisen Reichskanzler. Es darf heute ausgesprochen werden, daß die Verwirklichung einer deutschen Weltmacht das klar berechnete und erfaßte Ziel Wilhelms II. war. Im Kampfe gegen eine nachwirkende Tradition, in schrittmäßiger Gewinnung des sich mißtrauisch zurückhaltenden Volkes für das neue Machtziel und in lernender Zähmung des eignen Temperaments hat er ihm zugestrebt. Noch einmal hat ein Hohenzoller, im engsten Bunde mit den vorwärtsdrängenden Kräften seines Staates und Volkes, das Werk seiner Väter, in deren Geiste und im Geiste Bismarcks, mit einem gewaltigen Rucke und mit eigenster Initiative weitergeführt. Und das deutsche Volk hat ihn verstanden. Der Machtgedanke des alten Hohenzollernstaates lebt. Er erfüllt das Staats- und Volksganze vom Herrscher bis zum Arbeitsmann. Nicht als ein nach roher Macht strebendes Verlangen, sondern als eine in natürlichen, geschichtlichen und kulturellen Voraussetzungen begründete Entschlossenheit, sich in der Welt zu behaupten und mit den anderen Kulturnationen an der Weltherrschaft Anteil zu haben.

So betrachtet erscheint Deutschlands gegenwärtiger Kampf um die Weltstellung als die jüngste und bedeutungsvollste Phase des gewaltigen geschichtlichen Werkes, das immerdar mit dem Namen Hohenzollern verknüpft bleibt. Es ist daher auch innerlich berechtigt, in diesen Tagen einschneidendster Weiterführung den Blick auf seine Anfänge zurückzulenken. In seiner organischen Einheitlichkeit spricht es als ein lebendiges Stück Geschichte vernehmlich zu uns, und wir gewinnen die Gewißheit, daß wir auf dem rechten Wege sind.

Deutscher Frühling

Deutscher Frühling, du brandetest hell jahrein und jahraus,
Blumen wirst du streuen über Hänge und Hecken,
Wo sich durch blühende Ranken um Hütte und Haus
Unter schmelzendem Schnee die brandroten Dächer recken.

Stürme von Westen und Süden werden dich tragen,
Frühling, deutscher Frühling, wie lohender Brand
Wird deine Fackel leuchten über Berge und Land,
Über Wasgau und Rhein, wo die Berge des Schwarzwaldes ragen,
Wo die Harzer Tannen schüttern auf Berghöhen frei,
Knorrige Kiefern sich ducken unter urgewaltigem Schrei,
Frühling, mit Sturm und Brausen mußt du klirrend gehen,
Das Morsche brechen, das Faule und Welkende töten,
Daß unter Purpurschleiern von glühenden Morgenröten
In neuer Blüte erschauernd die Lande stehen!

Deutscher Frühling, erbrause im klirrenden Klang unsrer Waffen,
Durchflute uns stürmisch mit deiner gesegneten Glut,
Weltfrühling ist's, was wir selber erschaffen,
Wecke die Saaten auf aus unsrer Gefallenen Blut!

Hellmuth Unger

Digitized by Google

Die Kriegsfrau

Von Dr. Käthe Schirmacher

Das Deutsche Reich hat etwa 35 Millionen Frauen, und alle, vom jüngsten Säugling bis zum ältesten Mütterchen, berührt der Weltkrieg. Da 5 Millionen Krieger unter den Waffen sind, zu Lande, Luft und Wasser, gibt es keine deutsche Frau, die als Mutter, Gattin, Schwester, Blutsverwandte oder Wahlverwandte nicht um ein teures Leben bangte; auch die Kinder und jungen Mädchen tragen Sorge, Verlust und Leid. Mit Recht hat Hedwig Dohm gesagt: „Die schwerste Arbeit ist der Schmerz." Diese „schwerste Arbeit" liegt heute auf Millionen deutscher Frauen aller Stände in gleicher Weise. Ihre besonderen Kriegsaufgaben werden aber durch ihre soziale oder berufliche Stellung gegeben. Voran steht die Landfrau, Gutsbesitzerin, Pächterin, Bauerfrau, Häuslerin, Tagelöhnerin. „Und wäre nicht der Bauer, so hättest du kein Brot": Millionen in Deutschland — vor allem die Großstadtbewohner, hatten das vergessen und müssen es heute, zu ihrem und aller Heil, wieder lernen. Wohl überwiegt heute die städtische Bevölkerung in Deutschland (was 1870/71 noch nicht der Fall war), und wir können Handel, Industrie und Stadt nicht missen, aber die grundlegende Bedeutung einer leistungsfähigen Landwirtschaft wird jetzt allen, auch den uneinsichtig Widerstrebenden, auch den politischen Gegnern klar: wir siegen durch den Nährstand genau so wie durch den Wehrstand. Den Nährstand bilden heute aber zahlreiche Frauen: die Hälfte der deutschen Ackerfläche wird von Frauen bestellt. Die Frauen der Landbesitzer sind auf den Gütern, Pachtungen, Höfen sehr oft allein zurückgeblieben, der Krieg rief Gatten, Inspektor, Hofmeister, die kräftigsten Arbeiter, die geschulten Kräfte (Maschinenbedienung, Viehfütterer usw.) ins Heer, er nahm die meisten und die besten Pferde, er erzwang die Beschlagnahme der Getreidevorräte, sperrte die Grenzen für die Einfuhr des nötigen Kunstdüngers (Chilisalpeter), der nötigen Futtermittel (Erbsen, Mais, Ölkuchen u. a.). Der Krieg nahm die kräftigsten Hände vor der Ernte, und er läßt sie nicht los zur Bestellung; er setzt den Brotanteil des einzelnen fest und kann den Pferden, die noch vorhanden, nur recht geringe Hafermengen belassen. In diesen schwierigen Verhältnissen steht die deutsche Landfrau; beruflich meist ungeschult, soll sie plötzlich, in erschwerten Verhältnissen, Männerarbeit leisten und die nächste Ernte sichern, von der unser Sieg wirtschaftlich abhängt. Das ist eine Anforderung, die sich mit der des Schützengrabens wohl vergleichen läßt. Es ist auch schon eine Leistung, denn die Ernte von 1914 ist eingebracht, oft dadurch, wie wir aus zuverlässigster Quelle wissen, daß die Bauerfrauen die Schmierstiefel und Hosen der Männer anzogen und aufs Sattelpferd stiegen.

Daß aber auch die Frühjahrsbestellung gerate, dafür hat die deutsche Landfrau beizeiten im ersten „Kriegslehrgang" gesorgt, der, angeregt durch den Verband hauswirtschaftlicher Frauenvereine (Frau E. Boehm-Lamgarben) und organisiert von elf deutschen Frauenverbänden aller Richtungen, vom 18. bis 23. Januar unter Vorsitz der Gräfin Schwerin-Löwitz im Abgeordnetenhaus in Berlin stattfand. Dort tagte die Landfrau als verantwortlicher Träger des Staats, der Staatserhaltung und des Staatswohls und wurde von den ersten Fachgelehrten in ihren Kriegsaufgaben unterwiesen. (Die Verhandlungen sind veröffentlicht als: „Kriegslehrgang", Berlin W. 57, Winterfeldstraße 37.)

Die Landfrau hat aber nicht nur den Erdboden zu bestellen, sondern sich auch um den Seelenacker ihrer Familie, ihres Hauses und Dorfes zu kümmern. Diese nicht minder schwere und wichtige Tätigkeit erörterte der Landfrauentag (während der landwirtschaftlichen Woche) am 23. Februar im Herrenhause zu Berlin. — Bei der Unterweisung der Landbevölkerung in Kriegskochen, Kriegshaushalt, Kriegssparen kann der in allen Provinzen und Bundesstaaten wiederholte Kriegslehrgang helfen, kann die landwirtschaftliche Haushalts- und Wanderlehrerin mitwirken, können Regierung, Landrat und Kreis fördern; bei der Brotverteilung sind die Gutsfrauen schon auf sich selbst angewiesen. In Thüringen läßt sich, wie Frau von Pawel-Rammingen mitteilte, die für den Mann auf dem Lande ungenügende Ration von 2 Kilogramm Brot die Woche dadurch „strecken", daß der Anteil der Säuglinge den Männern zugerechnet wird. Die Frau kommt mit 2 Kilogramm gerade aus. — In Pommern hingegen ließ sich, selbst durch Übertragung der Säuglingsbrotkarten, der Mannesappetit nicht stillen. Da stellten die landwirtschaftlichen Hausfrauenvereine Pommerns unter Frau von Somnitz Backversuche an, und es gelang durch Mischung von Roggen, Kartoffeln und Kartoffelflocken die nötige Brotmenge zu beschaffen.

Aber, wie schon gesagt, auch die Seelen brauchen das ihre, und es ist die gebildete Frau auf dem Lande, meist die Gutsfrau, die dies geben muß. Daß die notwendige Bereicherung des inneren Lebens der Kriegerfrauen nur durch Gott zu bewirken sei, durch gemeinsame Andachten, durch stille Trostbesuche, durch gemeinsames Gebet, wurde auf dem Landfrauentag ganz überzeugt ausge-

Digitized by Google

sprochen. Gewiß, sagte Frau von Somnitz, ist das das Preisgeben eines Teils unseres Inneren, aber das muß sein, wir sind für diese Frauen verantwortlich, sie lernen und vertrauen und werden still. Dies ist unsere Aufgabe. Viele Menschen glauben noch nicht an die Frau, aber Gott glaubt an uns.

Und auch die Regierung scheint an sie zu glauben, da der Vertreter des Landwirtschaftsministers erklärte: der Kampf gegen Lässigkeit und Unverständnis ist nicht weniger verdienstvoll als der mit der Waffe gegen den Feind. Und hierauf beschränkt sich die Frauenarbeit auf dem Lande ja nicht einmal, wie das Beispiel einer bayrischen Schloßfrau beweist: ihr Mann fiel, ihr Ältester ist vermißt, ihr Jüngster in Tsingtau, der Schwiegersohn bei der Fahne, die Schwiegertochter zur Pflege bei ihr, der Inspektor fort, die Tochter Inspektor; und draußen im Feld drängendes Schaffen mit wenigen Leuten und Rossen. Ob die Frau nicht ein Eisenkreuz verdient? Gehört sie doch auch zu denen, für welche die Entschließung vom 23. Februar gilt: „Die deutschen Landfrauen wollen in Treue helfen, den Sieg in schwerem Kampf zu erringen und an dem neuen Deutschland der Zukunft mitzubauen."

Dies neue Deutschland hat große Aufgaben auch an unseren Grenzen, dort, wo der Feind eindrang und alles vernichtete. Elsaß und Ostpreußen haben Schwerstes gelitten. Die Flüchtigen, die Zurückgebliebenen waren vorwiegend Frauen. Die, welche in den besetzten Gebieten beim ersten Russeneinfall aushielten, haben, besonders auf den Landgütern und Dörfern, Heldenhaftes geleistet. In Rastenburg hielt der Hausfrauenverein seine Verkaufsstelle geöffnet und ersparte der Stadt Plünderung; in Lyck, in Gilgenburg und anderen Orten blieben die Pfarrfrauen bei ihren Männern, die Besitzerin von Jäglack hielt aus bei ihrem alten Vater und einer zu Besuch weilenden alten Pfarrfrau, die nicht mehr fliehen konnten. Umsicht, Mut, Tatkraft zeichneten Hunderte von Frauen aus. Wer von Augenzeugen gehört, was Frauen in dieser Zeit geleistet und erduldet — von den schlimmsten Greueln flüstert man nur — der weiß, daß Dornenkronen getragen und Eiserne Kreuze verdient wurden.

Der Strom von 2- bis 300 000 ostpreußischen Flüchtlingen ergoß sich, leider ungeordnet, nach Westen, wo man auf ihn nicht vorbereitet war. Die Flüchtlingsversorgung wurde eine neue Aufgabe der Behörden und der Stadtfrau. Es liegt in der Natur der Sache, daß die Kriegshilfsarbeit der Frau und ihre soziale Kriegsfürsorge vorwiegend in den Städten geleistet wird. Dort sind die Sitze der großen Frauenorganisationen, dort die Bahnhöfe, Lazarette, Anstalten und Heime, die für solche Zwecke in Frage kommen. Auf dem Lande überwiegt die einzeln wirkende, helfende Frau, in der Stadt die Frauenorganisation. Alle Stände, alle Richtungen, alle Konfessionen und Parteien haben sich dem Vaterland zur Verfügung gestellt. Das Rote Kreuz und der Vaterländische Frauenverein hauptsächlich in Verwundetenpflege, Liebesgabensammlung, Bahnhofsdienst und Flüchtlingsfürsorge, die Frauenbewegung aller Richtungen als „Nationaler Frauendienst" vorwiegend in der Familienfürsorge, Arbeitsbeschaffung, Hausfrauenaufklärung und Berufsberatung. Ohne den Beistand dieser verschiedenen Frauenorganisationen hätten Militär- und Zivilbehörden ihre Kriegsaufgaben nicht zu lösen vermocht, und je mehr geschulte Kräfte vorhanden waren, desto besser. Denn nur die geschulte Kraft war den Anforderungen der Zeit gewachsen; alle Versuche, mit ungeschulten Kräften zu wirken, sind mißglückt. Begeisterung ersetzt nur bei Ausnahmen das Können. — Die verschiedenen Tätigkeiten der weiblichen Kriegshilfe sind diesem Leserkreise bekannt. Verwundetenpflege, Bahnhofsdienst, Liebesgabenbeschaffung sind heute Allgemeinwissen geworden. Die Flüchtlingsfürsorge muß sich auf Ostpreußen und die geflüchteten Auslandsdeutschen Belgiens, Frankreichs, Englands, Rußlands erstrecken und ist eine sehr schwierige Aufgabe. Die ländlichen Flüchtlinge (aus Ostpreußen und Rußland) sind vorläufig meist in Mecklenburg, Holstein, Hannover untergebracht, um sie ländlichen Verhältnissen nicht zu entfremden; die jungen Ostpreußinnen sucht der Evangelische Verband in Haushaltschulen zu vereinigen und auszubilden; für die zum Teil nicht deutschsprechenden Kinder geflüchteter Auslandsdeutscher werden deutsche Schulen gegründet. Die meisten der Flüchtlinge sind mittellos.

Die Arbeitsbeschaffung ist eines der Hauptgebiete des Nationalen Frauendienstes. In Berlin hat er 23 Hilfskommissionen gegründet, die im Laufe einer Woche 23 000 Personen Hilfe gaben. Diese besteht sowohl in Beratung, wie auch Gewährung von Speisemarken, Milchmarken, Brotmarken, Essenmarken und Lebensmittelscheinen, deren Verteilung dem Nationalen Frauendienst von der Stadt übertragen worden ist. Der Nationale Frauendienst unterhält außerdem zurzeit drei Strickstuben, in denen 750 Frauen jeden Alters Arbeit finden und gibt an insgesamt 730 Heimarbeiterinnen Strickarbeit aus. Weitere Arbeitsgelegenheit ist durch die mit den fünf Bekleidungsdepots in Verbindung stehende Flickstube, in der die geschenkten Kleidungsstücke ausgebessert werden, gegeben. Für Angehörige der freien Berufe ist eine eigene Fürsorgestelle im Abgeordnetenhaus eröffnet, die auch zugleich in Fühlung mit dem Kriegswohnungsnachweis der freien Berufe und dem Kriegswohnheim in der Charlottenstraße steht. Der Nationale Frauendienst hat bisher 2600 Frauen, die sich ehrenamtlich für die Kriegswohlfahrtspflege zur Verfügung stellten, zur Hilfsarbeit vermittelt.

Ähnliche Organisationen finden sich im ganzen Reich. Über das ganze Reich hat sich auch die Hausfrauenbelehrung und Anleitung

Digitized by Google

zu sparsamer Haushaltung erstreckt, die, durch den Nationalen Frauendienst und den ersten Kriegslehrgang angeregt, im zweiten, vom 3. bis 6. Februar im Abgeordnetenhaus durch das Ministerium des Inneren organisierten „Rednerkurs" für alle Landesteile gefördert wurde. Da die deutsche Hausfrau bisher vorwiegend privatwirtschaftlich denkt, war es unerläßlich, sie zu volks- und weltwirtschaftlichem Denken zu erziehen, damit sie um des Vaterlandes willen sparen lerne. Ein Teil der Frauen hat dabei „versagt", weil er diesen Forderungen ohne Verständnis oder ohne Können gegenübersteht. Hier liegt eine Unterlassungssünde des Staates, der den Frauen die theoretische und praktische Schulung vorenthalten hatte.

Tief wie in das häusliche Leben der Frau, griff der Krieg in ihr Berufsleben. Der Kriegsausbruch brachte zahlreichen Dienstboten und kaufmännischen Angestellten Kündigung zum 1. September; die Luxusindustrien und Luxusgeschäfte stockten, die Zimmervermieterinnen und Pensionsleiterinnen sahen ihre Wohnungen leerstehen, die Privatlehrerinnen waren ohne Brot, die Künstlerinnen und Schriftstellerinnen ohne Beschäftigung. Und wie die Gutsbesitzerin und Bäuerin sich allein ihrer Wirtschaft gegenüber sah, so die Frau des Fabrikbesitzers, des Kaufmanns, des Friseurs, Barbiers und Schneiders vor dem Betrieb des einberufenen Mannes. Und gleich den Landfrauen ringen die Fabrikbesitzerinnen, Kaufmanns- und Handwerkerfrauen sich durch. Wenn die deutsche Industrie den Krieg als „Verwaltungsproblem" aufgefaßt und sich für ihn umorganisiert hat, wenn Nähmaschinenfabriken jetzt eiserne Bettstellen für Verwundete herstellen, Regenschirmfabriken Kriegswesten usw., so haben an diesen Umwandlungen auch Frauen teil. Wie die Landfrauen von den Landwirtschaftskammern beraten und gestützt werden, so die Kaufmanns- und Handwerkerfrauen von den Handels- und Gewerbekammern, dem Verein für gewerbliche Ausbildung der Frau, den Berufsgenossen des Mannes. Buchführungskurse für Frauen und Töchter von Handwerkern sind gegründet, und die Banken haben durchweg Beratungsstellen für Frauen eingerichtet.

Für die Arbeiterinnen brachte der Krieg in allen Kriegsindustrien Mehrarbeit. Ein Land mit allgemeiner Wehrpflicht sieht die anfängliche Arbeitslosigkeit der Männer in dem Maße schwinden, wie es sie einberuft, und die anfängliche Arbeitslosigkeit von Mann und Frau in dem Maße, wie die Kriegsindustrien sich steigern, die Friedensindustrien sich umorganisieren oder wieder heben. In Deutschland zeigt sich heute eher ein Arbeiter- als ein Arbeitsmangel. Auf dem Lande ist er drückend, die ausländischen Wanderarbeiter können ihm nicht steuern, ausreichende Beurlaubungen sind nicht zu erwarten, wohl aber ist der Plan aufgetaucht, Arbeiter aus dem von uns besetzten Russisch-Polen heranzuziehen, um dem dortigen Arbeiter- und Arbeiterinnenelend abzuhelfen. — In den Städten aber werden selbst ungelernte Arbeiter, wie z. B. städtische Müllfahrer, zu hohem Lohn oft vergebens gesucht, und die Kriegsunterstützungen veranlassen manche Frau, ihre Aufwarte- oder Reinmachestelle zu kündigen. Die Magdeburger und die Hamburger Kriegshilfe unterstützen Frauen nicht mehr, die Arbeitslosigkeit als Unterstützungsgrund angeben.

Die eigentlichen Kriegsindustrien verwendeten schon im Frieden viel Frauenarbeit, und zwar in der Textilindustrie, der Militärkonfektion (der Reichsverband deutscher Schneiderinnen hat sich um Heereslieferungen bemüht), der Strumpfstrickerei, Sprengstoff- und Konservenindustrie, in der Riemerei und Sattlerei. Auch die pharmazeutische Industrie und die Herstellung chirurgischer Instrumente beschäftigen Frauen für Heeresbedarf. Und all diese Arbeitszweige sind in Hochspannung, so daß sie freie Kräfte anderer Gebiete an sich ziehen. Das setzt ein Umlernen voraus, und manche Frauen haben dem anfangs widerstrebt, wie aus Klagen des Frauendienstes hervorging.

In den Nichtkriegsindustrien jedoch ist die Arbeitslosigkeit der Frauen fast immer größer als die der Männer. Die durchschnittliche Arbeitslosigkeit der Frau betrug 31,9 %, die des Mannes 19,9 % (Zählung der freien Gewerkschaften, Ende August 1914).

Außer Arbeitslosigkeit sind noch verkürzte Arbeitszeit und geringerer Verdienst zu berücksichtigen. Die Höchstzahl weiblicher Arbeitsloser hatten August 1914 der Hutmacher- und Glasarbeiterverband (80,9 % und 72,9 %), es folgen Sattler und Lederarbeiter mit 67,3 %, Porzellanarbeiter mit 58,5, Metallarbeiter und Buchbinder mit je 41,2 und 40,6 % usw. Die „Gleichheit" schätzt die Zahl der weiblichen Arbeitslosen im August 1914 auf 60000. Diese Lage hat sich seitdem aber merklich gebessert.

Eine andere Klage galt und gilt zum Teil noch der unbesoldeten oder sehr gering besoldeten Tätigkeit in der freiwilligen Krankenpflege. Zu dieser meldeten sich allein in Berlin 40000 Frauen, sie waren begeisterte aber meist ungeschulte Kräfte, 23000 wurden ausgebildet und verwendet. Nun standen aber bei Kriegsausbruch 30000 geschulte, staatlich geprüfte Krankenpflegerinnen zur Verfügung, die allerdings freie Pflegerinnen waren. Diese wurden erst einige Wochen nach Kriegsausbruch amtlich zur Kriegsverwendung zugelassen, und zwar nach den geistlichen Pflegerinnen (Ordensschwestern, Diakonissen u. a.). Unter den freien Krankenpflegerinnen und den in der „Berufsorganisation" zusammengeschlossenen herrschte daher bei Kriegsanfang eine Notlage, da ja viele aus Privatpflegen und Anstalten entlassen wurden. Ein Teil wurde von Österreich und der Türkei angefordert.

Gerade auf dem Gebiete der Verwundeten-

Digitized by Google

pflege wird das Heldentum der Frau am deutlichsten sichtbar; es ist „ergreifend und unbeschreiblich groß", und es nimmt Formen an, denen die öffentliche Anerkennung gerecht zu werden vermag: bisher erhielten 38 Frauen als heldenhafte Krankenpflegerinnen oder Kraftwagenführerinnen im Etappengebiet das Eiserne Kreuz. Alle haben sie äußerster Mühsal getrotzt, in feindlichem Feuer Verwundete geborgen, bis zum Umsinken geschafft. Feindlichen Bomben und ansteckender Krankheit fielen manche zum Opfer. Eine Frau, Dr. Reinecke, ist zur Lazarettärztin ernannt, und 180 Frauen sind als Röntgenschwestern tätig. Sie waren schon im Frieden für den Dienst ausgebildet und verpflichtet, dem Einberufungsbefehl „unweigerlich" Folge zu leisten. Ganz unerläßlich ist auch die Mitarbeit der Frau, schon im Krankenhaus, bei der Krüppelfürsorge, die den verstümmelten Krieger wieder arbeitsfähig machen soll. Auch die Orthopädinnen und Heilgymnastinnen wünschen Verwendung. Die daheimbleibenden Ärztinnen, von denen viele den sehnlichen Wunsch hatten, an die Front zu kommen, konnten wenigstens die einberufenen Kollegen vertreten. Wie man überhaupt sagen muß: nichts von dem, was die Frau, dank der Frauenbewegung, gelernt, ist vergebens gewesen. Ohne die Frauenbewegung gäbe es keinen Nationalen Frauendienst, er beruht auf den über das Haus hinausblickenden, volkswirtschaftlich, weltwirtschaftlich, politisch denkenden Frauen, auf den großen Frauenorganisationen aller Richtungen, den 20000 schon im Frieden geschulten Kräften, die bisher ehrenamtlich oder beruflich in der Gemeinde tätig waren. —

Man hat, als die Brotversorgung so stark in den Vordergrund trat, gesagt, der Krieg rehabilitiere die Hausfrau und ihre praktische Arbeit, das Fräulein Doktor, die Gelehrte, seien überflüssig. Das ist falsch: der Krieg braucht beide, die eine am Herd, die andere in der Beratungsstelle, am Schreibtisch und auf der Tribüne. Denn, ich wiederhole, was auch die Frau in der Frauenbewegung gelernt, der Krieg verwendet es: wie unentbehrlich waren geschulte Frauen, Bibliothekarinnen, Bureaubeamte in den Flüchtlingsheimen, um statt der unbrauchbaren Listen Zettelkasten, Kartotheken anzulegen, von deren sorgfältiger Führung Menschenschicksale abhängen. Wieviel ist da in den ersten Zeiten unorganisierter Wirren versäumt worden. Wie unentbehrlich sind diese Kräfte auch bei den Auskunftsstellen für Zivil- und Kriegsgefangene. Weibliche Architekten und Möbelkünstlerinnen brauchen wir beim Wiederaufbau von Ostpreußen. (Eine Architektin arbeitet für das Kriegsministerium.) Wie notwendig brauchen wir heute unsere Gärtnerinnen, Wander- und landwirtschaftliche Haushaltslehrerinnen, damit kein Bodenfleckchen unbenützt bleibt und kein Fettbröckchen verschwendet wird. Der Frauenbewegung hat der Krieg gestattet, ihren Befähigungsnachweis zu erbringen. Sehen wir das nicht auch an der weiblichen Beamtenschaft: den Lehrerinnen, die den erhöhten Anforderungen (Doppelklassen, Höchstzahl der Pflichtstunden, Begeisterung der Jugend) genügen, den Post- und Telegraphenbeamtinnen, von denen viele bei Kriegsausbruch aus den Ferien zum sofortigen Dienstantritt einberufen wurden, die auch Vertretungen und Überstunden und Umlernen zu leisten haben, von denen manche jetzt, wo das Vaterland alle braucht, trotz wohlverdienter Ruhe noch im Dienst bleiben und die, gleich den Lehrerinnen, eine groß angelegte Liebestätigkeit entfalten, zu denen die Postverwaltung die Räume gibt. Man vergesse auch nicht, daß diese Frauen manch wichtige Nachricht kennen — und darüber schweigen.

Ganz besondere Kriegsmaßnahmen traf der Kaufmännische Verband für weibliche Angestellte. Er hatte zuerst Arbeitnehmer wie Arbeitgeber darüber zu belehren, daß Krieg nicht alle Verträge bricht, dann den sehr zahlreichen Stellenlosen Arbeit zu besorgen (Vertretung von Männern, Verkauf von Postkarten, Sammeln usw.), er erhöhte seine Stellenlosenunterstützung von 20· auf 40000 Mark und sammelte eine besondere „Kriegshilfe" von 17550 Mark.

Das Verkehrswesen hat nur in einigen großen Städten auf die Frau als Ersatz zurückgegriffen, die Berliner Straßenbahngesellschaft z. B. hat 600 Frauen, Angehörige der einberufenen Männer, als Hilfsschaffner angestellt. Hamburg hat, trotz lebhaften Drängens von seiten des Publikums, keine Schaffnerinnen genehmigt. Die Beziehungen zwischen Schaffnerin und Wagenführer sind nicht immer ungetrübt, da letzterer das Klingelzeichen als eine Herrschaftsäußerung des schwachen Geschlechts empfindet und sich manchmal dagegen auflehnt.

Eine lehrreiche Zeit ist dieser Krieg für die Hausangestellten. Die Erkenntnis von der Wichtigkeit sparsamen Kochens hebt den ganzen Stand, und die regsamen Mädchen fassen die Belehrung mit innerer Freude und bewußtem Stolz auf. Viele werden willige, einsichtige Mitarbeiter am Gemeinwohl. Hausfrau und Dienerin, Familie und Hausangestellte treten sich durch gleiche Erfahrungen überhaupt näher: beide haben ihre Lieben in vielleicht dem gleichen Schützengraben, beide nähen und stricken für Ost und West, beide beugen den Kopf über Zeitung und Kriegskarte und schicken Liebesgaben ins Feld. Ja, „schöne Gedichte" werden in der Küche abgeschrieben, die Köchinnen Berlins wurden im Abgeordnetenhaus, in Volksversammlungen vereinigt, und wer sein Mädchen in gute Vorträge mitnimmt, wird das Gefühl haben, daß hier frische Intelligenz freudig aber nicht urteilslos empfängt.

Das stark entwickelte Luxusleben, die Kunstfexerei der letzten Jahre hatte eine unabsehbare Menge von Künstlern hervorgerufen, eine Überproduktion, die oft mit

Digitized by Google

Unterwertigkeit verbunden war. In diese bunte Musenwelt griff der Krieg vernichtend ein, er schlug die Türen der Theater, Lichtspielhäuser, Künstlerkabaretts gewaltsam zu, ließ den Thespiskarren auf freiem Felde stehen. An tausend Zeitungen und Zeitschriften verschwanden aus der Presse, die übrigen beherrscht ausschließlich der Krieg. Es war nicht mehr Zeit, um über „die Nuance" zu grübeln. Kleiderkünstler, Innenkünstler, Kunstgewerbler, Lautenschläger, Tänzerinnen, Dichter waren brotlos, die Götterdämmerung des Parnaß schien anzubrechen. Hier griffen die Gönner der guten Zeiten, griff der Nationale Frauendienst helfend ein, Künstlerheime, Künstlerküchen entstanden, dann bat die Wohltätigkeit die Künstler um ihre bezahlte Mitarbeit bei Vorstellungen, Aufführungen, Konzerten, Stricknachmittagen, Vorträgen, die zum Besten der Kriegshilfe allerorten, auch in Lazaretten, stattfanden. So half man sich gegenseitig, bis der Kunst Geschäfte sich wieder hoben, die Theater sich wieder öffneten, und die Zerstreuung ihren alten Platz zu erobern suchte. Künstler und Künstlerinnen haben hier dasselbe Leid getragen, ihre Berufsorganisationen sind für sie eingetreten, im Straßenverkauf mit Kriegsartikeln haben beide sich ein ungewohntes Brot gesucht, und an den Neuaufgaben der Kriegszeit nehmen beide teil; so sind auch eine Anzahl Frauenentwürfe künstlerischer Postkarten vom Roten Kreuz preisgekrönt.

Einen höchst ehrenvollen Platz nehmen die deutschen Schriftstellerinnen ein. Ihre Lieder, Kriegslieder, stehen glänzend, ergreifend, wuchtig neben denen des Mannes. Die Frau hat ihre geschulte und berufene schriftstellerische Vertretung auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens, von denen sie nicht durch erzwungene Unkenntnis ausgeschlossen ist. Sie hat ihre sehr interessante gutgeleitete Frauenpresse, ihre Berufs- und Fachzeitschriften, sie ergreift in der allgemeinen politischen Presse das Wort über und unter dem Strich und wird von den angesehensten Zeitschriften ersucht, mitzusprechen. Wir hören sie als Dr. phil., Dr. jur., Dr. med., als Volkswirtschaftler, Soziolog und Politiker; und gerade die wissenschaftlich geschulten Frauen haben die staatserhaltende Bedeutung der Hausfrau erkannt und zu ihrer Mobilisierung gedrängt. In diesen Kreisen herrscht, von volkswirtschaftlich-künstlerischen Gesichtspunkten aus, auch lebhaftes Interesse für die von der deutschen Industrie angeregte Schaffung einer deutschen Mode, deren nationale und internationale Bedeutung klar erkannt wird. Ich sehe nur ein Gebiet, auf dem die Frau sich bisher gar nicht äußert: das rein militärische; auch auf finanziellem ist sie noch wenig vertreten, immerhin ist der Anfang finanzieller Frauenorganisation gemacht, Deutschland hat eine Frauenbank, G. m. b. H., die erste und bisher einzige Europas.

Seit kurzer Zeit besteht, auch einzig in Europa, ein Polizeipflegeamt in Altona. Die Dame, Dr. jur., ist dem Oberpolizeiinspektor gleichgestellt; ihr einziger Vorgesetzter ist der Chef der Polizeiverwaltung, und die eigentliche Sittenpolizei steht unter ihr. Eine solche Einrichtung ist für Kriegszeiten, die die weibliche Jugend durch Arbeitslosigkeit, Auflösung der Familie und die allgemeine Erregung besonders gefährden, für das ganze Reich erwünscht.

Die mannigfache soziale Not der Kriegszeit zu lindern, haben sich die besitzenden Kreise zur Aufgabe gemacht. Teils in bereits genannten Organisationen, teils persönlich auf eigene Hand. Da sind reiche Spenden an Geld, Zeit, Kraft und Hingabe zu verzeichnen. Die deutschen Fürstinnen, von denen einige für die Kriegszeit Regentinnen sind, geben auf Fürsorgegebieten ein Vorbild. Gibt es doch keine deutsche Fürstin, die nicht Gatten oder Söhne im Felde hat; sie sorgen und bangen wie die einfachste Frau des Volks, sie empfangen den Händedruck der armen Geflüchteten und fühlen sich eins mit den Ihren.

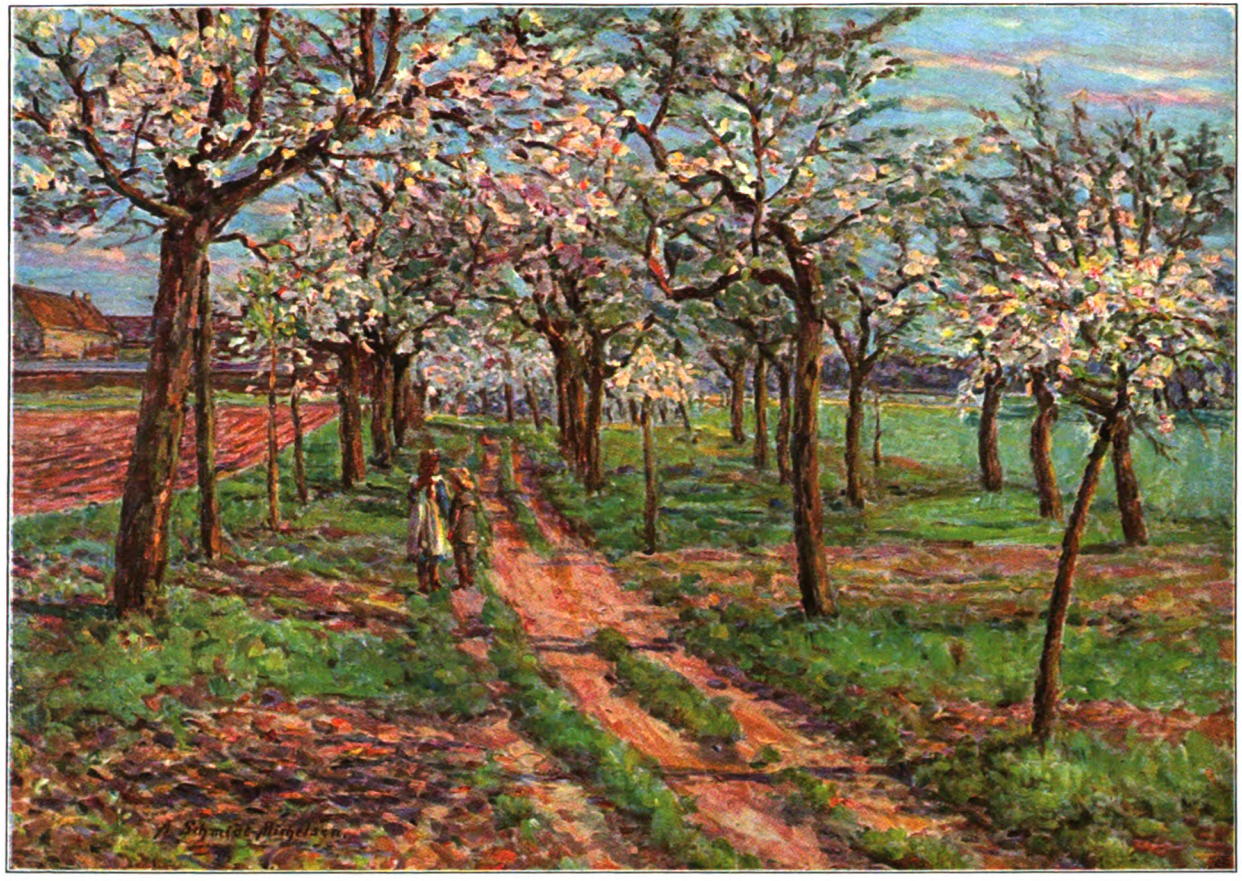
Die weibliche Jugend findet ihre Stellung zum Kriege nicht so einfach wie der Junge. Teils durfte er sogleich mit, teils bereitet man ihn vor, und stets fühlt er sich als künftiger Krieger: Jugendwehr, Jungdeutschland, Schülerflottenvereinigung entsprechen seinem innersten Trieb und jede Förderung ist sicher. Bei den Mädchen ist Zwiespalt: sollen sie „weiblich" sein oder kriegerisch? Zur Krankenpflege, der anerkannt weiblichen Form des Kriegerischen, eignen sich Schülerinnen noch nicht; zum Bahnhofsdienst auch nicht; bleibt also das Strümpfestricken und Liebesgabenverschicken. Das genügt nicht allen.

Es regen sich eben auch andere Kräfte im deutschen Mädchen, denen die Goldsammlung und die Metallsammlung einen Auslaß boten: man konnte sich dabei rühren, bewegen, Menschenherzen erschließen, dem Vaterland direkt nützen. Auch Kampfmut erfüllt die Mädchen.

Wir haben keine allgemein durchgeführte Körperbildung der Mädchen (Schulturnen und Pfadfinderinnenbewegung reichen dazu nicht aus); spricht man von „der Jugend", „Jugendwehr", militärischer Jugendpflege, so denkt man dabei allein an die Knaben; und doch braucht Deutschland ebenso stahlharte Frauen wie Männer, Frauen, die leistungsfähige Mütter, weise, nicht nervöse Erzieherinnen sind. Die körperliche Ertüchtigung der Frauen ist unerläßlich, will „das Kaiserreich eine kaiserliche Rasse".

Das Reich hat der Kriegsnot der Frauen, Mütter und Kinder gedacht und für den Nachwuchs gesorgt. Die Ehefrau des Kriegers oder Sanitäters erhält, wenn sie bedürftig, für sich und die Kinder eine örtlich angepaßte Kriegsunterstützung, die auch für uneheliche Kinder gezahlt wird, bei denen die Alimentierungspflicht des Vaters feststeht. Die bedürftigen Wöchnerinnen, deren

Digitized by Google



Blütezeit (Motiv aus Zöbigker i. S.). Gemälde von Alexander Schmidt-Michelsen

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

Mann als Krieger oder Sanitäter im Felde ist, erhalten außerdem aus Reichsmitteln (durch die Krankenkassen) eine außerordentliche Wochenhilfe, die wohl eine Ausgabe von je zwei Millionen im Monat bedeuten wird. Fällt der Mann, so tritt die Hinterbliebenenversorgung ein. Hat der Mann sich bei der Reichsversicherung freiwillig weiterversichert, so ergibt sich im Falle des Todes oder der Invalidität ein doppelter Anspruch, erstens an die Militärbehörde, zweitens an die Reichsversicherung. Dieser Umstand hat bei einem Teil der Kriegstrauungen mitgesprochen.

Daß die Kriegsinvaliden diesmal nicht wieder auf den Leierkasten angewiesen sein dürfen, ist bereits deutlich ausgesprochen. Ärztliche Wissenschaft und soziale Fürsorge werden sich verbinden, um den Kriegsinvaliden wieder arbeitsfähig zu machen, ihm, wenn irgend möglich, ein kleines Anwesen auf dem Lande zu sichern, sonst einen sitzenden Beruf zu verschaffen. — Doch auch die Kriegswitwen sollen arbeitsfähig gemacht werden. Wohl sichert das Militärhinterbliebenengesetz von 1907 ihnen Geldunterstützung, aber Berufsarbeit ist die beste Hilfe, und da die Kriegswitwen meist noch junge, kräftige Frauen sind, wird man auch sie zur inneren Kolonisation heranziehen, auch sie Berufsarbeit lehren. Beratungsstellen sind schon im Entstehen. Von *einem* Beruf werden sie den Kriegswitwen aber entschieden abraten, dem der Zimmervermieterin und Pensionsleiterin, falls nicht gründliche häusliche Kenntnisse und persönliche Eignung vorhanden.

Von allen kriegführenden Ländern ist die soziale Fürsorge in Deutschland am besten organisiert. Die Größe Deutschlands liegt überhaupt in seiner Organisation. Aufgaben, wie sie die Gegenwart stellt, lassen sich ohne Organisation überhaupt nicht mehr lösen, und deshalb sind die Völker, die organisieren können, die Völker der Zukunft. Organisation aber fordert die willige Unterordnung des einzelnen in das Ganze. Der deutsche Mann lernt sie in Heer und Beruf; die deutsche Frau ist durch solch große allgemeine Zuchtschule noch nicht gegangen. Auch sie bedarf ihrer jedoch zum Heil des Vaterlandes, und deshalb wird der Ruf nach einem allgemein verbindlichen Frauendienstjahr (Kochen, Haushalten, Kinderpflege, Elemente der Krankenpflege *und* straffe Körperbildung) sich nach dem Kriege unabweisbar erheben. Und diese Forderung wird gehört werden. Zu deutlich hat der Krieg gezeigt, in wie hohem Maße die Frau Träger des Staats ist, welchen erhaltenden oder vernichtenden Einfluß sie als Hausfrau hat, welche Rolle als Landbebauer, als Berufsfrau, als sozialer Organisator. Die maßgebenden Stellen werden einsehen, daß an der Bildung des weiblichen Geschlechts nicht mehr gespart werden darf. Der Krieg, von dem man wähnte, er werde die Frau bei Seite schieben, hat sie und ihre Aufgaben in den Vordergrund gestellt, hat viele Unterschätzungen und Mißverständnisse zwischen Mann und Frau weggeräumt: der Krieger, der im Schützengraben kocht, der wäscht und flickt und Holz spaltet, kurz, alle häuslichen Frauenarbeiten verrichtet und ihre Mühsal kennen lernt, der gewinnt eine ungewohnte Schätzung dieser weiblichen Tätigkeit, und die Frau, die daheim den Mann vertritt, lernt seine Berufsmühsal kennen. Trennung, Leid, Gefahr und Sorge bewirken auch auf beiden Seiten eine Verinnerlichung, man sieht den Wert des gegenseitigen Besitzes erst recht im Augenblick möglichen Verlusts. Und drinnen wie draußen fegt des Kriegs gewaltiger Besen das Überflüssige hinweg, tausenderlei Tand und Luxus, den der lange Friede gezüchtet hatte. Der Krieg lehrt uns, das Wesentliche des Lebens, die unentbehrlichen Werte erkennen; und die Erkenntnis des Wesentlichen auf allen Gebieten, der größtmöglichen Zahl von Volksgenossen vermittelt, ist eine Daseinsbedingung für das Deutschtum. Geht dieses Ringen siegreich für uns aus, so folgt auf den Krieg der Waffen der Kulturkrieg, der Völkerwettbewerb im Frieden. Da wir, in der Mitte Europas, stets der größten Gefahr ausgesetzt sind, müssen wir aber gleichzeitig auch hervorragend gerüstet sein: die ersten in Künsten des Krieges und Künsten des Friedens. Das geht nur bei völlig durchgeführter Ökonomie der Kraft. Von ganz Europa tragen wir dauernd die höchste Belastung, den höchsten Druck und haben die schwerste Aufgabe zu lösen. Das ist nur möglich, wenn wir alle das Wesentliche vom Unwesentlichen scheiden lernen, in allen wesentlichen Dingen eines Sinnes werden und unsere Kraft auf das Wesentliche beschränken. Gewaltige Anspannung wird dauernd auf uns lasten. Diese schweren Aufgaben sind aber nicht mit dem halben Volk, nicht vom Manne allein zu lösen. Wir bedürfen dazu *aller* deutschen Kraft: die deutsche Frau ist die Hälfte der Volkskraft, sie muß teilhaben an den grundlegenden Erkenntnissen des Krieges, muß wissen, daß sie in Haus und Beruf, wirtschaftlich und sozial, im Denken, Fühlen, Handeln auf lange Zeit noch „Kriegsfrau" sein muß.

Die hohe Einschätzung der Frauen-Kriegsleistung zeigt sich in dem Vorschlag, die deutsche Krieger-Gedächtniskirche in München auch mit Ehrentafeln der Frauen und Mütter zu versehen, die ihr Liebstes opferten. Auch für die Führerinnen des deutschen Frauenheeres wird sich dort oder anderswo eine Marmortafel finden. Und dem beispiellosesten Kriege, der alles zu vernichten schien, verdanken wir dann die Grundlage einer ganz neuen Kultur, die die Gleichwertigkeit der Geschlechter verkündet und auf dieser breitesten Grundlage friedlich-sozial, aber wehrhaft, der Welt die „deutsche Kultur" schenkt.

Digitized by Google

Die Frau und die zwei Geköpften

Von Benno Rüttenauer

Karl von Burgund, der zuerst der Schreckliche hieß, ehe er dann der Kühne genannt wurde, tat sich nicht wenig darauf zugute, ein ebenso strenger und unbeugsamer Richter zu sein wie ein unversöhnlicher Feind, ein unerschrockener Krieger und ein rauher und gewalttätiger Herrscher. Und er pflegte Recht zu sprechen ohne Umschweife und in selbsteigener Person wie die alten Könige, mit denen er sich in Gedanken gern verglich. Und wenn er auch das Grauenhafte nicht mit kalten Scherzen würzte und den Henker seinen lieben Gevatter nannte, wie sein spaßhafter Vetter Ludwig von Frankreich mit dem Herrn Tristan tat, der dem König folgte wie dem Menschen sein Schatten: so war doch sein Herz, und er rühmte sich dessen, hart wie der vielbeschriene Diamant von der Größe einer Kinderfaust in der Agraffe seines Hutes, und wie dieser Stein kalte Blitze schoß, nicht anders tat der funkelnde Blick seines Auges, wenn der Zorn die dicke Pulsader seiner Schläfe schwellte.

Schon in den ersten Tagen seiner Regierung offenbarte sich grauenerregend sein Wesen, während noch die Leiche des Herzogs Philipp, den sie den Guten nannten, im Rittersaal seiner Burg zu Brügge aufgebahrt lag und Karl seine Tränen kaum getrocknet hatte.

Der Bastard von La Hamaide, der Sohn des Grafen Johann von La Hamaide, souveränen Herrn von Condé, hatte im Zorn einen Bürger erschlagen, einen Kanonikus von St. Jakob, und Karl, dem jeder Geistliche für heilig und unverletzlich galt, verdammte den turbulenten jungen Mann zum schmachvollen Tode. Vergebens bat der alte Graf und Kämmerer, der dem verstorbenen Herzog nahe gestanden wie keiner, und baten mit ihm sechs der vornehmsten Edelleute von Flandern fußfällig um Gnade; vergeblich umklammerte die Herzogin-Mutter und Maria von Burgund, Karls eigene Tochter, flehentlich die Knie des strengen Fürsten: Karl blieb bei seinem Spruch. Und der blondlockige La Hamaide, der Abgott aller Frauen von Brügge, ja Karls eigener Liebling bis jetzt, wurde auf dem gemeinen Schinderkarren und in Fesseln zum Richtplatz vor die Gräben der Stadt geführt und enthauptet, und sein Leib wurde in vier Stücke zerhackt und aufs Rad geflochten.

Ein Grausen ging durch die Bewohnerschaft von Brügge, der doch solche Schauspiele damals nichts Seltenes waren. Denn das Volk, an Ehrfürchtigkeit gewöhnt, begreift es nicht, daß man seine Vornehmen, die ihm für unantastbar gelten, behandelt wie das schlechte Gesindel. Der Graf von La Hamaide, der Vater des Gevierteilten, aber ließ durch Schergen sein steinernes Wappen über dem Portal seines Stadtpalastes zertrümmern, zur eigenen Bekräftigung seiner Schmach, und dann wandte er der Stadt und dem Fürsten den Rücken und zog sich auf seine Besitzungen zurück, die Seele voll tödlichen Grolls.

Noch größeres Aufsehen aber erregte ein Urteil Karls im folgenden Jahre, das hier eingehend erzählt werden soll.

Da saß zu Middelburg sein Statthalter über Zeeland, ein Herr Thibaut von Uzy, Vizgraf von Rubempré. Dieser hatte dem Herzog Philipp in mehreren Feldzügen gedient und war durch eine gefährliche Verwundung am Knie in der Schlacht von Montlhery zum Tragen der schweren Rüstung und längeren Verweilen zu Pferd unfähig geworden. Darum erhielt er, noch in den kräftigsten Jahren, von Herzog Philipp die genannte Statthalterschaft, in welcher er von Karl bestätigt wurde.

Herr von Uzy wohnte, da das alte Statthaltereigebäude dazu nicht genügend Bequemlichkeit bot, am Markt, in dem stattlichen Hause eines Bürgers und Kaufmanns, namens Mynheer Vandenhoeck, der allen Grund hatte, mit der Welt und ihren Einrichtungen zufrieden zu sein. Denn nicht nur, daß ihn das Glück in seinem Handel mit Muskat und anderen indischen Gewürzen von Jahr zu Jahr mehr begünstigte, es waltete zu-

Digitized by Google

gleich in seinem Hause eine junge Frau von blütenheller Schönheit, um die ihn mancher noch mehr beneidete, als um seinen wachsenden Wohlstand. Doch diese Schönheit der Frau Barbara sollte sein Verderben werden, so daß auch ihre strenge Tugend, die jedermann ihr nachrühmte und woran die Arme sich klammerte wie ein Ertrinkender an einen Strohhalm, ihr und ihres Eheherrn furchtbares Schicksal nicht abwenden konnte, sondern den Handel erst recht schlimm machte.

Denn die rosig schimmernde Jugend des blonden Frauchens, in erst beginnender fleischlicher Fülle und bescheiden gekleidet in zarte Sanftheit und Güte, stach dem Herrn Vizgrafen mit dem steifen Knie von der ersten Begegnung an (er hatte bis jetzt nur die braune Sorte gekannt mit matter Tönung) derartig in die Augen, daß er von Stunde an den Blick nicht mehr von ihr wendete und ihr um den Weg ging, wo er nur konnte, und sie umkreiste und umschnurrte nicht anders als ein verliebter Kater, der zur Nachtzeit um die Lichtmeß über mondhelle Dachgiebel einer weißen Katze nachschleicht.

Und da Mynheer Vandenhoeck die ganze Woche über, wie sich denken läßt, mehr in seinem Kontor über den großen, dicken Büchern saß, als an der Seite seines blonden Gesponses, was sich für einen Mann seines Kalibers auch kaum geschickt hätte, so fand der Herr Gouverneur Gelegenheit genug, die stille Frau allein zu treffen und sie zu überraschen, an Vormittagen und an Nachmittagen, an ihrem zierlichen Webstuhl oder Stickrahmen, vor ihren Linnentruhen oder Zinnschränken, an ihrem Betschemel auch und bei hundert anderen Verrichtungen. Und fand sie dennoch nie allein, sondern immer ihr Töchterchen um sie herum, ein dreijähriges Kind in hellblauem Kleidchen und einer ebensolchen Schleife in den Locken, die glänzten fast wie weiße Seide.

Im Anfang war ihm dies nicht einmal unangenehm, denn er konnte so damit beginnen, dem Kind auf seine Weise schön zu tun, und von dieser Einleitung allmählich zu dem verliebten Geplänkel mit der Frau übergehen. Aber dem Letzterseh nten kam er dennoch und auch durch Monate hindurch um kein Haar näher, wie er auch jenes Geplänkel, als erfahrener Waffenheld und kunstreicher Fechter, in allen Ausweichungen und Variationen durchführte und seine Ausfälle und Kühnheiten mit geschickten Finten und Zurückweichungen erfinderisch wechseln ließ.

Aber ob er schmeichelte und schmollte, oder stürmte und drohte, kurz: auf welche Weise er angriff, er traf nirgends auf eine schwache Seite der trotzigen Festung, die aber gar nicht trotzig tat, sondern stets gleich sanft und ruhig und freundlich verharrte, als ob sie nicht im entferntesten eine Belagerung und Berennung zu bestehen hätte, womit sie, ohne es zu wollen oder zu beabsichtigen, ihren Bedränger erst recht zur Hartnäckigkeit steifte.

Dann machte er den Versuch, und oft wiederholte er ihn, die Blauaugen und Wächter der Umzingelten unversehens zu bestechen und zu gewinnen durch kostbare Stoffe in Seide und Brokat und seltene Kleinodien von Gold und Perlen und edlem Gestein, doch vergeblich, es wurde ihm alles ausgeschlagen.

Aber mit dem Widerstand, den er erfuhr, wuchs ihm der Wille, und mit der Raserei seines heftigen Begehrens verbündete sich der Groll gekränkter Eigenliebe im Herzen des Kriegs- und Siegsgewohnten, der sich wahrlich schmeicheln durfte, des öfteren stolzere und gefährlichere Bollwerke im Handumdrehen genommen zu haben.

Dieses Bewußtsein nützte ihm indes gar nichts und er mußte erfahren, daß er immer wieder abprallte mit seinem Anrennen, und die schlauesten Unterhandlungen sich ergebnislos hinzogen ins Unabsehbare.

Wenn wenigstens die dumme Hilfstruppe nicht gewesen wäre, dieses Kind von drei Jahren mit der albernen blauen Schleife im Seidenglanz seiner hellen Locken, das nun schon zweimal, wenn er vom vergeblichen Parlamentieren zum kecken Handstreich übergehen wollte, durch seine erschreckten Schreie ihm alles verdarb, dergestalt, daß der stolze Ritter des Goldenen Vlieses (er trug dieses Ruhmeszeichen seiner kriegerischen Verdienste stets um den Hals) vor den herbeigelaufenen Mägden all seinen Geist zusammenpacken mußte, um die Contenance nicht zu verlieren und den Schein zu retten.

Hätte der Statthalter nicht zusammen

Digitized by Google

mit der Schönen in einem und demselben Hause gewohnt, wäre es vielleicht nicht zum Schlimmsten gekommen, und er hätte es mit der Zeit wohl vermocht, sich das verzweifelte Unternehmen aus dem Sinn zu schlagen. So aber mußte er der blonden Frau Barbara, auch wenn er sie nicht aufsuchte, immer wieder im engen Aneinander begegnen, wobei der böse Stachel mit dem Doppelhaken der Begierde und verletzter Eitelkeit sich jedesmal tiefer und schmerzlicher in sein Fleisch eindrückte. Und was als Schlimmstes hinzukam: er konnte, ohne sich bei dem etwas eitlen Hausherrn dem unschönen Verdacht hochmütiger Gespreiztheit auszusetzen, sich dessen häufigen Einladungen an seinen Tisch nicht entziehen. Hier aber saß er an der Seite der jungen Frau, und wenn es dann gelegentlich geschah, daß diese in ihrer allzu harmlos bürgerlichen Art mit ihrem Ellenbogen den seinigen flüchtig berührte, ohne sich dessen vielleicht auch nur bewußt zu werden — darauf zu schwören, wird von niemand verlangt — dann zuckten durch das Hirn des Vizgrafen sofort die schwefeligen Blitze des allergiftigsten Verdachts, und seine weitgeöffneten schwarzen Augen nahmen einen, fast möchte man sagen: teuflischen Ausdruck von Genugtuung an.

Wie berechtigt oder unberechtigt nun in solchen Augenblicken die heimlichen Schlußfolgerungen seines Gehirns sein mochten, das, wie jedes andere auch, sich seine Logik mehr von der Herrschaft der Triebe als von der Logik diktieren ließ: so oder so mögen die gedachten winzigen Vorkommnisse nur allzu schwer gewogen haben in der Schale, auf deren Sinken oder Steigen der Preis dreier Menschenleben stand.

Denn wenn Herr Thibaut von Uzy sich ohnedies schon tief verbissen hatte in den Köder, den sein Schicksal ihm vorhielt in Gestalt der blonden Frau Barbara, so verbiß er sich jetzt doch noch tiefer, ohne recht mehr sagen zu können, ob aus Liebe oder aus Ingrimm. Denn seine Leidenschaft, oder was man so nennt, würgte an ihm, daß er zu ersticken drohte, und wenn er seinem Würgengel ins Gesicht sah, so war es bald das feurige Antlitz der roten Begierde, bald die verzerrte Fratze der blassen Wut. Und das eine Gesicht mit dem Blick der Hölle versengte ihm das Mark in den Knochen, und das andere, das blasse Meduſenhaupt, überrieselte ihn mit eisiger Kälte, daß seine Glieder schlotterten.

Die witzigen und mehr oder weniger feinen Mittel hatte der Vizgraf mit dem letzten Rest seiner Geduld längst vergeblich ausgegeben; so blieb ihm nichts übrig, als zu einem plumpen zu greifen, zu einem ganz plumpen, von dem er dennoch hoffen konnte, da er über Macht verfügte, daß es ihn ans Ziel bringen werde.

Da ging denn eines Morgens ein unglaubliches Gerücht durch die Stadt. Es hieß, der reiche Kaufmann Mynheer Vandenhoeck sei am Abend zuvor von den Schergen des Statthalters ergriffen und in den untersten Kerker des Turms geworfen worden. Über das Verbrechen, dessen man ihn anklagte, wußte zunächst niemand etwas. Doch wurden die Bürger zu Middelburg bald aufgeklärt. Der Statthalter selber sorgte dafür, und bald wußte die ganze Stadt, was sie wissen sollte: daß dem Herrn Vizgrafen von Rubempré Dokumente in die Hände gespielt worden seien, die den Bürger Vandenhoeck eines geheimen Komplotts mit den Rebellen und Aufrührern von Lüttich überführten.

Niemand konnte sich darunter etwas Besonderes und Greifbares denken, aber der Name Lüttich allein genügte, die Leute mit Grauen und Schrecken zu erfüllen. Man kannte nur zu gut das entsetzliche Schicksal der Lütticher. Alle Welt war voll von den Erzählungen der schauderhaften Züchtigung dieser Stadt durch den Herzog Karl unter den eigenen Augen Ludwigs, des französischen Königs, und ihm zum grausamen Spott, der allein die Lütticher zu ihrer erneuten Empörung aufgereizt hatte, und der zu Peronne kurz zuvor, trotz seiner bekannten Verschlagenheit, dem Herzog so unvorsichtig ins Netz gegangen war.

Und also, darauf baute der Gouverneur, brauchte es nur dieses Namens, um alle Münder stumm zu machen.

Außerdem hatten alle Arme vollauf zu tun, und der Herr Statthalter durfte sich mit hämischer Freude beglückwünschen, zur Ausführung seines Streiches den glücklichsten Augenblick gewählt zu haben. Sogar die Macht der Elemente schien in seinem Bunde. Er vergaß nur, daß so oft der launische Zufall, gerade wenn er den Men-

Digitized by Google

schen mit ungewöhnlicher Gunst überhäuft, erst recht auf sein Verderben sinnt.

Aber einstweilen kümmerte sich, wie Herr von Uzy richtig ausgerechnet, keine Seele um den Kaufmann Vandenhoeck und vergaß jedermann dessen privates Schicksal über dem noch furchtbareren Schicksal des ganzen Landes. Denn es hatte zu Vlissingen das tobende Meer seine Dämme durchbrochen und drohte, alles zu verschlingen, Äcker und Wiesen und Wohnungen, Menschen und Vieh.

Nicht nur Mynheer Vandenhoeck war vergessen, sondern auch die schöne Barbara, seine arme Frau, die einsam in ihrer Kammer weinte und jammerte, indes ihr Töchterchen verständnislos und verstört in einer Ecke kauerte. Groß war ihr Weh, aber fast noch größer ihre Angst und Beklemmung vor dem, was ihr jeden Augenblick bevorstand. Denn sie zweifelte nicht, daß er über kurz oder lang vor ihr erscheinen werde, der Böse, der Arglistige, der Fürchterliche.

Und dann stand er vor ihr, angetan mit dem goldgestickten violetten Talar, die reich gewirkte und edelsteingeschmückte Kette des Goldenen Vlieses über der Brust. So stand er vor ihr und betrachtete sie befriedigt. Sie machte sich stark, sie richtete zuerst das Wort an ihn.

„Die Scham gebot Euch nicht," sprach sie mit Beben, „dieses Zeichen abzutun" — sie deutete auf das Goldene Vlies — „Ihr habt die Stirne, mit diesem Schild der ritterlichen Ehre vor mir zu erscheinen?"

„Darüber, schöne und angebetete Frau," versetzte er lachend und zugleich mit einem begehrlichen Blick in seinen großen dunklen Augen, „darüber hat allein mein Herr und Meister zu entscheiden, der auch dieses Ordens Meister ist; wollt Ihr ihm vorgreifen, dem Furchtbaren, sanfte Frau Barbara?"

Sie wendete sich entsetzt von ihm ab.

„Aber über Eure eigene Angelegenheit," fuhr er mit weicherer Stimme fort, „liegt auch bei Euch allein die Entscheidung, und wenig kostet es Euch, Ihr wißt es wohl, daß Euer Eheherr noch von dieser Stunde an frei sei wie der Vogel in der Luft, trotz..." — er zögerte und beobachtete lauernd die Frau — „trotz seines Todesurteils, das seit einer halben Stunde unterzeichnet ist."

Frau Barbara stieß einen Schrei aus, das Kind in der Ecke lief heulend an ihre Röcke. Der Statthalter verharrte eine Weile in unheimlichem Schweigen.

„Liebe Frau Barbara, schönste Frau," begann er dann plötzlich sanft und schmeichlerisch, „ist es nötig, Euch von meiner Liebe zu reden? Ihr kennt sie nur zu gut, die wilde Leidenschaft, die am Mark meiner Knochen zehrt. Ich bin es, der um Gnade bittet vor Eurem harten Sinn, ich, der Richter, ich bin der Flehende, laßt Euch erweichen, grausame Schöne."

Und wahrlich, er hatte sich ihr zu Füßen geworfen, der Stolze, und suchte ihre Knie zu umklammern. „Ihr werdet mich nicht verschmähen, schöne Angebetete," rief er mit Hingerissenheit. „Nein, Ihr werdet nicht. Ich bin auch Euch nicht gleichgültig. Ich habe es öfters gefühlt, wenn ich an Eurer Seite saß, am Tisch Eures Gatten, und Euer Ellenbogen dem meinigen begegnete. O, es wäre nicht so weit mit mir gekommen ohne solche leise Zeichen eines halben Einverständnisses."

Sie wich zurück, zitternd und zum Tode erschrocken. Er solle sie nicht berühren, sie müßte ihre Mägde rufen. Und da stand er auch schon wieder hochaufgerichtet vor ihr.

„Ihr selber verurteilt ihn zum Tode," sprach er hart.

„Herr Ritter," stotterte sie unter heißen Tränen, „ich habe es aus Eurem eigenen Munde, daß die Ehre über das Leben geht."

„Da war von Männern die Rede," knirschte er, „komme mir nicht mit solchen Albernheiten. Denke lieber, daß du deinem armen Kinde da seinen Vater erhalten solltest."

Nun richtete sie sich hoch auf, indem sie ihre Hände fest um den Blondkopf des kleinen Mädchens preßte. Dieses Wort habe er nicht überlegt, es müsse ihr erst recht verzehnfachte Kräfte geben.

„Amen," bestätigte er höhnisch und wollte sich zum Gehen wenden.

Aber da schlug es sie hin zu seinen Füßen, händeringend, ihr Kind vor sich zwischen ihren Armen. Aber unter seinem eisigen Blick erstarb ihr das Wort auf der Lippe. Das Ungeheuer seiner Leidenschaft hatte wieder einmal das Gesicht gewechselt, und statt mit dem Antlitz der roten Begierde starrte es sie an mit der verzerrten Grimasse der blassen Wut.

Und nur noch eine kleine Bitte wagte

Digitized by Google

sie, für sich und ihr Kind: den Verurteilten noch einmal sehen zu dürfen. Vielleicht schimmerte ihr daraus etwas wie eine letzte Hoffnung.

„Gut, du sollst ihn wiedersehen," stieß er unheimlich hervor, indem er das Gemach verließ.

Sie selber erschrak darüber. Und doch hatte sie nicht im entferntesten eine Ahnung von der grauenhaften Gnade, die ihr damit zugesagt worden. —

Wie jederzeit die hervorstechendsten Eigentümlichkeiten der Herrscher, besonders wenn sie lasterhafter Natur sind, mehr oder weniger auf ihre Diener abfärben, am meisten auf diejenigen unter ihnen mit etwas fragwürdigem Menschenwert, so stand es auch bei denen, die von Herzog Karl abhingen; auch er machte sozusagen Schule durch das, was ihn am auffallendsten von seinem Vater und Vorgänger, dem Herzog Philipp, unterschied. Und so mancher, der das imposante und wahrhaft großzügige Herrscherwesen in diesem Fürsten am wenigsten zu erfassen vermochte, suchte es ihm doch in dem einen Punkt gleichzutun: in seiner unweigerlichen grausamen Härte. Zu Dutzenden wuchsen um ihn herum die Karikaturen burgundischer Holofernesse auf. Einige davon haben sich auch für immer ins Gedächtnis der Menschen eingebohrt wie jener entsetzliche Peter von Hagenbach, von dem die Stadt Breisach überm Rheinstrom noch lang ein Liedlein zu singen wußte. Der Herr von Uzy, Vizgraf von Rubempré, gehörte mit zur Gilde. Und er vergaß nicht, der schönen Frau Barbara am andern Morgen den Geleitsbrief zustellen zu lassen, der ihr und ihrem Kinde den Kerker des unglücklichen Gatten öffnen sollte.

Und so machte sie sich mit ihrem Töchterchen und diesem Brief unverweilt auf den Weg nach dem Turm. Und unverweilt und mit großer Bereitwilligkeit öffnete ihr der Schließer, und schritt dann voraus nach dem dickummauerten Verlies des armen Mynheer Vandenhoeck und führte Mutter und Tochter vor einen schwarzen Sarg, und darin lag der Gatte und Vater, das abgeschlagene blutige Haupt mit den erstarrten Händen vor sich auf der Brust haltend.

Das war des Vizgrafen letzter Witz. —

Während dieser Vorgänge hielt Karl von Burgund zu Brügge Hochzeit mit seiner zweiten Frau Margret von York, der Schwester König Eduards von England. Da, mitten in die prunkvollen Feierlichkeiten hinein, zwischen Tanzen und Bankettieren und Wasserfahrten auf phantastisch aufgeputzten Schiffen, zwischen unzähligen Turnieren und Misterienspielen mit der ganzen Stadt als Theater: da traf plötzlich den Herzog die Hiobspost von den durchbrochenen Deichen und ungeheuern Verheerungen des entfesselten Elements in seiner Provinz Zeeland.

Und die unheilvolle Botschaft zu vernehmen und sich aufs Pferd zu schwingen und fortzusprengen in gestrecktem Galopp, war für den Herzog eins und dasselbe. Denn so konnte ihn, zum Schlimmen wie zum Guten, sein portugiesisch gemengtes Blut jählings hinreißen, das ihn zwang, seine kurzgemessene Laufbahn gleich einem roten Kometen zu durchrasen, ein Todbringer seinen Völkern, vom strahlenden Anbeginn an bis zum Tag seines grauenhaften Untergangs, in dessen Abgrund er die Welt mit hineinzureißen drohte, die wunderliche Welt, die ihm, dem Königlichen, um keinen Preis den Namen eines Königs geben wollte, den sie doch so vielen armen Tröpfen nicht verweigert.

Und so raste er jetzt. Diesmal, um zu raten und zu helfen. Und er spornte seinen schwarzen Berberhengst, dem bald der Schaum wie große Schneeflocken vom Gebisse stiebte, zu gestrecktestem Galopp über die frostharte Ebene, die bleiche Februarsonne zur Seite, unbekümmert, ob das edle Tier triefte von Schweiß und Blut und unbekümmert auch, ob sein Troß ihm folgen könne oder nicht.

Denn wie ein Vater für sein jüngstes Kind, hegte er für sein Zeeland, die jüngste seiner Provinzen, eine zärtliche Vorliebe.

Schon kurz nach Mittag hielt er vor der Wester-Schelde. Ohne Besinnen warf er sich in den ersten Kahn, mit den wenigen, die ihm nahe geblieben waren, darunter Herr Philipp von La Clyte, genannt Herr von Comines, und gegen die zweite Nachmittagsstunde landete er im Hafen zu Vlissingen.

Zu seinem Glück, wenn das Wort hier nicht wie grausamer Spott klingt, war der Statthalter der Provinz, Herr von Uzy,

Digitized by Google

noch rechtzeitig vor dem Herzog eingetroffen, trotz seiner bewußten Geschäfte zu Middelburg; es möchte ihm sonst ein wenig gnädiger Empfang zuteil geworden sein.

Dergestalt also fügte es sich, daß drei Tage darauf Karl von Burgund mit seinem Gefolge zu Middelburg erschien, um auch hier, so gut es gehen mochte, die Gemüter zu beruhigen. Bei derartigen Gelegenheiten zeigte sich Karl gern väterlich gegen sein Volk und erwies oft den Geringsten eine große Leutseligkeit. Besonders drang er darauf, der in Trank und Speise sich mäßiger hielt als je ein Sterblicher, daß zur Tafelstunde jeder vor ihn gelassen werde, der in Sachen der Gerechtigkeit ein Anliegen an ihn habe.

Und da geschah es nun, als Karl zu Middelburg im Hause des Mynheer Vandenhoeck bei seinem Statthalter speiste, zusammen mit Herrn von Comines, dem Oberkämmerer und Anführer seiner Leibgarde und mehreren seiner Kriegshauptleute, daß plötzlich im Vorsaal, wo das Dienervolk wirtschaftete, ein lauter Lärm entstand, aus dem vernehmlich eine erzürnte Frauenstimme hervorklang.

Das war in dem Augenblick, als der Mundschenk des Herzogs seinem Herrn auf silberner Platte den goldenen Mundbecher darbot. Er hatte ihn vor Karls Augen mit klarem Wasser gefüllt und dann vorsichtig drei gezählte Tropfen des roten Weines von Beaune hineinperlen lassen; denn nie trank Karl anderes Getränk, so sehr mißtraute er seinem heißen, portugiesisch gemengten Blute.

Karl hatte den Becher schon ergriffen, da wurde er aufmerksam und erkundigte sich nach der Veranlassung zu dem befremdenden Auftritt. Man erstattete ihm Bericht, eine Tolle habe sich in den Saal drängen wollen. Aber dem Herzog war ein verdächtiges Erbleichen seines Statthalters nicht entgangen, und indem er, ohne getrunken zu haben, den Becher auf die Silberplatte zurückstellte, erklärte er schroff und mit bedenklichem Stirnrunzeln, wie er es nicht liebe, daß man diejenigen für toll erkläre, die vielleicht Schutz und Gerechtigkeit bei ihm suchten. Darauf befahl er, die Abgewiesene vor ihn zu bringen.

Und dann konnte es wirklich scheinen, als ob man es mit einer Tollen zu tun habe. Denn die Eintretende, und sie war niemand anders als Frau Barbara, aber tief verhüllt in schwarze Witwenschleier, warf sich nicht dem Herrscher zu Füßen, wie jedermann erwartete und das höfische Gesetz es heischte, sondern blieb aufgerichtet und regungslos, gleich einem schreckhaften schwarzen Gespenst, drei Schritte vor Karl stehen. Sie erklärte, sie komme nicht als Bittende, sondern als Anklägerin. „Gnädiger Fürst," sprach sie dann, „seht ihn nur an, Euren Statthalter, ist er nicht bleich wie das böse Gewissen selber? Da braucht es von meiner Seite wenig Worte." Und sie erzählte kurz, was ihr und ihrem Eheherrn von Herrn von Uzy widerfahren.

Dieser wagte mit keinem Wort seiner Anklägerin zu widersprechen, und jedermann gewann die Überzeugung, daß die Frau die Wahrheit rede. Sie sprach ganz leidenschaftslos und mehr wie jemand, der ein Gebot der Pflicht erfüllt, als aus der Verzweiflung eigenen Schmerzes.

Aber so kurz sie sich faßte, Karl ließ sie dennoch nicht ausreden. Schon zeigte sich an ihm das böse Zeichen, die dickgeschwollene Ader an der Schläfe. „So mir Sankt Jörg," schwur er, „es ist höchste Zeit, daß ich erfahre, ob ich bei einem Ritter meines hohen Ordens oder bei einem Schurken zu Tafel sitze." So furchtbar war der Zornausbruch des Fürsten, daß der nervöse Herr von Comines mit dem feinen Gesicht mehr eines gelehrten Klerikers als eines Lagergenossen, unbehaglich auf seinem Stuhl rückte an der Seite des harschen Herrn.

Und was Frau Barbara nicht getan hatte, das tat jetzt der Vizgraf von Rubempré: er stürzte dem Herzog zu Füßen, und indem er alles eingestand, bat er um Gnade, mit dem Versprechen, an der Frau und ihrer Familie alles gutzumachen, was nur in seiner Macht stehe, ja die Gekränkte zu seiner Ehefrau zu erheben, wenn sie anders einwillige, was doch wahrlich in Anbetracht des großen Standesunterschieds, eine fast ungeheuerliche Sache war.

Das sei das geringste, was er tun könne, erklärte ihm der Herzog scharf, und nun solle er sich hinwegheben, und bevor er volle Genugtuung geleistet, möge er es nicht wagen, ihm wieder vor die Augen zu treten.

Und nachdem er dem jüngsten seiner Hauptleute den Befehl erteilt, die Dame

Digitized by Google

in ihre Wohnung zu geleiten, hob er die Tafel auf — des Trunkes hatte er vergessen — stieg mit seinem Gefolge zu Pferd und ritt zurück nach Vlissingen, um noch einmal an dem Unglücksort und überall im Land nach dem Rechten zu sehen. Drei volle Tage verweilte er noch auf dem Schauplatz der schrecklichen Verheerungen.

Diese Zeit benutzte Herr von Uzy eifrig, um sich mit den beiden beleidigten Familien endgültig auszusöhnen. Ein übriggebliebener Bruder des enthaupteten Vandenhoeck, zu Goes, ebenfalls Kaufmann seines Zeichens, ließ sich durch die gebotene Abfindungssumme leicht befriedigen; aber ganz unüberwindlich schienen die Schwierigkeiten, die Frau Barbara den Unterhandlungen des Vizgrafen entgegensetzte, obwohl ihr anderer Schwager, der Mann ihrer einzigen Schwester, den Freiwerber des Statthalters machte und sich als dessen eifrigster Anwalt erwies.

Auch waren ja die Vorteile des Handels für die Familie verlockend genug. Der Gouverneur hatte einen Ehekontrakt verfertigen lassen, kraft dessen er der Frau Barbara, auch für den Fall der Kinderlosigkeit ihrer Ehe mit ihm, alle seine Ländereien und bedeutenden Einkünfte bis auf den letzten Heller vermachte. Aber Frau Barbara erklärte ihre Einwilligung für unmöglich. Denn würde sie nicht, wenn sie den Statthalter heiratete, vor aller Welt als seine Mitschuldige erscheinen?

„Was heißt vor aller Welt?“ rief ihr Schwager aus. „Die Welt muß man urteilen lassen wie sie kann und mag. Sie sieht von allem einzig den äußern Schein. Nur darauf haben wir zu achten, ob wir mit unserem Tun vor Gott und dem eigenen Gewissen bestehen können. Daß wir in einer Sache ein reines Gewissen haben, darauf allein kommt es an.“

Dieser Schwager zweifelte nicht, damit den Nagel auf den Kopf getroffen zu haben. Aber in Wahrheit hatte er, der Ahnungslose, nur einen wunden Fleck in der Seele seiner Schwägerin berührt, den wundesten.

Denn gerade das gute Gewissen fehlte ihr. Und es gab da etwas, was sie sich selber lange nicht hatte eingestehen wollen, was ihr aber immer deutlicher geworden war, was sie nun bei sich im Innern ihre heimliche Schmach nannte, ein Etwas, das ihr auf der Seele brannte wie ein unsichtbarer Schandfleck. Sie hatte ihrem unglücklichen Gatten nur äußerlich die Treue gehalten. Nicht aus der Reinheit ihres Herzens, nur aus anerzogenem Hausfrauenstolz und dem starken Bewußtsein von christlicher Gesetzespflicht, war sie in dem Kampf mit dem Verführer die Siegerin geblieben. Und Herr von Uzy, Vizegraf von Rubempré, der nicht mit Unrecht sich selber eine große Kenntnis der Frauen zusprach, hatte sich also nicht getäuscht, ja Frau Barbara war ihm schon zugeneigt gewesen in ihrem Herzen, lange bevor ihm der erste Verdacht in der Seele aufstieg.

Dem guten Mynheer Vandenhoeck war die schöne Barbara, nach der allgemeinen Sitte und Übung, vermählt worden durch Verabredung der beiderseitigen Familien; die Liebe war dabei nicht zu Wort gekommen. Diese leichtsinnige Person durfte in die Ehesachen ernster Leute nicht darein reden. Und der steife Mynheer, so gern er mit der schönen Hausfrau prahlte, hatte sich doch, seiner eigenen Temperatur entsprechend, durchaus mit der lauen Wärme begnügt, die einmal in der Natur seiner Frau bedingt schien. Sicher und unfehlbar las er, wie hieroglyphisch sie auch aussahen, die Ziffern und Zeichen in den großen dicken Büchern seines Kontors, über die er gebückt saß des Tages und auch einen Teil der Nacht, so daß er jedes Plus und Minus darin auswendig wußte. Aber wenig vertraut war er mit einer andern Schrift, und die Natur des Weibes im allgemeinen und seiner eigenen im besonderen blieb ihm ein Buch mit sieben Siegeln, und so war er überzeugt, daß nichts darin stand als eitel Harmlosigkeiten.

Frau Barbara selber wußte es so lange nicht anders, bis dann aus den dunklen und jähen Blicken des schwarzen Burgunders und Ritters vom Goldenen Vlies ihr ein Funke ins junge Blut sprang und eine Unruhe in ihr erregte, die sie bald mit tödlichem Schreck, bald mit einem ganz neuen und fremdartigen Glücksgefühl erfüllte, worüber sie aber erst recht erschrak, wenn sie sich besann.

Oh, das alles hatte sie begraben geglaubt in ihrer Brust für ewig, so sicher begraben, wie es der blutige Leichnam ihres Gatten jetzt nur immer sein mochte.

Digitized by Google

Bildnis

Gemälde von Prof. Leo Putz

(Im Besitz der Städtischen Galerie in Düsseldorf)

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

Nun aber, von ihrem Schwager und ebenso heftig von ihrer Schwester zu der neuen Ehe gedrängt und mit ihren Gründen dagegen immer mehr in die Enge getrieben, ließ sie sich hinreißen, ihr Herz vor der Schwester zu erleichtern und ihr alles zu bekennen.

Sicherlich hat sie, soweit sie sich bewußt war, nicht geglaubt noch gehofft, den andern damit nur Wasser auf ihre Mühle zu leiten. In Wahrheit und der Wirkung nach aber tat sie das. Denn auch der Mann, er war Stadtbaumeister und Schöffe des Zunftgerichts, erfuhr ohne Säumnis von ihren heimlichen Skrupeln.

„Um so besser, liebes Bärbchen," rief er aus, „um so besser. Nein, wahrlich, du gehst zu weit, Bärbchen. Wer wird sich ein Gewissen machen wegen einer Sünde, die er gar nicht begangen hat? Nur für das, was wir tun, haften wir. Mag der Herr Satan uns noch so tolles Zeug einflüstern, das ist nicht unser, das ist Satans. Ein Gelüst ist nicht Sünde, solange wir ihm widerstehen; es kann uns im Gegenteil zum großen Verdienst gereichen, und je heftiger ein Gelüst ist, desto heller leuchtet unsere Tugend im Widerstand dagegen."

Man sieht, der Mann war kein übler Theologe, unbeschadet seines Baumeisteramts und Schöffentums, und er pflegte eine Rede, die er für gut hielt, in ihren Hauptpunkten solange zu wiederholen, bis sein Zuhörer sie auswendig konnte. Er wußte und äußerte auch tausend andere Gründe und Argumentationen außer den angeführten und ruhte nicht eher, bis die schöne Schwägerin mürbe geworden wie ein Dreikönigskuchen.

Kurz, die Frau Barbara ließ sich endlich überreden, ob mit aufrichtigem Widerstreben, wie es den Anschein hatte, oder mit heimlicher innerlicher Neigung und Befriedigung, das muß dahingestellt bleiben.

Sie gab also, wenn vielleicht nicht in ihrem Gefühl, so doch eben in der Tat ihre Einwilligung und hielt mit dem Statthalter Hochzeit am Abend des dritten Tages nach dem Spruch des Herzogs.

Und schon am andern Morgen in der Frühe verließ sie der neue Gemahl und ritt fort, ohne viel Worte zu verlieren; denn sie war ja nun seine Ehefrau und hatte damit von ihrer ehemaligen Wichtigkeit für ihn ein gut Teil verloren. Denn wenn eine solche Umwandlung des Gefühls und Erkaltung des heißesten Begehrens vielleicht schon ohnedies ein wenig in der Natur des Mannes begründet sein mag, so kann das seltsame Phänomen um so weniger befremden in dem Fall des Herrn Vizgrafen, der statt mit freier Entschließung und freudigem Wollen in die Ehe zu treten, von einer höheren Macht gewaltsam hineingestoßen worden, daß ihm nicht viel anders zu mute war als einem, den die Knechte des Profossen ohne alle Preambula ein wenig unsanft geprellt haben. Also katzenjämmerlich fühlte er sich in seiner Seele, daß er das Weib jetzt heimlich zu allen Teufeln wünschte, das ihm zuvor um einen Mord nicht zu teuer war, um das er noch vor acht Tagen am liebsten die ganze Welt in Brand gesteckt hätte.

Ganz anders stand es um Frau Barbara. Wenn sie vielleicht wirklich den Vizgrafen schon vorher geliebt hatte, so liebte sie ihn jetzt mit hundertfacher Kraft, seitdem er ihr Gatte geworden, und saß nun verwirrt in ihrer Kammer und weinte heiße Tränen, sie wußte nicht, ob des Glücks oder des Kummers, und begriff nicht das harte Betragen des Mannes, noch ihren eigenen unklaren Zustand. Er aber liebte einzig nur noch sich selber und dachte an nichts in der Welt, als wie er die Gnade seines strengen Herrn wieder gewönne.

Ganz nur von diesem Gedanken eingenommen, ritt er jetzt, von einem Pagen und einem Reitknecht begleitet, dahin auf der Straße nach Vlissingen, und ritt aber nicht gestreckten Laufs, sondern in langsamem Schritt, als ob er zauderte in bösen Ahnungen.

Und sieh, da kam ihm auf halbem Weg der Zug des Herzogs schon entgegen.

Herr Karl, diesmal auf einem gelben Hengst aus Andalusien, war ganz in schwarzem Stahl gewappnet vom Scheitel bis zur Sohle, aber über der düstern Rüstung wallte in blauer Seide ein reichfaltiger Mantel nieder, über und über bestickt mit Gold und Diamanten, daß selbst die bleiche Februarsonne ihn in funkelnde Blitze hüllte. Drei gewaltige schneeweiße Straußenfedern überwallten seinen vergoldeten Helm. Denn er kam heut nach Middelburg, um einer Abordnung der dortigen Bürgerschaft nach

Digitized by Google

derem Begehr feierliche Audienz zu erteilen.

Beim Anblick seines Fürsten stieg der Vizgraf eiligst vom Pferd und demütig wollte er sich dem Herzog nähern. Aber eine barsche Handbewegung Karls ließ ihn erschrocken auf die Seite weichen.

Er schwang sich also mit Hilfe seines Knechts und des Pagen von neuem aufs Pferd, etwas mühsam und unbeholfen, da ihm das Knie steif war von der Schlacht bei Montlhéry her und ihm außerdem der empfangene Schrecken in den Gliedern saß.

Zu Pferd schloß er sich dem Zug des Fürsten an, indem er sich bald diesem, bald jenem der Hauptleute zugesellte, um ihre Gedanken zu erforschen über die mutmaßliche Gesinnung des Herzogs gegen ihn. Zu allerletzt näherte er sich demjenigen unter ihnen, der in seinem gelben, in Schwarz paramentierten und mit feinem Marderpelz verbrämten Talar — der Mann schien frösteln der Natur zu sein — sich merklich in seinem Aussehen von den anderen unterschied. Es war dies der Oberkämmerer des Herzogs und Hauptmann seiner Leibwache, Philipp von La Clyte, genannt Herr von Comines, derselbe, der später, nachdem er Karl verlassen und in die Dienste des Königs Ludwig getreten war, diese Geschichte in seiner weltberühmten Chronik eigenhändig aufgeschrieben hat. Herr von Comines, der Gardenführer mit dem blassen Klerikerkopf und den Dichteraugen unter der blanken, blassen Stirn, verhehlte dem Vizgrafen nicht seine Besorgnisse.

„Herr Ritter," sprach er voll Teilnahme, „ich möchte Euch wünschen, Ihr hättet mit Herzog Philipp zu tun. Der wußte Liebeshändel menschlich zu beurteilen, und leichter als ein anderer verzieh er ein Vergehen aus der Leidenschaft der Liebe. Er verzieh, weil er verstand. Ob aber Karl dazu geneigt sein wird? Ihr kennt ihn. Ihm ist allzeit die Liebe fremd geblieben. Vermählt hat er sich wohl zweimal, weil er sich einen Reichserben wünschen muß. Aber er war nie schwach um des Weibes willen, oder nie stark, wie Ihr wollt, und er vermag Liebessachen nicht ernst zu nehmen, er liebt daran nur das Spaßhafte und Groteske. Ihr waret doch auch eine kurze Zeit Mitglied der Tafelrunde auf Burg Genappe. Nur solche Geschichten, worüber er lachen konnte, und wären es auch die dicksten Unflätereien gewesen, fanden jederzeit seinen Beifall, wenn sie nur einigermaßen witzig vorgetragen wurden. Nie horchte er williger auf, als wenn gerade der nichtsnutzige Arladin la Griselle oder gar sein eigener Vetter von Frankreich an der Reihe des Erzählens waren; denn diese beiden wußten immer das Gepfeffertste auf den Teppich zu bringen. Das aber waren Karls Lieblingsgerichte. Und so wenig oder so gar nichts er sonst mit seinem geliebten Vetter Ludwig gemein hat: in diesem Punkt gleicht er ihm ganz, dem unglaublichen König mit dem Aussehen eines Krämers, der, fürchte ich, mit seinen dünnen Jagdhundbeinen unserm glorreichen Herrn noch gar den Rang ablaufen wird. Vor allem aber fürchte ich, Karl werde Euch ein allzu strenger Richter sein. Die Wahrheit zu reden, Herr Ritter, Ihr habt wirklich einen dummen Streich begangen."

So Herr von Comines, damals noch ein armer Teufel. Später, im Dienste König Ludwigs und nachdem er einer der einflußreichsten und begütertsten Männer des Königreichs geworden, pflegte er — auch als Geschichtenschreiber — bedeutend vorsichtiger und sparsamer mit seinen Reden umzugehen.

„Ich habe ihm zu Montlhéry das Leben gerettet," entgegnete kleinlaut Herr von Uzy; „nächst Gott und seinem Vater verdankt er es mir, daß er hier in seiner Macht und Herrlichkeit vor uns herreitet."

Hier wurde das Gespräch unterbrochen, Adolf von Cleve rief Herrn von Comines an die Seite seines Fürsten.

Wie in seinem ganzen Wesen, Tugenden und Schwächen, ausgenommen in Liebessachen, dem Herrn von Comines zufolge, so zeigte Karl, wiewohl ungewollt und ungesucht, schon in seinem äußeren Erscheinen und Auftreten das fast übertriebene Gegenbild zu seinem Vetter Ludwig von Frankreich. Dieser ging in allem und besonders in dem, was Macht heißt, einzig auf die nackte Sache und mochte gern, so sehr König er sich wußte, schlechter gekleidet gehen als der geringste seiner Bürger. Karl aber liebte das laute Pathos der Macht. Ludwig, der nüchterne Realist, war, seinen dicken Aberglauben mit eingerechnet, der

Digitized by Google

modernste Mensch seiner Zeit, Karl war der Urtypus des Romantikers.

Und zwei umfangreiche Möbel — aber das ist ein schlechtes und schäbiges Wort, um die in Rede stehenden Gegenstände zu bezeichnen — sagen wir zwei reiche Symbole seiner fürstlichen Herrlichkeit, gleich groß und königlich im weltlichen wie im geistlichen Prunk, führte Karl auf allen seinen Fahrten mit sich: seine bewegliche Hauskapelle, reicher als je eines Königs Kapelle an Bilderschmuck und gottesdienstlichem Gerät in Gold und Silber, und seinen Thronsessel.

Dieser stand bereits aufgeschlagen im großen Saal des Middelburger Rathauses, als Karl vor dem spitzbogigen Portal den Fuß auf die Erde setzte, vielmehr auf den roten Brabanter Samt, der vor ihm ausgebreitet lag in langen Streifen bis hinauf in den Saal.

Indem Karl — vier reichgekleidete Pagen hielten den Saum seines Mantels — die Treppe emporstieg, versäumte er nicht, den gebückt stehenden Bürgern freundlich und leutselig zuzunicken. Im Saal angelangt, bestieg er unverweilt den hohen Sessel mit den Lilien von Valois und der Krone über der hohen Lehne und überdacht von goldenem Baldachin. Sein Gefolge reihte sich ihm zur Seite, indessen die bürgerlichen Abgeordneten, denen die Audienz galt, das eine Knie auf der Erde, in gebücktester Haltung vor ihm verharrten. Karl hieß sie aufstehen und befahl dem Bürgermeister zu reden.

Es handelte sich im Grund nur um eine Zeremonie, um die feierliche und öffentliche Kundgebung von bereits vereinbarten Dingen. Dennoch fehlte es nicht von seiten der Bürger an umständlichen und pompösen Reden, die Karl würdevoll und mit Geduld anhörte. Solche Staatshandlungen gingen ihm nicht wider den Geschmack. Als aber dann die Bürger ihre Sache erledigt glaubten und sich zurückziehen wollten, erschreckte er sie heftig mit einer fast ungnädigen Anrede, indem er zugleich sein langes Schwert, das ihm quer über die eisernen Knie lag, ein wenig lüpfte und mit hellem Klirren gegen die Schienen stieß.

Er habe geglaubt, sprach er, sie würden noch in einem anderen Anliegen heut vor ihm erschienen sein, und sehr müsse es ihn befremden, daß sie nicht laut Klage vor ihm führten gegen seinen ungetreuen Knecht, den Statthalter.

Der vom Herrn Vizgrafen nicht mit Unrecht gefürchtete Augenblick war gekommen. Doch hatte ihn keineswegs alle Zuversicht verlassen. Er trat mit ruhigem Anstand vor den Herzog und beugte tief das Knie zur Erde. Er sprach: „Euer Knecht harrt Eures Urteils. Lasset es gnädig sein, gestrenger Herr.“ Und dann berichtete er eingehend alles, was er getan, um sein Unrecht, soviel an ihm lag, wieder gutzumachen.

„Gut,“ rief Karl, „mit deinen Opfern hast du dich ausgesöhnt; aber andere Sühne heischt die beleidigte Gerechtigkeit. Ist es nicht genug, daß das vernunftlose Element mir Hohn spricht, indem es die Dämme zerreißt und mein Land verwüstet, soll ich es auch noch von meinen Untertanen dulden, daß sie meiner Macht spotten und die heiligen Schranken des Gesetzes gleich wilden Bestien durchbrechen, woraus meinen Staaten mehr Unheil erwachsen müßte als aus Wassersnot und Pestilenz? Nein, so mir Sankt Jörg.“

„Gnädigster Herr, allgebietender Fürst, gedenkt des Tages von Montlhéry!“ rief hier der verzweifelnde Statthalter.

„Ja,“ versetzte Karl sinnend, „Ihr seid jener Thibaut von Uzy, Vizgraf von Rubempré, der nämliche, der unter den Hügeln von Montlhéry den tollen Schotten getötet hat, der so wütend auf mich eindrang, während ich unter meinem gestürzten Pferde mich mit Mühe hervorarbeitete. Dessen allzeit zu gedenken war meine Schuldigkeit als Mensch und Herrscher, und Euch selber rufe ich zum Zeugen an, ob Euer Fürst und Herzog Euch je eine Vergeßlichkeit gezeigt hat. Aber nicht gedenken darf ich dessen als Euer Richter. Das wäre meiner Staaten Verderben, und so mir Sankt Jörg, Ihr seid des Todes, Statthalter.“

Bei dem schrecklichen Worte machte Herr von Comines, der Soldatenführer mit dem sanften Klerikerantlitz, unwillkürlich eine Bewegung, als ob ihn fröstelte unter dem gelben Talar mit dem braunen Pelz. Er machte einen Schritt vorwärts mit einer Gebärde, als ob er sprechen wolle; aber das Wort kam ihm nicht über die Lippen.

„Dich hat niemand gefragt,“ herrschte Karl ihn an; „zum Führer meiner Leib-

Digitized by Google

wache habe ich dich gemacht, nicht zu meinem Rat noch Gerichtsschöffen."

Und Herr von Uzy wurde, nachdem ihn Herr Peter von Hagenbach, nicht ohne höfliche Entschuldigungen, seiner Ordens- und Ritterzeichen entblößt hatte, in denselben Turm und Kerker abgeführt, wo durch ihn dem Mynheer Vandenhoeck ein so schimpfliches Ende geworden.

Die Nachricht hiervon verbreitete sich wie ein Lauffeuer durch die Stadt, wo sie die Gemüter, um die Wahrheit zu gestehen, mehr mit Schrecken als Genugtuung erfüllte. Fast in Ohnmacht fiel Frau Barbara über der furchtbaren Botschaft. Aber sie raffte sich zusammen und eilte ohne Besinnen zum nahen Rathaus, wo Karl eben im Begriff stand, sich auf sein Pferd zu schwingen. Laut schluchzend warf sie sich diesmal dem Herrscher zu Füßen. „Gnade, Gnade für meinen armen Gatten!" rief sie wiederholt. Sie vermochte kein anderes Wort hervorzubringen.

Der Herzog runzelte die Stirne. Man sah, der Anblick dieser Frau war ihm jetzt widerlich. Er war nie schwach geworden um eines Weibes willen, wie Herr von Comines es ausgedrückt. Nie war des Weibes Gestalt und Stimme Sirenengesang für ihn gewesen. Der keusche Sohn jenes Philipp, den man den Vielgeliebten hätte nennen sollen, hegte fast einen abergläubisch mönchischen Abscheu vor dem Geruch der Weiberhaut.

„Nehmt sie hinweg!" rief er mit böser Stimme. Dann aber verzog plötzlich sein Zorn, und er lachte laut auf.

Nur einer erriet den Sinn dieses Lachens. Das war, an der Seite des Fürsten, in dem gelb und schwarz ornamentierten Talar, der bücherkundige Philippus Comäus von La Clite, genannt Herr von Comines, er mußte selber lächeln. Karl zupfte ihn neckisch am Ohr.

„Nun, gelehrter Freund," scherzte er, „wie gefällt dir unsere Witwe von . . .?"

Er stockte.

„Von Middelburg," ergänzte trocken Herr von Comines. Er wußte aber wohl was für eine Witwe der Herzog meinte; denn er selber hatte einst auf Schloß Genappe ihm und seinem Vetter Ludwig von Frankreich aus den Schriften des Herrn Petronius Arbiter die berühmte Historie übersetzt, an die Karl jetzt dachte und die von der lustigen Gesellschaft damals, wo doch so viele gute Historien erzählt wurden, mehr belacht worden war als irgendeine.

Aber der bücher- und menschenkundige Herr von Comines wäre gewiß nicht so bereitwillig auf die Scherzrede seines Herrn eingegangen, wenn er im Geiste das Kommende hätte vorausehen können.

Die vom Herzog so unwillig abgewiesene ja mit Hohnlachen überschüttete Frau Barbara wurde von mitleidigen Nachbarinnen mehr tot als lebendig nach Hause gebracht. Zwei Tage konnte sie sich vor Angegriffenheit kaum auf den Beinen halten. Doch gegen Abend des zweiten Tages packte sie Wein und Brot und Früchte in einen Korb, damit belud sie ihre Magd, und nachdem sie alles Geld zu sich genommen, das sie im Hause finden konnte, begab sie sich in der Dämmerung nach dem Turm, wo sie ihren Gatten eingeschlossen wußte. Sie hoffte, der Schließer werde sich bestechen lassen und es ihr ermöglichen, dem Vizegrafen noch wenigstens vor seinem Tode einen letzten Trost zu bringen. Sie fand sogar den Wächter weit gefügiger als sie erhoffte. Bereitwillig wie ehemals erschloß er ihr den Kerker, und, die Fackel vor ihr hertragend, führte er sie — vor einen schwarzen Sarg.

Ein Augenblick nur war's, aber was sie in diesem Augenblick erlebte, war wie eine Ewigkeit voll Grauen und Entsetzen.

Sie sah in dem Sarg ihren Gatten, ihren ersten Gatten, den Vater ihrer Tochter, den sie doch vor sieben Tagen sicher begraben hatten. Sie sah, wie er sich emporrichtete und ihr mit ausgestreckten Armen wie zur Anklage sein blutüberströmtes Haupt entgegenstreckte, und sie sah zugleich zu Häupten des Sarges einen fürchterlichen Engel stehen in schwarze Flügel gehüllt und mit einem roten Schwert nach ihrem Herzen deutend. So oder ähnlich, bei Gott, muß sie es gesehen haben in der Not ihres Herzens, denn sonst hätte sie nicht, wie der Kerkermeister nachher bezeugte, vor der Leiche des einen den Namen des andern ausgestoßen.

„Vandenhoeck!" schrie sie, und mit diesem grauenhaften Aufschrei brach sie jählings zusammen über der enthaupteten Leiche des Vizgrafen, dem geschehen war, genau wie

Digitized by Google

er vorher dem Kaufmann getan, seinem Vorgänger in der Ehe, den er im Leben getötet, wie jetzt seine Frau im Tode.

Warum aber der tote Mynheer Vandenhoeck seiner Frau — in ihrer Phantasie — so vorwurfsvoll das blutüberströmte Haupt entgegengestreckt hat, ob wegen ihrer heimlichen Untreue in ihrem Herzen, oder weil sie versäumt, ihn zu retten, darüber hat natürlich hier unten in unserer Welt der Sterblichkeit niemand etwas erfahren.

Der Herzog Karl indessen, als er von Middelburg nach Brügge zurückgekehrt war, hatte den Grafen Adolf von Cleve zum Statthalter dort zurückgelassen. Dessen erster Bericht an seinen Herrn war ein Brief, worin er dem Fürsten den Tod der unglücklichen Frau mit allen seinen Umständen erzählte. Dieses Schreiben traf den Herzog, als gerade Meister Cornil Donkeres, der kunstreiche Bildner in Stein und Erz, ihm seine Entwürfe und Zeichnungen vorlegte zu dem äußerst umfänglichen und figurenreichen Kenotaphium für den verstorbenen Herzog Philipp. Mit dem Fürsten zusammen besah auch Herr von Comines die vorgelegten Blätter.

Karl unterbrach das Geschäft und las den Brief. Nachdem er ihn beendigt, reichte er das Schriftstück schweigend seinem Kämmerer und Hauptmann, der, nach einem flüchtigen Blick hinein, das Papier stumm zurückgab. Eine kurze Weile schwiegen beide. Der Sire von Comines mochte an das ausgelassene Lachen denken seines Herzogs unter dem spitzbogigen Portal des Stadthauses zu Middelburg. Auch Karl schien daran zu denken, wie man aus seinen Worten schließen möchte.

„Die Einfälle des Schicksals," sprach er, „wie die Erfindung der Dichter und deine eigenen Historien, mein gelehrter Freund Philippus, nehmen oft eine unerwartete Wendung."

Darauf gebot er dem Meister Cornil, unverweilt einen geschickten Gesellen und Zeichner nach Middelburg zu schicken, um ein Konterfei abzunehmen von der jungvermählten toten Vizgräfin, wie es auch geschah. Und auf Grund dieser Zeichnung ließ Karl dann, gleichsam zur Versöhnung des Opfers und ein wenig auch zum Gedächtnis seiner strengen und unparteiischen Rechtsprechung, ein seltsames Steinbild aushauen, in der Mitte die jugendliche Gestalt der schönen Barbara und zu ihren Seiten die beiden Männer, den abgeschlagenen Kopf mit den Händen vor der Brust haltend.

Derselbe Geselle, namens Pieter de Vogel, der das Konterfei gezeichnet und der später ein großer Meister wurde, hat auch den Stein mit liebevoller Kunst ausgeführt und ein köstliches Bildwerk daraus gemacht, das auf Karls Befehl zu Middelburg im Marienmünster, neben dem östlichen Seitenportal, nahe dem Altar der heiligen Barbara aufgestellt wurde. Und das war ganz im Geiste der Zeit; gegen die Lebenden war man unerbittlich, gegenüber den Toten aber, die nun dem ewigen Richter gehörten, trat gern die christliche Milde in ihr Recht. Im darauffolgenden Jahrhundert, in der Zeit des gottgefälligen Bilderstürmens, wovon auch Marienmünster nicht verschont blieb, ist das Werk für immer verschwunden. Bis dahin aber und während nahezu hundert Jahren hat es zu den beschriensten Sehenswürdigkeiten der Stadt Middelburg gehört, wie in alten Chroniken vielfach berichtet wird. Kein Fremder, der in die Stadt kam, versäumte es, die Frau und die zwei Geköpften zu sehen, und manche schöne Dame, mit einem süßen Geheimnis in der Seele, wovon niemand wußte als einer — oder auch alle Welt, außer einem — mochte sich vor dem wundersamen und zugleich grauenhaften Gedenkstein im Gewissen lächelnd die Frage vorlegen, ob denn eine Sache, genannt die Treue, sich der Mühe lohne, wenn man doch damit Gefahr läuft, so verewigt zu werden wie diese da mit ihren zwei geköpften Trabanten.

Das war eine verdammt weibliche Logik, aber aus der Zeit vor der großen Religions- und Sittenreinigung, und als die Moral dieser Erzählung kann ich sie euch nicht schenken, meine schönen Leserinnen von heute, denn ich fürchte, ihr würdet böse Augen machen, und davor habe ich Angst. Meine Geschichte hat eine Moral nur für Männer, dahin lautend, daß es um ein weises Maßhalten kein allzu verächtlich Ding sei, selbst in Ausübung der strafenden Gerechtigkeit, wenngleich Richter und Henker vielleicht das Gegenteil behaupten möchten.

Digitized by Google

Die Erziehung Rußlands zur Revolution und zum Weltkriege

Von Geheimrat Prof. Dr. Theodor Schiemann

Von den Gegnern, die uns heute gegenüberstehen, sind zwei unsere Schüler gewesen: Rußland und Japan. Japan hat von uns nicht nur seine gesamte militärische Schulung erhalten — bekanntlich hat der Oberst Meckel, den sie nach seinem Tode als Heroen in ihren Vorhimmel aufgenommen haben — sie in alle Errungenschaften deutscher Strategie und Taktik eingeführt, und japanische Offiziere haben dazu noch auf deutschem Boden ergänzende Studien machen dürfen — Japan hat von uns auch seine Verfassung erhalten, deren Redaktor Rudolf von Gneist war; es hat unsere Technik auf unseren Hochschulen, Medizin, Chemie, Physik, Mathematik an unseren Universitäten studiert und infolge der außerordentlichen Empfänglichkeit der Rasse sich das alles gründlich aneignen können. Den Dank dafür zahlt es uns heute, und wir dürfen wohl darauf rechnen, daß der Tag nicht allzu fern liegt, an dem sie ihr Verhalten schwer bereuen werden.

Ganz ähnlich liegt es mit unserem Verhältnis zu Rußland, nur daß das Tempo, in welchem sich der deutsche Schulmeister die Zivilisierung dieses barbarischen Nachbarn angelegen sein ließ, ein sehr viel langsameres gewesen ist. Mit Übergehung früherer Anläufe ist dabei vornehmlich auf Peter den Großen hinzuweisen. In der deutschen Vorstadt Moskaus hat er die Eindrücke in sich aufgenommen, die für sein Leben die entscheidenden wurden, und die Eroberung der deutschen Kolonie an der Ostsee, des ehemaligen Ordensstaates Livland, hat darüber entschieden, daß Rußland allmählich ein europäischer Staat wurde. Seither ist ihm ein Strom deutscher Lehrmeister aus dem Deutschen Reich und aus den Kreisen des baltischen Adels und Bürgerstandes zugeflossen, und die von Peter selbst begonnene Einflößung deutschen Blutes in das Herrscherhaus hat naturgemäß das deutsche Element und den Einfluß deutschen Geistes auf Rußland noch gesteigert. Kaiser Peter III. war bereits deutsches Halbblut, der Sohn des heute regierenden Zaren hat kaum noch russisches Blut in seinen Adern. In Wettbewerb mit dem deutschen Einfluß trat der französische, der seit den Tagen der Kaiserin Elisabeth, noch mehr aber unter der ehemaligen Prinzessin von Anhalt-Zerbst, die als Kaiserin Katharina II. zu Unrecht die russische Kaiserkrone trug, den russischen Hof und bald auch durch ihn die Gesellschaft der Hauptstadt und die vornehmen Regimenter der Armee beherrschte. Aber bis in die Tage Alexanders III. überwog in der Diplomatie, den hohen Verwaltungsposten, der Generalität das deutsche Element, so daß, als Kaiser Nikolaus I. einem russischen Edelmann freigab, sich eine Gnade zu erbitten, die Antwort lautete: „Ich bitte Ew. Majestät mich zum Deutschen zu befördern." Aus dieser Antwort klingt bereits die Erbitterung durch, welche das Vorwalten des Einflusses der Deutschen, insonderheit der baltischen Deutschen, in den national-russischen Kreisen hervorrief. Man ertrug ihn zähneknirschend und fühlte sich der größeren Tüchtigkeit und Zuverlässigkeit dieser deutschen Eindringlinge gegenüber — denn als solche beneidete und haßte man sie — dennoch ohnmächtig. In den Tagen Kaiser Alexanders II., der mehr als seine Vorgänger die Blutsverwandtschaft empfand, die ihn mit dem preußischen Königshause verknüpfte, ist trotzdem der Grund zu der großen Wandlung gelegt worden, die sich vollziehen sollte. Einerseits wirkte dahin die Vermählung seines Sohnes und Nachfolgers mit einer dänischen Prinzessin, die das Jahr 1864 nicht vergessen konnte, anderseits das Heranwachsen einer intoleranten nationalistischen Partei, die sich das Ziel gestellt hatte, die fremdstämmige und andersgläubige Bevölkerung der Grenzprovinzen sprachlich zu russifizieren und konfessionell der Staatskirche anzugliedern. Dazu kam ein begehrlicher nationaler Ehrgeiz, der schon damals, in Verfolgung weit älterer Bestrebungen, sich dem deutschen Nachbarn feindselig gegenüberstellte, zugleich aber von ihm politische Dienste verlangte, die in Gegensatz zu dessen eigenen Interessen standen. Das alles spielte mit, als seit 1875 sich eine orientalische Krisis anbahnte, die zugleich eine russisch-österreichische und eine russisch-englische war und in den russisch-türkischen Krieg auslief, dessen für Rußland wenig befriedigender Ausgang der Punkt sein soll, an dem unsere Betrachtung der neuesten Entwicklung Rußlands nach innen wie nach außen einsetzen will, denn trennen läßt sich beides nicht.

Der russisch-türkische Krieg der Jahre 1877 und 78 hat, wie der jetzige Krieg, seinen Anstoß durch den Ehrgeiz Montenegros und Serbiens erhalten und nach zwei Seiten hin Folgen gehabt, unter deren Nachwirkung wir

Digitized by Google

noch heute stehen. Er führte nach dem keinen Teil befriedigenden Ausgang des Berliner Kongresses, zu einer Schärfung der russisch-österreichischen Beziehungen und im Zusammenhang damit zu der politischen Krisis, die Bismarck nötigte, durch ein Defensivbündnis mit Österreich-Ungarn sich der drohenden Gefahr zu entziehen, in unwürdige Abhängigkeit von Rußland zu geraten. Das zweite aber war die Steigerung der zerstörenden Kräfte des russischen Radikalismus oder, wie man in Rußland sagte, des Nihilismus. Diese bis in die sechziger Jahre zurückgreifende ausgesprochen russische Krankheit äußerte sich zunächst in einem trostlosen und tatenlosen Pessimismus und fand erst greifbare Ziele durch das Eindringen der von Marx vertretenen sozialistischen Theorien, denen falsche Ideale parallel liefen, die der alte Revolutionär und Anarchist Bakunin persönlich und durch seine Schüler von der Schweiz aus in Rußland vertrat. Der Boden zur Aufnahme dieser Doktrinen war durch die steigende Willkür und Gewissenlosigkeit des russischen Beamtentums vorbereitet und das ergab in Summa eine Wirkung von erstaunlicher zersetzender Kraft. Richtete sie sich zunächst gegen hervorragende Werkzeuge der russischen Bureaukratie, so wandte sie sich nach einem Kongreß, den die zu Terroristen gewordenen Nihilisten im Juni 1879 in Lipezk abhielten, unmittelbar gegen den Zaren. Wie ein Wild hat man ihn gehetzt, und nachdem er, bei der Sprengung des Winterpalais durch Dynamit, wie durch ein Wunder dem Tode entronnen war, hat ihn sein Schicksal am 1. März 1881 schließlich doch ereilt. Durch einen Bombenwurf haben sie ihm beide Beine zerschmettert, er verlor die Besinnung, und da kein Arzt zur Stelle war, um gleich einen Verband anzulegen, mußte er verbluten. Um 3½ Uhr ist er gestorben, ohne die Besinnung wiedergewonnen zu haben. Der arme Zar, er hatte das Beste gewollt: die Bauern dankten ihm die Befreiung von der Leibeigenschaft, Verwaltung und Justiz sind von ihm reformiert worden, der Unterricht hatte Grundlagen zu einer gesunderen Entwicklung erhalten, durch Einführung der allgemeinen Wehrpflicht waren die entsetzlichen Mißbräuche des alten Rekrutierungssystems im Prinzip beseitigt worden. Und doch hat ihm nichts gedeihen wollen, was er unternahm. Fast alle seine Reformen trugen hohle Früchte, und schließlich haben die Sympathien der russischen Gesellschaft auf seiten jener Terroristen gestanden. Man bewunderte den „Heldenmut", mit dem sie ihr Leben einsetzten, um das des Zaren zu vernichten. Gegen eine Bestrafung der Mörder haben damals die zwei geistigen Führer der russischen Intelligenz protestiert: der russische Philosoph Wladimir Sjerjewitsch Sfolowjew und der Graf Leo Tolstoi.

Alexander III. hatte doch soviel gesundes sittliches Urteil, um diesen Stimmen kein Gehör zu geben. Die Mörder seines Vaters fanden die verdiente Strafe am Galgen. Es war der einzige erfreuliche Akt, der seine Regierung einleitete.

Alexander II. hatte kurz vor seinem Tode Rußland in dem Grafen Loris Melikow eine Art Diktator gesetzt und ihm die Aufgabe gestellt, mit den Terroristen aufzuräumen und das Reich auf die Bahn gesunder Entwicklung zurückzuführen. Daß ihm die erste Aufgabe nicht gelungen war, hatte der schreckliche Ausgang des Zaren bewiesen. Um die zweite zu erreichen, hatte er den Zaren bewogen, eine Art Notabelnversammlung zu berufen: ausgewählte Männer aus den Provinzial-Landschaftsversammlungen, den Semstwos, und aus den Städten, damit sie in Gemeinschaft mit den Mitgliedern des Reichsrats ein Programm notwendiger Reformen feststellen sollten. Man hat das — sehr unzutreffend — die Loris Melikowsche Verfassung genannt, und Alexander II. hatte an seinem Todestage seine Zustimmung zum Zusammentritt dieser Notabelnversammlung gegeben. So trat an Alexander III. die Frage heran, wie er sich zu diesem politischen Testament seines Vaters — so darf man es wohl nennen — stellen solle. Er hat einige Wochen geschwankt, dann aber unter dem Einfluß des unheilvollen Mannes, der seiner inneren Politik und der seines Nachfolgers den Stempel geben sollte, Pobedonoszew, sich entschlossen, mit einem Bekenntnis zum Absolutismus hervorzutreten. Am 11. Mai erklärte ein zarisches Manifest, daß der Zar sich durch den Willen Gottes berufen fühle, die Kraft und Wahrheit der selbstherrlichen Gewalt zu stärken und zu schützen. Die Enttäuschung war um so größer, als das Gerücht den Inhalt jener letzten Willensäußerung Alexanders II. zu einer Verfassungsurkunde in abendländischem Sinn aufgebauscht hatte.

Auch andere Maßregeln des neuen Herrn mißfielen. Seine Stiefmutter, die Fürstin Romanow-Jurjewski, ehemals die Mätresse, danach die angetraute Gemahlin Alexanders II., wurde mit ihren Kindern genötigt, Rußland zu verlassen. Loris Melikow mußte sein Amt niederlegen und wurde durch den Grafen Ignatiew, den ehemaligen Botschafter in Konstantinopel, ersetzt und nach Jahresfrist dieser durch den ganz reaktionären Grafen Dmitri Tolstoi.

Der Zar selbst aber siedelte nach Gatschina über, wo er hinter hohen Palisaden, die Tag und Nacht von berittenen Wächtern und von Infanterie bewacht wurden, ein abgeschlossenes Leben führte. Er pflegte allnächtlich in einem anderen Zimmer zu schlafen und fühlte sich am sichersten in den obersten Räumen des Schlosses, direkt unter dem Dache. Wollte er sorgenfreie Erholung finden, so fuhr er nach Dänemark zu seinem Schwiegervater Christian IX., wo ihn eine Geistesrichtung umfing, die ihm sympathisch war. Nur selten erschien er in Petersburg, noch seltener fuhr er nach Moskau oder nach Livadia, dem Lieblingsaufenthalt Alexanders II. Er

Digitized by Google

ist keineswegs der furchtlose Held gewesen, zu dem eine Legende, die schon bei seinen Lebzeiten entstand, ihn gemacht hat. Und allerdings, Grund zu Befürchtungen hat er gewiß gehabt. Auch ihm haben die Terroristen Todesurteile zugestellt und auch ihn haben sie wie ein jagdbares Wild verfolgt. Es begann eine neue Ära der Attentate; man hat Straßen und Eisenbahnlinien, die er nicht umgehen konnte, unterminiert und am 29. Oktober 1885 bei Borki, südlich von Charkow, wurde der Zug, in dem er fuhr, tatsächlich in die Luft gesprengt. Die Decke des Wagens, in dem der Kaiser gerade mit Frau und Kindern bei Tafel saß, wurde durch den Luftdruck abgehoben, und der schwere Teppich, der den Boden deckte, flog mit allen darauf befindlichen Personen über das Bahngeleise und den daranstoßenden Graben auf das nächste Feld, ohne daß der Kaiser, die Kaiserin oder eines der Kinder verletzt worden wäre. Aber vom Gefolge kamen 21 Personen um. Es ist danach die Verfolgung der Terroristen mit äußerster Energie fortgesetzt worden, und schließlich konnte, nach Massenverhaftungen, die ganze Gruppen Verdächtiger umfaßten und in summarischem Verfahren Schuldige und Unschuldige trafen, die Gefahr als beseitigt gelten. Was der russischen Polizei entkam, fand eine Zuflucht in England, Frankreich und in der Schweiz. Aber die Polizei erkannte nicht, daß inzwischen eine neue, weit größere Gefahr reifte. Im Jahr 1883 erschien in Zürich ein Buch unter dem Titel: „Der Sozialismus und der politische Kampf". Der Verfasser, Plechanow, einer der zahlreichen Verbannten, entwickelte den Gedanken, daß die russischen Revolutionäre bisher taktisch falsch operiert hätten. Durch Attentate allein lasse sich nichts Erhebliches erreichen, das habe die völlige Erfolglosigkeit der Ermordung Alexanders II. gezeigt. Wolle man zum Ziel gelangen und Rußland wirklich auf demokratischer Grundlage erneuern, so müsse zunächst ein parlamentarisches Regiment herbeigeführt werden. Erst dann werde die Verbreitung sozialistischer Ideale und die Erziehung tatkräftiger Männer zu Werkzeugen des Umsturzes sich erreichen lassen. Auch sei es ein Fehler, der kapitalistischen Entwicklung entgegenzuarbeiten. Kapitalismus erziehe das Proletariat, das dereinst die Kapitalisten enteignen und ihren Gewinn zu gleichen Teilen unter die Arbeiter verteilen werde.

Nach siebenjährigem leidenschaftlichem Kampf in der sogenannten unterirdischen, d. h. in der im Auslande gedruckten und in Rußland verbotenen Presse, setzte dieses Programm sich durch, und seit 1890 hat die sozialrevolutionäre Partei, so müssen wir sie jetzt nennen, sich mit großer Umsicht und Energie an die Durchführung der Plechanowschen Gedanken gemacht. Ihr Erfolg ist wesentlich gefördert worden durch die reaktionäre Politik Alexanders III. Er ging den Weg zurück, den Rußland in den Jahren der Reform 1861 bis 1874 gegangen war. Zwar die Bauerbefreiung ließ sich nicht rückgängig machen, aber die Bauergemeinden wurden unter scharfe Aufsicht gestellt und das Institut der Landschaftshauptleute, festbesoldeter Beamter mit willkürlicher Strafgewalt, nahm der Bauergemeinde, was sie an Selbstverwaltungsrechten besessen hatte. Die Semstwos, das sind die Landschaftsvertretungs- und Selbstverwaltungskörperschaften in Gouvernement und Kreis, gerieten in völlige Abhängigkeit von den Gouverneuren und wurden zu adligen Klubs, die wenig mehr zu tun hatten, als Loyalitätsadressen abzufassen und für die Willigungen zu stimmen, die der Gouverneur ihnen auferlegte. Die Justiz hatte unter steten Eingriffen der Verwaltung zu leiden, und das Recht mußte vor den politischen Gesichtspunkten, welche die Regierung beherrschten, zurücktreten.

Die Friedensrichter wurden für absetzbar erklärt und die Mannigfaltigkeit der in den verschiedenen Provinzen des Reiches geltenden Rechtsordnungen als unerträgliche Anomalie beseitigt. Namentlich die hochkultivierten Grenzmarken, Finland, Livland und Polen, aber auch die Ukraine und selbst der Kaukasus hatten darunter schwer zu leiden. Besonders verhängnisvoll wurden die Eingriffe der Regierung in Schule und Universität. Die russischen Universitäten hatten 1863 ein liberales Statut erhalten, das den Professoren sowohl wie den Studenten Freiheit in ihren Studien und eine bescheidene Selbstverwaltung verlieh. Am 23. August 1884 wurde dieses Statut aufgehoben. Die Professoren verloren das Recht, Rektor und Dekane zu wählen, und eine streng hierarchische Ordnung wurde eingeführt. Den Professoren wurden bestimmte Lehrpläne und zensierte Kollegienhefte vorgeschrieben. Man entzog ihnen das Recht, die Studenten zu examinieren und übertrug die Examina auf Staatsbeamte, die mehr auf die politische Gesinnung als auf das Wissen der Studenten zu achten hatten. Endlich erhielten die Studenten Inspektoren, die auf ihr sittliches Verhalten zu achten hatten und jederzeit in die Wohnungen der Studenten einzudringen berechtigt waren. Die Folge war Niedergang der Studien und steigende Erbitterung. Studentenunruhen wurden zu einer typischen Erscheinung auf allen russischen Universitäten, mit alleiniger Ausnahme der damals noch deutsch gebliebenen Universität Dorpat. Die Studenten sind zu Hunderten unter die Soldaten gesteckt oder verschickt worden. Es ist kein Wunder, daß die Lehren Plechanows hier auf fruchtbaren Boden fielen. Sie drangen auch in die geistlichen Seminarien, in die Offizierskorps und Kadettenhäuser, namentlich in die Marine. 1887 wurden 7 Offiziere zum Tode verurteilt und hingerichtet, 9 zu Zwangsarbeiten in den Bergwerken verurteilt, 16 andere zu Gemeinen degradiert. Nebenher gehörte zum Programm Alexanders auch die Knebelung der Presse,

Digitized by Google

Das neue Haus

Gemälde von Jakob Fischer

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

soweit sie nicht auf dem Boden der slawistischen Assimilationspolitik stand, zu der die Katkow, Pobedonoszew und Genossen sich bekannten. Die liberale Presse Rußlands ist so zu Tode gemaßregelt worden. Aber Geheimdruckereien und die vom Auslande eingeschwärzten Zeitschriften und Flugblätter hielten die Ideen Plechanows lebendig, und eine besondere Färbung gab dieser Agitation noch der religiöse Anarchismus, den Graf Leo Tolstoi in seinen Schriften vertrat.

Dagegen ließ Alexander den russischen Zeitungen freien Lauf in ihren Angriffen gegen Deutschland, Österreich, die Türkei und den unbotmäßigen Teil der Balkanstaaten. Dieses systematische Aufreizen gegen die Nachbarstaaten ist es jedoch gewesen, das schließlich den Zaren im Licht eines nationalen Vorkämpfers den Massen volkstümlich machte. Sein hochfahrendes Auftreten den Fremden gegenüber, die Energie, mit der er an Stärkung der russischen Wehrkraft zu Wasser und zu Lande arbeitete, die Anlage der sibirischen und turkestanischen Bahn, die Annexion von Turkestan und Merw, die Rücksichtslosigkeit, mit der er sich eigenmächtig über die Bestimmungen des Berliner Kongresses hinwegsetzte, indem er den Freihafen von Batum schloß, die Konzentration der russischen Truppen in Polen zu einer Zeit, da die Boulanger-Krisis einen deutsch-französischen Krieg wahrscheinlich machte, das alles beschäftigt die Phantasie der Nation. Vor allem aber sind es zwei Tatsachen gewesen, durch welche Alexander III. in verhängnisvoller Weise in die Geschicke Rußlands und Europas eingegriffen hat: der Bruch mit Bulgarien, weil damit eine neue Phase der orientalischen Politik eingeleitet wurde, und der Abschluß der Allianz Rußlands mit Frankreich. Nach der Beseitigung des Battenbergers Alexander wurde die antirussische Politik, die Bulgarien danach einschlug, von dem Zaren irrtümlicherweise deutschen und österreichischen Ränken zugeschrieben. Das hätte wahrscheinlich im Laufe des Jahres 1888 zu einem europäischen Krieg geführt, wenn nicht die Veröffentlichung des deutsch-österreichischen Bündnisvertrages am 3. Februar 1888 Alexander III. überzeugt hätte, daß es vorsichtiger und klüger sei, einen Rückzug anzutreten.

Diese Krisis hatte aber zur Folge, daß sich eine Wandlung in der auswärtigen Politik Frankreichs vollzog. Die deutsch-russischen Gegensätze belebten aufs neue die Hoffnungen aller derjenigen, die sich mit dem Revanchegedanken trugen, und es begann jenes Buhlen um die Gunst des Zaren, bei welchem Frankreich schließlich alles Gefühl für staatliche Würde weggeworfen hat. Es hob damit an, daß die bisher auf französischem Boden ungestört lebenden russischen Verbannten und Nihilisten verhaftet, zum Teil auch ausgeliefert wurden, und daß die französische Polizei seither, bis zum heutigen Tage, der russischen Regierung Späherdienste leistet. 1889 bewilligte Frankreich dem russischen Finanzminister die erste 500-Millionenanleihe, und um dieselbe Zeit lieferte Frankreich sein rauchloses Pulver den Russen aus und fabrizierte für sie das Lebelgewehr. 1891 wurde eine zweite Anleihe abgeschlossen, und am 25. Juli des Jahres traf der französische Admiral Gervais an der Spitze eines Geschwaders in Kronstadt ein, und es geschah das Unglaubliche, daß der Vertreter der schrankenlosen Willkür, der absolute Zar, entblößten Hauptes auf dem französischen Admiralschiff die Marseillaise anhörte.

Im März 1892 ist dann erst eine Militärkonvention unterzeichnet worden und am 22. August ein Allianztraktat, über dessen Inhalt man sich gegenseitiges strenges Geheimnis gelobte. Ein Gegenbesuch der Russen folgte erst im Oktober 1893 in Toulon. Der Zar hatte solange gezögert, weil ihn der Panamaskandal verstimmte und eben damals eine Mißernte im Gebiet der sogenannten schwarzen Erde einer Bevölkerung von dreißig Millionen Köpfen eine furchtbare Hungersnot brachte, die zwei Jahre lang alle Kräfte Rußlands lähmte.

Im Zusammenhang damit kam es zu Arbeiteraufständen, die blutig niedergeschlagen wurden und denen wiederum eine energische revolutionäre Propaganda parallel ging. Es war um so weniger denkbar, unter diesen Verhältnissen einen Krieg zu führen, als das russische Eisenbahnwesen völlig versagt hatte. Um diese Zeit ist dann der im Eisenbahndienst emporgekommene Sergej Juljewitsch Witte Verweser der Verkehrsanstalten und bald danach, 30. August 1892, als Nachfolger Wyshnegradskis, Finanzminister geworden. Es war der Anfang einer großen staatsmännischen Laufbahn, die durch den Tod des Grafen vor kurzem einen vorschnellen Abschluß gefunden hat. Seine große Zeit fällt aber nicht mehr in die Tage Alexanders III. Der Zar ist am 20. Oktober a. St. 1894 in Livadia gestorben.

Nikolaus II., dessen unglückliche Regierung nun begann, ist am 18. Mai 1868 geboren, er war also 26 Jahre alt und noch unvermählt, als der Vater starb. Aber schon am 21. Oktober 1894, als die Leiche des Vaters noch nicht eingesargt war, hat er auf Wunsch des Verstorbenen sich mit der Prinzessin Alice von Hessen-Darmstadt verlobt, und einen Monat danach fand die Hochzeit statt. Die nunmehrige Kaiserin war schon vorher zur griechisch-orthodoxen Kirche übergetreten und hatte den Namen Alexandra Feodorowna erhalten. In Deutschland hat damals ihr Glaubenswechsel lebhafte Entrüstung wachgerufen. Man konnte sie jedoch kaum eine Deutsche nennen. Sie war englisch erzogen, das Englische ihre Muttersprache, und auch heute noch ist englisch die Verkehrssprache im engsten Kreise des kaiserlich-russischen Hofes. Sie hat es sehr bald verstanden, einen bestimmenden Einfluß auf ihren Gatten zu gewinnen. Die Schwiegermutter trat vor ihr in den Hintergrund,

Digitized by Google

aber populär ist sie nie geworden. Dagegen hat sie — um diese Seite der Regierung des Kaisers Nikolaus zu erledigen — durch die mystische Richtung, in welche sie bald verfiel, einen verhängnisvollen Einfluß ausgeübt. Die vier ersten Kinder, die sie ihrem Gatten gebar, waren Töchter, erst am 12. August 1904 wurde der Großfürst-Thronfolger Alexei geboren. Die Sehnsucht nach einem männlichen Erben führte sie erst einem geistlichen Wundertäter, dem Vater Iwan von Kronstadt, zu, dann einem amerikanischen Spiritisten, Philipps, dann wieder geistlichen Abenteurern, dem Mönch Iliodor, und endlich dem berüchtigten sibirischen Bauern Rasputin, dessen Einfluß bis unmittelbar vor Ausbruch des Krieges die Seele der Kaiserin völlig beherrschte und heute aufs neue blühen soll.

Das Erbe, das ihr Gemahl, Kaiser Nikolaus II., übernahm, war an sich schon außerordentlich schwer, und diese häuslichen Einflüsse haben sehr wesentlich dazu beigetragen, es noch weiter zu erschweren. Aber der Zar scheint keine Vorstellung davon gehabt zu haben, daß aus dem Boden, auf dem er stand, die Flammen bereits hervorleckten. Das erste Symptom kommender Dinge waren die Arbeiterunruhen, die im Herbst 1894 ausbrachen, und im Sommer 1896 der erste Arbeiterstreik in St. Petersburg, gerade in den Tagen, da Nikolai sich im Kreml zu Moskau die Zarenkrone aufs Haupt setzte und am Krönungstage auf dem Chodinskifelde infolge der Fahrlässigkeit des Gouverneurs der Residenz, des Großfürsten Sergei Alexandrowitsch und seiner Polizeiorgane, über zweitausend Menschen elendiglich im Gedränge umkamen. Offenbar versagte hier die Weisheit der Regierungsorgane, deren Unfehlbarkeit der Zar schon in seinem ersten Manifest angekündigt hatte. Der „unsinnige Gedanke" — so hatte er es genannt — daß Vertreter des Volkes an der Verwaltung des Reiches teilnehmen könnten, gewann trotzdem um so mehr an Boden, als Nikolai das absolutistische System des Vaters noch härter und rücksichtsloser durchzuführen bemüht war, ohne die Scheu hervorzurufen, die Alexander III. erregt hatte.

Die Reaktion traf alle Gebiete des öffentlichen Lebens, und in noch höherem Grade als bisher die Grenzmarken: Finland, die Ostseeprovinzen, Polen, die Ukraine. Während die Finanzkunst Wittes mit Hilfe von Zöllen, die einen prohibitiven Charakter annahmen, durch fortgesetzte Anleihen in Frankreich, durch Einführung des Branntweinmonopols und durch Förderung einer künstlich geschaffenen, wenig lebensfähigen Industrie, die Einführung der Goldvaluta ermöglichte, zugleich aber ein Arbeiterproletariat schuf, wurden die Grundlagen des Staates noch mehr untergraben, als bereits in den Tagen seines Vaters geschehen war. Die Lehren Plechanows begannen Früchte zu tragen. Sozialismus, politischer Radikalismus und Anarchismus begannen bewußt in gemeinsamer Arbeit auf Organisierung einer Revolution hinzuwirken, und die Literatur stellte sich ihnen zu Diensten. Es tauchte der neue Typus des Huligans auf, die Helden der Novellen Maxim Gorkis, die den bestialischen Trieb im Menschen verherrlichen und aus Prinzip amoralisch sind; sie sind neuerdings in dem erschütternden Roman von Radionow: „Unser Verbrechen" meisterhaft geschildert worden. Parallel dieser Vergiftung der Volksphantasie ging die ebenfalls vergiftende Tätigkeit Leo Tolstois, der den russischen Bauern ein kommunistisches Evangelium predigte, das noch weit wirksamer war als die Propaganda Plechanows. So begann, unter vielseitiger Anregung, eine neue Ära politischer Morde. Sie richtete sich anfangs gegen untergeordnete Werkzeuge der Regierung, griff aber, als wolle sie sich den Weg zum Throne bahnen, immer höher hinauf. Auch Nikolaus II. hat, wie sein Vater und sein Großvater, in steter Todesangst gelebt und wie sie schließlich in einem auswärtigen Kriege den Weg zur Ablenkung der Leidenschaften des Volkes zu finden gemeint. Es sollte aber weder ein Krieg gegen Deutschland an der Seite Frankreichs, noch ein türkischer Krieg sein. Das Ziel war der ferne Osten, zu dem nunmehr, da die sibirische Bahn fast ihren Endpunkt erreicht hatte, der Weg offen zu stehen schien. Um nicht durch die orientalische Frage gestört zu werden, hatte Nikolaus II. sich mit Bulgarien versöhnt und 1897 durch den Fürsten Lobanow Rostowski jenes Abkommen mit Österreich unterzeichnet, durch welches sich beide Mächte die Erhaltung des Status quo auf der Balkanhalbinsel garantierten und Österreich die Aufgabe übernahm, den Westen, Rußland den Osten des Balkans in Ruhe zu erhalten. Wie dann über die Besetzung der Halbinsel Kwangtung mit Port Arthur und Talienwan, über den Boxeraufstand, die Besetzung der Mandschurei, und die große Finanzspekulation an den Jolu-wäldern Koreas, an der die kaiserliche Familie, den Zaren mit eingeschlossen, beteiligt war, der russisch-japanische Krieg zum Ausbruch kam, soll hier nicht erzählt werden. Auch vom Verlauf desselben können wir absehen. Aber zwischen Ausbruch des Krieges im Februar 1904 und dem Frieden von Portsmouth am 5. September 1905, fällt die Vorbereitung, der Ausbruch und der erste Höhepunkt der russischen Revolution; mit der Eröffnung der ersten Duma am 10. Mai 1906 ist ihre Kraft bereits gebrochen und die Ernennung Stolypins zum Minister des Innern am 21. Juli 1906 leitet die entscheidende Wendung zum Wiederaufbau des russischen Einheitsstaates ein. Denn das Ziel der Revolution, und das sollte nicht vergessen werden, war die Konstituierung einer russischen Föderativ-Republik und endgültige Beseitigung des russischen Herrscherhauses und des monarchischen Regiments. Schaut man heute auf den Verlauf dieser Bewegung zu-

Digitized by Google

rück, so erklärt sich der schließliche Sieg der Regierung weniger durch ihre überlegene Weisheit und Kraft, als durch das Fehlen einer einheitlichen Leitung durch die Führer der Revolution und durch die räumlichen Verhältnisse; von entscheidender Bedeutung aber war es, daß die Nachbarn Rußlands, Österreich-Ungarn und Deutschland, die Not des Zaren nicht benutzt haben, um rücksichtslos ihre Interessen zur Geltung zu bringen. Sie haben freundnachbarlich Rußland gegenüber gehandelt. Kaiser Wilhelm ist der einzige gewesen, der während des japanischen Krieges Rußland unterstützt hat, soweit es irgend die Vorschriften der Neutralität gestatteten. Seine Zusammenkunft mit dem Zaren in Björkö am 24. Juli 1905 war ein Freundschaftsdienst, der gerade damals, als alles Unglück über dem Haupt Nikolais zusammenzuschlagen schien, für ihn von unschätzbarem Wert war. Der Kaukasus war im Aufruhr, in Sewastopol hatten Heer und Flotte gemeutert, die Japaner hatten soeben Sachalin besetzt, und in Portsmouth fanden jene Verhandlungen statt, bei denen die Tatsache, daß Deutschland in guten Beziehungen zu Rußland stand, es dem Grafen Witte erst möglich gemacht hat, die leidlichen Friedensbedingungen zu erhalten, mit denen Japan sich zufrieden geben mußte. Wäre damals Deutschland gegen Rußland vorgegangen, so lag es unzweifelhaft am Boden. Denn Hilfe von anderer Seite hatte es nicht zu erwarten. Frankreich hatte die Ausdehnung seines Bündnisvertrages mit Rußland auf den fernen Osten abgelehnt, England war Verbündeter Japans und hat nicht nur über die Vernichtung der russischen Seemacht, die damals die drittstärkste der Welt war, gejubelt, sondern zugleich offen für die Bestrebungen der Revolutionäre Partei ergriffen: das Wort „die Duma ist gestorben, es lebe die Duma" aus dem Munde des englischen Ministerpräsidenten, als die ganz revolutionäre erste Duma aufgelöst worden war, kennzeichnet die Stimmung, die in den leitenden Kreisen Englands vorherrschte. Die Russen haben nichts mehr gefürchtet, als daß Preußen in Warschau einrücken könnte, und unzweifelhaft hätten wir uns fast kampflos der Stadt bemächtigen können. Wir bedauern trotz allem nicht, daß wir diese Gelegenheit, uns die bessere Grenze zu sichern, die wir notwendig brauchen, ungenutzt haben vorüberziehen lassen. Wir werden sie uns erkämpfen und wollten sie nicht erschleichen. In Rußland hat aber damals alles versagt, Militär, Marine, Bureaukratie, und erst die Erstürmung Moskaus durch das Semenower Garderegiment die Wendung herbeigeführt, die Rußland als Einheitsstaat erhalten hat.

Der Dank für die Haltung Deutschlands war die Parteinahme Rußlands gegen uns auf der Konferenz zu Algeziras und die sich allmählich immer deutlicher anbahnende Annäherung Rußlands an England, über dessen Feindseligkeit gegen uns seit 1906 niemand in aller Welt im Zweifel sein konnte. Der Abschluß des russisch-englischen Vertrages über Persien am 10. März 1907 war das äußere Zeichen der Wandlung, die sich vollzogen hatte, und erfolgte zu einer Zeit, da die „Unterhaltungen" der Generalstäbe und Marinestäbe Englands und Frankreichs bereits regelmäßig stattfanden. Wem diese Unterhaltungen galten, aber war ebenfalls niemandem zweifelhaft. In Rußland war inzwischen die erste Duma aufgelöst worden und eine zweite zusammengetreten, die am 16. Juni demselben Schicksal erlag. Eine dritte wurde angekündigt und zugleich ein Wahlgesetz erlassen, das mit dem allgemeinen direkten geheimen Wahlrecht endgültig aufräumte (14. September 1907). Es war das sichere Anzeichen der Rückkehr zu dem System der Reaktion, das der Zar in den Angsttagen der Jahre 1905 und 1906, wie es scheinen konnte, verlassen wollte. Mit um so größerer Energie setzte es nunmehr ein; der finländische Landtag wurde aufgelöst und die Mißhandlung der deutschen Ostseeprovinzen mit frischer Energie aufgenommen. Die Parole „Rußland für die Russen" wurde Regierungspolitik, und die Vereinbarungen, die am 9. Juni 1908 bei der Zusammenkunft Nikolais II. und Eduards VII. getroffen wurden, zeigten dem Kundigen, daß dieses „Rußland für die Russen" im Begriff war, sich umzuwandeln zu der neuen Devise: Rußland ein Werkzeug Englands für den Zukunftskampf gegen Deutschland. Die Einleitung dazu bot die Reihe von Erschütterungen, die sich im Staatensystem des Balkans vollzog. Am 26. September 1908 hatte sich Bulgarien eines Teils der Orientbahn bemächtigt, am 5. Oktober sich als unabhängiges Zartum proklamiert und Österreich die schon vorher von Rußland gebilligte Annexion Bosniens und der Herzegowina vollzogen. In diesem Zusammenhang wandte nunmehr Rußland sich wieder der Agitation im nahen Orient zu. Im Oktober 1908 fuhr der damalige russische Minister des Auswärtigen, Iswolski, nach Buchlau, um sich mit seinem österreichischen Kollegen Ährenthal zu verständigen. Er bot Anerkennung der Annexion von Bosnien und der Herzegowina gegen Zustimmung Österreich-Ungarns zur Öffnung der Meerengen für die russischen Kriegsschiffe. Ährenthal zeigte sich sehr entgegenkommend, wies aber darauf hin, daß Iswolski sich die Zustimmung Englands holen müsse. Diese Zustimmung erhielt er nicht, wohl aber die Zusage, daß England mit Rußland nicht nur in der zentralasiatischen Politik, sondern auch in der Balkanfrage Hand in Hand gehen werde. Zugleich kündete der Minister in einer am 25. Dezember in der Duma gehaltenen Rede an, daß Rußland für ein politisches Zusammenwirken Montenegros, Serbiens und Bulgariens einzutreten entschlossen sei.

Es genügt wohl hier, daran zu erinnern, daß der Protest Serbiens gegen die An-

Digitized by Google

nexion Bosniens und der Herzegowina uns im März 1909 schon damals fast den großen Krieg gebracht hätte, den wir heute führen, und daß dabei Rußland, auf dessen Hilfe Serbien rechnete, der Hilfe Frankreichs und Englands sicher war. Aber im letzten Augenblick versagte den Ministern des Zaren der Mut. Am 25. März erkannte Rußland die Annexion an. England und Frankreich mußten darauf ihrerseits einen Rückzug antreten, denn ohne Rußland wollten sie nicht schlagen: der eine kann nicht, der andere will nicht, soll König Eduard mißmutig gesagt haben — und zwei Jahre lang haben die Verschwörer gegen den Weltfrieden danach still gehalten, ohne dabei ihren Plan fallen zu lassen. Die neuen Erschütterungen auf dem Balkan im Jahre 1912 aber gaben ihnen frischen Mut. Im August des Jahres unternahm der damalige französische Minister des Auswärtigen Poincaré seine folgenschwere Reise nach Petersburg. Man vereinbarte, daß er der nächste Präsident Frankreichs werden solle, und dafür übernahm er die Verpflichtung, die dreijährige Dienstpflicht in Frankreich einzuführen, wogegen Rußland versprach, gegen eine Anleihe, die Frankreich bewilligen mußte, sein Eisenbahnnetz in Polen nach der preußischen und österreichischen Grenze hin auszubauen und gleichzeitig den Balkanbund zu organisieren, der erst die Türkei niederwerfen und sich dann gegen Österreich wenden sollte.

Das war die Einleitung zu der furchtbaren Erschütterung, die das Jahr 1913 auf dem Balkan brachte. Die Türkei brach, wie es schien, endgültig zusammen infolge der Schläge, die sie von der serbisch-bulgarisch-montenegrinisch-griechischen Koalition erhielt. Dann fielen die Alliierten übereinander her und Bulgarien wurde von Serben, Griechen und Rumänen niedergeworfen. Eine Botschafterkonferenz, die in London zusammentrat, hatte während dieser Krisen scheinbar zu vermitteln gesucht, in Wirklichkeit aber einen neuen Konflikt aufgebaut, der dahin ging, die Vorbedingungen zu schaffen, die unter günstigen Voraussetzungen die bereits zweimal verspielte Gelegenheit, über Deutschland und Österreich-Ungarn herzufallen, wiederbringen sollten. Militärisch waren zu Anfang 1914 alle Vorbereitungen getroffen. Nur Rußland hatte jene Eisenbahnen nicht fertiggestellt, die es zu bauen versprochen hatte, das Geld war zu anderen Zwecken verwandt und in andere Taschen gefallen. Frankreich hatte seinen Kriegspräsidenten, und die dreijährige Dienstzeit war glücklich durchgesetzt worden, in England hatte Sir Edward Grey mit großer Vorsicht seine Kriegskarten so gemischt, daß er sie zur Not dem Parlament vorlegen konnte, ohne sich dem Vorwurf eines Verfassungsbruchs auszusetzen. Aber ganz sicher fühlte man sich noch nicht. Italien sollte gewonnen, die Türkei dank einer englischen Marinemission kriegsunfähig gemacht und der deutsche Einfluß aus Konstantinopel verdrängt werden. Man wollte lieber noch bis 1916 oder mindestens bis 1915 warten. Da geschah zweierlei. Am 3. Januar 1914 der Staatsstreich Enver Paschas, der eine entschiedene Wendung zu Deutschland bedeutete, und die Ermordung des Erzherzogs Franz Ferdinand am 28. Juni vorigen Jahres. Wie daraus der Kriegsfall gegen Deutschland und Österreich-Ungarn konstruiert worden ist, brauche ich nicht zu erzählen. Über sieben Monate sind hingegangen, seit wir mit mehr als der halben Welt und mit allen Mächten der Lüge und der Niedertracht kämpfen. Daß wir sie niederkämpfen werden, das ist uns allen eine sichere Zuversicht. Deutsche Kraft gegen sie alle, und das Licht der Wahrheit gegen ihre Lügen. Gott ist für uns und unsre gerechte Sache, wer kann wider uns bestehen?

Berlin Anfang März 1915

Ihr und Wir

Es hält die Welt den Atem an,
Ihre Schicksalsstunde schlägt,
Ein Riesenringen rings begann
Und Gottes Wage wägt. —

Ihr habt aus Neid um Macht und Recht
Den Kampf uns angesagt
Und kennt uns doch erbärmlich schlecht,
Wie habt ihr's sonst gewagt!

Uns bindet all ein Eisenband
Geschweißt aus Treu und Sieg,
Unsre Mutter ist das Heimatland,
Unser Vater ist der Krieg!

Wir wissen unsern eignen Wert,
Lebendig oder tot!
Du liebe, heil'ge, deutsche Erd,
Wir schützen dich in Not! —

Karl Freiherr von Berlepsch

Digitized by Google

Schiller und der Krieg

Zu Schillers Gedächtnis am 9. Mai. Von Johannes Höffner

Es gibt Dichter, deren innerstes Leben ist so erhöht, daß es wie eine mystische Flamme über ihren Gestalten schwebt, wie jene feurigen Zungen, in denen die Pfingstgemeinde den Geist offenbart sah. Und jäh, wie ein Riegel ins Schloß springt, springt das Feuer in die Träger, und der Gläubige hört sie „mit Zungen reden", Geheimstes offenbaren, aussprechen, was in aller Herzen verborgen lebt.

So haben wir lange, lange Jahre Schiller gesehen, so haben seine Gestalten unter uns gestanden, edler Umrisse, edler Gebärden, und dennoch ein wenig schemenhaft, fern, entrückt, Schatten, die Blut begehren, das ihnen nur der Überschwang der Jugend in genügender Fülle reichen konnte, aber ehrwürdig durch den blassen Feuerschein, der sie umglänzt, den Schillerschen Geist, der wie jenseitige Flamme zu ihren Häuptern zittert und anzeigt: Zeuch deine Schuhe aus von deinen Füßen. Denn lange wissen wir es: auch in der Flamme des Genies offenbart sich Gott und sein Wille.

So standen wir, fingen den läuternden Widerschein auf, der vom geläuterten Geist in unser Leben fiel, und konnten uns dennoch nicht verhehlen, daß die Gestalten, die wir in unserer Jugend geliebt hatten, erstarrt standen, schön in ihrer warnenden, mahnenden Pose, wie jene Gestalten der Antike, deren Form die Asche des feuerspeienden Bergs erhalten hat, nur beseelt durch das eigene Leben des Beschauers. Aber auf einmal, jäh, wie das zündende Feuer der Himmel, zuckt der Geist einer emporgerissenen und fortgetragenen Zeit in uns, daß wir selbst im Feuer stehen, wie der erhöhte Dichter, und schon sehen wir aus lebendigem Geist und erstarrter Form eine Einheit werden; Schillers Gestalten leben wieder.

⁂ ⁂ ⁂

Goethe tritt uns zurück in dieser Zeit, Hebbels Strenge, die geistig Höherstehenden von je wie ein Stahlbad kräftigend, ist dennoch nicht tief genug in die breiteren Schichten gedrungen, weil seinem starren Hochmut die leichtfaßbaren, vermittelnden Begriffe fehlen; erst durch Umwege, durch verschiedene Träger hindurch, fließen seine Werte ins allgemeine Bewußtsein, er selbst bleibt herb und entrückt, Aristokrat für Aristokraten. Denn eigentlich bleibt ihm und seinem Geist das Verdienst, die Kantisch-Preußische Weltanschauung dichterisch wiedergeboren zu haben; niemand hat in ähnlich erhabenen Gesichten die Opferung des Einzelnen unter die höheren Absichten der Entwicklung des Menschengeschlechts als geistiges Gesetz darund aufgestellt, niemand härter und klarer die Richtlinien des Staates nachgerissen als er in der Agnes Bernauer; und seiner Logik und Strenge gelingt, was Kleists ungebändigtem Streben unerreichbar blieb.

Indessen: Hebbel steht erst auf Schillers Schultern und hat wertvolle Bestandteile seines Wesens durch ihn zwar nicht erhalten, aber erkennen gelernt, und so ist es nicht unbillig, wenn jenem, dem Demokratischen, Verallgemeinernden, dem Älteren die Herzen sich zuwenden, die bisher an Goethes Tischen Sättigung und doch nicht Stillung gefunden haben. Solange das Leben lachend war und breit, war Goethe der ehrfürchtig Geliebte, der die Deutschen lehrte, wie der Mensch sich entwickeln möge, nun, da das Leben schmal wird und eng, die drohenden Wände sich fürchterlich aufrecken, nichts der beklommenen Seele bleibt, als ein Aufwärts in Klimmen oder Schwung, begrüßen sie mit dankbaren Tränen den, der ihre Schwachheit trägt, ihre erschlafften Sehnen stärkt, den, der sie lehrt, wie der Mensch sich verleugnen möge. Das lehrt der Krieg, und wieder erkennt der Mensch, wie herrlich die ewigen Werte in der goldenen Kette sich fassen und wie krönend das unvergängliche und höchste Kleinod, die Lehre von Golgatha, alle Philosophie der Vor- und Nachgeborenen zusammenfassend hält und eint.

Man soll für sein Besonderes wirken, so wirkt man für das Allgemeine, sagt Hebbel in einer der trübsten Epochen Deutschlands; aber dann soll die so hinaufgesteigerte Persönlichkeit, wie edel, groß, herrlich sie sei, wissen, daß sie bestimmt ist, sich dem Ganzen zu opfern, dem Vaterland, der Menschheit. Aus den blauen Augen des Dithmarschen blicken dabei zwei andere blaue Augen heraus, mit dem gleichen stählernen Blick: die Augen des großen Preußenkönigs, der es vorgelebt hat, was der Dichter in Worte faßt. Kein Mann in der Welt, den die Natur widerstrebender von Haus aus den für ihn bestimmten Aufgaben geschaffen hat, kein Mann in der Welt, der härter sich selbst, sein Trachten, Wünschen und Wähnen zu Boden tritt für das, was der Geist der Notwendigkeit von ihm will; noch heut zerschneidet uns der verzweifelte Ton seiner Klagen mit Jammer die Seele.

Aber sein Geist, in die Seelen der Seinen fahrend und zu unerhörten Anstrengungen sie mitreißend, erlischt nicht mit ihm, ein Sternzeichen Gottes, von dem man erblassend und wieder aufflammend redet, wie Napoleons, wie Alexanders Geist, er lebt und greift weiter, die Ahnung unendlichen Wachstums in sich. Indessen sein Volk auf den Lorbeeren des Großen einschläft, bringt ein Sohn der östlichen Mark das geistige Erbe des Königs in ein System, das wallende Feuer Friedrichs wird in ein paar gedruckte Blätter gebannt. Die Zeit kommt und geht,

Digitized by Google

die Not drückt schwer, eines Tages ist der Tag da, wo der Riegel springt, und das lebendige Feuer herausspringt in die Herzen und anderem Feuer begegnet, das von Süden her kommt, und beide Flammen sich erkennen als vom gleichen Funken geboren; von Norden Kant und von Süden Schiller.

Ein Feldscher ritt in des Königs Armee, geringer Leute Kind, arm von Geist, aber willig zu der Ehrfurcht, die Goethe das erste Erfordernis und Kennzeichen des höheren Menschen nennt, ein irdenes Gefäß, nichts weiter, und weil nur ein armes, aber getreues Gefäß, desto geschickter, das aufzunehmen, was ihn des Auffangens wert dünkte. Zudem war in ihm jene Kaspar Hauser-Sehnsucht, die jenen später Geborenen zu einem so rührenden Symbol der menschlichen Seele macht und die so schmerzlich und quälend in den unwissenden Kindern ins Dunkle gesunkener Geschlechter lebt, das ahnende Fühlen eines dunklen Erbes im Blut, für das doch nirgends in der Welt ein zahlbarer Schein vorgelegt werden kann. Aber da ist der Krieg, der große Gleichmacher, der niederstampft und emporhebt, da ist ein Heer, da „hat alles 'nen großen Schnitt, und der Geist, der im ganzen Korps tut leben, reißet gewaltig wie Windesweben auch den untersten Reiter mit". „Und wer's zum Korporal erst hat gebracht, der steht auf der Leiter zur höchsten Macht", ein Feldherr, der den „Soldaten nobel hält", den Menschen in ihm ehrt und dennoch weiß: „Im Ganzen, da sitzt die Macht!" Denn, so pflegt der Feldherr zu sagen, „man muß immer das Ganze überschlagen."

„Sehn wir nicht aus wie aus einem Span?
Stehn wir nicht gegen den Feind geschlossen,
Recht wie zusammengeleimt und -gegossen?
Greifen wir nicht, wie ein Mühlwerk flink,
Ineinander auf Wort und Wink?
Wer hat uns so zusammengeschmiedet,
Daß ihr uns nimmer unterschiedet?"

Aber freilich:

„Es grünt uns kein Halm, es wächst keine Saat,
Ohne Heimat muß der Soldat
Auf dem Erdboden flüchtig schwärmen,
Darf sich an eignem Herd nicht wärmen.
Er muß vorbei an der Städte Glanz,
An des Dörfleins lustigen, grünen Auen.
Die Traubenlese, den Erntekranz
Muß er wandernd von ferne schauen."

„Das Schwert ist kein Spaten, ist kein Pflug." Und darum:

„Sagt mir, was hat er an Gut und Wert,
Wenn der Soldat sich nicht selber ehrt?
Etwas muß er sein eigen nennen,
Oder der Mensch wird morden und brennen."
„Der Soldat muß sich können fühlen.
Wer's nicht edel und nobel treibt,
Lieber weit von dem Handwerk bleibt.
Soll ich frisch um mein Leben spielen,
Muß mir noch gelten etwas mehr.
Oder ich lasse mich eben schlachten
Wie der Kroat — und muß mich verachten."
„Ja, übers Leben noch geht die Ehr'. — —"

Der Krieg geht auf und ab, alle Schilde werden Wiegen; Schiller ist ein Kriegskind, zwischen den Schlachten geboren, beim Besuch der Mutter im Lager fast zur Welt gekommen. Das Alte stirbt ab, das Neue reckt sich empor, der Saft, der im Baum war in seiner Kraft, schießt schäumend in den neuen Zweig. Nie werden die Augen dessen, der „uns zusammengeschmiedet, daß ihr uns nimmer unterschiedet" auf dem Kinde ruhn, aber der Geist von ihm, in seine Armee gegossen, wird in ihm leben.

Ein schwächlicher, schmalbrüstiger Knabe, kein Soldat kann im Leben aus ihm werden, nicht gut, sein Leben einzusetzen, — mag er anderer Leben wieder zusammenflicken. Und im Herzen brennt und wallt, was bei seiner Menschwerdung in ihn schoß: Ja, setzet ihr nicht das Leben ein, nie wird euch das Leben gewonnen sein.

Aber vielleicht ist das Leben selbst eine Schlacht, vielleicht der höhere Mensch ein Kämpfer, der frisch um sein Leben spielt, weil ihm etwas noch mehr gilt als das Leben. Wo steht der Feind, wo ist das, wofür man dem Tod ins Angesicht schauen kann? Denn „setzet ihr nicht das Leben ein, nie wird euch das Leben gewonnen sein". Auf „in Tyrannos", auf gegen die Wurm und Kalb, auf wider die Lauren und Charlotten, auf — ach, vielleicht zunächst auf! gegen sich selbst!

Wer's nicht edel und nobel treibt,
Lieber weit von dem Handwerk bleibt,
Der Soldat muß sich können fühlen —

Schwere Jahre, bis er dahin kommt, zum „sich fühlen können", Soldat des Geistes, Kämpfer für das, was erscheinen wird; aber endlich ist der wütende Kampf geschlagen, ja ein Kampf mit dem Messer zwischen den Zähnen, und er steht da, frei und in glänzender Rüstung, und sein erstes neues Lied die Heroika des Kriegs: Der Wallenstein! Einst die Herzen entzündend in Zeiten, die allein sein Verständnis eröffnen können, dann fremd betrachtet in langen Jahren des Friedens und jetzt wieder mit Inbrunst in das geöffnete Gemüt aufgenommen. Schon schließt sich leise der Ring dieses Kämpferlebens, indem es sein Größtes und Eingeborenes erreicht; was noch kommt, ist Geschenk.

Aus Schiller kann man ein rechtes Soldatenbrevier zusammenstellen; der alte germanische Geist eines wehrhaften Volkes redet hier aus der glücklichen Mischung süddeutschen Blutes mit norddeutschem Geist, und wie die Erneuerung Deutschlands von Preußen ausging, Deutschlands, um das der Große Kurfürst Schmach getragen hat, Deutschlands, gegen das der große König das Schwert ziehen mußte, wie nachmals sein später greiser Nachfolger, so erhebt sich in Kant, Fichte und Schiller der Geist Friedrichs, der Geist des harten, pflichttreuen,

Digitized by Google

kargen Preußentums für Deutschland gegen Napoleon. Es ist ganz und gar nicht napoleonischer Geist, wie man oft behauptet hat, in den Bestandteilen, aus denen sich die kriegerischen Eigenschaften des großen Heerführers zusammensetzen: es ist Friedrichs Geist, der Geist von Friedrichs Armee, der Geist der fridericianischen Kriege, preußischer Geist in Schillers Kriegsdrama. Nicht in Wallensteinschen Lagern hat der Ordnung froher Geist, durch den der Krieg weltzerstörend besteht und Großes bildet, dem Dichter erscheinen können, nicht in Wallenstein der ideale Feldherr, der Mittelpunkt für die Hunderttausende, der Halt, der sich wie eine feste Säule hinstellt, an die das Heer sich mit Lust und Zuversicht schließen mag.

Jedwedem zieht er seine Kraft hervor
Die eigentümliche, und zieht sie groß,
Läßt jeden ganz das bleiben, was er ist;
Er wacht nur drüber, daß er's immer sei
Am rechten Ort; so weiß er aller Menschen
Vermögen zu dem seinigen zu machen ...
.... Im Felde
Da dringt die Gegenwart, — Persönliches
Muß herrschen, eignes Auge sehn. Es braucht
Der Feldherr jedes Große der Natur.
So gönne man ihm auch, in ihren großen
Verhältnissen zu leben. Das Orakel
In seinem Innern, das lebendige,
Nicht modrichte Papiere soll er fragen.
— — — — — — — — — —
Manch blutig Treffen wird um nichts gefochten,
Weil einen Sieg der j u n g e Feldherr braucht.
Ein Vorteil des bewährten Feldherrn ist's,
Daß er nicht nötig hat zu schlagen, um
Der Welt zu zeigen, er versteh' zu siegen."

Der Mann, dessen „Geist ein Jüngling ist", der König ist in seinem Heer, dess' Antlitz die Sonne seiner Truppen war, der, „ist der Mann nur sonsten brav und tüchtig", nach Stammbaum und Katechismus nicht viel zu fragen pflegt, der Verräter an Deutschland scheint, weil er „die Macht, die ruhig, sicher thronende erschüttert, die in verjährt geheiligtem Besitz, in der Gewohnheit festgegründet ruht": der F e l d h e r r Schillers ist Friedrich, mag der Mensch auch als Privatmann die Phantasiezüge tragen, die der historische Wallenstein nur zum geringen Teil als ähnlich erhärtet. Die Tragik im Leben des Königs indes, der von Natur bestimmt war, im „reinen Element sich rein zu halten" und doch gezwungen mit den Mächten zu kämpfen, die „unterm Tage schlimmgeartet hausen und aus deren Dienst keiner die Seele rein zurückzieht", hat Schiller, obwohl er sie trotz des geringen zeitlichen Abstandes mit der Intuition des Genialen erkannte, nicht für den Charakter des Soldatenführers verwenden können, sondern sie in die Fabelgestalt des jüngern Piccolomini gedrängt, mit dem Wallensteins besseres Selbst Abschied von ihm nimmt. Doch klingt in der Sehnsucht „weg zu sein über Wunsch und Furcht, nicht mehr dem trüglich wankenden Planeten zu gehören, vollendet zu sein", auch Friedrichs Melancholie schmerzlich und leise an.

Das Heer aber, bei dem jeder Mann fühlen darf, daß das Auge des obersten Führers in der Heereswoge ihn ehrenvoll unterscheidet, daß hier nichts gilt: nur die Fahnen zählt der schnelle Blick des Feldherrn — er bemerkt kein einzeln Haupt; es kann der Mensch dem Menschen hier nichts gelten — das Heer, dessen Glieder der Geist des Führers vom Söldner zum Menschentum, zum freien Mann, von dessen Stirn der menschliche Gedanke leuchtet, „gemeine Männer nur, doch nicht gemein denkend", erzieht und erhöht: das ist nicht die Soldateska des Dreißigjährigen Krieges und nicht der glorietrunkene Schwarm Napoleons, das ist preußischen Geistes Erziehungsprodukt, Rückkehr der alten Werte des deutschen Geistes. Es ist der alte deutsche Geist, in preußischer Zucht gefaßt und neugesammelt und wieder zurückflutend über Deutschland, ein Idealbild deutschen Soldatensinns, der hier in harten, kühnen Worten lebt: Der Mut wagt das Leben, nicht das Gewissen. In seiner Pflicht umkommen, ehrt den Mann. Ein jeder gibt den Wert sich selbst. Den Menschen macht sein Wille groß und klein, und der Organismus, von dem es heißt: Das Wort ist frei; die Tat ist stumm, der Gehorsam blind, in dem jeder Bestandteil durchzuckt und durchglüht ist von dem Begriff, „nicht von Pflicht und Fahne zu entweichen", einen „freien, mutigen Tod anständiger als ein entehrtes Leben zu achten", den „Pfeil abzudrücken, den der Führer schärft", und von dem, „der ihres Lebens Führer ist, auch im Tode nicht zu lassen": das ist der Organismus der fritzischen Armee, und ihr Leben, das Leben ihres geistigen Vaters ist es, das aus Kants, Fichtes und Schillers Worten glühend und Leben schaffend und Leben zeugend zurückspringt auf unser kämpfendes Volk und in den Millionen tapferer Herzen pocht, die heut Deutschland sind, und mögen sie auch von des Landes Glanz und Schimmer nichts haben

„Als die Müh' und als die Schmerzen,
U n d w o f ü r w i r u n s h a l t e n i n u n s e r n H e r z e n."

Das zu dürfen, ist ihr Ruhm und unvergänglicher Lohn. Auf das Weitere wird Deutschland sich zur rechten Zeit besinnen.

⁂ ⁂ ⁂

Wir hören, nichts werde in den Schützengräben von weltlicher Geistesnahrung so sehnlich begehrt als Goethes „Faust", nicht Schiller, nicht Hebbel und Kant. Da ziemt es sich, zu erinnern, daß es der harte, fordernde und drohende Geist dieser unserer kämpferischen Geistesheroen ist, der mit seinen Gewalten den deutschen Geist erst gestählt hat und so die Kräfte der deutschen Seele erst frei macht, daß sie Klarheit habe, sich zwischen Tod und Leben in die Seele Goethes zu versenken.

Digitized by Google

Die Winterschlacht bei Augustowo

(20. Februar 1915)

Von Hans Benzmann

Hochwald von Augustowo. Riesenstümpfe,
Rostbraun und rot. Im Dickicht schwarze Sümpfe.
Kein Weg. Nur Eis und harter Schnee. Und Sausen
Des Windes im Schilf, sirrend und klirrend. Und Brausen
Des Sturmes in den uralten Kiefern,
Daß sich die höchsten verbeugen vor den tiefern,
Daß Riesenstämme ächzen und knirren und knarren, —
Daß in den struppigen Nestern die Krähen quarren ...
Und meilenweit durch endlosen weißen Wald.
Plötzlich ertönt ein Neues, das Wind und Sturm überhallt,
Ein Übernatürliches, das Ohr und Herz
Betäubt, zermalmt — die Stimme aus Feuer und Erz,
Die unbarmherzige Posaune der Schlacht! ...
Aus einem berstenden tiefen Wolkenschacht
Fließt dunkles Abendrot. Ein See aus Blut
Treibt in der Lichtung seine träge Flut ...
Was schüttert die Erde nun? Was rast daher
Über die Sümpfe und Seen? Das wilde Heer?
Wiehernd jagen der Schlacht entlaufene Pferde
Durch Wald, durch Eis und Moor mit entsetzter Gebärde —
Die vordersten schreien gell auf und versinken —
Und andre schwimmen durch die Flut und ertrinken ...
Und Rauch und Getöse steigt aus der Gegend der Schlacht
Wie ein Vulkan. Es stöhnt und stöhnt die Nacht ...

⊠ ⊠ ⊠

Der Morgen graut. Im dicken Nebel stehn
Die Föhren wie in milchigem Wasser. Gehn
Dort Schatten oder Menschen durch den Wald?
Kein Laut. Nur dumpf der schwappende Boden hallt.
Plötzlich erdröhnt die Luft von schweren scharfen Schlägen —
Untiere brüllen auf, die wohl im Sumpf gelegen? —
Es ist, als stürzen Riesenvögel aus der Luft —
Sie reißen in die Dünste Kluft an Kluft ...
Nun schlägt der Morgen den Nebelmantel auf —
Da wälzt sich hin in ungestümem Lauf,

Digitized by Google

Was sich im Wald, in Nacht und Schweigen barg —
Ein Schlachtgesang hallt furchtbar rauh und stark —
Die Deutschen! sie sind hinterm Feind! ... Und schon
Springt das Gefecht von Bataillon zu Bataillon,
Springt von Batterie schnell zu Batterie, — der Lärm
Schwillt zum Orkan, zum Sturm wird das Geschwärm —
Die Trommeln wirbeln, daß die Nerven kochen —
Ein General ist jäh zusammengebrochen,
Schwingt wieder sich aufs Pferd — die Kompagnien
Sind nicht zu halten mehr — die Russen fliehn
Dem engen Tale zu — die Batterien
Und Pulverwagen rasseln durch die Sümpfe,
Sie überspringen Hügel, Gruben, Stümpfe ...
Die Schlacht braust hin ... schon fern die Schüsse dröhnen ...
Und Sterben rings ... und Stöhnen, Stöhnen — — —

⊠ ⊠ ⊠

Von allen Seiten ist die russische Armee
Hineingepreßt ins sumpfige Défilee
Von Wolkusch, auf den Höhen sieghaft stehn
Ostpreußens Rächer, ihre Fahnen wehn
Im Sturme, ihre Trommeln wirbeln Tod,
Ihre Kanonen, von roten Blitzen umloht,
Senken die Mäuler tief ins Wolkuschtal —
Es gibt kein Erbarmen, das Leben war einmal —
Die stillen Steppen Rußlands, die Dörfer versinken,
Rußland muß hier in Strömen von Blut ertrinken! ...
Und immer wilder häuft sich das Gedränge,
Kanonen und Leichen verstopfen der Pässe Enge,
Die Brücken brechen unter dem Train und Trosse,
Und in den Sümpfen ersticken Reiter und Rosse ...
Und als von den Bergen rings die Geschosse
Die Fliehenden wie Wild zusammenhetzen,
Fährt in die Reih'n ein lähmendes Entsetzen,
Und rasende Schreie gellen über das Moor —
Und tausend flehende Hände flackern empor,
Und nach Gnade tausend weiße Tücher zittern,
Soweit das Auge reicht, — und den Gewittern
Der Rächer Gottes wird ein Halt geboten —:
Da kriechen aus der Riesengruft der Toten
Die Lebenden in grauer Angst hervor,
In wilder Hast zum schweigenden Sieger empor ...

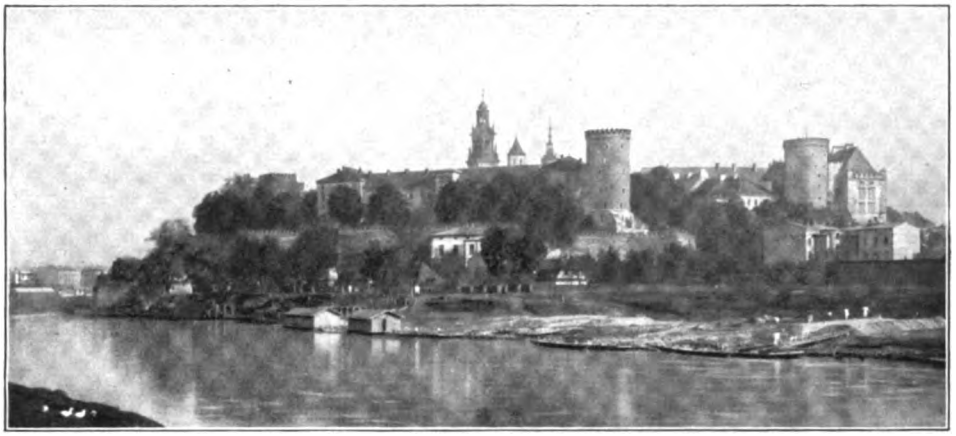
⊠ ⊠ ⊠

Digitized by Google

Doch heldenhaft manch russisches Regiment
Die Berge noch mit Todesmut berennt —
Vergebens! eine zweite Varusschlacht
Wird hier mit finstrem Grimm zu End gebracht.
Die deutsche Infanterie — wer fällt, der fällt! —
Nimmt feuernde Batterien im freien Feld,
Ein Regiment allein an dreißig Geschütze —
Die russischen Generale werden aus Pfützen
Und Sümpfen gezogen ... Die letzte Kette von Schützen
Stürmt jetzt den Berg empor — der Oberst will nicht leben,
Als die Soldaten sich dem Feind ergeben,
Und er erschießt sich selbst ...

Die Schlacht ist aus. Die Seelen ziehn hinab.
Das Wolkuschtal ist nun ein weites Grab. —
Rings auf den Höhn liegt falbes Abendlicht.
Auf einer harrt mit ehernem Gesicht
Der deutsche Feldherr einem Zug entgegen,
Der auf den leichenübersäten Wegen
Langsam geritten kommt, von Trauer schwer, —
Deutsche Husaren reiten vor ihm her ...
Der Kommandierende der russischen Armee —
Nichts blieb ihm übrig, als sein Wohl und Weh,
Den Degen seinem Feind zu überreichen ...
Der Zug hält an, die hohen Reiter steigen
Von ihren Pferden langsam. Tiefes Schweigen.
Traumhaft Gespräche sich umher verlieren.
Die deutschen Offiziere salutieren.
Des deutschen Feldherrn ehernes Gesicht
Ist jetzt bestrahlt von einem milden Licht, —
Und gütig schreitet er dem Feind entgegen.
Wortlos reicht ihm der Kommandeur den Degen,
Nach dem zwei Divisionsgenerale, dann
Vier Brigadiers, — ein riesenhafter Mann,
Blauäugig, blond, ein Oberst der Tscherkessen,
Ist unter ihnen; mit gesenktem Kinn
Reicht er sein Kleinod, seinen Säbel hin
Und wendet sich voll Scham, schlicht und gemessen, —
Daß tiefergriffen Freund und Feinde stehn
Und — still sich grüßend — auseinander gehn ...

Digitized by Google



Krakau: Blick auf den Wawel, vom Weichselufer aus

Krakau und seine Kunstdenkmäler

Von Dr. Franz Servaes

Am 30. November, drei Uhr dreißig Minuten, fiel der erste russische Schuß gegen Krakau. Ob nicht in diesem Augenblick das polnische Herz sich krampfhaft zusammengezogen hat? Denn jetzt ging es gegen Polens geliebtestes, bewundertstes und ehrwürdigstes Heiligtum, und alle die vielen tausend Wunden, aus denen das Land bereits geblutet hatte, öffneten sich von neuem und strömten ihren edelsten Saft aus. Krakau von russischen Mörserkugeln bedroht, vielleicht gar von Granaten in Brand geschossen? In langsamer systematischer Minierarbeit der Zerstörung anheimgegeben? Das hätte Polen nicht überstanden, zehnmal wäre sein Herz, das schmerzzerrissene, darüber gebrochen.

Doch es hat ja glücklicherweise nicht sein sollen. Das tapfere Krakauer Festungskommando sei dafür gepriesen. Ein sofort unternommener Truppenausfall schaffte Klärung und zwang den auf sechs bis acht, stellenweise selbst bis auf zwei Kilometer an die Festungswerke herangepirschten Feind, unter dem hageldichten Feuer der österreichischen Artillerie sich auf seine Schützendeckungen zurückzuziehen. Die hiermit einsetzenden hartnäckigen Kämpfe um Krakau sollen hier nicht geschildert werden. Die Stadt selber war sehr bald außer Gefahr. Schon am 7. Dezember waren die Russen aus dem Vorfelde der Festung gänzlich vertrieben, und als dann um die Mitte des Monats der entscheidende Sieg bei Limanowa erfochten wurde, mußten die Russen ihre beiden Armeen, mit denen sie die polnische Kulturzentrale von Norden und Osten bedroht hatten, dauernd zurücknehmen. Zugleich waren ihre Vorstoßabsichten gegenüber Schlesien und Mähren hiermit gescheitert.

Krakau aber blieb noch lange Zeit Operationsbasis und mußte nach außen hin für Kriegsgebiet erklärt werden. Das Leben im

Arkadenhof im Schloß auf dem Wawel
(Phot. Neue Photogr. Gesellschaft, Berlin-Steglitz)

Digitized by Google

Das Schloß auf dem Wawel, von Norden gesehen. Rechts der Dom

Innern freilich nahm rasch wieder einen zuversichtlichen, ja förmlich blendenden Aufschwung. Es sind nicht die schlimmsten Zeiten für eine Stadt, in denen heroische Wallungen ihren Leib durchziehen, mutig aufgestachelte Kriegsleidenschaften ein schönes Freudenfieber entzünden, alle Lebens- und Kulturwerte gleichsam mit Märchenglanz übertaucht sind und wie die Männer so auch die Frauen in einen eigentümlichen Taumel geraten, der Empfindungen und Sinneswahrnehmungen wundersam steigert. Was man über Krakau aus den ersten Monaten dieses Jahres vernahm, weckte durchaus nicht den Eindruck einer verängstigten, darbenden und niedergedrückten Stadt. Im Gegenteil, das Leben schlug hohe Wellen, Eleganz rauschte auf, Musik ertönte, und Polens schönste Frauen schmückten sich mit Seide und Edelsteinen für Polens und Österreichs strahlende Heldensöhne. Mochten diese auch, lehmkrustenbedeckt, aus verschlammten Schützengräben heimkehren oder in prunklosem Fliegerkostüm, mit Rauchfangkehrerhauben über die Parkettboden der Luxuskaffeehäuser einherstiefeln, von allen Seiten blitzten ihnen huldgewährende Augen entgegen, denen ihr eigener Blick, stolz und erobernd, aus wetterharten Antlitzzügen

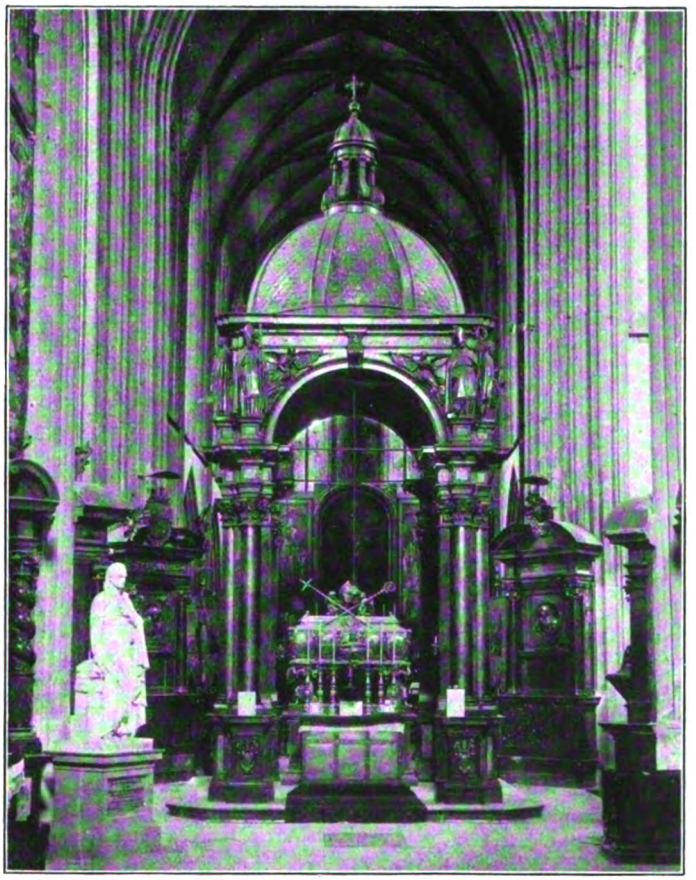
Front des Doms nach Norden

Digitized by Google

antwortete. Zweifellos, das sind Monate, die in der Geschichte Krakaus einmal ein besonderes Ruhmesblatt füllen werden, die vielleicht Art und Wesen dieser Stadt mit gesteigerter Eindringlichkeit offenbaren. Alles Außerordentliche, Heldische, Phantastische, Hochgeschwellte enthüllt nur noch tiefer den Charakter dieser vielfach unvergleichlichen Kulturstätte, bringt die heißer pulsierende Gegenwart in innigere Nähe zu der hier in herrlichsten Denkmälern unmittelbar nachlebenden geschichtlichen Vergangenheit. Wenig Städten ist ihre Vergangenheit so heilig wie Krakau. In ihr sich zu spiegeln, sich zu sonnen bleibt dem heute Lebenden eine Quelle stolzen Genusses, befriedigten Ehrgeizes.

Wer von Wien aus mit der Bahn nach Krakau kommt und, bevor er die Stadt betritt, in weitem Bogen um sie herumfährt, empfängt sogleich den Eindruck von etwas Ungewöhnlichem, aller Trivialität weit Entrücktem. Ein sanftschimmerndes Flußband, die Weichsel, zieht sich in geschwungenem Bogen an das von unzähligen Türmen buntscheckig überzackte Dächermeer heran; auf einem ans Ufer gedrängten Hügel hebt sich das mit dem Dom phantastisch zusammengeschachtelte Stadtschloß steilwändig empor; farbig gekleidete Landbewohner bewegen sich mit lachendem Rot und Weiß neben dem trüben Schwarz schlotternder Kaftanjuden und dem flirrenden Farbengemisch von Toiletten und Uniformen; ein undefinierbares Summen und Tönen — ist's Lachen? ist's Beten? ist's Singen? ist's Trompeten? — schlingt, von Vogelgezwitscher und Glockengebrumm aufgefangen, wiegend sich zu uns hinauf; und wir sind bereits wie halb betäubt, wenn wir dem Zug entsteigen und uns in das Gassengewirr gleiten lassen, das uns mit geheimnisvollem Raunen umfängt und aus respektvoll-staunenden und doch wieder selbstbewußt-kühlen Augen gastfreundlich grüßt.

Ein erster Gang durch die Straßen Krakaus, über seine Plätze und Anlagen ist wie der Eintritt in eine Märchenwelt. Der nüchterne Westeuropäer, der wohlgezogene Bädekerreisende fühlt sich gleichsam in eine romantische Gegend versetzt. Ist es der Orient, der plötzlich hier heranflutet? Ist es das Mittelalter, das auf Schritt und Tritt zu erwachen beginnt? Ist es ein wundervoller Kunsttraum, der uns zu umfangen sucht? Dies alles wähnt man und wähnt von allem auch das Gegenteil. Denn gewiß gibt es hier auch sehr viel westliche, ja pariserische Hochkultur; es gibt eine scharf ausgeprägte moderne Volksart, die eifersüchtig über ihre Eigenart wacht; es gibt eine geschäftlich-interessierte und praktisch-nüchterne Gegenwart, die genau zu rechnen versteht und sich nichts vortäuschen läßt. Gegensätze überall. Wo man das Bild zu haschen vermeint, da zerrinnt und zerflattert es. Gar nicht einheitlich scheint diese Stadt zu sein, wie durcheinandergemengt, willkürlich zusammengetragen — und ist doch so selbstverständlich in ihrer bunten Existenz, daß sie überhaupt nicht anders sein könnte,



Im Dom: Grabkapelle des heiligen Stanislaus

Digitized by Google

ein neckendes Phantom — aus Stein und festen Umrissen. Und man findet es wunderschön, so zu träumen und zu schauen, zu zweifeln und sich überzeugen zu lassen, von fremden Sprachlauten umbraust zu werden und gleich darauf eine heimatliche Anrede zu vernehmen, ob auch vielleicht in drollig verunstaltetem Judendeutsch. Dies alles gehört zueinander und kann gar nicht getrennt werden. Und kommt in dieser Form und Ausarbeitung in der ganzen Welt nicht noch einmal wieder vor. Ist eben Krakau ... Krakau ... Krakau ...

Doch man müßte kein Deutscher sein, wenn man der wirren Eindrücke nicht schließlich Herr zu werden suchte. Wenn man nicht bestrebt wäre, Ordnung in dieses scheinbar chaotische Durcheinander zu bringen. Entzückend und reizvoll ist die erste dumpfselige Überraschung. Aber dann will man doch den Takt der Melodie haben, ihren Rhythmus, ihre Tonart. Und alles beginnt noch einmal und tiefer und stärker aufzuleben. Aus Widersprüchen entschälen sich geheimnisvolle Gesetze des Werdens. Drei, vier Welten sieht man aufeinanderwirken und sich gegenseitig befruchten. Und stets darin als Dominante: das schmiegsame, unendlich auffaugungsfähige, einbildungsreiche und ritterlich entflammte slawische Polentum ...

⊠ ⊠ ⊠

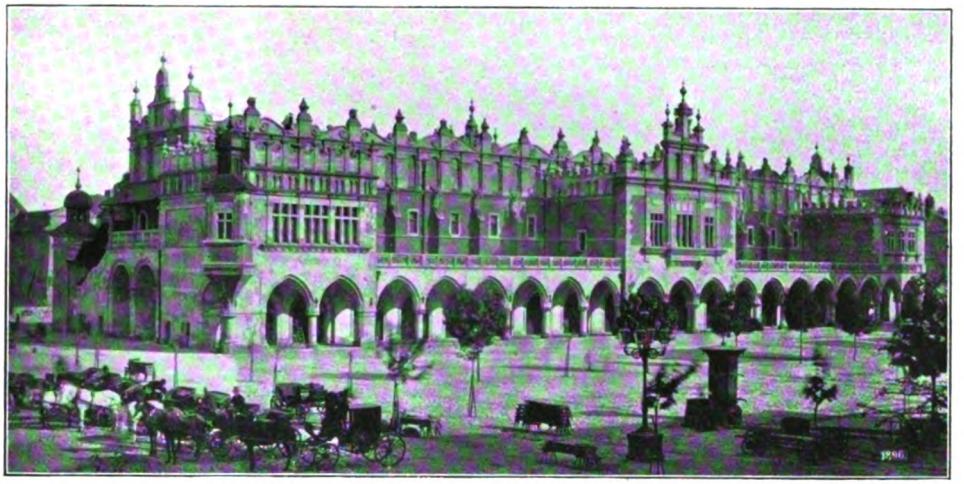
Es war einmal ein Drache, der hauste in einer Felsenhöhle über der Weichsel, verpestete mit giftigem Atem das Land und forderte, um sich zu ernähren, zahlreiche Menschenopfer. Da erschien der leuchtende Held Krakus, in schimmernder Wehr und mit wohlgeschliffenem Schwert, erlegte den Drachen und baute sich über dessen Höhle, auf dem Wawel, eine Burg. Und gründete eine Stadt, die von ihm ihren Namen empfing, und regierte lange in Weisheit und Gerechtigkeit.

Ähnliche Sagen stehen am Anfange fast jeder Stadt- und Landschaftsgeschichte. Allüberall mußte ein Drache getötet werden, damit der Boden urbar wurde zur Aufnahme des Samenkorns der Zivilisation. Und überall kamen dann, we-

Vom Skulpturenschmuck des Doms: Der Heil. Hieronymus

⊠ Die Grabmäler der Siegismundkapelle im Dom ⊠

Digitized by Google



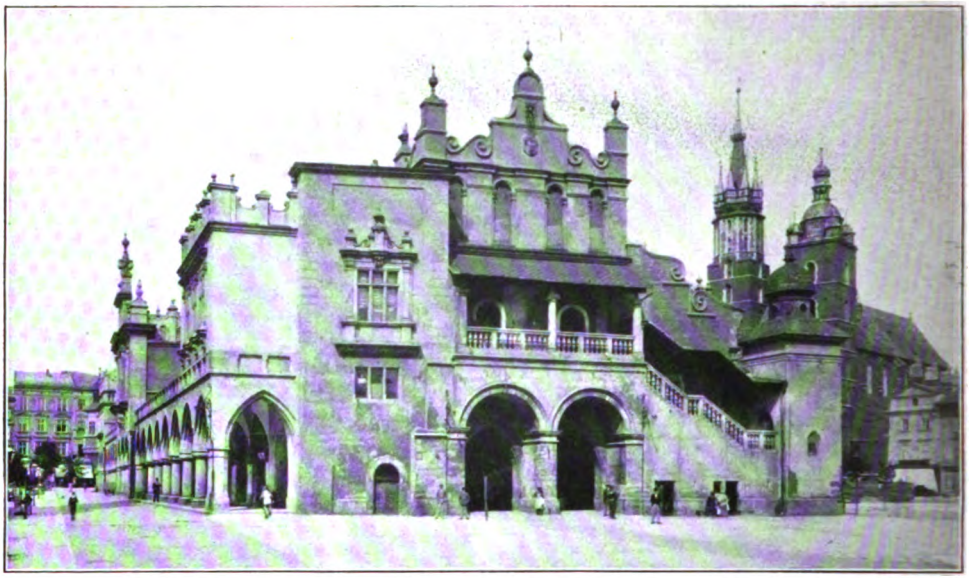
Das Tuchhaus (Sukiennice) in der Mitte des Ringplatzes

nigstens in Europa, die ersten Prediger des Christentums und erlitten ruhmwürdigen, bekehrungsreichen Märtyrertod. In Krakau hießen sie Cyrillus und Methodius, denen sich in späterer, schon geschichtlich erhellter Zeit der heilige Adalbert anschloß. Und dann kommt auch, so etwa ums Jahr tausend, der Nationalheld, heißt Boleslaw Chrobry und besiegt die bis dahin herrschgewohnten Böhmen. Es hebt ein erstes Kulturzeitalter an, in dem jedoch Krakau allmählich hinter Plozk zurücktritt, das als Hauptstadt von Masovien Residenz des herzoglichen Hofes wird. Aus dem Deutschen Reich, nicht zuletzt von Lüttich her, finden zumal durch den Benediktinerorden mancherlei Einwirkungen statt, als deren künstlerische Zeugen die wenigen erhaltenen Denkmäler der romanischen Bauperiode, vor allem die Krypta des heiligen Leonhard im Dom, noch zu uns sprechen. Durch einen zerstörerischen Mongoleneinfall wurde diese Periode gewaltsam beendet; 1241 kam es zu einer gründlichen Zerstörung der Stadt, die erst 1257 mit einer neuen Gründungsurkunde wieder aufgebaut wurde.

Das 14. und 15. Jahrhundert bilden danach für das polnische Krakau das erste große Ruhmeszeitalter, das in Überlieferung und Denkmälern für uns noch greifbar wird. Hervorragende Könige, wie Wladislaw Lokietek und Kasimir der Große, machen sich um die Hebung der Stadt verdient, verleihen Privilegien, erbauen Vorstädte, gründen

Rückseite des Tuchhauses. Darüber sichtbar der Turm des Rathauses

Digitized by Google



Die Südseite der Tuchhalle. Rechts sichtbar die Turmhelme der Marienkirche

(1364) die Universität. Durch die vom Volk vergötterte Königin Hedwig findet, dank ihrer Vermählung mit dem (frisch getauften) Fürsten Jagello von Litauen, eine beträchtliche Vermehrung des Reiches statt und erhöht hierdurch den Glanz der polnischen Krone. Das Jagellonengeschlecht hat sich auch weiterhin einen ruhmreichen Namen gemacht, durch sieghafte Schlachten (bei Tannenberg 1410) und durch kluge Heiraten, besonders als Kasimir IV. (1454) die reiche und hochgebildete Elisabeth von Habsburg heimführte und hierdurch die Pforte nach Westen weiter aufriß. Es ist das gotische Zeitalter, in dem die Marienkirche und der Dom, ferner auch die Tuchlauben und die Jagellonische Bibliothek, in ihren ursprünglichen Gestaltungen, entstanden und das auf dem Gebiete der Plastik, durch Übersiedelung des Nürnberger Meisters Veit Stoß nebst einem beträchtlichen Familien- und Schüleranhang seine letzte hohe Signatur erhielt. Krakau war damals beinahe eine deutsche Stadt zu nennen; jedenfalls spielten die „Germani polonicati" in ihr eine führende Rolle.

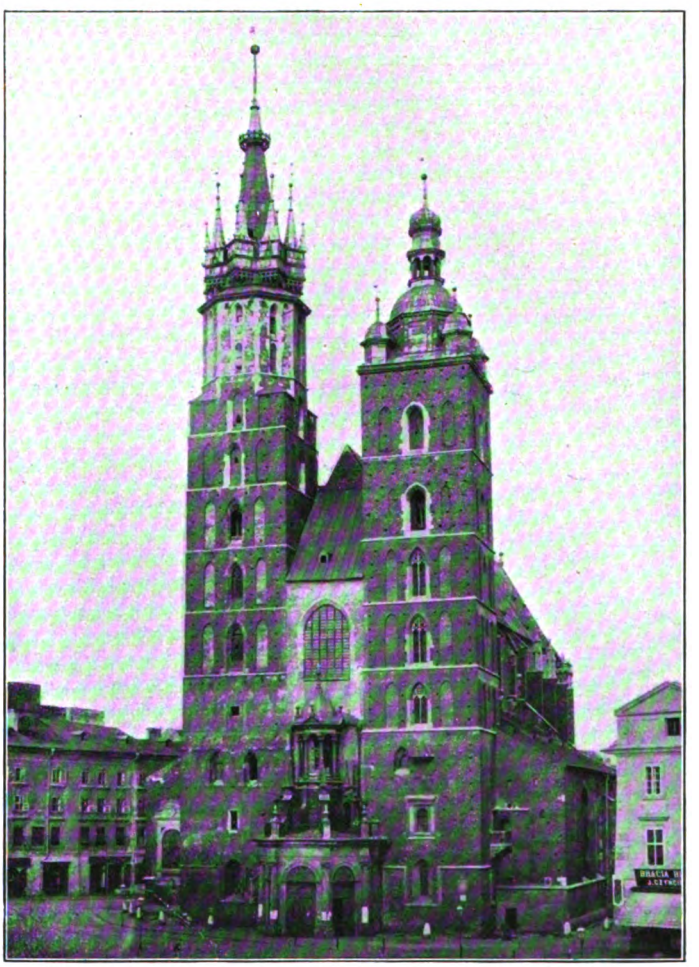
Der Turm (einziger Überrest) des 1820 abgebrochenen Rathauses

Doch schon neben Veit Stoß begann um die Mitte des 15. Jahrhunderts das italienische Element mehr und mehr hervorzutreten, bis es dann während des ganzen 16. Jahrhunderts und noch darüber hinaus in geistigen und künstlerischen Dingen die Ent-

Digitized by Google

scheidung an sich riß. Auch hier hat eine eingeheiratete Frau, die Bona Sforza aus dem bekannten Mailänder Geschlecht, den Umschwung vollzogen und mit ihrem Namen verknüpft. Sie war die Gattin Siegismunds I. und Mutter des Siegismund Augustus, unter deren langen Regierungen (1506—1572) die italienische Renaissance in der nordischen Hauptstadt ihren Triumphzug hielt und sich mit unverlöschlichen Griffelzügen ins Stadtbild einschrieb. Alles wurde latinisiert. Viele Sprüche klassischer Autoren, zum großen Teil noch heute zu lesen, wurden auf Tafeln in die Häuser eingemeißelt. Vornehme Landsitze in der Nähe der Stadt, z. B. der des „Justus Decius", tragen so ausgesprochen südliche Formen, daß sie ebensogut in Oberitalien oder bei Florenz stehen könnten. Zahlreiche italienische Bildhauer und Architekten, die Francesco della Lora und Bartolommeo Berecci an der Spitze, ferner Nicolò Castiglione, Antonio und Filippo da Fiesole, Gian Cini da Siena, Guglielmo Fiorentino und, viele überragend, Gian Maria Padovano, gen. Il Musca, alle diese kamen nach Krakau, ließen sich nieder, bauten die ganze Stadt um, vor allem den Wawel und die Tuchhalle, und warben unter den Eingeborenen ein Heer von Schülern. So folgte denn auf die Renaissance auch das Barock, ohne indes noch viel Lebenskraft zu besitzen; vielmehr beginnt im 17. Jahrhundert die künstlerische Bewegung bald deutlich zu erlahmen, und das 18. Jahrhundert mit seinem Rokoko hat in Krakau nur verschwindende Spuren hinterlassen. Der architektonische Charakter der Stadt war ein für allemal festgestellt. Das Leben wurde stiller und stiller, die Gedanken waren wesentlich in die Vergangenheit gerichtet. Krakau, das sich gern das polnische Athen nennen ließ, wurde weit eher das polnische Brügge.

Dann kam das nationale Unglück und die Trauer der Zerrissenheit, und über Volk und Stadt lag es wie Lähmung. Als 1850 ein umfangreicher Brand ganze Stadtviertel in Asche legte und viel von der mittelalterlichen Pracht unwiederbringlich zerstörte, fehlten Kraft, Schwung und Geldmittel zu einem systematischen Wiederaufbau. Erst im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts, als unter österreichischer Fürsorge die Geister und die Geldbeutel sich erholten, begann ein neuer Aufschwung einzusetzen, der sich zusehends



Die Marienkirche am Ringplatz

steigerte und bis heute angehalten hat. Der Glanz des Namens Jan Matejko ließ das künstlerische Krakau neu erstrahlen, im Architekten Prylinski erstand ein rühriger und erfolgreicher Renovator, immer neue Talente strömten zu, und in dem leider zu früh verstorbenen Dichter und Maler Wyspianski erhielt das neue Krakau einen neuen geistigen Mittelpunkt, dessen Wirkungen noch kräftig nachglühen. Heute ist Krakau wieder eine Stadt von 180000 Einwohnern, zwar an

Digitized by Google

Umfang von Warschau und Lemberg übertroffen, doch in Wahrheit Polens Kronjuwel, von kostbaren Erinnerungen umwittert und vergoldet, von immerlebender Poesie und Kunst wahrhaft verklärt.

Machen wir jetzt einen Spaziergang durch die Stadt, um wenigstens die Hauptkunstdenkmäler in uns aufzunehmen!

Vom Bahnhof kommend, geraten wir auf die sogenannten Plantationen, eine entzückende Gartenanlage, die die ganze Altstadt mit breitem grünen Gürtel umsäumt, der Wandelplatz der feinen Leute, der Träumeplatz der stillen Alten und der Tummelplatz der spielfrohen Jugend. Wir lassen uns gemächlich treiben, das Neue Theater bleibt zu unserer Linken und so streben wir einem mächtigen mittelalterlichen Rundbau zu, der türmchen- und schießschartenbewehrt uns trotzig entgegenstarrt, die sogenannte Barbakasse, ein festungsartiger Vorbau der ehemaligen reifromanischen Stadtumwallung. Von dieser selbst bietet das mehrfach umgebaute Florianertor, das uns mit engen Öffnungen in die innere Stadt hineinläßt, wohl den letzten ehrwürdigen Rest. Eine Zeitlang können wir uns jetzt nach Nürnberg oder Rothenburg ob der Tauber versetzt wähnen. Verwitterte alte Fassaden, wappengeschmückte Portale, vorwitzig herausgerückte Erker und Balkone blicken auf uns herab, doch bald überzeugt uns das östliche Idiom, daß wir in einer fremden Stadt uns befinden. Sacht streben wir vorwärts, obwohl rechts und links verführerische Seitengassen mit altertümlichem Aussehen uns zu sich einladen wollen. Doch geradeaus winkt der Ringplatz, der „Rynek", der Mittelpunkt des alten wie des neuen Krakau. Dort stehen dicht beieinander die alte Stadtbasilika, die Marienkirche, der einsame alte Rathausturm und die weltberühmten Tuchlauben, die „Sukiennice", denen man bei einiger Gutmütigkeit auch das moderne Erzstandbild des Dichters Adam Mickiewicz anreihen mag.

Wir treten vor die Marienkirche, die „Kosciol Maryacki", die Schöpfung des selbstbewußten mittelalterlichen Bürgertums. Ein frühgotischer Bau, ohne Querschiff, mit steil heraufgezogenem Dach, starkem Strebewerk und später angefügtem Kapellenkranz. Auch sonst mit Zierbauten reichlich bedacht, wie gleich die barocke Eintrittshalle beweist. Ein charakteristisches Stadtwahrzeichen sind die beiden in der Dachkrönung ungleichen Türme. Zwei ungleiche Brüder sollen die Erbauer gewesen sein, von denen der minderbegabte aus Neid, als er sich vom anderen übertroffen sah, diesen mit dem Messer erstochen haben soll. Jedenfalls ist die Dachbekrönung des linken Turmes mit seinem Schmuckkranz von acht Doppeltürmchen und der darüber schwebenden Krone Kasimirs des Großen eine der reizvollsten Erfindungen vom Ausgang des 15. Jahrhunderts.

Inneres der Marienkirche
Im Hintergrunde der Hochaltar von Veit Stoß

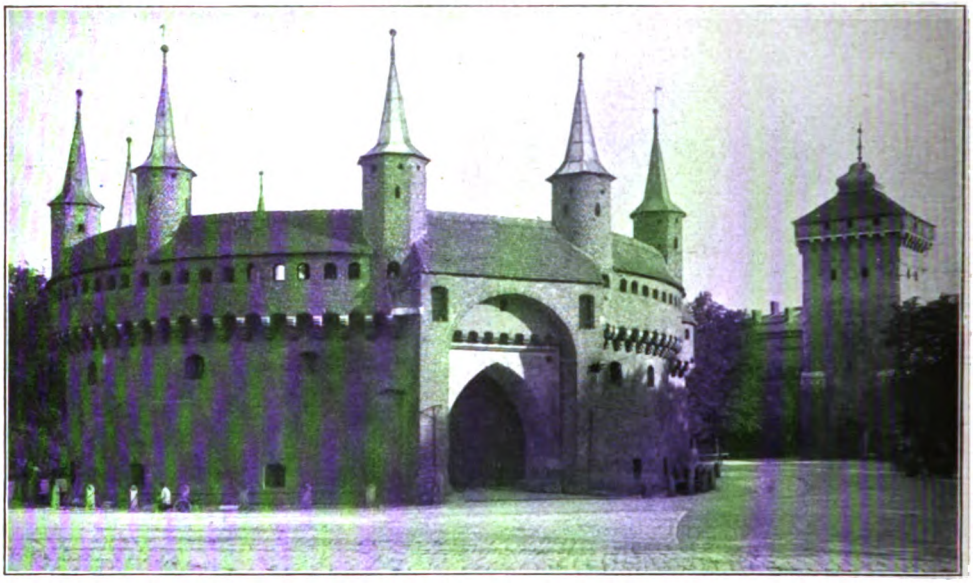
Da gerade die Stunde schlägt, so erbaut uns von oben her ein altertümliches Turmwächterlied, das als „Hejnal" eine Krakauer Volkstümlichkeit bedeutet. Im Inneren überrascht uns danach die vorzügliche Raum-

Digitized by Google

Der Tod Mariä

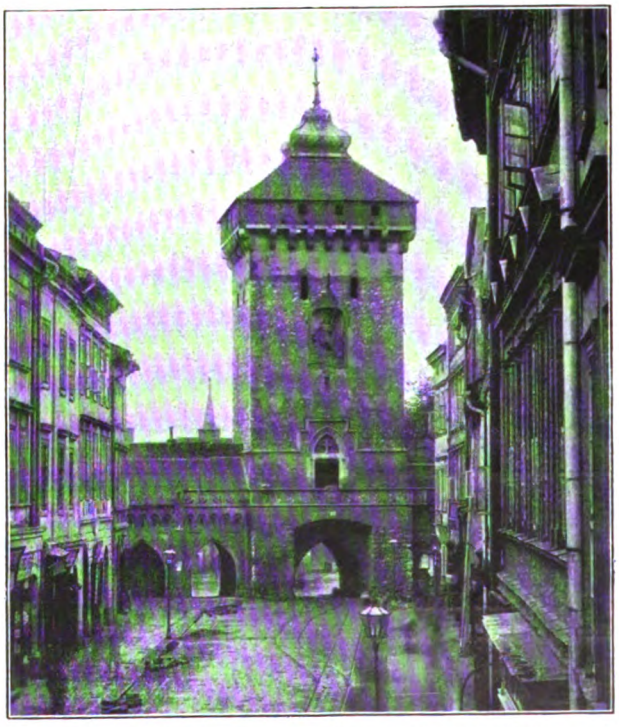
Mittelgruppe des Hochaltars von Veit Stoß in der Marienkirche zu Krakau

Digitized by Google



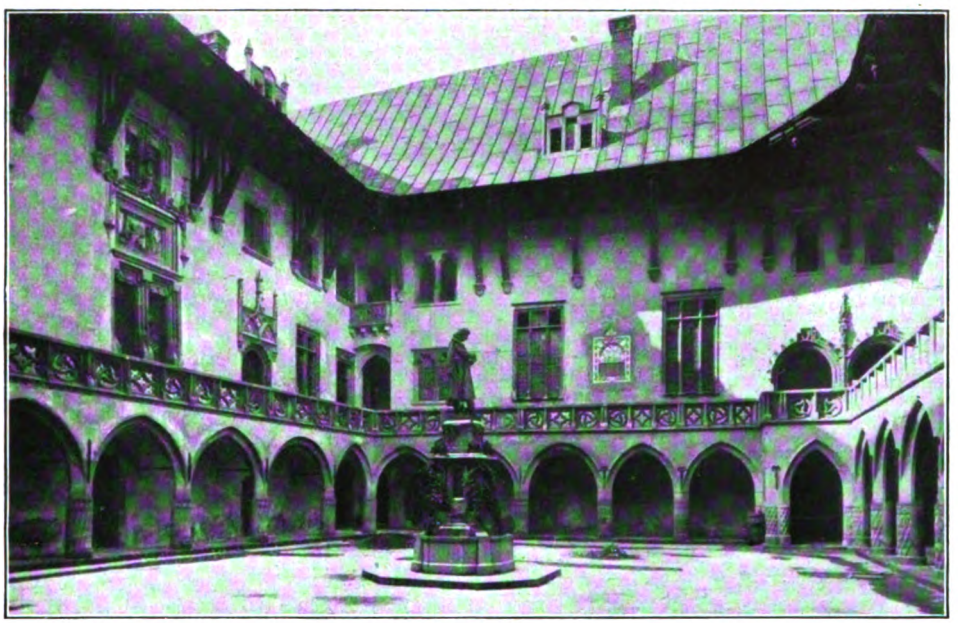
Die Barbakasse (Teil der einstigen Befestigungswerke) und das Florianstor

und Farbenwirkung, wobei der moderne Ausmaler Matejko sich den Absichten des mittelalterlichen Erbauers feinfühlig angeschmiegt hat. Im übrigen hat hier natürlich jedes Kunstzeitalter, vor allem das Barock, nach Herzenslust drauflos gebaut, ohne jedoch der glücklich geschaffenen Grundanlage etwas anhaben zu können. Vielmehr werden alle Blicke magisch auf den Chor hingelenkt. Die ganze mächtige Höhenentwicklung scheint vor allem diesem Ziele zu dienen. Und in diesem Chore befindet sich nun auch Krakaus berühmtestes Kunstwerk, der geschnitzte farben- und goldfunkelnde Marienaltar des Nürnberger Meisters Veit Stoß: der Tod der noch jugendlichen Gottesmutter in den Armen der machtvoll stehenden Jüngergestalten; darüber, in halber Größe, die Vereinigung mit dem Sohne; und, als triumphaler Aufsatz, die Krönung zur Himmelskönigin. Das ist im Gesamtaufbau so wundervoll ersonnen und durchgeführt, daß es nur durch die großartige Meisterschaft der Einzelfiguren in sich selber wiederum erreicht werden konnte. An den Flügeln, sowohl den offenen als den geschlossenen, wird dann die Geschichte Marias und ihres Sohnes auf insgesamt 18 malerisch behandelten Reliefstafeln mit großem Phantasie- und Formenreichtum entwickelt. Noch ein zweiter deutscher Meister, der als Maler in Krakau beinahe so bahnbrechend gewirkt hat wie Veit Stoß als Plastiker, ist



Das Florianstor, von der Floriansgasse aus gesehen

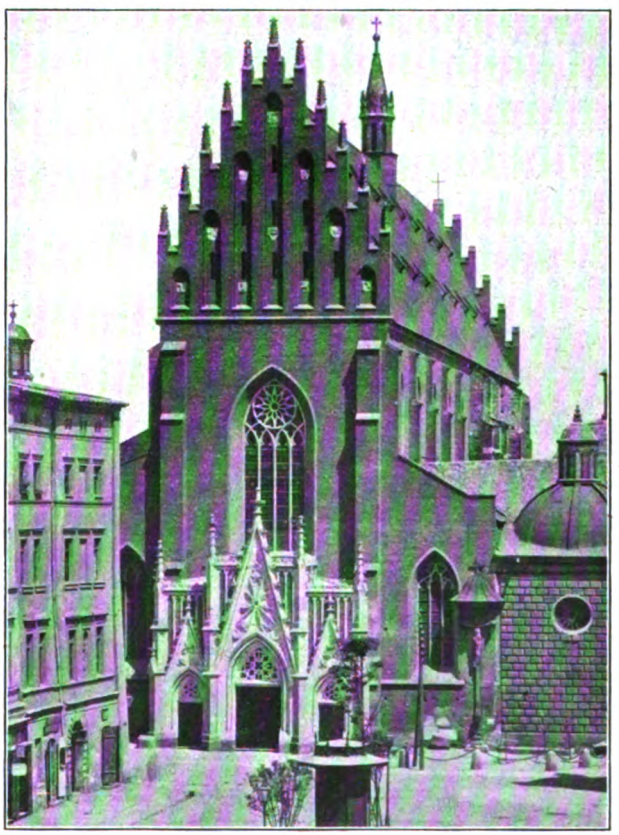
Digitized by Google



Blick in den Hof der alten Jagellonischen Universität mit dem Standbild des Kopernikus

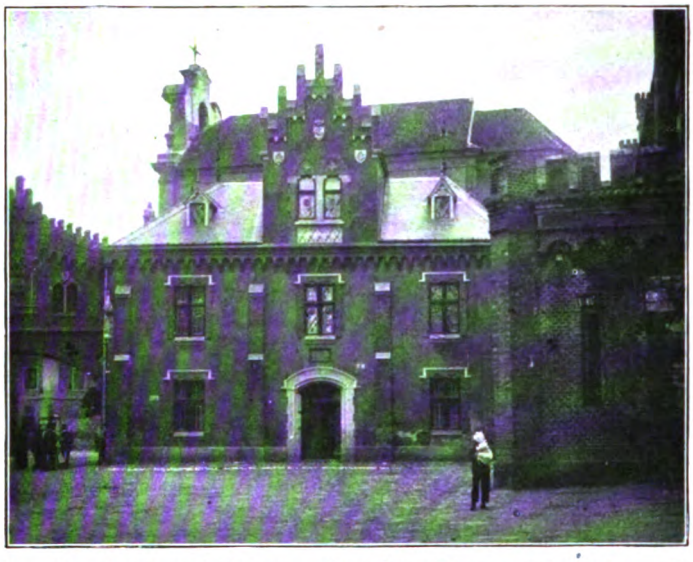
in der Marienkirche mit Hauptwerken vertreten, der Dürer-Schüler Hans von Kulmbach. Sowohl sein Zyklus aus dem Leben der heiligen Katharina wie sein Tod Johannes des Evangelisten vertreten nicht minder die Ehre der deutschen Kunst wie ein paar Bronzetafeln, die von Nürnberg her aus der Werkstatt des Peter Vischer geliefert wurden. Es ist aber echt krakauisch, daß neben diesen Werken deutscher Art und Kraft auch manche Grabdenkmäler italienischer Herkunft, zumal aus dem 16. und 17. Jahrhundert, sich sehr bemerklich machen — und daß dieser fast ausschließlich von Fremden geschaffene Erbauungsort von jedem Polen als polnisches Nationalheiligtum betrachtet wird. Allabendlich brennen jetzt dort die Kerzen, die Orgel summt leise und schmerzlich durch den Raum und heiße Bittgebete für die Erhaltung Polens steigen zur allerheiligsten Gottesmutter empor.

Draußen umfängt uns wieder das weltliche Treiben des Marktes. Vor uns liegt Krakaus üppigster Profanbau, die „Sukiennice", flott überragt von dem dahinter stehenden alten Rathausturm.



Die Dominikanerkirche

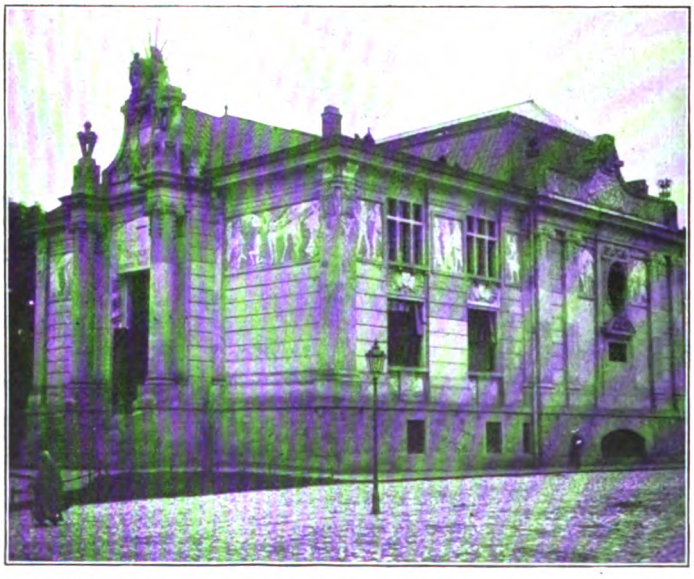
Digitized by Google



Das Czartoryski-Museum. (Phot. Neue Photogr. Gesellschaft)

Die Sukiennice, ehemals das Haus der ehrsamen Tuchmacherzunft, ist heute eine Art Mittelding von Allerweltsbasar und städtischem Museum, halb volkstümlich-gemütlich, halb künstlerisch-geweiht. Ein Meister Lindintolde, also wohl ein Deutscher, hat das Grundhaus gegen Ausgang des 14. Jahrhunderts im gotischen Stile erbaut; es wurde dann um die Mitte des 16. Jahrhunderts von Meister Padovano in einem eigenartigen nordisch-antikischen Renaissancestil zeitgemäß erneuert und empfing seine jetzige Gestalt vornehmlich durch Hinzufügung der so charakteristischen Arkadengänge in den siebziger Jahren des 19. Jahrhunderts durch den Krakauer Meister Prylinski: der letzte Hauch stammt also in diesem Falle doch vom Polentum! Darum sind die Tuchlauben vielleicht Krakaus bezeichnendstes Werk. Sie haben sich das ursprünglich Fremde dermaßen einverleibt und einverschmolzen, daß es vom Ureigenen nicht mehr zu unterscheiden ist.

O je, die Zeit ist vorgerückt — und wir haben erst so wenig miteinander betrachtet! Und Krakau ist eine Stadt, die nicht bloß auf lärmendem Marktplatz, die auch in stillen und halbdunklen Winkeln achtlos Juwelen ausstreut. Diese als „Fremdenführer" zu beschreiben und anzupreisen, ist eigentlich widersinnig. Sie wollen auf eigener romantischer Spürfahrt entdeckt und herzinnigst genossen werden. Zudem ist ja nicht einmal alles, was Krakau künstlerischen Glanz verleiht, in diesen Zeiten in der Stadt anzutreffen. So hat die berühmte Sammlung des Fürsten Czartoryski, um nicht den zerstörerischen Räuberhänden der Russen ausgesetzt zu sein, vorübergehend die Reise nach Dresden angetreten, wo sie der Galerie gegenwärtig zur Zierde gereicht. In Dresden also sieht man jetzt Raffaels mädchenhaften Jüngling (oder ist es ein jünglinghaftes Mädchen?), Lionardos (?) jungfräuliche Halbfigur mit den asketenhaften Händen, Rembrandts wundervolle Landschaft mit dem Sonnenblick, so manchen Niederländer und Franzosen, nicht zu vergessen die Reihe herrlicher Gobelins. Doch auch in Krakau — wie vieles läßt sich noch entdecken. Man macht etwa Halt vor der wie ein Schwalbennest oder „Bratwurstglöckli" vorgeklebten gotischen Vorhalle zur Barbarakirche, bei der sich auch einige



Das Künstlerhaus am Szczepanskiplatz. (Phot. Neue Photogr. Gesellschaft)

Digitized by Google

Bildnis eines Unbekannten. Von Raffael. Im Czartoryski-Museum zu Krakau, zur Zeit mit sonstigen Schätzen der Sammlung ausgestellt in der Königl. Gemäldegalerie zu Dresden (Phot. Braun & Co., Dornach)

Steinarbeiten von Veit Stoß ganz arglos versteckt halten; oder man bleibt gepackt stehen vor der steilen gotischen Phantastik in der Fassade der Dominikanerkirche, die freilich etwas gar zu heftig „erneuert" worden ist; oder man gerät unversehens in die Florianerkirche und kann sich gar nicht losreißen von einem wundersamen Altarwerk, das die Lebenstragödie Johannis des Täufers in einer glatteren Fortbildung der Veit Stoßschen Art überaus wirksam erzählt; gerät man dann aber gar in den Hof der jagellonischen Universität, der heutigen Bibliothek, so ist's wohl gar um uns geschehen: hier zu bleiben und zu weilen in den schattigen Arkadengängen ist so anmutend und schön, daß es voraussichtlich heißen wird: „An diesem Tage wandeln wir nicht weiter." —

Und das schadet auch gar nichts. Denn für den Wawel, das alte Königsschloß, mögen wir getrost einen neuen Tag anbrechen. Ja wir müssen uns, um dieses Schloß und die zugehörige Domkirche ganz in uns aufzunehmen, vorher in der Phantasie mit dem Geiste der polnischen Vergangenheit,

Digitized by Google

mit ihrem ritterlichen Glanz, mit ihrem trüben Verfall und mit ihrem tragischen Verzicht erfüllt haben.

Denn der Wawel bedeutet in erster Linie einen erhabenen Gefühlswert. Und seine überwältigende Schönheit, vor der wohl kaum jemand standhalten kann, beruht im Grunde mehr auf den klug ausgenützten Vorzügen der landschaftlichen Lage als auf dem, was die Kunst bloß durch sich selber hier geschaffen hat. Weder das Schloß noch die (abermals durch zwei ungleiche Türme gekennzeichnete) Kathedrale sind so hohe Schöpfungen, daß man darüber in Begeisterung geraten könnte. Sagen wir die „Regie" ist meisterhaft, das „Ensemble" unübertrefflich. Und so können wir uns, ohne erröten zu brauchen, der Gesamtwirkung gefangen geben. Auch bringt es ja immer einen gewissen ehrfürchtigen Schauer mit sich, wenn wir erfahren, daß hier ganze Generationen polnischer Könige begraben liegen. Betreten wir das weitläufige Innere des gotischen Domes, so werden wir auf Schritt und Tritt daran erinnert. Hier ist das Pantheon der polnischen Geschichte. Königsgrabmal neben Königsgrabmal. Und noch aus den Glasfenstern von Wyspianski blicken die vermodernden Leichname der aus den Gräbern ausgegrabenen, wunderlich bekrönten Herrscher in bänglich schillernden Farbenspielen auf uns herab. Und wiederum geben sich Krakaus erlauchte Ausländer, die Veit Stoß und Peter Vischer, die Gucci und Berecci als Bildner und Ersinner der Königs- und Notabelngrabmäler hier ein Stelldichein. Ein besonderes Prunkstück, architektonisch, skulptural und dekorativ, ist vor allem die Siegismundkapelle mit den beiden übereinander schlummernden Königsgestalten, dem Vater und dem Sohne — ein edelstes Werk italienischer Spätrenaissance. Doch die Geschichtsschau reicht hier bis in neuere Zeiten; man sehe nur den apollinisch-meleagerhaften Potocki von Thorwaldsen! Unterdessen gedenkt man draußen, im Schloßhof, die alte Zeit neu wieder aufstehen zu lassen. Der Bildhauer (ehemals Maler) Szymanowski ist an der Arbeit, einen langgestreckten Geisterzug aller Großen der polnischen Geschichte in plastischen Gruppenbildern zu vereinigen, und der soll dann an einer Seite des erneuerten Arkadenhofes der Wawelburg geheimnisvoll dahingleiten. Also in die Vergangenheit schauend selbst dieser Zukunftsausblick — wie denn Vergangenheit und Zukunft, voll Rätseltiefe aufeinander bezogen, alle Gründe der polnischen Seele erfüllen.

Polnische Hochzeitsgruppe (Phot. Neue Photogr. Gesellschaft)

Zigeunerinnen in Krakau. (Phot. Neue Photogr. Gesellschaft)

Digitized by Google

Vom Schreibtisch und aus dem Atelier

Jugenderinnerungen von Hanns von Zobeltitz

Leutnantsjahre. I

Ich drückte also wieder die Schulbank — auf der Kriegsschule in Potsdam. Wir waren aber eine andere Art Fähnriche, als sonst auf den preußischen Kriegsschulen heimisch sind. Wir hatten sämtlich mindestens einen Teil des Krieges mitgemacht; so mancher trug das Kreuz von Eisen; so mancher hatte für das Vaterland geblutet. Der und jener war, während er schwer verwundet in den Lazaretten lag, von seinem Regiment halb vergessen, bei der Beförderung zum Offizier übergangen worden. So z. B. der jetzige General der Infanterie Sixt von Arnim, der damals beim Augusta-Regiment stand; nebenbei bemerkt mit einem sehr lustigen Fähnrich von Schorlemer zusammen, der wenige Jahre später den Rock des Königs auszog — und Mönch wurde.

Ganz so stramm, wie sonst die leichtsinnigen Herren Fähnriche auf Kriegsschule angefaßt werden, packte man uns nicht an. Es kam vielleicht hinzu, daß zum ersten Male sächsische Fähnriche auf preußischen Kriegsschulen waren, übrigens ausgesucht nette Leute, in denen nichts mehr von jener Abgeschlossenheit gegen das preußische Wesen zu spüren war, das vorher im sächsischen Heere herrschend gewesen sein soll als böses Erbteil von 1813/15 und 1866. Es waren nach 1866 zahlreiche hannöversche Offiziere in sächsische Dienste getreten, und sie hegten — an sich ausnahmslos prächtige Soldaten — stark welfische Neigungen; ich erinnere mich, daß sie noch einige Jahre später in Dresden ihren abgesonderten Stammtisch hatten. Wie weltenfern das doch heut hinter uns liegt. —

Es ging uns Dächsen also recht gut in Potsdam, auf dem alten Kasten in der Waisenstraße, in dem ich zwanzig Jahre später als Taktiklehrer wirken sollte. Uns freilich, die wir die Süße der Kriegsfreiheit kennen gelernt, meist schon Offiziersdienste getan hatten, kam manches doch spartanisch hart vor. Und mancher Zug von Übermut brach bei uns durch, der zu anderen Zeiten streng geahndet worden wäre. Die sächsischen Kameraden trugen Offiziersmäntel und waren willkommene Helfershelfer, wenn man abends über die erlaubte Stunde außerhalb gekneipt hatte. Der Sachse, der in der Dunkelheit von einem Offizier nicht zu unterscheiden war, kam dann von der einen Seite, stolz und aufrecht, bis zum Tor der Kriegsschule; unsereiner schlich sich, schon in der äußeren Haltung stark gedrückt, von der andern Seite heran, bis dicht vor den Posten. Darauf „stellte" der Sachse den Preußen: „Haben Sie Urlaub, Fähnrich? Nein? Der Geier soll Sie holen. Solch eine Bummelei! Morgen fliegen Sie ins Loch!" Und dann, großartig: „Schließen Sie auf, Posten!" Es glückte immer, und man lachte die Treppe hinauf, wie Jungens lachen, wenn ihnen ein frecher Streich gelungen ist.

Noch einer niedlichen echten Fähnrichsgeschichte entsinne ich mich. Einer unserer Inspektionsoffiziere, ein scharfer Herr, fand bei einem der unzähligen Appelle in den Höslein des Ulanenfähnrichs von Waldenfels zwei gröbliche Flecke am Knie. „Die Flecke sind heut abend heraus!" — „Zu Befehl, Herr Leutnant!" — Am Abend aber sind die Flecke noch vorhanden, und Waldenfels erklärt, daß sie allen Reinigungsversuchen spotteten. Leutnant Heckert zieht die Stirne kraus und macht Rollaugen: „Morgen sind die Flecke heraus, Fähnrich, sonst —" „Zu Befehl, Herr Leutnant." Beim Frühappell trägt Waldenfels die Höslein in der Hand. „Sind die Flecke heraus?" — „Zu Befehl, Herr Leutnant." — „Zeigen Sie!" Und der freche Kerl zeigt die Hose vor mit zwei gewaltigen kreisrunden Löchern: jetzt waren die Flecke allerdings heraus. —

Ehe ich mich noch recht einleben konnte, brach bei mir der Typhus aus. Es hieß, ich hätte die Krankheitskeime aus dem Feldzug mitgebracht. Ich glaube das heut nicht; sie stammten aus dem Spreewasser. Als wir am Einzugstage bei der Schloßbrücke einen längeren Halt machten und die Gewehre zusammensetzten, rissen wir die Kochgeschirrdeckel ab und stürmten zur Spree hinunter. Wir verschmachteten ja geradezu. Man muß solchen Durst kennen, um es zu verstehen; außerdem hatte man damals noch keine klare Vorstellung von den Gefahren verseuchten Wassers, hatte von den Gesetzen der Hygiene überhaupt höchst seltsame Anschauungen. Jedenfalls trank ich wie die andern das widerwärtige Naß in langen Zügen. Und nun hatte ich den Schaden.

Es faßte mich auf einer kleinen Extratour, die die Kriegsschule nach Spandau unternahm zur Besichtigung der Festungswerke, die wohl in jenen Jahren noch als höchst bedeutsam galten. Ein wenig Kopfschmerzen zunächst, dann eine plötzliche Ohnmacht. „Fahren Sie nur auf 24 Stunden zu Ihren Eltern," hieß es. „Es wird nichts auf sich haben." Ich fuhr also. Ich erinnere mich auch dunkel der kurzen Eisenbahnfahrt; dann aber verließ mich das Bewußtsein; man fand mich auf der Treppe der elterlichen Wohnung, und es ist nie aufgeklärt worden, wie ich vom Bahnhof bis dahin gelangt bin.

Digitized by Google

Es muß wohl ein besonderer Schutzengel über mir gewacht haben.

Wochenlang lag ich unter meiner guten Mutter liebevoller Pflege schwer krank, meist bewußtlos. Als es endlich besser wurde, merkte ich das eigentlich nur an einem schauderhaften Hungergefühl. Irgendein hochberühmter Professor behandelte mich, und einer seiner Hauptgrundsätze war, gewiß nach dem damaligen Stand der Wissenschaft, daß solch Typhusgenesender nur höchst dürftig, mit ganz, ganz dünnen Wassersüppchen, ernährt werden dürfte. Ich denke noch heut mit Vergnügen daran, daß ich elendes Wurm, wenn ich allein im Zimmer war, regelmäßig heimlich aus dem Bett stieg, unter großer Anstrengung eine Kommode erkletterte und mir aus einer Schachtel, die auf einem hohen Schrank stand, ein paar Zwiebacke mopste. Geschadet haben sie mir nichts — im Gegenteil. Aber geschmeckt haben sie köstlich.

Dann kam eine brennende Sorge: es bestand eine Verfügung, daß ein Kriegsschüler, der längere Zeit krank war, den Kursus noch einmal durchmachen müßte. Wenn mich das traf, konnte ich noch Jahr und Tag auf die Epauletten warten. So quälte ich meine Eltern so lange, bis sie mich, nur halb genesen, zur Kriegsschule zurückließen. Zum Glück war man in Potsdam sehr gütig gegen mich. Ich war ja noch so schwach, daß ich bei dem ersten Reitversuch auf der einen Seite mühsam auf den Gaul hinaufstieg, auf der anderen sofort herunterpurzelte. Man befreite mich also von allem schweren Dienst; nur daß ich am theoretischen Unterricht teilnahm.

Der machte mir sehr viel Freude. Aber eigentlich ist mir, außer einem Hauptmann Krokisius, der uns, schlecht und recht, die Grundlagen der Taktik einpaukte, nur der Lehrer stark im Gedächtnis geblieben, der, wie man es damals nannte „Terrainlehre" gab. Ich nannte ihn schon: es war der Freiherr Colmar von der Goltz. Er hat denn auch eine ganz leidliche Karriere gemacht. Erst im Generalstab, dann als Goltz-Pascha und Reorganisator der türkischen Armee, als kommandierender General des 1. Armeekorps, als General-Feldmarschall, als Generalgouverneur des eroberten Belgiens, nun wieder als Berater des Sultans ist er einigermaßen bekannt in Europa geworden.

Damals war er ein blutjunger Hauptmann, hatte aber während des Feldzugs im Hauptquartier des Prinzen Friedrich Karl doch bereits die Aufmerksamkeit der Vorgesetzten auf sich gelenkt. Davon wußten wir jungen Dächse natürlich nichts. Aber uns imponierte der schlanke, bartlose Offizier mit dem schmalen Gesicht und den durchdringenden Augen doch gewaltig, hauptsächlich durch eine ganz eigene Gabe, einen für uns und sicher auch für ihn recht ledernen Lehrstoff interessant zu behandeln. Auch sein großes Wohlwollen gewann ihm unsere Zuneigung. Neben mir saß ein blitzdummer Fähnrich, der sich aber im Kriege das Kreuz gewonnen hatte. Als uns gelegentlich in Anwesenheit höherer Vorgesetzter auf den Zahn gefühlt werden sollte, half er dem armen Burschen durch eine geradezu köstliche Fragestellung über alle Klippen hinweg. Er fragte z. B.: „Wie heißt das Instrument, mit dem man in der Regel durch Kippen des Fernrohrs die Distanzen mißt?" worauf denn auch nach einigem Zögern die freudige Antwort kam: „Kippregel!"

Goltz entfaltete, als er einige Jahre darauf wieder in der „Großen Bude" — wie in militärischen Kreisen der Generalstab mit Vorliebe genannt wird — saß, bekanntlich eine umfassende glänzende Tätigkeit als kriegswissenschaftlicher Schriftsteller. Daneben aber schrieb er auch glänzende Feuilletons und wohl minder gute Novellen (unter dem Pseudonym von Dünheim); die ersteren sind meist im Daheim und in Über Land und Meer erschienen. Als er sich dann mit seinem Buch über Gambetta ein wenig in die Nesseln gesetzt hatte, erhielt er vorübergehend eine Kompagnie in einer der kleinsten deutschen Residenzen. Kaum hat er sich einigermaßen eingerichtet, klingelt es eines Abends, und es erscheint ein baumlanger hochfürstlicher Lakai. Also mindestens eine Einladung. Aber nein: der Lakai meldete nur, Serenissima läßt den Herrn Hauptmann bitten, Höchstihr doch seinen kürzlich erschienenen Novellenband, von dem sie gehört, zu leihen, da er in der Leihbibliothek leider nicht zu haben. Auf den Gedanken, daß man Bücher kaufen könne, war Serenissima gar nicht gekommen! Wie oft ist es mir später selbst so ergangen. Zwei der reichsten Frauen Berlins, vielleicht die reichsten, interessierten sich sehr für meine Romane, kauften aber nie einen Band, sondern nahmen stets als selbstverständlich an, daß ich ihnen mein neuestes Werk zu Füßen legen würde.

Mit Goltz kam ich persönlich erst wieder in Berührung, als ich Herausgeber des Daheim und von Velhagen & Klasings Monatsheften geworden war. Er hatte damals seine türkische Zeit schon hinter sich, war Chef des Ingenieurkorps und der Festungen und begann wieder für uns zu arbeiten. Meiner erinnerte er sich sofort, und es entspann sich zwischen uns ein nun durch lange Jahre gehender Briefwechsel. Ich habe, außer etwa Heyse, niemals einen Mann kennen gelernt, der sich bis an die Grenzen des Greisenalters eine gleiche Spannkraft, eine gleiche Arbeitsfreudigkeit erhalten hätte. Selten auch einen hohen Offizier von gleicher Vorurteilslosigkeit — Vorurteilslosigkeit im schönsten Sinne des Wortes. Immer blieb er der gleiche: der offenherzige, vornehme Mann. Und, nebenbei bemerkt, der denkbar liebenswürdigste, allezeit hilfsbereite Mitarbeiter. Es gibt auch andere — — —

Die Mehrzahl meiner Kriegsschulkameraden ist mir ganz aus den Augen gekommen.

Digitized by Google

So ganz übel aber müssen wir, trotz mancher Tollheit, nicht gewesen sein. Wir haben wenigstens drei kommandierende Generale gestellt, die heut in West und Ost unsere Feldgrauen führen: Sixt von Arnim, von Mudra und von Gallwitz; eine ganze Anzahl erreichte den Rang des Divisionskommandeurs. Aber sehr, sehr viele sind auch untergegangen; wie denn überhaupt jene Zeit des Übergangs von den freieren Kriegsgewohnheiten zu den Friedensverhältnissen viele Opfer forderte. So mancher hat später in drückender Lage bei mir angepocht.

Gegen Weihnachten fand der „abgekürzte" Kursus seinen Abschluß. Ich schnitt bei der Prüfung sehr gut ab. „Kaisers Belobigung", die Sehnsucht aller Kriegsschüler, erreichte ich allerdings nicht; dazu hatte meine lange Krankheit doch zu viel Lücken gelassen — aber mein Sohn hat das später wieder gutgemacht und sich die hübsche Auszeichnung errungen. Immerhin war das Zeugnis so gut, daß mich unser Oberst — es war noch Papstein, von dem ich schon erzählte — fürchterlich anschnauzte, halb im Scherz, halb im Ernst: „Dat is mir 'n schöner Fähnrich! Nich mal im Loch hat er gesessen — un 'n Wisch Papier bringt er mit, wie 'n Doktor." Gleichzeitig mit mir meldeten sich zwei jüngere Fähnriche, die zur Kriegsschule Engers abgingen, später meine guten Freunde von Nickisch-Rosenegg und von Bremen. Die verwarnte er auch gehörig: „Macht's besser wie der!" (Der war ich.) „Daß ihr mich nich wiederkommt, ohne mal ingespunnt gewesen zu sein. Duckmäuser als Fähnriche kann ich nich brauchen."

Zum Duckmäuser hatte ich freilich herzlich wenig Veranlagung —

Am 22. März, am Geburtstag unsers alten allergnädigsten Herrn, wurde ich Offizier.

O du goldige Zeit der ersten Leutnantsjahre! Kein anderer Beruf bietet einem jungen, lebensfrohen Menschen Ähnliches. Es eint sich so vieles, um diese Zeit zu verschönen: das Leben in einem festgefügten Kreise und dessen erziehliche Wirkung; ein Dienst, der Kräfte und Gemüt stetig schult, der gehorchen und befehlen lehrt; die angenehmste gesellschaftliche Stellung; genug Freiheit, diese zu genießen, und daneben doch auch, wenn man den Drang in sich fühlt, die Möglichkeit, an der eigenen Fortbildung zu arbeiten.

Selbstverständlich gibt es auch Schatten bei so vielem Licht. Aber wo fehlen die Schatten im Leben? Und schließlich ist es überall Sache des einzelnen, ob er sich einen Platz an der Sonne erobern will —

Unvergeßlich bleibt mir der Tag der Meldung über meine Beförderung. Die Offiziere der Garde haben den Vorzug, sich persönlich beim Kaiser melden zu dürfen; damals meldete man sich, am gleichen Tage, auch bei dem Kronprinzen.

Der Gegensatz zwischen beiden Meldungen steht mir noch deutlich vor der Seele.

Wir waren ein ziemlich großer Kreis; ältere und jüngere.

Der Kaiser trat — im „Fahnenzimmer" des Palais — auf den Glockenschlag, wie er befohlen, zwischen uns, den Waffenrock bis zum letzten Knopf geschlossen. Würdevoll und gnädig, mit gütigem Lächeln nahm er jede einzelne Meldung entgegen.

Dann ging es zum kronprinzlichen Palais. Wir mußten eine geraume Weile warten. Endlich kam der hohe Herr, im halboffenen Überrock, so daß das Hemd sichtbar wurde, drückte hier und dort eine Hand, lachte mit dem und jenem. Schließlich war ich an der Reihe, brachte meine Meldung vor. „Zobeltitz! Pommer — nicht wahr?" — „Zu Befehl nein, kaiserliche Hoheit." — „Ah, ich erinnere mich. Ihre Familie stammt vom Rhein?" Ich achtzehnjähriger Dummdei war des höfischen Tons doch noch zu ungewohnt, um sofort etwa zu antworten: „Kaiserliche Hoheit halten zu Gnaden, wir sind Märker." Ich wiederholte vielmehr, schon etwas befangen: „Zu Befehl nein, kaiserliche Hoheit." — „Also Ostpreußen?" — „Zu Befehl nein, kaiserliche Hoheit." — „Auch nicht?!" Es war dem hohen Herrn sichtlich fatal. „Na ... dann sind Sie wo anders her!" schloß er lachend und wandte sich zum Nächsten. Ich aber stand wie ein begossener Pudel. — —

Die dienstlichen Verhältnisse gestalteten sich so angenehm wie nur möglich.

Ich stand in den nächsten Jahren erst bei der 9., dann bei der 12. Kompagnie, und ich bewahre beiden Kompagniechefs, die heut zu unseren ältesten Alten Herren gehören, die dankbarste Erinnerung. Es ist ein Glück für einen jungen Offizier, wenn er in den ersten Jahren eine feste Grundlage für den Dienstbetrieb erhält. Beide Herren gehörten übrigens nicht zu denen, die ewig in der Kaserne und auf dem Kasernenhof „klutschen". Sie ließen ihren Offizieren sogar sehr viel Selbständigkeit. Erleichtert wurde der Dienst dadurch, daß die Kompagnien noch über einen festen Stamm alter trefflicher Unteroffiziere verfügten. Köstlich in seiner Art war zumal der Feldwebel Drossel von der königlichen Zwölften, der sich gewaltig zugute tat auf seine höhere Bildung und von Goethe und Shakespeare sprach wie von guten Bekannten; dem jungen Leutnant begegnete er, ohne doch den Respekt zu verletzen, mit väterlicher Freundlichkeit, tröstete ihn, wenn mal etwas schief ging, und schmunzelte, wenn er's richtig machte. Die Füsiliere behandelte er mit einem ganz eigenen Gemisch von Strenge und Milde und manchmal mit viel Selbstherrlichkeit. Ich erinnere mich, daß wir einmal einen ganz oberfaulen Bruder hatten, der schon vielerlei Missetaten begangen hatte. Eine Weile lang, eine Woche oder zwei, sah ich den Mann gar nicht; ich dachte schon, er wäre krank. Schließlich fragte ich Drossel. Der entgegnete mit wichtiger Miene: „Müller II. packt im Keller Holz." — „Aber

Digitized by Google

Drossel, soviel Holz ist doch gar nicht im Keller?" — „Herr Leutnant, er packt eben an einem Tage das Holz von der linken Seite auf die rechte und am nächsten von der rechten auf die linke Seite. Da unten kann er kein Unheil anrichten —" Heut wäre das freilich nicht möglich; man würde mindestens von widerrechtlicher Freiheitsberaubung sprechen.

Ein Original altpreußischer Art war der Bataillonskommandeur Major von Sanitz, der später als Gouverneur von Köln starb. Außer Dienst war er, ein eingefleischter Junggeselle, der liebenswürdigste Kamerad; im Dienst grob bis zur Bewußtlosigkeit. Er galt als der beste Exerziermeister der ganzen Berliner Garnison. Wenn er sein Bataillon exerzierte — ganz nach Schema F, aber innerhalb dieses Schemas mit dem denkbar größten Raffinement —, versammelte sich stets ein Schwarm berittener Offiziere aller Grade, die zugleich lernen und sich auch über die hahnebüchene Grobheit des dicken Herrn ein bissel vergnügen wollten, der auf seinem ebenso dicken Gaul paradierte, sich den Bauch klopfte und sich zwischen den einzelnen Entladungen seines Zornes halblaut gut zuredete: „Ruhig, alter Sanitz! Ruhig, alter Sanitz!"

Das Bataillonsexerzieren galt ja damals noch als die Quintessenz aller militärischen Kunst. Richtiger: Künstelei. Es gab noch das Deployement „aus der Tiefe", ein Exerziermanöver sondergleichen; es gab noch die Bildung der Schützenlinie aus den dritten Gliedern und dann durch das „Vorspritzen" des 1. und 4. Schützenzuges und ähnliche Wunderlichkeiten. Richtung, Vordermannnehmen wurden bis zur Unersättlichkeit geübt, und der Parademarsch war die Krönung des Ganzen.

Andere durchtränkten diese Exerzierbilder mit neuen Ideen. Sanitz aber hielt sich streng an den Wortlaut des veralteten Reglements; die Erfahrungen des Feldzugs schienen für ihn nicht vorhanden. Er packte nur „Torf", wie man zu sagen pflegte; er war noch ein Ableger des berühmten alten Möllendorff. Aber — das muß ich heute noch zugeben — er hatte sein Bataillon in der Hand wie kaum ein zweiter und hätte im Ernstfalle, freilich unter riesigen Verlusten, mit ihm erreicht, was überhaupt zu erreichen war.

Uns Leutnants hat er geschunden, daß es eine wahre Freude war. Mein guter Kamerad Louis von Livonius, der später lange als Hofchef in Neustrelitz wirkte und als solcher starb, mußte gelegentlich mit seinem Zuge siebenmal „aus der Tiefe deployieren", während das ganze Bataillon die Gewehre zusammengesetzt hatte; ich habe einmal nach einem bösen Tage mit einem anderen Kameraden alles Ernstes beratschlagt, ob wir nicht besser täten, unsern Abschied zu nehmen; einer unserer jüngsten Leutnants (er ist heut in der Stellung eines kommandierenden Generals) fiel vor Anstrengung beim Exerzieren um, und Sanitz brüllte mit seiner Stentorstimme über das ganze Blachfeld: „Schafft den schlappen Kerl hinter die Front ... ach so ... es ist der Leutnant von X.!" Gelernt haben wir doch alle von Sanitz, wenn auch nur in höchst einseitiger Richtung. Übrigens verlangt die Gerechtigkeit, daß ich hinzufüge: er war ein hochgebildeter Mann, in den verschiedensten Sätteln zurecht. Ich besitze noch zwei Winterarbeiten, die er kritisiert hat, und ich lese diese Kritiken heut noch mit Vergnügen und Genugtuung.

Unser Leben im Offizierkorps war einfach herrlich. Eine echte, schöne Kameradschaft durchströmte alt und jung. Die Erziehung von uns Jüngeren und Jüngsten durch die älteren Kameraden war dabei recht streng. Wir hatten einen heillosen Respekt vor den Älteren, und sie hielten es für ernste Pflicht, den Jüngeren mit Rat und Tat zur Seite zu stehen, sie auch, wo es not tat, kräftiglich zurechtzuweisen.

Freilich wirkte der Krieg in mancher Beziehung auch ungünstig nach. Es gab doch auch in diesem so festgefugten Offizierkorps einzelne Elemente, die sich der größeren Feldzugsfreiheit nur schwer entschlagen konnten. Die Mehrzahl von uns aber war verhältnismäßig solid. Wir saßen am Abend im Kasino zusammen, häufig bei einer Partie Whist — Skat galt ja noch als ein unfeines Spiel — oder auch bei einem Butterbrot und einer Flasche „hellen" d. h. Berliner Bieres auf einer unserer Kasernenbuden, zu dritt oder zu viert. Ein paar Male in der Woche hockte ich bis spät in die Nacht hinein über den geliebten Büchern. Aber Duckmäuser waren wir dabei nicht. Wenn es die Moneten zuließen, bummelten wir tüchtig. Selbstverständlich im streng verbotenen Zivil. Das war damals aber auch höchst bescheidener Art; keiner von uns besaß wohl mehr als einen Zivilanzug, für Sommer und Winter den gleichen; Sommerpaletots wurden für gänzlich überflüssig erachtet, und „der" Winterpaletot ging reihum. Man sprach nicht umsonst vom Räuberzivil.

Gegenüber den Bußpredigern, die uns in den letzten Jahren viel von der Verdorbenheit Berlins erzählten, muß ich doch erklären: das damalige Berlin war in keiner Weise solider als das heutige. Nur die äußeren Formen der süßen Liederlichkeit waren andere. Das Raffinement fehlte, der Luxus war gering. Man konnte mit recht wenig Geld „liederlich" sein. Wie oft sind wir losgezogen, jeder mit fünf Mark in der Tasche, und haben bis zum Hahnenschrei gebummelt und uns amüsiert wie die Schneekönige.

Ein so intensives Nachtleben, wie sich vor dem gegenwärtigen Kriege entfaltet hatte, bestand freilich nicht. Man ging ja im allgemeinen früher zu Bett, und von dem wogenden, aufdringlichen Treiben in der Friedrichs- und einigen Nebenstraßen zwischen 12 und 3 Uhr nachts war wenig zu spüren. Was nicht hinderte, daß, wer ein bissel lumpen wollte, auch nach der mitternächtlichen

Digitized by Google

Stunde wußte, wohin er seine Schritte zu lenken hatte. Die glänzend ausgestatteten Ballsäle fehlten, und die „Damen" trugen auch nicht so prunkhafte Toiletten wie heute. Aber im Orpheum und Ballhaus floß auch der (sogar echte, noch wenig versteuerte) Sekt, und der junge Leutnant tanzte sich bei Anton (erst Unter den Linden, wo jetzt die Passage ist, dann in der Dorotheenstraße) wirklich satt.

Bars und Kabaretts gab es nicht. Dafür begann aber der „Tingeltangel" seine Reize zu entfalten. Den Reigen eröffnete, wenn ich mich recht erinnere, ein entlassener Kammerdiener des Großspekulanten Stroußberg mit einem Lokälchen in der Schützenstraße, von wo aus ein Gassenhauer „Komm, schöne Hebe ... der Wein der Rebe ..." bald die Runde durch ganz Berlin machte. Dann tat die Academy of Music des originellen Moore in der Friedrichstraße ihre Pforten auf; selbst ernste Männer mußten lachen, wenn der kleine Mann unter Beistand seines buckligen Klavierspielers große Reden an seine Gäste kauderwelschte und zum Schluß nicht selten in die Gefahr kam, von diesen aus dem eigenen Lokal herausgeschmissen zu werden. Es dauerte nicht lange, so bestanden Dutzende von Tingeltangels, vom Kellerbums bis zu leidlich elegant ausgestatteten Lokalen. Überall im Grunde das gleiche Bild: auf einer Estrade ein halbes oder ganzes Dutzend kostümierter oder nicht kostümierter Sängerinnen, die auf alle Fälle sehr, sehr tief ausgeschnitten sein mußten und von denen mindestens die Hälfte Engländerinnen, Französinnen, Dänninnen, Schwedinnen, Ungarinnen waren. Auf die Tugendrose hatten sie sämtlich keinen Anspruch. Eine Beigabe all dieser Tingeltangels war die „Wein-Abteilung": mehr oder weniger verschwiegene Zimmer, in denen die Chansonetten — ihr Kontrakt zwang sie dazu — mit den Gästen möglichst große Zechen machen mußten. Nach einigen Jahren wuchs dann innerhalb der Tingeltangelseuche noch eine andere Sonderepidemie auf, die bis zu den kleinen Theatern hinaufgriff. Man spielte nämlich in Berlin vielleicht an hundert Stellen, Abend um Abend, den „Geschundenen Raubritter", eine witzig sein sollende Persiflage auf die Ritterzeit. Es war im Grunde furchtbar dumm, aber das liebe Publikum wieherte und jauchzte, und ich gestehe: wir haben mit gewiehert und gejauchzt. Wahrhaftig, es war wie eine Epidemie. Ich habe den „Geschundenen Raubritter" damals nicht nur in Berlin, sondern auch in Breslau und Dresden erlebt, und wir haben sogar auf einem Liebhaberbühnchen eine zahmere Abart, den „Eremiten vom Berge Prasto" gespielt, im Familienkreise, wobei mein Vater mitwirkte, mit einem ungeheuerlich ausgestopften Bauch, aus dem er schließlich zum allgemeinen Gaudium ein Kopfkissen herausfallen ließ. —

In unserem alten Kasino, das noch nicht in einem eigenen Hause untergebracht war, sondern im Mittelbau der Maikäferkaserne in einigen hübsch ausgestatteten Mannschaftssälen, lebten wir recht einfach und billig. Nur an den ziemlich seltenen Liebesmahlen ging es hoch her. Der deutsche Schaumwein hatte seinen Siegeszug noch nicht recht begonnen, man trank fast nur den französischen Champagner. Ebenso wie man wenig Moselwein trank, sondern mehr Bordeaux; sehr beliebt aber war die Bowle in allen Abarten. Außerordentlich fleißig wurden die Wachen besucht, wenn das Regiment sie stellte. Es gab damals außer der Schloßwache (die nicht wie unter unserm jetzigen Kaiser von einer Kompagnie unter einem Hauptmann, sondern nur von einem starken Zuge und einem Leutnant besetzt war) und der Königs-(Neuen) Wache auch die Brandenburgertorwache als Offizierswache. Fast unmittelbar neben ihr residierte in dem Hause des 1. Garde-Regiments, in dem sich jetzt das sogenannte-Adlige Kasino befindet, der alte Wrangel. Der gute Herr, einst ein gar schneidiger Reitergeneral, war, mit Respekt zu melden, schon recht kindisch geworden. Wenn er ausging, hatte er stets die Tasche voller Dreier, die er der lieben Jugend zuwarf, nach denen als Erinnerungsstück aber auch manche junge Dame haschte und sich freute, wenn der Greis ihr dafür zärtlich eine Kußhand spendete. Die benachbarte Wache schikanierte er, wo er nur konnte. Mich hat er als Wachthabenden auch einmal übel angeblasen, ich weiß aber leider nicht mehr weshalb. Nur dessen erinnere ich mich, daß er mir bei dieser Gelegenheit, über das Gitter hinüber, auch das freundschaftliche Du schenkte, mit dem er auch Stabsoffiziere beglückte: „Mein Sohn, weißt du denn nicht ..."

Die Wachtstuben der Offiziere haben sich in ihrer Einrichtung, fast möchte ich sagen, erstaunlicherweise, wo sich doch alles seither wandelte, in den letzten vierzig Jahren recht wenig, fast gar nicht verändert; sie tragen noch heut denselben Zuschnitt herber-altpreußischer Einfachheit mit dem runden großen Tisch, dem breiten Sofa, einer stattlichen Zahl Stühle, der Waschkommode, dem Schrank und den spärlichen Gardinen. Auch die Art der kameradschaftlichen Bewirtung ist erfreulicherweise die gleiche, einfache geblieben. Es gab und gibt am Abend ein Faß Bier, eine Flasche Kognak, eine Schüssel Aufschnitt und Zigarren; allenfalls einen Salat. Nur der alte Wurstmann, der uns an jedem Wachtage aufsuchte mit seinem Korb übrigens ausgezeichneter Würste, hat das Zeitliche gesegnet. Dagegen besteht auf der Schloßwache immer noch ein großes Buch, in dem jeder Wachthabende nach Maßgabe seiner Fähigkeiten sich mit einer Zeichnung oder einem Scherzgedicht verewigen soll, — als ich meinen Sohn vor einigen Jahren auf Wache besuchte, war ich wieder erstaunt, wieviel Witz und gute Laune sich in diesen Blättern niederschlägt. Die Vorgesetzten wer-

Digitized by Google

den dabei nicht geschont — und sie fassen's, wenn sie das Buch zu Gesicht bekommen, immer mit gutem Humor auf. Die arge Karikatur eines Kommandierenden Generals hatte der hohe Herr augenscheinlich mit besonderem Vergnügen angesehen — und selbst seinen Namen feierlich daruntergesetzt.

Ebenso einfach wie das Leben im Kasino war die Geselligkeit in den Familien des Regiments — ganz anders wie jetzt, wo an sie wirklich kaum erfüllbare Ansprüche gestellt werden. Ich erinnere mich nicht, in den ersten Jahren nach dem Kriege jemals zu einem „Diner" bei unseren verheirateten Herrschaften eingeladen worden zu sein. Der „Kommiß-Pecco" blühte, und niemand beanspruchte mehr, während heut — d. h. vor dem jetzigen Kriege — der jüngste Leutnant die Nase rümpfte, wenn er nur zu „Fisch-Pute-Pückler" geladen wurde.

Der übrige Lebenszuschnitt aber wandelte sich bald. Meiner Überzeugung nach ging der Umschwung zur luxuriöseren Lebensweise von der damals rasch hochkommenden Finanzwelt aus. Die Gründerjahre begannen, das Gold rollte. Ganz Berlin gewann in wenigen Jahren ein anderes Gesicht. Wie eine überaus starke Bautätigkeit, sehr selten geschmackvoll, das äußere Bild der Stadt schnell umgestaltete, so nahmen auch die Lebensformen andere Gestalt an. Es war alles im Fluß: die Pferdebahnen begannen die Straßen zu durchziehen, die ersten Droschken „I. Klasse" traten in den Verkehr, die Stadtbahn wurde gebaut (nebenbei bemerkt, was heut fast vergessen ist, als Privatunternehmen). Die ersten Wiener Kaffees öffneten ihre Pforten; zuerst im neuerbauten Hotel Kaiserhof; dann entstand Kaffee Bauer, bald auch Kaffee National an der Ecke der Friedrichs- und Jägerstraße, in dem von Anfang an die Halbwelt, dreister auftretend als je vorher, eine Stätte fand. Die Zahl der Weinrestaurants erster Ordnung mehrte sich: neben Hiller, Ewest, Borchardt entstanden oder wurden „der Zeit entsprechend" vergrößert: Dressel, Poppenberg, Juhl. Ganz ungeheuer war die Zunahme der Lokale, in denen „echtes", d. h. Münchner Bier verschenkt wurde, woran allerdings die Berliner Brauereien selbst Mitschuld trugen, deren damalige Erzeugnisse nicht mit Unrecht den Namen „Dividendenjauche" sich gefallen lassen mußten. Am beliebtesten blieb noch lange der „Schwere Wagner" an der Ecke der Charlotten- und Behrenstraße, Olbrich in der Friedrichstraße, Klette in der Karlsstraße; heut sind sie alle eingegangen, haben der Konkurrenz der späteren Bierpaläste nicht standhalten können. Nur Siechen, der nach seiner Übersiedlung in die Behrenstraße bald in den Vordergrund trat und bei dem sich allabendlich besonders die Schauspielerwelt versammelte, hat seine Stellung gewahrt und neben ihm der Pschorr, dessen ausgezeichnete Wirtin, Frau Printz, gewiß älteren Berlinern noch gut im Gedächnis ist; mit einer Stehbierhalle, auch einer Neuheit, begann die Familie Printz, als Millionärin ist Frau Printz gestorben. So erwuchs vieles neu; dafür starb anderes ab wie so manche der altberühmten Konditoreien: Stehely, Sparganapani, die einst von eingewanderten Engadiner Schweizern begründet worden waren. Der Zeitungstiger, der früher in ihnen gehaust, zog in die Wiener Kaffees um.

Wir Leutnants sahen das alles wohl und verspürten an unseren recht knappen Portemonnaies, daß nacheinander fast alles teurer wurde, aber die Wellen des neuen Berlin schlugen doch nur vereinzelt zu uns heran. In die Kreise des neuen Reichtums kam von uns nur ausnahmsweise der eine oder der andere. Die Überheblichkeit, um einen gelinden Ausdruck zu gebrauchen, der Finanzgrößen jener Tage stieß uns ab. Anders wie später, wo sich bei ihnen ein starkes Streben nach gesellschaftlicher Bildung, ein großes Interesse für Kunst und Wissenschaft entwickelte, herrschte damals unter ihnen ein unausstehliches Protzentum. Ich erinnere mich eines kennzeichnenden Zuges. Der Größten einer, frisch geadelt, gab einen Ball; die Einladungen waren, schon aus Neugier, unbedenklich angenommen worden. Bei einer Besprechung aber, die die Frau des Hauses mit dem damaligen Vortänzer des Hofes, der die Arrangements übernehmen sollte, hatte, erklärte sie naserümpfend, einen bürgerlichen Offizier ausschließen zu wollen. Selbstverständlich sagte das ganze Berliner Offizierkorps wie ein Mann ab!

Unsere Kreise waren und blieben vornehmlich die Offiziersfamilien, der höhere Beamtenstand, einige Abzweigungen der Hofgesellschaft — und hier regierte noch immer die alte Einfachheit. In Berlin W, das sich damals mehr um die Gegend der Potsdamer Brücke gruppierte, wurde man meist zu einem Butterbrot gebeten, d. h. zu kaltem Aufschnitt, oder es gab, wenn's hoch kam, einen Braten und eine süße Speise. Im Sommer forderten die Familien wohl auch zu einer Landpartie auf, die in mächtigen Kremsern sehr vergnüglich vor sich ging, mit großen Körben voll Fressabilien. Nach Tegel oder Schlachtensee oder Schönfließ fuhr man, unter vielem Gekicher, lagerte, futterte im Walde, spielte kindliche Spiele. Den Ausdruck Flirt kannte man ja nicht, aber man schnitt die Cour — und es kam auf dasselbe hinaus. Ich glaube nicht einmal, daß die jungen Damen viel zurückhaltender waren als die heutige Jugend. Tennis gab es freilich noch nicht, dafür wurde bisweilen Krocket gespielt. Im Winter regnete es selbstverständlich Bälle; es wurde aber wohl nicht mit dem Eifer und nicht so gut getanzt wie heute. Man tanzte außer Walzer zwar noch Rheinländer, Galopp, Mazurka, Polka, Konter und Lancier, aber Menuett und Gavotte waren unbekannte Größen. Sehr beliebt waren kleine Theateraufführungen, sei es im engeren Kreise, sei es im Anschluß an die Bälle, un-

Digitized by Google

ter denen die Juristenbälle im Hotel Arnim Unter den Linden eine besondere Rolle spielten. Ich genoß einen bescheidenen Ruhm als „Liebhaber" und hatte an den zahllosen Proben mit ihrem Drum und Dran meine helle Freude.

Geradezu typisch für die Art der damaligen Geselligkeit war das Haus meiner Tante Bally von Fischer, der verwitweten einzigen Schwester meines Vaters. Sie wuchs sich nach Zobeltitzscher Art immer mehr zu einem Original aus, war noch immer eine stattliche Frau, konnte sehr witzig und bezaubernd liebenswürdig sein. Seit sie sich ein künstliches Gebiß geleistet hatte, sah sie wieder glänzend aus. Aber die schönen Beißerchen waren ihr eine unerträgliche Last; sie legte sie alle Augenblicke ab, vergaß wohin, und es kam vor, daß Hedwig, ihre Tochter, und ich das unglückliche Gebiß während einer Gesellschaft verzweifelt suchen mußten — bis wir es schließlich auf einem Blumentopf fanden. Mit verhältnismäßig bescheidenen Mitteln wußte sie ein Haus zu machen. Sie war eine Kochkünstlerin; leider braute sie auch ihren Wein selber und gab mit Vorliebe einen alten Ungar, den sie aus Rosinen und Zuckerwasser fabrizierte, — aber das tat der Liebe keinen Eintrag. Immer hatte Tante Bally einen Kreis auffallend hübscher Mädchen um sich, die als mächtige Magnete auf uns junge Offiziere wirkten.

Der Hauptmagnet des Hauses war doch Hedwig selbst. Sie war eigentlich kaum hübsch. Dafür jedoch sehr distinguiert, sehr anmutig, eine glänzende Plauderin, immer heiter, ein wenig spottlustig, sehr gutherzig. Dazu die vielleicht beste Walzertänzerin Berlins. So hatte sie, wie man's nannte, einen ungeheuren Anhratz. Wir beiden waren die besten Freunde.

Neben einer imposanten, junonischen Gräfin Olga Bl., die später durch die Schuld eines leichtsinnigen Bruders in Paris tragisch endete, war ein gewisses Tinchen der erste Stern in Tante Ballys Schönheitsgalerie; eine Tanzstundenfreundin Hedwigs, aus kleiner Beamtenfamilie, aber sehr gut erzogen, für jene Tage sogar über den Durchschnitt der Mädchen hinaus gebildet, recht gescheit. Schlank wie eine Tanne, voller Grazie; das schmale Gesicht pikant geschnitten mit Bronzeteint, großen dunklen Augen, einem reizenden Mund und langen wunderschönen, rabenschwarzen Locken — Locken, wie ich sie nie wieder sah. Wirklich eine südländische, ein wenig kokette Schönheit von ganz eigenem Reiz, der noch durch eine süße, seltsam einschmeichelnde Stimme erhöht wurde.

Tinchen war meine erste Liebe — es ist nur in der Ordnung, daß ich ihrer gedenke. Gerade auch deshalb, weil diese erste Liebe, wie wohl alle solche erste Lieben, viel Komisches an sich hatte.

Angesponnen hatte es sich schon vor dem Feldzug. Damals hatte die Angebetete den Schuljungen aber schnöde über die Achseln angesehen, mit all dem Hochmut einer achtzehnjährigen Schönheit. Nun lag die Sache dem jungen Gardeleutnant gegenüber doch ein wenig anders; soviel Jungenhaftes in dem noch stecken mochte, er hatte schon einen großen Krieg hinter sich und wollte als Mann genommen sein. Wenn ich jetzt Feuer und Flamme war, so entzündete sich doch wohl auch bei ihr ein kleines Feuerchen. Meine ersten Gedichte nahm sie gnädig auf: wenn mein Bruder Fedor mich besucht, holt er regelmäßig aus einer Ecke meines Schreibtisches ein kleines rotes Bändchen hervor und deklamiert mit Stentorstimme die dort gewissenhaft aufgezeichneten Verse; sie sind fürchterlich, wahnwitzig, ungeheuerlich, zum Wälzen komisch — und sie waren doch ernst gemeint. Das schönste Gedicht, behauptet Fedor, war dasjenige, das wahrhaft monumental beginnt: „Schwarze Augen — Rabenlocken — woll'n mich locken — einzusaugen süßer Liebe süßes Gift!" Man denke ...

Das Tragikomische an der Sache war, daß sich Tinchen, während ich im Felde war, verlobt hatte. O du grausames, gnädiges, kluges Schicksal! Aber der Bräutigam stand nicht gerade hinderlich im Wege: er lebte nämlich ausgerechnet in Neuseeland, und wir wußten beide, daß er erst in Jahr und Tag zurückkehren konnte, um sich einen eigenen Hausstand zu gründen.

Allmählich fand ich auch Eingang in Tinchens Elternhaus, weit unten in der Potsdamer Straße, wo sich damals noch die Füchse Gute Nacht sagten. Dem Herrn Papa begegnete ich selten, aber die Mutter unterstützte unser kleines harmloses Techtelmechtel oder sah in unserer Freundschaft wenigstens nichts Arges. Ich war häufig des Abends dort, und es waren Zauberstunden. Nur wie überall im Leben dem Schönen auch ein Gran Häßliches beigemischt ist: ich habe mich nie entschließen können, im Hause meiner Angebeteten etwas anderes zu genießen als ein Ei in der Schale oder einen Apfel. Denn über der Häuslichkeit schwebte ein grauer Dunst. Aber was tat das, wenn wir ungestört Stunde auf Stunde klug schwatzen, verliebte Blicke tauschen konnten und wenn mich Tinchen nachher die Treppe hinuntergeleitete — —

Das ging so fast zwei Jahre. Dann kam wirklich der Neuseeländer, übrigens ein sehr braver deutscher Kaufmann, zurück. Ich haßte ihn natürlich. Ich hätte ihn und mein Tinchen erwürgen können, als ich zum erstenmal sah, daß sie sich küßten. Und dann war ich auf ihrer Hochzeit, als Hedwigs Brautführer sogar. Sie hat mich später oft lachend damit aufgezogen, daß ich in der Kirche hinter ihrem Stuhl gestanden, leise geächzt und wie ich mit meiner jungen Bärenkraft bei Tinchens Ja die Stuhllehne zerbrochen hätte.

Viele Jahre später habe ich Frau Auguste in ihrer neuen Heimat besucht. Ach — wo war ihre Gertenschlankheit geblieben!

Digitized by Google

Und ihre schwarze Lockenpracht! Eine behäbige rundliche Madame war sie geworden, an der Schürze hingen ihr ein paar Kinder ... aber wenn sie mich ansah, hatte sie doch noch ein kleines kokettes Lächeln der Erinnerung ...

⁂ ⁂ ⁂

In welch köstlicher Zeit lebten wir doch damals.

Die beispiellosen Erfolge des großen Krieges hatten dem deutschen Leben nicht Überhebung oder Erschlaffung gebracht, sondern in ihm unendlich viele, unendlich große Impulse erweckt. Die Nebenfolgen des Milliardensegens, der über Deutschland niedergeströmt war und der damals von uns Deutschen, die wir vorher ein armes Volk gewesen, nicht recht „verdaut" wurde, machten sich erst allmählich fühlbar; in den ersten Jahren stand alles noch im frischesten hoffnungsreichen Grün. Der politische Parteihader, der deutsche Erbfehler, schlug nur leise Wellen. Froh, stolz, zuversichtlich sah man in die Zukunft des neuen Deutschen Reichs. In heißer Verehrung blickte das ganze Volk auf den greisen Kaiser und sein Haus, auf Bismarck, auf die gefeierten Heerführer. Und welche Fülle von großen Gelehrten und Forschern arbeitete und lehrte damals gerade in Berlin. Ranke, Mommsen und Duncker, bald auch Treitschke und Sybel, Du Bois-Reymond, Helmholtz, der alte Dove, Langenbeck und Wilms, Werner von Siemens und viele, viele andere. Nur die bildende Kunst und die Poesie waren verhältnismäßig arm. Anton von Werner — später allzusehr unterschätzt — galt als ganz großer Meister, und man bewunderte die entstehende Siegessäule; die Frauen, auch recht gescheute, fanden ihr Kunstideal in den süßlichen Genrebildern Knut Eckwalls. Gussow wurde als Revolutionär angestaunt. Sehr geschätzt war Gustav Richter. Dahn und Julius Wolff galten als die nationalen Dichter. Gustav Freytag, Spielhagen, Heyse wurden viel gelesen, wirkten doch aber nicht auf so weite Kreise, wie ihre Verehrer annahmen; dafür wuchs bei jeder neuen Marlittiade die Zahl der Gartenlaubenverehrer. Merkwürdig wenig beachtet, wenn man so sagen darf, blieben Geibels Lieder, die den großen Krieg und Deutschlands Sieg vorgeahnt hatten.

Weniger denn als Schüler kam ich ins Theater; die Quellen der Freikarten waren versiegt, und das Portemonnaie erlaubte selten eine besondere Ausgabe. Immerhin fand sich dann und wann Gelegenheit, das köstliche Dreigestirn bei Wallner, Anna Schramm, Helmerding und Reusche, in ihren Glanzrollen zu sehen und die von uns besonders gefeierte Ernestine Wegner. Sie war zuerst, vor ihren großen Erfolgen bei Wallner, am damaligen Woltersdorf-Theater engagiert, das gegenüber unserer Kaserne lag und zu dem eine Art von freundschaftlich-nachbarlichem Verhältnis bestand, das sogar — o welche Wonne — manchmal einen Abstecher hinter die Kulissen erlaubte. Das „göttliche" Ernestinchen war damals, noch unverwöhnt und in voller Jugendfrische, das reizendste, harmloseste, lustigste Persönchen in ganz Berlin. Ich erinnere mich einer großen Gesellschaft, deren Mittelpunkt sie war. Sie wurde beim Sekt bestürmt, eine Rede zu halten. Endlich gab sie nach, erhob sich feierlich, klopfte feierlich an ihr Glas — alles war erwartungsvoll. Da wandte sie sich um und sagte: „Kellnöhr, i bitte noch einmal um Kompott!" Sprach's und setzte sich unter allgemeinem Gelächter. Ich habe das gleiche Witzchen später noch einmal von einer berühmten Diva wiederholen gehört. Da wirkte es matt. Es kommt eben immer auf das Wie an.

Bisweilen gestattete ich mir auch den Besuch der Friedrich-Wilhelmstadt in der Schumannstraße, an deren Stelle sich heute das Deutsche Theater befindet. Zu jener Zeit war es die Hochburg der Operette. Ich habe hier noch die Geistinger, die Gallmeyer, die köstliche Meinhardt gesehen und gehört, dann die pikante Meersberg und Lina Mayr — der Wiener Import herrschte vor — und ich habe auch einmal, etwas später, einen der in der Berliner Lebewelt berühmten Bälle der Choristen und Choristinnen der Friedrich-Wilhelmstadt mitgemacht, bei dem es wirklich ziemlich toll zuging. Toller jedenfalls als auf den nicht minder berühmten Korps de Ballett-Bällen bei Kroll, die sich damals schon durch ziemliche Langweiligkeit auszeichneten. — — —

Im Heere wurde rastlos gearbeitet; es ruhte wirklich nicht auf seinen Lorbeeren aus. So straff gespannt aber, wie der Leutnants- und Hauptmannsdienst im letzten Jahrzehnt gewesen ist, war er damals nicht. Es blieb uns Jungen doch reichlich Zeit zum Lebensgenuß und auch zur eigenen Arbeit. Ich wenigstens habe in diesen ersten Jahren nach dem Feldzug, ganz für mich, sehr, sehr tüchtig gearbeitet. Dankbar muß ich, indem ich das niederschreibe, meiner guten Mutter gedenken, die uns Kindern gegenüber immer über das beliebte Wort geeifert hatte: „Ich habe keine Zeit." Von ihr haben wir alle drei, meine Wenigkeit, mein Bruder Fedor und meine Schwester Elisabeth, gelernt, daß man eigentlich immer „Zeit hat", wenn man nur will und auf richtige Zeiteinteilung hält. Hinzu kam für mich freilich, daß ich mich gerade damals einer Gesundheit erfreute, die mich alle Anstrengungen spielend überwinden ließ. Es tat mir gar nichts, ein paar Nächte hindurch zu bummeln oder über meinen Büchern zu sitzen und tagsüber meinen Dienst zu tun.

Was habe ich damals nicht gelesen! Mit wachsendem Verständnis aufgenommen! Neben militärischen Schriften zogen mich besonders Geschichte und Literaturgeschichte an. Wie habe ich fast alle Rankeschen Werke, immer mit dem Notizbuch und dem Bleistift in der Hand, verschlungen, Droysen und Mommsen, vieles

Digitized by Google

Bildnisgruppe

Bildwerk in Terracotta von Karl von Lilien

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

von Gervinus und, was zu jener Zeit fast unvermeidlich war, die Bücher von Scherr. Als erste Winterarbeit — jeder Leutnant muß sich im Lauf der Wintermonate bekanntlich an einer mehr oder minder wissenschaftlichen Arbeit betätigen — wählte ich mir die „Bedeutung von Paris als Zentralpunkt der Landesverteidigung", ein eigentlich ungeheuerliches Thema für einen blutjungen Offizier; um so ungeheuerlicher, als damals die Quellen ja noch äußerst dürftig flossen. Die Arbeit wurde aber sehr günstig aufgenommen, und ich sandte sie später, als Paul Lindau (der mir ganz unbekannt war) seine Zeitschrift „Gegenwart" gründete, dreisterweise ihm ein. Er druckte sie ab, wobei zum erstenmal mein jahrelang gebrauchtes Pseudonym Hanns von Spielberg das Licht der erstaunten Welt erblickte, und zahlte mir — ich weiß es noch genau — das erstaunliche Honorar von 120 Mark; ein Riesengeld für meine Verhältnisse. Meine erste goldene Uhr hab' ich mir dafür erstanden.

Ein sehr reichliches Menschenalter später hatte ich in dem einzigen literarischen Prozeß, in den ich je verwickelt gewesen bin (es handelte sich um eine in diesen Heften erschienene Kritik), zwei bekannte und hochgeschätzte Berliner Schriftsteller als Sachverständige vorgeschlagen. Der eine war Dr. Paul Lindau, der andere mein verehrter, nun auch dahingegangener Freund Professor Julius Rodenberg. Wir kamen bei dem Termin nicht gleich an die Reihe, mußten geraume Zeit auf dem Flur des Gerichts harren. Beide Herren wuschen mir zunächst brav den Kopf, daß ich ausgerechnet zwei so alte Mummelgreise als Sachverständige in Vorschlag gebracht hätte. Dann tauschten wir allerlei Erinnerungen aus vergangenen Tagen aus. Dabei erzählte ich Rodenberg, daß mich Lindau eigentlich als erster mit der oben erwähnten Winterarbeit in das Dornengestrüpp der Literatur eingeführt habe. Lindau aber lachte und stellte fest: daß Rodenberg *ihm* den gleichen Dienst erwiesen hätte. Wie drei Generationen Berliner Schrifttums kamen wir uns vor, und ich war mit, glaube ich, 58 Jahren die jüngste! — — —

Meine pekuniäre Lage wurde im übrigen, trotz des Lindauschen Riesenhonorars, immer trüber. Die Verhältnisse meines alten Herrn gestalteten sich sehr schlecht. Er hatte wieder hundert Pläne, die wunderbarsten Geschäfte in Aussicht, sprach immer nur, wenn er überhaupt davon sprach, von vorübergehenden Verlegenheiten, war stets rosigster Stimmung; ich traf ihn sogar einmal bei einem Besuch *hinter* den Kulissen auf einer kleinen, sehr engen Treppe neben einer kleinen, aber sehr hübschen Schauspielerin hockend — aber das bare Geld war bei ihm mehr als knapp. Im ersten Leutnantsjahr hatte er mir meine hundert Mark Zulage noch ziemlich regelmäßig gezahlt, im zweiten gab er mir das Geld ganz unregelmäßig, immer mit einem entzückenden, lieben Trostwort: „Alter Junge, ich hole das später doppelt und dreifach nach." Oder: „Diesmal müssen wir uns beide durchknabbern, so gut es geht. Aber wenn mein Geschäft in London erst abgeschlossen ist, und es hängt nur an einem seidenen Fädchen, kauf' ich dir den schönsten Gaul in Berlin." Im dritten Jahr blieb die Zulage oft ganz aus — und dann erhielt ich gar nichts mehr. Papa fand das gar nicht schlimm. Er rieb sich die wundervoll gepflegten Hände, zuckte die Achseln, lächelte sein optimistisches, unwiderstehliches Lächeln, sprach von einer neuen Bergwerksgründung im sächsischen Erzgebirge oder einer „in der Schwebe befindlichen" Eisenbahnkonzession: „Geduld, mein guter Junge, Geduld und Spucke. Es renkt sich alles wieder ein."

Ich aber wußte bald nicht mehr, wie aus und ein. Solch junger Leutnant bei einem Berliner Garderegiment ist ohne Zulage ja eine Unmöglichkeit. Und ich war zudem sehr lebenslustig. Ich wollte wohl arbeiten, aber ich wollte auch genießen. In gewisser Weise schlug da auch das väterliche Blut durch. Ich wollte gut angezogen gehen, mir nicht ein Glas Wein versagen, mich nicht ausschließen von der Geselligkeit. Ich wollte auch nicht bedauert sein. Und in der Tat, das setzte ich durch: im Offizierkorps hat wohl niemand von meiner verzweifelten Lage etwas bemerkt.

Ich half mir, so gut es in solcher Lage ging. Ich ließ die Rechnungen unbezahlt, ich riß hier ein Loch auf, um ein anderes zuzustopfen. Ich fand endlich den Weg zu dunklen hochprozentigen Ehrenmännern. Fand den um so leichter, als Vater ohne Bedenken sagte: „Ja — man muß hohe Zinsen zahlen. Manchmal geht es nicht anders. Laß nur gut sein, sobald ich die Geschichte mit dem Herrschaftsverkauf in Ungarn fertig habe, schmeißen wir den verfl— Juden ihren Sündenlohn an den Kopf."

Es wimmelte gerade damals in Berlin von Wucherern, deren Spezialität der Leutnant war. Übrigens waren die Juden unter ihnen in der Minderzahl. Nur ein ganz „Großer", der wie eine Spinne im Netz in seinem hochherrschaftlichen Hause Unter den Linden saß und über der ganzen Organisation stand — denn sie waren organisiert über ganz Berlin hin, hatten ihre Börse und führten Buch über jeden, der in ihre Fangarme geriet, — nur dieser eine war unzweifelhaft Jude. Auch bei ihm klopfte ich einst in höchster Not an, und ich sehe den dicken Kerl noch vor mir, am Kaffeetisch sitzend und mit seinen unförmlichen Fingern die Rosinen aus einem großen Napfkuchen klaubend.

Sie hatten, so bitter ernst das „Geschäft" mit ihnen war, so traurig, eigentlich jeder ihre besondere und in der Erinnerung oft sehr komische Note. Da war einer, der jedesmal „auf Ehre und Gewissen" schwor, daß er noch nie einen „lieben Leutnant" verklagt hätte. Dafür mußte man nach Abschluß des

Digitized by Google

Geschäfts mit ihm unweigerlich ein Glas Danziger Goldwasser trinken. Auch hielt er Wort: er klagte nie; wenn es zur Klage kam, war der Wechsel an den „Großen" Unter den Linden verschoben. Da war ein anderer, der gab zur Verschleierung der Wucherzinsen stets einen grünen Kakadu mit in den Kauf. Schließlich wußte jeder Offizier in den Berliner Kasernen, was es bedeutete, wenn ein Kamerad den Kakadu am Fenster stehen hatte, und jeder suchte ihn möglichst schnell dem Ehrenmann wieder zuzustellen. Ein dritter, den ich kennen zu lernen das Glück hatte, lebte und webte im Aberglauben: am Freitag schloß er grundsätzlich kein Geschäft ab, und wer an seiner Tür zu stark klingelte, wurde rettungslos abgewiesen.

All diese braven Männer berechneten mindestens 25% auf das Vierteljahr und zogen diese Zinsen im voraus ab. Man kann sich leicht berechnen, wie lawinenhaft die ursprünglich fast stets kleine Schuld anschwoll — und was, selbst bei großen Verlusten, die Leute verdienten! Soviel ich weiß, hat die neuere Gesetzgebung mit ihnen stark aufgeräumt; nur einzelne, und zwar wiederum „Große" sollen ihre Schäfchen nach wie vor zu scheren wissen, wobei anstatt des grünen Kakadus Kraftwagen sechster Güte und ausrangierte Rennpferde eine bedeutsame Rolle spielen.

Wir hatten aber auch einen richtigen Regiments-Pumpier von recht ungefährlichem Kaliber. Seine Bekanntschaft machte ich bereits am ersten Morgen, als ich von der Kriegsschule zurückgekommen war. Ich lag noch in den Federn, als ich plötzlich etwas Kühles, Weiches, Nasses auf Kinn und Wangen fühlte. Erstaunt und ärgerlich über die Störung schlug ich die Augen auf und sah ein unbekanntes Männlein vor mir, das schon wieder mit dem Rasierpinsel eine Wolke Seifenschaum auf mich abzuladen drohte. „Was machen Sie hier? Was wollen Sie? Ich hab' ja gar keinen Bart!" rief ich. Aber er ließ nicht locker. „Rasiert muß werden. Jeder Soldat muß rasiert werden. Der Bart kommt schon. Sie werden sogar einen sehr kräftigen Bart bekommen, Herr Fähnrich!" Dabei fuhr er mir mit dem Pinsel unentwegt auf beiden Seiten der Nase entlang.

Das war Herr Rumpler — so ähnlich wenigstens hieß er. Er rasierte nur noch im Offizierskorps und machte auch seine kleinen Geschäftchen nur bei seinen Maikäfern. Die Verhältnisse jedes einzelnen von uns kannte er ganz genau und bemaß danach ebenso genau die Kreditfähigkeit. Wer sehr gut bei ihm angeschrieben stand, dem pumpte er bis zu 25 Talern — ich bin, wenn ich mich recht erinnere, nie höher als 10 Taler eingeschätzt worden. Er nahm auch ziemlich hohe Zinsen, aber er hat wirklich niemals einem Kameraden geschadet. Im Gegenteil, er hat so manchen vor den gefährlichen Wucherern behütet. Er ist wohl auch immer wieder zu seinem Gelde gekommen, und wenn er es talerweise oder erst nach Jahren zurückerhielt. Im Regiment war er eine „hochangesehene" Persönlichkeit, denn alle die älteren Herren waren ja auch einmal jung gewesen und hatten sein stilles Wirken schätzen gelernt. Als er in späten Jahren noch einmal in den Ehehafen einlief, sammelte der Regimentsadjutant feierlich bei Tisch zu einer Hochzeitsgabe, und jede der beiden Lampen, die ihm geschenkt wurden, erhielt ein Ehrenschild mit den eingravierten Worten: Ihrem unbezahlbaren Herrn Rumpler die dankbaren Offiziere des Garde-Füsilier-Regiments. —

Ich sah übrigens früh ein, daß ich mit dem Schuldenmachen immer mehr ins Gedränge kam. Wollte ich mich dauernd halten, so mußte ich mir auf andere Weise ein einigermaßen gesichertes Einkommen verschaffen. So verfiel ich auf die Schriftstellerei.

Kompagnielied

Mir ist zumut gleich wie dem Baum.
Ich leb' wie er gleich wie im Traum.
Das Heute und das Morgen.
Ich brauch' um nichts zu sorgen.
Ich hör' zur Kompagnie.

Mein' Wurzeln all sind erdenfest
Und emsig starren meine Äst'
Schnurgrade ausgerichtet,
Von scharfer Hand gelichtet.
Ich hör' zur Kompagnie.

Feldweibel, Unteroffizier,
Die sind so Sonn' wie Regen mir.
Sie netzen mich und laben,
Wie ich's mag nötig haben.
Ich hör' zur Kompagnie.

Und kommt einmal mein letzter Tag,
So fall' ich wohl auf einen Schlag,
Werd' ich begraben werden
Wohl in der kühlen Erden
Von meiner Kompagnie.

Herm. Claudius

Digitized by Google

Deutschland und Ostasien

Von Dr. Paul Rohrbach

Jede grundsätzliche Beurteilung der deutschen Politik muß eigentlich damit beginnen, daß sie sich mit dem Standpunkt auseinandersetzt, den Bismarck, sei es während der Zeit seiner Amtsführung, sei es nachher, zu den Dingen eingenommen hat. Man gelangt dabei zwar oft zu der Erkenntnis, daß vieles sich seit der Zeit Bismarcks von Grund auf verändert hat und daß es unmöglich ist, den Richtlinien der Bismarckschen Politik im gegebenen Falle heute noch zu folgen. Gerade darin aber, daß wir von den Gedanken und den praktischen Prinzipien ausgehen, denen Bismarck gefolgt ist, erkennt man auch am besten den Wechsel, der in den Voraussetzungen unseres politischen Urteils eingetreten ist; und diese Methode, die Veränderung der heutigen politischen Grundtatsachen gegen die früheren zu vergleichen und daraus die neue Politik abzuleiten, ist die fruchtbarste, die es gibt, sofern man sich gleichzeitig des Fundaments bewußt bleibt, auf dem jede einzelne Handlung beruht und das wir daher auch unseren tatsächlichen Maßnahmen unterlegen müssen. Dies Fundament ist der alles beherrschende Sinn Bismarcks für das Tatsächliche, und sein Grundsatz, alles klar auf ein einziges politisches Ziel, die Sicherheit und Stärke Deutschlands, zu beziehen.

Wenden wir uns freilich den ostasiatischen Fragen zu, so liegen kaum Äußerungen Bismarcks vor, die wir zur direkten Orientierung unseres Urteils benutzen könnten. Bismarck hat den ersten praktischen Schritt nach Ostasien, die Besetzung von Tsingtau, die in das vorletzte Jahr seines Lebens fiel, nicht freundlich kommentiert, und er hat kurz vorher von der Unterstützung, die Rußlands Wunsch bei uns fand, Japan 1895 nach seinem Sieg über China vom ostasiatischen Festlande wieder zu entfernen, gesagt, seine Richtigkeit sei bestreitbar gewesen, und wenn man durchaus so hätte tun wollen, dann hätte man sich nicht gleich von vornherein so scharf gegen den Erfolg und die Hoffnungen der Japaner ins Zeug zu legen brauchen. Die letztere Bemerkung ist ohne Zweifel richtig; ebenso richtig war es aber, grundsätzlich betrachtet, daß wir den Versuch machten, Rußland durch die Unterstützung seiner mandschurischen Pläne im fernen Osten festzulegen und dadurch den Druck, den seine traditionelle Politik auf den Orient ausübte, wo unsere Interessen sich eben stärker entwickeln wollten, zu verringern. Angesichts dieses Zusammenhanges können uns die wenigen Äußerungen, die wir von Bismarck über das ostasiatische Problem besitzen, nicht gut dazu dienen, um von ihnen aus die Darstellung aller hierhergehörigen Fragen zu beginnen. Wohl aber werden wir gut daran tun, uns auch für unseren Zweck gleich anfangs den alles beherrschenden Ton zu vergegenwärtigen, den wir durch die vierzig Jahre Bismarckscher Politik hindurchklingen hören: keinen Schritt zu tun oder zu befürworten, der nicht von einer sicheren Kenntnis des Tatsachenmaterials ausgeht und nicht in bestimmter unmittelbarer Beziehung zu unseren praktischen Interessen steht.

Die erste und oberste Tatsache, mit der wir in Ostasien zu rechnen haben, ist die Widerstandskraft, die China im Laufe einer viertausendjährigen Geschichte äußeren Einwirkungen entgegengesetzt hat. Wir haben uns daran gewöhnt, nach dem geschichtlichen Ergebnis der letzten Jahrhunderte China wie selbstverständlich als politischen Einheitsstaat anzusehen. Das ist vom Standpunkt der chinesischen Geschichte aus gesehen zwar ein Idealzustand, aber einer, der seit Jahrtausenden durch lange Perioden äußerer Trennung zwischen den verschiedenen Teilen des Reiches unterbrochen war. Vielleicht kann man sagen, daß die Zeiten, in denen China nicht geeint war, zusammengenommen ebenso lang sind wie die, in denen es geeint war. Die Trennung wurde das eine Mal durch Krisen der inneren Entwicklung, das andere Mal durch Einwirkungen von außen hervorgerufen. Weder im einen noch im anderen Falle hat aber das chinesische Wesen aufgehört, eine mächtige, alle fremden Einflüsse in sich aufsaugende und im Sinne der geschichtlichen chinesischen Kultur umwandelnde geistige Einheit zu bilden, und man darf sich an seiner Kraft auch durch das heutige Bild der scheinbaren Ratlosigkeit vor den Einwirkungen der europäischen Kultur nicht irre machen lassen. Daß China gegenwärtig zerrüttet ist, daß die Finanzen in Unordnung sind, daß es weder ein schlagfertiges Heer, noch eine Flotte besitzt, das sind Tatsachen, die auf den oberflächlichen Beurteiler natürlich den Eindruck machen, als ob eine allgemeine Auflösung aller Verhältnisse eingetreten sei und das Reich eine leichte Beute, sei es der Japaner, sei es irgendwelcher europäischen Eroberer werden könnte. Das wäre ein grundlegender Irrtum in der Beurteilung Chinas. Die ungeheure Masse der chinesischen Menschheit und die ihr innewohnende Sicherheit und Zähigkeit des Empfindens wie des Handelns gegenüber fremden Einwirkungen können nicht im Handumdrehen durch moderne technische und militärische Überlegenheit über

Digitized by Google

den Haufen geworfen werden. An China mag sich machen, wer da will, er wird immer die Erfahrung erleben, daß es sich nach einem kürzeren oder längeren Zeitraum als der stärkere Teil erweist. Unter diesem Gesichtspunkt betrachtet, ist es von keiner entscheidenden Wichtigkeit, ob im Augenblick diese oder jene fremde Macht Erfolge in China oder gegen China davonträgt. China kann warten, weil es der schließlichen Selbstbehauptung sicher ist, und weil China warten kann, so können auch wir warten, wo wir entschlossen sind, unseren Einfluß auf die innere und äußere Reform der chinesischen Welt uns nicht nehmen zu lassen.

Zwischen Deutschland und China ist die natürliche Grundlage des politischen Verhältnisses sehr ähnlich geartet wie zwischen Deutschland und der Türkei. Sie ist vor allen Dingen dadurch gegeben, daß wir im Gegensatz zu Rußland, England, Frankreich und Japan nicht Grenznachbarn Chinas sind, vielmehr durch weite Zwischenräume zu Lande und zu Wasser von ihm getrennt. Daraus ergibt sich, daß wir notwendig auch eine andere Politik China gegenüber verfolgen müssen.

Von Anfang an sind die europäischen Grenznachbarn Chinas und ebenso auch Japan darauf ausgewesen, Stücke des chinesischen Reichsgebietes sich anzueignen und besondere Einflußzonen für sich zu erwerben. Rußland machte in neuerer Zeit den Anfang mit einer Beraubung Chinas in großem Stil, indem es durch den Vertrag von Aigun 1858 alles Land auf dem linken Ufer des Amur und dem rechten Ufer des Ussuri für sich nahm. Ihm folgte ein halbes Jahrhundert später die gewaltsame Umwandlung der Mandschurei in ein besonderes russisches Einflußgebiet mit Annexion der Häfen der Liautunghalbinsel. In den Jahren, als die große ostasiatische Politik Rußlands auf ihrer Höhe stand, wurde nicht nur in den innerpolitischen Kreisen in St. Petersburg, sondern auch in der russischen Presse davon gesprochen, daß Rußlands Hand über ganz Asien reichen und daß mit China der Anfang zu der russischen Schutzherrschaft über den asiatischen Kontinent gemacht werden müsse. Diese russischen Politiker gingen soweit, daß sie geflissentlich die Verwandtschaft des Blutes zwischen der russischen und der mongolischen Rasse betonten, und einzelne führende Persönlichkeiten wie der Fürst Uchtomski, der damalige Freund und Berater des Zaren, rühmten sich ihrer Blutsverwandtschaft mit mongolischen Geschlechtern. Ein ganzes System von Eisenbahnlinien zum Aufschluß Chinas von Rußland her und zur Festigung der russischen Vorherrschaft wurde geplant. Außer der Hindurchlegung der sibirischen Bahn durch die Mandschurei dachte man an eine Linie von Irkutsk über Kjachta durch die Mongolei nach Peking; vor allen Dingen aber an die Erbauung eines gewaltigen Schienenweges von Turkestan oder Westsibirien aus in das Herz Chinas, in das Tal des Weiho und von dort weiter zum Jangtse. Hätten diese Ideen sich verwirklicht, so stände China in der Tat heute unter einem vergewaltigenden russischen Einfluß.

Was England angeht, so hatte es ursprünglich zwar nur Hongkong genommen, und während der Periode der absoluten maritimen und wirtschaftlichen Vorherrschaft Englands in den überseeischen Gebieten, als es so gut wie gar keine nicht-englische Konkurrenz gab, war bekanntlich sogar davon die Rede, die vorhandenen kolonialen Verwaltungsgebiete teilweise abzustoßen, um Kosten zu sparen, und sich überwiegend auf eine Anzahl von Stützpunkten für die Flotte und die Wirksamkeit des Handelsmonopols zu verlassen. Später aber, als andere Überseemächte aufkamen und namentlich Deutschlands handelspolitischer Wettbewerb fühlbar wurde, schlug diese kleinenglische Stimmung in ihr Gegenteil um, und eine Periode neuer mächtiger transozeanischer Erwerbungen begann. Einer der führenden englischen Imperialisten, Lord Charles Beresford, bereiste China und schrieb 1899 sein berühmtes Buch über das „Auseinanderbrechen Chinas". In ihm trat er dafür ein, daß das ganze Jangtse-Bassin zum englischen Interessengebiet erklärt werde. Unter dem Jangtse-Bassin verstand er ausdrücklich alles Land, aus dem Wasser in den großen Strom rinnt, d. h. der Flächenausdehnung nach mehr als die Hälfte und nach der Bevölkerung etwa drei Viertel des eigentlichen China. Dazu trat und tritt heute noch der wie selbstverständlich erhobene englische Anspruch auf Tibet.

Frankreich hat seit seiner ausgiebigen Festsetzung in Hinterindien gleichfalls danach gestrebt, die benachbarten chinesischen Provinzen als eine besondere Domäne für wirtschaftliche und politische Ausbreitung zu erhalten. Gerade die französischen Ansprüche, die sich nach dem von Gambetta formulierten Grundsatz der französischen Republik, der Antiklerikalismus sei kein Exportartikel, in einer für China besonders drückenden Weise mit dem sogenannten Schutz der katholischen Mission vermengten, gingen zeitweilig ins Maßlose und traten in der rohesten Form auf.

Von dem, was Japan in China will, braucht nicht erst besonders geredet zu werden. Japan hat offen das Programm aufgestellt, daß es die Führung der gelben Rasse, das politische Protektorat und die herrschende Vormacht in ganz Ostasien erstrebt. Könnten sich die japanischen Hoffnungen verwirklichen, so würde die Selbständigkeit Chinas als Staat und als Kulturmacht mehr oder weniger aufhören.

Auch Deutschland hat während der Periode, als die Auflösung Chinas allgemein erwartet wurde — Lord Beresfords Werk ist das klassische Denkmal dieser durch die Ereignisse bald als irrtümlich erwiesenen Auffassung —

Digitized by Google

sich einen Stützpunkt an der chinesischen Küste sichern zu sollen geglaubt, um nicht rettungslos den übrigen Mächten gegenüber ins Hintertreffen zu gelangen. Das war der eigentliche Anlaß dazu, daß nach der Ermordung der deutschen katholischen Missionare in Schantung 1897 die Verpachtung von Tsingtau an uns gefordert wurde. Es ist aber ein Irrtum, diesen unmittelbaren Anlaß als die alleinige Grundlage unserer Okkupation zu betrachten, denn dazu hätte er weder materiell noch moralisch ausgereicht. Die wirkliche Basis, auf der Deutschland fordern konnte, gleich den anderen Mächten einen Punkt an der chinesischen Küste zu erhalten, war die, daß es 1895 mit Rußland und Frankreich zusammen die Japaner genötigt hatte, von der Festlandsküste der Mandschurei, wo sie bereits eine umfangreiche Abtretung von den Chinesen erzwungen hatten, wieder zurückzuweichen. Die chinesische Regierung war sich dessen bewußt, daß für diesen gewichtigen Dienst eine Gegengefälligkeit zu leisten war, und sie hätte sich dieser Notwendigkeit auch ohne den blutigen Zwischenfall in Schantung nicht entziehen können.

Gleich nach dem Boxeraufstand 1899/1900 zeigte sich, daß gerade unter dem Eindruck des zunehmenden Andrängens der Fremden eine Art von chinesischem Einheitsgefühl zu erwachen begann und immer stärker wurde. Während des Krieges mit Japan 1895 hatten die Südchinesen Freudenfeuerwerk abgebrannt, wenn die Truppen und die Schiffe Lihungtschangs im Norden von den Japanern geschlagen wurden. Davon war ein Jahrzehnt später nicht mehr viel zu spüren. Ein Gegensatz zwischen Nord- und Südchina ist zwar bestehen geblieben, und wie er seit Jahrtausenden im Laufe der chinesischen Geschichte den hauptsächlichsten inneren Grund für die stets wiederkehrende Spaltung des Reiches gebildet hat, so ist eine ähnliche Entwicklung der Dinge auch heute noch alle Tage möglich, aber von Selbstauflösung ohne starke äußere Einwirkungen kann im heutigen China nicht mehr die Rede sein.

Für die deutsche Politik bedeutet das die stärkste denkbare Erleichterung in China. Wäre es dazu gekommen, daß Rußland, England, Frankreich und Japan tatsächlich nach den ihnen benachbarten Teilen des Reiches, und zwar nicht nur nach den Außenländern, sondern nach dem chinesischen Kern selber griffen, so wäre uns auch nichts anderes übrig geblieben, als gleichfalls den Versuch zu machen, eine gewisse Einflußzone zu behaupten. Genau so wie im entsprechenden Falle in der Türkei wären wir dabei in Ostasien im Nachteil gegenüber den übrigen Mächten gewesen. Diese waren sämtlich in der Lage, von ihrem unmittelbar an China grenzenden Besitz aus mit starken Kräften aufzutreten. Erwerbungen in China hätten für sie eine geradeswegs anschließende Verlängerung ihres bereits in Ost- und Südasien vorhandenen Machtbereichs gebildet. Ganz anders für Deutschland, das weder im Stande gewesen wäre, eine hinreichende Landmacht, noch eine große Flotte zum Schutz eines ostasiatischen Interessengebietes zu entsenden. Wir müssen unsere Kräfte so sehr innerhalb unserer europäischen Grenzen und der sie umspülenden Meere zusammenhalten, daß es uns schlechterdings unmöglich ist, Abzweigungen vorzunehmen, die stark genug sind, entlegene Gebiete zu schützen. Das wäre schon bei der Türkei unmöglich, und bei Ostasien wäre es erst recht der Fall. Tsingtau blieb trotzdem als Heimathafen für unser ostasiatisches Geschwader und vor allem als Ausstrahlungspunkt für die Wirkung des deutschen Kultureinflusses nach China hinein wichtig. Es kann auch keine Rede davon sein, daß wir uns damit einverstanden erklären sollten, ein solches Stück Eigenbesitz oder Pachtung, wo wir uns häuslich einrichten und ein lebendig wirksames Bild unserer Kultur zeigen können, in Ostasien zu missen, falls nicht auch alle anderen Nationen auf ihren Besitz an der chinesischen Küste verzichten.

Die wichtigste Folgerung aus unserem besonderen Verhältnis zu China ist die, daß wir auf jeden Fall bestrebt sein müssen, die politische Unabhängigkeit, die wirtschaftliche und die militärische Eigenkraft und die Solidität der Kulturgrundlage Chinas zu stärken. Je kräftiger China ist, je kräftiger es sich aller Zumutungen auf Gewährung besonderer Rechte und Vorteile Fremden gegenüber erwehren kann, desto leichter ist es imstande, für alle anderen Nationen den Grundsatz der Gleichberechtigung für den Handel und alle übrigen Kultureinwirkungen durchzuführen. Dabei also, d. h. bei dem berühmten Prinzip der offenen Tür, stehen wir uns am besten, denn es ist klar, daß wir an sich wirtschaftlich wie geistig allen Konkurrenten gewachsen sind. Vor dem Krieg besaßen die Angelsachsen einen großen Vorsprung in China, weil sie viel früher als wir angefangen hatten, mit China einen umfassenden Handel zu treiben, ihre Sprache in China zu verbreiten und auf das ganze chinesische Leben bald friedlich, bald gewaltsam zu wirken. Menschlicher Voraussicht nach wird aber das Ergebnis des Krieges diesen Stand der Dinge wesentlich ändern, — nicht durch neue deutsche Erwerbungen in China, sondern einfach durch die Tatsache, daß der Sieg Deutschlands über eine zahlenmäßig so sehr überlegene Gruppe von Großmächten notwendig einen gewaltigen Eindruck machen und die Achtung der ganzen übrigen Welt vor den deutschen Leistungen stark vergrößern wird. Es ist psychologisch und praktisch unmöglich, daß für das chinesische Empfinden Deutschland nach dem Kriege noch dasselbe bedeuten wird, wie Deutschland vor dem Kriege. Vor allen Dingen hat das Ansehen Englands schon heute stark gelitten, und es wird noch stärker leiden, wenn der Abschluß des Krieges erreicht ist. Im deutschen In-

Digitized by Google

teresse ist es das Einfachste und Naturgemäße, wenn China am Schluß der ganzen durch den Ausbruch des Weltkrieges eingeleiteten Krisis in seiner Unabhängigkeit und in allen seinen nationalen Kräften gestärkt dasteht. Es kann keinen größeren Vorteil für uns im fernen Osten geben als einen kräftigen Staat, der dort imstande ist, allen europäischen Gegnern das Gleichgewicht zu halten. Ein starkes China ist für uns immer wieder dasselbe wie eine starke Türkei, und ebenso wie diese ist es unser natürlicher Bundesgenosse, sei es mit, sei es ohne Vertrag. Das ist die grundlegende Tatsache, auf die hin wir unsere ostasiatische Politik einrichten müssen, wenn wir im Sinne und im Geiste Bismarcks verfahren wollen. Gerade deshalb, weil China mit einer weitgehenden Umwandlung seiner inneren und äußeren Grundlagen beschäftigt ist: seines Bildungswesens, seiner Staatsverwaltung, seiner militärischen Organisation, seiner Finanzen, seiner gesamten geistigen und materiellen Kultur — ist es für uns entscheidend, ungehinderten Zugang zu China im Sinne einer freien Wechselwirkung zwischen uns und der chinesischen Welt zu haben. Dabei ist es höchst wesentlich, daß wir Deutschen am besten imstande sind, die ganze Tiefe des Problems der chinesischen Kulturreform zu erfassen. Für sein Verständnis ist es grundlegend, daß man die mächtigen positiven Werte im geistigen Wesen Chinas begreift. Wer dazu nicht imstande ist, geht von vornherein mit seiner Beurteilung der Zukunft Ostasiens und mit seinen Gedanken über praktische ostasiatische Politik in die Irre.

Wie viele Menschen aber in Deutschland oder Europa (so fragte ich schon bei meiner ersten Rückkehr aus China 1909) haben eine Ahnung davon, daß dort eine jener politischen und sozialen Krisen erster Ordnung begonnen hat, deren Ausgang über den konstitutiven Charakter großer und umfassender Epochen der Menschheitsgeschichte mitbestimmt? Und wie viele von den Europäern in Ostasien, die selbst Zeugen der Ereignisse sind, wissen etwas von dem inneren Zusammenhang der ungeheuren Bewegung, die um sie herum gärt, und ahnen etwas vom Wesen der Dinge, die sie heraufführt? Diese Frage gilt auch heute noch, und trotzdem daß wir durch den Krieg mit Japan und den Verlust von Tsingtau unmittelbar in die ostasiatischen Ereignisse hineingezogen sind, wird es nur zu viele unter uns geben, die keine deutliche Vorstellung von der Natur unserer Aufgabe in China und außerdem davon haben, daß sie hinter dem Weltkrieg noch viel unmittelbarer und wichtiger sein wird, als vorher.

Wir haben vor dem Kriege einen Anfang damit gemacht, deutsche Schulen in China zu gründen. Vor sechs Jahren versuchte ich zum ersten Male dafür zu werben und auseinanderzusetzen, daß es nur auf diesem Wege möglich sein wird, dem deutschen Geist sichern Einfluß auf die chinesische Kultur zu verschaffen. Dieser Einfluß soll sich bei uns, im Unterschiede von Engländern und sonstigen Mitbewerbern mit politischen Neben- oder vielmehr Hauptzielen, umsetzen in reale und ideelle Beziehungen zum beiderseitigen Vorteil, nicht in irgendein politisches Abhängigkeitsverhältnis.

Die Dinge liegen hier heute noch so und werden nach dem Kriege erst recht so liegen, daß ich nichts besseres zu tun weiß, als noch einmal hierherzusetzen, was ich seinerzeit in meinen „Deutsch-chinesischen Studien" gesagt habe: Englands und Nordamerikas Einfluß in China beruht zum großen Teil auf der Abhängigkeit, in der sich China sprachlich von ihnen befindet. Dem Chinesen ist die westliche Kultur, abgesehen von Japan, bisher im wesentlichen nur zugänglich durch das Medium der englischen Sprache und damit zugleich nur in ihrer besonderen angelsächsischen Ausprägung, d. h. zum Vorteil der angelsächsischen Nationen. Soweit andere Völker an dem Wettbewerb in China teilnehmen, haben sie bisher, um überhaupt voranzukommen, sich des englischen Sprachmediums mitbedienen müssen. Zwar gibt es bereits eine Anzahl gebildeter Chinesen, die in Deutschland studiert haben, und an sich ist Deutschland — zumal militärisch-politisch — in China durchaus keine unbekannte Größe. Für den Durchschnittschinesen gibt es sechs „Mächte": England, Rußland, Frankreich, Deutschland, Amerika, Japan. Die übrigen Staaten und Völker der Erde verschwimmen ihm in einem unbestimmten Nebel. Die deutsch-chinesische Schule soll ihm zeigen, daß innerhalb der westlichen Welt nicht nur England und Amerika, sondern auch Deutschland besondere und für ihn wertvolle Güter besitzt, zu denen der Zugang für ihn nur durch die Kenntnis der deutschen Sprache und des deutschen Wesens führt. Sie soll ihn weiter erfahren lassen, daß die Güter der westlichen Kultur, von denen er bisher auch durch das einseitige und exklusive Medium der angelsächsisch-japanischen Vermittlung keine objektive Vorstellung besaß, in ihrer spezifisch deutschen Ausgestaltung seinem Wesen faßlicher und darum für ihn wertvoller sind. Es liegt auf der Hand, daß nur Leistungen ersten Ranges innerhalb des deutsch-chinesischen Unterrichtssystems dazu imstande sein würden.

Es mag sonderbar klingen unter den heutigen Verhältnissen, den Plan eines deutschen Schulsystems für China zu erörtern. Erstens aber bestehen bei weitem die meisten unserer deutsch-chinesischen Schulen unverändert durch den Krieg fort. Zerstört ist nur die Hochschule in Tsingtau. Daß sie nicht wieder auferstehn, ist nirgends geschrieben. Ob aber mit, ob ohne Tsingtau — für die energische Fortsetzung unserer Kulturpolitik in China ist das gleichgültig. Deutsch-chinesische Kulturpolitik heißt von unserer Seite Aufschließung des Verständnisses der

Digitized by Google

westlichen Kultur für die Chinesen durch Herstellung der inneren Verbindungslinien zwischen der konfuzianischen und der abendländischen Denkweise. Wir werden den Chinesen nie deutlich machen können, was sie von Deutschland haben können, wenn wir vorher nicht selber die Kultur des Konfuzianismus studieren. Bei dieser Gelegenheit möchte ich dem Leser drei Bücher zur Einführung in das Innere der chinesischen Frage empfehlen. Das eine ist schon vor einer Reihe von Jahren erschienen und führt den eigentümlichen Titel: Die gelbe Gefahr als Moralproblem, von H. von Samson-Himmelstjerna, Berlin, Kolonialverlag 1902, und stellt auf etwas einseitige, aber doch positiv fruchtbare Art die moralischen Seiten der europäischen und der chinesischen Weltanschauung einander gegenüber. Das zweite ist von einem europäisch gut gebildeten Reformchinesen geschrieben, Ku Hung-Ming, der auch das Deutsche vortrefflich beherrscht. Es heißt: Chinas Verteidigung gegen europäische Ideen, Jena, Eugen Diederichs, 1911. Sein Inhalt ist, ähnlich wie beim vorigen, die Kritik Europas vom Standpunkt des gelehrten Konfuzianers aus. Höchst interessant und für den nachdenklichen Leser die bedeutendste Schrift, nicht ganz leicht zu lesen, aber grundlegend für jedermann, der sich eine Vorstellung von der Natur der Aufgabe machen will, die Tore eines gegenseitigen deutsch-chinesischen Verständnisses zu öffnen, ist die von Dr. Richard Wilhelm, noch heute unter der japanischen Okkupation Vertreter des Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins in Tsingtau: Kung Futse, Gespräche (Lun Yü). Hier findet sich eine tiefgründige Zusammenfassung und Erklärung der ganzen konfuzianischen Gedankenwelt, von der das chinesische Wesen gerade nach seinen besten Seiten hin bis heute so sehr beherrscht ist, und in die das Denken des gebildeten Chinesen so tief eingetaucht ist, daß nie und nimmer eine Entwurzelung des Konfuzianismus, sondern immer nur eine Synthese mit der christlich-abendländischen Weltanschauung möglich sein wird. Diese herbeizuführen ist die Aufgabe unserer deutschen geistigen Arbeit in China.

Kurz vor dem Kriege hatte ich einmal Gelegenheit, mit Chinesen über die deutsche Geschichte zu sprechen. Ich suchte und fand die Anknüpfung, indem ich sie darauf hinwies, daß Frankreich und England noch heute ihre Namen von deutschen Volksstämmen hätten, die jene beiden Länder vor langer Zeit eroberten und ihre staatlichen Grundlagen legten. Ebenso hießen die besten Stücke von Italien und Spanien, die Lombardei und Andalusien, nach deutschen Völkern, den Langobarden und Vandalen. Es war ganz merkwürdig zu sehen, wie dieser unangreifbare Beweis für das Alter und die Größe der deutschen Geschichte durchschlug. Man sieht, es kommt nur darauf an, dem Chinesen die richtige Brücke des Verständnisses zu bauen, um ihn zu interessieren. Wir werden dasselbe auf dem Gebiet des kulturellen Verständnisses erreichen, wenn wir imstande sind, die inneren Beziehungen deutlich zu machen, die zwischen unserm deutschen Verständnis der christlichen Grundwahrheit und den konfuzianischen Wahrheiten bestehen.

Die Zurückgebliebene

Anders hab' ich's nie gekannt,
Als daß er mir Liebes tat,
Da riefst du, o Vaterland,
Und er schied und ward Soldat.

Als im Wind die Fahne flog,
Ging sein Sinn nach Sieg und Schlacht,
Da er hinterm Trommler zog,
Trug er meiner nicht mehr acht.

Vaterland, das tat nicht wohl,
Daß er mich um dich vergaß,
Und mein Sinn war kummervoll
Und mein Kissen tränennaß.

Doch erwachen sah den Tag
Ich darauf zum andern Mal.
Vaterland, die Sonne lag
Leuchtend über Berg und Tal.

Deine Felder schwer von Frucht!
Deine Wälder kühl von Tau!
Und der Wolken Spiel und Flucht
Über stolzer Dome Bau!

Sieh, da ward es in mir still
Und ich hab' es wohl geahnt,
Was es denn bedeuten will,
Wenn dein Ruf die Söhne mahnt.

Und es kam so über mich,
Heimat, weit mir aufgetan,
Und ich weiß, warum um dich
Alles man — vergessen kann!

Ernst Zahn

Digitized by Google

An die Lyrik

Von Georg Busse-Palma †

Vielgestaltige Leidenschaften
Treiben ihr Wesen in unserer Brust.
Vielgestaltige Leidenschaften
Formen das Leben in Leiden und Lust.
Schreien wie Krieger, im Zorn und gewaltig,
Winken wie Mädchen uns träumerisch zu —
Göttliche Lyrik, so vielgestaltig
Wie unsere Leidenschaften bist du! —

Was in unhörbar sehnsüchtigem Drange,
Was uns wie Sturmwind die Seelen durchzieht,
Dir auf dem Munde wird es zum Klange,
Formt sich zum Wort und belebt sich zum Lied.
Liebe, die heimliche Feste feiert,
Sehnen, das bis an die Sterne sich schwang,
Alles verkündet, alles entschleiert,
Göttliche Lyrik, dein tönender Sang.

Feindlich noch stünden sich alle entgegen,
Kündetest du nicht das heilige Band,
Daß uns die gleichen Gefühle bewegen
Und alle Seelen einander verwandt.
Prüfen die Hämmer in klingendem Spiele,
Wird sich der Stein erst des Goldes bewußt,
Göttliche Lyrik, so leitest du viele
In das Geheimnis der eigenen Brust! —

Dankbar vor allen muß ich auch dich loben.
Wie du mich führtest, erhieltest du mich:
Hast mich aus Schmerz und Verzagtheit gehoben,
Und die Verzweiflung bezwang ich durch dich,
Was ich geformt und zum Verse gezwungen,
Klingend bezwungen, verlor's seine Macht —
Göttliche Lyrik, mit feurigen Zungen
Sangst du mir Licht in die dunkelste Nacht!

Digitized by Google

Bildnis. Gemälde von Wilhelm Schmurr

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

Ankunft des holländischen Gesandten zum Friedenskongreß in Münster
Gemälde von Gerard Ter Borch im Besitz der Stadt Münster. (Phot. Bruckmann)

Die großen Friedenskongresse

Von Prof. Dr. Ed. Heyck

Das von gelegentlichen Herolden geblasene Staatsbürgerideal, männiglich möge politisch doch nicht weiter denken als bis zum täglichen Hauptquartiersbericht, läßt sich vielleicht ganz gut verwirklichen, soweit sich ein einzelner wie ich nicht vor die warme familiäre Reichshaustür hinausgesetzt befindet, sondern an die Freiluft der Zeitungswelt da draußen unter den Neutralen, wo für den Burgfrieden der Gedanken eben doch die zugigen Winde aus allen Horizonten und Schlüften der Völkererregung allzu chaotisch und dirigentenlos durcheinander wirbeln. Nicht daß uns der brausende Ton des tiefen Hasses, der Anfeindung gegen unser Volkstum beunruhigt; das erfrischt nur, das flattert im Haar und ist wie sausender, dunkler Föhnsturm, worin sich die Brust mit starken Wohlgefühlen weitet. Und wenn wir die zuweilen an allen Punkten gleichzeitig mit 42 cm-Kaliber vorbrechende Zwecklüge lesen, wundern wir uns höchstens, daß es noch Leute gibt, die diese Taktiken nun nach acht Monaten noch nicht an ihrem Rhythmus herauskennen.

Aber hier und da sind es gewisse Klarinettentöne des wirren Spektakelkonzertes, woran doch eine Aufmerksamkeit haften bleibt. Weil sie die Spuren von Leitmotiven sind, die zwar auch nur flüchtig im fegenden Wirbel zerfetzt vorübertanzen, doch immerhin erkennen lassen, daß sie eine gewisse Resonanz in Kräften besitzen, mit denen in der auswärtigen Politik nun einmal gerechnet werden muß oder sollte.

Zu den ernst zu nehmenden Kräften rechne ich weniger, wenn auch schon durch das tosende Kampfgewitter vorzeitige Friedenskongreß-Schalmeien ihre Hirtengesänge anheben. Fremde verantwortliche Staatsmänner haben, soweit man sieht, zwar kaum damit zu tun, außer daß Herr Grey einmal Kopenhagen als Kongreßstadt Vorschußfreundlichkeiten sagte. Öfter sind es geärgerte Zuschauer, die aus Mißvergnügen über Deutschlands erfolgreiche Fortschritte vom künftigen allgemeinen Friedenskongreß orakeln, bei dem die maßgebenden Entscheidungen liegen sollen, jene allerorten herumspukenden Politiker eines verschwommenen Völkerwohles, die wohlbehütet weitab vom Krieg und allem, was er im Manne weckt, sitzen; Leutchen sind es, die sich aus Unwillkürlichkeiten, in die sie nun einmal eingedroschen sind, jede Art Friedenskongreß so ungefähr wie eine Berner Tagung ihrer kosmopolitischen Friedensliga vorstellen, wo dann das Wichtigste sein wird, daß vor allem sie selber zu Worte kommen, bevor die Völker Europas zur allgemeinen „Abstimmung schreiten".

Wiederum auf einem ganz anderen Blatt steht es und hat keinerlei Verbindung mit diesen Tiefstufen politischer Vernunft, wenn das neugewählte Haupt der katholischen Christenheit, der keineswegs als unpolitisch und kurzsichtig zu nehmende römische Papst, in pontifikalen Kundgebungen schon einen künftigen Friedenskongreß und die dabei von ihm wahrzunehmenden Aufgaben voraussetzte. So wenig annehmbar ein derartiger Kongreß ist — bei welchem ein im Felde

Digitized by Google

siegreiches Deutschland nur den beschwerlichsten Kampf gegen alle unblanken Waffen seiner Feinde erneuern müßte —, so ist es doch berechtigt, daß am hoffnungsvollsten von allen Unparteiischen der Papst die Rolle abwägt, die ihm auf einer solchen großen Staatentagung beschieden sein könnte. Und sollte nicht gerade er dabei an den einstmaligen Dreißigjährigen Krieg denken, der dem gegenwärtigen durch seine umfassende Ausdehnung vergleichbar ist: an den Westfälischen Friedenskongreß, wo Europa dem Papste Innocenz X. die Aufgabe der obersten Vermittlung zuerkannte und seinem Nuntius, dem Kardinal Chigi, den Rang als würdigstem Haupt

Papst Innocenz X
Gemälde von Velazquez im Palazzo Doria in Rom

der versammelten Friedensdiplomaten. Freilich sind diese günstigen Stellungen, die Rom damals nicht erst zu erobern brauchte, desto schlechter von ihm behauptet worden. Chigi ließ bald allzusehr vergessen, daß er als Friedensstifter unter den Kriegsparteien erschienen sei; diese Rolle ging hinüber auf den klugen Venezianer Contarini, und als schließlich das große Werk von 1648 zustande gekommen war, als die reitenden Stafetten durch Europa flogen, die Kirchenglocken der Katholiken, Lutheraner, Reformierten ihre Feierklänge läuteten und von allen Kanzeln die Prediger ihre heißen Dankgebete sprachen, da stand der vereinsamte Innocenz X. außerhalb derjenigen, die den Frieden ratifizierten und anerkannten.

Der Westfälische Friedenskongreß ist vielberufen geblieben durch die schleppende Länge, die die Ausdauer der deutschen Länder, auf deren Boden die Kriegsfurie vorderhand noch weiterwütete, auf eine letzte harte Probe stellte. Von „Erwägungen" solcher Art ließen sich indessen die damaligen Herren Diplomaten nicht peinlich anfechten, wenn nur dafür alles mit der schicklichen juristischen Gelehrsamkeit und feierlich umständlichen Zeremonialität vonstatten ging. Anfang 1642 war man so weit, daß sich zu Mariä Verkündigung dieses Jahres (25. März) die Gesandten der großen und kleinen Kriegführenden nebst denen der Vermittler teils in Münster, teils in Osnabrück zusammenfinden sollten. Die Teilung — dort Frankreich, hier Schweden als Hauptpartei gegen den Kaiser — geschah sowohl, um die Verhandlung übersichtlicher zu gestalten, die durch einige Sonderfrieden schon erleichtert war, als auch deswegen, um durch den zugehörigen umfänglichen Apparat von begleitenden Räten und Gelehrten, Schreibern und Kanzleibeamten, Karossen und Dienerschaft, Troß allerart, die Quartierverhältnisse einer einzigen Stadt nicht ins Unmögliche zu belasten. Indessen statt März 1642 wurde es Frühjahr 1644, bis allgemach die HochWolEdelgeborenen, Gestrengen, Festen, insonders HochGeneigten, HochGelahrten mit der gebührenden Ausstaffierung beieinander waren; und dann verbrauchte man zunächst sechzehn Monate, um mit den schicklichen Salutationen, Komplimenten, Visiten, vor allem aber mit den umschweifevollen, penibelsten Streitigkeiten um Vortritt und Rangordnung alles gehörig auszurichten. Wochen über Wochen vergingen allein mit Untersuchungen, auf welche Weise die Gesandten der kriegsverbündeten Franzosen und Schweden zu begrüßen seien, daß dabei nicht, so oder so, der Majestät von Frankreich oder der Königin Christina ein Abtrag geschähe. Es war noch ein Glück, daß bei den ebenso blumenreichen wie tiefgründigen Erörterungen, wer nach Münster, wer nach Osnabrück zur Salutation reisen müsse, schließlich ein Schlaukopf den Ausweg riet, einen Teil der Begrüßungen unterwegs zwischen beiden Städten vorzunehmen.

Nicht völlig so schwerfällig sind die sachlichen Verhandlungen gewesen, als sie erst einmal in Fluß kamen. Immerhin gab es auch dabei noch tolle Ausgeburten dieser im Allongenstil ausgetüftelten Gebührlichkeiten; so wenn z. B. bei den Sitzungen — die darin

Digitized by Google

bestanden, daß die bevollmächtigten Herren Gesandten die von dero obersten Geheimbden Secretariis im Barock-Latein wohlausgearbeiteten Allokutionen mit vielen abgestuften Bücklingen herunterlasen — einer dieser Herren schwänzte, wiewohl er sich zur Rede hatte vormerken lassen, man aufhören und sich an sothanem Tage vorzeitig zur Tafel verfügen mußte, weil durch ein einfaches Übergehen des Ausgebliebenen den Rechten des von ihm vertretenen Potentaten in einer neue Verwicklungen herbeiführenden Weise hätte präjudiziert werden können. Wie ein frischer Windzug ist es, wenn wir von dem persönlichen Erscheinen des jungen Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg

Der Große Kurfürst
Ausschnitt aus einem Gemälde von Mathias Czwiczek aus dem Jahre 1642 im Königl. Schlosse zu Berlin

schließlich von sämtlichen anwesenden oder nach Münster in langem Karossenzuge über-

auf der Osnabrücker Tagung lesen — ein lebendiger, wollender, fühlender, zu Zorn und Begeisterung fähiger Mensch inmitten dieser mumienhaften, mit Mikrometergewichtlein abgemessenen Gedanken- und Pflichtenaufwendung.

Bei alledem hat der arbeitsame Anteil der in den westfälischen Bischofsresidenzen versammelten Doctores und Secretarii im Verein mit der Beharrlichkeit einiger doch auch fester zupackender Befähigungen unter den hohen Diplomaten im Laufe der Jahre das Werk zum Ende gefördert. Wie man über das Drum und Dran auch urteilen mag: die westfälische Friedensurkunde, die

Der Sonderfrieden von Spanien und Holland auf dem Friedenskongreß zu Münster
Gemälde von Gerard Ter Borch in der Nationalgalerie zu London

Digitized by Google

„Neuer Auß Münſter vom 25. deß Weinmonats im Jahr 1648 abgefertigter Freud- vnd Friedenbringende Poſtreuter."
Kopfſtück eines fliegenden Blattes mit der Friedensnachricht

geſiedelten Geſandten am 24. Oktober 1648 im dortigen Biſchofshof unterzeichnet und beſiegelt ward, ſtellt für Deutſchland nicht weniger dar als eine umfaſſende Neuordnung der ſtaatlichen und der Verfaſſungsverhältniſſe. Freilich, ſchwere neue Opfer hat ſie Deutſchland gekoſtet, ganze Länder wie das Elſaß, Vorpommern, die Fürſtentümer Bremen und Verden, wichtige Feſtungen und Städte hat ſie aus dem Reichskörper neu herausgeriſſen — natürlich mit der „vollen Wahrung" ſtaatsrechtlicher ſpinnwebdünner Verſchleierungen, wodurch man zu verſchiedenſten Zeiten die Verpflichtungen gegen das nationale Volksgewiſſen zu erfüllen wußte.

Bei allen Amputationen nach außen und inneren ſcharfen Schnitten im leidensreichen Reichskörper iſt der Abſchluß von 1648 doch ein höchſt faßbares Ergebnis geweſen. Ich habe wohl anderweitig ſchon geſagt: in der Hinſicht vollzogener Aufgaben braucht ſich der von den Geſchichtsbüchern vielverſpottete weſtfäliſche Geſandtenkongreß noch längſt nicht vor einer neuzeitlichen Gegenwart zu ſchämen, die während des letztvergangenen Balkankrieges die Großmächte in öffentlich verpflichtender Weiſe die „Integrität der Türkei" verkünden und ihre Botſchafter in London zuſammentreten ſah, wo dieſe ausdauernd ſchwächlicher werdende Tagung dann ſchließlich ihre großmächtlichen Kräfte auf die Verkündung und finanzielle Ausſtattung des Fürſtentums Albaniens ſammelte, aber auch ſo noch in beiden Punkten nur eine romantiſche Dichtung hinterließ.

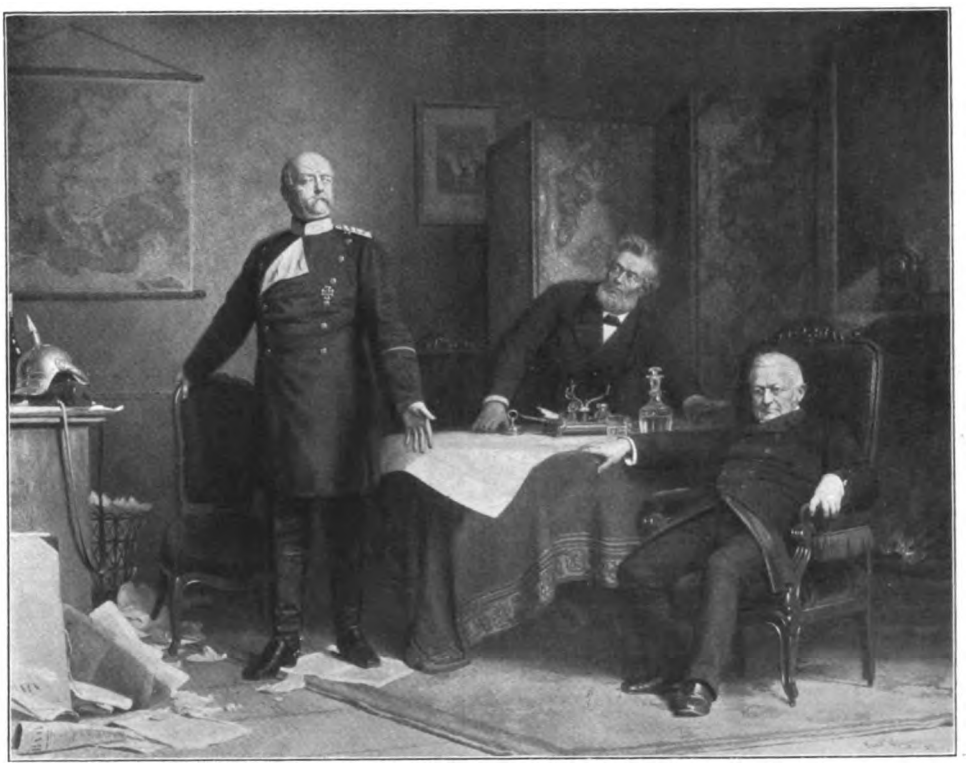
Nichts gibt ſo vielen Anlaß wie die ſachverſtändige Diplomatie, um die inhaltsvolle Frage aufzuwerfen nach der Gebundenheit, die die Routine mit ſich bringt, in ihrem Verhältnis zum freibeweglichen Verſtande. Ein Verhältnis zwar, das wir in jedem mehr oder minder geiſtigen Berufe haben; mit der dem einzelnen angeborenen Begabung hat es unendlich weniger zu tun, als immer die oberflächlichſten der Kritiker vermeinen. Der geſcheiteſte Privatmenſch kann ein begrenztes Männlein als Gelehrter ſein, indem ſein ehrfürchtiger Glaube an den heiligen Geiſt der Schultheorie niemals mehr auf einen Newtonſchen Punkt gelangt, wo man die Dinge auch einmal von außen ſieht; oder die beſchränkteſte Lederſeele gibt einen prächtigen Parteiführer, wenn ſie die ſogenannte Taktik erfaßt und kraft dieſer Überlegenheit dann alles mattſetzt, was ſich in lebendigeren Menſchen von unbebrillten Erkenntniſſen und unmittelbaren Gemütskräften regt. Es iſt überall ſo; aber durch die viele Menſchenalter lange Gewöhnung des normalen diplomatiſchen Betriebes wird eben die große Geſamtheit in einem millionenfach peinlicheren Maße betroffen. Deshalb, weil das Maß etwas voll iſt, hallten ſeit Jahren unſere Öffentlichkeit und Parlamente wider von dem Ruf nach gründlichſten Reformen: man ſolle andere Geburtsſchichten für die Attachés und künftigen Geſandten heranziehen, wurde vorgeſchlagen, und ähnliches mehr. Daß es nicht an der Geburtsſchicht als ſolcher liegt, beweiſen jetzt wieder einmal die ihr entſtammenden Generäle. Aber faſt noch mehr hätten wir von ſolcherlei Reformen zu fürchten, die die erforderlichen Fachexamina verſtrengern, die Vorbereitungen und Studienſtoffe mehren möchten. Dadurch wird beſtenfalls das allerunterſte Eichmaß ein wenig heraufgeſetzt, aber der hier ſo wichtige, von ſelber rege, ungebundene Verſtand würde nur noch weiter eingeengt und plattgedrückt werden zugunſten unkritiſcher Selbſtberuhigung. Man ſollte meinen, all der viele Geſchichtsunterricht, der in Deutſchland ſtattfindet, müßte doch ein-

Digitized by Google

mal zu der Erkenntnis führen, daß seit den Zeiten der Pharaonen die etwas ausrichtenden und die ganz großen Staatsmänner selten aus der Inzucht der schulmäßigen Amtskarriere hervorgegangen sind, aber desto häufiger aus Kreisen, die den sichtbaren Zwecken, sowie auch den Menschen mit ihren Psychologien am unmittelbarsten gegenüberstehen: Soldaten, Feldherren, Priester, Bischöfe, Abbés, Kaufleute und nicht zuletzt Gutsbesitzer mit Abgeordnetenmandat, wie z. B. Cromwell, dessen Jünglingsstudienjahr in Cambridge das Belangloseste in seinem Leben blieb, oder wie Bismarck, der zuvor, als er noch Jurist mit Absichten auf die Diplomatie war, bekanntlich diesen Beruf verfehlte. Pitt war Offizier, auch Mirabeau hat damit angefangen, und so wäre vieles zu erzählen.

In der Geschichte der fachmäßigen Politik steht der Westfälische Kongreß wie eine künstliche Riesenpyramide aufgeschichtet, die ihren Schatten breit über die kommenden Jahrhunderte erstreckt. Seither sind diese ungeheuren Formalien, Zeremonalien, prunkhaften Gesellschaftsgenüsse und sogenannten Repräsentationen zu einem Schwergewicht gelangt, dessen Maßgeblichkeit eine kritische nachträgliche Anzweiflung nicht aufkommen läßt. Und nicht anders beugen die meisten sich auch geistig. Allein aus den „Vorfragen" des Westfälischen Kongresses, z. B. welche Verhandlungsorte geeignet seien, um keinem Teil Günste und Übergewicht zu geben, welche Staaten einzuladen und zuzulassen seien, wie die Vollmachten beschaffen sein müßten und zu prüfen seien, wie die Häupter und die Begleiter der einzelnen Gesandtschaften mit richtiger Feinheit rangieren, — über präsidiale Rechte und Ansprüche, beratende oder beschließende Stimme, postalische und andere Souveränitätsrechte der Vertreter, Exemtion und Neutralität der Kongreßorte, über die sonstigen weitschweifigen Fragen, die sich in das studentische Wort „Comment suspendu" zusammenfassen lassen, ist eine so unermeßliche Gelehrsamkeit entstanden, daß es da nur zweierlei gibt: entweder sie als sekundär zu behandeln oder mit einem besten Teil der Kräfte darin stecken zu bleiben.

Zuweilen hat man doch diese Charybdis vermieden. Zwischen den kongreßmäßigen Friedensschlüssen von Utrecht und Baden, die den spanischen Erbfolgekrieg wieder einmal am wenigsten glücklich für das mitverhandelnde Deutschland beendeten, liegt die militärische Zusammenkunft von Prinz Eugen und Marschall Villars im Rastatter Schloß, zur „feldmäßigen Beredung" im Namen des Kaisers und Ludwigs XIV. So lediglich



Bismarck in Versailles mit Thiers und Favre. Gemälde von Carl Wagner
Veröffentlicht mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin

Digitized by Google

feldmäßig sind sie zwar mit diesem Rastatter Frieden auch nicht fertig geworden; aber es bleibt doch die vielsagende Tatsache bestehen, daß der habsburgische deutsche Kaiser Entschluß faßte, nachdem ihm die Vermengung seiner Entscheidung mit dem chaotischen und ränkevollen Getriebe der von den kriegführenden „Ständen" generaliter beschickten Utrechter Versammlung in eine unmögliche Lage gebracht.

Auch Bismarck ist, wo er Partei war, so verfahren. Im Jahre 1866 verhandelte er im Schloß von Nikolsburg mit dem Botschafter Grafen Karolyi, dem Geheimrat Baron Brenner und dem General Grafen Degenfeld als Militärbevollmächtigten, sprach Faktur mit der Einmischung Frankreichs und beschleunigte die Besprechungen angesichts russischer Kongreßideen; 1871 kam er zum Schluß unter vier Augen mit Thiers überein; 1878 beim Berliner Kongreß, den er in einem Monat erledigte, war er nicht Kriegspartei, sondern der „ehrliche Makler", der an Deutschland die verdienstvolle Bedeutung derjenigen Großmacht brachte, deren Ansehn und Vertrauenswürdigkeit die feindlich zerrissenen Fäden wieder aneinanderknüpfte. Wie jedermann weiß, hat aber der Berliner Kongreß eben der altüberlieferten deutsch-russischen Freundschaft, die Bismarcks wesentlich leitende Voraussetzung war, nicht gut getan und ist zu einem weiterwirkenden Keim ihrer allmählichen Vernichtung geworden.

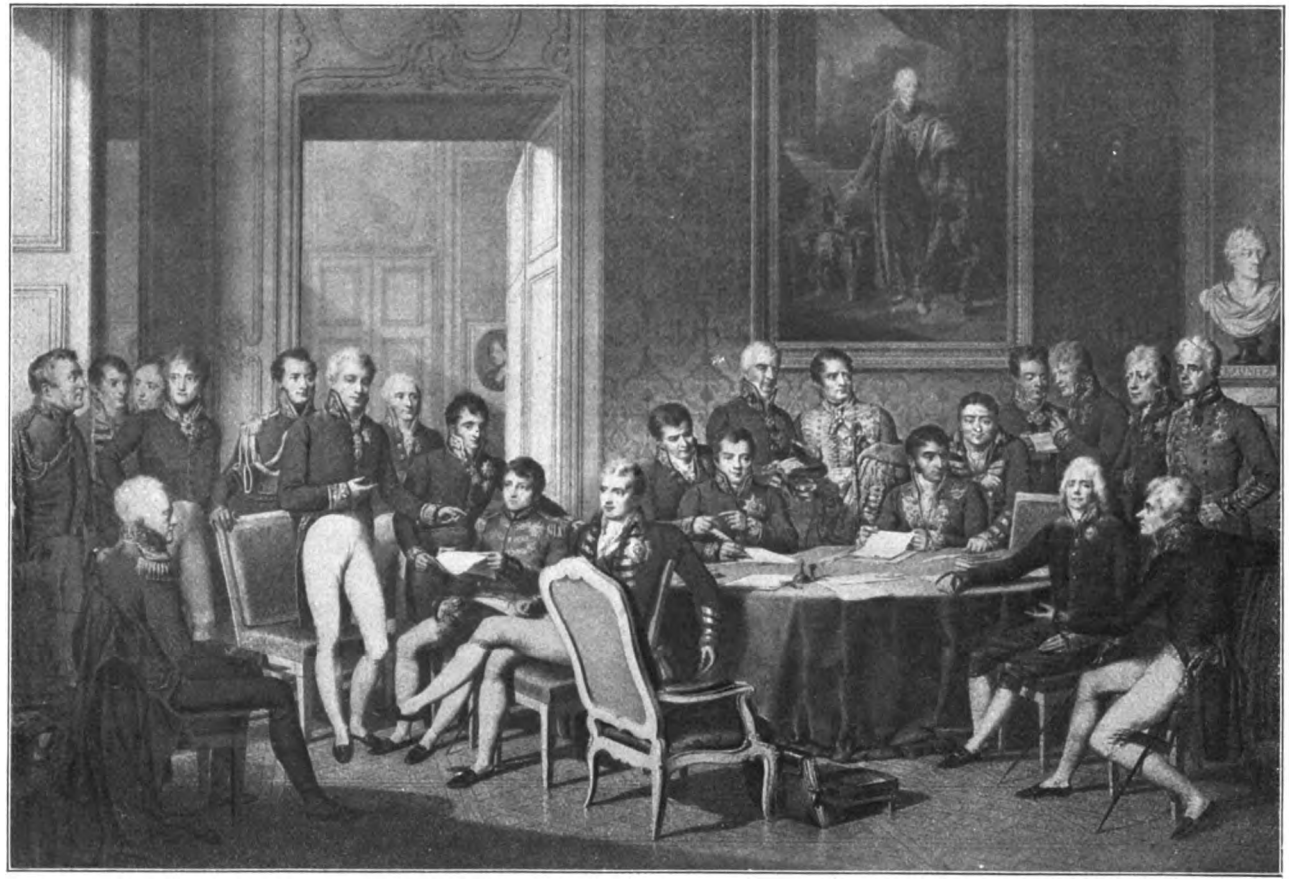
Ein halbes Menschenalter früher hatte Bismarck als neuer Ministerpräsident parlamentarischen Anregungen seine Kritik entgegengestellt: Kongresse hätten „die Einstimmigkeit der Beteiligten zum Ergebnis oder gar keins". Ein Wort, das bei anderem Ausgang einem Treitschkeschen verwandt ist (Deutsche Geschichte, Bd. I, S. 598): „Ein Diplomatenkongreß kann niemals schöpferisch wirken; genug, wenn er die offenbaren Ergebnisse der vorangegangenen kriegerischen Verwicklungen leidlich ordnet und sicherstellt."

Der Krieg wird gesundermaßen zur Entscheidung durch den Krieg gebracht, durch die Waffen zum Frieden geführt. Vom 17. bis 19. Jahrhundert, vom Großen Kurfürsten bis zu den Tagen der deutschen Befreiungserhebung hat die Geschichte unseres Volkes die Bitternisse zu tragen gehabt, daß sie die Frucht des opfermütig erkämpften Sieges an den grünen Tischen ihr entwinden, die Ergebnisse der Kriegsentscheidung sich wieder verflüchtigen oder von rücksichtsloser Arglist umstürzen sah. Es liegt eine lehrhafte Weisheit in der alten Römerlegende, wie der Gallier Brennus bei der Erfüllung des Loskaufvertrages noch mit dem blanken Schwerte neben der Wagschale steht und es zuletzt, was ja nicht schön von ihm war, mit seinem lachenden „Vae victis!" auf die Schale der Gewichte wirft. Die Geschichte der Römer hat keine Kongreßversammlungen unter ihren großen Entscheidungsdaten aufzuzeigen.

Übersicht der auf dem Bilde auf Seite 111 dargestellten Mitglieder des Wiener Kongresses von 1815

1. Wellington (England). 2. Graf Lobo (Portugal). 3. Saldana (Portugal). 4. Graf Löwenhielm (Schweden). 5. Graf Alexis de Noailles (Frankreich). 6. Fürst Metternich (Österreich). 7. Graf de Latour Dupin (Frankreich). 8. Graf Nesselrode (Rußland). 9. Graf Palmella (Portugal). 10. Vicomte Castlereagh (England). 11. Herzog Dalberg (Frankreich). 12. Baron Wessenberg (Österreich). 13. Fürst Rasumowsky (Rußland). 14. Lord Stewart (England). 15. Gomez Labrador (Spanien). 16. Graf Clancarty (England). 17. Gneisenau (?). 18. Gentz (Generalsekr. des Kongr.). 19. W. von Humboldt (Preußen). 20. Gen. Cathcart (England). 21. Fürst Hardenberg (Preußen). 22. Fürst Talleyrand (Frankr.). 23. Graf Stackelberg (Rußl.)

Digitized by Google



Der Wiener Kongreß. Gemälde von J. B. Isabey
Wiedergegeben nach des Künstlers eigenhändiger Sepiazeichnung für den Kupferstich von Jean Godefroy

Digitized by Google

Dies unterscheidet sie von der englischen, so sehr diese beiden Nationen sonst zum Vergleich herausfordern, in der harten, zähen und klugen Verfolgung ihres Weltmachtbegehrens und nicht minder in dem ausschließenden Selbstbewußtsein, das neben ihnen nur Völker, die lediglich Objekt sind, minderwertige gentes, kaum einer näheren Unterscheidung würdig, anerkennt, hier foreigners, dort barbari. Rom ist groß geworden durch die Tapferkeit der Römer, England dadurch, daß es die Tapferkeit anderer kämpfen zu lassen wußte. Daher waren auch Englands Sache immer die Kongresse, und man muß es seinen Diplomaten zugestehen, daß sie jeweils die Absichten der englischen Politik gutenteils schon in Sicherheit zu bringen verstanden, bevor nur die übrigen an den eigentlichen Verhandlungszweck herankamen. In solchen Dingen hat es sich nicht leicht versäumt; aber bezüglich der Stellungen, wie Gibraltar, die es für andere in „Schutz" genommen, vergaß es dann bei den Kongressen leicht, den Hausschlüssel auf den grünen Tisch zu legen. Beim Utrechter Friedenskongreß, der 1713 zum Abschluß kam, war es seit 1711 heimlich mit seinem Kriegsgegner Frankreich verständigt, und da Holland schon ganz ins Schlepptau der englischen Politik geraten war, wurde der mit ihnen verbündete Kaiser in eine Lage manövriert, die ihm den Erfolg auf den Schlachtfeldern vernichtete und damit endete, daß er vorzog, den Krieg wieder aufzunehmen — ein Nachspiel dieses Kongresses, das bei seiner nunmehrigen militärischen und diplomatischen Vereinsamung nicht glücklich verlief. Durchweg finden wir die Erscheinung, daß das militärisch gedemütigte Frankreich auf den nachfolgenden Kongressen wieder sein Ansehen und eine günstige diplomatische Stellung zurückgewinnt.

Fürst Talleyrand. Gemälde von François P. Gérard

Im Frühjahr 1814, während jenes Feldzuges der Alliierten in Frankreich, den fast allein die Blüchersche Teilarmee als wirklich kämpfende geführt hat, hat an der oberen Seine, wo das Hauptquartier der Verbündeten geruhsam mit der Schwarzenbergschen Hauptarmee stehengeblieben war, der Friedenskongreß von Chatillon stattgefunden. Napoleons geschickter und rasch allgemein beliebter Vertreter Caulaincourt ist nahe daran gewesen, die Sache seines Kaisers hier zu retten, hätte es nicht Napoleons persönlicher optimistischer Eigensinn mit den entgegenkommenden Absichten der von Metternich majorisierten Diplomatie am Ende doch noch verdorben. So konnte Gneisenau das aufatmende Wort sprechen: „Napoleon hat uns bessere Dienste geleistet als das ganze Heer der Diplomatiker." Der Alb der Kongreßbeschließung war noch einmal abgewendet. Aber Chatillon hatte immerhin hingereicht, daß England seine drei eiligsten Forderungen

Digitized by Google

ins Trockene brachte: 1. Zugestandener Verzicht der festländischen Mächte auf Seerechtserörterungen — also Fortdauer der englischen Auslegung jeweils nach seinen Bedürfnissen —, 2. Erschaffung eines holländisch-belgischen Königreichs der Niederlande unter englischer Ägide, 3. Einsetzung der Bourbonen in Frankreich, zu denen sich England auf eigene Hand schon in verpflichtende Gönnerschaft gesetzt, im Falle der Nichtverständigung mit Napoleon. Mit harter Mühe brachten es die Preußen durch, daß man nicht auch das deutsche Rheinland mit Aachen und Köln dem niederländischen Patenkinde der englischen Dependenzenerrichtung in die Wiege legte.

Nach der Einnahme von Paris, wohin endlich Blücher und die Seinen das zögernde Hauptquartier nachzwangen, ist dann doch der für unentbehrlich gehaltene Kongreß gekommen. Das war zu Wien, wo nun, während die Feldherren nach Hause und auf ihre Güter gingen, „wie Würmer nach dem Regen" die kleinen Talente der Hofgemächer und diplomatischen Kanzleien sich wieder an die vergnügte Oberfläche schlängelten und in der beglückenden Gesellschaft der zynischen Unwiderstehlichkeit eines Talleyrand die ganze besternte Seelenarmut noch einmal die von der Revolution so häßlich unterbrochenen Zeiten des galanten Esprit heraufgezaubert wähnen durfte. Zu Chatillon war noch als Forderung erörtert worden, daß man ohne Mitwirkung Frankreichs die neue Ordnung in Deutschland und Europa schaffen wolle. Die nunmehrigen Verhältnisse auf dem Wiener Kongreß werden damit treffend versinnbildlicht, wenn man auf Isabeys Gemälde im Vordergrunde am Verhandlungstisch jenen Mann erblickt, der mit der gleichen unerschütterlichen Müheloſigkeit Bischof des alten Frankreichs, Zeremonienmeister der Revolution, Minister Napoleons gewesen war und der nun, mit allen Titeln und Würden bedeckt, die Ludwig XVIII. zu vergeben hatte, der Wiener Versammlung die durchgeistigte höhere Richtschnur der zu findenden Beschlüsse verlieh: das „Prinzip der Legitimität".

Sollte der Kongreß von Rechts wegen die ehrliche gemeinsame Ausführung dessen sein, um was die Verbündeten in den Krieg gezogen, so entglitten nun die einzelnen Fragen — ganz wieder wie auf dem Kongreß zu Utrecht — in das trübe Erdgeschoß der heimlichen Sonderabmachungen und Ränke. Der Staat, der am eigentlichsten die Tapferkeit und das Blut seiner Landeskinder eingesetzt hatte, sah sich am enttäuschungsvollsten und demütigendsten einer verschworenen Feindseligkeit gegenübergestellt, worin England und Frankreich herzinnig miteinander gingen, so daß aus der soeben noch begeisternden Allianz ein neuer Krieg mit schroff veränderten Rollen hervorbrechen zu wollen schien. Deutschland hat sich wahrlich nicht erst zu nachbismarckschen Zeiten in der Lage dessen gesehen, um den herum sich alle leicht und gerne untereinander verstehen, nur nicht mit ihm. Von den „Alliierten" blieb Preußen nur Rußland mit einiger

Fürst Hardenberg
Gemälde von Thomas Lawrence im Königl. Schloß zu Windsor

Digitized by Google

Verläßlichkeit. Friedrich Wilhelm hatte neben Hardenberg, dem in den geselligen Lebemannston des Kongresses sich gut hineinfügenden vornehmen Kavalier, der nur schon für diese vielseitigen Freuden etwas angeherbstet war, und dem feinen, zu den ersten Geistern zählenden, dabei auf eine Goethesche Art auch mit Feinheit genußfrohen Wilhelm von Humboldt eine Anzahl von wohlbeschlagenen, tüchtigsten Räten auf den Kongreß entsandt. Aber eben diese arbeitsamen Gründlichen, die die Paragraphen wußten, Geschichte und

Wilhelm von Humboldt. Zeichnung von Franz Krüger

Bevölkerungszahlen im Kopf hatten, wirkten im politischen Jahrmarktstrubel wesentlich unbequem pedantisch und ließen die Ungunst der Mehrheit sich im bissigen Ärger über die preußischen „Statistiker" zusammenfinden. Auf diesem Wiener Kongreß, den man auf etwa drei Wochen veranschlagt hatte und ohne Napoleons Hilfe noch mit neun Monaten nicht zum Ende gebracht hätte — der nach dem Epigramm seines ältesten Veteranen, des Fürsten von Ligne, tanzte, aber nicht marschierte (man sollte das marcher, das Vorankommen, nicht übersetzen müssen) — hätten ein paar courmacherische Leichtfüße und Dandies, die aber an der rechten Stelle nicht vergessen hätten, was ihre sonstige Aufgabe war, mancherlei vor jener ehrenhaften Sachlichkeit ausrichten mögen. War doch auch wieder die beste Kraft Englands, seiner Castlereagh und Cathcart, die tief unwissende Nichtachtung geschichtlicher, rechtlicher und ähnlicher Nebensächlichkeiten, die mit dem unbeirrbaren Instinkt des Nützlichen sich desto glücklicher zu vereinigen wußte.

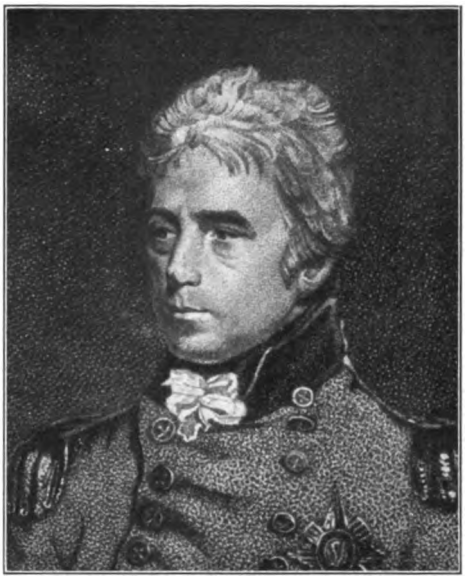
Lord Castlereagh. Gemälde von Thomas Lawrence
Wiedergegeben nach dem Kupferstich von J. R. Jackson

Noch einmal hat Napoleon die Einheit seiner Gegner gerettet, als er auf die Nachrichten der Entzweiung des Kongresses, der beiderseitigen Rüstungen und Sonderbündnisse sich von Elba aufmachte. Und noch einmal hat sich die ganze Vertrauensfreudigkeit des deutschen Idealismus in Blücher verkörpert, als er meinte, durch den zweiten Krieg werde alles gut, „Elsaß und Lothringen müssen sie hergeben!" und

Digitized by Google

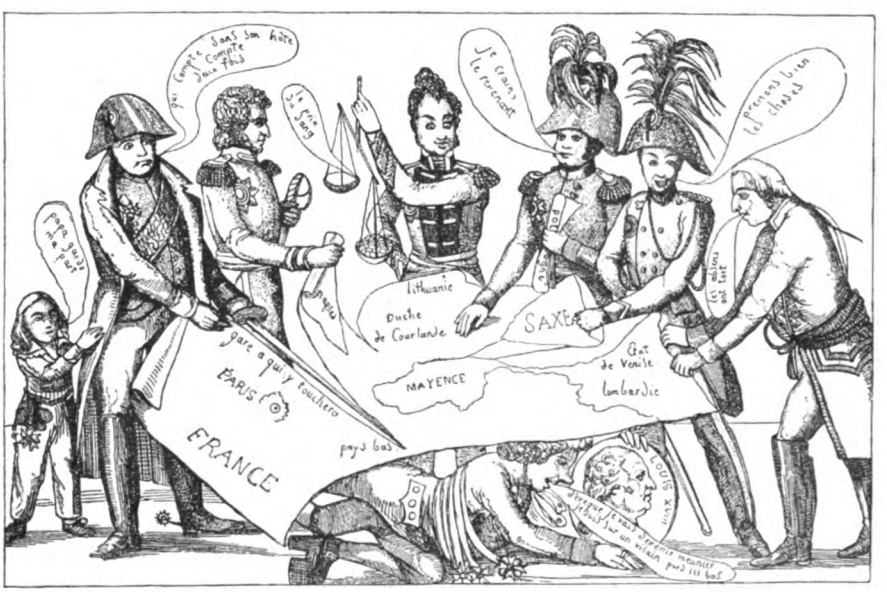
mit Wellington werde er, Blücher, schon eine gute Ehe führen. Leider blieb es dann doch bei dem, was er in seiner gesunden Bildlichkeit von dem großen Wiener Jahrmarkt gesagt: wir haben einen tüchtigen Bullen hingebracht und uns einen schäbigen Ochsen eingetauscht.

Wem der Kongreß gelohnt, war Albion. Der festländische Brückenkopf für Englands europäisch entscheidende Stellung, als was die vergrößerten Niederlande gedacht waren, ward wohlgelungen fertig und ward von ihm bei Waterloo — „ich wollte, es wäre Nacht oder die Preußen kämen!" — im glücklichsten Siege gerettet. Von den anderweitig zu Wien gehandelten Beutestücken führte es den für die Weltmacht vorteilhaftesten Anteil heim, kleinere französische und größere holländische Kolonien, darunter Kapland, Ceylon und den Westteil des südamerikanischen Guyana, dazu Helgoland, Malta, die jonischen Inseln.



Viscount Cathcart

Dieser Wiener Kongreß hat die seit acht Jahrhunderten überlieferte Gegnerschaft von England und Frankreich in die politische „Entente cordiale" der sogenannten Westmächte verwandelt, die nicht ohne Trübungen geblieben ist, aber sich dadurch immer wieder befestigt hat, daß sie gemeinsam — das Wort ist gut niederdeutsch — das „Belämmern" der übrigen zur Meisterschaft brachten, soweit es nicht für gewöhnlich England auch allein dazu reichte. Das, und dann die gewiß beachtenswerte Erscheinung, wie Preußen und Frankreich auf dem Wiener Kongreß schnellstens die diplomatischen Rollen des Siegers und des besiegten Abhängigen vertauschten, endlich drittens, daß dort von den vaterländischen Volkswünschen der Deutschen vollends nicht mehr die Rede sein konnte: das sind die Lehren, die diese große Tagung nach dem Völkerkriege hinterlassen hat, sofern man aus deutscher Geschichte Belehrung und Erfahrung schöpfen will.



Karikatur auf den Wiener Kongreß

Digitized by Google

Graf Karolyi
Baron Haymerle Graf Launay
Fürst Gortschakoff
Lord Beaconsfield
Waddington
Graf St. Vallier
Fürst Hohenlohe Teyrez Graf Andrassy
Graf Corti Lothar Bucher
Graf Moun
v. Radowitz Baron Oubril
Fürst Bismarck
Graf Herbert Bismarck
von Holstein
Dr. Busch
Sadullah Bey Lord Salisbury
Graf Schuwaloff Lord Odo Russel Karatheodori Pascha
Mehemed Ali Pascha
Staatssekretär von Bülow
(der Vater des späteren Reichskanzlers)

Der Berliner Kongreß 1878. Gemälde von Anton von Werner im Rathaus der Stadt Berlin
Veröffentlicht mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin

Digitized by Google

Der Tote. Erzählung von Hans Grimm

Gesichte haben ihren Ursprung in denen, die sie sehen.
Chinesische Geistergeschichten.

In der kleinen Stadt kannten viele die Tochter der verwitweten Majorin von Ansehen. Sie galt einigen als stolz und der Mehrheit als dünkelhaft und steif. Sie war sehr blond und etwas derb und hatte eine harte, herrische Stimme. In ihrem sonst gleichgültigen, gesunden Gesichte bemerkten genaue Beobachter bei wiederholter Begegnung einen unausgeglichenen Zug, jenes Fremde, das oft den Frauen alter halbwendischer Geschlechter eigen ist. Freunde und Verwandte sahen sie ohne Nachdenken in der Erinnerung immer mit diesem Zuge.

Als plötzlich der Krieg kam, machte Holde von Kolzow dadurch von sich reden, daß sie sich innerhalb der ersten Tage kriegstrauen ließ, während die meisten unentschieden die gewaltige Neuheit der Lage anstarrten. Sie heiratete Oberleutnant Hansen. Hansen mußte gleich wieder fort. Er kam einen weiten Weg. Sein Aufenthalt dauerte fünf Stunden. Die Nachricht wurde in der Stadt herumgetragen, nachdem man eben von der ersten Kriegstrauung im Kaiserhause gelesen hatte. Die Leute sagten: „Es ist bei Hofe geschehen, sie hat es gleich nachmachen müssen. Bei der Majorin wird so gern vom Hofe geredet. Die Tochter soll dabei diesen Oberleutnant Hansen nie gewollt haben. Er ist doch wohl schon ein paarmal umsonst dagewesen. Und wo steht er überhaupt? Er ist doch nur Reserve?“

Wenn sich Holde von Kolzow zu ihrem Entschlusse wirklich durch ein Beispiel bestimmen ließ, ahmten ihr jedenfalls in den nächsten zwei Wochen ganz bewußt verschiedene der verschiedensten Schichten nach. Alle möglichen Bräute wurden von Freundinnen gefragt: „Willst du es nicht machen wie Holde von Kolzow? Willst du es nicht machen wie die Kolzow?“ Und alle möglichen Bräute sagten zu ihren Eltern: „Ich will es doch Fräulein von Kolzow nachmachen.“

Wie überall brachte das große Geschehen die zurückbleibenden und sonst auseinanderstrebenden Menschen zusammen. Bei der Heimkehr von der ersten Frauenversammlung, in der sie die „Gestaltung der gemeinnützigen Tätigkeit der Frauen“ beraten hatten, wurden die Gattinnen und Töchter von den Männern und Vätern außer nach dem Hergang nach den Teilnehmerinnen gefragt. Die Gefragten nannten die Frau Kreisphysikus, die Frau Majorin, die Frau Oberpfarrer, die Frau Konsul oder die Frau Oberförster und Frau Rektor und die bayrische Frau Oberapotheker oder irgendeine andere Zusammenstellung. Allen Zusammenstellungen wurde angehängt: „Und natürlich die Landrätin und Holde von Kolzow.“ „Holde von Kolzow, die also jetzt Holde Hansen heißt,“ verbesserten sich manche. Am nächsten Tage fand der Kegelabend der Alten statt. Es war selbstverständlich, daß nach den Nachrichten aus Belgien und hinter den Gerüchten die Damenversammlung von gestern besprochen wurde. Jeder half die Liste der Teilnehmerinnen ergänzen, und es fiel jedem die häufige Nennung der Tochter der Majorin auf.

„Neuerdings scheinen unsere sämtlichen Damen eine gewisse Bewunderung für Frau Oberleutnant Hansen zu teilen,“ sagte der Kreisphysikus, „und es ist seltsam, die junge Frau wird ganz allgemein mit ihrem Mädchennamen zitiert.“ — „Ach,“ rief der freundliche Oberpfarrer, „da kann ich Ihnen eine niedliche Geschichte erzählen. Meine Frau hat sie von der Majorin selbst erfahren. Denken Sie sich nur, als das liebe Kind dem tapferen jungen Ehemanne die ersten Briefe nachsandte, da unterschrieb sie ganz in Gedanken Holde von Kolzow. Was er wohl sagen wird?“ — „Na,“ warf augenzwinkernd der Oberförster ein, „die Ehe hat sich ja über den Herrn Oberpfarrer hinaus noch nicht weiter entwickeln können, aber die Kleine wird sicher einmal eine ausgezeichnete Frau. Er soll ein vortrefflicher Mensch sein.“

Digitized by Google

Die deutliche Bewunderung rundum gefiel der Oftgenannten nicht übel. Ihre Stimme wurde um einen Ton freundlicher. Sie unterhielt sich willig mit Leuten, die sie sonst übersehen hatte, und in der fleißigen, neuen Arbeit kam sie sich als junge Frau, der man Platz machte und die man sich zeigte, nicht uninteressant vor. —

In den ersten Kriegswochen klappte alles so schön, wie man sich ausdrückte. Die knappen, großen Nachrichten von den Grenzen glichen mächtigen Adlern, von denen einer schon wieder heranzog am klaren Himmel, während der andere kaum den frohen Augen entschwunden war. Die Glocken konnten fast jeden Tag feierlich läuten. Zuweilen schien es unnütze Mühe, die Fahnen über Nacht einzuziehen. Die Menschen gingen aufrechter herum und mit freieren, leichteren Schritten, als höbe jeden deutschen Erdgeborenen ein ihm heimlich geschenktes, unsichtbares Flügelpaar. Man konnte fast glauben, daß der große Sieg und die Herrschaft der Welt ohne großes Leid gewonnen würden.

In der kleinen Stadt dauerte durch die besonderen Verhältnisse und die Fügung des Schicksals diese Zeit noch länger als anderswo. Aber endlich erfuhr man doch am eigenen Herzen, was die Sonntagspredigten und die Kaiserworte von Anfang an verkündigt hatten: daß neben den gemeinsamen Arbeits- und Liebeseifer und neben den gemeinsamen Stolz der Schmerz treten werde und treten müsse. Als die allerersten Nachrichten von den Verlusten kamen, kannte jeder die Betroffenen, und jeder starrte ihre Häuser an und blickte den schwarzen Gestalten nach, denen das neue Besondere geschehen war. Es erwachte auch in fast allen den Betroffenen gegenüber solch ein unklares Gefühl: Wir möchten euch etwas Liebes tun... Wir möchten euch streicheln, wie man etwa ein gestürztes Kind streichelt ... Wir möchten irgendetwas, wenn wir nur wüßten wie.

Damals, als alles so neu war, gab der Briefträger an der Türe der Majorin von Kolzow jenen Feldpostbrief, adressiert an Oberleutnant Hansen ab, über dem in Blaustift reiseverwischt das Wort „Gefallen" geschrieben stand. Der Briefträger war ein alter Mann und ging seine Runde viele Jahre. Er wußte, welche Postsachen hier und dort besonders erwartet wurden, und er reichte sie den Öffnenden fast immer mit einer Bemerkung hin. Dieses Mal, als das Dienstmädchen aufmachte, sagte er zunächst gar nichts. Er hielt den Brief hin mit der linken Hand und deutete mit dem Zeigefinger der rechten auf das eine Wort und nickte fortwährend mit dem alten Kopfe. Das Mädchen las und begriff langsam und wollte gar nicht nehmen. Da schob er ihr den Brief energisch zu und fragte leise: „Wissen sie es noch nicht?" Das Mädchen flüsterte etwas mit erschrecktem Gesichte. Er verstand es nicht; denn sie drückte zugleich vorsichtig die Türe zu, weil drinnen jemand rief. Der Mann stieg weiter die Treppe hinauf. Als er zurückkehrte, sah er durch die Gardinen, daß das Mädchen noch immer ratlos an der Tür stand.

Am folgenden Morgen erschienen die ersten Damen, die zu dem Bekanntenkreise der Majorin gehörten, um ihr Beileid auszudrücken, und das ging in den nächsten Tagen so weiter. Die ganze Stadt erfuhr es: „Oberleutnant Hansen ist schon gefallen. Man weiß gar nicht wo. Es ist ein Brief der jungen Frau an ihn, einfach mit dem Vermerke ‚gefallen' wiedergekommen. Das ist doch wahrhaftig ein tragisches Schicksal." Niemand dachte mehr daran, daß Holde von Kolzow einmal als hochmütig und unangenehm verschrien war, oder gar an das, was man noch um ihre plötzliche Trauung herumgeredet hatte.

Holde hatte in diesen Tagen einen schweren Stand. Daß die Besucher sich einstellen mußten, war ihr nach ihren eigenen Gewohnheiten selbstverständlich, und sie hätte das Ausbleiben oder einen fehlenden Brief übelgenommen. Aber daß fast alle Menschen wirklich zart und weich zu sein trachteten und immer wieder von der besonderen Tragik gerade ihres Schicksals zu reden versuchten, das schien ihr kaum erträglich. Gleich im Anfang wehrte sie einmal kühl und kurz in ihrer früheren Art mit ihrer früheren lauten Stimme ab. Als sie das Befremden merkte, besann sie sich, und es gelang ihr mit Anstrengung und durch Schweigen und steifes Hinsehen sich den Trauernden anzupassen. Solange sie sich so zusammenhielt, schienen die leisen und sorgenden Worte der anderen ganz

Digitized by Google

aus der Ferne zu kommen und an ihr vorbei an irgendeine andere Person in die Ferne zu gehen. Wenn die Leute dann mit ihrer Mutter draußen waren, sprang sie mit einem Ruck auf, warf den Kopf zurück und zog die Luft nicht seufzend durch den Mund, sondern ungeduldig durch die Nase.

Draußen sagten die Besucher zur Mutter: „Aber liebe, verehrte Frau von Kolzow, die Arme trägt es wirklich prachtvoll!" Und die Majorin, die anders war als ihr Kind, antwortete den Nahbefreundeten leise: „Ich habe sie noch nicht einmal weinen gesehen, ich glaube, sie kann noch nicht weinen. Es geschah so überaus plötzlich!" Dabei fuhr sie sich selbst mit dem Tüchelchen an die Augen.

Von allen Freunden kam die entfernt verwandte Landrätin zuletzt, am sechsten Tage. Sie war in Berlin gewesen. Sie traf Holde allein zu Hause. Sie begann sofort: „Holde, Kind, das war ein Schrecken. Es ist vielleicht unrecht, ach Gott, wenn ich Hoffnungen erwecke. Aber Holde, sobald ich wieder zu mir kam, habe ich es gleich nicht geglaubt, und ich glaube es nicht, nein, nein, nein. Und deine Mutter schreibt ja, es sei dir selbst wie etwas Fremdes. Das spricht doch auch dafür. Natürlich tut es das. Du hast deine Ahnung wie ich. Gerade in Berlin sind schon ein paar solche Fälle vorgekommen. In einem Falle war er dann vermißt. Vermißt kann auch gefangen heißen. In einem anderen Falle lag er leicht verwundet im Lazarett. Und dann wieder waren die Herren einfach vergnügt und gesund. Es stellte sich alles als ein böser Irrtum heraus. Und ich sage dir, das ist es bei dir auch. Ach, Holde," sie griff nach der Hand der jungen Frau, „bleibe noch ein bißchen stark, Holde!"

Die Angeredete hatte jetzt wirklich ihre Fassung verloren. Sie jammerte nicht, aber der Mund stand ihr offen. Sie war ganz bleich, und sie atmete laut und schwer.

Die Landrätin bat wieder: „Holde, Kind, nur ein bißchen warten und ein bißchen Vertrauen!" Und dann, weil sie fühlte, es könnte vielleicht alles eine falsche Hoffnung sein, suchte sie allerlei zusammen, was ihr doch selbst nie ganz recht klang. Sie war froh, als Holde noch unter den suchenden Sätzen sich erhob und ihr die Hand küßte und flüsterte: „Ich danke dir, liebe Tante Gabriele, ich danke dir sehr!"

„Soll ich besser bleiben, bis deine Mutter da ist?" fragte die Landrätin aufstehend. Sie wartete auf keine Antwort, und vielleicht antwortete Holde gar nicht. Die junge Frau half ihr beim Anziehen.

Als sie ins Zimmer zurückkam, öffnete sie das Fenster, das nach dem Garten führte, sie beugte sich hinaus. Sie glaubte gar nichts zu denken, aber sie hörte sich ein paarmal sagen: „Um Gottes willen! Um Gottes willen!" Plötzlich fiel ihr ein: ‚Ich habe doch eben laut gesprochen, wenn das nur nicht die Leute oben gehört haben.' Sie ärgerte sich und ging nach vorne und setzte sich an ihre Strickarbeit. Der heimkehrenden Mutter berichtete sie: „Tante Gabriele war hier und wollte eigentlich warten."

„Was hat sie erzählt?" fragte die Mutter. Holde schob den Kopf in ihrer eigentümlichen Weise hin und her und antwortete kurz: „Nun eben von Berlin." Da fragte die ängstliche Mutter nicht weiter.

In dieser Nacht kam der Tote. Holde konnte nicht gleich einschlafen. Aber als sie das ungewohnte Kältegefühl überwunden hatte, und als sie sich bei der beginnenden Wärme völlig überzeugt hatte, daß der Landrätin Hinweis doch nur einen anderen Versuch tröstender Freundlichkeit darstellte und nichts weiter, war sie plötzlich hinüber. Sie spürte im Schlummer, wie wohl er ihr tat, und sie lächelte häufig. Das dauerte etwa bis zur Hälfte der Nacht. Da wurde ihr Schlaf unruhiger. Sie sah den Toten heranschreiten durch die Flur. Sie erkannte ihn ganz deutlich. Sie sagte: „Er läßt auch in Uniform die linke Schulter etwas hängen. Und was für eine eigentümliche Art zu gehen er immer hat. Aber er schreitet mächtig aus." Sie dachte: ‚Ich sollte wohl schon aufstehen und mich fertig machen, da er doch nun auf dem Wege zu mir ist, aber das Bett ist jetzt so mollig, und ich bin erst spät eingeschlafen und habe am Anfang so sehr gefroren.' Sie gab der Bequemlichkeit nach und blickte ihm nur zuweilen, die Lider kaum öffnend, durch die Wimpern entgegen. Sie bemerkte dann, daß die Zweige sich bogen und daß die Blätter heftig zitterten und rauschten vom Luftzuge, wo er durch den Wald und an Bäumen vorbeischritt, und er schien selbst

Digitized by Google

so groß wie die Bäume. Als es klopfte, hatte sie wieder fest geschlafen. Sie richtete sich aber gleich auf. Sie wunderte sich nicht und fühlte sich sehr erfrischt. Sie sagte: „Jawohl. Einen Augenblick bitte!" Sie glitt aus dem Bette und stieß in die feinen Pantöffelchen mit den Schleifen und zog sie an den Fersen hoch. Sie tat den seidenen blauen Morgenrock an. Die Streichholzschachtel in der Hand, lief sie an das Fenster zum Platz mit den Rokokomöbeln. Sie zündete die Wachslichter in den beiden silbernen Leuchtern auf dem Tische an, mit einem zweiten Hölzchen auch die Kerzen an der Wand vor den glänzenden Schilden. In der Helle sah sie sich prüfend um. Nachdem sie die grünen Vorhänge vor dem Bette zugezogen hatte und in die Mitte des Zimmers zurückgekommen war, rief sie: „Bitte herein!"

Sie trat ihm entgegen und gab ihm die Hand. Er verbeugte sich linkisch und sagte: „Ich bin gekommen." Sie antwortete: „O, ich habe Ihnen schon eine ganze Zeit lang zugesehen, und wenn ich nicht so sehr schläfrig gewesen wäre, hätten Sie gar nicht zu warten brauchen." Er hob die rechte Hand abwehrend. Sie wies auf einen Stuhl am Tische und setzte sich ihm gegenüber. Sein Gesicht war ganz im weichen Lichte. Sie sah es ruhig und genau und etwas erstaunt an. Ein seltsame, fremde Spur darin war ihr neu. Sie dachte: ‚Es ist von dem langen, schnellen Wege. Oder er ist krank gewesen. Oder es ist vom Sterben, weil er doch ein Toter ist.' Sie verwarf es aber sofort: ‚Es ist nicht Übermüdung und nicht vom Tode.' Da merkte sie, daß er sprechen wollte und nach Worten haschte. Sie erschrak. ‚Ach, nun will er sich gewiß wieder entschuldigen. Er fischt dann immer so entsetzlich lang herum', und sie sagte bestimmt: „Nein, es ist ganz selbstverständlich, daß Sie kamen. Wir mußten einmal alles klar sprechen. Ich hatte es bestimmt erwartet."

„Ich danke Ihnen," sagte er und faltete die Hände zusammen.

‚Er duzt mich auch nicht, das macht es leichter,' dachte sie. Sie atmete auf, und sie sah wieder auf das fremde Seltsame in seinem Gesichte, und mit der Verwunderung mischte sich ein wenig Dankbarkeit. Er räusperte sich und sagte, ohne sie anzusehen: „Ich bin zu Ihnen zuerst gekommen, ich habe ja auch noch eine Mutter."

Sie antwortete: „An Ihre Mutter habe ich schon wiederholt gedacht. Sie hatten beide ein so inniges Verhältnis. Sie ist jetzt ganz allein. Es ist sehr schwer für sie."

„Wir sind eben keine Soldatenfamilie," erklärte er leise. „Wir sind es noch nicht so gewöhnt wie andere. Und ich, ich bin ja eigentlich auch kein Soldat!"

„Nein," stimmte sie zu, „das sind Sie eigentlich nicht." Er behielt den Kopf gebeugt. ‚Habe ich ihn nun gekränkt?' überlegte sie. ‚Ich mag doch aber einen Toten nicht belügen! Und wie hängt die Uniform um ihn herum.' — „Was wird nun aus der großen Arbeit in der Bibliothek werden?" fragte sie, um ihn abzulenken. — „Nicht wahr?" sagte er und seufzte. „Aber," er blickte auf, und die Spur war von neuem im Lichte, „aber das ist —, das ist lieb von Ihnen, daß gerade Sie daran erinnern. Es war eine schöne Arbeit!" Er sprach plötzlich schnell wie einer, der eine mühsam erlangte Gelegenheit um jeden Preis festhalten will: „Es sollte eine große Arbeit werden. Und es wäre eine große Arbeit geworden. Ich glaube, ich darf das jetzt selbst sagen. Denn sehen Sie, die Erfüllung meines Lebenswunsches hing doch von dem Erfolge ab. Ich würde die Erfüllung richtig erfiegt haben. Meine Hoffnung und meine Freude hatten sich die Hand gegeben." Ihr fiel ein: ‚Ein ähnliches hat er schon früher in diesem Hause geredet, es war das vorletzte Mal. Und worauf alles hinausläuft, weiß ich ja. Ich will das nicht wiederholt haben. Es ist zu peinlich.' Sie unterbrach ihn: „Ich meinte nur die Arbeit selbst, wenn man so etwas Halbes liegen lassen muß, wo jahrelanger Fleiß drinnen steckt." Er sah sie unsicher an. Die Spur war noch tiefer. Vielleicht erkannte er, daß ihre Augen nicht wirklich freundlich blickten, und antwortete deshalb stockend und, wie ihr schien, gereizt: „Ich leugne gar nicht, daß es ein Opfer war. Ich empfand es als großes Opfer." Sie dachte: ‚Da sitzt er nun zusammengesunken. Aber was er will, und was er hofft, und was ihm schön vorkommt, und was er opfert, das weiß er ganz genau. Er ist ganz in sich eingesponnen. Was andere fühlen, das muß man ihm erst sagen. Man

Digitized by Google

Frühling. Gemälde von Fritz Douzette

Digitized by Google

Digitized by Google

muß es, sonst kommt man mit ihm nicht voran.' Ihre Augen wurden so feindlich, daß er gar keinen Versuch mehr machte aufzuschauen. Aber weil sich etwas an die in ihr schon tönenden Worte festhing, dauerte es eine Weile, bis sie es ärgerlich herausbrachte. Sie sagte: „Herr Hansen, jeder hat etwas dargebracht. Und es gibt da eine Opferung des Herzens. Man tut einen Schritt, man läßt etwas zu. Um — um der Zeit gerecht zu werden, würden Sie sich ausdrücken. Man gibt etwas zu, was man nie zugegeben hätte. Was man gar nicht hätte tun dürfen. Man, man verkauft, nein, man — man verschenkt seine Seele, um nur gleich alles herzugeben. Verstehen Sie mich? Man tut das, weil — wo Opfer verlangt werden müssen, man voraus geopfert haben will. Nachher, — nachher weiß natürlich niemand davon." Sie horchte sich immer ängstlicher zu und hörte, daß sie fast schluchzte und beschwor sich: ‚Du wirst doch nicht zu weinen anfangen, du wirst doch jetzt nicht heulen.'

Sein Körper blieb in der zusammengesunkenen Haltung, als sie geendigt hatte. Doch raschelte es auf dem Tische. Die ungewohnt braune Hand lag plötzlich auf dem Tuche. Die langen schmalen Finger hatten begonnen, sich zaghaft und mühsam zu bewegen, als wären sie besondere, mit schwacher Kraft lebendig gewordene Wesen und müßten die tote schwere Hand über die bunten und die goldenen, glitzernden Fäden hinziehen zu ihr. Da lehnte sie sich weit zurück und sagte völlig gefaßt und abweisend: „Aber es soll natürlich niemand wissen ... und vielleicht ist diese Selbstverpflichtung zu einem Beispiele auch eine ererbte Gewöhnung, die Ihnen fremd ist." —

Er hob den Kopf. ‚Ja,' sprach es in ihr, ‚nun mag er es wohl wieder wagen. Nun bin ich den Ärger etwas los.' Der Tote sagte unterdessen bescheiden: „Wenn der Krieg mit der großen Änderung aller Dinge nicht gekommen wäre, hätte ich es nicht gewagt, wieder in Sie zu dringen, meine Frau zu werden. Ich wußte, daß ich Ihnen persönlich zurzeit noch nichts Neues zu bieten hatte. Das wußte ich genau." Sie antwortete ohne Erregung: „Sie erkennen also, daß Sie das Schicksal und mich selbst gegen mich ausgenutzt haben?" Da schob er sich zurecht. „Sie klagen mich hart an," sagte er, „mir schien es, daß ich durch das Schicksal anders werden und Ihnen entgegenwachsen könnte. Einer großen Liebe," sie machte eine abwehrende Bewegung, aber er beharrte: „einer großen Liebe dünkt an sich jedes Wunder möglich, und seitdem hinzukam, was uns allen gemeinsam geschah, glaubten wir da nicht, es sei die unvollkommene Vergangenheit völlig ausgelöscht und wir hätten das unerhörte Recht erobert, neu zu beginnen, um größer werdend in eine größere Zukunft zu schreiten?"

Sie erhoben sich beide gleichzeitig und standen sich gegenüber und sahen sich ruhig in die Augen, wie nie vorher. Sie sagte: „Damals habe ich Ihnen das Jawort gegeben. — Ich will Sie nicht wieder angreifen, wenn ich Ihnen dadurch weh tue. Soll ich eine Frage lieber unausgesprochen lassen?" Er entgegnete einfach: „Fräulein von Kolzow, eine unausgesprochene Frage wäre doch mein Feind, nur daß er sich verborgen hielte." — Da fragte sie: „Herr Hansen, worin liegt Ihr Sieg? Was ist Ihnen gelungen?" — Er nickte ein paarmal. „Es ist eine ganz richtige Frage. Es ist eine ganz richtige Frage." Sie dachte: ‚Aber, ich hätte doch stille sein sollen, denn ich lese es ja fortwährend in seinen Zügen, es steht da so deutlich eingegraben, wieviel er durchgemacht hat in diesen Wochen. Und nun kommt er den ganzen weiten Weg zu mir gegangen, und ... und ...' Mitleidig bat sie: „Sie sind doch noch nicht ausgeruht, wollen Sie sich nicht noch einmal setzen?"

Sie zog ihm den Stuhl heran und setzte sich selbst wieder. Er lächelte dankbar, ganz kurz. „Ach nein," sagte er. „Ach nein. Aber ich will versuchen, Ihnen zu antworten." Sie meinte ein verhaltenes Weinen in seiner Stimme zu hören und hatte auf den Lippen zu sprechen: ‚Bitte nicht, bitte nicht! Es tut mir so sehr leid, daß ich Sie quälte,' aber sie wagte es jetzt auf einmal nicht mehr, und sie wartete. Sie merkte, daß sie fror und zitterte. Er setzte verschiedentlich zu reden an, und seine Arme bewegten sich hilflos den Worten voraus. Endlich klang es zu ihr, traurig und eifrig zugleich: „Ich habe mich nie getäuscht, Holde. Es gibt seltene Zeiten voll einer mächtigen Musik, und

Digitized by Google

die feierlichen Klänge tragen die Seelen der Lebendigen leicht und mühelos zu Gipfeln, von denen der ewig hoffende Gott selbst Ausschau hält. Und Ziele? Wer sähe dann nicht Ziele? Dort meinen die Blinden, sie hätten heitere, erkennende Augen. Wer faßte dort nicht Entschlüsse? Aber Taten, die geschehen dort oben nicht, Holde. Die Taten, die wirklich hinführen zu den Zielen, die müssen später ohne den feierlichen Klang vollbracht werden. Die Taten werden in Nüchternheit getan ... unter Häßlichkeiten ... unter den gewöhnlichsten Mühen und Nöten ... denn wir sind doch nur Menschen." Er strich viermal durch die Luft beim letzten Satze. Sie versuchte zu rufen: ‚Lieber, du trägst ihre Spur!' Weil es ihr so schwer war, ihn du anzureden, kam er eher von neuem zu Worte. Es war flüsternd, wie aus großer Ferne: „Ich, ich bin nicht fertig geworden. Ich habe am Wege sterben müssen. Ich habe das Ziel nicht erreicht. Ich habe dich nicht gewonnen, Holde. Das Seelchen des heiligen ungeborenen Kindes, das durch uns leben wollte, ist vor mir zerflossen in der Nacht. Mir ist nichts gelungen."

Sie wollte ihm widersprechen und ihm erklären, daß er sich irre ... Da verbeugte er sich plötzlich ungeschickt zum Abschiede, wie um allem abzuschneiden. Er sagte: „Wenn gnädiges Fräulein gestatten, ich muß jetzt schnell gehen." Sie stand auf und faßte seine Hand und hoffte: ‚Er wird es am Drucke spüren.' Aber seine Hand blieb schlaff. Sie sagte: „Sie möchten gewiß noch Ihre Frau Mutter aufsuchen." — „Ich fürchte, meine Zeit gestattet es nicht mehr," gab er an der Türe zurück. Da verbeugten sie sich beide, und Holde drückte die Türe ins Schloß. Sie ging an den Tisch und stand davor. Sie dachte: ‚Man hört ihn gar nicht hinausgehen.' Sie stellte vorsichtig die Stühle zurecht und blies die Lichter aus. Im Bette geriet sie fröstelnd in Halbschlaf. Ab und zu wimmerte jemand, und ab und zu fuhr sie auf und redete in das Zimmer hinein: „Wer weint denn? Bin ich es selbst? Das ist doch zu dummerhaftig!" Und sie fühlte sich sehr müde und zerschlagen. — — —

Als es spät wurde am Morgen, kam die Majorin in die Stube ihrer Tochter. Sie öffnete die Vorhänge. Holde erwachte erschreckt: „Was ist geschehen, Mutter?" Die Majorin trat bis an das Bett und fuhr ihr über die Stirn. „Ich wollte nur einmal nachsehen, wie es dir ginge, weil wir doch vorhatten, Besorgungen zu machen." Auf der Bettkante sitzend, wandte sich die Mutter dem Tische zu. Sie schlug erstaunt die Hände zusammen. „Aber, Holde, die beiden neuen Kerzen sind fast ganz heruntergebrannt und die Wandlichter wahrhaftig auch, und wie hat das Wachs getropft. Ach Gott, ach Gott, hast du solange nicht schlafen können? Und du hast es gar nicht gesagt? Nun sollst du bestimmt liegen bleiben, und ich will dir das Frühstück hereinbringen!" Noch ehe die Majorin zu Ende war, hatte Holde die Decke zurückgestoßen und stand vor der Mutter. Sie sagte: „Nein, Mutter, ich habe nicht schlafen können, und ich habe dort gesessen. Aber jetzt will ich mich fertig machen, sonst bekomme ich einfach Kopfweh. Es ist ja fast Mittag, und Frühstück, das weißt du ja, Mutter, Frühstück im Bett so vor Bad und Zähneputzen und Zimmerlüften finde ich einfach scheußlich." Sie drängte die besorgte Frau hinaus, und dann hastete sie wie ein ertappter Dieb an den Tisch. Sie flüsterte: „Wenn sonst noch was ist, können es nur Tappen von den Stiefeln auf dem Teppich sein." Sie nahm die weiße Kleiderbürste mit dem silbernen Rücken und dem gekrönten Namenszuge in die Hand und kniete nieder und suchte eifrig, aber sie fand gar nichts. Sie sagte: „Liegen geblieben ist auch nirgends etwas. Ich hätte so klug sein sollen, gleich frische Kerzen aufzustecken." Um allen Möglichkeiten nachzuforschen, blickte sie zur Türe hinaus über den Vorplatz weg bis zum Eingang. Es war nichts zu sehen, und ihr fiel ein, wenn da etwas war, hat es Guste heute morgen mit dem nassen Lumpen weggewischt. —

Holde war liebenswürdig an diesem Tage, wie ihre Mutter sie nie gekannt hatte.

Am Abend wunderte und sorgte sich die Majorin noch mehr. Die beiden Frauen saßen in ihren schwarzen Kleidern und strickten. Plötzlich ließ Holde die Hände sinken und starrte ins Licht. Die Mutter schielte zu ihr hinüber und dachte: ‚Wenn sie sich nur aussprechen wollte ... Man weiß bei ihr nie, wie es steht, und man möchte

Digitized by Google

ihr so gerne helfen!' Da klang es fast wie eine Antwort: „Mutter — Tante Gabriele meinte gestern, es sei vielleicht ein Irrtum, und er sei vielleicht noch frisch und gesund." Die Majorin versuchte schneller zu stricken, sie ließ in der Verwirrung eine Masche fallen. „Du seufzest, Mutter. Du glaubst, ich habe mir da etwas vorreden lassen. Aber ich weiß bestimmt, Mutter, daß er tot ist. Er ist tot!" Die Majorin hielt den Strumpf in Augenhöhe. Holde fuhr stoßweise fort: „Ich habe doch auch nicht so mit ihm gestanden. Nicht wahr? — Es tut mir natürlich leid. — Aber es ist ganz anders, wie sie hier alle gesagt haben. Das weißt du ja!" Die Majorin hatte schon eine ganze Runde zu weit aufgemacht. ‚Was will sie nun hören?' dachte sie. Da bemerkte sie, daß sie sich unnötige Arbeit schuf, und tat einen kleinen Schrei. Holde blickte gar nicht hinüber. „Seiner Mutter," redete sie, „seiner Mutter, der muß es natürlich ein Stich ins Herz gewesen sein. Sie wird denken, warum hat es ihn gleich getroffen, wo er kein Soldat ist, und wo alles, was er im Leben sollte, überhaupt noch nicht getan ist. Denn — seine Arbeit liegt jetzt so da, wie, wie ein totes Kind ..." — „Ach, sie denkt wohl gar nicht an die Arbeit," sagte die Majorin. — „Doch, doch, weil er soviel davon sprach." Holde wartete. Plötzlich erklärte sie bestimmt: „Ich werde zu seiner Mutter fahren, übermorgen." Die Majorin hatte Angst vor jedem Alleinsein, aber sie überwand sich und stimmte zu und schlug nicht vor, daß sie die Tochter begleiten wollte.

Eine Stunde lang tickte nur die große Uhr durch das Zimmer. Es war fast die Zeit gekommen, in der die Majorin in ihrem Stuhle einzunicken pflegte, wenn nicht sehr lebendige Gäste anwesend waren. Da hörte Holde wieder auf zu stricken. Die Majorin spürte, daß etwas anders sei. Die Blicke der beiden Frauen begegneten sich. Holde nickte der Mutter zu. Sie fragte: „Mutter, sind dir die Gesichter der beiden Verwundeten aufgefallen, denen wir heute begegneten? Ob sie alle diesen Ausdruck da um die Augen und am Munde haben?" Die Majorin antwortete: „Ja, ja, es ist von der großen Anspannung. Was müssen die armen Leute durchmachen!" — „Ich glaube, wenn alles vorüber ist, ist jeder ein anderer Mensch geworden, als er war," sagte Holde langsam.

Knapp vor dem Schlafengehen, als sie sich beide einen Apfel schälten, tat Holde noch einmal eine Frage vor sich hin: „Ob sich wohl jemand fände, der fähig wäre, eines toten Mannes Arbeit zu vollenden, daß die Arbeit doch noch für den Toten lebendig wird? Weißt du, wie eine Art Dank?" — Als die Majorin erwiderte, auf solche Schreibarbeiten käme es doch nun wenig an, sagte Holde: „Mutter, diese Dinge liegen dir ganz fern, und du verstehst sie nicht." —

Die Mutter hatte schon das Licht bei sich ausgelöscht und die Schlafgeister bauten emsig an der Mauer zwischen Schlummer und Wachen, da tönte der Tochter ungewohntes Reden noch einmal in ihren Ohren nach. Es knarrte nichts, so vorsichtig ging sie hinaus. Hell war es nicht in Holdens Zimmer. Weder unter der Tür noch durch das Schlüsselloch kam ein Schein. Aber während sie gebückt stand, hörte sie unterdrücktes Wimmern. Es kostete sie einen schweren Kampf, nicht einzutreten. Sie kam viermal wieder mit ihren alten kalten Füßen. Jedesmal, wenn sie zurück war im eigenen Zimmer, schalt sie ihre Feigheit, und dann entschuldigte sie sich bekümmert vor sich selbst: ‚Aber ich kann ihr doch nicht helfen. Sie will es doch gar nicht. Es ist ja überhaupt schon ein Wunder, daß sie mir soviel sagte. Wenn ich hinein ginge, hieße es doch nur: Ich denke gar nicht daran, geweint zu haben. Und sie wäre überdies noch recht böse!'

Als die Majorin zum viertenmal horchte, war von Wimmern gar nichts mehr zu hören. Die Atemzüge schienen ruhig zu gehen. Die alte Frau wartete geduldig eine volle Viertelstunde und schlich dann dankbaren Herzens zu Bett und beklagte sich auch nicht, als sie nun selbst nicht schlafen konnte, bis die Milchkarren fuhren und die Spatzen draußen zu lärmen anfingen. —

Holde reiste am übernächsten Tage nicht zu Frau Hansen, denn in den Frühstunden dieses Tages kam eine Depesche vom Regimentsadjutanten: „Oberleutnant Hansen weder vermißt, noch gefallen, noch verwundet, sondern vollkommen wohl." Wie um der unpersönlichen Drahtnachricht die lebendige Bestätigung zu geben, traf mittags ein

Digitized by Google

Brief Hansens ein, der vor knapp viermal vierundzwanzig Stunden geschrieben worden war und den ein Kraftwagen mitgenommen hatte. Holde sah hastig in den Brief hinein, dann steckte sie die sechs Blätter gefaltet wieder in den Umschlag und legte das Schreiben neben den Teller. Sie aß schweigend. Nach Tisch sagte sie zur Mutter: „Später, wenn du geruht hast, kann ich dir ja erzählen, was er schreibt."

Sie ging in ihr eigenes Zimmer. Als sie sich niedergelassen hatte am Fenster, starrte sie den leeren Stuhl gegenüber an. Der Brief in ihren Händen knitterte. — Sie zögerte lange, bis sie die Bogen herauszog, und sie begann nur zu lesen, weil ihr eine innere Stimme immer lauter wiederholte: „Du, du fürchtest dich wohl, das da zu lesen?" Da ärgerte sie sich.

Zuerst eilten ihre Augen über die Seiten, aber bald drehte sie zum Anfang zurück und nahm Satz nach Satz und Abschnitt nach Abschnitt auf, und zwischen den Sätzen und Abschnitten blickte sie unwillkürlich hinüber, als wenn dort der Schreiber säße und stumm auf das Echo und die Fragen in ihrer Seele warte.

Zuletzt, als die Welt um sie ganz weggesunken war, las sie laut, was sie am stärksten bewegte: „Ich vollzog vorgestern noch die Aufgabe, mit meiner Kompagnie einen Teil des Schlachtfeldes aufzuräumen, das heißt, unsere Toten zu begraben, danach sind wir zurückgenommen worden. Wir sollen uns erholen. Was von uns übrig ist. Das Regiment wird aufgefüllt werden. Andere sind da vorne. Neue lernen den steinichten Weg gehen von der warmen Begeisterung und dem tönenden Worte durch Feuchtigkeit und Häßlichkeit, durch Schlaflosigkeit und eiskalte Frühnebel zur zähen Nüchternheit und zur Tat. Lernen — wer hat ihn gekannt? — den freudigen Wert des Lebens verstehen, den heimbleibige Sprichwörter so gering einschätzen. Und lernen diesen einzigen Wert einem fremden Ich auf Treu und Glauben zur richtigen Verwendung ganz in die Hand geben. Das ist etwas . . .

„Hier hinten bei uns scheint die Welt unwirklich. Das Rollen tönt aus der Ferne. Wir liegen in Häusern. Mein Bursche fragte mit erstauntem Ausdrucke nach dem Einmarsche: „Haben Herr Oberleutnant gesehen, Kinder sind da und Frauen, und es gibt Läden zum Kaufen?" — Und die am Leben gebliebenen Leute gehen lachend und schwatzend in die Läden hinein und besorgen sich allerhand Unnötigkeiten. Und sie stehen und liegen herum und lesen und schreiben Briefe. Denn es gab auch Post. Jeder darf sich in seinen Grenzen auf einmal wieder um sich selbst kümmern. Ganz Nebensächliches wird wieder wichtig.

„Also bei der Post waren die zwei Briefe von Dir. Ich habe mich natürlich gefreut. Schon der Anblick Deiner Buchstaben ist mir eine Liebkosung. Aber hier dankt man gleich lässiger dafür, daß man nur atmet. Hier in der unwirklichen Wirklichkeit macht man sich sofort wieder ein Anrecht auf Behagen und wohlig warme Stuben weis. Deine Briefe waren echt genug, um weder behaglich noch wohlig warm zu sein. Sei ruhig. Ich will nichts beantworten, was nicht in den Briefen steht. Sondern ich möchte in diesen ersten ganz eigenen Stunden sicheren Lebens schreiben, was sich mir da vorne im Herzen fertig machte . . .

„Es war . . . es war mir alles klar und einfach . . . — Jetzt sitze ich auf einmal und starre in die Luft . . . Nun . . . wenn ich es auch nicht richtig ausdrücke: Verlieren kann ich wohl nichts mehr bei Dir.

„Ich weiß, daß ich Dich damals überrumpelt habe. Ich weiß, daß Du damals natürlich so wenig wolltest wie vorher. Ich wußte es wahrscheinlich. Ich hatte Dich nur so lieb. Da ist es also geschehen.

„Du, Du bildetest Dir ein, der Stunde etwas Unerhörtes darbringen zu müssen. Und ich, ich war so voll von Dir und war so voll von meinem und dem allgemeinen deutschen Aufwachen, ich dachte: ‚Jetzt, jetzt wird alles anders und neu . . .'

„Nun muß ich diesen letzten Satz schon richtig stellen. Laß es Dir gefallen, daß ich es sage: daran, daß ich Dich lieb habe, hat sich nichts geändert. O Gott! — Auch das andere ist nur tiefer und stärker geworden. Aber ich habe vielleicht begriffen, daß sich die große Erneuerung nicht auf die gernegroßen Eigenwünsche zu erstrecken braucht. Ich habe begriffen, daß ein Volksmorgen sein kann, ohne daß gerade jeder dabei lachen zu können braucht. Wie viele liegen schon unter der Erde!

„Aber leben bleiben will ich. Den Aus-

Digitized by Google

weg mag ich nicht gehen, wenn ich nicht muß. Ich will leben bleiben, um den Tag zu sehen. Um das neue Volk zu sehen. Um uns alle wiederzusehen mit den unvertilgbaren Spuren dieses Jahres am Körper und im Geiste. Ich habe einen riesenhaften Lebensdurst deshalb.

„Ich will leben bleiben um der Mutter und der Arbeit willen. Vielleicht haben die beiden mich nötig.

„Und ich will leben bleiben, um, wenn die Sonne scheint, zu denken, jetzt ist es Holden wohl. Und zu wissen, wann der Sieg noch wie ein Gottesdienst uns erhebt, unter den singenden Herzen ist ihr Herz voller strahlender Freude. Ich will leben bleiben, um zu sein, während Du bist.

„Aber nicht, wo Du bist ..."

Holde sah fort vom Briefe und lehnte sich zurück. ‚Warum?' fragte sie. ‚Warum? Warum nicht, wo ich bin?' Sie schloß die Augen. Sie verstand nicht, was in ihr stritt. Ihr wurde immer ängstlicher dabei. Als ihre Not am größten war, hörte sie die leise bekannte Stimme von der anderen Seite: „Ich habe am Wege sterben müssen. Ich habe das Ziel nicht erreicht. Ich habe dich nicht gewonnen, Holde. Das Seelchen des heiligen ungeborenen Kindes, das durch uns leben wollte, ist vor mir zerflossen in der Nacht. Mir ist nichts gelungen ..." Sie riß die Lider auf und hielt sich am Tische und war weiß vor Schrecken. Aber es saß natürlich niemand im Stuhle. Da ging sie schnell hinaus und hinüber zur Majorin. Vor dem Eintreten rieb sie sich mit beiden Händen die Backen und drinnen erzählte sie etwas von dem Schreiben, schnell sprechend. Sie wußte selbst nicht was. Sie meinte, die Erwartung der Mutter nicht wieder enttäuschen zu dürfen. —

Die Leute sagten: „Frau Hansen arbeitet sich jetzt einfach kaputt. Sie tut viel mehr, als überhaupt nötig ist." Der Landrat teilte seiner Frau nach Berlin mit: „Umschlag der Stimmung gegen Holde. Geklagt wird wieder über ihre Unliebenswürdigkeiten. Die ganz klugen Klubisten haben entdeckt, sie sei total nervös und sei's immer gewesen. Ich hab's nicht entdeckt. Holde und nervös! Aber grob kann sie sein wie ein ... — na, wie ich."

In der Zeit, in der Frau Hansen den Leuten von neuem mißfiel, schrieb sie, wenn sie allein war bei Tage, und wenn sie wach lag in der Nacht, in Gedanken unaufhörlich Briefe an ihren Mann im Felde, oder richtiger: sie schrieb in Gedanken immerfort und immer neu die Antwort auf seinen Brief, und zwischen den Zeilen die Antwort auf den Besuch des Toten. Keinen der unzähligen Entwürfe versuchte sie mit der Feder festzuhalten. Kurze, gleichgültige Karten mit kleinen Tatsachenmitteilungen, die warf sie in den Postkasten. Aber wenn der Briefträger kommen mußte, wartete sie unruhig und lief hinaus. Sie dachte nicht: ‚Jetzt, jetzt wird sicher seine Gegenantwort da sein auf das alles, das ich vorgestern in der Nacht und gestern beim Spazierengehen für ihn geschrieben habe.' Sie dachte gar nichts. Sie streckte die Hand aus, um ihren Brief in Empfang zu nehmen. Und erst, wenn der Alte ihr etwas ganz anderes zusteckte oder grüßend vorüberging, überlegte sie, starr dastehend, ähnlich einem enttäuschten Kinde, daß sie trotz den vielen Entwürfen doch eigentlich gar nichts erwarten könne. Aber so völlig klar war ihr das in ihrer Verstörtheit doch wieder nicht. Einmal beschloß sie: ‚Morgen, morgen früh, schreibe ich es. Was mir heute nacht einfällt, schreibe ich dann genau, damit er es endlich weiß.'

Im angenehmen Halbschlummer dieser Nacht lachte es fortwährend in ihrer Seele. Und ihr spröder, schlanker Mädchenleib wurde so mitgerissen von der Freude, daß er die ganze Nacht sehnsüchtig auf seine Stunde wartete. Zur Dämmerzeit, als Seele und Körper und Verstand wieder mehr zusammengerieten, ohne daß gleich ein wacher Mensch daraus wurde, streckte das träumende Mädchenwesen zage, suchende Arme aus, um das Wesen des Freundes, oder vielleicht auch das Kind, endlich zu fassen und sich ihm anzuschmiegen. Weil sie sehr weit und in das Kühle fassen mußte, wurde sie dann wach. Es war jetzt richtiger Morgen. Sie setzte sich auf. Sie schlang die Arme um die Knie. Sie höhnte sich: ‚Ja —. Also nun bitte. Ich werde schreiben, ich habe im Bette nach — Ihnen oder unserem Kinde gefaßt. Es war aber niemand da.' Sie ekelte sich. Sie hatte die ganze Nacht im Schlafe gemeint, es dufte nach frischen lebendigen Orangeblüten im Zimmer. Sie merkte jetzt, daß

Digitized by Google

es nur unfrische Nachtluft war. Es wurde ihr ganz übel, und beim Frühstück mochte sie erst nichts anrühren. —

Als das Telegramm von Frau Hansen kam: „Eben traurige Nachricht vom Stabe, daß Otto vorgestern beim Sturmangriff gefallen. Nachricht zuverlässig", waren gute drei Wochen vergangen. Die Meldung traf in eine anders gewohnte Zeit. Die Zeitungen waren auf der letzten Seite fortwährend gefüllt mit Todesanzeigen der Männer und Söhne, die ihr Leben für das Vaterland hingegeben hatten. Wo so viele trauerten und die meisten sich sorgten, war das erste staunende, große Mitleid verstummt. Bei der Majorin von Kolzow blieb Guste nicht wie damals erstarrt stehen, sondern sie sah zu, daß sie bald zum Besorgungsgange fertig wurde. Sie erzählte den begegnenden Bekannten und in den Läden: „Also jetzt ist der Herr Oberleutnant, mit dem sich das gnädige Fräulein hat kriegstrauen lassen, doch gefallen. Bei einem Sturmangriff. Wir wissen nicht wo." Die Zuhörer sagten: „Ach Herrje!" und: „Ist es denn nu auch wirklich wahr?" und: „Nein, was nicht alles geschieht. Da hat sie geglaubt, er sei tot, und da war er gesund, und jetzt hat sie geglaubt, er sei gesund, und da war er tot!"

Obgleich die Damen untereinander übereinstimmten, daß das bei Kolzows wirklich sehr traurig wäre, drückten auch sie sich sparsamer aus bei ihren Besuchen. Und weil es anstrengend war, in eigentlich derselben Angelegenheit innerhalb eines Monats zweimal Schönes und Feierliches mit verschiedenen Worten zu sagen, nahmen sie zu einem Predigertone ihre Zuflucht. Sie nickten und machten runde Fischaugen und umschlossen mit ernstem Druck die Hand und sprachen: „Gewiß, das ist nun sehr schwer. Aber es geschieht jetzt hoch und niedrig das Schwerste. Es ist für das Vaterland. Sie werden gewiß versuchen, stolz zu sein. Sie dürfen nicht nachgeben." —

Holde sagte zur Mutter: „Wenn sie mir immer klar machen wollen, wie ich empfinden soll, und sie natürlich nicht sagen können, daß sie selbst etwas empfinden, warum quälen mich denn die Leute mit diesen ewig gleichen Sätzen? Ich kann es nicht mehr mit anhören. Bitte empfange du sie, Mutter, oder aber lasse Guste sie nicht annehmen!" Die Majorin wurde ganz böse. Böse genug, um andere zu verteidigen und sich zu wehren. Sie hatte Besucher gern und war erzogen worden in jener Zeit, wo man klangvolle Täuschungen gern als schöne Echtheiten empfand. Sie eiferte: „Wie magst du das sagen? Es sind doch zum Teil sehr liebe Freunde, und sie meinen es sehr gut. Und das ist ja —, das ist ja ganz sozialdemokratisch, daß ich keine Beileidsbesuche mehr empfangen soll. Und du hast doch damals gar nicht so sehr daran getragen. Ich erinnere dich, was du mir selbst gesagt hast." —

„Habe ich dir etwas gesagt, Mutter? Habe ich denn schon etwas sagen können?" fragte Holde. — Da tat der Majorin die Aufwallung sehr leid. Sie befahl dem Mädchen, jeden abzuweisen, und um die schweigsame Tochter bewegte sie sich mit wachsender Ängstlichkeit und Sorge. —

Holde war lange nicht mehr bei den Kriegsarbeiten erschienen. Auf der Straße war ihr niemand begegnet. Es hieß, sie sei gewiß krank. Aber der Wagen des Arztes wurde erst an einem Sonntagmorgen unten vor der Türe gesehen. Bis dahin hatte Holde es abgelehnt, wenn die Mutter ihn rufen wollte. Und bei aller persönlichen Zartheit war ja auch die Majorin nicht wehleidig und schob sich um den Doktorbesuch gern herum, solange man ohne ihn auskommen konnte. Der Arzt blieb sehr lange. Holde ruhte und wähnte ihn aus dem Hause. Da hörte sie bei der Mutter noch reden. Sie horchte. Der Arzt sagte deutlich: „Ihre Frau Tochter scheint gar keinen Lebenswillen zu haben. Das ist schlimm." Holde lächelte und ärgerte sich zugleich. Sie lächelte, weil ihr der Ausdruck plötzlich so richtig schien. Sie ärgerte sich, weil sie es unnötig fand, daß jemand die arme Mutter aufmerksam mache.

Am Abend ging die Majorin in die Kirche. Sie traf bei der Rückkehr die Tochter frischer an als bisher. Sie setzte sich an das Bett, noch im Hut und in der Jacke. Sie hatte den ganzen Tag mit Grauen an die Worte des Arztes gedacht. Sie wollte sie nicht glauben. Sie hatte zugleich gegrübelt, was sie tun könnte, um die Worte jedenfalls unwahr zu machen. In der Kirche war ihr die Mahnung des Pfarrers wie auf Holde gemünzt vorge-

Digitized by Google

kommen. Jetzt schien sich eine Gelegenheit aufzutun. Sie sagte: „Ach, Holde, es war eine wunderschöne Predigt. Wenn du das erst wieder mit anhören könntest!“ Holde merkte, es sei der Mutter ein Bedürfnis, zu erzählen. Sie fragte: „Was hat er gesagt, liebe Mutter?“ Da machte die arme zarte Majorin ihren Rücken gerade und steif und zog das Kinn fest an, um sich durch nichts beirren zu lassen und ihrem Berichte mehr Ansehen zu geben. „Er hat von dem Trauerlied um Jonathan gesprochen. Du weißt doch? Es stehet geschrieben im Buche der Redlichen: Die Edelsten in Israel sind auf deiner Höhe erschlagen. Wie sind die Helden gefallen! . . . Er sagte, Bitterkeit um einen vor dem Feinde erschlagenen Mann werde in der Seele einer deutschen Frau nicht aufkommen. Der Kriegstod sei der schönste Tod. Niemand dürfe die Toten im Felde bedauern, man müsse sie bewundern und beneiden. Er hat auch gesagt“ —, die Majorin schwindelte sich das mit etwas mühseliger Stimme ein wenig passend zusammen, — „wo, wo so viele verloren gingen, müßten die Lebendigen mit doppeltem Eifer ein gesundes Leben sich erhalten, weil — weil . . .“ Sie fand nicht weiter. „Weil erst recht viel zu leisten sei?“ half Holde leise. „Ja,“ antwortete die Majorin voll erstaunter Freude. „Ja, das hat er gesagt,“ und sie strengte sich noch einmal an: „Namentlich alle Frauen müßten sich den, den, den Lebenswillen erhalten.“ Die Straffheit drohte zu schwinden. Sie huschte hinaus. Aber ihr fiel gleich ein, daß doch alles über Erwarten gut geglückt sei. —

In der Nacht saß Holde auf in ihrem Bette. Die Majorin war müde vom Wachen in der vorigen Nacht. Der bleierne Schlummer lag so schwer auf ihr, daß sie, obgleich sie ihr Kind reden hörte, sich nicht aufzuraffen vermochte und nichts verstand. Die Pflegerin schlief ruhig. Holde glaubte von sich, sie sei ganz wach und völlig klar. Aber das war gewiß nicht so. Sie redete sicher im Fieber, sonst wäre ihr nie eingefallen, auf die Gefahr hin, von der Pflegerin oder selbst von der Mutter belauscht zu werden, ihre Seele preiszugeben. Sie wandte den Kopf mit dem abgemagerten Gesicht und die Arme eilig hin und her, daß es in dem gedämpften Licht über dem Bette ganz lebendig wurde von den langen beweglichen Fingern und den fließenden Spitzen, die bald vorschossen über die schwachen Hände und bald von ihnen zurückglitten. Sie sprach eifrig vor sich hin: „Nein. Nein. Nein. Ich darf keinen Lebenswillen haben. Ich kann, wenn ich lebe, nicht dahin gehen, wo du bist. Wo du bist, und wo das heilige ungeborene Kind ist. Wenn ich lebe, werde ich heiraten. Ich würde Fritz Osten heiraten oder Rolf Renk, den Landrat, wenn er noch will. Rolf hätte ich ganz gern. Aber dann würde ich dich vergessen. Dich und das heilige ungeborene Kind. Und was hätte ich dann gegeben? Nein, nein. Jetzt will ich sein, wo du bist. Und wenn du im Nichts bist, dann, dann will ich im Nichts sein . . . Als ich ein Kind war, haben sie mir erzählt von den Frauen in unsrem Geschlechte. Sie haben mir erzählt, wenn die Frauen jung waren und ihre Männer fielen im Kampfe, gingen sie in ein Kloster. Sie wurden alle Nonnen im Kloster von Schlobin. Ich kann in kein Kloster gehen. Ich möchte einen lieb haben. Ich möchte dich jetzt lieb haben!“ —

Sie wurde dann ruhig und blieb sitzen und blickte voller Erwartung auf die Türe, ob er bald hereinkäme. Aber es kam niemand. Da sank sie nach und nach zurück und schlief ein vor Erschöpfung.

Am nächsten Tage war sie sehr hinfällig. Sie versuchte in ihrer Unruhe fortwährend die Majorin etwas zu fragen. Gegen Mittag sammelte sich genug Kraft in ihr. Sie flüsterte: „Mutter, was war die Geschichte von der Königstochter, die zum toten Manne in den Grabhügel ging?“ Die Majorin hatte sich gequält, die Kranke zu verstehen. Sie erschrak sehr. Sie erkannte, daß sie am Vorabend nichts erreicht hatte. —

Als der Tod Holde Hansens eines Morgens in der Stadt bekannt wurde, rieten die Leute hin und her, welcher Krankheit die starke junge Frau so schnell und unerwartet erlegen sei. „Es war doch Typhus,“ sagten die meisten.

Aber vielleicht ist Krankheit oft nur ein Schein. Wenn die Seele nicht mehr leben will, muß sich der Körper seinen letzten mühseligen Weg irgendwie suchen. Die Seele weiß am besten, wann es Zeit ist, und er, er gehorcht wie ein treuer Hund. —

Digitized by Google

Illustrierte Rundschau

„Deutsches Barock und Rokoko", das Werk über die Jahrhundert-Ausstellung in Darmstadt — Hindenburg- und Kriegsmedaillen — Statuette der Kaiserin von Josef Limburg — Scherenbilder von Max Börsner — Bucheinbände — Zu unseren Bildern — Das Kriegstagebuch von Prof. Adolf Hengeler

Die Darmstädter Jahrhundert-Ausstellung deutscher Kunst — nicht ohne Mühe erinnert man sich, daß noch kein Jahr verflossen ist, seit sie eröffnet wurde. Es scheint uns endlos lange her, daß wir uns mit ihr beschäftigt haben. Jener mit Ausstellungen schier überlastete Sommer 1914: wie tief ist er in die Versenkung gefallen. Auf einen Donnerschlag war er mit all seiner Fröhlichkeit zu Ende, und eines andern Regiment begann. Aber was jäh unterbrochen schien, wirkt auch in diesen harten Zeiten weiter. Der Werkbund, der auf seiner Kölner Schau nicht nur künstlerische, sondern auch sittliche Ideale vertrat, nämlich die der unbedingten Sachlichkeit und Ehrlichkeit, arbeitet mit verstärkter Kraft daran, der auf derselben Grundlage beruhenden Leistungen unseres Heeres in Zukunft würdig zu sein, und die Erinnerung an die Darmstädter Jahrhundert-Ausstellung, die den deutschen Geist in einer für die bildende Kunst unsers Volkes verrufenen Vergangenheit aufzudecken bestrebt war, ist jetzt für die Dauer in einem prächtigen zweibändigen Werke festgehalten (Leipzig, Verlag der Weißen Bücher, Erik-Ernst Schwabach). In unvergleichlich besseren Wiedergaben noch, als sie vor zehn Jahren der folgenreichen Berliner Jahrhundert-Ausstellung zugute kommen konnte, ist hier alles zusammengetragen, was in Darmstadt Schönes zu sehen war, so daß man einen unvergleichlich vollständigen Überblick über die deutsche bildende Kunst von 1650 bis 1800 genießt. Wer die Bände durchblättert, wird erneut die bereits in unserm Augustheft v. J. nach Gebühr gewürdigte Tatkraft Georg Biermanns bewundern, der, gefördert vom Großherzog von Hessen und unterstützt von be-

Prof. Georg Biermann, der Leiter der Jahrhundert-Ausstellung deutscher Kunst 1650 bis 1800 in Darmstadt 1914
Gemälde von Albert Gartmann

Hindenburg-Medaille. Modelliert von A. Löwental, Berlin
(Münzenhandlung Robert Ball Nachf., Berlin)

Digitized by Google

rufenen Mitarbeitern, unsere Kenntnis deutscher Kunst so glücklich erweitert hat. Er hat auch dieses Werk herausgegeben; die Erörterungen über die Malerei der Zeit stammen von ihm. Die Geleitworte für die Plastik hat Adolf Feuler geschrieben; der Miniatur hat sich A. Brinckmann, der Silhouette A. Kippenberg, des Kunstgewerbes M. Rosenberg, der Bildniskunst H. Uhde-Bernays angenommen. —

Eine fast überreiche Blüte hat der Krieg der

Modelliert von J. Wysocki

Prägemedaille in Silber

Erkennungsmarke für Krieger in Bronzeguß. (Anbringung des Namens rückwärts)

Medaillenkunst beschert. Zu Anfang wird mancher den Entschluß gefaßt haben, die schnell auftauchenden Prägungen möglichst vollständig zu kaufen und aufzubewahren. Nur ganz zähe Sammler werden angesichts der Überfülle der Erscheinungen, die ob dieser Massenhaftigkeit auch an den Geldbeutel bedeutende Ansprüche stellen, den hübschen Plan nicht aufgegeben haben. Die meisten werden sich damit begnügen, dies oder jenes Stück zu erstehen und sich zur Erinnerung für späte

Medaille in Bronzeguß

Modell. von Prof. Max Heilmaier

Zeiten einzutun. Allerlei Gutes ist hier abgebildet. Zunächst eine Hindenburg-Medaille, die sich über den Durchschnitt der vielen auf den großen Mann geschlagenen Denkmünzen hoch erhebt. Sie stammt von A. Löwental, einem in Berlin ansässigen Künstler aus der Wiener Schule, und zeichnet sich namentlich durch die glückliche

Lösung der Raumverhältnisse aus. Man beachte z. B. auf der Rückseite, wie ausgezeichnet der schwertschwingende Ritter sich in das Rund der Münze schmiegt, wie die erhabene Umschrift in den kräftigen Buchstaben die Figur panzergleich umklammert, wie die Jahreszahl und die Namen Tannenberg und Ortelsburg die leeren Stellen beleben.

Kriegsmedaillen und Plaketten aus der Prägeanstalt Carl Poellath in Schrobenhausen (Bayern)
Das hierüber veröffentlichte Stück ist modelliert von Carl Ott

Digitized by Google

Kriegsmedaille von Prof. Hermann Hahn. Vorderseite siehe Abbildung rechts

Avers der Medaille von H. Hahn Verlag der Münzenhandlung Adolph E. Cahn, Frankfurt a. M.

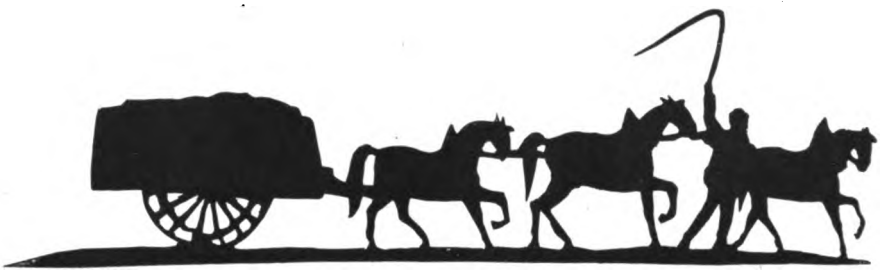
Hier sind Anregungen aus der italienischen Renaissance des 15. Jahrhunderts, der schönsten Blüte dieser Kleinkunst, verständig und erfolgreich aufgenommen. — Prof. Hermann Hahn, der in mehr als einer seiner großen Schöpfungen die Gestalt des deutschen Heldenjünglings hat erstehen lassen, erfreut seine Freunde durch eine Kriegsmedaille, die auf der Vorderseite eine Germania mit lodernden Augen zeigt. Ihr Vertrieb erfolgt zugunsten der Kriegsfürsorge in Frankfurt a. M. und München. — Eine große Anzahl guter Werke verschiedener Künstler bringt Carl Poellath in Schrobenhausen in Bayern auf den Markt. Es ist merkwürdig, wie stark sich hier süddeutsche Derbheit durchsetzt. Das bayerische Barock, das in einem Bildhauer wie Taschner urkräftig lebte, meldet sich auch hier zu Wort, etwa in Wysockis oder Otts Georg oder auch in Heilmaiers Chimära, die, strenger im Entwurf, dafür in der Lust am Spaß echt münchnerisch ist. Als Besonderheit bilden wir eine Erkennungsmarke ab, die gleichzeitig als Enkolpion dient, wie es die alten Christen mit Billigung der Kirche aus Frömmigkeit auf der Brust trugen und wie es auch heute noch den Krieger als äußeres Zeichen göttlichen Schutzes begleiten mag. Ob sich die ziemlich große und in sehr erhabenem Relief gearbeitete Marke gut trägt, ist freilich eine andere Frage. —

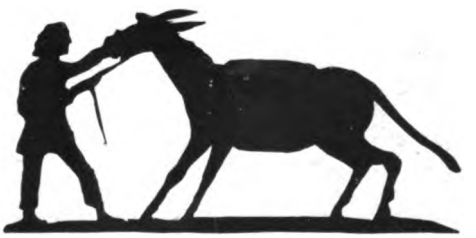
Kaiserin Auguste Viktoria. Statuette von Josef Limburg

Eine anmutige Statuette der Kaiserin hat uns Josef Limburg beschert. Bei der überraschenden Ähnlichkeit, die hier die hohe Frau mit ihrer Tochter, der Herzogin von Braunschweig, aufweist, muß bemerkt werden, daß das kleine Werk erst vor kurzem vollendet wurde. Es ist zum Besten des Roten Kreuzes entstanden und wird in beschränkter Zahl in den Handel gebracht.

In Max Börsner stellen wir unsern Lesern einen jungen Künstler vor, dem sein Weg sauer gefallen ist und der gerade erst anfängt, wie er uns selber sagt, „das köstliche Vorgefühl zu schmecken, das man hat, wenn man sich der Kunst entgegenringt". Er ist durch Armut und Not geschritten und bedarf auch jetzt noch der Förderung, da er als Fünfundzwanzigjähriger etwas leistet. Er ist auf der Walze gewesen und hat mit Landstreichern sein Brot geteilt. Er hat in Scheunen oder auf freiem Felde übernachtet. Aber er hat seine kümmerliche Schulbildung, die er auf einer thüringischen Bezirksschule genoß, überwunden. Er ist Poet geworden; zu nichts anderem taugte er. Er schreibt Gedichte, aber sie sind ihm nicht das

Digitized by Google

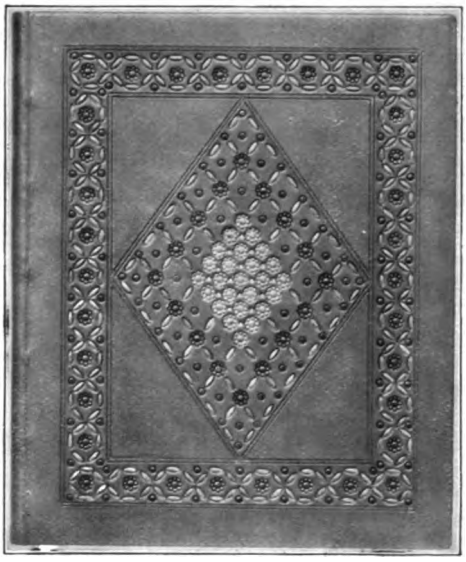




Bilder,
mit der Schere
geschnitten von
Max Börsner

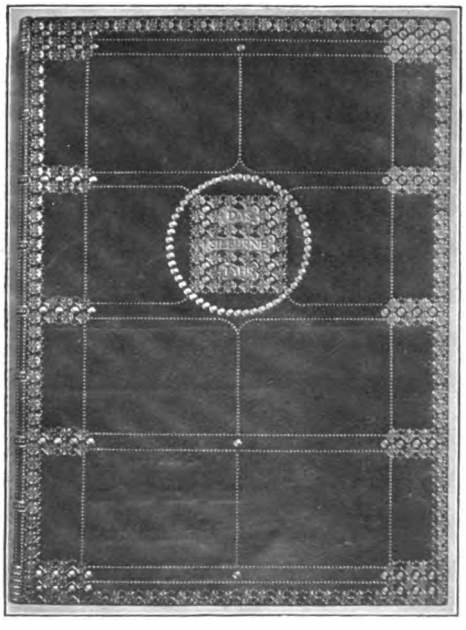
Digitized by Google

Wesentliche; er umrankt sie mit den Gebilden seiner Schere. Wie macht er das? Er sagt: „Mir schälen sich die Bilder aus dem Papier, getreu der Komposition, die mit Augenblicksschnelle in meiner Phantasie auftaucht. Aber über das Wie verlange von mir keine Auskunft, denn, offen gestanden, ich weiß es selbst nicht.“ Wie sagt der gute Schluck in Hauptmanns Scherzspiel, das dank Reinhardt fröhliche Urständ gefeiert hat? — „Nu ja, meine Dame, Sie freuen sich, ich weiß. Wo ich hinkomme und wo ich das mache, da freuen sich alle, wenn ich so schnitzle. Sehn Se: das hat mir kein Mensch gelernt, das hab' ich vom lieben Gott, meine Dame! Da kann ich hinsehn, wohin ich will. Da brauch' ich gar nicht zu sehn, wo ich hinschneide. Ich weiß, Sie freuen sich über mich.“ — Wir wissen, unsere Leser freuen sich über unsern jungen Künstler. —

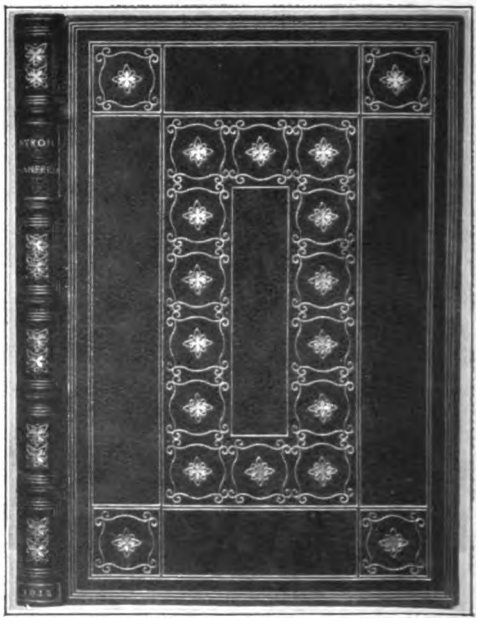


Rindleder-Gästebuch in Punz- und Beiztechnik
Entwurf und Ausführung: Paul Kersten, Berlin

Auch die Leipziger Bugra gehört zu jenen eingangs erwähnten heut halb vergessenen und doch in Wirklichkeit unvergeßlichen friedlichen Veranstaltungen des Kriegssommers 1914. Ihren Reichtum zu erschöpfen, wird es noch Jahre friedlicher Arbeit brauchen. Hier sei eine ihrer hundertfältigen Anregungen gestreift: der Bucheinband. Einen nicht geringen Anteil an der Entwicklung der Buchkunst wird man der Buchbinderei zuerkennen müssen. Denn es ist klar, daß das, was dem Buche Umhüllung und Festigkeit gibt, nämlich der Bucheinband, ein ähnlich künstlerisches Gepräge tragen muß wie das Buch selbst. Rein technisch wird man die Buchbinderei in zwei Gruppen zu teilen haben, je nachdem ob ein Einband mit der Hand oder mit der Maschine hergestellt ist. Der Maschineneinband ist aus den stetig wachsenden Bedürfnissen des Verlagsbuchhandels

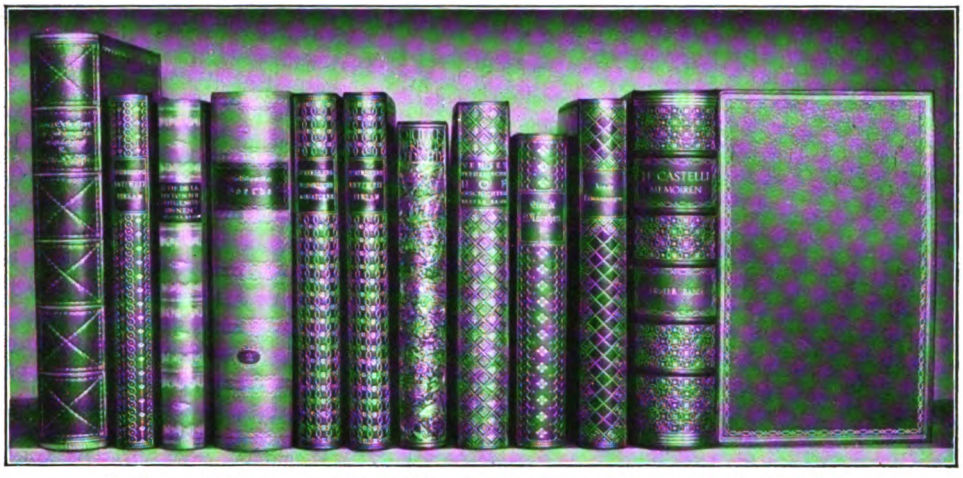


Einband in hellblau Kalbleder mit Handvergoldung und Lederauflage
Entwurf und Ausführung: Joh. Rudel, Elberfeld

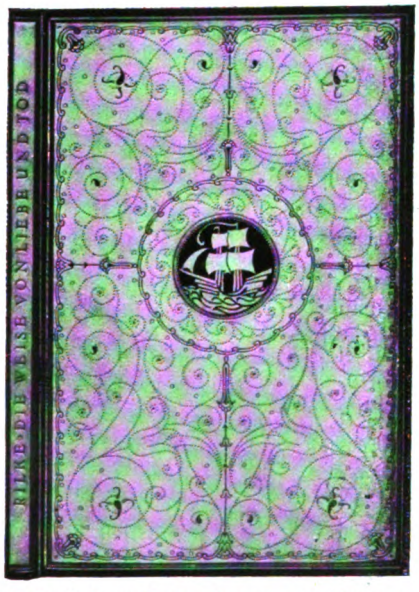


Einband in braunem Maroquinleder mit Handvergoldung und Lederauflage
Entwurf und Ausführung: Bruno Scheer, Berlin

Digitized by Google

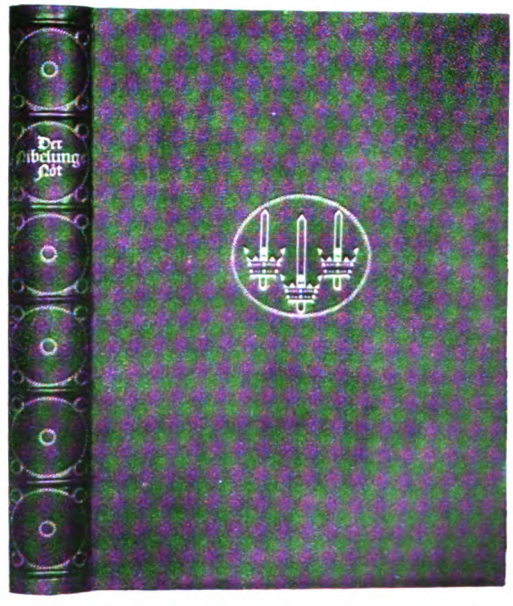


Rücken verschiedener Verlegereinbände aus dem Verlage Georg Müller in München
Entwürfe: Paul Renner, München. Ausführ.: Leipziger Buchbinderei-A.-G. vorm. Gustav Fritzsche, Leipzig



Einband in weißem und rotem Saffianleder mit Handvergoldung, Mittelstück eingelegt
Entwurf: Prof. Walter Tiemann
Ausführung: E. A. Enders, Leipzig

entstanden und hat auch deshalb den Namen Verlegereinband erhalten. Er wird vor allem der billige Einband sein müssen, der jedermann ermöglicht, seine Bücherei mit gebundenen Büchern zu füllen. Das Wesen des mit der Hand gefertigten Einbandes wird man am besten erklären können, wenn man ihm den Namen Eigenband gibt. Denn während beim Verlegereinbande ein Buch dem anderen gleicht, kann der Handeinband nach dem Geschmack und Gefallen seines Besitzers geschaffen werden. Man könnte nun meinen, daß sich diese beiden so grundverschiedenen Herstellungsarten desselben Gewerbes wie zwei feindliche Brüder gegenüberstehen müßten und daß vielleicht der billigere Verlegereinband den Handeinband einst ganz verdrängen würde. Aber wenn man sich vor Augen hält, daß einer jeden dieser Einbandarten eine ganz verschiedene Aufgabe zukommt, wird man beiden Berechtigung und Lebensfähigkeit zuerkennen müssen. Der Maschineneinband sei als der volksmäßige Verbreiter der Buchkunst betrachtet; man wird sich seiner überall da bedienen, wo ein einfach aus-

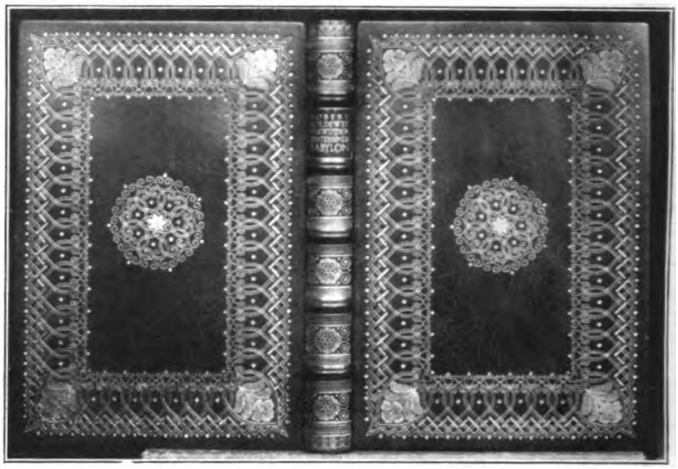


Einband in dunkelviolettem Saffianleder mit Handvergoldung. Entwurf: Prof. F. H. Ehmcke, München
Ausführung: Spamersche Buchbinderei, Leipzig

Digitized by Google

gestattetes Buch in Frage kommt. Unsere Buchkünstler widmen auch diesem Zweige der Buchkunst ihr Können und haben auch hier neue Formen und neuen Stilausdruck geschaffen. Für das mit kostbaren Bildern versehene oder auf wertvolles Papier gedruckte Buch wird jedoch immer der Handeinband verwendet werden. Denn da solche Bücher meist nur in beschränkter Auflage hergestellt werden, wird die Maschine, die der Massenerzeugung dient, viel zu unvorteilhaft arbeiten. Als Technik kommt fast ausschließlich die des Leders in Betracht. Die hier abgebildeten Einbände zeigen, wie frisch in Deutschland buchkünstlerisches Leben blüht und grünt. Eine Anzahl unserer Kunstbuchbinder haben sich zu einem Bunde zusammengeschlossen, dem Jakob-Krauße-Bund, der seinen Namen von einem hervorragenden Buchbinder des Mittelalters trägt.

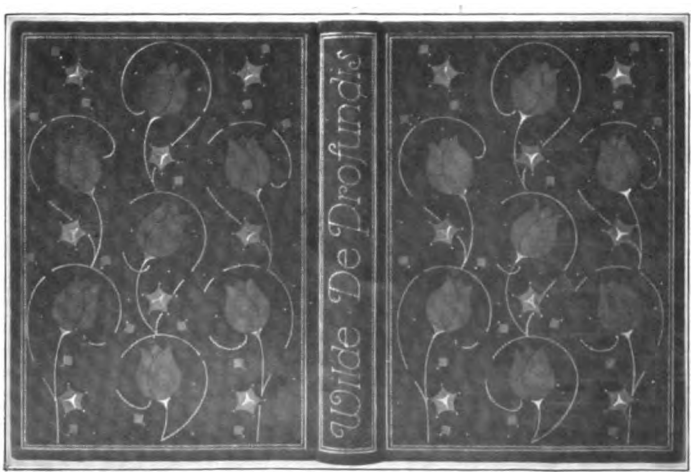
Zu unseren Bildern! Das Heft eröffnet die farbige Wiedergabe des „Tulpenbeets" von dem Wiener Wilhelm List, eines Bildes, das dank seiner frühlinghaften Frische auch den altmodischen Betrachter vergessen macht, wie keck der Künstler den Ausschnitt gewählt hat. Die drei Bilder Carl Albrechts bedürfen keiner Anleitung, um recht genossen zu werden; über den Künstler unterrichtet Fritz Stahls liebevoller Aufsatz. In die Baumblut führt uns Alexander Schmidt-Michelsen (zw. S. 48 u. S. 49). Eins seiner uns durch ihre rege Wachheit und Lebenslust fesselnden Frauenbildnisse hat uns Leo Putz gegeben (zw. S. 56 u. S. 57). Ein hübsches Gegenstück zu der Schmidt-Michelsenschen Landschaft bildet „Das neue Haus" von Jakob Fischer (zw. S. 64 u. S. 65). Wandelt jener Künstler in den Bahnen der Sezession, die gerade auf dem Gebiet der Landschaft sich ihre dauerhaftesten Verdienste errungen hat, so sucht dieser offenbar den Weg zu einer neuen Monumentalität, wie sie etwa Egger-Lienz als Historienmaler vertritt. Eine



Einband in dunkelrotem Maroquinleder mit Handvergoldung
Entwurf: Paul Renner, München. Ausführung: H. Sperling, Leipzig

im Gefühl fein abgewogene Bildnisgruppe stammt von Karl von Lilien (zw. S. 96 u. S. 97). Auf starke dekorative Wirkungen geht Wilhelm Schmurr aus (zw. S. 104 u. S. 105). Die innige Frühlingslandschaft von Louis Douzette spricht zu jedermanns Herz (zw. S. 120 u. S. 121). Auf eigentümlichen Wegen begegnen wir Adolf Hengeler. Er, der liebenswürdige Humorist, ist unter die Zeitsatiriker gegangen und läßt bei Karl Schnell in München ein Tagebuch erscheinen.

Hengeler offenbart sich auf diesen Blättern als ein Symboliker und Satiriker von oftmals wuchtiger Schlagkraft. Was er hier in stillen Stunden, zunächst für sich selbst und lange ohne den Gedanken an eine spätere Veröffentlichung, gezeichnet hat, zeigt, daß man den Krieg künstlerisch fassen kann, ohne unter die zünftigen Schlachtenmaler zu gehen. P. W.



Einband in Samtleder mit Handvergoldung und Ledereinlage
Ausführ. n. Entwurf d. eigenen Ateliers (H. Holzhey): Hübel & Denck, Leipzig

Digitized by Google

Neues vom Büchertisch

Von Carl Busse

Die Lyrik des Weltkriegs: Zuckermanns Reiterlied; Lissauers Haßgesang; Kriegsgedichte auf Flugblättern und in Sammlungen — Kriegserzählungen: Feuerschein (Weltkriegsnovellen); Klar Schiff (Seekriegsnovellen) — Paul Oskar Höcker, An der Spitze meiner Kompagnie — Fedor von Zobeltitz, Kriegsfahrten eines Johanniters — Hedwig Voß, Im Dienste des Roten Kreuzes — Feldpostbriefe 1914, gesammelt von Hermann Sparr — Der große Krieg in Feldpostbriefen. Von Hans Leitzen — Deutsche Reden in schwerer Zeit — Hermann Bahr, Kriegssegen — Erwin Rosen, Der große Krieg. Ein Anekdotenbuch

Aus französischen und englischen Berichten weiß man, einen wie tiefen Eindruck gerade der Gesang unsrer Soldaten auf den Feind gemacht hat. Singend marschierten diese Barbaren in feindliche Städte ein; singend stürmten die deutschen Kriegsfreiwilligen dem Tode entgegen; singend begrüßten unsere Leute in den Schützengräben die Weihnacht. Und fast wider Willen ergriffen, mußten die Gegner gestehen, daß der Gesang schön klang. „Das machen wir ihnen nicht nach," hat ein englischer Offizier in einer Londoner Zeitung gesagt.

In den „Liedern aus Frankreich" hat Wilhelm Jensen 1871 die Verse geschrieben:

„... es ist ein alter Drang,
Der in Germaniens Volke lebt,
Daß es mit eines Liedes Klang
Die Freude grüßt und mit Gesang
Auch seiner Toten Leib begräbt.
Vor allem aber tönt vertraut
Ihm Schlachtgesang zum Waffenklang:
Das Lied der deutschen Eisenbraut,
Bald klingt es zwei Jahrtausend lang,
Seit rot die Anemonen es
Umsäumte auf des Nordens Halde,
Und Varus' Legionen es
Vernommen im Cheruskerwalde."

So durfte man darauf gefaßt sein, daß auch dieser Weltkrieg eine reiche Liederfülle auslösen würde. Aber was da in den ersten Kriegsmonaten an deutscher Lyrik emporbrauste, das ging doch über jede Ahnung und Erwartung hinaus, das war eine Sturm- und Springflut, die mit unerhörter Gewalt kam und über alle Dämme schoß. Jede Schätzung wird ja mangels sicherer Unterlagen immer in der Luft schweben, doch die Berechnung, die Julius Bab im „Literarischen Echo" für den August 1914 angestellt hat, kann jedenfalls einen Anhalt bieten. Danach wären allein im ersten Kriegsmonat in Deutschland etwa $1^1/_2$ Millionen Zeitgedichte verfaßt worden, d. h. täglich etwa 50000! Aus dieser Riesenmasse wären jeden Tag allerdings nur hundert durch den Druck vervielfältigt worden.

Es ist klar, daß die eigentlichen Lyriker, die geborenen Dichter hier überhaupt nicht mitzählen — das ganze Volk sang aus ungeheurer Erregung heraus! Diese Erregung trug Millionen Alltagsmenschen zu einer ihnen sonst fremden Gefühlsstärke empor und machte sie dadurch dem Dichter verwandt. Sie fingen mit Zungen zu reden und zu bekennen an, sie stammelten in Versen hervor, was als schmerzliche Gewalt in ihnen nach Erlösung rang. Auch das wollen wir doch nicht vergessen. Niemals ist die Macht und Notwendigkeit der Lyrik schöner bezeugt worden. In der namenlosen Aufwühlung ihres ganzen Wesens griffen selbst die ausgesprochensten Alltagsmenschen instinktiv zum Vers. Sie fühlten dumpf, daß nur er der Erhöhung ihres inneren Lebens entsprach; daß die Prosa eine zu geringe Erhebungsmöglichkeit hatte; daß der Sturm der Stunde sich nur lyrisch ausbrausen konnte und keine andere Dichtungsform den jähen Gefühlsausbruch in gleicher Ursprünglichkeit zu bannen vermochte. Es wäre schön, wenn man diese Erfahrung nicht vergäße ...

Natürlich ist das meiste, was so dem erregten Gefühl entsprang, nicht minder flüchtig als die Stunde, die es gebar. Es zählt nicht für sich selbst, sondern nur als Ausdruck der Gesinnung, als Zeichen der Zeit. Insofern hat es seine gute Berechtigung, und es ist sehr töricht, es aus rein ästhetischen Gründen zu verachten. Das sollte man schon deshalb nicht tun, weil die Erfahrung lehrt, daß in solchen Wettertagen das leidenschaftlich bewegte Volk seine besten Lieder nicht eigentlich von den Dichtern erhält, am wenigsten von seinen großen Dichtern, sondern von den kleineren Talenten oder gar von plötzlich emporgerissenen Dilettanten. Die Erklärung dafür liegt nahe. Im Gegensatz zum Roman, der Gesellschaftsdichtung ist und sich am schönsten in den romanischen Ländern entfaltet hat, also in Ländern, die früh zum nationalen Staat und einer nationalen Gesellschaft kamen, ist die Lyrik, vor allem die deutsche Lyrik, Einsamkeitskunst. Gerade auf Grund der deutschen Querköpfigkeit und Individuali-

Digitized by Google

tätenfülle, die uns politisch so geschadet haben, konnte die Lyrik bei uns so herrlich und tönereich gedeihen. Nun wird aber gerade in den stärksten dichterischen Begabungen der Persönlichkeitskern so mächtig sein, daß die jähen Flutungen der Volksseele ihn nicht auflösen können. Je lebendiger er ist, um so mehr Widerstand setzt er einem völligen Sich-Verlieren in einer Gemeinschaft entgegen. Deshalb ist das Gemeinschaftslied, zu dem das Vaterlandslied doch gehört, in unsrer Lyrik verhältnismäßig nur schwach vertreten. Deshalb sind die Volkshymnen und Nationallieder fast niemals von den großen Lyrikern der Nationen geschrieben. Deshalb kommt es zu der wunderlichen, auf den ersten Blick beschämenden Erscheinung, daß wir, das lyrisch und musikalisch reichste Volk der Welt, von den Engländern, dem unmusikalischsten Volke der Erde, unser „Heil dir im Siegerkranz" entlehnten, daß wir ein dichterisch bedeutendes Nationallied überhaupt nicht besitzen. Aber das ist die Schwäche unsrer Stärke. Von hier aus wird man es begreifen, daß unsere größten Lyriker sowohl 1813 wie 1870/71 still blieben. Sie finden herrlich den Ton für die elementaren Gefühle der Menschenbrust. Nicht aber für die abgeleiteten Gefühle, die nur selten einmal machtvoll aufflammen, die nicht eingeboren, sondern anerzogen, nicht Naturmitgift, sondern Sittlichkeitsergebnis sind wie eben das sittliche Gefühl der Vaterlandsliebe, das schon gewisse Staatsbegriffe voraussetzt. Solche Gemeinschaftsgefühle und -Ideale werden zu gelegener Zeit immer am glücklichsten von den Durchschnittsbegabungen und besseren Dilettanten ausgesprochen.

Auch der Weltkrieg hat diese Erfahrung wieder bestätigt. Das weitaus schönste Gedicht, das er gezeitigt hat, stammt von einem literarisch ganz unbekannten Manne, von dem inzwischen gefallenen k. k. Reserveleutnant Dr. Hugo Zuckermann. Als „Österreichisches Reiterlied" erschien es im August in der österreichischen „Armee-Zeitung", hat von dort seinen Weg überall hin gefunden und soll schon ein dutzendmal vertont sein. Für jene, die es noch nicht kennen, stelle ich es hierher:

„Drüben am Wiesenrand
Hocken zwei Dohlen —
Fall' ich am Donaustrand?
Sterb' ich in Polen?
Was liegt daran!
Eh' sie meine Seele holen,
Kämpf' ich als Reitersmann.

Drüben am Ackerrain
Schreien zwei Raben —
Werd' ich der Erste sein,
Den sie begraben?
Was ist dabei!
Viel hunderttausend traben
In Östreichs Reiterei.

Drüben im Abendrot
Fliegen zwei Krähen —
Wann kommt der Schnitter Tod,
Um uns zu mähen?
Es ist nicht schad'
Seh' ich nur unsere Fahnen wehen
Auf Belgerad!"

Das ist prachtvoll. Nach Art des Volksliedes erst immer der kurze Anschlag einer Naturstimmung: Unheilsvögel als Sinnbilder dunkler Vorahnung. Dann, in der gleichen Kürze zweier Zeilen, die Überleitung auf das menschlich-persönliche Schicksal, und zuletzt die freie Erhebung ins Allgemeine. Strophe für Strophe ist dieses kompositionelle Schema durchgehalten, und dabei ist oder scheint doch wieder alles absichtslos, fast kunstlos in seiner Selbstverständlichkeit und Schlichtheit. Es ist weiter gerade genug Eigentümlichkeit in den Versen, um ihnen Halt und Wärme zu geben, und doch wieder nicht allzuviel, die ihnen den Weg zu breiterer Entfaltung sperren könnte. Also Volkstümlichkeit und Einfachheit ohne Trivialität; Liedhaftigkeit ohne Klingelei; realistische Schwere, ganz in Gefühl und Melodie gelöst und so in der Schwebe gehalten. Das ist sehr viel. Man wird hier nicht von einer starken künstlerischen Leistung reden, sondern lieber von Finderglück und Gnade.

Im geraden Gegensatz dazu steht ein anderes Gedicht, das in den letzten Monaten allgemein bekannt geworden ist: Ernst Lissauers „Haßgesang gegen England". Es ist bewußt gemacht und in seiner Art gut gemacht. Lissauer ist der ausgesprochene Kunstdichter; ein Schüler Conrad Ferdinand Meyers und noch viel weniger eine „Natur" als sein Meister. In seiner preziösen Manier, seiner gesuchten Originalität und seiner oft barocken Monumentalität ist er eigentlich ein Artist, besitzt aber die Klugheit, im Stofflichen dem allgemeinen Empfinden weit entgegenzukommen. So ward sein „Haßgesang" von einer weitverbreiteten Stimmung aufgenommen. Aber man sieht den tiefgründigen Unterschied, der zwischen dieser starken Leistung und dem glücklichen Funde Zuckermanns besteht. Hier, bei Zuckermann, hat Gnade ein volkstümliches Lied, dort, bei Lissauer, hat Arbeit nur ein populäres Gedicht geschaffen. Das volkstümliche Lied löst sich von seinem Schöpfer — schon heut wissen die wenigsten, wem wir das Reiterlied verdanken. Aber es enthält menschliche Stimmungswerte, die immer gelten, auch dann, wenn der Krieg längst vorbei sein wird. Lissauers Haßgesang jedoch ist nicht auf positive und dauernde Werte gestellt, auf Opferbereitschaft und Vaterlandsliebe, sondern auf (man möchte sagen:) negative, auf zufällige, vorübergehende: auf die Gegnerschaft gegen England. Es ist wohl noch mehr alttestamentlicher Geist darin mit quälendem, lauerndem Haß, als germanischer Geist mit heiligem, erlösendem Zorn. Jede neue politische Konstellation muß diesem heut so populären Gedichte den Boden entziehen, d. h. es bleibt also trotz aller

Digitized by Google

KING EDUARD DER „SAEMANN"

Verkleinerte Wiedergabe aus der fünften Mappe des Werkes „Aus einem Tagebuch 1914 von Adolf Hengeler" Verlag von Carl Schnell in München

19. September 14
A. Hengeler

Digitized by Google

Digitized by Google

künstlerischen Anstrengung in der reinen Tendenzpoesie stecken. In dieser Beziehung wäre noch manches dagegen zu sagen, aber das muß auf spätere Zeiten vertagt werden.

Man kann nicht behaupten, daß ein drittes Gedicht bisher in gleichem Maße das Ohr der Nation gefunden hätte. Die Spreu ist so gewaltig, daß sich erst ganz allmählich der Weizen davon sondert. Immerhin können wir mit gutem Gewissen schon heut bekennen, daß die Kriegslyrik von 1914/15 diejenige von 1870/71 im ganzen weit übertrifft. Sie variiert in ihren allgemeinen Stücken immer von neuem den Gedanken, daß wir von Feinden umzingelt und schnöde überfallen worden sind; sie ruft den alten Gott an und mahnt, nach dem alten Spruche zu handeln: „Laßt eure Herzen zum Himmel schlagen und eure Fäuste auf den Feind!“ Hin und wieder klingt auch ein Schuldbekenntnis durch, das Bewußtsein, daß wir nahe daran waren, uns in Wohlleben und im Haschen nach materiellen Zielen zu erschöpfen. Da wäre der Krieg als scharfe Kur gekommen. Und neben einer unerschütterlichen Siegeszuversicht steht in unzähligen Gedichten die feste Hoffnung, daß es nach dem Sturme besser werden, daß unsere Kinder einst in reinerer Luft und hellerer Zukunft atmen werden.

Selbstverständlich hat auch jedes besondere Ereignis der großen Zeit seinen Sänger gefunden, von der Mobilisierung und dem Auszug an bis zu den einzelnen Schlachten und Erlebnissen im Felde. Trotzdem fällt es auf, wie verhältnismäßig wenig die führenden Persönlichkeiten herausgehoben und angesungen werden. Rudolf Herzog hat es direkt in einem Gedichte ausgesprochen: Fragt nicht, welch Feldobrist die Schlacht geschlagen, welche Regimenter den Sieg errungen haben.

„Ein einz'ger Name wird genannt —
Wer hat die Feinde überrannt?
Das Vaterland!“

So mag man schon aus der Dichtung ersehen, in welch großartiger Weise dieser Krieg eben ein Volkskrieg ist — ein Krieg, den nicht die Armee führt, sondern den das ganze Volk durchkämpfen, gewinnen oder verlieren wird. Es ist in diesem Sinne eine starke demokratische Unterströmung in der besseren Kriegslyrik — eine viel stärkere als in der von 1870.

Nur wenige von den zahlreichen Sammlungen, in denen die Schwertgesänge der Zeit zusammengestellt sind, können und brauchen hier genannt werden. Wer sich etwa die von Walther Eggert-Windegg herausgegebene Anthologie „Der deutsche Krieg in Dichtungen“ vornimmt (München, C. H. Becksche Verlagsbuchh.), oder die Heftfolge: „1914. Der deutsche Krieg im deutschen Gedicht“ durchliest, die Julius Bab im Verlag Morawe und Scheffelt, Berlin, erscheinen läßt, der hat den größeren Teil der besseren Gaben beisammen. Zwar ist kein Zweifel, daß sich noch manches Gute an abgelegener Stelle birgt, zwar muß auch der beste Geschmack allmählich versagen, wenn Hunderte und Tausende von Kriegsgedichten auf ihn einstürmen, aber die notwendige Arbeit des Siebens ist hier doch ein gutes Stück gefördert. Von den bekannten Lyrikern hat besonders Richard Dehmel in die Harfe gegriffen. Er hat sich gleichsam mit der ganzen ihm eigenen Ekstase und Inbrunst in den Krieg gestürzt, und unbewußt mag die Hoffnung in ihm gewesen sein, daß er ihm dasselbe gewaltige Erlebnis werden möge wie seinem Freunde Liliencron. Die Gedichte, die er bisher geschaffen, sind natürlich ungleich und im ganzen wohl zu unruhig und aufgestachelt, um der Nation zu teurem Besitz zu werden. Am schönsten ist das „Fahnenlied“:

„Es zieht eine Fahne vor uns her,
Herrliche Fahne.
Es geht ein Glanz von Gewehr zu Gewehr,
Glanz um die Fahne.
Es schwebt ein Adler auf ihr voll Ruh,
Der rauschte schon unsren Vätern zu:
Hütet die Fahne!“

Gerhart Hauptmann hat im Volkston sein (nicht recht bezwingendes) „Reiterlied“ gesungen: „Es kam wohl ein Franzos daher“; Gustav Falke und viele andere haben ihr lyrisches Scherflein gespendet; auch die Frauen ließen es sich nicht nehmen mitzumachen, und besonders Isolde Kurz hat mit ihrem „Schwert aus der Scheide!“ ein gewichtiges Stück geliefert. Aber auch Ina Seidel und Clara Blüthgen („Vermißt!“) haben sich ausgezeichnet. Dennoch fällt immer wieder auf, daß die eigentlichen Kriegsdichter nicht zu denen gehören, von denen die Literaturgeschichte sonst zu sprechen hat. Es ist überraschend, wie glücklich einige journalistische Talente den wirksamen Ton finden: Richard Nordhausen besonders; dann, in stillerer Art, auch Gustav Manz oder Alfred Kerr. Beliebte Romanschriftsteller, denen lyrischer Lorbeer bisher mangelte, schließen sich ihnen an. Rudolf Herzog z. B. erfreut durch sehr frische und kräftige Gedichte; Ludwig Ganghofer hat in unbekümmertem und oft auch unwählerischem Drauflosgehen schon zwei Gedichtbändchen („Eiserne Zither“, Stuttgart, Bonz & Co.) zuwege gebracht und nur wenige Tage des Krieges ohne Versopfer beschlossen; Karl Rosner hat gleichfalls ein ganzes Liederbuch zum deutschen Krieg unter dem Titel „Wir tragen das Schwert!“ (Stuttgart, Cotta) erscheinen lassen, und ich bekomme es nicht übers Herz, an einer dieser Begeisterungs- und Liebesgaben nachdrücklich zu mäkeln. Während die eigentlichen Lyriker sich höchstens zu Flugblättern versteigen, die im besten Falle sechs bis zehn Gedichte enthalten, rücken die an gewichtigere Darbietungen gewöhnten Romanschriftsteller also auch hier gleich mit Massenfeuer an.

Erfreulicherweise wird man, selbst bei genauer Durchsicht vieler Sammlungen, nur ab und zu einmal auf Gedichte stoßen, die

Digitized by Google

in überschäumendem Patriotismus die Balance verlieren und sich in geschmacklosen Schimpfereien gegen den Feind ergehen. Die bedeutenden Dichter, die ja allerdings, wie wir sahen, hier nicht die Hauptrolle spielen, geben ihre Glut ganz in dem hohen Gefühl für das Vaterland aus. Wir wollen den Feind nicht lästern, singt Richard Dehmel, „auch er schützt mutig seinen Herd!“ Die kleineren, mehr journalistischen, von der Stunde emporgetragenen Talente übersteigern schon eher einmal den Ton und schlagen heftig gegen andere Völker aus. Wir wollen das um so weniger tragisch nehmen, als schlimme Entgleisungen, wie gesagt, verhältnismäßig selten sind.

Auch für den Humor ist in der feldgrauen Lyrik dieses Kriegsjahres gut gesorgt, und hier ist besonders „Das Soldatenbuch“ von A. de Nora zu nennen (Leipzig, L. Staackmann), das mit seinen tapferen, derblustigen Soldatenliedern und den prachtvollen Bildern von Erich Wilke uns wieder aufmuntert, wenn man über dem Ernst und Pathos zu ermüden droht.

Aber ich möchte von der eisernen Lyrik der Gegenwart nicht scheiden, ohne noch ein letztes Gedicht hierhergestellt zu haben, das mich fast am tiefsten gerührt und am schönsten gewärmt hat. Ein einfacher Arbeiter — man wagt es kaum zu glauben — hat es verfaßt und dem „Simplicissimus“ übersandt. Es lautet:

„Immer schon haben wir eine Liebe zu dir gekannt,
Bloß wir haben sie nie mit einem Namen genannt.
Als man uns rief, da zogen wir schweigend fort,
Auf den Lippen nicht, aber im Herzen das Wort
Deutschland!

Unsere Liebe war schweigsam; sie brütete tiefversteckt,
Nun ihre Zeit gekommen, hat sie sich hochgereckt.
Schon seit Monden schirmt sie in Ost und West dein Haus,
Und sie schreitet gelassen durch Sturm und Wettergraus,
Deutschland!

Daß kein fremder Fuß betrete den heimischen Grund,
Stirbt ein Bruder in Polen, liegt einer in Flandern wund.
Alle schützen wir deiner Grenzen heiligen Saum,
Unser blühendes Leben für deinen dürrsten Baum
Deutschland!

Immer schon haben wir eine Liebe zu dir gekannt,
Bloß wir haben sie nie mit einem Namen genannt.
Herrlich offenbarte es erst deine größte Gefahr,
Daß dein ärmster Sohn auch dein getreuester war.
Denk es, o Deutschland!“

Für dieses wundervolle Liebesbekenntnis gebe ich gern etliche „Haßgesänge an England“ hin. Ich halte dieses Gedicht und das österreichische Reiterlied für die schönsten lyrischen Gaben, die der Krieg zeitigte — beide geschaffen von „Namenlosen“. Auch dichterisch also sind die Namenlosen die eigentlichen Helden unserer Zeit. —

Später und langsamer als die Lyrik, die Dichtung des erregten Gefühls, setzt im Ablauf eines Völkerringens die nach mehr objektiver Gestaltung strebende erzählende Dichtung ein. Viele ihrer Meister haben Jahre und Jahrzehnte gebraucht, ehe sie den nötigen Abstand gewannen und etwa aus dem gewaltigen Stoffreichtum eines nationalen Krieges zu schöpfen wagten. Die Kanonen von 1870/71 waren längst verstummt, als Liliencron, Maupassant, Zola die Kämpfe und Schicksale jener Tage im Rahmen erzählender Werke beschworen. Aber in Tolstois „Sewastopolskizzen“ und den liebenswürdigen Novelletten Daudets haben wir doch auch bekannte Beispiele dafür, daß über den Tag hinaus wirkende Kriegserzählungen ebensogut unter dem unmittelbaren Eindruck der Geschehnisse entstehen können.

Man wird von allen ihresgleichen das eine verlangen müssen, daß sie den Krieg nicht als Massenwirkung zur Erzielung staatlich-militärischer Zwecke auffassen, sondern als Voraussetzung und Erfüllung menschlicher Schicksale. Eine Kriegsnovelle wird also um so besser sein, nicht je kriegerischer, sondern je menschlicher sie ist und je notwendiger sich die kriegerischen Ereignisse mit dem Geschick einer uns nahetretenden Einzelpersönlichkeit verknüpfen. Das vergessen die meisten, und da in der Erzählung nicht möglich ist, was in der Lyrik eintreten kann: daß nämlich ein schwaches Talent durch die Stimmung der Stunde zu einer bedeutenden Leistung geführt wird — so ist die Ausbeute an guten Kriegsnovellen unvergleichlich geringer als die an guter Kriegslyrik. Nur weniges erhebt sich aus der Niederung bloßer Lohnschreiberei, und einiges davon habe ich in einem Büchlein „Feuerschein“ (Eugen Salzer, Heilbronn) zu sammeln versucht. Die verschiedenen Novellen von Beyerlein, Strobl, Busse u. a. folgen den Ereignissen etwa bis zum Fall von Antwerpen.

Das Gegenstück zu diesem schon im 20. bis 30. Tausend verbreiteten Markbändchen ist eine im gleichen Verlage erschienene Sammlung von Seekriegsnovellen: „Klar Schiff!“, zu der Kurt Küchler, Ida Boy-Ed, Wilhelm Scharrelmann u. a. beigesteuert haben. Sie bringt am Schlusse auch die berühmt gewordene Conan Doylesche Phan-

Digitized by Google

taste über die Unterseeboote des Kapitäns Sirius.

Auf einem anderen Blatte wieder stehen die Schilderungen von Feldzugsteilnehmern, die, wenn der Verfasser gut zu schreiben versteht, schon durch die Unmittelbarkeit des Erlebens Gewicht erhalten. Ich nenne hier nur Paul Oskar Höckers lebendiges und interessantes Plauderbuch „An der Spitze meiner Kompagnie“ (Berlin, Ullstein & Co.), dessen sich schon viele Zehntausende freuten. Man wird ganz zum naiven Leser davor; man verschlingt stoffhungrig Seite um Seite dieser Kriegserlebnisse aus drei Monaten. Was mich zuletzt aber doch am meisten wunderte, hatte nichts mit den soldatischen Abenteuern des feldgrauen Hauptmanns zu tun. Sondern ich wunderte mich und bewunderte, daß er sich nach allen Anstrengungen, oft gewiß hundemüde, noch hingesetzt und geschrieben hat. Alles andere getraute ich mir wohl ihm nachzumachen — das nicht!

Fedor von Zobeltitz hat (mit friedlichen Zwischenspielen) „Kriegsfahrten eines Johanniters“ geschildert (Berlin, Ullstein & Co.), und seine hübsche, feuilletonistisch leichte Darstellungskunst bewährte sich auch hier. Er hatte als „Obhutritter“ allerlei meist aus Schwestern bestehende Samaritertrupps ins westliche oder östliche Etappengebiet zu geleiten und ward so ein „Zaungast“ der großen Ereignisse, die sich auf den verschiedenen Kriegsschauplätzen abspielten. Bald ist er in Gent, Löwen oder Brüssel, bald saust er mit einem „Benzin-Leutnant“ nach Frankreich hinein, bald feiert er im Grand-Hotel von Lodz Neujahr oder sitzt an Hindenburgs Frühstückstafel. Zwischen Fahrten und Abenteuer schaltet er historische Rückblicke und kritische Betrachtungen ein, ja selbst eine kleine Löwener Novelle ...

Vom Johanniter zur Roten Kreuzschwester! Hedwig Voß hat „Erlebnisse und Eindrücke aus dem Weltkrieg“ unter dem Titel „Im Dienste des Roten Kreuzes“ gesammelt (Stuttgart). Augenblicksbilder aus dem Bahnhofs-, dem Lazarett-, dem Felddienst. Wenn sie dichterisch schwungvoll wird, patriotisch-politische Betrachtungen anstellt und ins Symbolische abschwenkt, hat man ein bedrücktes Gefühl: sie meint es sicher von Herzen gut, aber ganz so einfach, wie sie sich das denkt, ist die Weltgeschichte wirklich nicht. Man ist erst richtig mit ihr einverstanden, wenn sie die kleinen Ausschnitte aus dem Sanitätsdienst im Osten gibt — da ist viel Schönes und Rührendes.

Lieber noch sind mir die Sammlungen von Feldpostbriefen. Tragen sie auch immer den Charakter des Zufälligen, so sind sie doch eine unerschöpfliche Fundgrube für den Psychologen und Zeitbetrachter. Es genügt hier, zwei Sammlungen herauszugreifen: die von Hermann Sparr gesammelten „Feldpostbriefe 1914“ (Leipzig, Otto Spamer) und das ganz ähnliche Werk von Hans Leitzen: „Der große Krieg 1914 in Feldpostbriefen“ (Wolfenbüttel, Julius Zwißler). Beide berücksichtigen nur die ersten beiden Kriegsmonate. Hans Leitzen, dem wir ein prächtiges Erinnerungsbuch von 1870/71 verdanken, hat im Gegensatz zu Sparr sich nicht nur auf die Durchsicht der großen Blätter beschränkt, sondern auch viele mehr im Verborgenen blühende durchstöbert. Er hat da manchen guten Fund getan.

Aus der Überfülle der Erscheinungen seien dann noch die „Deutschen Reden in schwerer Zeit“, gehalten von Berliner Hochschullehrern, genannt (bislang zwei Bände, Berlin, Carl Heymanns Verlag). Was Wilamowitz-Moellendorff, Roethe, Delbrück, Harnack, Riehl, Liszt u. a. zu sagen hatten, findet man hier vereint, und man hört diesem kleinen Generalstab der Geister, der sich über deutsches Wesen und deutsches Hoffen ausspricht, gern zu. Ob unsere Gelehrten in ihren Kundgebungen an das Ausland gerade besonders glücklich waren, mag man bezweifeln. Hier, zur Nation selbst redend, finden sie von vornherein offene Ohren und Herzen.

Rücken sie immerhin mit schwerem Geschütz an, so erscheint Hermann Bahr in seinem „Kriegssegen“ (München, Delphin-Verlag) auch zu dieser Zeit als Plänkler. Er meint mit dem Titel etwa nicht, daß der Krieg an sich ein Segen sei, sondern daß wir uns daraus einen Segen holen wollen. In kleinen zusammengebundenen Artikeln spricht er über alles Mögliche — immer ein bischen eigenwillig und geistreich, aber immer anregend, wie es so seine Art ist. Nur hätten wir gern diesmal auf sein Bild verzichtet. Ich für meine Person bin im stillen der Meinung, daß heute jeder Daheimgebliebene nichts Gescheiteres tun kann, als das Maul zu halten und zu arbeiten. Wenn man aber schon seinen Senf dazu geben muß, dann soll man so ganz in der Sache leben, daß man selber völlig zurücktritt und seine eigene erhabene Person einmal vergißt. Wenn das jeder täte, so wäre das allerdings ein ideeller Gewinn des Krieges.

Schließlich fehlt auch das „Anekdotenbuch“ über den „großen Krieg“ nicht. Erwin Rosen, der „Lausbub“ aus Amerika, hat es herausgegeben (Stuttgart, R. Lutz). Es ist ein wenig eilfertig und bunt zusammengewürfelt worden, aber man findet hier manches, was man sonst nicht findet.

Der Krieg nährt den Krieg. Immer neue Papiermassen, vom Flugblatt bis zum mehrbändigen Wälzer, rücken Tag für Tag an, und Tausende, die im August 1914 noch den Plan hegten, sich eine leidlich vollständige Sammlung der Kriegsliteratur anzulegen, haben diesen naiven Gedanken längst fassungslos aufgegeben. Es ist bewunderungswürdig, wie sehr sich auch der Buchhandel der veränderten Zeit anzupassen verstand, aber man fragt sich doch, bis zu welcher Höhe die Flut noch steigen will. Bei aller Großartigkeit hat sie doch auch etwas Beängstigendes.

Digitized by Google

Drobin. 17. Februar 1915

Von Hans Caspar von Zobeltitz

Ihr werdet es später genauer lesen,
Wenn erst des Krieges Geschichte geschrieben:
Bei Drobin in Polen ist es gewesen,
Und viele Wackre sind dort geblieben,
Deren Namen nur kurz die Verlustlisten melden;
Doch jeder einzelne zählt zu den Helden. —

Wir hatten den Russen mit scharfem Schwert
Den Eintritt in unser Westpreußen verwehrt,
Wir hatten sie von der Grenze vertrieben,
Sie mit blutigem Besen nach Osten gekehrt
Und Teile von ihnen ganz aufgerieben.
Doch als bis Drobin wir gekommen waren
In jubelndem, schnellem Siegeslauf,
Da machten sie Warschaus Tore auf
Und warfen entgegen uns neue Scharen. —
So gruben wir uns zur Verteidigung ein:
„Nach Westpreußen lassen wir keinen hinein!"

Die Nacht war ruhig — nur Vorpostenknallen,
Wie wir es alle schon lange kennen,
Wenn rings die umstrittenen Dörfer brennen
Und immer noch einzelne Schüsse fallen;
Das haben wir sieben Monde gehört,
So lang, daß es unsern Schlaf nicht mehr stört.

Doch als früh übers Feld die Nebel krochen,
Da kam der Russe in dicken Kolonnen
Und hat unsere Vorposten schnell durchbrochen
Und Drobin mit fünffacher Zahl gewonnen.
Da knallt es an allen Ecken und Enden,
Ein heißer Kampf ist es, Mann gegen Mann,
Ein jeder versucht das Schicksal zu wenden,
Stürmt gegen die feindlichen Massen an.

Doch manchen traf es —: In einem Quartier
Liegt abseits ein Artillerieoffizier,
Und eh' er zur Waffe greifen kann,
Umstellt ihn der Feind wohl mit hundert Mann.
Er kann nicht mehr kämpfen um Freiheit und Leben,
Er muß sich mit knirschenden Zähnen ergeben,
Wenn er auch fast vor Wut erstickt.
Er ist von der Übermacht erdrückt.

Digitized by Google

Mit anderen, die sie gefangen haben,
Schleppen sie ihn in den feindlichen Graben,
Und zur Bewachung der zwanzig Mann
Stellen sie dreißig Russen an.
Da liegen sie nun mit geballter Faust,
Während die Herzen nach Kampf und nach Sieg verlangen,
Sie hören, wie die anderen fechten,
Und haben selbst kein Schwert in der Rechten.
Weiter tost der Kampf in dem Ort,
Sie hören Schreien, sie hören „Hurra!"
Gewiß: Unterstützung, Hilfe ist da.
Der Lärm wird lauter, kommt näher, ist nah —
Schon schleicht sich leise ein Wachtmann fort. —
Plötzlich steht aufrecht der Hauptmann da,
Reißt dem nächsten Russen das Gewehr aus der Hand,
Streckt ihn mit wuchtigem Hieb in den Sand:
„Kämpft, Kameraden, die Hilfe ist nah!"
Das lassen sich die nicht zweimal sagen,
Sie packen die Russen beim schmierigen Kragen,
Und, ehe der Feind zum Bewußtsein gekommen,
Haben die Gefangenen ihn selber gefangen genommen:
Fünf schlugen sie tot; fünf andere fliehn. —
Und weiter tobt der Kampf in Drobin.

In Feindes Rücken die kleine Schar
Sendet aus russ'schem Gewehr nun Schuß um Schuß,
Und der Gegner, der langsam weichen muß,
Sieht hinter sich plötzlich neue Gefahr.
Da fliegen die russischen Hände empor,
Da warfen sie die Gewehre fort —
Und was eindrang in den polnischen Ort,
Der Russe auch an Gefangnen verlor:
Zweitausend zogen in langen Reih'n
Zwei Tage später in Westpreußen ein,
Und zehne zogen hinter sich her
Je ein eigenes, verlornes Maschinengewehr.
Sie dachten wohl anders nach Deutschland zu ziehn —
Die halben Sieger vom Tag von Drobin.

Und wollt ihr nun wissen, wer es war,
Der die andern ermutigt in schwerster Gefahr,
Der zu neuem Kampf die Seelen entfacht,
Der selber gefangen Gefangne gemacht?
Es war, damit ihr zu Hause es wißt:
von Ondarza, der Garde-Feldartillerist. —

Geschrieben in Polen im April 1915

Digitized by Google

Zeitgeschichtlicher Rückblick

Von Prof. Dr. Otto Hoetzsch, Berlin

Abgeschlossen am 15. April 1915

In diesem Monat waren die Augen der Welt auf die Dardanellen und auf die Karpathen gerichtet, auf den Versuch der englisch-französischen Flotte, durch die Beschießung der Forts in der Meerenge die Eroberung von Konstantinopel zu erzwingen, und auf das Streben der Russen, mit aller Kraft die von Österreichern, Ungarn und Deutschen geführte Verteidigung der Karpathenpässe einzudrücken. Ohne weiteres ist klar, was geschehen würde, wenn unseren Gegnern an beiden Stellen ein Erfolg beschieden wäre. Dann erst würden alle Balkanstaaten in den großen Streit hereingezogen sein, worum sich bisher die Politik des Dreiverbandes mit allem rücksichtslosen Drucke vergebens bemüht hat.

Die alte, schwere Frage der Meerengen ist für diesen Krieg von England aufgerollt worden, was auf den ersten Blick sehr auffällig ist, weil, wie bekannt, bis in die Gegenwart herein die englische Politik herkommensgemäß an dem Verschlusse dieser Meerengen festhielt und darin auf der Seite der Türkei stand. Warum sie nach der andern Seite überschwenkte, ist auch bekannt. England hat durch eine Blockade der Dardanellen, ehe die Türkei in den Krieg eintrat, diese zu dem Schritte gezwungen. Denn erst auf die Herausforderungen der englischen Flotte antwortete die Türkei am 28. September 1914 mit der Schließung aller Durchfahrt durch die Dardanellen. Damals in Deutschland noch nicht genug beachtet, ist diese Maßnahme heute in ihrer gewaltigen Bedeutung für den Krieg auch unserer weiteren Öffentlichkeit ganz klar. Sie schloß Rußland hermetisch von der Möglichkeit ab, durch diese Engen mit Kriegsmaterial versorgt zu werden und durch sie hindurch sein Getreide zu verschiffen, dessen Ausfuhr ihm so bitter notwendig ist, wenn es seinen internationalen Kredit aufrechterhalten will. Durch diesen Verschluß der Meerengen hat die Türkei also ihren Verbündeten einen außerordentlich großen Dienst getan, den wir niemals vergessen wollen. Die Zeit wurde benutzt, um die Befestigungen vollkommen kriegsfertig zu machen, diese Befestigungen, an denen schon Moltke beteiligt war und deren Hauptverdienst einem deutschen Ingenieur (Friedrich Bluhm, 1851 bis 1887 in türkischen Diensten) gehört. Deutsche Offiziere und Mannschaften waren schon längst zahlreich dahin abgegangen. Mit ihnen gemeinsam hat die türkische Wehrmacht, geführt an der Spitze von Enver Pascha, die große Probe erstmalig bestanden. Am 29. März ist die Zusammenarbeit der Verbündeten auch äußerlich bekannt geworden, als der deutsche General Liman von Sanders zum Oberbefehlshaber der Dardanellenarmee ernannt wurde. Die einzelnen Namen der Heerführer der Türken wie der Deutschen werden uns erst später bekannt werden; daher gilt heute unser Dank erst der namenlosen Gesamtheit dort, die die große Aktion der Gegner abschlug.

Schon am 3. November sind die Außenwerke der Dardanellen von einem englischen Kriegsschiff beschossen worden. Doch hat das ebensowenig bedeutet wie ein paar Versuche von Unterseebooten danach. Im Schwarzen Meer ging der Kampf zwischen der türkischen Flotte, die seit hundert Jahren zum ersten Male wieder in diesem Gewässer erschien, und den russischen Schiffen weiter zur Unterstützung der Operationen im südlichen Kaukasus. Die eigentliche Aktion begann aber erst am 19. Februar dieses Jahres. Ihr politischer Hintergrund ist, wenn auch in Einzelheiten noch nicht völlig bekannt, doch im ganzen zu erkennen. Die großen Schläge der Kämpfe im Osten hatten die Kriegsmüdigkeit in Rußland gesteigert, da man dort sah, daß man trotz der ungeheuren Verluste und aller Anstrengungen dem eigentlichen Ziele dieses Krieges auch nicht einen Schritt näherkam. Denn das konkrete Ziel des Krieges liegt für Rußland ja gar nicht in der Richtung gegen Deutschland und erst in zweiter Linie gegen Österreich, sondern das ist die endliche Lösung der orientalischen Frage im russischen Sinne, was praktisch die Unterwerfung der Meerengen und Konstantinopels unter russische Herrschaft bedeutet. Weil daher Rußland mit der Einstellung der Kämpfe drohte, entschloß sich England, dem Frankreich ohne weiteres folgen mußte, die Forcierung der Dardanellen zu beginnen, so wenig England an sich Lust zu einem solchen Unternehmen hatte. Denn es war bekannt, daß ein Angriff, auch wenn er siegreich ausging, infolge der starken Uferbefestigungen und der Minensperren nur mit großen Opfern an Schiffen durchzuführen war, Opfern, die sich wiederum geltend machen, wenn Zusammenstöße zwischen den Hochseeflotten Englands und Deutschlands in den Bereich der Möglichkeiten rücken. Und gelang wirklich der Angriff, so waren diese Opfer der Engländer und Franzosen gebracht nicht nur für den Verbündeten Rußland, sondern unmittelbar gegen die eigenen Interessen, da England nichts unerwünschter sein kann, als den mächtigen Gegner in

Digitized by Google

Asien (das bleibt Rußland trotz aller Bündnisbeziehungen) mit eigener Hand in das östliche Mittelmeer hereinzugeleiten. Trotz alledem aber konnte der Gefahr, daß Rußland aus dem Kriege ausschied, nur begegnet werden, wenn man seinen Wünschen entgegenkam, und so wurde die große Aktion versucht. Man konnte sich ja auch von ihr zunächst unmittelbare Vorteile für den Kriegsverlauf versprechen. Werden die Dardanellen frei, so kann Rußland mit Kriegsmaterial versorgt werden und droht der Kampf nicht mehr an diesem Mangel aufzuhören. Anderseits wird die russische Kornausfuhr frei und kann Rußland etwas für die Geldvorschüsse bieten, die es von seinen Verbündeten immer dringender verlangt und die zu zahlen diese gar nicht sehr bereit sind. Ferner konnte man sich von einem gelungenen Angriff eine sachliche Gegenwirkung gegen die Gärung in der muhammedanischen Welt versprechen, die in Ägypten und Indien, in Persien, ja auch in Afghanistan und Marokko immer größer wird. Schließlich aber mußte derselbe Erfolg Rumänien und Bulgarien zur Entscheidung zwingen und zu allerletzt die schwankende Haltung Italiens nach der Seite des Dreiverbandes hinneigen, und damit wurde der ganze Krieg für letzteren entschieden. Das sind die großen und weltweiten Zusammenhänge, innerhalb deren sich die militärische Aktion vollzog. Ihnen entsprach auch die Flottenmacht, die dazu aufgeboten wurde und gar nicht verächtlich war. Im Gegenteil sind die neuesten englischen Schiffe dafür verwendet und über 300 Schiffsgeschütze dazu in Wirksamkeit gesetzt worden.

Am 19. Februar eröffnete die englisch-französische Flotte das Feuer gegen die Außenforts, Kidil Bahr auf der europäischen und Kum Kalessi auf der asiatischen Seite. Diese waren am 25. Februar auch soweit zerstört, daß die Einfahrt in die Meerenge begonnen werden konnte. Sie wurde zugleich durch das Absuchen der Minensperre unterstützt, wozu ja besondere Minensucher vorhanden sind. Darauf begann die Beschießung der eigentlichen Befestigungen, die an der schmalsten Stelle der Dardanellen angelegt sind; wo die äußeren und mittleren Dardanellen ineinander übergehen, beträgt ihre Breite nur 1350 Meter. Hier liegen die Hauptbefestigungen überhaupt; das Viereck: Kidil Bahr-Maidos-Nagara-Kaleh Sultanieh. Diese wurden beschossen, und zwar direkt von den Wellen der Meerenge aus, indem dabei die schießenden Schiffe nach der üblichen Taktik im Kreise herumfuhren, und indirekt, indem die weittragenden Geschütze des modernsten englischen Schlachtschiffes, der „Königin Elisabeth", vom Golf von Xeros aus über die Halbinsel Gallipoli hinwegschossen. Glänzend bewährten sich aber dagegen alle Maßregeln, die die Verteidigung ergriffen hatte, obwohl ihre Stellungen der englischen Flotte an sich bekannt sein mußten. Hatte doch bis in den Krieg hinein ein englischer Admiral als Chef der Marinemission der Türkei alle Gelegenheit gehabt, sich diese wertvollen Einzelheiten recht einzuprägen. Aber mit größter Geschicklichkeit sind die vorhandenen Abwehrbatterien benutzt worden, so daß dieser erste Angriff scheiterte. Am 18. März wurde er erneuert. 18 englische und französische Linienschiffe beschossen sieben Stunden lang die genannten Befestigungen der Dardanellen; es war der Höhepunkt der ganzen, großangelegten, weder Material noch Munition schonenden Angriffsversuche. Am Ernst des Entschlusses, die Dardanellen zu forcieren, konnte also nicht gezweifelt werden. Um so größer ist der türkische Erfolg. Denn der Angriff wurde abgeschlagen, und zwar, wie der Bericht der englischen Admiralität sagte, unter Verlusten, die im Verhältnis zu der Bedeutung der Operation sehr schwer waren. Bestimmt sind drei moderne Schlachtschiffe (die Engländer „Irresistible" und „Ocean" und der Franzose „Bouvet") und je ein Torpedoboot und Minensucher mindestens untergegangen. Das Maß der übrigen Beschädigungen ist amtlich von den Angreifern natürlich nicht zugestanden worden, aber außerordentlich groß. Denn ziemlich sicher sind noch ein französisches Linienschiff gesunken, zwei englische und ein englischer Kreuzer so schwer beschädigt, daß sie für längere Zeit ausscheiden. Der Verlust an Mannschaften betrug nach dem Eingeständnis der Angreifer selbst 2000 Mann, dagegen der der türkischen Verteidiger in sämtlichen Forts nur 23 Tote und 60 Verwundete. Es sind, wie die Forts gezählt haben, von der verbündeten Flotte etwa 3000 Schuß abgefeuert worden.

So konnte am Abend des 18. März auf einen vollen Sieg zurückgeblickt werden. Daß am 28. März dann noch die russische Schwarzmeerflotte erschien und die unbefestigte Küste am Bosporus ohne Erfolg beschoß, besagte gar nichts. Zunächst schien es, als wenn die damit abgeschlagenen Operationen nur vorübergehend unterbrochen seien. Aber am 31. März bestätigte sich, daß ein großer Teil der Angriffsflotte, die an den nahegelegenen Inseln des Ägäischen Meeres gelandet hatte, von diesen Häfen zurückgezogen war. Angeblich geschah das aus Verpflegungsschwierigkeiten. Ob das wirklich der ausschlaggebende Grund war und nicht vielmehr die Truppen in Ägypten anderen Aufgaben dienen sollen, ist abzuwarten. So hat dieser erste Akt des konzentrischen Angriffes auf die Türkei vom 19. Februar bis zum 18. März mit einer glatten Niederlage des Dreiverbandes geendet.

Ihre politischen Wirkungen sind sofort eingetreten. Italien hält nach wie vor an seiner Neutralität fest, und zwischen ihm und Österreich-Ungarn gehen die Verhandlungen hin und her, die alte Streitfragen jetzt bereinigen sollen. Der türkisch-deutsche Sieg an den Dardanellen wird hier immer ernüchternder wirken und die Anschauung unterstützen, die gerade für die Mittelmeerinteres-

Digitized by Google

sen Italiens dessen Zukunft an unsere Seite weist. Es ist ja nicht nur die russische Gefahr, die das für Italien deutlich macht, sondern noch mehr die englische. Schon sucht die weitblickende englische Politik sich mit der sehr unangenehmen Möglichkeit abzufinden, daß Rußland die Durchfahrt für seine Kriegsschiffe durch Bosporus und Dardanellen freibekommt. Cypern hat es zu seiner Kolonie gemacht, Malta hat es längst inne, am Suezkanal verteidigt es eine seiner Positionen auch am Mittelmeer mit größter Zähigkeit, jetzt aber hat es sich auch, zunächst unter dem Vorwande rein militärischer Zwecke, auf jenen Inseln unmittelbar am Eingang der Dardanellen festgesetzt, in Tenedos und Imbros und namentlich auf Lemnos. Man braucht sich deren Lage zum Dardanellenausgang nur auf der Karte anzusehen, um die englische Absicht zu verstehen: der Hafen von Mudros auf Lemnos ist ja wie geschaffen, für England ein neues Malta im Nordosten des Ägäischen Meeres zu werden. Zur gleichen Zeit richtet es seine Blicke auf den herrlichen Hafen auf Kreta, die Sudabai, um deswillen es sich von Anfang an so lebhaft an den kretischen Wirren beteiligt hat. Imponierend und weitsichtig ist solche Politik, aber sie läßt im Drange des Krieges naturnotwendig zu sehr die Maske fallen. Das wirkt ernüchternd auf Italien, dem im Gegenteil gerade daran liegen müßte, im Mittelmeer den unerträglichen Druck der englischen Seeherrschaft mindestens zu verringern, und das hat bereits im gerade entgegengesetzten Sinne, als England wünschte, auf Griechenland gewirkt.

Immer mehr ist dieses zum Angelpunkt der verwickelten Balkanfragen geworden, die der Dreiverband auf alle Weise zur Entzündung bringen möchte, weil von der Stellung der bisher noch neutralen Balkanstaaten auf seiner Seite der Ausgang des Feldzuges im Osten abhängt. Die Dardanellenaktion konnte und kann militärisch nur gelingen, da die Forts bei ausreichender Munition überhaupt nicht zu nehmen sind, wenn der Flottenangriff durch einen Landungsversuch auf der Halbinsel Gallipoli unterstützt wird. Genügend Truppenmaterial dazu haben unsere Gegner nicht. Man müßte also einen der Balkanstaaten dafür zu gewinnen suchen, und das kann am leichtesten Griechenland sein. Denn dieses könnte sich am ehesten dazu entschließen, weil es für ein solches Unternehmen nicht allzuviel von den anderen Balkanstaaten zu befürchten hätte. Diese Möglichkeit hatte der bedeutende griechische Staatsmann, der seit vierundeinhalb Jahren die Politik dieses Staates leitet, der aus Kreta stammende Venizelos, auch erkannt. Er hatte ein unzweifelhaft weitblickendes und erfolgversprechendes Geschäft vorbereitet. Von dem Dreiverband ließ er sich ein großes Gebiet der asiatischen Türkei versprechen, das für seinen Traum eines allgriechischen Reiches ein mächtiger Schritt vorwärts gewesen wäre, also Smyrna und dessen Umgebung. Da die Mächte aber anderseits das Gleichgewicht auf der Balkanhalbinsel aufrechtzuerhalten entschlossen waren, und um Weiterungen von bulgarischer Seite zu begegnen, nahm er dafür die Abtretung von Land an Bulgarien in Aussicht im alten Mazedonien, auf das Bulgarien in den beiden letzten Balkankriegen sich ein Anrecht erworben zu haben glaubte und von dem es im Frieden zu Bukarest zu seinem großen Schmerze nur einen sehr geringen Teil erhalten hatte. Für diese Aussichten, die übrigens alle erst nach dem vollständigen Siege des Dreiverbandes liquidiert werden sollten, war Venizelos bereit, die Streitmacht seines Vaterlandes unsern Gegnern zur Verfügung zu stellen. Hätte sich sein Plan verwirklicht, so wäre nach menschlichem Ermessen den übrigen Balkanstaaten die Aufrechterhaltung der Neutralität fast unmöglich geworden. Gewiß eine schlaue Rechnung Englands und des griechischen Staatsmannes, die eines großen Zuges nicht entbehrt, wie überhaupt Venizelos unter den Staatsmännern der Balkanhalbinsel unstreitig der hervorragendste ist. Erst jetzt machen wir uns die ganze politische und militärische Bedeutung der eben geschilderten, großen Aktion auf die Dardanellen völlig klar und damit auch die Krisis, die diese Wochen, ohne daß das uns ganz zu Bewußtsein kam, bedeuteten. Sie ist zunächst überwunden, militärisch durch die Tapferkeit der Türkei, politisch durch den Sturz von Venizelos am 6. März. König Konstantin hat die Politik seines Ministers nicht mitgemacht, und so hat sich dieser zum Rücktritt gezwungen gesehen. Der innere Grund, daß seine Gedanken scheiterten, ist jetzt auch deutlich. Es ist nicht nur die Einsicht König Konstantins, der im Anschluß an den Dreiverband das Heil seines Staates eben **nicht** sieht, sondern auch die entschiedene Weigerung Rußlands, eine griechische Beteiligung am Einzug in Konstantinopel zuzulassen. Ein alter, unüberbrückbarer Gegensatz klaffte damit auf: Die Russen streben nach diesem Mittelpunkte der griechischen Kirche, aber diese Kirche mit ihrem gewaltigen Einflußgebiet ist eben, wie der Name sagt, griechisch. Und wenn vor hundert Jahren Alexander I. ähnlichen Gedanken, auch erfolglos, nachjagen konnte, ohne sich um Griechenland zu kümmern, das ihm vielmehr für die Unterstützung seines Aufstandes gegen die Türkei dankbar sein mußte, so hat Nikolai II. es mit einem erstarkten und selbständigen Königreich Griechenland zu tun, das großgriechischen Hoffnungen nachstrebt und dessen Tendenzen dem russischen Eroberungsgedanken durchaus widerstreben. Das hat Venizelos nicht gesehen oder nicht sehen wollen, daß in solchem Falle zwar das Blut der griechischen Soldaten auf der Halbinsel Gallipoli für den Dreiverband geflossen wäre, daß aber gerade an dieser wichtigen Stelle der orientalischen Frage Griechenland unberücksichtigt geblieben, ja

Digitized by Google

Zeichnung von Hans Meid

Digitized by Google

Digitized by Google

zurückgestoßen worden wäre. Daran ist seine Politik gescheitert, und so ist der Erfolg, militärisch und politisch, auf diesem großen Gebiete unsrer Weltkämpfe für uns sehr befriedigend und gibt Hoffnung zu weiterem Gelingen.

Während sich das alles abspielte, sind die anderen wichtigen Stellen dort von geringerer Bedeutung geblieben. Politisch sind Bulgarien und Rumänien in der Neutralität verharrt, wenn auch die Kämpfe darum in beiden Ländern weitergehen. Militärisch sind die Unternehmungen im Kaukasus stehengeblieben, während die auf den Suezkanal ihren ruhigen Gang weitergeht. Und auch vom Kriegsschauplatz in Serbien und Montenegro haben wir in dieser Zeit nichts gehört. Doch ist damit dieser Schauplatz keineswegs in zweite Linie gerückt. Im Gegenteil gewinnt, wie jeder Blick auf die Karte, insonderheit auf die Donau lehrt, der Feldzug gegen Serbien immer entscheidendere Bedeutung. Was später mit ihm wird, darüber braucht sich heute noch niemand den Kopf zu zerbrechen. Aber daß es militärisch niedergeworfen werden muß, wenn für uns der Feldzug im Osten zu einem vollen Siege werden soll, daran ist kein Zweifel.

Mit Absicht haben wir diesmal so viel Raum auf die Kämpfe der Türkei verwandt. Denn das waren die wichtigsten und entscheidendsten Ereignisse des letzten Monats. Aber gleich danach kommen die großen Kämpfe in den Karpathen. Hier wurde die Stellung unserer Verbündeten insofern ungünstig verschoben, als am 22. März die Festung Przemysl nach vierundeinhalbmonatiger Belagerung zur Übergabe gezwungen wurde. Die Festung ist gleich nach der Besetzung Lembergs etwa Mitte September 1914 eingeschlossen worden. Am 12. Oktober meldete die österreichisch-ungarische Heeresleitung, daß sie entsetzt sei. Mit dem Vormarsch überlegener russischer Truppen, der die bekannte Umgruppierung nötig machte, geriet Przemysl indes wieder in das Gebiet der Russen und wurde seit dem 10. November wieder belagert. Vier Wochen ist es so frei gewesen. Doch hat diese Zeit nicht ausgereicht, um die sehr starke Festung mit genügend Munition und Proviant auszurüsten. Danach griffen die Russen nicht mehr in der Weise an wie bei der ersten Belagerung, in der sie in sinnlosem Sturm ungeheure Verluste erlitten hatten. Vielmehr riefen sie den Hunger zum Bundesgenossen an, und der hat dann auch sein Werk getan. Mitte März zeigte es sich, daß die Vorräte zu knapp wurden. Da entschloß sich der Kommandant, General von Kusmanek, zu einem letzten Ausfall, der am 19. unter größter Tapferkeit der Ausfallstruppen durchgeführt wurde. Danach aber reichten die Vorräte nur noch auf drei Tage aus, und der Festungskommandant erhielt den Befehl, nach Vernichtung des Kriegsmaterials den Platz dem Feinde zu überlassen. Das hat er auch getan. Es gelang, die Forts mit Geschützen, Munition und Festungsanlagen zu zerstören. Der Feind übernahm in der Hauptsache eine Trümmerstätte, die ihm als solche militärisch nichts nützen kann. So ist diese Kapitulation trotzdem ein Ruhmesblatt in der Geschichte der uns verbündeten österreichisch-ungarischen Armee, die mit zähester und heldenmütiger Tapferkeit einen an sich verlorenen Posten monatelang festgehalten hat. Mit Recht ist dieser Dank von unserer Heeresleitung ausgesprochen worden, und auch der russische Gegner hat in der Behandlung der kapitulierenden Österreicher die heroische Tapferkeit dieses ritterlichen Feindes anerkennen müssen.

Der Fall der Festung war insofern von Einfluß auf die Lage, als die recht erhebliche Einschließungsarmee der Russen damit frei wurde und nun voll eingesetzt werden konnte in dem ungeheuren Ringen, das sich längs der Karpathen bis in die Bukowina hinein wochenlang abspielte. Das strategische Ziel der dahin gerichteten russischen Angriffe ist klar: sie suchen den Durchmarsch durch die Pässe zu erzwingen, um zunächst die Eisenbahnlinie Oderberg—Zsolna—Kaschau—Satoralja Ujhely—Marmaros Sziget zu erreichen. Das ist ein Ziel von derselben Bedeutung, wie es in der Bahn von Warschau nach Wilna unserer Heeresleitung im Osten vor Augen stehen mag. Gelänge es den Russen, durch die Karpathen bis zu dieser Linie in die ungarische Ebene zu kommen, so sind alle rückwärtigen Verbindungen ihrer Gegner durchschnitten oder bedroht und ist der Vormarsch auf Budapest möglich. Deshalb wird mit solcher Entschiedenheit und Wut um die Pässe gekämpft, deren Namen wir jetzt immer in den Zeitungen lesen. Wenn wir von Westen nach Osten gehen, so kommt zunächst der Duklapaß, südöstlich von Tarnow, die westlichste Straße über die Karpathen, die schon in Bartfeld eine Seiten-Eisenbahnlinie erreicht. Südöstlich schließt sich daran der Lupkowpaß, der in das oft genannte Tal der Laborcza herüberführt, gleichfalls eine Seitenlinie auf die genannte große Bahn. Dann kommt der am häufigsten erwähnte Paß von Uszok, um den tage- und wochenlang gekämpft worden ist. Seine Bedeutung ist am größten. Denn durch ihn führt die Eisenbahnlinie von Lemberg nach Debreczin. Beinahe ebenso wichtig aber ist der Übergang von Lawoczne, der Tucholkapaß, durch den die zweite Eisenbahnlinie von Lemberg über Stryj nach Ungarn herein leitet. Schließlich kommt noch der Jablonicapaß in Frage, durch den die Eisenbahn aus der Marmaros nach Nadworna, nach Stanislau und zugleich nach Kolomea läuft. Um alle diese Stellungen ist im letzten Monat ununterbrochen auf das heftigste gerungen worden, unter Schwierigkeiten des Gebirgskampfes, von denen wir uns gar keine Vorstellung machen können. Fortwährend versuchen die

Digitized by Google

Russen diese Übergänge zu forcieren, und zwar in einer Weise, die auch nicht die geringste Schonung ihres Menschenmaterials kennt. In zahlreichen, hintereinander vorgehenden Reihen werden die Massen zum Sturm vorgetrieben, Tausende und Zehntausende fallen unter dem Feuer des Feindes, und immer neue drängen gegen die Verteidiger an. In der Hauptsache richteten sich die Angriffe auf das Gebiet zwischen Dukla- und Uszokpaß und auf diese Pässe selbst, weil von hier aus der Einmarsch nach Ungarn am günstigsten sein würde. Gerade in den Ostertagen erreichte diese Offensive ihren Höhepunkt, die, unmittelbar mit dem Fall von Przemysl zusammenhängend, etwa seit dem 20. März ohne Unterbrechung andauerte. Wo am heftigsten gekämpft worden ist, können wir heute noch ebensowenig sagen, wie wir leider noch nicht in der Lage sind, die einzelnen Phasen dieser Kämpfe genauer anzumerken, an denen, wie bekannt, auch eine große deutsche Armee sehr wesentlich beteiligt ist. Gelungen ist es den Russen nirgends, die Verteidigungsfront vom Dunajec bis zum Ende der Karpathen zu zerreißen. Am 13. April konnte die österreichisch-ungarische oberste Heeresleitung melden, daß die russische Offensive auf der ganzen Front zum Stehen gekommen sei, und das heißt, daß sie wiederum als mißlungen betrachtet werden konnte. Eine gerade Linie der Verbündeten steht dort unzerreißbar und ununterbrechbar fest. Nirgends konnte ein russischer Durchbruch gelingen und nirgends wird er gelingen, weil er dazu schnell und überraschend erfolgen müßte, wozu ihm heute alle Vorbedingungen fehlen. Allmählich muß sich so auch die stärkste Offensive an dieser unerschütterlichen Mauer brechen und zurückweichen, und dann kommt die Zeit, in der die Verbündeten ihrerseits vorstoßen, um das für sie gegebene Ziel zu erreichen, nämlich die große Eisenbahnhauptlinie Galiziens von Krakau über Lemberg bis an die russische Grenze. In der Bukowina ist die letztere von dem österreichischen Vordringen bereits erreicht, ja in der südöstlichen Ecke Galiziens schon überschritten worden.

⁂ ⁂ ⁂

Die Linie, die im Osten von unseren Truppen besetzt ist, läuft wie folgt: nordwestlich Tauroggen (im Gouvernement Kowno) — Tauroggen — der Grenze entlang nach Szaki-Pillwiszki (an der Bahn und großen Straße von Wirballen nach Kowno) — Mariampol-Krasnopol (östlich Suwalki) — östlich Augustow — nordwestlich Ossowiec (das von den Deutschen belagert wird). Von hier folgt die deutsche Stellung der Bobr-Linie bis Mocarce, geht von da weiter nach Südwesten nördlich Lomscha und südlich Kolno, weiter bis südlich Mystiniec (wo sie der deutschen Grenze noch sehr nahe ist). Nördlich Prasznysz zieht sie weiter südlich von Mlawa über Racionz und Drobin nach Plozk, so daß sie von dem an vorletzter Stelle genannten Punkte ziemlich scharf nach Südwesten läuft. Das ist der Bereich unserer 10. und 8. Armee. Südlich der Weichsel geht die deutsche Linie danach, gegen früher nicht weiter verändert, längs der Bsura und Rawka bis zur Pilica, wo die Stellungen der Deutschen und Österreicher zugleich beginnen, die längs der Nida und des Dunajec bis zu den Karpathen laufen.

Nach der Schlacht an den Masurischen Seen wurde dieser Sieg gegenüber einer von den Russen rasch gebildeten neuen Armee ausgenutzt. Nach dem Zusammenbruch der russischen 10. Armee wurde nämlich aus ihren Resten und drei neu herangezogenen Armeekorps eine neue 10. Armee formiert, die sich bemühte, die bis an die Bobr-Linie und hart an die Festung Grodno vorgerückten deutschen Truppen zu vertreiben. In diesen Kämpfen erlitten die Russen erneute scharfe Verluste. Die Deutschen nahmen zunächst die ungeheure Kriegsbeute, die überall in den Forsten von Augustow verstreut lag. Danach gruppierten sie sich zu neuem Angriff. Den Feinden blieb diese deutsche Bewegung in der Gegend von Augustow so verborgen, daß sie noch deutsche Stellungen beschossen, als die Deutschen sie bereits verlassen hatten. So war es möglich, den neuen russischen Vormarsch durch den Wald von Augustow gewissermaßen aufzufangen. Am 9. März begann darauf die deutsche Offensive von neuem. Ein Armeekorps nach dem andern wurde zum Rückzug gezwungen, so daß der russische Armeeführer, der eine Wiederholung der Umfassungsschlacht von Masuren kommen sah, auf der ganzen Linie den Rückzug auf die Festung Grodno befahl. Schon die Drohung mit der deutschen Umfassung hatte genügt, nicht nur den bedrohten rechten Flügel, sondern die ganze feindliche Armee, die sich in einer Breite von 50 Kilometern zum Angriff aufgestellt hatte, zum Rückzug zu bringen. Damit war binnen zwei Wochen auch diese neue russische Formation lahmgelegt. Seitdem haben die Schwierigkeit des Geländes, die starken russischen Stellungen und vor allem Witterung und Grundlosigkeit der Straßen die deutsche Vorwärtsbewegung gehemmt. Die Russen haben eine Reihe von Angriffen in der Gegend von Augustow und Prasznysz versucht, doch ohne Erfolg; die Gegner stehen sich in der Hauptsache beide überall in Verteidigungsstellung gegenüber.

Dafür wurde von den Russen an der äußersten Nordostecke Preußens ein erneuter Vorstoß unternommen, der freilich als regelrechte militärische Unternehmung nicht zu bezeichnen, sondern vielmehr ein richtiger Räuberzug war. Haufen russischer Reichswehr, die nach unseren Begriffen Landwehr und Landsturm zusammenfaßt, griffen am 18. März die Stadt Memel an und besetzten sie am 20. Sie hausten dort und in der Umgebung wie die Vandalen, schleppten Tausende von Ostpreußen in die Gefangenschaft, plünderten und brannten in der wüstesten Weise.

Digitized by Google

Mit Recht legte dafür die deutsche Heeresleitung den Städten des von uns besetzten russischen Gebietes die Zahlung von großen Summen als Strafe auf. Am 22. war diese Horde wieder aus Memel herausgeworfen. Darauf wurde ein noch umfassenderer Versuch unternommen. Eine neu gebildete russische Armeegruppe setzte sich gegen Tilsit in Bewegung, wo sie nur auf deutschen Landsturm traf. Am 23. und 24. März wurde aber auch dieser Angriff auf Tauroggen zurückgeworfen und dieses am 29. über das Eis des Flusses hinweg im Sturm genommen. Nach schweren Verlusten flüchteten die Russen in die Wälder. Die Einfälle gegen Memel wie gegen Tilsit hatten ein für die deutschen Waffen ruhmvolles Ende gefunden, kein bewaffneter Russe steht mehr auf deutschem Boden, und alle Landratsämter Ostpreußens sind wieder an ihren alten Stätten tätig.

Dafür halten wir mit unseren Verbündeten ein großes Stück russischen Gebietes fest in der Hand, dessen Zahlen folgende sind: besetzt sind 53000 Quadratkilometer mit $5^1/_2$ Million Einwohnern in den Gouvernements Suwalki, Lomscha, Plozk, Warschau, Radom, Kielce, Petrikau und Kalisch. Es ist dem Flächeninhalt des Königreiches Polen nach fast die Hälfte, in genauem russischen Maße 46581,8 Quadratwerst (etwa = Quadratkilometer) von 111554,2 Quadratwerst, die das Königreich Polen in Rußland im ganzen einnimmt. Verwaltet wird dieses Gebiet von Deutschland und Österreich-Ungarn, doch nicht gemeinsam, sondern es ist eine genaue und scharfe Teilung vorgenommen worden, so daß jede Macht innerhalb ihres Gebietes selbständig ist.

⁂ ⁂ ⁂

Nach wie vor hat im Westen defensiv weitergekämpft werden müssen, weil der Schwerpunkt aller Entscheidungen nach dem Osten gerückt ist. So sind dort von unsrer Seite in sich nicht zusammenhängende Gefechte geliefert worden, die ohne Unterbrechung in den Berichten unserer Heeresleitung zu melden waren. Die Winterschlacht in der Champagne war zu Ende, ist jedoch an manchen Stellen noch im letzten Monat wiederaufgeflammt. Siebenmal hat die Heeresleitung von Kämpfen dort berichtet, die ohne Erfolg für die Franzosen ausliefen. Im Norden ist es zu einzelnen Gefechten gekommen, wobei nicht weit von der belgischen Grenze auf flandrischem Boden in den Kämpfen vom 11., 12. und 13. März den Engländern die Eroberung des Ortes Neuve Chapelle gelang. Dieser Sieg ist, obwohl er nur örtliche Bedeutung hatte, von England sehr aufgebauscht worden. Freilich war der Erfolg durch die unendlich schweren Verluste sehr gemindert, die der englische Sturm dabei erlitt. Auch in den Vogesen ist, mit Unterbrechungen durch den Schneesturm, am Reichsackerkopf und am Hartmannsweilerkopf, den oft erwähnten Stellungen auf deutschem Gebiet unweit Münster, gefochten worden. Am wichtigsten aber waren die Kämpfe zwischen Maas und Mosel, in denen die Franzosen an verschiedenen Stellen östlich und südöstlich von Verdun in der bekannten Weise Vorstoß- und Durchbruchsversuche machten. Namentlich in der Ebene von Woevre und bei Combres wurde und wird dort heftig gekämpft. Nirgends aber ist auch nur ein kleiner Durchbruch gelungen. Immer wieder sind die Franzosen mit einem Heldenmut, der unsere Bewunderung verdient, angerannt, immer wieder unter zum Teil fürchterlichen Verlusten zurückgeschlagen worden. Das ist aber das, was auf die Dauer unsern Gegner dort töten muß. Denn er ist militärisch am Ende seiner Kraft. Frankreich hat die Einberufung der Jahresklasse 1917 bereits beschlossen, 17- und 18jährige Jungen, gegen deren Heranziehung im Lande lauter Widerspruch erhoben worden ist. Schon heute können wir mit Bestimmtheit sagen, daß Frankreich den furchtbaren Aderlaß dieses Krieges nicht wieder einholt. Seit 1870 hat seine Bevölkerung noch nicht um anderthalb Millionen Köpfe zugenommen, während Deutschland in dieser Zeit von 41 auf 67 Millionen wuchs. Frankreichs Verluste werden allein für das erste Kriegshalbjahr bereits auf 400000 Mann geschätzt. Und nun greift man auf diese Jungen zurück, mit denen schon die Väter des nächsten Jahrzehnts dezimiert werden. Wir bedauern das, aber wir haben keinen Grund, es zu ändern. Wir können es länger aushalten. Unsere Stellung ist im Westen so fest, daß keine Übermacht weder in Belgien, noch in Frankreich sie uns entreißen kann. Nun warten wir auf die Möglichkeit entscheidenderer Schläge, die das Frühjahr bringen kann, ohne daß wir darum drängen oder ungeduldig sind.

⁂ ⁂ ⁂

Der Kampf auf dem Meere hat abermals große Entscheidungen nicht gebracht. Am 16. März ist unser kleiner Kreuzer „Dresden“ gesunken, der in der Schlacht an den Falklandsinseln mitgekämpft hatte und darauf, wie erst jetzt bekannt wurde, einen japanischen Kreuzer und viele englische Handelsschiffe in den Grund gebohrt hat. Drei englische Kreuzer haben ihn im Stillen Ozean bei der Insel Juan Fernandez gestellt; es ist die Insel, auf der Selkirk, ein Pirat, von 1704 bis 1709 allein lebte, dessen Geschichte den Untergrund für den Roman von Robinson Crusoe gegeben hat. Hier geriet die „Dresden“ nach kurzem Kampf in Brand und ist gesunken. Weiter haben sich zwei deutsche Hilfskreuzer, der „Eitel Friedrich“ und der „Kronprinz Wilhelm“, rühmlich hervorgetan. Sie sind beide in amerikanischen Häfen angelaufen, der „Eitel Friedrich“, nachdem er auch ein amerikanisches Schiff vernichtet hat. Trotzdem aber imponiert seine Besatzung ebenso wie die des „Kronprinz Wilhelm“

Digitized by Google

den Amerikanern außerordentlich. Denn mit einem unvergleichlichen Schneid und mit größter Sicherheit finden sich diese Schiffe durch alle Schwierigkeiten hindurch, die England bereitet. Unterdessen ist der deutsche Unterseebootskrieg weitergegangen. Wir geben absichtlich keine Zahlen, da diese auf mehr oder minder unsicheren Zusammenrechnungen beruhen müßten. Aber beinahe jeder Tag bringt die Nachricht vom Untergang eines englischen Handelsschiffes durch ein deutsches U-Boot; das ist unsere „Abknabberungs-Methode", die langsam, aber sicher wirkt. Einen schweren Verlust haben wir freilich in diesem Kriege erlitten. Am 7. April wurde bekanntgegeben daß „U29" als verloren betrachtet werden müsse. Und das trug als Führer den Kapitänleutnant Otto Weddigen, der zum ersten Male der Welt gezeigt hatte, was mit dem U-Bootskriege geleistet werden kann. Größte Geschicklichkeit, eiserne Ruhe und außerordentlicher Wagemut waren in diesem kühnen, jugendfrischen Seeoffizier vereint, der sich am 22. September 1914 das Eiserne Kreuz erster Klasse und den Pour le mérite erwarb und nun, auch von den Gegnern als ritterlicher Feind geachtet, den Tod in den Wellen gefunden hat. Keine schönere Ehrung konnte es für ihn geben, als die Fürstin Bismarck ihm darbrachte, die am Sarkophag Otto von Bismarcks einen Kranz niederlegte mit der Inschrift: „Dem Helden Otto Weddigen."

An der Steigerung der Preise für alle Lebensbedürfnisse und an der Verringerung der Versorgung mit Getreide spürt England von Woche zu Woche deutlicher die Wirkungen dieses deutschen Krieges. Die Waffe, die es dagegen mit seiner Blockadeerklärung vom 11. März erhob, ist uns gegenüber stumpf. Der deutschen Handelsflotte kann diese Erklärung einer Blockade über die ganze Nordsee und die ganze deutsche Küste hin nichts mehr schaden. Dafür schadet sie den Beziehungen Englands zu den Neutralen, insonderheit zu Amerika, dessen Handel sie empfindlich stört. Amerika hat deshalb auch am 2. April, allerdings recht bescheiden und gewunden, dagegen protestiert, daß England ganz willkürlich eine Blockade für die gesamte deutsche Zufuhr erkläre, gleichviel auf welchem Schiff sie kommt, ohne daß es in der Lage ist, diese Blockade wirklich durchzuführen. Aber das ist die englische Art, gegen die Deutschland eben mit seinem Streben vorgeht, den Anspruch der unbedingten englischen Seeherrschaft zu brechen. Es wird von den Neutralen dabei so gut wie nicht unterstützt, Amerika tut ja durch seine Waffenlieferungen noch genug dazu, den Krieg zu verlängern. Aber gleichwohl ficht Deutschland in diesem Seekriege gegen England mit seinen Waffen für die Neutralen, für die Menschheit überhaupt und wird diesen Kampf deshalb auch bis zum Ende durchfechten.

In drei Zahlen drücken wir im neunten Kriegsmonat unsern Erfolg und unsere Kraft am besten aus: Am 1. April 1915 befanden sich in deutscher Gefangenschaft 812808 Kriegsgefangene. Das Ergebnis der Zeichnungen auf die zweite Kriegsanleihe erreichte 9060 Millionen Mark, wovon bis heute bereits über die Hälfte eingezahlt worden ist. Der Goldvorrat der deutschen Reichsbank beträgt 2,3 Milliarden Mark und deckt damit unsern Notenumlauf zu über zwei Fünfteln. Das sind gute Zeichen innerer und äußerer Kraft, und in diesem Bewußtsein konnten wir ernst, aber sicher und entschlossen den 100. Geburtstag des Reichsgründers am 1. April begehen. Zwar hatte in die Einmütigkeit unseres Volkes die Verhandlung des Reichstages am 20. März einen Mißklang gebracht. Aber immerhin ist zum ersten Male seit Bestehen des Reiches sein Haushaltsplan von der Volksvertretung einstimmig angenommen worden, und wir vertrösten uns damit, daß eine so ungeheure Umwandlung, wie sie jetzt vom Denken und Fühlen der deutschen Sozialdemokratie erfordert wird, Zeit verlangt und nicht ohne Stöße und Gegenstöße zu Ende kommen wird. Wie wir stehen, das hat am besten der Präsident des preußischen Herrenhauses in der Schlußansprache der Tagung dieses Parlaments ausgedrückt. Die Aufgabe der Verteidigung ist heute in der Hauptsache erfüllt. Das ist etwas Ungeheures und Großartiges, daß ein Reich, von allen Seiten angegriffen und überrannt, sich so zur Wehr setzte, daß es den Krieg nahezu ganz auf feindlichem Boden führt und in Ost und West gewaltige Strecken feindlichen Landes als Pfand in der Hand hält. Nun kommt es darauf an, von hier aus die Lage zu gewinnen, die einen ehrenvollen und dauernden Frieden sichert. Nach außen im einzelnen über diese Wünsche zu reden, ist die Zeit noch nicht gekommen. Wir gehen ruhig und sicher den schweren Weg weiter, auf den wir gedrängt sind. Wir denken nicht an Frieden, sondern jeder nur an die Pflicht, die dieser große Krieg ihm für das Ganze auferlegt, und wir handeln gerade in dieser Zusammenfassung unseres ganzen Denkens und Handelns auf das eine nächste Ziel im Sinne und Geiste Otto von Bismarcks, um dessen Werk wir in diesem größten Kriege unseres Volkes kämpfen.

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften, Berlin W. 50. — Für die Redaktion verantwortlich: Hanns von Zobeltitz in Berlin. — Für Österreich-Ungarn Herausgabe: Friese & Lang, Wien I. Verantwortlicher Redakteur: Carl von Vincenti, Wien III, Richardgasse 1. Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien. Druck: Fischer & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Wilhelm Graf zu Schaumburg-Lippe
Gemälde von Johann Georg Ziesenis
(Im Besitz des Fürsten Adolf zu Schaumburg-Lippe)

Digitized by Google

Velhagen & Klasings
Monatshefte
Herausgeber: Hanns von Zobeltitz
und Paul Oskar Höcker

XXIX. Jahrgang 1914/1915 Heft 10. Juni 1915

Johann Georg Ziesenis

Ein deutscher Hofmaler des achtzehnten Jahrhunderts

Von Prof. Dr. Georg Biermann in Darmstadt

In seinen Lebenserinnerungen erzählt Johann Christian von Mannlich, der dem Herzog Christian IV. von Pfalz-Zweibrücken seinen Werdegang als Maler und Hofmann dankt, wie sein Vater, der vertraute Freund und Berater jenes kunstsinnigen Fürsten, eines Tages beauftragt worden sei, den Porträtmaler Ziesenis aus Mannheim zu berufen, um den Herzog und andere Persönlichkeiten des Hofes zu malen. Er selbst sei damals etwa fünfzehn Jahre alt gewesen. Da Mannlichs Geburt ins Jahr 1741 fällt, dürfte der erwähnte Besuch des sonst in der zeitgenössischen Literatur nicht eben oft erwähnten Malers Ziesenis um 1756 anzusetzen sein. — Bei den Vorarbeiten nun für die von seiner Königlichen Hoheit dem Großherzog von Hessen im letzten Sommer noch vor Ausbruch des Weltkrieges veranstaltete Jahrhundertausstellung deutscher Kunst 1650 bis 1800 in Darmstadt, die mit einem Schlage die bis dahin völlig vergessene Persönlichkeit des Johann Georg Ziesenis in den Vordergrund des Interesses rückte, fand ich das vollbezeichnete und 1757 datierte Bildnis jenes prachtvollen Fürsten Christian IV.

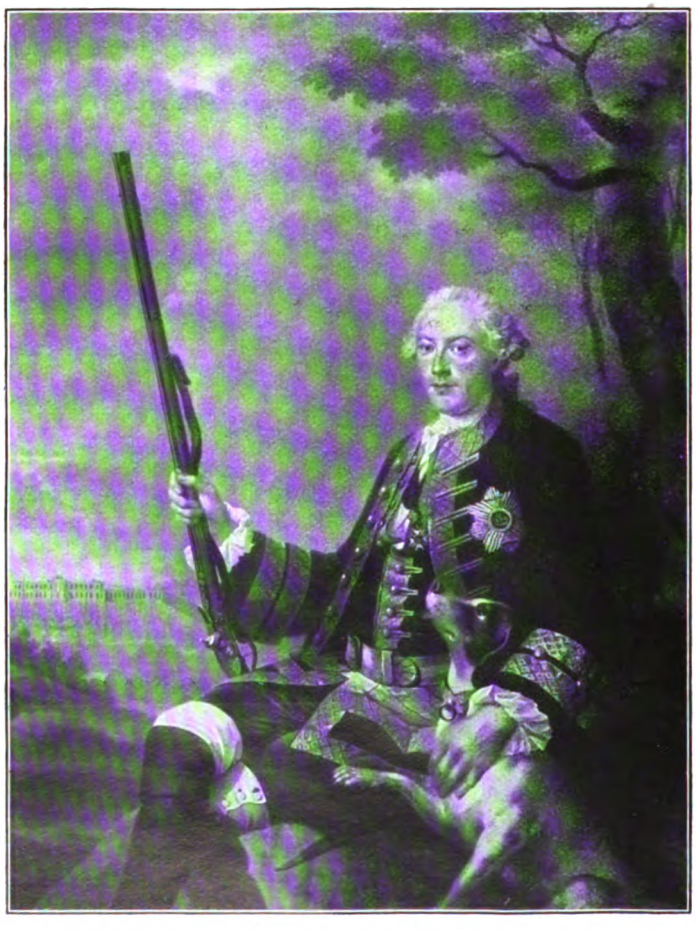
Angebliches Selbstbildnis des Künstlers (vielleicht auch von der Hand seiner Tochter)

 Nachdruck verboten. Copyright 1915 by Velhagen & Klasing

Digitized by Google

in einem der Prunkräume des Großherzoglichen Schlosses, wodurch der künstlerische Werdegang unseres deutschen Hofmalers mit einem vielsagenden Zeugnis festgelegt werden konnte. Das genannte, untenstehend abgebildete Porträt, das aller Wahrscheinlichkeit nach als ein Geschenk des Dargestellten an seine Schwester Henriette Karoline, die „große Landgräfin", nach Darmstadt gekommen, zeigt den Herzog sitzend als Jäger in einer um diese Zeit bei den Malern des höfischen Rokokos kaum gekannten natürlichen Einfachheit, die klar und unzweideutig die edel-schlichte Gesinnung des Fürsten erkennen und nicht den Herrscher sondern den Menschen in die Erscheinung treten läßt.

An dieses Bild wird der Leser jener köstlichen Mannlichschen Erinnerungen*) immer wieder erinnert, weil es so ganz mit jenen Schilderungen zusammengeht, in denen der Verfasser der leuchtenden Persönlichkeit jenes Christian IV. ein unvergängliches Denkmal gesetzt, dem er selbst alles dankt und dessen Erinnerung auch in späteren Zeiten immer wieder auftaucht, als Mannlich dem unwürdigen Neffen seines ersten Herrn, dem Herzog Karl August II. und nach dessen Tode dem Herzog Maximilian I. Joseph, der der erste König von Bayern wurde, dient. Fabelhaft wie die Lebensschicksale jenes Mannlich mutet die ganze Zeit an, wo zum letztenmal die Sonne des Glückes auch über jenen längst vergessenen kleinen Dynastien leuchtet, deren Herrlichkeit wie über Nacht der Sturmwind der Revolution hinwegfegt, jene Zeit, die mit der verhältnismäßig kurzlebigen Herrschaft des fürstlichen Absolutismus in Deutschland auch die Kunst fast ausnahmslos in den Bann der Herrscherlaune zwingt und jenem Stand zu seiner neuen Bedeutung verhilft, der früher bescheiden im Gefühl seines großen handwerklichen Könnens im Hintergrund gestanden: dem sogenannten Hofmaler.



Christian IV., Pfalzgraf von Zweibrücken-Birkenfeld
Gemälde im Besitz des Großherzogs Ernst Ludwig von Hessen

Die Mode, deren Gesetze seit dem Beginn des 18. Jahrhunderts fast ausschließlich nur von Frankreich gegeben werden, macht es dem Herrscher zur Pflicht, ein Beschützer der Künste zu sein. Und da die Zeiten auf immer vor-

*) Die deutsche Ausgabe, unter dem Titel „Rokoko und Revolution" von E. Stollreither bei S. Mittler, Berlin 1912 besorgt, erlebte bereits in kurzer Zeit die zweite Auflage.

Digitized by Google

bei sind, wo ein Kaiser Maximilian einem Dürer Aufträge erteilte, Karl V. sich von Tizian malen ließ und der stolze vierte Philipp von Spanien sich einen Velasquez als Hofmaler halten konnte, wo Rubens, Holbein und van Dyck bei den Königen Frankreichs und Englands ein- und ausgehen und die Herren eines stolzen Adels Vermögen dranwendeten, um sich von diesen Fürsten im Reiche der Kunst malen zu lassen, so muß man im engen vielköpfigen Kreis der großen und kleinen Herren in Deutschland zuweilen auch mit bescheideneren Kräften vorlieb nehmen. Hauptsache nur, daß man *seinen* Hofmaler hat, der vielfach — wie z. B. ein Matthieu in Schwerin — im Range einem herzoglichen Kammerdiener gleichsteht. Die Mode, der auch die mächtigsten Herren der Erde unterworfen waren, verlangte den Hofmaler für das Ansehn des fürstlichen Hauses, und so kommt es, daß in Deutschland plötzlich ein anspruchsvolles Geschlecht von Künstlern heranwächst, deren Befähigung, die unter bürgerlichen Verhältnissen oft für das biedere Handwerk nicht ausgereicht haben würde, dem künstlerischen Urteil von Serenissimus keinerlei Beschwerden verursachte. Aber obwohl es genug Ausnahmen gibt — Ziesenis z. B. ist eine solche —, so hat man doch bis vor kurzer Zeit für die Einschätzung eines ganzen, ungeheuer fruchtbaren Kunstabschnitts den Maßstab der Beurteilung eben von jenen Durchschnitts-Hofmalern entlehnt und nie den Mut gefunden, das überkommene Urteil auf Grund der Tatsachen nachzuprüfen. Denn so minderwertig oft auch dies Geschlecht der deutschen Hofmaler — besonders an den ganz kleinen Höfen — gewesen sein mag, so werden doch ein halbes Dutzend und mehr Namen fortan in keiner deutschen Kunstgeschichte mehr fehlen. Das sind jene Künstler, die, zwar nicht unbeeinflußt von dem ewig bewegten Internationalismus jenes Jahrhunderts, das Bild der glanzvollen Tage fürstlichen Gönnertumes für alle Zeiten festhalten, zumal ihre Schöpfungen einer Kultur entwachsen sind, die von vornherein den besten Nährboden der Kunst darbieten konnte. Die großen Mittelpunkte der fürstlichen Gewalt

Christoph Martin, Reichsgraf von Degenfeld-Schonburg. Gemälde im Besitz des Grafen Konrad von Degenfeld-Schonburg auf Eybach in Württemberg

Digitized by Google

sind natürlicherweise auch für die Entwicklung der Künstler am meisten fruchtbringend gewesen, und es ist gewiß kein Zufall, daß ein Maler wie Pesne erst am Hofe Friedrichs des Großen zur vollen Entfaltung seiner Kräfte kommt, daß Meytens in Wien unter Maria Theresia allbeherrschend künstlerisch in die Erscheinung tritt und dessen Vetter Georg Desmarées als Hofmaler in München zur selben Zeit seine besten Werke schafft. Nimmt man noch einen Maler wie Raphael Mengs als besondere Note für die Umgebung des sächsischen Hofes im Sinne dieses fürstlichen Rokokos hinzu, dann wird einem in vier Namen das Gefühl und das künstlerische Können einer Zeit gegenwärtig, die sicher nicht ohne starken Klang und ohne innere Harmonie gewesen ist. Indes ist selbst mit dem Hinweis auf diese Persönlichkeiten die Leistung jener rein höfischen Kunstübung nur erst oberflächlich angedeutet, selbst wenn man von vornherein von den überragenden Schöpfungen eines neuen Baustiles, einer neuen kunstgewerblichen Richtung, von Porzellan, Miniatur, Edelmetall, vom Möbel und von der Silhouette, die für sich im gleichen Maße aus jenem unbegrenzten harmonischen Kunstgefühl erwuchsen, absehen will.

Das Geschlecht der deutschen Hofmaler kennt neben den oben Genannten noch ein Dutzend treffliche Künstler, die in bescheidenerer Umgebung tätig waren und doch in ihren Leistungen hinter jenen nicht zurückstehen. Am Hofe von Schwerin-Ludwigslust schafft der schon genannte Georg David Matthieu, den eine von Ernst Steinmann besorgte Ausstellung vor rund vier Jahren neu in die Kunstgeschichte einführen konnte. In Berlin ist Georg Lisiewski tätig, der Vater eines talentvollen Künstlergeschlechtes, das für sich einen kleinen Abschnitt höfischen Rokokos umschreibt. Sein Sohn Christian Friedrich Reinhold Lisiewski war zuerst Hofmaler in Dessau und hat dann als Nachfolger des eben genannten früh verstorbenen Matthieu in Ludwigslust gewirkt. Von seinen beiden Schwestern Anna Rosina Lisiewska, der Stiefmutter Matthieus, und der Anna Dorothea Lisiewska, war die erstere Hofmalerin in Braunschweig (dort in zweiter Ehe mit einem Assessor de Gask verheiratet) und die jüngere Anna Dorothea, die später mit dem Maler Therbusch vermählt war, Hofmalerin in Mannheim und danach eine der ersten Bildnismalerinnen ihrer Zeit. In Darmstadt waren nacheinander im Dienste des landgräflichen Hofes der ausgezeichnete,

Des Künstlers Tochter. Gemälde im Besitz von Frau Dr. Wienbeck in Hannover

Digitized by Google

Friedrich der Große

Gemälde von Johann Georg Ziesenis

(Im Besitz der Fideikommißgalerie des Gesamthauses Braunschweig-Lüneburg, aufbewahrt im Provinzialmuseum zu Hannover)

Digitized by Google

Digitized by Google

noch viel zu wenig gekannte Johann Christian Fiedler und Johann Conrad Seekatz tätig, dem seine Mitarbeit an den Malereien für den Salon des Goethischen Königsleutnants, des Grafen Thoranc, literarhistorisch längst die wohlverdiente Unsterblichkeit gesichert hat. Alle diese Meister sind, auch unter dem rein subjektiven Gefühl unserer Zeit gewertet, fesselnde und reife Persönlichkeiten, die für ihr Teil das übelbeleumdete Kapitel der deutschen Kunst des 18. Jahrhunderts ins Gegenteil verkehren, seit die Darmstädter Jahrhundertausstellung zum erstenmal das Tatsachenmaterial übersichtlich ausgebreitet und einem wohlabgestimmten Rahmen eingegliedert hatte.

Aber auch jene Namen erschöpfen das Thema noch nicht zur Hälfte. Soll man etwa an die Familie Tischbein erinnern, die zum mindesten in dem älteren Johann Heinrich und dem jüngeren August Friedrich Vertreter besitzt, über die man nicht ohne weiteres zur Tagesordnung übergehen kann, wenn man überhaupt den tiefen Sinn dieser ganzen farbenfrohen Zeit richtig verstehen will. Alle diese Vertreter eines unter dem demokratischen Gefühl des 19. Jahrhunderts schnell vergessenen Künstlergeschlechts waren der lebendige Ausdruck einer Kultur, die in ihrem einheitlichen Wollen zum letztenmal die Erinnerung an die großen, von fürstlichem Willen getragenen Kunstzeiten der deutschen und italienischen Renaissance aufleben läßt, und es ist lächerlich und dumm, sie im einzelnen deshalb zu verurteilen, weil auch sie in ihrem Schaffen einer Mode unterworfen gewesen sind, die von Paris aus für zwei Menschenalter unumschränkt herrschte. Was eben jene Mode der äußeren Form aufgezwungen hat, berührt in keiner Weise den starken persönlichen Gefühlsgehalt dieser Kunst, die im letzten immer deutsch gewesen ist, selbst wenn einige ihrer Vertreter — wie beispielsweise Pesne, Desmarées und Meytens — ihre Wiege in Frankreich oder Schweden gehabt haben.

Daß zahlreiche dieser Hofmaler von der Umgebung und den Aufgaben offensichtlich erdrückt worden sind, soll nicht geleugnet werden. Matthieus Kunst z. B. erscheint zweifellos in diesem tragischen Lichte; denn

Sophie Caroline Marie, Markgräfin von Bayreuth
Gemälde im Besitz des Herzogs zu Braunschweig und Lüneburg
Aufbewahrt auf Schloß Blankenburg

Digitized by Google

den starken Ansätzen seiner Frühzeit ist die Erfüllung in der engen Luft des Schweriner Hofes versagt geblieben; ja man sieht an Hand seiner Werke deutlich und erschreckend, wie ihm in jener Umgebung zusehends die Kräfte schwinden, bis ihn ein früher Tod vor dem gänzlichen Verfall seines Künstlertums bewahrt. Was

Carl I., Herzog von Braunschweig
Gemälde im Besitz des Herzogs zu Braunschweig und Lüneburg

aber die Tragik dieses gewiß starken Talentes gewesen, enthüllt sich überall mit fast gänzlicher Selbstverständlichkeit angesichts des Werdens jener kleinen, nur handwerklich gefestigten Naturen, die in bedientenhafter Selbstverleugnung den Launen ihrer hohen Herren gehorchen und sich mit Schmerzen abmühen, die jenen selbstverständliche Grandezza ihrerseits malerisch augenfällig zu machen. Nicht die Fürsten, die sich dieser schwächlichen Kreaturen bedienten, sind zu schelten, sondern die Mode ist anzuklagen, die es in diesem Zeitalter absoluter fürstlicher Gewalt auch dem kleinsten deutschen Duodezmonarchen zur Pflicht machte, sich einen Hofmaler-Kammerdiener zu halten.

Die Geschichte wird eines Tages diesen Abschnitt deutscher Vergangenheit von Grund aus aufzeichnen, und dann wird man erkennen, was unsere deutsche Kultur in Wahrheit trotzdem dieser auch in ihren staatlich-sozialen Gedanken überaus starken Zeit zu danken hat. Daß wir mit den Werken jener Hofmalergilde Arbeiten von einer Kraft des Gefühles, von einem wundersamen Klang der Farben und einem oftmals überraschend starken Persönlichkeitsgehalt ererbt haben, das hat man im Sommer 1914 in Darmstadt gesehen, und daß ein Künstler wie Johann Georg Ziesenis gerade dort und jetzt wieder entdeckt werden durfte — einer von den vielen, die sich erneut dem Bewußtsein der Gegenwart einprägen konnten —, beweist nicht zuletzt, daß wir auf dem Wege sind, einem großen, lange Zeit hindurch vergessenen Kapitel deutsch-völkischer Vergangenheit erneut Gerechtigkeit und Dank widerfahren zu lassen.

Johann Georg Ziesenis nun bedeutet durchaus nicht einen einzigen unerreichten Höhepunkt dieser Zeit, aber er hat in den glücklichsten Stunden eines Lebens Leistungen hervorgebracht, die sich nicht nur vollwertig dem Besten der übrigen zeitgenössischen Kunst, namentlich in Frankreich und England, selbstbewußt an die Seite stellen können, sondern in ihrer Art auch verklärend

Digitized by Google

Prinzessin Friederike Caroline Luise und Prinz Carl Ludwig Friedrich von Mecklenburg-Strelitz, die Eltern der Königin Luise von Preußen
Gemälde im Besitz des Großherzogs von Hessen

Digitized by Google

den Geist dieses deutschen höfischen Rokokos in ein neues Licht rücken. Dabei gehört unser Meister noch immer nicht in eine Linie mit dem zwanzig Jahre jüngeren Anton Graff, der auch als höfischer Maler in jedem seiner Werke ein sicheres Stück malerischer Kultur gestalten konnte, das immer in der Geschichte der Bildnismalerei bestehen muß. Vieles in Ziesenis' Schaffen ist ungleich, aber hätte der Künstler in seinem ganzen arbeitsreichen Leben nichts anderes hervorgebracht wie die beiden (hier farbig reproduzierten) Bildnisse des Gräflich Schaumburg-Lippischen Paares, man müßte ihn gerechterweise immer zu den ersten und vollwertigsten Vertretern dieses Faches rechnen.

Diese beiden Arbeiten sind das Ergebnis einer späten Meisterschaft. Daß ich sie bei meinen vorbereitenden Reisen für die Darmstädter Ausstellung an einem kaltnassen Dezembermorgen in jenem von seltenen Kunstschätzen erfüllten Schlosse zu Bückeburg neben anderen Werken finden durfte, war einer der nicht seltenen glücklichen Zufälle, die mich bei meinen häufigen Reisen durch Deutschland im Jahre 1913 begrüßt haben. Vielleicht daß der eine oder andere diese Bilder beim Besuch der sympathischen Residenz von Schaumburg-Lippe schon vorher bewußt gesehen hat. Einmal im Rahmen der großherzoglichen Ausstellung in Darmstadt ins rechte Licht gerückt, haben sie die einstimmige Bewunderung der Kritik gefunden, und der Name Ziesenis erschien einen Augenblick für viele als das zunächst greifbare und am meisten lohnende Ergebnis jener Ausstellung, die im letzten wohl auch andere und mindestens ebenso wichtige neue Erkenntnisse zutage fördern durfte*). Dank ihrer unzweideutigen Güte vermochten gerade diese beiden Bildnisse im Nu alle Vorurteile von der Abhängigkeit der deutschen Kunst vom französischen Vorbild umzustoßen; denn in ihnen trat dem Beschauer selbstbewußt und stark etwas neues eigenes entgegen, was sich den landläufigen Theorien überkommener Kunstgeschichtsschreibung einfach nicht mehr eingliedern ließ.

Doch bevor die künstlerische Wertung dieser und anderer Werke erschöpft werden kann, muß aus dem Lebenswege des Meisters das wenige mitgeteilt werden, was unzweideutig an Daten und Ereignissen nach den spärlichen bisher erschlossenen, zum Teil zeitgenössischen Quellen feststeht. Denn die Entwicklungsgeschichte des Menschen Ziesenis scheint mir gleichbedeutend mit derjenigen des Künstlers.

Obwohl der Name — wie es scheint — seiner Abstammung nach ins Hannoversche weist, ist unser Maler 1716 in Kopenhagen geboren. Näheres über seine Familie ist bisher nicht bekannt geworden, nur soviel steht fest, daß der Vater ebenfalls Maler war und dem bekannten Hamburger Porträtisten Balthasar Denner geholfen hat. In einem Briefe des zu seiner Zeit berühmten Kunstsammlers und Diplomaten Christian Ludwig von Hagedorn aus Mannheim vom Jahre 1745 steht wörtlich: „Ziesenis, ein guter Familienporträtmaler aus Kopenhagen, dessen Vater oft dem Denner Gewänder gemalt, kommt herein in mein Zimmer" (mitgeteilt bei Moritz Stübel: „Chr. Ludwig von Hagedorn", Leipzig 1912). Vielleicht darf man aus dieser Bemerkung sogar den Schluß ziehen, die Arbeitsgelegenheit bei dem über die Maßen auch am dänischen Hofe beschäftigten Denner habe den Vater veranlaßt, seinen Wohnsitz nach Deutschland, vielleicht sogar nach Hannover zu verlegen, wo Denner 1720 ansässig gewesen ist und Beziehungen nach England angeknüpft hat. Auch scheint eine alte Mitteilung, der zufolge unser Meister Ziesenis seine künstlerische Ausbildung an der Akademie zu Düsseldorf genossen habe, den Tatsachen zu entsprechen. Diese Akademiezeit, der gewiß nach damals üblichem Brauch eine mehrjährige Lehrzeit vorausgegangen ist, dürfte etwa um 1735 anzusetzen sein. Und da von diesem Datum bis zum Jahre 1742 alle Quellen über unseren Maler schweigen, sein Name nur von ungefähr einmal in den Pariser Memoiren des bekannten deut-

*) Es sei auch mir in diesem Zusammenhang gestattet, auf meine Anfang dieses Jahres im Verlag der Weißen Bücher in Leipzig erschienene zweibändige Veröffentlichung: „Deutsches Barock und Rokoko" zu verweisen, die das gesamte Material der Darmstädter Jahrhundertausstellung auf Grund von 1340 Abbildungen verarbeitet und auch dem hier behandelten Kreise des deutschen höfischen Rokokos einen breiten Raum widmet.

Digitized by Google

Maria Barbara Elenore von Schaumburg-Lippe

Gemälde von Johann Georg Ziesenis

(Im Besitz des Fürsten Adolf zu Schaumburg-Lippe)

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

schen Kupferstechers J. G. Wille auftaucht, so möchte ich für Ziesenis in der zweiten Hälfte der dreißiger Jahre einen längeren Pariser Aufenthalt, möglicherweise sogar als Gehilfen Rigauds, annehmen, weil es damals bei den deutschen Künstlern üblich war, die Vervollkommnung an der Seine zu suchen, so wie nach der Mitte des Jahrhunderts Rom immer mehr das begehrte Reiseziel des jungen Künstlervolkes wurde. Gegen Anfang der vierziger Jahre ist Ziesenis in Frankfurt am Main ansässig, wo er bereits eine reiche Tätigkeit als Bildnismaler entfaltete und am 4. September 1743 als mit Salome Umpfenbach kirchlich aufgeboten in den Kirchenbüchern erscheint (Mitteilung bei P. F. Gwinner: „Kunst und Künstler in Frankfurt a. M.", 1862). Dem Aufenthalt in Frankfurt folgte jedenfalls eine mehrjährige Tätigkeit in Mannheim, wo Ziesenis wahrscheinlich bereits Hofmaler gewesen ist. Aber so wenig auch urkundlich über jene Jahre zwischen 1742 und 1760, wo er als Hofmaler nach Hannover berufen wurde, feststeht, so reich muß doch seine Tätigkeit und so ausgedehnt müssen vor allem seine Beziehungen zu den süddeutschen Fürstenhöfen gewesen sein. Denn dafür geben nicht nur die eingangs erwähnte Bemerkung Joh. Christian Mannlichs und das im Besitz des Großherzogs von Hessen befindliche Porträt des Herzogs Christian IV. von Pfalz-Zweibrücken Belege, sondern nach der gleichen Seite hin hat ebenfalls die Darmstädter Jahrhundertausstellung zahlreiche neue künstlerische Zeugnisse beigebracht, die uns heute bei dem ersten Versuch, ein verschollenes Künstlerleben wieder lebendig zu machen, doppelt willkommen sind. Aus dem Jahre 1748 stammt das Bildnis eines unbekannten Prinzen, das ich auf Schloß Banz gegenüber Vierzehn Heiligen entdecken konnte (Besitzer Seine Königliche Hoheit der Herzog Ludwig Wilhelm in Bayern). Ganz fraglos ist der Dargestellte derselbe Prinz Karl August, späterer Herzog von Pfalz-Zweibrücken, der auf einem 1751 datierten Bilde des Bamberger Schlosses als etwa fünfjähriger Erbprinz, in ganzer Figur und reicher Gewandung in bewußt repräsentativ-höfischer Umgebung erscheint. Schon diese beiden Bilder (wiedergegeben bei Biermann: „Deutsches Barock und Rokoko" Abb. 753/754) be-

Ferdinand, Herzog von Braunschweig. Gemälde im Besitz des Herrn Cramer von Clausbruch in Lucklum bei Braunschweig

Digitized by Google

weisen deutlich, daß die Beziehungen unseres Künstlers zum Hofe des kunstliebenden Herzogs Christian IV. fast schon zehn Jahre alt waren, ehe der von Mannlich erwähnte Besuch stattfand. Und etwa aus dem gleichen Jahre 1757, wo Ziesenis den Herzog malte, wird auch das prachtvoll repräsentative Bildnis des Reichsgrafen Christoph Martin von Degenfeld anzusetzen sein, das in Darmstadt im Ehrensaale der Jahrhundertausstellung mit den Bildern des Gräflich Schaumburg-Lippischen Paares auf einer Wand hing (Abb. S. 151). In diesen beiden Bildern aber empfinde ich den Künstler auf der Höhe seiner ersten künstlerischen Periode, die mit der Berufung als Hofmaler Georgs II. nach Hannover 1760 ihren Abschluß erlebt. Denn der Unterschied zwischen den beiden zuletzt genannten Werken und denen, die Ziesenis nach seiner Übersiedelung nach Niedersachsen gemalt, springt jedem in die Augen. Sind die Bilder jener Mannheimer Zeit auch bereits auffallend stark in ihrem selbständigen Gefühl für die Eigenart der Dargestellten und ebenso neu und persönlich in ihrer malerischen Behandlung, so fehlt ihnen doch noch die mächtige Geschlossenheit der Form und die Kühnheit, kontrastreiche Farben einheitlich zu binden, die auf den besten Arbeiten nach 1760 überall auffällt.

Eines der ersten Gemälde, die Ziesenis nach erfolgter Übersiedelung gemalt haben dürfte, ist das Bildnis seiner Tochter, einer späteren Frau Lampe, von der Heineken in seiner „Reise durch Niedersachsen" erwähnt, daß sie besonders als Miniaturmalerin tätig gewesen sei und häufig die Bilder ihres Vaters kopiert habe. Ein sympathisches, leicht hingeschriebenes Mädchenbild, aus dem die großen Kinderaugen wie fragend herausleuchten (Abb. S. 152). In den Beginn der sechziger Jahre mag sodann das vielumstrittene Bildnis Friedrichs des Großen anzusetzen sein, das vielleicht gegen 1764 nach Beendigung des Siebenjährigen Krieges entstanden ist, als der König bei seiner Schwester, der Herzogin Philippine Charlotte in Braunschweig, zu Besuch weilte. Bekanntlich gibt es von diesem Bilde mehrere Fassungen, deren beste sich in Heidelberg und Hannover befinden. Die Eigenhändigkeit

Herzog Ernst Ludwig von Sachsen-Gotha
Gemälde im Besitz des Herrn Hermann Laves in Eisenach

Digitized by Google

der hier wiedergegebenen Skizze aus Hannover dürfte zweifelsfrei feststehen, dagegen möchte ich den Streit, ob das Bild wirklich nach dem lebenden Modell oder nur nach einer der zahlreichen Varianten von anderer Künstlerhand gemalt worden sei, unentschieden lassen. Der künstlerische Wert des Bildes und das Skizzenhafte unter ausschließlicher Betonung des Kopfes scheint für das erstere zu sprechen.

Ungefähr in die gleiche Zeit fällt die durch ihren großzügigen malerischen Schwung ausgezeichnete Darstellung der Markgräfin Sophie Caroline Marie von Bayreuth, der Tochter des Herzogs Carl I. von Braunschweig (und demnach Nichte Friedrichs des Großen) in lachsfarbigem, von schwarzen Raupen besetztem Atlaskleid. Die Prinzessin hatte sich 1759 mit Friedrich Markgraf von Bayreuth vermählt und ist von Ziesenis vielleicht unmittelbar nach seiner Übersiedelung nach Hannover gemalt worden, als sie bei ihren Eltern zu Besuch weilte (Abb. S. 153). Der Vater Herzog Carl I. erscheint auf dem hier ebenfalls wiedergegebenen Bild, das einen etwas müde gewordenen aber unsagbar gütig dreinschauenden Sechzigjährigen verkörpert und deshalb wohl schon Anfang der siebziger Jahre gemalt sein dürfte (Abb. S. 154), zweifellos später als jene schönsten Bilder unseres Meisters aus dem Bückeburger Schloß, die den Grafen Wilhelm Ernst zu Schaumburg-Lippe in leuchtend rotem Gewande und seine junge Gattin Maria Barbara Eleonore in dunkelvioletter Kleidung inmitten ihres Parkes zeigen. Das wundervoll Herrschende in dem Bildnis des Grafen, der ganz Fürst und ganz auch Mensch ist, die kühne Farbengebung in Verbindung mit dem neuen Naturgefühl, das in dem Werke lebt, heben diese Schöpfung in der Tat sofort aus dem Rahmen der übrigen zeitgenössischen Kunst heraus. Wie hier die überlegene Männlichkeit ohne Pathos geschildert ist, so entzückt in dem lieblichen Gegenstück der jungen Gattin in ähnlichem Sinne der reine Zauber echter hoheitsvoller Weiblichkeit. Die Hochzeit der beiden Dargestellten fand im Jahre 1765 statt. Ich möchte glauben, daß diese Zeitbestimmung auch auf die Entstehung des Bildes zutrifft.

Unter den zahlreichen Werken, die fortan

Marie Charlotte Amalie, Herzogin von Sachsen-Gotha
Gemälde im Besitz des Herrn Hermann Laves in Eisenach

Digitized by Google

Philipp Ernst, Fürst zu Schaumburg-Lippe
Gemälde im Besitz des Fürsten Adolf zu Schaumburg-Lippe

Digitized by Google

den Lebensweg unseres Künstlers kennzeichnen, kann ich hier nur noch zwei Bilder herausgreifen, die der Großherzog von Hessen sein eigen nennt und die deshalb von besonderem historischen Reiz sind, weil sie die Eltern der Königin Luise darstellen. (Abb. S. 155). Der Vater, der spätere erste Großherzog von Mecklenburg-Strelitz, war bis zu seiner Thronbesteigung 1794 Gouverneur von Hannover und ist als solcher von Ziesenis gemalt worden; die Mutter Friederike Caroline Luise war die Tochter der großen Landgräfin, also eine gebürtige Prinzessin von Hessen-Darmstadt. Das erklärt ohne weiteres die Herkunft dieser Bilder, die seit langem im Darmstädter Residenzschloß hingen, ohne daß man ihren Maler kannte. Wie mir Seine Königliche Hoheit der Großherzog gelegentlich mitteilte, hat man in dem Bildnis der kleinen Prinzessin, das die Mutter voller Stolz dem Beschauer weist, immer ein Porträt der späteren Königin Luise gesehen. Träfe diese Annahme, gegen die gewiß nichts einzuwenden wäre, zu, dann müßte das Bild unmittelbar vor dem 1777 erfolgten Tode des Meisters Ziesenis gemalt sein, da die Königin Luise 1776 geboren wurde. Das jedoch will mir zumal angesichts der doch noch recht jugendlichen Eltern nicht in den Sinn und so möchte ich glauben, daß das Bild nicht 1776, sondern 1763 oder 1764 gemalt ist und das Kinderporträt die erstgeborene Tochter Charlotte, spätere Herzogin von Sachsen-Hildburghausen zeigt, die die junge Mutter der großen Landgräfin auf diesem nicht ungewöhnlichen Wege im Vollgefühl ihres jungen Mutterglückes vorstellt. Der Herzog selbst wäre demnach (da er 1741 geboren wurde) als etwa Vierundzwanzigjähriger dargestellt.

So gering die Lebensnachrichten über unseren wiederentdeckten Meister auch sein mögen, so viel ließe sich noch über seine Werke und seinen künstlerischen Entwicklungsweg sagen. Wir wissen, daß er Ende der sechziger Jahre für längere Zeit Urlaub nahm, um nach Holland zu gehen, wo man ihn 1768 als Mitglied der Lukas-Gilde im Haag wiederfindet. Im Rijksmuseum hängen heute die beiden Bilder, die an diesen Aufenthalt unseres Künstlers erinnern, die Porträts des Statthalters Wilhelm V. und seiner Gemahlin, die als Werke eines deutschen Hofmalers in einem der von künstlerischer Überlieferung am meisten verklärten Länder besonders auffallen. In der Tat erscheint Johann Georg

Bildnis der Frau Elisabeth Schloo
Gemälde im Besitz des Herrn R. Eschke in Charlottenburg

Digitized by Google

Ziesenis seit Menschenaltern als einer der ersten, der nicht als Nehmender sondern als Spender seines Künstlertums nach Holland gegangen ist. Denn was hätte ihm, dem in seiner Kunst gefestigten und durch reichen Erfolg begünstigten Maler, das Land der Rembrandt und Hals in jener Zeit noch geben können! Die Spätwerke seiner Hand — wie etwa die Bilder des Ehepaares Schloo (Abb. S. 161) — haben malerisch wohl ein wenig an Farbenfreudigkeit eingebüßt, aber der Künstler, dessen Bildnis wahrscheinlich von der Hand seiner Tochter in gut bürgerlicher Auffassung auf uns gekommen ist (Abb. S. 149), der den schönen Rokokozauber fürstlichen Gönnertums wie kein zweiter in einem arbeitsreichen Leben an seiner Kunst erfahren, kehrte anfangs der siebziger Jahre wieder nach Hannover, unbeeinflußt vom holländischen Kunsterbe, zurück. Hier ist er 1777 einundsechzig Jahre alt gestorben. Anderthalb Jahrhunderte hindurch hat er völliger Vergessenheit anheimfallen können, bis im Frühjahr 1914 plötzlich sein Name wieder in aller Munde war.

Karenz. Von Alice Freiin von Gaudy

„Warum in Lenzburg alles Leben schweigt,
Wenn draußen heller Frühling jauchzt und geigt?
Warum nur Trauer hier im Aschenkleid?
Du bist ein Fremdling! Jetzt ist Fastenzeit.
Ein streng Gesetzbuch regelt die Karenz,
Drum sieh dich vor: hart ist die Pönitenz!"

Der Fahrende wiegt seinen Lockenwald.
Er ist von schlanker, südlicher Gestalt.
Das magre Ränzlein birgt gewiß nicht viel ...
An seiner Seite hängt ein Lautenspiel.
Er geht, erfüllt von Spottlust und Verdruß,
Bis vor das Haus des jungen Syndikus.
Das öffnet seine kleinen Fenster weit
In rosiger Apfelblüten Herrlichkeit.
Und atmet tief den vollen Sonnenschein
Durchs Tor in seines Höfchens Dämmern ein.

Zum Brunnenrande senkt den lichten Flaum
Ein kaum erwachter junger Birkenbaum.
Ein Schwälbchen zwitschert unterm Erkerdach —
Und dicht daneben lacht es im Gemach,
Halblaut, erstickt: denn Lenzburgs hohes Haupt
Hat der Gesponsin einen Kuß geraubt ...
Des Fremden Auge blitzt in Übermut.
„Hier wohnt das Glück! Hier tut ein Tänzlein gut!"
Und leise weckt er seiner Saiten Klang,
Und leise tönt, voll Wohllaut, sein Gesang.
Das alte Lied, die alte Melodie,
Voll heimlich süßen Zaubers schweben sie ...

Erst lauscht das Paar und schaut sich lächelnd an —
Dann trennen sie sich feierlich — und dann
Rafft sie mit zarter Anmut das Gewand,
Dem Gatten reicht sie ihre schlanke Hand,
Und zierlich faßt er sie und dreht sich mit
In der Gavotte abgemess'nem Schritt,
Denn junge Minne lenkt im Frühlingsglanz
Der Grazien neckisch heitern Lieblingstanz.

Im Höfchen aber, angelockt vom Spiel,
Augt der und jener nach dem holden Ziel.
Sie schmunzeln heimlich, kichern schadenfroh:
„Der Syndikus! Der Rohr! Treibt der es so?"

Und einer holt den Büttel schnell herbei.
Langzöpfig naht die hohe Polizei.
Jetzt Klage. Streit. Einträchtiger Beschluß:
„Jo, jo — ins Loch muß der Herr Syndikus!"

Die drei jedoch, versenkt in Tanz und Lied,
Sie ahnen nicht, was sich zusammenzieht ...
Gewitterschlag fährt in den Blütenlenz!
Ein streng Gesetzbuch regelt die Karenz.

Digitized by Google

Die Jugend eines Idealisten

Roman von Gabriele Reuter

(Schluß)

Frank diente sein Militärjahr in einer süddeutschen Universität. Elena war wieder allein. Sie hatte viel Zeit zum Grübeln. Einmal hatte sie sich in den Haß gekleidet, wie in eine Rüstung — um nur aufrecht stehen und schreiten zu können in der Qual ihres Herzens. Und sie wußte, daß sie diesem starken Welthaß viel zu danken hatte. In ihm erstarrte die zornige Empörung. Wie viele Kolleginnen mit herrlichen Gaben hatte Elena gekannt, die sich vor ihren Augen einfach am Leben verbluteten. Sie selbst ging mit ihrem eisernen Verband ums Herz an ihnen vorüber, stieß sie wohl gar noch hinab, um sich Raum zu schaffen zum Höherklimmen. Hinter den Kulissen wußte man es: man konnte Elena Schneider alles beichten, die tollsten Erlebnisse, alle Sensationen, ohne daß sie sich entrüstete. Sie gab Teilnahme, sie half, wo Hilfe nottat. Aber sie blieb immer ein wenig abgerückt — ein wenig fremd. Man achtete sie, man verehrte sie — man liebte sie nicht. Niemals war sie in eine Leidenschaftsaffäre verwickelt. Nur wo viel Menschen ein Ganzes bildeten, da vermochte Elena mit ihrer Kunst auf ihren Herzen zu spielen, wie auf den tönenden Saiten einer mächtigen Harfe. Sie wußte wohl, wieviel inbrünstiger, entflammender diese Macht in ihr wurde, seit Heinrich Tissow in einem schnell verwelkten, blütenvollen römischen Frühling die elementare Liebeskraft ihres Herzens noch einmal geweckt hatte. Alle Wunden ihres verborgenen Seins öffneten sich, wiedergeboren in tausend frischen Schmerzen trat sie Frank entgegen. So durfte die Einsame, die Verlassene noch einmal Mutter werden.

Aber nun schien es ihr, als sei in den Feuern, die sie durchwandeln mußte, ihre starre Kraft zerschmolzen. Sie sah keinen Weg mehr vor sich. Haß, Mißtrauen, Kälte —: es waren Fremdkörper, die in dem neuen Wesen umherirrten und die Sehnsucht nicht hindern konnten, sie wie eine zerstörende Krankheit zu durchwühlen.

Sie begriff es so gut, daß Frank ihre Gegenwart jetzt nicht ertragen konnte. Kein Wort des Vorwurfs, des Verlangens rief ihn in all den Briefen zu ihr zurück. Die Folgen einer Handlung klagelos auf sich zu nehmen, war ihr immer noch das erste Gebot seelischer Größe.

Aber als er nach beinahe zwei Jahren endlich wieder vor ihr stand — ihr Junge, mit dem Gesicht, das braungebrannt in Luft und Sonne, jede kindliche Weichheit verloren hatte — da übermannte sie doch der fürchterliche Kummer der durchlittenen Einsamkeiten. Der Schrei, mit dem sie dem Heimkehrenden entgegenstürzte, war ihm wie ein Schwertstoß durchs Herz gegangen. Ihr Haar war ergraut, ihr schönes Antlitz von den Linien des Alterns durchzogen — und welch ein Strom von Liebe sprudelte noch aus ihrer Brust. Wie ein heißer Quell, der das Gestein zerreißt, um unwiderstehlich ans Tageslicht hervorzustürzen, so dünkte Frank jener Schrei aus dem Herzen seiner Mutter.

O — er sehnte sich, er sehnte sich, nur einmal wieder so zu fühlen — für irgend etwas, für irgend einen Menschen.

Er war in Italien gereist, hatte, auf den Spuren der toten Freundin wandelnd, sie sich zu einer neuen Gemeinschaft im Geiste zurückerobern wollen. Aber kein Schimmer der Gegenwart, kein Glanz der Erinnerung vermochte in sein Inneres zu dringen. Unerträglicher war diese Stumpfheit, als der grausam zerreißende Schmerz der ersten Wochen, der ihn gemartert hatte. Damals war seine Seele angefüllt von Visionen großer geheimnisvoller Dinge und Zusammenhänge, von blitzartigen Erkenntnissen. Nun erschien ihm alles Leben nur wie Staub, ganz trivial und bedeutungslos.

Er hatte seine Studien wieder aufgenommen, folgte auch dem Wunsche seiner

Digitized by Google

Mutter und machte einige Besuche. Doch niemand von diesen ehrgeizigen, tätigen Berliner Menschen vermochte ein lebhafteres Interesse in ihm zu erwecken. Gattern arbeitete irgendwo an dem Gericht einer Kreisstadt. Von Marlinde hatte seine Mutter seit vielen Monaten nichts mehr gehört. Man sagte, sie habe sich mit Exzellenz Ravignol überworfen und sei mit ihrer getreuen Jette zu deren Verwandten aufs Land gegangen. Frank hatte einen Brief, den sie ihm in jenen furchtbaren Tagen schrieb, niemals beantwortet. Jetzt empfand er wohl ein flüchtiges Bedauern, sie in Berlin nicht wieder zu finden, doch konnte er sich nicht entschließen, die alte Exzellenz aufzusuchen, um näheres von ihr zu hören.

Wenn er jetzt seine Mutter ansah, ging ihm ein Stich durchs Herz. Hatte er nicht der traurigen und enttäuschten Frau eine neue Jugend, ein spätes Glück, schön wie Herbstgold voll reifer Früchte bringen wollen? Sie erwartete so vieles von ihm, und was er ihr zu geben versuchte, war nichts; weniger als nichts — waren Gebärden der Zärtlichkeit, die trogen — war ein Interesse, das geheuchelt wurde. O, sie wäre ja zufrieden gewesen, hätte er sie an seinem Leben teilnehmen lassen. Aber sein Leben war leer, eine Schale, der der Wein entflossen ist.

Zuweilen, des Morgens oder des Abends, wenn nur noch wenige Spaziergänger die Wege belebten, ging er an dem Ufer des Grunewaldsees entlang, der für ihn so süße und so grauenvolle Erinnerungen barg. Er sah Marlinde, auf dem Dogcart schwebend, die beiden Goldfüchse kutschieren, umweht vom rahmfarbenen Schleier, wie eine Verheißung von Abenteuer und Frohsinn, die ihn gelockt und gehöhnt. Er sah die kleine silberne Tasche von Else Regenhoven auf dem reinen weißen Ufersande liegen ... Er stand wieder am rissigen Stamm der alten Birke und blickte über das im Morgenglanz opalisierende Wasser, in dem sich die dunkeln Kiefern spiegelten. Er sah das Schilf sich leise bewegen, wenn eine wilde Ente hindurchschlüpfte — sah den braunen morschen Kahn an der Kette liegen, der das tote Mädchen zu ihm getragen: die Bitterkeit, die Empfindung von der Zwecklosigkeit seines eigenen Daseins überfluteten ihn mit solcher Gewalt, daß er mühsam einen Schrei in der Kehle erstickte. Oft war ihm zumute, als müsse er mit einem letzten Aufheulen des Jammers hineinfliehen in diese sanfte silberne Flut, um sich ihr zu vereinen, die er dort unten zwischen dem Schilf noch immer ruhend wähnte — grüne Fäden in den blonden Haaren, die kleine schwarze Muschel am linken Ohr. Den Kopf auf ihre Brust gelegt zu schlafen, ohne Wünsche, ganz sanft und stille, wie Brüderlein und Schwesterlein im Märchen ... wie gut mußte das sein. Und lautlos würden durchsichtige Fische über sie hinstreifen, ohne sie zu wecken ...

Zu tief, zu fest waren von früher Kindheit an alle seine Träume von Zukunft und Wirken mit dieser einzigen Gestalt der schwesterlichen Geliebten verknüpft. Seine Phantasie sah keine anderen Möglichkeiten für ihn, als jene, von denen sie einen kostbaren Teil gebildet hatte.

Während er mutlosen und verzweifelten Träumen sich hingab, war dennoch irgendwo in den tiefsten Abgründen seines Innern ein Harren, gleichsam wie Kinder harren auf noch verhüllte Schicksale, die ihnen die Erwachsenen künden werden. Abends, müde vom Arbeiten, wirr im Kopf von all dieser aufgenommenen Wissenschaft, die er sich doch nicht zu eigen machen konnte, erhob er sich, um sich zur Ruhe zu legen. Dann öffnete er noch einmal die Tür zum Balkon, den Rauch der zahllosen Zigaretten, die er zu rauchen pflegte, hinauszulassen. Er stand auf dem schmalen Balkon, auf dem einst seine Mutter die blinkenden Wassertropfen von den Blumen schüttelte, die ihn empfangen sollten.

Er sah auf die beiden Wächterkiefern. In der Nacht erschienen sie nicht mehr wie lebende Bäume, sondern wie starre Gebilde aus dunkler Bronze. Frank schaute in den tiefen Himmel, an dem einzelne Sterne leuchteten oder die wilden Herbstwolken flogen, und in ihm war unter allen ziehenden Gedanken der Stunden und Minuten ein beharrliches Greifen seiner Seele nach einem Ziele, das im Unermeßlichen auftauchte und wieder versank. Ein Gefühl, das für seine Phantasie keine Form anzunehmen vermochte und das ihn doch nach sich zog mit auf- und niederwallendem

Digitized by Google

Iphigenia erkennt ihren Bruder Oreſtes

Gemälde von Johann Heinrich Wilhelm Tiſchbein

(Im Beſitz des Fürſten Friedrich zu Waldeck und Pyrmont)

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

Verlangen, das immer da war, von dem er sich umgeben fühlte und das er doch niemals erriet. — Verloren im Schwebenden, im dunklen Ungewissen und von grauenhafter Furcht befallen vor dem Wesenlosen seines Daseins, barg er das heiße Gesicht in den braunen Händen und stöhnte: ‚Zeige dich — zeige dich — ergreife mich, oder ich vergehe —! Ich werde zu Staub, wie alles Staub ist um mich her ...!'

Seine Mutter, die nach dem Theater noch einer Versammlung der Schauspielerinnen beigewohnt hatte, sah ihn einst so auf dem Balkon stehen in der von Windesausen durchrauschten Nacht. Sie erschrak, kam zu ihm, machte ihm liebevoll Vorwürfe über sein einsames Wachen. Er konnte sich nicht mehr beherrschen, drückte die Schläfen mit beiden Händen und stöhnte: „Mutter, Mutter — wie soll ich leben? Sag' es mir, wenn du es weißt! Sag' es mir!"

„So sehr leidest du noch? Mein armes Kind ..."

Sie traten beide ins Zimmer zurück. Elena sah die aufgeschlagenen Bücher — er gab sich Mühe, er kämpfte ... Wie konnte sie ihm helfen? — — Die Zeit? Hier schien auch die Zeit zu versagen. Und es war, als sähe sie in diesem Augenblick erst mit unerbittlicher Klarheit, wie schmal und hart diese jugendlichen Züge geworden waren, wie eingesunken die Augen unter den hohen, schöngewölbten Brauen lagen.

„Frank, mein lieber, guter Sohn," sagte sie zärtlich, vor Kummer verwirrt, „lege dich nieder. Ich setze mich zu dir und lese dir vor, schöne, melodische Verse — dabei schläft sich's gut ein. Und morgen sprechen wir über deine Zukunft, wenn du es willst."

Er nickte gehorsam wie ein müder, kleiner Junge. „Ja, Mutting — die Nächte sind so lang und schauerlich ..." Trostverlangend schaute er, als er nach ihr rief, aus den weißen Kissen zu ihr auf. In ihren weichen, schwarzen Gazegewändern setzte sie sich zu ihm, nahm seine Hand und hielt mit der anderen ein Büchlein, in das sie zuweilen schaute. Und dann sprach sie mit ihrer weichen, wundervoll melodischen Stimme die Verse eines jungen Dichters, die sie liebte, sprach sie leiser und eintöniger — eine verschwebende, zarte Musik. Die Hand wurde schwerer und wärmer in der ihren; sie blickte auf sein Antlitz, das bleich und edel mit geschlossenen Lidern ruhte. Eine Weile noch saß sie schweigend, zog die Finger dann vorsichtig aus den seinen. Sie zuckten ein wenig, doch er erwachte nicht, und sie entfernte sich traurig.

Dann sprachen sie doch nicht über Franks Zukunft. Eine Scheu hinderte sie beide, und sie waren auch so selten ungestört miteinander. Elena wußte keinen Ausweg und auch kein Heilmittel.

Gegen Weihnachten schrieb Herr von Welzien, er wünsche seinen Sohn zu sehen: Frank möge über die Feiertage nach Driebenow kommen.

Frank reichte seiner Mutter den Brief. Sein Gesichtsausdruck war verschlossen.

„Du wirst doch fahren?"

„Ich denke nicht dran!"

„Frank, du bist auf deinen Vater angewiesen, und Driebenow wird einmal die Stätte deines Wirkens sein. Voraussichtlich wirst du jahrelang mit deinem Vater dort zusammen arbeiten müssen! Es wäre verhängnisvoll, wenn ihr euch so auseinanderlebtet!"

„Ich werde nie mit Papa zusammen arbeiten! Und was Driebenow anbetrifft — sobald ich Herr bin, verkaufe ich das Gut."

„Frank, das Stück Erde, das dir so ans Herz gewachsen ist?"

„Eben darum. Nie könnt' ich dort fröhlich schaffen!"

Elena seufzte.

„Ich meine, Mama, dir müßte es auch lieber sein, wenn der Ort, wo du soviel Kummer erfahren hast, in unser beider Leben keine Rolle mehr spielt!"

„Nein, Frank — so empfinde ich nicht, Ich meine im Gegenteil: dort, wo dies Unrecht geschah, müßte von dir etwas aufgebaut werden, was sühnt und auslöscht. Soll es umsonst gewesen sein, daß ich auf deine süße Kindheit verzichtet habe, damit du deine Heimat behalten durftest?"

„Mutter, mir ekelt vor dem Gelde, um dessentwillen man dich betrog. Ich mag den Besitz nicht, den man damit befestigt hat. Ich wußte das ja alles nicht. Nun habe ich soviel darüber nachgedacht und habe alle die Fäden gefunden, aus denen der Strick gedreht wurde, mit dem eine

Digitized by Google

unschuldige Taube erwürgt werden sollte. Papa wußte ja nicht, was er tat. Er handelte nicht anders als vielleicht so mancher seiner Standesgenossen. Er heiratete, um das Stammgut zu erhalten, trotzdem er eine andere Frau lieb hatte. Wer von all den Menschen, mit denen er verkehrte, würde es ihm verdacht haben? Sicher hat er die ehrliche Absicht gehabt, mit Frau von Regenhoven zu brechen — die Gewohnheit aber war eben stärker als sein Wille."

Frank hielt inne und schöpfte tief Atem.

„Ich bin auch schuldig an Elses Tode," sagte er leise.

„Du — ? Um Gottes willen, Frank, vergrüble dich nicht in alle diese Schuldfragen. Das Grübeln lähmt deine Kräfte zum Tun!"

„Ich suche ja nur den Weg!" sagte Frank einfach. „Sieh, Mutter — wäre ich nicht blind gewesen, hätte ich Else in der entscheidenden Stunde in Wahrheit ein Bruder sein können, hätte ich mehr und selbstloser an sie gedacht, statt mich meiner Leidenschaft und meinem eigenen Schmerz zu überlassen: sie hätte nicht fortzugehen brauchen. Ich hätte ihr helfen können; sie hatte ja ein so großes Vertrauen zu mir. Das werde ich niemals vergessen. Ich denke immer daran, sobald ich ein Mädchen sehe, das mir gefällt. Dann fühle ich nur: du bist auch meine Schwester! Und jeder Wunsch ist ausgelöscht."

Elena neigte den Kopf. „Das kann ich gut verstehen, Frank. — Vielleicht aber wirst du einmal wieder anders fühlen ..."

„Ich will es gar nicht ... Nein, Mutter — so soll es immer bleiben. All das Elend, die Verbrechen, der Schmutz, von dem man hört, sobald man mit Männern zusammenkommt — an dem bin ich mitschuldig! Es quält mich jede Nacht — wenn ich wach liege und über alles nachgrüble."

„Frank, das ist übertriebene Sensibilität."

„Nein, Mama. Glaube mir — viele junge Leute denken wie ich. Sie fürchten sich vor ihren eigenen Gedanken und darum schieben sie sie beiseite und treiben Sport oder verlieben sich!"

Elena blickte ihren Sohn sinnend an. „Als wir jung waren, kämpften viele von uns mit den Eltern um ein wenig Lebensfreude. Jetzt entstehen unter den Söhnen die Richter für die Väter ..."

„Mutter, ich will ja nicht richten! Darum eben kann ich nicht mit Papa zusammenkommen. Sage doch selbst: was sollen wir miteinander reden? Auf welcher Breite Roggen gesät wird und auf welcher Weizen? Und wie viele Kälber es diesen Frühling gibt? Was geht das mich heute an? Kann ich auch nur ein Wort von all den Gedanken, die mir den Kopf anfüllen, zu Papa sagen? Würde er auch nur versuchen, mich zu verstehen?"

Elena schwieg und ließ ihn gewähren, als er dem Vater schrieb, er habe sich mit Freunden zu einer kleinen Fahrt ins Riesengebirge verabredet.

⁂ ⁂ ⁂

Im März hatte Berlin die landwirtschaftliche Woche.

Ging Frank, aus der Hochschule kommend, die Linden hinab, so begegnete er in diesen Tagen allerorten den wettergebräunten, schwerschreitenden Gestalten, mit den auffällig farbenfreudigen Krawatten und den stilleren Augen, die sich so charakteristisch von der hauptstädtischen Männerwelt unterschieden. Gleichviel, ob sie Bauern oder Rittergutsbesitzer waren: man spürte ihnen den Duft der Felder, den freien Wind der weiten norddeutschen Ebenen an und das wuchtige Selbstbewußtsein des Herrn auf eigenem Grund und Boden.

Ein sonderbar ziehender leiser Schmerz ging dem jungen Menschen durch die Brust bei solchen Begegnungen, wie eine Sehnsucht nach der Welt, in die er hineingehört hatte, als seine Bahn ihm noch in einer einfachen Linie vorgezeichnet zu sein schien. Oder es überfiel ihn auch nur wie ein Verlangen nach dem Geruch von frischgepflügten braunen Äckern, nach dem freudigen Willkommengebell der Hunde, das ihn begrüßte, sobald er den väterlichen Gutshof betrat; die Sehnsucht nach dem Gebrüll und Geblök der Kühe und Kälber, wenn sie aus den Ställen auf die Weide gelassen wurden, dem kläglich-kindlichen Mäh — Mäh der jungen weißen Lämmer.

Erinnerungen überfielen ihn an so viele Einzelheiten des ländlichen Berufes: an die Wonne reifer, üppiger Sommertage, an die Arbeit und den Schweiß der Ernte, an die fröhliche Jägerei der frischen,

Digitized by Google

herben Herbsttage ... Verwirrt fragte er sich, ob er am Ende so unglücklich zerrissen sei und nicht zur Ruhe kommen könne, weil er aus seinem natürlichen Boden genommen, in eine künstliche, mit Gedanken überlastete, mit Empfindungen überhitzte Atmosphäre verpflanzt worden sei?

Am Abend ging er in die große Versammlung des Bundes der Landwirte im Zirkus Busch. Bis in die obersten Ränge des mächtigen Rundbaus drängte sich Kopf an Kopf. Gleich einer ungeheueren, mit Gesichtern angefüllten Schale wirkte der Raum auf Frank. Und der eigentümliche Geruch nach Pferden, nach wilden Tieren, der überall die Luft durchdrang, schien gerade das Aroma, welches zu den Reden über Vieh und Fleisch unbedingt gehörte.

Frank Welzien ließ seine Blicke beobachtend über die Menge der Männer schweifen. Er mußte an jene Arbeiterversammlung denken, der er vor Jahren beigewohnt hatte. Wieviel gewaltig zusammengepreßte, doch zur Entladung reife Kraft hier wie dort. Die Gesichter gefurcht, von schwerer Energie gemodelt, hart geworden im täglichen Kampf um die Existenz. Ein paar große Herren darunter, aber die meisten hier wie dort: ringende, arbeitende Männer, die die Güter erzeugten, von denen die Menschheit leben mußte, essen, trinken, sich kleiden, sich vor dem Winterfrost schützen — diese wie jene, Brüder ... Und doch zerklüftet zu wildem Interessen- und Parteihader; die Zähne gegeneinander blecken in Haß! Und doch einander brauchend, beide einander notwendig, wie zwei Teile derselben Lebensfrucht ...

Viele Reden gab es von Vaterlandsliebe, von Gottesfurcht und Königstreue. Aber herrisch stand hinter den tönenden Worten die nüchterne Forderung an die Regierung: Gebt uns, was wir brauchen, und wir dienen euch. Und die starken Männer, die dort auf dem Podium standen und mit der Faust aufs Pult schlugen, daß es weithin dröhnte — waren die von anderem seelischen Kaliber als die Arbeiterführer, die mit blutigem Hohn ihre Scharen zum Kampf aufpeitschten?

Ehrgeiz und Begierde, die treibenden Herren über die Massen ... Waren sie die bewegenden Kräfte der Welt überhaupt? ‚Gab es keine anderen?' fragte sich Frank verzweifelt.

Als die Menschenwoge sich erhob, durch alle Ausgänge in schwarzen Fluten wallte, sich staute, wieder in Bewegung geriet, sich in kleinen Wirbeln um sich selber drehte und wieder sich löste, Lücken zwischen sich ließ und hinter sich des Zirkus weiten leeren Raum: da sah Frank plötzlich in einer kleinen Entfernung vor sich seinen Vater stehen. Er war grau geworden, auch er, die breitschultrige, hohe Gestalt erschien magerer, das von der Tropensonne tief gebräunte Gesicht, in dem die Augen sonderbar hell und blau standen, blickte freundlich lachend zu den Worten eines Herrn, der heftig auf ihn einredete. So hatte er gelacht, wenn er auf die Rampe herauskam, den Ferienschüler zu begrüßen. Franks Herz schlug laut; seine Kehle war wie zugeschnürt, seine unbändige Freude überwältigte ihn ganz und gar. Vorher hatte er sich tausendmal gefragt, wie eine Begegnung sich wohl gestalten würde; er hatte sich davor gefürchtet wie vor etwas Grausam-Schrecklichem. In diesem Augenblick war alles vergessen. Er schob rücksichtslos zwei Herren, die ihm im Wege standen, beiseite — „Papa!" klang sein freudiger Ruf.

Welzien drehte sich jäh nach ihm um. „Junge — wahrhaftig! Na, das ist ja schön... du — Kerl — du bist ja gar kein Junge mehr, bist ja inzwischen ein Mann geworden!"

Die Bekannten waren rücksichtsvoll beiseite getreten, hatten sich abgewendet. Daß da manches zwischen Vater und Sohn lag, wußte man ja. Die Geschehnisse waren in gutem und bösem Sinne viel besprochen worden in der Gegend. Das wußten auch Vater und Sohn. Darum bewahrten sie Haltung vor den andern, und nach der ersten Erschütterung, die Welzien die Tränen in die hellblauen Augen getrieben hatte, faßte er sich schnell und stellte in jovialer Heiterkeit den Herren seinen Sohn vor.

Er schob seinen Arm unter den von Frank, als sie nach einem längeren Kampf um die Garderobenstücke endlich auf der Straße standen und fragte herzlich: „Du kommst doch mit uns essen? Diese Geschichte da drin war ja famos, groß-

Digitized by Google

artig — aber macht verflucht hungrig und durstig."

„Wenn ich nicht störe?" fragte Frank ein wenig steif vor innerer Bewegung.

„Junge, bist du umständlich. Wenn man seinen Vater drei Jahre nicht gesehen hat, fragt man, ob man stört? Bist wohl so ein richtiger Berliner Gesellschaftshecht geworden?"

„Nein, Papa, alles andere eher."

„So — na schön. Ein bißchen hohläugig und überstudiert. Ja ... Wiedererkannt hätte ich dich nicht, wenn ich dir auf der Straße begegnet wäre."

„Das hat Onkel Zelkwitz auch nicht, als er gestern unter den Linden an mir vorbeiging," sagte Frank und blickte lachend zu dem Betreffenden auf, der an seiner andern Seite ging und in seiner phlegmatisch-gemütlichen Mundart antwortete: „Tja, das is ja man woll so, wenn die kleinen Krabben große Herren werden!"

Frank war seltsam leicht und froh zu Sinne, in dieser Zärtlichkeit für seinen Vater, die ihn so unvermutet überwältigt hatte und in der er sich bewegte, als ginge er auf gläsernem Boden, der leicht brechen könne. Er war voll kleiner Aufmerksamkeiten und freundlicher Hilfeleistungen, die der Vater gelassen annahm, ohne sich die tiefe Verwunderung anspüren zu lassen, in die Franks Gegenwart und sein zuvorkommendes Wesen ihn versetzten.

Man ging zu Borchardt, wohin man sich mit anderen Bekannten verabredet hatte. Zwei Tische wurden zusammengeschoben.

Man aß gute und schwere Dinge; man trank Bordeaux, Mosel und alten Rheinwein — viele blieben von Anfang an beim Sekt. Eine lärmende Lustigkeit griff Platz, man machte Witze, die zuweilen harmlos, zuweilen gepfeffert waren — alle kamen dem jungen Welzien mit Freundlichkeit entgegen. Je weiter die Nacht vorrückte, desto ungenierter verfielen die Herren in das heimatliche Plattdeutsch. Es war Frank zumute, als ob alle Organe seines Herzens sich öffneten.

Hier war er daheim. Nach Jahren wirren Sehnens, trostloser Kämpfe. Tausend Dinge hatte er seinen Vater zu fragen, Leute in Dorf und Hof, an die er seit Jahren nicht gedacht, erschienen ihm mit einemmal unglaublich wichtig, und ihre Schicksale standen seinem Gemüt nahe. Doch mitten im Gespräch traten mitunter Pausen ein, in denen die Blicke sich mieden, in denen beide wie am Rande von tiefen Wassern ratlos standen.

Aber da gab es ja Wein, und man konnte trinken und die anderen waren da, das laute, fröhliche Leben ringsumher, das wieder Brücken baute ...

Frank und sein Vater, tief im Gespräch über Herrn von Welziens afrikanische Jagdabenteuer, schlossen sich den anderen Herren an, ohne eigentlich verstanden zu haben, wohin der Weg nun gehe ... nach einem öffentlichen Ballokal.

„Ach so — na, das sind nun wohl so deine Jagdgründe!" sagte Welzien mit lautem Lachen, nachdem er den in Marmor, Gold und Spiegeln prunkenden Saal und die am Arm der Tänzer herumwirbelnde Weiblichkeit gemustert hatte.

„Ich habe nicht geführt," antwortete Frank mit einer hochmütig ablehnenden Kopfbewegung. „Es waren die alten Herren!"

„Natürlich — Zelkwitz und Gusserow, die können ja nie genug kriegen! Verzeih, daß ich dich in falschem Verdacht hatte!"

„Is ja ganz anständig hier," stellt Zelkwitz fest, breitbeinig auf der Estrade stehend, mit dem weinroten dicken Gesicht, in dem die Nase nur wie ein fideler runder Pfropfen saß, auf das Gewühl hinabschmunzelnd. „Na, Ober, Sekt her, und machen Sie uns mal 'nen Tisch zurecht!" Die Kellner beeilten sich, die von Wein- und Speiseresten befleckten Tücher auf den Tischen zu wechseln. Sie waren voll Eifer und Dienstbeflissenheit — solche Gäste kannten sie während der landwirtschaftlichen Woche und ihre Trinkgelder kannten sie auch.

Frank hatte das gespenstische Gefühl, man habe hier immerfort weiter getanzt in den drei Jahren, ohne Unterbrechung. ‚Das nennt der alte Herr ... Onkel Gusserow ... „Leben",' dachte er, ‚diese aufgeputzte, maskenhafte Sache?' Herr von Gusserow aber stürzte sich mitten unter die Tanzenden. Frank ging langsam den freigelassenen Seitenweg entlang. An den grauen Marmorwänden standen und saßen Frauen und Mädchen. Ihr Alter konnte man

Digitized by Google

nicht abschätzen, aber schön gekleidet waren sie alle, oft mit einem erlesenen Geschmack in der Farbenzusammenstellung der Seiden und Spitzen, zuweilen ganz diskret und einfach. Der junge Mann wurde mit manchem Zuruf empfangen, aufgemuntert, gereizt. Aber seine Sinne regten sich nicht. Die Jahre strenger Willenszucht, die hinter ihm lagen, gaben ihm nun Gewalt über seine Natur. Ein ungeheures Mitleid überwältigte ihn, überschwemmte sein Herz, bedrängte ihm die Brust, daß sie ihn schmerzte.

Arme Larven — arme unglückliche Larven, wieviel lieber läget ihr gewiß in weißen sauberen Betten und schliefet.

Er hielt es nicht lange aus. Raffte sich zusammen, trat zu Herrn von Welzien.

„Verzeih, Papa, wenn ich gehe. Ich habe morgen früh Kolleg."

„Gewiß, gewiß, selbstverständlich! Es ist ja bald heller Tag. Wir brechen wohl auch auf. Aber wenn du nicht warten willst . . . du — übrigens — höre mal — ich möchte doch sehen wie du wohnst. Wie ist es — würde deine Mutter etwas dagegen haben — wenn ich — nun — so mal vorspräche?"

Welzien war mit seinem Sohn beiseite getreten, redete leise auf ihn ein.

„Ich glaube sicher, es würde sie freuen, Papa. Morgen und übermorgen ist sie nicht beschäftigt . . ."

„Also dann morgen — vielmehr heut . . . Adieu, mein Junge. Hat mich gefreut, dich zu sehen!"

Zelkwitz blickte ihm nach: „Famoser Kerl, dein Sohn, Welzien. So was Sauberes, Klares — wollte, meiner wäre ihm ähnlich."

Welzien zuckte die rechte Schulter. Es war eine Gewohnheit von ihm, wenn er nicht recht wußte, was er antworten sollte.

„Hat auch seine Schwierigkeiten."

⁂ ⁂ ⁂

„Was den Welziens peinlich ist, das existiert nicht für sie —" Frank erinnerte sich dieser Worte seiner Mutter in bezug auf seinen Vater. Niemals würde es eine Aussprache zwischen ihnen beiden geben, niemals würde der Vater an das Vergangene rühren.

Vor dem Kamin in Elenas Salon saßen nun seine Eltern. Dieser Mann und diese Frau, die da über die Seele des Negers plauderten, ein Thema, welches sie nicht im mindesten interessierte. Sie waren einmal verheiratet gewesen — und er war beider Sohn. Sie sahen sich heut zum erstenmal wieder nach der Trennung und den Ereignissen eines Menschenlebens — und sie plauderten vom Neger und von seiner Seele . . .

Frank hörte die vertrauten Stimmen, er sah seiner Mutter schöne Hände mit ihren kunstvoll vornehmen Bewegungen den Tee bereiten und seinem Vater eine Schale reichen. Er spürte, wie dessen Blicke über diese vergeistigten Hände glitten, die so sehr einen Teil ihrer eigensten Persönlichkeit bildeten, und fragte sich verwirrt, erschrocken: Wie war es möglich, daß der Mann nicht geahnt hatte, wer sie war — daß er eine andere ihr vorziehen konnte? Nein — er sieht jetzt, was sie geworden ist, aber er fühlt es noch immer nicht — er hat kein Organ für dieses reiche und vielfache Wesen. Auch wenn Frau von Regenhoven nicht gewesen wäre: niemals würden diese zwei Menschen das Dasein miteinander ertragen haben. Und ich bin ihr Kind, aus ihrer zweier Art und Natur gemischt. — Wie ist meines Wesens Geheimnis und wozu ist es so gefügt, daß ich ihrer beider Wesen teilhaftig bin und doch ein Neues, ein von ihnen beiden Grundverschiedenes?

Welzien fragte Frank, wie lange er noch zu studieren denke?

Frank teilte seinem Vater mit, er treibe jetzt hauptsächlich Nationalökonomie, und beabsichtigte, sich als Privatdozent zu habilitieren.

Welzien stand auf und trat vor seinen Sohn: „Und was soll aus Driebenow werden?"

Frank machte eine gleichgültige Bewegung.

Herr von Welzien war dunkelrot geworden. „Nationalökonomie studieren! Das tun Kathedersozialisten und solche Leute! Dazu wirst du doch nicht gehören wollen?"

„Ohne die Kenntnis der sozialen Gesetze kommen wir heute nicht mehr zurecht!"

„Eure Statistiken — Mumpitz, mein Junge! Na, schön. Komm in den Sommerferien nach Driebenow, da schießen

Digitized by Google

wir Rehböcke zusammen, und du wirst wohl anderen Sinnes werden."

„Nach Driebenow will ich gern kommen! Ich habe Sehnsucht nach den Feldern ..." antwortete Frank träumerisch.

„Du, ich war vorhin bei meinem guten alten Ravignol," begann Welzien, durch die Bereitwilligkeit seines Sohnes sofort wieder besänftigt. „Armer Kerl, dem geht's schlecht!"

„Ich hörte, er sei leidend?" fragte Elena teilnehmend. „Er hat sich lange nicht mehr bei uns sehen lassen. Aber wir tragen wohl die Schuld. Wir sind rechte Einsiedler geworden!"

„Da ist was Ernstliches im Anzuge, fürchte ich, und er ist über die Siebzig ... Ja — Frank, er sprach mit Liebe von dir — ich habe ihm versprochen, dich morgen mitzubringen. Hole mich um elf Uhr im Hotel de Rome ab."

Welzien verabschiedete sich. Er schien kein Bedürfnis zu haben, den Abend mit dem Sohn zu verbringen.

⁂ ⁂ ⁂

Frank saß neben der Chaiselongue der alten Exzellenz, die eingetrocknet zu einer ledergelben Mumie, die Augen wie mit einer trüben grauen Haut überzogen, unter ihren Decken ruhte und nur zuweilen ihre Lage ein wenig änderte, um die Schmerzen, die das fortschreitende Leiden verursachte, besser zu ertragen.

Während des ersten Besuches mit seinem Vater hatte Ravignol den jungen Mann im Laufe des Gesprächs, wie beiläufig gefragt: „Hast du in letzter Zeit etwas von unserer Freundin Gröna gehört?" Als Frank es verneinte, sagte der Kranke: „Das ist ein wunderliches Kapitel. Ich möchte mit dir darüber reden. Komm in den nächsten Tagen einmal wieder zu mir. Mich triffst du ja immer. Mit dem Ausgehen ist's nichts mehr, ich schleppe mich abends nur mit Hilfe des Dieners noch von hier ins Schlafzimmer. Also — lasse nicht zu lange Zeit verstreichen!"

Frank hatte schon am folgenden Tage seinen Besuch wiederholt.

„Gerade heraus: ich möchte dich bitten, in meinem Auftrag zu Marlinde zu gehen," sagte die Exzellenz ohne viel Vorbereitungen. „Sie ist wieder in Berlin und wie ich fürchte, nicht gerade in den besten Verhältnissen. Ich habe Sorge um sie ..."

Er schwieg eine Weile, lag still mit geschlossenen Augen.

„Unsere Freundschaft geriet in die Brüche, als ihre Schneider- und Putzmacherrechnungen gar zu große Dimensionen annahmen. Nicht nur das. Sie verfiel dem Jeu. Wohl in der Hoffnung, mal einen endgültigen großen Coup zu machen — ja gut — aber es ging ins Uferlose. Ich bin kein reicher Mann, wie das Kind wohl glaubte. Ich habe für die Söhne einer unbemittelten Schwester zu sorgen und durfte mich nicht ganz an die holde Törin ausgeben. Wollte es auch nicht. Nun — es fielen harte Worte zwischen uns, die ich jetzt bereue. Ich überließ sie ihrem Schicksal — was ich auch bereue. Denn ich sehe immer mehr ein, man kann keinen Menschen ändern, man kann ihn nur in Geduld tragen ..."

„O — das ..." unterbrach Frank hier mit einem Ton, in dem viel Zuversicht seiner Jugend lag.

„Das brauchst du noch nicht für wahr zu halten," fiel dieser lächelnd ein. „Es mag auch in jedem Leben einen Augenblick geben, wo man sich für so oder so entscheiden darf. Aber damit ist's denn auch getan. Was nachkommt, sind nur organische Weiterentwicklungen."

„Du meinst, Onkel Exzellenz, Marlinde entschied sich, als sie mit dem Herzog Bogislav fortlief?"

„Da mag's gewesen sein — oder auch viel früher schon ... Ich hoffte noch immer auf eine Heirat für sie! Eine Heirat und Kinder, darin ist zuweilen für die gefährlichsten Frauen noch Rettung."

„Onkel —" begann Frank zögernd, „darf ich dich etwas fragen: ich habe oft gedacht, da du sie doch lieb hattest, warum du ihr nicht deinen Namen gabest — als Schutz und Halt?"

Das ledergelbe, eingeschrumpfte Gesicht des alten Diplomaten blieb unbeweglich.

„Damit sie mich im ersten Vierteljahr mit einem jungen Kerl betrogen hätte? Nein — das mochte ich mir und ihr doch nicht antun. — Ruinen sind nichts für Marlinde. Wer sich nicht an dieser Lebensfülle freuen kann, der ist ihrer auch nicht wert. — Kehren wir zu unserem

Digitized by Google

Thema zurück. Geh zu ihr, Frank. Sieh zu, wie sie lebt. — Ich möchte ihr in meinem Testament eine Rente aussetzen — kein Kapital — das wäre doch binnen vier Wochen vergeudet. Aber etwas Sicheres, so daß sie vor Mangel geschützt ist. Zu Ende der Woche erwarte ich den Rechtsanwalt. Vorher möchte ich das Kind noch einmal sehen und Abschied nehmen. Bringe sie mir, Frank!"

⁂ ⁂ ⁂

Frank fand Marlinde und ihre Freundin in dem dürftigen, unsaubern Chambregarni eines Vorortes. Jettes Vermögen war verbraucht. Sie hatten schon geraume Zeit Mangel am Nötigsten. Wie ein verängstigtes Kind stand dann Marlinde an der Chaiselongue ihres alten Freundes. Als Frank Miene machte, das Zimmer zu verlassen, faßte sie nach seiner Jacke und blickte ihn mit so hilfeflehenden Augen an, daß ein gütig-nachsichtiges Lächeln über das ledergelbe Gesicht des Kranken zog und er sagte: „Frank, setze dich. Was ich Marlinde zu sagen habe, kannst du hören, und ich will sogar, daß du es hörst!"

Doch gleich schienen heftige Schmerzen ihn zu überfallen, er lag mit geschlossenen Augen und zusammengekrampften Händen.

„Es ist doch nicht möglich ... vielleicht ein andermal. Ich danke Ihnen, Marlinde, daß ich Sie noch einmal sehen durfte. So — nun geht, Kinder! Wie gut ihr zusammen ausseht! Frank, mein Junge — bleibe ihr treu — auch wenn sie Dummheiten macht ..."

Er winkte, sie möchten ihn verlassen. Marlinde ging mit tief gesenktem Kopf. An der Tür wendete sie sich um, lief schnell zurück, küßte dem alten, in Todesschmerzen ringenden Manne die Stirn und die Hände. Dann floh sie atemlos.

Seit diesem Tage nahm die alte Exzellenz keine Besuche mehr an. Einige Wochen später erhielten die Freunde die Todesanzeige.

Die im Testament bestimmte Rente wurde Marlinde Gröna in vierteljährlichen Raten durch die Erben ausbezahlt. Auch Möbel, Bilder und Kunstgegenstände erhielt sie aus Ravignols Nachlaß, so daß sie sich nun wieder einrichten konnte. Sie schien zu meinen, daß ihr dieses alles durch Frank Welzien zugefallen sei. Trotzdem er heftig gegen ihre Vermutung Einspruch erhob, bezeugte sie ihm eine überschwengliche Dankbarkeit.

⁂ ⁂ ⁂

Elena zog mit Kollegen und Kolleginnen und Riesenkoffern voll Kostümen und Requisiten auf Gastspielreisen von Hauptstadt zu Hauptstadt, wieder einmal die Ruhelose, die Gehetzte, wieder einmal die wandernde Komödiantin, deren Nahrung der Beifallssturm einer fremden Menge ist, deren Leben zwischen Rausch und Ekstase und tödlicher Ermattung taumelnd wechselt.

Frank legte mit einem Handköfferchen und einer Bücherkiste die kurze Bahnstrecke zurück, die ihn von dem Vaterhause nun schon drei Jahre lang getrennt hatte.

Die Liebeswärme, die ihn wie in ein Wunder hüllte, als er seinen Vater wiedergesehen, die war längst erloschen. Sie erkaltete plötzlich, wie sie gekommen, in dem Ballokal, als er das Lächeln sah, mit dem Welzien ein Mädchen musterte.

Frank war sich klar über die Tatsache: Er und der Vater würden nebeneinander hergehen wie zwei fremde Menschen.

Aber er hatte Sehnsucht nach der Heimaterde, nach den lieben Klängen seiner Kindersprache, nach all dem Süßvertrauten, was ihn dort oben grüßen würde.

Nun schaute er über die der Ernte entgegenwogenden Felder, er grüßte die weiten Linien der leicht gewellten Landschaft mit ihren Schilfseen, ihren Buchenwäldern; er blickte wie auf geliebte Menschen gerührt auf die grauen Rohrdächer, die roten Ziegelhäuschen der Dörfer. Als er im ratteln den offenen Jagdwagen die alte Lindenallee nach Driebenow hinaufkutschierte und das weiße Schloß mit seinen mächtigen Seitenflügeln im Glanz der Nachmittagssonne vor ihm aufstieg, da fehlte ihm der Atem, er faßte sich nach der Kehle, denn ihm war zumute wie einem, der ersticken soll — und wußte doch nicht, war es Leid oder Glück, was ihn überkam.

Es wurde Spätherbst, bis Mutter und Sohn sich wieder beisammen fanden in den Räumen, die — auch sie — angefüllt waren mit den Geistern zarter und furchtbarer Erinnerungen. Elena graute es vor dem beginnenden Winter. Aber schon, als sie Franks Tritt auf dem Flur hörte, spürte sie, daß etwas Entscheidendes in ihm vor-

Digitized by Google

gegangen sein mußte. Das war wieder der Schritt und Stimmenklang eines Menschen, der da will. Zugleich quoll eine feindliche Eifersucht jäh in ihr auf. Was war ihm begegnet?

„— Du — du hast deinen Vater wiedergefunden? Frank, verbirg mir nichts ... Du gehst nach Driebenow zurück?“ So forschte sie eilig, und der Gram wühlte schon in ihren Zügen.

„Nein doch, Mutter. Papa und ich — das geht wohl niemals wieder gut zusammen ...“

„So hast du dich verliebt?“

Er zog die hohen Brauen nervös zusammen, und da war sie wieder, die Schmerzensfalte. „Mir war nicht zum Verlieben in Driebenow — bei allem, was ich dort sah ...“ Ein Ausdruck von Ekel kroch über seine Züge. „Man wird etwas empfindlich auf dem Gebiet. Das ist nun nicht anders — ach — reden wir nicht weiter davon — er ist ja doch einmal mein Vater ... Aber — Mutting — ich habe jetzt meinen Weg gefunden. Das ist für mich das Wichtigste. Ich sage dir auch schon davon — bald — will nur alles noch einmal durchdenken. Du hast noch ein paar Tage Geduld, nicht wahr?“

Er lächelte ihr zu, seine Augen waren wieder hell und froh. —

Mutter und Sohn kehrten von einem langen Spaziergang heim. Sie schritten durch den Kiefernwald, dessen Boden kein Unterholz trägt, sondern bedeckt ist von dürren, grauen Nadeln, zwischen denen spärliche Grashalme mühsam sprießen, wo die Stämme steil und gerade in endloser Einförmigkeit emporragen — diesem Walde, der großartig wird durch die strengen Linien seiner Architektur, die ihn eher als ein künstlerisches Gebilde, denn als ein Stück frei wachsender Natur erscheinen lassen. Es ging dem Abend zu. Aus den Seen stiegen die Nebel, webten als durchsichtige, opalglänzende Gebilde um die dürren Stämme, lagerten gleich milchfarbenen Tüchern über den Bodensenkungen.

Sie waren lange schweigend nebeneinander gewandert. Elena sah das Dunkeln in Franks Blick, das Sichabschließen in seinen Zügen, das Insicheinkehren seines ganzen Wesens. Sie hätte es nicht gewagt, auch nur mit einer Frage den Stillversunkenen zu berühren.

Der Heimweg führte sie in der Nähe des Sees vorüber. Elena wollte einen Hügel besteigen, um diesen Teil des Waldes zu meiden. Frank sagte: „Du bist müde, Mutting, und der Weg am Wasser ist näher.“

Er nahm ihren Arm, drückte ihn leise an sich, und so schritten sie auf dem weißen Sandboden am Ufer entlang. Die Wasserfläche war ihren Blicken entzogen, ein Tuch vom flaumigsten Weiß hatte der Nebel darüber gebreitet, von den Kieferkronen des jenseitigen Ufers dunkelgrün umsäumt.

Der junge Mann blieb bei der alten Birke stehen, schlang den Arm um ihren rissigen Stamm und blickte auf die silberweiß verdeckte Fläche hinaus.

„Solch ein Nebeltag war es —“ begann er. „Ende September, aber noch am Morgen, als ich einmal von der Hühnerjagd zurückkam und am Driebenower See entlang ging. Ich hatte nichts geschossen — es war mir nicht danach zumute. Ich war traurig und fragte mich einmal wieder, wozu denn das Ganze eigentlich sollte und warum man nicht zu der Rücksichtslosigkeit oder zu der Energie gelangen könne, ein Ende zu machen ...“

„— Mutter, glaubst du an Wunder?“ fragte er plötzlich, mit einem eindringlichen Seelenblick Elena in die Augen schauend.

„Frank — wir sind von Wundern umgeben,“ sagte sie leise. „Was wissen wir denn von den Zusammenhängen aller Dinge ...“

Er neigte den Kopf.

„— Mir war es ein Wunder — was andere auch davon halten mögen. Der Nebel war so dicht, daß ich am Rande des Wassers entlang vorsichtig tappte, um nicht hineinzugeraten. Von unserem Hause war nicht ein Stein zu sehen. Mit einem Male zerriß der Nebel wie eine Wand: strahlend, vom Sonnenschein beglänzt stand das weiße Schloß mit seinen breiten Flügeln und seiner schönen Freitreppe vor mir. Wie eine Vision war es vor meinen Augen —. Und ich hörte eine Stimme — sie war ja in mir — und doch sprach etwas Fremdes zu mir, mit einer so großen Festigkeit und Erhabenheit, wie meine eignen Gedanken nie erreichen ... ‚— — Sieh das Haus,‘ sprach die Stimme, ‚in dem Sünde über Sünde geschehen ist.

Digitized by Google

Heinrich XIV., Fürst Reuß älterer Linie
Pastell von Johann Heinrich Schroeder
(Im Besitze des Fürsten Heinrich XXIV. von Reuß älterer Linie)

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

In deine Hand ist es gegeben, das Haus deiner Väter neu zu heiligen. Hier — nur hier sollst du das Werk deines Lebens beginnen!' Und ich wußte, was dieses Werk sein würde. Ich wußte es von diesem einen Augenblick mit gewaltiger Klarheit: Driebenow soll ein Heim werden für viele arme Kinder, die vaterlos oder mutterlos aufwachsen um der Begierden ihrer Eltern willen. In ihren Herzen werde ich fruchtbaren Boden finden, wenn ich ihnen gebe, was ich selbst als Erlösung gefunden habe in den Stunden der Qual ..."

Er schaute entrückt hinaus, weit hinaus über das weiße Nebeltuch, das ihm die Flut verdeckte, in der einst die schwesterliche Braut den Tod gesucht.

„In jeder Frau die Schwester, die heilige Menschenschwester zu ehren ...

„Und dann will ich sie hinaussenden ins Leben: die Knaben — meine Knaben — eine junge Ritterschaft, die da aus eigenem freien Willen ein reines Leben führen, bis sie unter den vielen die einzige Gefährtin gefunden haben. Und ihr Wahlspruch soll sein: die hilfreiche Bruderliebe ...

„Mutter, schilt mich nicht Romantiker — Idealisten — ich weiß, daß ich für diesen Gedanken leben und sterben muß! Dort, in jener Stunde hat sich Gott mir offenbart."

Franks Stimme war ehrfürchtig, stockend und schwankend unter dem Schauer, mit dem man unaussprechliche Geheimnisse zage berührt.

„Dein Dasein diese letzten Jahre war ja nur ein Warten auf etwas, das kommen mußte," sagte Elena leise.

Ein dankbarer Blick von Frank lohnte ihr. Er nahm aufs neue seiner Mutter Arm, sie durch die wallenden, feuchten Schleier heimwärts zu geleiten.

⁂ ⁂ ⁂

„Ich muß nun von dir gehen Mutter," sagte Frank am Abend, als sie am Kaminfeuer saßen. „Alles muß Vorbereitung werden für mein großes Ziel. Ich weiß es, die Menschen werden über mich lachen. Sie haben über alles Heilige und Schöne anfangs gelacht."

Elena blickte seufzend vor sich nieder. „Es ist gut, daß du dir das klar machst, mein Junge. Du wirst viel unter Hohn und Spott zu leiden haben. Auch wird dir mancher entgegenhalten: Was du willst, ist nicht neu. Das haben viele vor dir versucht — und umsonst. Es geht gegen die menschliche Natur."

„Ja — so scheint es," rief Frank lebhaft. „So fühlte ich es auch lange Zeit. Bis mir plötzlich die Erleuchtung kam. Alles was Erlösung bringt, geht immer gegen die menschliche Natur — denn sie eben soll ja durch die Macht der Seele überwunden werden. Man spricht soviel von Kameradschaft, von Freundschaft zwischen den Geschlechtern — aber das alles bleibt ja Phrase, solange die Anschauung von der Frau in der Phantasie des Mannes nicht gereinigt wird."

Ein leises, ungläubiges Lächeln zeigte sich auf dem klugen Gesichte der Mutter.

„Woher willst du die Knaben nehmen, die dich verstehen sollen, Frank?"

„Ich werde sie suchen — und ich werde sie finden," antwortete Frank sicher. „Gott hat mich diesen Weg nicht geführt, wenn er mich nicht brauchte. Ich folge ihm und werde so zum Ziele kommen. Ich weiß ja, daß ich nichts Neues bringe. Nur eine alte Wahrheit, die wieder lebendig werden muß. Ich denke, es gibt einige wenige Wahrheiten, die ewig sind. Sie werden verschüttet — überbaut — sie scheinen tot in Gräbern zu liegen — bis Gott von Zeit zu Zeit einen einzelnen Menschen ruft, die eine oder die andere wieder aufzuwecken und ihr zu dienen. So ist es — und nun will ich mich vorbereiten."

„Deine Gedanken sind wie ein tiefer Strom — in dem man erst schwimmen lernen muß," sagte Elena sinnend. „Was willst du zunächst tun?"

„Lernen — für mich selbst nichts mehr zu wollen. Bedürfnislos werden. Auf das Zusammenraffen von Geld und Gut verzichten. Das alles hängt ja so geheimnisvoll eng zusammen."

„Warum willst du dazu von mir gehen?" klagte die Mutter und legte ihre Hand auf die des Sohnes. „Es ist, als würde es wieder dunkel um mich her."

Er sah sie mitleidig an. „Ja, Mutting, es ist so ein schweres Opfer. Ich fühle es — aber siehst du es nicht? Um den Weg zu gehen, den ich vor mir sehe — muß ich allein sein ...

„Und noch eins: Ich werde wirklich nun

Digitized by Google

ein armer Mann sein! Denn da ich Papas Wünsche in bezug auf meine Zukunft nicht erfüllen kann, habe ich natürlich auch auf seinen Monatswechsel verzichtet. Du weißt doch" — und plötzlich wurde sein ausdrucksvolles Gesicht überstrahlt von Heiterkeit — „arme Leute wohnen nicht im Grunewald, sondern im Norden — da irgendwo in der Gegend der Brunnen- oder Chausseestraße! Es ist ja nicht so sehr weit! Du wirst mich oft genug sehen!" Er nahm seiner Mutter zitternde Hände zwischen seine warmen, kräftigen Hände und wiegte sie wie tröstend hin und her. „Du darfst mich auch einmal besuchen — viele Male, wenn du willst!"

Elena schaute lange in das von reinem starken Wollen leuchtende Antlitz ihres Sohnes.

„Jede Entbehrung will ich leiden, damit du deinen Weg gehen kannst," sagte sie leise mit tiefem Ernst.

⁂ ⁂ ⁂

Aus einer Sitzung, in der man viele Stunden hin- und hergeredet hatte, ohne zu einem Resultat zu gelangen, kam Frank todmüde nach Haus. Der Junge seiner Wirtin grinste ihm breitmäulig entgegen: „Es is 'ne Dame bei Ihnen drin!"

„Ah — meine Mutter!" rief Frank erfreut.

„Mutter is jut! Det is 'ne andre Sorte!"

Frank öffnete schnell die Tür zu seinem Zimmer. Hier stand Marlinde in einem weißen Kostüm mit weißen Schuhen und weißen Handschuhen. Wie eine schlanke helle Kerze war sie anzuschauen in dem trüben Raum. Sie stand gegen seinen Schreibtisch gelehnt und redete mit der Mutter des menschenkundigen Knaben, die, bei ihrer Wäscherei in der Küche gestört, breithüftig, in Pantinen, die Ärmel ihrer Barchentjacke aufgestreift, ihr Vergnügen über diese elegante Unterbrechung des alltäglichen Einerlei nicht unterdrücken konnte.

„Na nu sehn Se mal," rief sie Frank entgegen, „wer hier uf Ihnen lauert! Ick sage ja, jedulden Se sich man en kleenet Oogenblickchen, Freilein, der Herr is Ihnen uf de Minute zum Abendessen da. Allens was recht is! Solide is er, allens was recht is!"

„Frau Kulenkamp, Sie sind eine plätierliche Frau! Ich habe mich famos mit Ihnen unterhalten! Allens, was recht is!" rief Marlinde fröhlich, und Frau Kulenkamp zog sich mit der Erklärung, daß sie sich eher einen Finger abbeißen, als die Herrschaften stören wollte, in ihre eigenen Gemächer zurück.

„Marlinde, wie konnten Sie?!" rief Frank unmutig. „Habe ich Ihnen nicht ausdrücklich gesagt, ich wünsche hier keine Besuche von Ihnen! In einer halben Stunde rätselt nun das ganze Haus über Sie!"

„Philister! Wenn's mir nichts macht, was macht's Ihnen? Ich bin eben doch gekommen! Habe Ihnen auch etwas mitgebracht." Sie nahm die Seidenpapierhülle von einem Strauß schmetterlingsbunter Orchideen.

Frank schüttelte in komischer Verzweiflung den Kopf. „Holde Törin, würde unsere gute Exzellenz gesagt haben! Die müssen nun in meinem Waschkrug stehen — diese feinen Aristokratinnen! Gehört das wohl zusammen?"

„Nein, Frank — es soll Ihnen den Gegensatz klarmachen!"

Aus den phantastischen weißen, gelben und buntgetiegerten Blüten verbreitete sich ein tropischer Vanilleduft über das Zimmer und vermischte sich seltsam genug mit dem Geruch alter, verbrauchter Möbel, sowie mit den Seifen- und Laugendünsten, die aus Frau Kulenkamps Küche hereindrangen. Wie eine zauberhafte Erscheinung stand der Strauß anmutvoll auf der fleckigen, verschossenen Tischdecke. Frank blickte verloren in Träumerei auf die Blumen nieder, dann gingen seine Blicke zu Marlinde, die nicht minder unwahrscheinlich in dieser Umgebung wirkte.

„Ja — das ist wohl schön," sagte der junge Mann mit einer weichen Stimme, und es blieb zweifelhaft, ob er die Orchideen oder Marlinde meinte.

„Sie sind ein Narr, Frank. Das habe ich Ihnen schon immer gesagt, und ich werde es Ihnen wiederholen, so oft ich Sie sehe!"

„Wahrscheinlich bin ich ein Narr —" gab Frank zu. „Aber was kann ich tun, wenn mir meine Narrheit ein Lebensbedürfnis ist? — Sie kommen auch noch zu mir, an das andere Ufer!"

Digitized by Google

Marlinde lachte klingend.

„Wissen Sie noch, als wir zusammen bei der Heilsarmee waren und Sie selbst Ihr Leben eine ekelhafte Farce nannten? Und Sie waren böse und höhnten mich!"

„Ja — damals —"

Sie saß in ihrem weißen, duftigen Kleide auf dem abscheulichen Sofa.

„— Sie sind eingeschlossen in Ihrer mystischen Welt, Frank, und sehen nicht, daß andere Menschen leiden ... Auch wenn man keine Lumpen trägt ... Warum haben Sie mich allein gelassen?" so klagte sie mit dunkler Stimme.

„Marlinde ..."

„Ich habe keinen, der mich lieb hat, keinen —"

Sie nahm seine Hand, legte ihre Wange dagegen und weinte, er fühlte ihre Tränen feucht an seinen Fingern niederrinnen.

„Kind — Kind! — Ich habe dich ja doch lieb! Du weißt es auch. Oder nicht?"

Er beugte sich über sie, blickte tief hinein in ihre goldglänzenden Augen und trat, plötzlich heftig seine Hand aus ihrer Haft befreiend, von ihr fort.

„Ich will nicht dein Geliebter sein!" flüsterte er schroff. „Du weißt es, warum also bist du hierher gekommen?"

Sie sah ihn nur unverwandt an, ihre Brust wogte unter ihren Atemzügen, ihre roten Lippen glänzten feucht.

Frank packte ihren Arm und schüttelte ihn zornig. Die Frau streifte ihn mit schnellem schrägen Blick und senkte die Lider tief, daß die goldenen Wimpern über den bläulichen Schatten auf der Wange zitterten.

„Bist du noch immer der Toten verbunden?" fragte sie leise, atemlos.

„Nicht der Toten, sondern dem ewig Lebendigen!"

Sie zog die Schultern langsam in die Höhe und legte den Kopf weit zurück. Ihre Augen waren geschlossen, auf ihrem blassen Gesicht lag Schmerz und Sehnsucht.

„Marlinde —" bat Frank, „fühlst du nicht, daß ich dir von meinem Besten gebe, wenn ich dich Schwester nenne? Schöne — Liebe! Könnte ich dich doch ganz zur Schwester gewinnen! Dich teilnehmen lassen an meinem geheimsten Glück! Dich führen dürfen — dorthin, wo deine arme, gepeinigte Seele so friedvoll ruhen würde!"

Sie öffnete langsam die Augen, blickte ihn an, wie er vor ihr stand, mit leuchtender Stirne.

‚Ich liebe ihn — ich liebe ihn,' jauchzte es in ihr, und sie rief beglückt: „Ja, Frank, ich will! Versuche es mit mir! Ich will alles, was du willst, — dir dienen! Lehre mich deine Schwester werden!"

Sie reichte ihm beide Hände.

„Willst du wirklich?" fragte er noch zweifelnd unter dem jähen Umschlag ihrer Stimmung. „Ich werde harte Anforderungen an dich stellen!"

„Alle Griseldis-Prüfungen will ich leiden," klang ihre Stimme schmelzend, und als sei ihr Geist entrückt. „Auf nackten Füßen über glühende Kohlen gehen ... Wonne ... Wonne ..."

„Marlinde halt ein, bitte — jetzt wirst du hysterisch! Aber du sollst gesund werden. Hörst du?"

Er war doch bewegt bis zu Tränen von allem, was ihn in dieser kurzen Zeitspanne durchstürmte. Er hätte vor ihr niederknien und ihr die Hände küssen und sie anflehen mögen, tapfer zu sein, und eine mal — einmal auszuharren!

„Ich werde dich begleiten, Marlinde," sagte er leise, mit schwankender Stimme. „Hier können wir nicht weiterreden. Hörst du?"

Nun hörte auch sie ein Geräusch an der Tür, ein leises Scharren von Füßen.

„Jemand horcht," sagte Frank. Er öffnete und faßte den jungen Kulenkamp.

„Komm herein, mein Junge, wenn dich unser Gespräch interessiert. Komm, setz' dich hierher, da kannst du besser hören und brauchst dich nicht zu bücken!" Er drückte den bestürzten Bengel auf einen Stuhl neben der Tür und griff nach seinem Hut. Auch Marlinde nahm Handschuhe und Sonnenschirm. Einen Augenblick stand sie vor dem kleinen Kerl, der nicht wußte, ob er grinsen, oder laut heraus heulen sollte.

„Du bist schon ein Früchtchen," sagte die schöne Frau zu ihm, und er senkte beschämt den kurzgeschorenen Kopf tief auf die Brust und wurde dunkelrot.

„Ach du, Frank!" rief Marlinde mit einer leichten schwingenden Stimme. „Ich vergaß ja, warum ich hauptsächlich zu dir gekommen bin! Willst du morgen abend mit uns essen? Und deine Mutter auch?

Digitized by Google

Claus Gattern ist wieder im Land und möchte dich sehen! Ich versprach ihm, das Wundertier zur Stelle zu schaffen!"

„Deshalb kamst du?" fragte Frank enttäuscht auf der Treppe.

⁂ ⁂ ⁂

Schützer dieser Seele, die unruhig taumelnd jeder Sensation entgegenflog . . .

Frank wußte wohl, warum er sich in den letzten Jahren von Marlinde Gröna ferngehalten hatte . . . Stellte er sich eine Ehe mit ihr vor, dann hatte er ein sonderbares schwindliges Gefühl, als verliere er den Boden unter den Füßen und schwebe haltlos im Luftraum. ‚Warum klammert sie sich nur gerade an mich? Weil sie die Abwehr in mir fühlt,' dachte er dann wieder in nüchterner Beurteilung. Der Blick kam in seine Erinnerung, mit der die sterbende Exzellenz sie beide angeschaut hatte. Die Andeutungen des alten Mannes waren wie ein Herzensvermächtnis gewesen, das er in Franks junge starke Hände niederlegte. — ‚Liebt sie mich doch vielleicht? Könnte ihr aus der Liebe eine Kraft der Umwandlung wachsen? Wußte der alte sterbende Mann von solchem echten Gefühl unter Marlindes schillernder Außenseite?' Die Sehnsucht war ja auch in ihm. An manchem Tage fühlte Frank sie wie eine Krankheit, wie eine geistige und körperliche Erschlaffung in süßen Träumereien. — Diese letzten Jahre waren nicht leicht für ihn gewesen. Nicht leicht das Vorübergehen an all der Lust, der Schönheit, die von der strahlenden Stadt ihm auf Schritt und Tritt entgegengehalten wurde. Es gehörte dazu die ganze zähe Willenskraft, die er von seiner Mutter geerbt hatte.

Aber nun kam das Schwerste.

Er war nicht einen Augenblick im Zweifel, daß es hier kein Ausweichen mehr gab, daß gerade nur dieses Eine und nichts anderes jetzt von ihm gefordert werde.

Durch die lauten, menschenvollen Berliner Straßen ging er Marlindes Wohnung entgegen. Seine Seele schloß sich innerlich ab von der bunten Bilderwelt, zog gleichsam die Vorhänge zu vor dem äußeren Leben, löste sich aus allen intellektuellen, vernünftigen Erwägungen. Sie dachte nicht mehr — sie wollte nicht mehr — sie blieb allein, wie auf weiter einsamer Bergeshalde mit Dem, an dessen Nachfolge sie sich einmal und für immer aus freiem Willen gebunden hatte. Und sie lauschte. Sie hielt ihr Inneres wie einen leeren geöffneten Kelch dem göttlichen Inhalt entgegen.

Diese Seele war so vibrierend von Erfahrungen, daß sie bereits ein Vorgefühl dafür besaß, wann die Stimme ihres Herrn und Meisters kommen und zu ihr reden würden und wann sie sich in stummer Entsagung wieder schließen und warten und demütig dienen mußte, bis die Stunde der Erfüllung nahte.

Aber dann gab es Augenblicke so leuchtender Klarheit, daß all dies Dienen nur wie eine armselige Vorbereitung erschien und jedes Opfer weniger war als eine Selbstverständlichkeit. Gewißheiten stiegen empor aus der Tiefe dieser mit Gott verbrachten Einsamkeiten, die er empfand wie das zarteste Glück und die ihn zugleich mit einem Wagemut durchströmten, daß er vor dem Unmöglichsten nicht zurückgeschreckt wäre.

Als er nach Mitternacht an der Seite von Claus Gattern aus Marlindes Wohnung wieder auf die Straße hinaustrat, fragte er sich verwirrt, warum er eigentlich gekommen sei? Es hatte dort oben viel Blumen, viel Kristall und Silber gegeben, erlesene Speisen, französischen Sekt und starke Zigaretten — alles, wie Marlinde es liebte. Seine Mutter hatte abgesagt. Marlinde tanzte vor ihnen auf dem Teppich einen neuen Tanz, erklärte, sie werde morgen in das Jugendheim eintreten, das Frank ihr vorgeschlagen habe, und zeigte viele Meter schwarzen Serge, den sie sich zu den Kleidern für ihr neues Leben gekauft habe. Aber sie trug heute noch sehr durchsichtige, sehr zaubervoll schimmernde und fließende Stoffe. Und am Ende bekam sie einen Weinkrampf — Jette von Cluny mußte die jungen Leute eilig fortschicken. Sie hörten des unglücklichen Weibes langgezogene hysterische Schreie noch draußen auf der Treppe.

„Was soll dies eigentlich?" fragte Claus seinen Vetter, während er sich eine neue Zigarette anzündete. „Handelt es sich um eine Bekehrung? Oder um Schulden? Oder . . . augenscheinlich liebt sie dich?"

„Ich weiß es nicht," antwortete Frank

Digitized by Google

traurig. „Alles nimmt bei ihr so außergewöhnliche Formen an . . .“

„Na — das finde ich nun nicht,“ bemerkte Claus trocken. „Ich wüßte schon einen Weg, unsere Freundin zur Vernunft zu bringen. Aber der ist für dich wohl nicht gangbar. Ich höre ja, daß du in den Orden des heiligen Franziskus von der freiwilligen Armut eingetreten bist. Nun — das ist deine Sache, über den Geschmack läßt sich nicht streiten . . . Sollst ja auch schon mächtige Erfolge aufzuweisen haben. Die Fürstin Draxenberg hat mir erzählt, daß die gefährlichsten Einbrecher unter deinem Einfluß zu nützlichen Bürgern werden . . .“

„Unsinn,“ knurrte Frank, „ich kenne die Fürstin gar nicht.“

„Du siehst, wie weite Kreise dein Ruhm schon zieht!“

„Laß den Hohn, Claus,“ bat Frank. „Ich bin nach diesem niederschmetternden Abend wirklich nicht in der Stimmung . . .“

„Ich höhne keineswegs, sondern meine es einfach gut mit dir. So ein bißchen Mahadö spielen hat ja seinen Reiz — und Marlinde ist und bleibt nun mal ein famoses Weib. Aber Frank . . . Grenzen einhalten . . . Nicht in die Familie —“

Frank blickte den jungen Diplomaten an seiner Seite mit seinen ernsten, ehrlichen Augen an, während der ihm unter dem elektrischen Licht und dem Gedränge der vorübereilenden Nachtschwärmer diese Ratschläge gab. Er lächelte beinahe kindlich erstaunt. „Marlinde würde sich hüten, einen Mann wie mich heiraten zu wollen,“ sagte er fast heiter. „Ich habe ihr auch keinerlei Zweifel über die Tatsache gelassen, daß Driebenow und alles Vermögen, was ich von meinen Eltern zu erwarten habe, nur für mein Lebenswerk da sein wird.“

„So — hast du ihr das gesagt? Weißt du nicht, daß sie wieder entsetzlich verschuldet ist?“

„Ich fürchtete so etwas. Ich will mich auch darum kümmern und versuchen, noch einmal Ordnung in ihre Angelegenheiten zu bringen.“

„Ach, Frank —. Na schön. Wenn du meine Hilfe brauchst — mein Portemonnaie steht dir zu Gebote. Du weißt, ich habe von Tante Georgiana geerbt und bin bei Kasse — protze gern mit diesem angenehmen Zustand.“

„Danke, Claus. Ich hoffe, es soll auch so gehen. Aber es ist freundlich von dir gedacht. Sehe ich dich vor der geplanten Weltreise noch einmal?“

Claus stand zögernd an der Haltestelle der Tram vor seinem Vetter. Es schien, als habe er ihn noch vieles zu fragen. Frank wollte heim. Es hatte wenig Sinn, sich von ihm ausforschen zu lassen. Claus würde seine Beweggründe niemals verstehen. Er fragte auch jetzt wieder etwas taktlos brüsk: „Also, du hast dich wahrhaftig dem freiwilligen Zölibat ergeben?“

„Claus — dort kommt meine Tram. Über diese Frage reden wir ein anderes Mal!“

„Gut — wenn ich von Japan zurück bin! Auf Wiedersehen!“ —

Frank wendete viel Zeit und Mühe auf, ein Abkommen mit Marlindes ungeduldigen Gläubigern zu treffen. Man kam ihm, dem Sohn des Großgrundbesitzers und der berühmten Bühnenkünstlerin sehr höflich entgegen — er glaubte auf gutem Wege zu sein. Marlinde sollte vom ersten Februar an als freiwillige Helferin in einem Jugendheim arbeiten. Am Dritten des Monats telephonierte die Vorsteherin an Frank, die Dame sei nicht erschienen. Frank klingelte bei Marlinde an und erhielt keine Antwort. Nach einer Stunde noch einmal. Jette Clunys Stimme klang zitternd und verstört, während sie ihn bat, sofort zu kommen . . . Nein — krank sei Marlinde nicht . . .

Er hatte noch zwei Briefe zu adressieren. Gedankenlos, ohne den Mut zur Eile zu finden, starrte er auf die grauen Kuverts nieder. Er fühlte: ‚So war mir zumute — damals — als wir Else suchten . . . Ganz hoffnungslos . . . Irgend etwas ist geschehen — ich habe sie verloren . . .‘

. Um zehn Uhr, dicht vor Schluß des Hauses, klang die Flurglocke bei Elena. Sie fuhr zusammen und dachte dann: ‚Es wird Frank sein.‘ Er kam zuweilen noch auf einen Sprung des Abends, aber selten so spät. Sie hörte seine Stimme nach ihr fragen. Er trat ein.

„Kann ich vielleicht bei dir übernachten?“

„Gewiß — du weißt, dein Zimmer ist

Digitized by Google

immer bereit. Frank — wie siehst du aus?"

Er lehnte den Kopf müde auf ihre Schulter.

„Marlinde?"

Er machte eine bejahende Bewegung. „Sie ist mit Claus abgereist!"

„Ah —! — — Sonderbar — ich habe eine Ahnung gehabt, als ob etwas zwischen den beiden vorging. Trotzdem sie so sehr an dir zu hängen schien —"

„Man kommt sich doch vor, wie ein recht lächerlicher Esel," murmelte Frank melancholisch.

Elena biß die Zähne in die Lippen, um nicht ein Wort zu sagen, das Gift in seinen Kummer träufeln konnte. Sie war ja glücklich, daß er zu ihr kam.

„Hat sie dir geschrieben?"

„Keine Zeile. Ich war bei Jette Cluny. Fand den armen Wurm mit seinen Krücken allein in der zerstörten Wohnung. Und keine Art von Vorsorge für die Hilflose! Ich telegraphierte noch für Jette, damit der Schwager sie abholt."

„An Gattern wird Marlinde ihren Meister finden," sagte Elena nachdenklich. „Er ist kalt und im Grunde brutal — danach verlangte wohl ihre Natur."

„Was weiß man?" murmelte Frank. „Vielleicht waren es nur die neuen Kleider, die sie zogen? Ach — sobald sie ihn in seiner Karriere stört, wie rücksichtslos wird er sie über Bord werfen . . . — Mutter, ich habe bis heut nicht gewußt, wie lieb ich sie hatte!" Er drückte die Hand vor die Augen und saß lange still.

⁂ ⁂ ⁂

Über den Tag kehrte Frank wieder zu seiner Arbeit zurück. In den Nächten mußte er die Nähe eines ihm herzlich verbundenen Wesens fühlen — oft war es ihm ein Trost, nur den Schritt seiner Mutter auf dem Flur vor seiner Tür zu hören oder die Glockentöne ihrer Stimme, die, wenn sie memorierte, durch die Wände zu ihm drangen. Alle Freistunden brachte er bei ihr zu und suchte ihre Gesellschaft in einer anschmiegenden, kindlichen Weichheit, die Elena unendlich rührte.

„Schwach bin ich — erbärmlich schwach," gestand er ihr. „Es ist, als ob das ganze Gerüst, das mein Leben trug, noch einmal zusammengebrochen wäre, als wären alle Stützen gespalten. Nichts ist mehr los mit dem ganzen Kerl! — —

„Am schlimmsten ist mir zumute, wenn ich in unserm Klub mit den Jungen zusammen bin. Da kommt mir jedes Wort, was ich ihnen sage, direkt wie eine Lüge vor! Ich getraue mich nicht mehr den Mund aufzutun. — Ja, so ist's, Mutting. Am liebsten gäbe ich die ganze Geschichte auf, verkröche mich irgendwo . . . Die Katholiken haben's doch gut mit ihren Klöstern. Aber es gibt ja auch einsame Hütten im Gebirge — oder ein Fischerhaus an der See, wo ein unnütz gewordener Mensch seine Tage hinbringen könnte . . ."

„— Du hattest Unmögliches unternommen," sagte ihm Elena. „Marlinde Gröna war mit all ihrer buntschillernden Launenhaftigkeit doch ein fertiger Mensch. Denk an das Goethe-Wort: ‚So mußt du sein, dir kannst du nicht entfliehen. So sagten schon Sibyllen, so Propheten . . .!' — Obschon man sich ja Sibyllen und Propheten nicht gerade mit dem Schicksal der holden Törin beschäftigt vorstellen mag und zu ihrem Leben mir die andere Strophe der Urworte passen würde: ‚Es ist ein Tand und wird so durchgetandelt — —'

„Sie trägt die Form der Hoheit in ihrem schönen Körper über die Erde, und es ist doch nur die äußere Form, die Geste . . . Das ist ihr tragisches Schicksal."

„Mutter, sprich nicht so," fuhr Frank heftig auf. „Kann ich nicht mehr an die Kraft der Umwandlung glauben, ja wozu arbeite ich dann? Mit dem Goethe-Wort, mit dem du mich trösten möchtest, fällt all mein Wollen in sich selbst zusammen."

„Gott tut nichts an den Menschen gegen die Natur, die er ihnen vor Anbeginn der Zeiten bestimmt hat. Du wirst nur die führen können, deren Dämon dem deinen entgegenkommt!"

„Ich meinte doch so kraftvoll den Willen Gottes in mir zu spüren," sagte Frank mit einer von Leidenschaft und Schwermut belasteten Stimme, „und was meint Goethe anders mit dem ‚Dämon' als den Willen Gottes im Menschen? Marlinde Gröna war mir wie ein Symbol der Macht, die ich besiegen mußte, um unüberwindlich zu werden . . . Sieh — wenn ich da oben im Norden — in der grauen, schrecklichen Stadt, die ihr nicht kennt, die Kinder gesehen habe,

Digitized by Google

ihr freudloses Leben und daß sie so früh verderben — wie haben mich die Kinder erbarmt. Sie sind so hilflos — — es braucht eine so starke, geduldige Liebe, um bis zum Kern des Übels vorzudringen. Oft fühlte ich das wie einen Brand von weißglühendem Eisen in der Brust! Und ich sah doch, daß man auf sie wirken konnte. Ich sah doch, wie sie sich auftaten — die lieben, bösen Jungen, wenn man sich herzlich in ihre Nöte vertiefte, wie sie Vertrauen faßten und sich auch leiten ließen — wenigstens schien es mir so ... Ich habe mich geirrt — sicher habe ich mich geirrt. Ein Werkzeug bin ich, das Gott verworfen hat — das nichts taugte — viel zu schwach war ...“

Die Mutter schwieg. Auch durch dieses Tal der Demütigung mußte er wandern. Sie spürte schon Befreiung für ihn, ahnte offene Tore ... Aber sie durfte das nicht verraten. Noch lange Zeit nicht.

Wieder stand Frank oft und oft des Nachts auf seinem kleinen Balkon, schaute zwischen den zwei Wächterkiefern hindurch zum finstern Himmel und suchte Gott, der sich ihm verbarg. Fremd — unverständlich war der ewige Vater ihm geworden, dessen segenschwerer Mantel doch so lange Zeit Dach und Schutz über seinem Haupte gebildet, in dessen Hut er sich unverwundbar gefühlt hatte.

‚Warum macht er mich mir zum Narren?‘ dachte Frank erbittert. ‚Wollte ich anderes, als ihm dienen? Warum zerstört er die heiße Inbrunst meiner Seele, mit der ich ihm Tempel in anderen Seelen bauen wollte? Warum verwirft er mich, nachdem er mich doch gerufen?‘

Frank erinnerte sich, daß er es vermieden hatte, viel mit Marlinde allein zu sein. Er zieh sich nun erbärmlicher Feigheit, verdammte jede Vorsicht, jedes Warten auf die Macht des Beispiels, auf die sanfte Gewalt einer stillen brüderlichen Freundschaft, die ihn zart und allmählich Gott nahezuführen hoffte ... ‚In Glut und Feuer hätte ich ihr den Geist der Wahrheit und des Lebens aufdrängen müssen‘ — sprach er nun zu sich; ‚geängstet hätte sie werden müssen mit allen Schrecken der Vernichtung, die ihrer wartete ...

— Ach, ich war nicht die lodernde Flamme des Herrn. Ich wollte mit Menschenklugheit vorgehen, und daran bin ich gescheitert ...

Und wollte ich sie nicht am Ende doch für mich gewinnen? —‘

Alle Hoffnung auf ein großes und kraftvolles Wirken entsank langsam seinen mutlos geöffneten Händen.

Und sehnsuchtsvoller, schmerzenssehnender stieg in seinem Herzen das Verlangen auf, alles hinzugeben, auszuschütten vor dem Höchsten auch den letzten Ehrgeiz — abzutun jeden Wunsch und Willen, nur um ihn selbst wieder zu finden und die Süßigkeit der Vereinigung, die er so oft genossen und die ihm nun strenge versagt blieb. Es zog ihn mit zauberischem Locken zu einer wandellosen Einsamkeit, da er sich wieder einhüllen konnte in einen Zipfel von dem Mantel Gottes, der ihm entglitten war, da er wieder versinken durfte in die Träume ewiger Dinge, aus denen ihm, wenn er allein und abgeschieden sich ihnen hingab, leuchtende Erkenntnisse aufsteigen würden wie Feuergarben aus tiefen Dunkelheiten. Würde Gott ihn dort, nach dem letzten Verzicht auf alles, was seiner Jugend beglückend dünkte, nicht wieder heimsuchen mit dem unnennbaren Gefühl seiner innigsten Gegenwart? Und was galt denn alles, auch das Heiligste und Höchste, das die Welt zu bieten hatte, gegen solche Gewißheit?

Elena sah das Traumverlorene in ihres Sohnes grauen Augen, in denen es lag wie das Dämmern heißer Sommerabende, wo man müde geworden ist von der Glut des Tages. Sie fühlte, wie er sich einhüllte in Nebelschleier, die ihn wieder sachte von ihr entfernten, sie ahnte sein Entgleiten in dunkle Tiefen, die sie für ihn fürchtete. Und sie wußte, daß sie handeln mußte.

Mit einer Sicherheit, die ihr früher nie zu Gebote gestanden, wenn der Theaterekel sie überfiel, löste sie ihre Beziehungen zur Bühne. Sie hatte die Menschen berauscht und erhoben; länger denn zwanzig Jahre hatte sie an den tragischen Masken und Symbolen ihres Zeitalters mitgeformt. Sie hatte die aus tiefen Wunden blutende Seele der modernen Frau, ihre eigene Seele, zahllose Male der erschütterten Menge entgegengehalten. Sie hatte sich mit dem Taumelkelch des Erfolges, mit seinem leichten Schaum und seinen zerfres-

Digitized by Google

senden, glühenden Essenzen vergiftet bis ins innerste Mark, und wußte, daß nur aus Fiebern üppigster Narkosen der Genius ihrer Kunst erzeugt und immer wieder geboren werden konnte. Sie war müde jener Welt des ewigen Betruges, durch den gar zu selten die weiße Flamme einer starken Wahrheit siegreich emporstieg. Solange hatte sie sich der Masse hingegeben — nun verlangte sie nur noch danach, in Demut dem einen zu dienen, in dem sie das eigene Wesen stärker und gereinigter, und doch im Kern, im Wollen dasselbe, neu, fremd und tief vertraut erblühen sah: dem Sohne.

Mit ihrem Beruf gab sie sich selbst in ihrer Eigenart auf: Die Elena Schneider, die die Welt gekannt, geliebt, bewundert hatte, zerstörte sie aus eigenem Willen, lange, ehe das Alter unerbittlich das Werk vollbringen würde. Und sie tat es mit innerlichster Lust der Liebe. Sie wollte bereit für ihn sein in jedem Sinne. Auch war sie überzeugt, Frank würde das Opfer mit der Selbstverständlichkeit entgegennehmen, mit der jeder Mann zu jeder Zeit der menschlichen Geschichte das Opfer der Frau entgegengenommen hat, das ihm zu seinem Werk notwendig war.

Elena hatte während des letzten Jahres hin und wieder Briefe mit Herrn von Welzien gewechselt, in denen der Vater sich nach Franks Entwicklung erkundigte, in denen die Mutter versuchte, ihm ein ernsteres Verständnis für des Sohnes Eigenart zu öffnen. Sie spürte dem alternden Gutsherrn die schmerzliche Enttäuschung an und die Trübsal der Einsamkeit. Er tat ihr leid — ganz einfach leid, wie ein fremder Mensch ihr leid getan haben würde, der sich um seine Hoffnungen betrogen sah und ihr seinen Kummer klagte. Sie bat ihn, zu einer Unterredung nach Berlin zu kommen, von der Frank vorläufig nichts erfahren solle.

Bei dieser Zusammenkunft sprachen sie nicht über die Seele des Negers. Hier war Elena nicht die anmutige Wirtin am Teetisch, die mit vornehmer Lässigkeit umgeht, was ihr nicht genehm ist. Herr von Welzien lernte die überlegene Frau kennen, die gehärtet wurde im Kampf mit der gefährlichsten der Welten.

— Was die junge, aus entweihter Häuslichkeit Flüchtende sich einst hatte aus den Händen nehmen lassen, das Vermögen ihres Vaters — das forderte die Gereifte, Unabhängige nun zurück. Nicht für sich, sondern für ihren Sohn. Sie wagte es zu fordern, weil sie längst gesehen hatte, daß hier der Punkt war, über den der Edelmann mit seinem Gewissen nicht hinwegkam. Der Treubruch schien ihm noch heut entschuldbar, der Wortbruch blieb ihm nach wie vor fatal.

Als Elena ihren einstigen Gatten verließ, hatte Welzien die Empfindung, es lasse sich gut mit der Frau reden, es sei eine wohlmeinende Frau, die ihm ein überraschendes Verständnis bezeigt habe, und wenn es ihr gelungen war, sein Leben auf eine ganz neue Basis zu stellen, so sei das eigentlich genau das, was er selbst schon beabsichtigte, wozu er jedoch wahrscheinlich noch lange nicht den Entschluß gefaßt haben würde. Mochte der Junge sich auf Driebenow an seinen philanthropischen Versuchen die Zähne ausbeißen — ihm sollte es recht sein. Sich nicht mehr abschuften zu dürfen — in Berlin oder anderswo mit einer bequemen Rente das Dasein noch ein wenig zu genießen, schien ihm gar nicht unangenehm.

Erst als die Presse die Abschiedsvorstellung von Elena Schneider ankündigte, erfuhr Frank von der unwiderruflichen Absicht seiner Mutter.

Sie bestätigte ihm gelassen die Mitteilung der Blätter. In derselben Stunde sagte sie Frank ihre Pläne für die Zukunft. Ein bis zwei Jahre lang wollte sie lernen. In Gesellschaft des Sohnes wollte sie die Anstalten und Einrichtungen besuchen, die nicht nur Deutschland, sondern auch England und besonders Amerika auf dem Gebiet der Jugendfürsorge geschaffen haben. Dann würde der Vater ihm Driebenow übergeben ...

„Und ich kann dich in die Heimat zurückführen?“ rief Frank begeistert. „O Mutting — wie wird das schön! Wie hast du das bei Papa erreicht?“

„Ich habe noch mehr erreicht,“ sagte Elena, und ein glückliches Lächeln durchglänzte ihre Augen. „Höre, Frank, auf Driebenow wollen wir beide das Heim für gefährdete Kinder gründen, wie deine Träume es sahen. Hier sollen sie nicht von rohen Zuchtmeistern gehütet, sondern als ein wertvolles Menschenmaterial von kultivierten Männern und Frauen zur Selbst-

Digitized by Google

Am Meßberg in Hamburg im Jahre 1663. Gemälde von Elias Gallee
(Im Besitz des Museums für Kunst und Kunstgewerbe zu Hamburg)

Digitized by Google

immer bereit. Frank — wie siehst du aus?"

Er lehnte den Kopf müde auf ihre Schulter.

„Marlinde?"

Er machte eine bejahende Bewegung. „Sie ist mit Claus abgereist!"

„Ah —! — — Sonderbar — ich habe eine Ahnung gehabt, als ob etwas zwischen den beiden vorging. Trotzdem sie so sehr an dir zu hängen schien —"

„Man kommt sich doch vor, wie ein recht lächerlicher Esel," murmelte Frank melancholisch.

Elena biß die Zähne in die Lippen, um nicht ein Wort zu sagen, das Gift in seinen Kummer träufeln konnte. Sie war ja glücklich, daß er zu ihr kam.

„Hat sie dir geschrieben?"

„Keine Zeile. Ich war bei Jette Cluny. Fand den armen Wurm mit seinen Krücken allein in der zerstörten Wohnung. Und keine Art von Vorsorge für die Hilflose! Ich telegraphierte noch für Jette, damit der Schwager sie abholt."

„An Gattern wird Marlinde ihren Meister finden," sagte Elena nachdenklich. „Er ist kalt und im Grunde brutal — danach verlangte wohl ihre Natur."

„Was weiß man?" murmelte Frank. „Vielleicht waren es nur die neuen Kleider, die sie zogen? Ach — sobald sie ihn in seiner Karriere stört, wie rücksichtslos wird er sie über Bord werfen ... — Mutter, ich habe bis heut nicht gewußt, wie lieb ich sie hatte!" Er drückte die Hand vor die Augen und saß lange still.

⁂ ⁂ ⁂

Über den Tag kehrte Frank wieder zu seiner Arbeit zurück. In den Nächten mußte er die Nähe eines ihm herzlich verbundenen Wesens fühlen — oft war es ihm ein Trost, nur den Schritt seiner Mutter auf dem Flur vor seiner Tür zu hören oder die Glockentöne ihrer Stimme, die, wenn sie memorierte, durch die Wände zu ihm drangen. Alle Freistunden brachte er bei ihr zu und suchte ihre Gesellschaft in einer anschmiegenden, kindlichen Weichheit, die Elena unendlich rührte.

„Schwach bin ich — erbärmlich schwach," gestand er ihr. „Es ist, als ob das ganze Gerüst, das mein Leben trug, noch einmal zusammengebrochen wäre, als wären alle Stützen gespalten. Nichts ist mehr los mit dem ganzen Kerl! — —

„Am schlimmsten ist mir zumute, wenn ich in unserm Klub mit den Jungen zusammen bin. Da kommt mir jedes Wort, was ich ihnen sage, direkt wie eine Lüge vor! Ich getraue mich nicht mehr den Mund aufzutun. — Ja, so ist's, Mutting. Am liebsten gäbe ich die ganze Geschichte auf, verkröche mich irgendwo ... Die Katholiken haben's doch gut mit ihren Klöstern. Aber es gibt ja auch einsame Hütten im Gebirge — oder ein Fischerhaus an der See, wo ein unnütz gewordener Mensch seine Tage hinbringen könnte ..."

„— Du hattest Unmögliches unternommen," sagte ihm Elena. „Marlinde Gröna war mit all ihrer buntschillernden Launenhaftigkeit doch ein fertiger Mensch. Denk an das Goethe-Wort: ‚So mußt du sein, dir kannst du nicht entfliehen. So sagten schon Sibyllen, so Propheten ...!' — Obschon man sich ja Sibyllen und Propheten nicht gerade mit dem Schicksal der holden Törin beschäftigt vorstellen mag und zu ihrem Leben mir die andere Strophe der Urworte passen würde: ‚Es ist ein Tand und wird so durchgetandelt — —'

„Sie trägt die Form der Hoheit in ihrem schönen Körper über die Erde, und es ist doch nur die äußere Form, die Geste ... Das ist ihr tragisches Schicksal."

„Mutter, sprich nicht so," fuhr Frank heftig auf. „Kann ich nicht mehr an die Kraft der Umwandlung glauben, ja wozu arbeite ich dann? Mit dem Goethe-Wort, mit dem du mich trösten möchtest, fällt all mein Wollen in sich selbst zusammen."

„Gott tut nichts an den Menschen gegen die Natur, die er ihnen vor Anbeginn der Zeiten bestimmt hat. Du wirst nur die führen können, deren Dämon dem deinen entgegenkommt!"

„Ich meinte doch so kraftvoll den Willen Gottes in mir zu spüren," sagte Frank mit einer von Leidenschaft und Schwermut belasteten Stimme, „und was meint Goethe anders mit dem ‚Dämon' als den Willen Gottes im Menschen? Marlinde Gröna war mir wie ein Symbol der Macht, die ich besiegen mußte, um unüberwindlich zu werden ... Sieh — wenn ich da oben im Norden — in der grauen, schrecklichen Stadt, die ihr nicht kennt, die Kinder gesehen habe,

Digitized by Google

ihr freudloses Leben und daß sie so früh verderben — wie haben mich die Kinder erbarmt. Sie sind so hilflos — — es braucht eine so starke, geduldige Liebe, um bis zum Kern des Übels vorzudringen. Oft fühlte ich das wie einen Brand von weißglühendem Eisen in der Brust! Und ich sah doch, daß man auf sie wirken konnte. Ich sah doch, wie sie sich auftaten — die lieben, bösen Jungen, wenn man sich herzlich in ihre Nöte vertiefte, wie sie Vertrauen faßten und sich auch leiten ließen — wenigstens schien es mir so ... Ich habe mich geirrt — sicher habe ich mich geirrt. Ein Werkzeug bin ich, das Gott verworfen hat — das nichts taugte — viel zu schwach war ..."

Die Mutter schwieg. Auch durch dieses Tal der Demütigung mußte er wandern. Sie spürte schon Befreiung für ihn, ahnte offene Tore ... Aber sie durfte das nicht verraten. Noch lange Zeit nicht.

Wieder stand Frank oft und oft des Nachts auf seinem kleinen Balkon, schaute zwischen den zwei Wächterkiefern hindurch zum finstern Himmel und suchte Gott, der sich ihm verbarg. Fremd — unverständlich war der ewige Vater ihm geworden, dessen segenschwerer Mantel doch so lange Zeit Dach und Schutz über seinem Haupte gebildet, in dessen Hut er sich unverwundbar gefühlt hatte.

‚Warum macht er mich mir zum Narren?' dachte Frank erbittert. ‚Wollte ich anderes, als ihm dienen? Warum zerstört er die heiße Inbrunst meiner Seele, mit der ich ihm Tempel in anderen Seelen bauen wollte? Warum verwirft er mich, nachdem er mich doch gerufen?'

Frank erinnerte sich, daß er es vermieden hatte, viel mit Marlinde allein zu sein. Er zieh sich nun erbärmlicher Feigheit, verdammte jede Vorsicht, jedes Warten auf die Macht des Beispiels, auf die sanfte Gewalt einer stillen brüderlichen Freundschaft, die ihn zart und allmählich Gott nahezuführen hoffte ... ‚In Glut und Feuer hätte ich ihr den Geist der Wahrheit und des Lebens aufdrängen müssen' — sprach er nun zu sich; ‚geängstet hätte sie werden müssen mit allen Schrecken der Vernichtung, die ihrer wartete ...

— Ach, ich war nicht die lodernde Flamme des Herrn. Ich wollte mit Menschenklugheit vorgehen, und daran bin ich gescheitert ...

Und wollte ich sie nicht am Ende doch für mich gewinnen? —'

Alle Hoffnung auf ein großes und kraftvolles Wirken entsank langsam seinen mutlos geöffneten Händen.

Und sehnsuchtsvoller, schmerzenssehnender stieg in seinem Herzen das Verlangen auf, alles hinzugeben, auszuschütten vor dem Höchsten auch den letzten Ehrgeiz — abzutun jeden Wunsch und Willen, nur um ihn selbst wieder zu finden und die Süßigkeit der Vereinigung, die er so oft genossen und die ihm nun strenge versagt blieb. Es zog ihn mit zauberischem Locken zu einer wandellosen Einsamkeit, da er sich wieder einhüllen konnte in einen Zipfel von dem Mantel Gottes, der ihm entglitten war, da er wieder versinken durfte in die Träume ewiger Dinge, aus denen ihm, wenn er allein und abgeschieden sich ihnen hingab, leuchtende Erkenntnisse aufsteigen würden wie Feuergarben aus tiefen Dunkelheiten. Würde Gott ihn dort, nach dem letzten Verzicht auf alles, was seiner Jugend beglückend dünkte, nicht wieder heimsuchen mit dem unnennbaren Gefühl seiner innigsten Gegenwart? Und was galt denn alles, auch das Heiligste und Höchste, das die Welt zu bieten hatte, gegen solche Gewißheit?

Elena sah das Traumverlorene in ihres Sohnes grauen Augen, in denen es lag wie das Dämmern heißer Sommerabende, wo man müde geworden ist von der Glut des Tages. Sie fühlte, wie er sich einhüllte in Nebelschleier, die ihn wieder sachte von ihr entfernten, sie ahnte sein Entgleiten in dunkle Tiefen, die sie für ihn fürchtete. Und sie wußte, daß sie handeln mußte.

Mit einer Sicherheit, die ihr früher nie zu Gebote gestanden, wenn der Theaterekel sie überfiel, löste sie ihre Beziehungen zur Bühne. Sie hatte die Menschen berauscht und erhoben; länger denn zwanzig Jahre hatte sie an den tragischen Masken und Symbolen ihres Zeitalters mitgeformt. Sie hatte die aus tiefen Wunden blutende Seele der modernen Frau, ihre eigene Seele, zahllose Male der erschütterten Menge entgegengehalten. Sie hatte sich mit dem Taumelkelch des Erfolges, mit seinem leichten Schaum und seinen zerfres-

Digitized by Google

senden, glühenden Essenzen vergiftet bis ins innerste Mark, und wußte, daß nur aus Fiebern üppigster Narkosen der Genius ihrer Kunst erzeugt und immer wieder geboren werden konnte. Sie war müde jener Welt des ewigen Betruges, durch den gar zu selten die weiße Flamme einer starken Wahrheit siegreich emporstieg. Solange hatte sie sich der Masse hingegeben — nun verlangte sie nur noch danach, in Demut dem einen zu dienen, in dem sie das eigene Wesen stärker und gereinigter, und doch im Kern, im Wollen dasselbe, neu, fremd und tief vertraut erblühen sah: dem Sohne.

Mit ihrem Beruf gab sie sich selbst in ihrer Eigenart auf: Die Elena Schneider, die die Welt gekannt, geliebt, bewundert hatte, zerstörte sie aus eigenem Willen, lange, ehe das Alter unerbittlich das Werk vollbringen würde. Und sie tat es mit innerlichster Lust der Liebe. Sie wollte bereit für ihn sein in jedem Sinne. Auch war sie überzeugt, Frank würde das Opfer mit der Selbstverständlichkeit entgegennehmen, mit der jeder Mann zu jeder Zeit der menschlichen Geschichte das Opfer der Frau entgegengenommen hat, das ihm zu seinem Werk notwendig war.

Elena hatte während des letzten Jahres hin und wieder Briefe mit Herrn von Welzien gewechselt, in denen der Vater sich nach Franks Entwicklung erkundigte, in denen die Mutter versuchte, ihm ein ernsteres Verständnis für des Sohnes Eigenart zu öffnen. Sie spürte dem alternden Gutsherrn die schmerzliche Enttäuschung an und die Trübsal der Einsamkeit. Er tat ihr leid — ganz einfach leid, wie ein fremder Mensch ihr leid getan haben würde, der sich um seine Hoffnungen betrogen sah und ihr seinen Kummer klagte. Sie bat ihn, zu einer Unterredung nach Berlin zu kommen, von der Frank vorläufig nichts erfahren solle.

Bei dieser Zusammenkunft sprachen sie nicht über die Seele des Negers. Hier war Elena nicht die anmutige Wirtin am Teetisch, die mit vornehmer Lässigkeit umgeht, was ihr nicht genehm ist. Herr von Welzien lernte die überlegene Frau kennen, die gehärtet wurde im Kampf mit der gefährlichsten der Welten.

— Was die junge, aus entweihter Häuslichkeit Flüchtende sich einst hatte aus den Händen nehmen lassen, das Vermögen ihres Vaters — das forderte die Gereifte, Unabhängige nun zurück. Nicht für sich, sondern für ihren Sohn. Sie wagte es zu fordern, weil sie längst gesehen hatte, daß hier der Punkt war, über den der Edelmann mit seinem Gewissen nicht hinwegkam. Der Treubruch schien ihm noch heut entschuldbar, der Wortbruch blieb ihm nach wie vor fatal.

Als Elena ihren einstigen Gatten verließ, hatte Welzien die Empfindung, es lasse sich gut mit der Frau reden, es sei eine wohlmeinende Frau, die ihm ein überraschendes Verständnis bezeigt habe, und wenn es ihr gelungen war, sein Leben auf eine ganz neue Basis zu stellen, so sei das eigentlich genau das, was er selbst schon beabsichtigte, wozu er jedoch wahrscheinlich noch lange nicht den Entschluß gefaßt haben würde. Mochte der Junge sich auf Driebenow an seinen philanthropischen Versuchen die Zähne ausbeißen — ihm sollte es recht sein. Sich nicht mehr abschuften zu dürfen — in Berlin oder anderswo mit einer bequemen Rente das Dasein noch ein wenig zu genießen, schien ihm gar nicht unangenehm.

Erst als die Presse die Abschiedsvorstellung von Elena Schneider ankündigte, erfuhr Frank von der unwiderruflichen Absicht seiner Mutter.

Sie bestätigte ihm gelassen die Mitteilung der Blätter. In derselben Stunde sagte sie Frank ihre Pläne für die Zukunft. Ein bis zwei Jahre lang wollte sie lernen. In Gesellschaft des Sohnes wollte sie die Anstalten und Einrichtungen besuchen, die nicht nur Deutschland, sondern auch England und besonders Amerika auf dem Gebiet der Jugendfürsorge geschaffen haben. Dann würde der Vater ihm Driebenow übergeben ...

„Und ich kann dich in die Heimat zurückführen?“ rief Frank begeistert. „O Mutting — wie wird das schön! Wie hast du das bei Papa erreicht?“

„Ich habe noch mehr erreicht,“ sagte Elena, und ein glückliches Lächeln durchglänzte ihre Augen. „Höre, Frank, auf Driebenow wollen wir beide das Heim für gefährdete Kinder gründen, wie deine Träume es sahen. Hier sollen sie nicht von rohen Zuchtmeistern gehütet, sondern als ein wertvolles Menschenmaterial von kultivierten Männern und Frauen zur Selbst-

Digitized by Google

Am Meßberg in Hamburg im Jahre 1663. Gemälde von Elias Gallee
(Im Besitz des Museums für Kunst und Kunstgewerbe zu Hamburg)

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

verantwortung herangebildet werden. Nicht die Vertierten, die unter die Pflege von Ärzten gehören, wollen wir haben. Du hast mir von so vielen erzählt, die nur aus ihrer Umgebung gelöst werden müssen, um aufzublühen. Die sollst du mir lehren und leiten ... Ich will dir helfen — soweit meine Kräfte der neuen Aufgabe gewachsen sein werden. Frank, freust du dich nicht, daß dein Heimathaus so bald schon seine weißen Flügel öffnen wird für deine junge Ritterschaft?"

Er lief im Zimmer umher, beide Hände an die Schläfe gedrückt. An seinen Wimpern hingen Tränentropfen, als er vor ihr stehen blieb und sie traurig anschaute.

„Mutting — das alles klingt so wundervoll. Aber ich glaube ja nicht mehr, daß ich der Mann für solche Aufgabe bin. Suche einen besseren."

„Ich weiß keinen besseren," sagte Elena leise mit einem süßen, liebevollen Stimmenklang.

„Mutting, die große gewaltige Liebe, der allein die Kraft gegeben ist — die habe ich nicht. In mir war immer eine letzte Kühle der Selbstsucht. Das weiß ich jetzt. Darum wurde ich verworfen."

„Nicht verworfen — du solltest bewahrt bleiben. Frank, mein Sohn, durch die Jahrhunderte gehen Menschen — wenige unter zahllosen — sie reichen sich über die Abgründe der Zeiten hinweg die Hände und bilden eine Kette, an der immer wieder die im Alltag Ringenden sich halten und emporziehen. Es sind die Liebenden Gottes ..."

„Ach, Mutter," rief Frank, griff ihre Hände und drückte sie gewaltig, „du bist grausam ... Wie du mir nur meine Vermessenheit zeigst!"

Er wandte gequält den Kopf, indem er die mütterlichen Hände sinken ließ.

„Ohne Freude darf man das Werk nicht beginnen, Mutter — fühlst du denn das nicht?"

„Doch, Frank — wenn Gott uns braucht, müssen wir sein Werk auch ohne Freude wirken! Und ich sage dir, er braucht dich!"

Sie reckte sich auf — ein Stolz und Glanz kam in ihr schönes Antlitz, als sie nun heftig des Sohnes Arm faßte und ihn schüttelte, daß es ihm bis ans Herz ging.

„Bin ich dir weniger als Marlinde Gröna? Mich hast du doch gewonnen! Durch dich hab' ich wieder glauben gelernt an Heiligkeit und Reinheit. Durch dich ist deine Mutter genesen — und du willst keine Freude mehr fühlen?"

Bebend unter der Gewalt der Liebe, die aus ihrem Herzen zu dem Sohn hinüberwallte, stand sie vor ihm, die Künderin der göttlichen Botschaft.

„Du — du!? — Von dir kommt mir das Glück?"

Bis zu Tränen erschütterte es ihn. Stark und zart umfaßte er die Frau, die das Haupt an seine Schulter lehnte. So standen sie vereint. Frank neigte sich und küßte ihre Stirn.

„Mutter — Gefährtin!"

Erden-Sehnsucht

Wenn ich einst selig bin und nichts als selig,
Werd' ich dann froh im Ew'gen Jubel sein? —
In einer Juninacht beim Mondenschein
Wird meine Sehnsucht jäh unwiderstehlich!

Ich seh' das Mondlicht durch die Birken schimmern
Und vor der Brücke auf den Wellen flimmern,
Und sehe, wie im jungen Gerstenfeld
Es lockenglänzend durch die Ähren wellt,
Und, ach, der Birkenduft durch Juninacht,
Der mich voreinst in wachen Traum gebracht ...!

Weiß nicht wie hell des Jenseits Sonnen scheinen,
Doch einst in Gottes ew'ger Helligkeit
Werd' ich in aller meiner Seligkeit
Vor Sehnsucht nach der dunkeln Erde weinen!

Börries, Freiherr von Münchhausen

Digitized by Google

Die Jungfrau von Orleans

Bronzebildwerk von Paul Dubois, vor der Kathedrale in Reims
Eine Wiederholung ist aufgestellt vor der Kirche St.-Augustin in Paris

Digitized by Google

Jeanne Darc in der Literatur und der Volksseele Frankreichs

Von Prof. Dr. Eduard Engel

Es liebt die Welt, das Strahlende zu schwärzen
Und das Erhabne in den Staub zu ziehn;
Doch fürchte nicht! Es gibt noch schöne Herzen,
Die für das Hohe, Herrliche entglühn.

Es ist schwer, aber es muß gehn: ein geistiger Mensch, man nenne ihn immerhin einen Büchermenschen, kann nicht acht Monate hindurch ausschließlich von Kriegsberichten, von Offensive, Defensive leben, er soll auch nicht davon leben; vielmehr soll er, während die Brüder draußen dafür streiten, daß Deutschland allewege auf seiner Höhe bleibe, am eignen Teil mitarbeiten, überhaupt arbeiten; denn das bloße Zeitungslesen, das Hoffen und Bangen, in meinem besondern Falle das Tagebuchschreiben — all das füllt den geistigen Menschen nicht aus, so voll sein Herz in jeder Stunde des Tages von der einen, der einzigen Sache ist, die es in diesen heiligen Zeiten für jeden Deutschen gibt.

Ein glücklicher Zufall hat mir eine innerlich wertvolle Arbeit beschieden, die obendrein so zeitgemäß wie reizvoll ist. Ich hatte in unsern Zeitungen gelesen, mit welcher Ehrfurcht vor jeder vaterländischen Größe unsre Krieger beim Einmarsch in Frankreich das Geburtshaus der Jungfrau von Orleans, der geheimnisvollen, ewig bewundernswerten armen Jeanne Darc zu Domremy betreten hatten. Und das war just zu der Zeit, als von Frankreich losgelassen das ebenso verlogene wie pöbelhafte Geheul von den deutschen Barbaren und Hunnen über die leichtgläubige Welt erscholl. Daß jeder deutsche Unteroffizier, von den Offizieren nicht zu reden, Schillers Jungfrau von Orleans gesehen oder gelesen, oder doch einige Kenntnis vom Gegenstande des Trauerspiels besitzt, darf mit Bestimmheit ausgesprochen werden, und sicher weiß mehr als die Hälfte unsrer einfachen Soldaten, was es mit dem Heldenmädchen für eine Bewandtnis gehabt hat. Die bloße Kenntnis dieser Erscheinung werden wohl auch die meisten französischen Soldaten irgendwie erlangt haben; der französischen Dichtkunst aber verdankt kein Franzose eine ehrfurchtsvolle Vorstellung von der Heldin seines Vaterlandes. Man braucht nur diese sehr bezeichnenden Gegensätze des deutschen und des französischen Geistes sich in hellstem Lichte vor die Augen zu halten, um mit überlegenem, allerdings bitterm Lächeln all das wüste Schmähgeschreibsel von der deutschen Barbarei in den Abfallkorb zu schieben.

Die Jungfrau aus Domremy, die Heldin von Orleans, die Märtyrin von Rouen hat Frankreich einst von den Engländern befreit, nicht bloß von siegreichen Feinden, sondern von Eroberern, die das Königreich Karls des Siebenten überhaupt nicht mehr verlassen, es zu eigen behalten wollten. Dieser jedem notdürftig gebildeten Franzosen bekannten Tatsache gegenüber ist es natürlich eine Unmöglichkeit, in ihrem Namen gegen die Deutschen zu kämpfen. Das Gefühl für die Lächerlichkeit jeder Bezugnahme auf Jeanne Darc ist denn auch in diesem Kriege so stark, daß die gebildetsten Franzosen beim Erklingen des Namens, beim Anblick eines der vielen Standbilder der Jungfrau unwillkürlich daran erinnert werden: Jeanne Darc war die französische Vorkämpferin gegen den Todfeind Frankreichs — gegen England. So geht denn auch durch die ganze französische Literatur über Jeanne Darc, selbst durch die nach dem Kriege von 1870, kein andres Empfinden als

Fragment eines Standbildes der Jungfrau von Orleans aus dem XV. Jahrhundert
Im Trocadero-Museum zu Paris

Digitized by Google

das der tiefen Abneigung gegen den einstmaligen Unterdrücker und den dauernden Behinderer Frankreichs auf allen seinen Wegen zur Ausbreitung französischer Seemacht: England.

In Deutschland ist die wahre Geschichte der Jungfrau von Orleans sehr wenig bekannt, obwohl sich natürlich die deutsche Wissenschaft wiederholt mit der Erforschung der verdunkelten Begebenheiten ihres kurzen Lebens beschäftigt hat. So überragend ist seit mehr als einem Jahrhundert das von Schiller gezeichnete, wenn man will verzeichnete dramatische Bild des wundersamen Mädchens, daß die weitaus größte Zahl der Gebildeten sich damit begnügte, obgleich sie von jeher wußte, wie weit Schiller aus vermeintlich künstlerischen Gründen von der urkundlichen Wahrheit abgewichen ist. Was in Deutschland fehlt, ist ein knappes Urkundenbuch über Jeanne Darc, und ich würde mich freuen, wenn ich hiermit den Anstoß zu einem solchem Sammelwerk gegeben hätte. Vor einigen Jahren hat der Engländer Douglas Murray eine brauchbare Zusammenstellung aller wissenswertesten Urkunden über das Mädchen von Lothringen besorgt, und diese kam mir zufällig jetzt wieder in die Hände. Erst durch sein Sammelwerk wurde die Möglichkeit geboten, sich ohne ermüdende Leserei verwirrender Überflüssigkeiten ein lebendiges Bild der Jungfrau von Orleans zu verschaffen. Da stellte sich denn heraus, daß die geschichtlich beglaubigte Wahrheit in diesem Ausnahmefalle viel großartiger ist als das Werk eines großen Dichters. Schiller hat seine Wendung in Johannes Schicksal durch eine Verliebtheit, für die sich in der geschichtlichen Überlieferung nicht der geringste Anhalt findet, selbst bedauert, und wir wissen, daß er sich mit verschiedenen Plänen einer andern Gestaltung des Dramas in dessen letzten Akten getragen hat. Die Schuld daran, daß er von der erschütternden Tragödie des Mädchens zu Rouen keinen dichterischen Gebrauch zu machen sich entschloß, lag wohl überwiegend an der von ihm benutzten Hauptquelle, dem Werke De l'Averdys von 1790 über den peinlichen Prozeß gegen Jeanne Darc. Das allzu ausführliche Buch bot ihm kleine Einzelzüge, nicht aber die Hauptsache: Johannas wundervolle Haltung gegenüber ihren halb stumpfsinnigen, halb teuflischen Richtern. Vieles in den von Murray gedruckten Urkunden liest sich wie die in Prosa aufgelöste Kunstform eines Dramas höchsten Ranges. Wohl aus Unkenntnis gewisser Urkunden oder um einer sehr zweifelhaften Bühnenwirkung willen hat Schiller der geschichtlichen Jungfrau von Orleans schweres Unrecht getan. Er läßt Johanna zu dem in ihre Hände gefallenen Montgomery die erbarmungslosen Worte sprechen:

Betrogner Tor! Verlorner! In der Jungfrau Hand
Bist du gefallen, die verderbliche, woraus
Nicht Rettung noch Erlösung mehr zu hoffen ist.
Wenn dich das Unglück in des Krokodils Gewalt
Gegeben oder des gefleckten Tigers Klaun,
Wenn du der Löwenmutter junge Brut geraubt,
Du könntest Mitleid finden und Barmherzigkeit,
Doch tödlich ist's, der Jungfrau zu begegnen.
Denn dem Geisterreich, dem strengen, unverletzlichen,
Verpflichtet mich der furchtbar bindende Vertrag,
Mit dem Schwert zu töten alles Lebende, das mir
Der Schlachtengott verhängnisvoll entgegenschickt.

Die Geschichte hat unserm Dichter nicht nur keinen Anhalt hierzu geboten, sondern wir wissen aus den urkundlichen Aussagen der Jungfrau und ihrer Zeitgenossen, daß sie niemals mit eignen Händen einen Menschen getötet, ja daß sie absichtlich ein sicheres, edles Mittel benutzt hat, um sich vor einer solchen Versuchung im Getümmel des Kampfes zu bewahren. Sie trug ein Schwert an der Seite, wie es sich für sie, den weiblichen Feldherrn, ziemte; doch nie hat sie es gezogen, und sie gibt die natürlichste, ergreifendste Erklärung dafür. Der vorsitzende Bischof des Ketzergerichtes zu Rouen fragt sie hinterlistig: „Welchen Segen hast du über dein Schwert sprechen lassen?"

Johanna: „Ich habe keinen gesprochen, noch habe ich einen sprechen lassen."

Bischof: „Warum ließest du das Bild auf die Fahne setzen?" (Christus mit zwei knienden Engeln zu seinen Füßen.)

Johanna: „Ich habe es Euch oft genug gesagt, daß ich alles nur auf Geheiß Gottes getan habe. Meine Fahne habe ich selbst getragen, wenn es zum Angriff auf den Feind ging, um zu vermeiden, jemand selbst zu töten. Ich habe nie einen Menschen getötet."

Noch heute steht nicht unbezweifelbar fest, wen die größere Schuld des furchtbaren Verbrechens an der edlen Befreierin ihres Landes trifft, die französischen geistlichen Richter oder die hinter diesen stehenden englischen Herren Frankreichs. Die Anstachler zur Vernichtung der Jungfrau waren allem Anscheine nach die Engländer; die Schändlichkeiten aber, die in dem Verhör an ihr begangen wurden, kommen durchweg auf französische Rechnung, und mehr als einmal wird man beim Lesen der Fragen der Richter an die Rechtsbeugungen französischer Gerichte gegenüber Franzosen und Deutschen aus neuer und neuester Zeit erinnert. Eine der größten Schurkereien des mit Franzosen besetzten, allerdings unter englischem Drucke stehenden bischöflichen Gerichtshofes bestand darin, daß man dem ungelehrten Mädchen, das weder lesen noch schreiben konnte, die schwierigsten dogmatischen Fragen stellte, deren Beantwortung durch ein einziges unbedachtes Wort sie der Gefahr aussetzen

Digitized by Google

mußte, von der kirchlichen Lehre nach der Auffassung des bischöflichen Vorsitzenden abzuweichen, dadurch der Ketzerei schuldig zu werden und dem Holzstoße zu verfallen. Man fragte sie, ob sie wisse, daß sie im Stande der Gnade sei? Die Frage war eine Menschenfalle, ersonnen zu ihrem Verderben: durch ein Ja bekundete sie sich als hochmütig, durch ein Nein als verworfene Sünderin. Der Vorsitzende des Henkerhofes, der Bischof mit dem zweideutigen Namen Cauchon, schlängelt sich auf Umwegen an die entscheidende Frage hinan; er forscht: „Hat die Stimme, von der du dir Rat erbittest, ein Gesicht und Augen?“ und Johanna antwortete: „Das solltet Ihr noch nicht wissen; es gibt einen Kinderspruch: Manchmal wird man gehangen, wenn man die Wahrheit spricht“, und nun rückt er ihr auf den Leib: „Weißt du, ob du in der Gnade Gottes bist?“, worauf Johanna erwidert: „Bin ich das nicht, so möge mich Gott in den Stand versetzen; bin ich es, so möge Gott mich darin behaupten. Ich wäre das traurigste Geschöpf auf Erden, wenn ich wüßte, daß ich nicht in der Gnade Gottes bin. Doch wenn ich im Stande der Sünde wäre, glaubt Ihr, die Stimme würde dann zu mir kommen?“

Noch eine andre kleine Probe aus der Seelenfolter Johannas durch die französischen Richter.

Bischof: „Haben Eure Heiligen auch Haare?“

Johanna: „Das zu wissen lohnt nicht die Mühe.“

Bischof: „Sind sie bekleidet?“

Johanna: „Glaubt Ihr, Gott habe nichts, seine Heiligen zu bekleiden?“

Bischof: „Sprechen Eure Heiligen Englisch?“

Johanna: „Warum sollen sie Englisch sprechen? Sie stehen ja nicht auf Seite der Engländer.“

Bischof: „Weißt du nicht, ob die heilige Katharina und Margareta die Engländer hassen?“

Johanna: „Sie lieben, was der Herr liebt, und hassen, was der Herr haßt.“

Und nun stellt der Bischof die heimtückische, ihm gewiß von einem Engländer eingegebene Frage: „Haßt Gott die Engländer?“ — natürlich nur, um Johanna zu veranlassen, mit Ja zu antworten und sie dann wegen Gotteslästerung zum Feuertode zu verurteilen. Was aber antwortet das ungelehrte, hoheitvolle Bauernmädchen? „Von der Liebe und dem Hasse Gottes gegen die Engländer und wie er ihren Seelen gegenüber gesinnt ist, weiß ich nichts. Wohl aber weiß ich, daß die Engländer in sechs Jahren aus Frankreich verjagt sein werden.“

Kein zweites Volk der nachchristlichen Zeit hat eine so wunderbare, unmittelbar dichterisch wirkende, dazu völkisch geweihte Gestalt aufzuweisen, wie die Franzosen mit

Das Mädchen von Domremy. Bildwerk von Henri Chapu
(Im Luxemburg-Museum zu Paris)

Digitized by Google

ihrer Jungfrau von Orleans, — und kein Volk hat sich Jahrhunderte hindurch so verständnislos, so kaltsinnig, ja vielfach so abscheulich undankbar gegen diesen einziggearteten Lebensbesitz verhalten wie das französische Volk. Man muß gerechterweise scheiden: das ungebildete Volk, die Massen, die Armen im Geiste haben die Heldin ihres Landes niemals vergessen, haben sie geliebt und auf ihre Art gepriesen, sind ihr sogar künstlerisch nach bestem Können gerecht geworden. Hingegen hat sich die höhere Bildungswelt Frankreichs, und je höher hinauf desto stumpfer, in einer kaum begreiflichen Weise gegen das Andenken der edelsten politischen Persönlichkeit in der Geschichte der französischen Gloire benommen. Wir stehen hier vor einem unlösbaren Rätsel der französischen Geistesgeschichte. Man kann das Verhältnis des französischen Volkes zur Jungfrau von Orleans in der Kunst, besonders in der dichterischen, etwa so bezeichnen: die Volksdichtung hat bald nach dem Leben und dem jammervollen Ende der Jungfrau ihre Schuldigkeit getan; die Berufspoesie hat nicht ein einziges Werk der hohen Kunst diesem hohen Gegenstand abgewonnen. Sehr bald nach dem Tode Johannas entstand eine große Volksdichtung im Stile der Zeit, des 15. Jahrhunderts: das Mystère d'Orléans, das wohl ein Jahrhundert hindurch alljährlich aufgeführt wurde, ganz so, wie man in Frankreich die Passion Christi spielte. Die Sprache, die ganze Darstellung des Mysteriums des unglückseligen Heldenmädchens erinnert den Kenner durchweg an die Große Passion des Heilands. Dieses Mystère ist bis auf den heutigen Tag die einzige des Gegenstandes wahrhaft würdige Dichtung in französischer Sprache geblieben.

Die Franzosen selbst haben mehr als einmal die Frage aufgeworfen, warum ein Dichter wie Corneille sich einen solchen heldischen Stoff hat entgehen lassen. Schwerlich hat Corneille jemals an die Möglichkeit gedacht, ihn zu behandeln; und wenn ihm Johannas Heldengeschichte im Licht einer Heldentragödie erschienen wäre, so hätte er ihn sogleich von sich weisen müssen, denn unter den vielen kunstpolizeilichen Fesseln des klassischen französischen Dramas war eine der unzerbrechlichsten das Verbot der Bearbeitung eines vaterländischen, nun gar eines neuzeitlichen Stoffes. Eine andre Fessel war für Corneille und die ganze dramatische Dichtung des 17. Jahrhunderts das Verbot, nichtfürstliche Personen in den Mittelpunkt einer Tragödie zu stellen, und in einem Drama der Jungfrau von Orleans hätte diese doch die Hauptrolle gespielt, wäre der König samt seinem Hofe nur „im zweiten Felde" geblieben. Endlich das unverbrüchliche, sinnlose Verbot, religiöse Stoffe für das Drama zu wählen. Eine Willkür der Kunstschreiber gegen die Künstler; aber eine Willkür, die unentrinnbar war.

Der einzige hervorragende französische Dichter älterer Zeit, nahezu ein Zeitgenosse Johannas: François Villon hat des Heldenmädchens liebevoll gedacht; in seinem „Großen Testament", in Villons berühmtester Ballade, der auf Les Dames du temps jadis, fragt er, was aus den berühmten Frauen der Vergangenheit, besonders den französischen, geworden, und bei dieser Gelegenheit nennt er die edle Lothringerin mit schlichter Wehmut:

Et Jehanne, la bonne Lorraine,
Qu'Anglois bruslèrent à Rouen?
Où sont-ils, Vierge souveraine? . . .
Mais où sont les neiges d'antan?

Daß die französische Renaissanceliteratur sich aus Jeanne Darc gar nichts machte, ist begreiflich. Ein einfaches Bauernmädchen, ein Menschenkind ohne die geringste gelehrte Bildung, ein von dem christlichen Gott erfülltes Wesen, — was sollten die Nachäffer des Griechen- und Römertums, die Dichter der Plejade um Ronsard mit einem so gemeinen Gegenstande anfangen? Von den berühmten Schriftstellern dieses Zeitalters ist es einzig Michel de Montaigne, der eine gewisse Teilnahme für das Heldenmädchen bekundet: auf seiner Reise nach Italien kommt er durch Domremy, besucht das Geburtshaus der Jungfrau und spricht von „cette fameuse Pucelle d'Orléans". Das ist aber auch so ziemlich alles, was außer gelegentlichen Erwähnungen in Chroniken von einem Nachleben ihres Gedächtnisses im 16. Jahrhundert zu verzeichnen ist.

Streng genommen, gehört das Shakespearedrama von der lothringischen Jungfrau, „Heinrich VI.", nicht hierher, darf aber nicht ganz übergangen werden; denn was gibt es Überzeugenderes für die Grundverschiedenheiten des französischen und des englischen Dramas als die kühne Unbekümmertheit, womit der englische Meister sich dieses Stoffes bemächtigte, an dem jeder seiner französischen Zeitgenossen der Dichtung achtlos oder verachtungsvoll vorüberging. Man betrübt sich meist über die Art, wie Shakespeare die Jungfrau, der er den französischen Namen Pucelle läßt, behandelt hat, indem man an die Verklärung durch Schiller denkt. Shakespeare ist, wie in fast allen solchen Fällen, zunächst seiner Quelle gefolgt, hier der Chronik Holinsheds, und für diesen war Jeanne Darc das, was die allgemeine Auffassung der Engländer des 15. Jahrhunderts aus ihr gemacht hatte und wofür der Scheiterhaufen von Rouen zeugte: die vom Teufel mit Wunderkräften begabte Zauberin. Shakespeare entnahm dieser seiner Hauptquelle jeden brauchbaren Zug, den sie ihm bot, wahrte sich jedoch soviel dichterische Selbständigkeit, daß er an allen wichtigsten Stellen frei mit seinem Stoff schaltet. Mehr als einmal erhebt er sich über das Engländertum und läßt der Jungfrau, der Feindin Englands, eine dichterische Gerechtigkeit widerfahren, die wir gerade in diesen Zeiten der Weltverlogenheit und Weltverleumdung mit ge-

Digitized by Google

steigerter Freude genießen. Nicht in der Chronik Holinsheds fand er die Antwort der Pucelle auf die Prahlerei des Sir William Lucy mit den unzähligen Lordtiteln Talbots —:

„Das ist ein albern prächt'ger Stil, fürwahr!
Der Türk', der zweiundfünfzig Reiche hat,
Schreibt keinen so weitschweif'gen Stil wie diesen,
Er, den du ausstaffierst mit all den Titeln,
Liegt stinkend und verwesend dir zu Füßen."

So ließen sich noch manche Feinheiten zugunsten der Jungfrau bei Shakespeare nachweisen, wenngleich der Dichter seinen Landsleuten nicht zuzumuten wagte, in dem feindlichen Heldenmädchen die Heldin über die Feindin zu stellen.

Mehr als ein halbes Jahrhundert nach Shakespeare kam ein französischer Dichter — nein, nicht Dichter, sondern Versemacher über den schönsten Stoff der französischen Geschichte: Jean Chapelain (1595—1674), der Verfertiger der Satzungen der Französischen Akademie, der Günstling Richelieus, der Inhaber eines reichen Gnadengehalts, zugleich der Säckelmeister der staatlichen Gnadengelder für solche Dichterlinge, mit denen der eitle Richelieu zufrieden war, weil sie seiner eignen vermeintlichen Kunstweisheit nicht widersprachen. Wodurch der unaussprechlich elende Schmierer Chapelain auf den Gedanken gekommen, die Jungfrau von Orleans zu besingen, ist bis heute nicht ausgemacht. Wohl möglich, daß sein Werk dazu bestimmt war, der gegen England gerichteten Politik Richelieus zu dienen. Wer die Stellung Chapelains in der damaligen Gesellschaft Frankreichs kennt, der hält es für wahrscheinlicher, daß er die Jungfrau zu besingen unternahm, weil er dadurch Gelegenheit fand, sich ein zweites regelmäßiges Gnadengehalt anständig zu verdienen, das eines Herzogs Longueville, eines Nachkommen des Kampfgenossen Johannas, des Grafen Dunois.

Chapelains Heldendichtung „La Pucelle, ou La France délivrée", 1630 begonnen, 1655 in prunkvoller Ausstattung erschienen, zunächst nur die ersten zwölf Gesänge, war äußerlich ein großartiger Erfolg — sechs Auflagen in weniger als zwei Jahren und zweimal in latcinische Verse übersetzt — wurde aber sogleich für die geschmackvolle Leserwelt eine Zielscheibe unbarmherzigen Spottes. Chapelain faßt seine Heldin nicht nur ehrerbietig auf, sondern steigert sie durchweg ins Überirdische. Auf Fürbitte der Jungfrau Maria wird sie von Gott zur Rettung Frankreichs berufen, in den Schlachten stehen auf ihrer Seite die himmlischen Heerscharen, auf der Seite der Engländer Satan mit seinen Höllengeistern, und gerade hierin liegt der Grund, warum die Franzosen des 17. Jahrhunderts, soweit sie nicht amtlich dazu verpflichtet waren, kein Vergnügen an seiner Pucelle fanden, sondern sich sträflich dabei langweilten. Boileaus kunstrichterliches Ansehen kam hinzu, und so trat denn die Wirkung ein, daß die Heldengeschichte der Jungfrau als Stoff der ernsten Dichtung unmöglich wurde. Wer von Chapelain und seiner Pucelle sprach, der tat es lachend, ohne sagen zu können, warum; denn am Ende des 17. Jahrhunderts und im Laufe des 18. war Chapelains Wälzer in Verschollenheit geraten, niemand las ihn mehr, doch jeder hielt sich berechtigt, sich darüber lustig zu machen. Boileau hatte gesprochen, die Sache war entschieden.

Jeanne Darc. Zeichnung von Paul Dubois

Voltaires „Pucelle d'Orléans" — 1730 begonnen, 1762 abgeschlossen und durch den Druck verbreitet — ist ein Schandfleck des 18. Jahrhunderts, selbst wenn man es noch so historisch, historistisch oder historizistisch betrachtet. David Friedrich Strauß gibt zu: „Eine Dichtung dieser Art kann uns nicht mehr befriedigen", was überaus milde gesagt ist; er versucht zu entschuldigen: „Im Gegenteil, wir haben uns mit aller Anstrengung auf den historischen Standpunkt ihrer Entstehung zu versetzen, um den Dichter nicht härter zu beurteilen, als er zu beurteilen ist, und ihm insbesondere das Behagen nicht zu verargen, das aus jeder Zeile dieser Dichtung spricht ... In Voltaires Pucelle genoß das 18. Jahrhundert sich selbst in seiner Frivolität, die an sich zwar häßlich, aber von seinen übrigen besseren Eigen-

Digitized by Google

schaften leider nicht zu trennen ist." Hierin sind Wahres und Halbwahres und Unwahres scheinbar überzeugend, eigentlich nur blendend gemischt. Zutreffender ist ein anderes Urteil dieses feinen Kenners Voltaires über dessen schändliche Pucelle: „Die Voltairesche Dichtung war aus dem Sinne der höheren Gesellschaftskreise jener Zeit heraus geschrieben, darum war sie der Zeit auch nach dem Sinne." Mag sein, mag auch nicht sein; auf jeden Fall fordert der Ausdruck „höhere Gesellschaftskreise" eine sehr enge Einschränkung, denn im Grunde waren es nur die Höfe mit ihrem gesellschaftlichen Anhang, denen Voltaires Jungfrau von Orleans ein Ergötzen bot; den geistig führenden Menschen aller Länder, bis zum gewissen Grade selbst Frankreichs, erschien sie als das, was sie wirklich war, was sie für jeden halbwegs sauberen Menschen und jeden gesunden Kunstgeschmack noch heute ist: eine schmutzige Gemeinheit. In der ganzen deutschen Literatur des 18. Jahrhunderts, lange vor Schiller, spielte die Pucelle eine schlimmere Rolle als heute der schmutzigste Roman Zolas, und die tiefe Abkehr aller anständigen deutschen Schriftsteller zu Voltaires Zeiten von dieser Leuchte französischen Geistes rührte her von seiner Pucelle.

Mit Ausnahme einiger Dutzend Fachmänner, die durch ihren Beruf zum Lesen jedes Schundes verdammt sind, gibt es im heutigen Deutschland schwerlich hundert Menschen, die Voltaires Jungfrau von Orleans ganz oder halb oder viertel gelesen haben. Ich müßte ein paar dieser Seiten mit Proben füllen, um annähernd einen Begriff zu geben von Voltaires Gedicht in 21 Gesängen, und ich müßte schon zu diesem Zweck Stellen wiedergeben, die kein deutscher Herausgeber drucken, wenige deutsche Leser sich gefallen lassen würden. Eine Ahnung des Geistes der Voltaireschen Pucelle gibt der Anfang, immer noch eines der anständigsten Stücke:

Zum Heil'gensänger bin ich nicht gemacht,
Da schwach und weltlich meine Töne klingen;
Und doch — ich muß euch von Johanna singen,
Die, sagt man, Gotteswunder hat vollbracht.
Nur Jungfernhänden konnt' es ja gelingen,
Zu sichern unsrer Lilien Silberpracht,
Zu brechen stolzer Briten Übermacht
Und Salböl auf des Königs Haupt zu bringen.
Johanna war — ich sag es' ohne Scherz —
Ein Mädchen, dessen Unterrock und Mieder
Bedeckten eines Rolands Herz.
Was mich betrifft — ihr habt ja nichts dawider, —
So lieb' ich mehr ein Lämmchen, sanft und gut;
Doch in Johanna pochte Löwenmut,
Das werdet ihr aus meinem Lied erfahren,
Bewundern sollt ihr ihre Heldenkraft,
Und allermeist, daß ihre Jungfrauschaft
Ein ganzes Jahr sie wußte zu bewahren.

Und nun lüstert und schnüffelt und zwinkert und witzelt der geifernde magre Faun um diese Heldenkraft 21 Gesänge hindurch in Versen herum, die im Französischen um einen Fuß kürzer sind und wie Ziegenbocksgemecker klingen. Ein Franzose, der die geheimnisvoll rührende Gestalt der Vorkämpferin und Befreierin des Vaterlandes in den Kot hinabschleifte! Die Pucelle Voltaires ist die schamloseste Verspottung und Besudelung alles Menschlichen und Göttlichen, die das 18. Jahrhundert hervorgebracht. Der eine Grundzug des Zeitalters: grinsendes Wohlgefallen an der ekelhaften, aber leidlich geschickt verbrämten, nicht etwa versteckten Zote fand in Voltaires Pucelle seine für uns abstoßendste Verkörperung. Die oben abgedruckte Straußische Verdeutschung der verhältnismäßig harmlosen Eingangsverse ist schon eine behutsame Abschwächung.

Wir wissen, wie Voltaire zu diesem Stoffe kam und wodurch er zu dessen Behandlung, zu dieser Behandlung bestimmt wurde. Als an der Tafel des jüngeren Herzogs von Richelieu die Rede auf Chapelains Heldengedicht kam und man sich, wie es die literarische Überlieferung forderte, gebührend darüber belustigt hatte, weil Jeanne Darc darin als Heilige, als Streiterin des Himmels behandelt worden, meinte Voltaire, der Stoff enthalte auf der einen Seite zuviel Triviales, auf der anderen zuviel Gräßliches, eigne sich daher eher für die komische als für die heldische Dichtung. Seine Tafelgenossen waren alle der gleichen Meinung, und so machte sich Voltaire an sein Werk. Die Geschichte dieses äußeren Anstoßes klingt sehr wahrscheinlich; dennoch hätte sich Voltaire schwerlich zu seiner Pucelle entschlossen, wenn nicht der ganze Stoff in der Form, in der er dem Spötter erschien, etwas unwiderstehlich Verlockendes gehabt hätte. Schon der altüberlieferte Name Pucelle reizte einen Schriftsteller wie Voltaire. Eine auf ihre Jungfräulichkeit stolze Jungfrau, nun gar ein Mädchen, das sich im jahrelangen täglichen Verkehr mit Kriegsvolk jungfräulich erhalten, die doch wahrscheinlich unausbleiblichen Angriffe auf ihre Reinheit siegreich abgeschlagen haben sollte, — für Voltaire und die französische „beste Gesellschaft", deren Liebling er war, mußte etwas so Außerordentliches ins Komische verzerrt werden, um überhaupt darstellungsfähig zu erscheinen.

Dazu der durch Voltaires ganzes Leben sich hinziehende, bei jeder nur denkbaren Gelegenheit ausbrechende, nie gestillte, nie auch nur abgeschwächte Haß gegen alles Unbegreifliche, nun gar gegen jeden Versuch, das dem gemeinen Verstand Unverständliche durch göttliche Einwirkung, durch Wunder erklären zu wollen. Für Voltaire und seine Gesinnungsgenossen im 18. Jahrhundert gab es zwischen Himmel und Erde nichts Unerklärliches: folglich mußte ein Mädchen, fast noch ein Kind, das nach allen Berichten die größten Heldentaten vollbracht hatte, eine Betrügerin oder das Werkzeug von Betrü-

Digitized by Google

Standbild der Jungfrau von Orléans von Emanuel Frémiet
Aufgestellt auf dem Rivoliplatz in Paris

Digitized by Google

gern gewesen sein, und solch ein Wesen konnte nach Voltaires Geistesverfassung nur durch hohnvollen Witz bemeistert werden. Das 18. Jahrhundert hat denn auch größtenteils Voltaires Pucelle d'Orléans für überaus komisch und unübertrefflich witzig gehalten. Selbst Friedrich der Große und Karl August von Weimar waren dieser Meinung, doch wohl mehr unter dem Einfluß des „polierten Europas" als aus tiefer Überzeugung. Das Ding ist nach unserm Geschmack ganz und gar nicht witzig, sondern nur gemein, schamlos, niederträchtig. An Dutzenden von Stellen ist es unsagbar geschmacklos und, was dem Werke bei der unbefangenen Nachwelt den Hals gebrochen hat, von einer öden Langweilerei wie kaum ein andres Buch Voltaires, allenfalls mit Ausnahme seiner einst ebenso berühmten Henriade. Daß Voltaires Pucelle eine Verhöhnung jedes vaterländisches Sinnes ist, nur nebenbei; den Franzosen des 18. Jahrhunderts vor der Revolution war das Verständnis für eine Erscheinung wie Jeanne Darc unzugänglich. Das allerdings darf nicht verschwiegen werden: Voltaire, der Schüler der englischen Philosophen, der England für freundliche und fördernde Gastfreundschaft zu Dank Verpflichtete, hat in seiner Pucelle an sehr vielen Stellen der tiefen Abneigung gegen die Engländer derben Ausdruck gegeben; jeder in seinem Gedicht auftretende englische Feldherr ist ihm ein Gegenstand rücksichtslosen Hohnes, und als Franzose steht er, wenngleich ohne inneren Anteil, auf der Seite Johannas und ihrer französischen Mitstreiter.

Voltaire war ein zu klarer Geist, um nicht zu wissen, daß Johanna eine außerordentliche Erscheinung gewesen. Ihre kriegerischen Erfolge waren ihm bekannt, er bestritt sie nicht, nur erklären konnte er sie nicht, und für sein großes Spottgedicht konnte und wollte er von einer echten Heldin nichts wissen. In späteren Prosaschriften gedenkt er ihrer freundlicher: schon daß Priester sie gerichtet und dem weltlichen Arm als Ketzerin zum Flammentode überantwortet hatten, war für ihn ein Grund, für sie Partei zu nehmen. Da nennt er sie „eine Dorfheldin, die man (?) eine große Rolle spielen ließ; ein mutiges Mädchen, das Inquisitoren und Doktoren mit feiger Grausamkeit verbrennen ließen". In seinem Dictionnaire philosophique wird er fast schwärmerisch und meint: „Sie hätte in Heldenzeitaltern Altäre gehabt."

Für die gesamte Bildungswelt, für die Kunst, selbst für Frankreich, hat ein deutscher Dichter, Schiller, die Jungfrau von Orleans auf den ihr gebührenden Rang gehoben. An dieser geschichtlichen Tat besteht kein Zweifel, und die Franzosen, soweit sie sich um den Zusammenhang kümmern, was selbst bei manchen ihrer Fachschriftsteller nicht der Fall ist, erkennen die Bedeutung Schillers für die Rolle des Mädchens von Orleans im völkischen Streben Frankreichs an. Jeanne Darcs Weltberühmtheit und ihre Geltung für die Franzosen sind jetzt etwas über hundert Jahre alt und sind deutschen Gepräges. Die ungeheure Überlegenheit der Dichtung über die Geschichte im Auferwecken und Lebendighalten zeigt sich in diesem Falle wie in so vielen: Coriolan, Richard III., Götz, Egmont, Tasso, selbst Wallenstein, Maria Stuart und Tell wären für unsre geschichtliche Teilnahme bei weitem nicht das, was sie uns und der Welt jetzt sind, ohne die Dichter. Schon 1802, ein Jahr nach dem Erscheinen der Schillerschen Jungfrau von Orleans, kam in Paris eine französische Übersetzung heraus und lenkte die allgemeine Aufmerksamkeit auf die so lange vernachlässigte Volksheldin. Ob Napoleon etwa die Übersetzung von Schillers Tragödie selbst gelesen, ist nicht nachzuweisen; die Wirkung war zu ihm gedrungen, und bei seiner Staatsmannskunst, jedes, auch das kleinste Ereignis, seiner Weltpolitik dienstbar zu machen, fachte er das aus Deutschland herübergeflogene Fünklein zur Flamme an: schon 1803 ließ er das durch die Revolution seit 1701 unterbrochene Jahresfest der Jungfrau in Orleans von neuem begehen, und 1804 wurde dort ihr Standbild als Kriegerin und Siegerin über die Engländer aufgerichtet. Im „Moniteur" erschien ein Ruhmaufsatz über die Heldin Frankreichs, und fortan blieb Jeanne Darc der große Name, der immer wieder erklang, so oft Frankreich an Krieg dachte oder sich anschickte, den Kriegspfad gewaffnet zu betreten.

Mit welcher Begeisterung Schillers Jungfrau von Orleans gleich beim Erscheinen von den gebildeten Kreisen Deutschlands aufgenommen wurde, wie sich die armen Deutschen, die selbst kein großes einiges Vaterland zur stolzen Begeisterung besaßen, sich an dieser Ruhmesdichtung einer französischen Heldin berauschten, ist allbekannt. Aus der deutschen Tragödie des französischen Heldenmädchens lernten die Knaben, die es zehn Jahre später mit dem Schwerte betätigten: „Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre!" Doch ebenso weiß man bei uns, auf welche Widerstände Schiller mit seiner Jungfrau von Orleans anfangs in gewissen Kreisen Deutschlands stieß. So nachhaltig war die Wirkung der Voltaireschen Pucelle geblieben, daß Karl August von Weimar ernste Bedenken gegen ein ernstes Stück mit der Jungfrau als Heldin hegte. Weil er gleich allen andern europäischen Fürsten die Voltairesche Pucelle schon als Jüngling gelesen hatte, glaubte er, daß die deutsche Bildungswelt an Schillers würdiges Drama mit den Erinnerungen an Voltaires unwürdige Schmutzerei herangehen könnte, ohne zu bedenken, daß die bewundernde Kenntnisnahme von der französischen Pucelle sich für Deutschland im wesentlichen auf die Höfe beschränkte und daß eine ganz

Digitized by Google

neue Leserschar in der deutschen Bildungswelt herangewachsen war, die Voltaires Verhöhnung der lothringischen Heldenjungfrau höchstens dem Namen nach kannte. Schiller kannte natürlich Voltaires Pucelle, und man darf wohl sagen, daß seine Wahl dieses Stoffes für eine Tragödie gerade durch seinen Widerwillen gegen die schändliche Mißhandlung des Gegenstandes bestimmt wurde. Unübertrefflich hat Schiller seine und seiner Sinnesgenossen Stellung zu der wunderbaren Erscheinung Jeanne Darcs ausgesprochen in dem Gedicht „Das Mädchen von Orleans" aus dem Frühling 1801, entstanden nach dem Abschluß seiner Tragödie, erschienen in dem Taschenbuch für 1802 mit der noch deutlicheren Überschrift „Voltaires Pucelle und die Jungfrau von Orleans":

Das edle Bild der Menschheit zu verhöhnen,
Im tiefsten Staube wälzte dich der Spott;
Krieg führt der Witz auf ewig mit dem Schönen,
Er glaubt nicht an den Engel und den Gott;
Dem Herzen will er seine Schätze rauben,
Den Wahn bekriegt er und verletzt den Glauben.

Doch, wie du selbst, aus kindlichem Geschlechte,
Selbst eine fromme Schäferin wie du,
Reicht dir die Dichtkunst ihre Götterrechte,
Schwingt sich mit dir den ew'gen Sternen zu;
Mit einer Glorie hat sie dich umgeben —
Dich schuf das Herz, du wirst unsterblich leben.

* * *

Selbst das Beispiel Schillers hat keinen französischen Dichter zu einer eignen völkischen Schöpfung begeistert; das Epos „Jeanne Darc" von Alexandre Soumet ist vollkommner Schund, in seiner Art nicht besser als Chapelains traurige Epopöe, und ein erwähnungswertes französisches Drama von der Jungfrau gibt es bis zur Stunde nicht. Hingegen hat sich die bildende Kunst Frankreichs dieser Gestalt früh bemächtigt, wahrhaft künstlerisch aber doch erst seit Schillers Tragödie. Von französischen Malern der Jungfrau sind vornehmlich Ary Scheffer und Paul Delaroche zu nennen; unter den Bildwerken ist das schönste das jedem Besucher von Paris bekannte Reiterdenkmal von Frémiet und etwa die kniende Gestalt im Luxemburgmuseum von Chapu. Die Musik Gounods zu einer Oper Jeanne Darc ist mir nicht bekannt geworden; sie scheint in Frankreich erfolglos geblieben und verschollen zu sein.

Schier unübersehbar ist die geschichtliche Literatur Frankreichs über die Jungfrau von Orleans, und die Franzosen sind stolz auf diesen Reichtum. Ich habe die Hauptwerke gelesen, habe einiges Gute darunter gefunden, muß aber ohne parteiliche Voreingenommenheit sagen: ein des Gegenstandes ganz würdiges Prosakunstwerk über Frankreichs kostbarstes geschichtliches Ereignis hat die doch so reiche französische Kunstprosa nicht hervorgebracht. Manches sehr gründliche Geschichtswerk, so das fünfbändige von Quicherat, noch immer das an urkundlichem Stoff reichste; so ein zweibändiges Werk von Anatole France (1908), von dem der Klüngel um France großes Rühmen gemacht, obgleich der Verfasser die seelische Erforschung dieses geschichtlichen Rätsels um keinen Schritt weiter gefördert hat; so ein noch jüngeres Werk des ehemaligen Ministers Hanotaux (1911), ein durchaus mittelmäßiges Buch ohne irgendwelchen eignen Gedanken. France spricht von Schillers Drama überhaupt nicht, sei's aus Unverständnis, sei's aus Unwissenheit. Hanotaux hat von Schillers Dichtung gehört, selbstverständlich sie nicht gelesen, macht aber ein paar alberne Bemerkungen über ein deutsches Meisterwerk der Weltliteratur.

Die Jungfrau von Orleans im Gebet
Bildwerk von Emanuel Frémiet

Für das künstlerisch bedeutendste Buch über die Volksheldin gilt in Frankreich das von Michelet (im 10. Buch seiner Histoire de France), und diesem Urteil darf man beistimmen. Tiefer gebildet als Anatole France und Hanotaux, kannte Michelet die Dichtung Schillers und würdigte ihren unvergleichlichen Einfluß auf die Wiedererweckung einer französischen Ruhmgestalt. Mit welchen Empfindungen lesen wir heute Michelets 1840 niedergeschriebene Worte:

Digitized by Google

„Diese ritterliche Ehrfurcht eines Deutschen vor dem Andenken einer französischen Heiligen macht Deutschland und der Menschheit Ehre. Deutschland und Frankreich sind zwei Schwestern; könnten sie es immer sein!"

Einen neuen, den höchsten Aufschwung nahm die Verehrung des Andenkens des französischen Heldenmädchens begreiflicherweise durch den Krieg von 1870. Was lag näher, als in ihr ganz allgemein die sinnbildliche Gestalt der Wiederherstellung französischen Ruhmes zu erblicken. Merkwürdig bleibt, daß bei der ins massenhafte gewachsenen Literatur auch im letzten Menschenalter die französische Dichtung sich nicht der Gestalt der Jungfrau bemächtigt hat. Als ein recht mittelmäßiger Dramatiker Henri de Bornier (1825—1901) nach 1871 Politik gegen Deutschland auf der Bühne treiben wollte, da griff er, in seiner „Fille de Roland" (1875) zur Brandmarkung des an Frankreich angeblich verübten französischen Verrates zu der Gestalt Ganelons, des Verräters an Roland, erntete einen außerordentlichen, heute unverständlichen, schon ein Jahr darauf vergessenen Erfolg, einzig wegen einiger politischer Anspielungen, die nach dem großen Kriege Eindruck machten.

In einem namenlos erschienenen französischen Übersichtsbuch über die neuere Geschichtsliteratur von Jeanne Darc (1897) wird offen ausgesprochen, daß ihr höchster Ruhm erst nach 1871 begonnen hat: „Für die Menge ist der Ruf ‚Es lebe Jeanne Darc', gleichbedeutend mit Vergeltung (Revanche) und Ruhm." Die Jungfrau wurde für Frankreich aufs neue zu einem vaterländischen Wunder, zu dem „Wunderbaren", an dessen Wiederholung in irgendeiner Form, und wäre es in der eines Boulanger, die Franzosen heimlich einen Rachesieg über Deutschland erwarteten. Als gar die Kirche, die einst so grausam an dem edlen Mädchen gehandelt hatte, sich reuevoll um ihre Seligsprechung bemühte, stieg ihre Berühmtheit auf den höchsten Gipfel, und bis kurz vor dem Weltkriege fand alljährlich in Orleans ein großes Kirchen- und Volksfest zu Ehren der Jungfrau statt. Kein Franzose aber hat je dabei des deutschen Dichters gedacht, dem Frankreich die Errettung seiner edelsten, rührendsten Gestalt aus dem Schlamme französischen Hohnes, französischer Besudelung verdankt. Wir jedoch brauchen uns selbst inmitten des Schlammeeres französischer Verleumdung nicht verbittert abzuwenden von Schillers deutscher Dichtung auf die französische Heldin; vielmehr dürfen wir gerade in diesem Verhältnis deutschen Geistes zum französischen einen unsrer schönsten Ruhmestitel erblicken und von unsern Verleumdern gelassen sagen: Sie wissen nicht, was sie tun.

Die grelle Ironie der Rolle der Jungfrau von Orleans im politischen Gefühlsleben der Franzosen hat keiner schärfer gesehen, keiner heller beleuchtet als Sven Hedin, der in seinem „Volk in Waffen" aus Bapaume schreibt: „Der festliche Schmuck der Kirche war das Verdienst der Landsturmleute. Der Chor bildete eine einzige Laube von Blattpflanzen, und an allen Pfeilern hingen große, grüne, zum Gedächtnis der Gefallenen gewundene Kränze. Das Merkwürdigste war aber doch die Achtung, die die guten Bayern einer kleinen Statue der Jeanne Darc gewidmet hatten, die links am Chor stand, innerhalb des Triumphbogens. An und für sich hatte dieses Gipsbild der siebzehnjährigen Jungfrau von Orleans gar nichts Merkwürdiges an sich. Sie war so, wie man sie an vielen andern Orten sieht. Sie stand königlich aufgerichtet in ihrer Rüstung und hielt in ihrer Hand die weiße, liliengeschmückte Fahne, und doch konnte ich meine Blicke nicht von ihr wenden. Sie schien die deutschen Soldaten im Langschiff zu betrachten, und ihre Lippen umspielte ein ironisches Lächeln.

Wie war sie hierher gekommen? Zwar war sie von Leo XIII. vor 20 Jahren selig gesprochen worden. War sie unterdes auch in die Schar der Heiligen aufgenommen? Jedenfalls war sie in diesem Teil Frankreichs Gegenstand tiefster Verehrung. Daß sie nicht zum Schmuck der Kirche selbst gehörte, konnte man sehen, denn sie stand auf einem dürftig mit einem Tuch drapierten Kasten. Als der Krieg wie eine finstere Gewitterwolke über Frankreich hing, hatte man sie in die Kirche getragen, und die Gläubigen waren vor ihr niedergekniet und hatten sie gebeten, ihren Geist und ihre siegreiche Hilfe den Franzosen zu schenken. Die Bürger von Bapaume hatten ihr, um sie zu gewinnen, zahlreiche Lichter geschenkt, die vor dem Bild befestigt waren. Und nun kommt das Merkwürdigste: Die guten Bayern hatten ihr einen Hintergrund von hohen Topfpflanzen gegeben und alle Lichter angezündet, dieselben Lichter, die brennende Gebete um Sieg über die Deutschen sein sollten!

Die Jungfrau hatte sicher einen anderen und tieferen Grund, über die Torheit der Menschen zu lächeln. Zu ihrer Zeit war halb Frankreich von den Engländern und ihren Verbündeten überschwemmt worden. Gegen diese Engländer kämpfte sie, die besiegte sie, und als man sie schließlich den Engländern auslieferte, wurde sie von ihnen als ketzerische Hexe der Inquisition übergeben! Sie wurde beschimpft, mit rohen Soldaten eingesperrt und schließlich verbrannt — alles das von diesen Engländern, denen gegen die Deutschen zu helfen sie nun mit brennenden Gebeten und Lichtern angefleht wurde! Man wird ihr verzeihen, daß sie den Mund verzog und sich etwas verwirrt fühlte."

Digitized by Google

Das Stickstoffproblem in Krieg und Frieden

Von Hans Dominik

Den größten Teil aller chemischen Weisheit können wir kurz und bündig zusammenfassen, wenn wir den schönen Namen „COHN“ schreiben. Freilich müssen wir das Wortbild dann auch chemisch lesen. In der Formelsprache der Chemie bedeutet nämlich C den Kohlenstoff (Carbo), O den Sauerstoff (Oxygenium), H den Wasserstoff (Hydrogenium) und N den Stickstoff (Nitrogenium). Kohlenstoff, Sauerstoff, Wasserstoff und Stickstoff, diese vier Elemente und ihre mannigfachen Verbindungen bilden einen großen Teil der gesamten Schöpfung und ganz gewiß den größten Teil allen organischen Lebens, das ohne einen einzigen von ihnen überhaupt nicht denkbar wäre.

Ein Gemenge von Sauerstoff und Stickstoff bildet die Luft, in welcher Pflanzen und Tiere atmen. Die Verbindung von Sauerstoff und Wasserstoff gibt Wasser, das die Voraussetzung für jedes Leben ist. Verbindungen von Kohlenstoff und Wasserstoff liefern die mannigfachen Fette und Öle wie Petroleum, Benzin, Benzol und dergleichen. Gesellen sich Kohlenstoff, Wasserstoff und Sauerstoff in passenden Mengen, so erhalten wir die sogenannten Kohlehydrate, Zucker, Stärke und Gummi. Wieder anders und noch mannigfacher aber wird das Bild, wenn auch der vierte dieser Stoffe, der Stickstoff, in Bindungen tritt. Erst dann gelangen wir zu den aromatischen Stoffen, den Gewürzen, Giften und allerlei Heilmitteln und schließlich in der kompliziertesten Zusammensetzung zu den ureigentlichsten Trägern des Lebens, den Eiweißen. Gerade auf diesem Gebiet hat die synthetische, das heißt die zusammensetzende Chemie schon viel geleistet. Farbstoffe, Duftstoffe und die mannigfachsten Arzeneistoffe baut sie in der Retorte aus den Grundstoffen auf. Aber der höchste, der schönste Traum eines jeden Chemikers ist es, die Eiweiße selber darzustellen. Ein Traum freilich von unerhörter Kühnheit. Denn während sich alle die nachstehend besprochenen Stoffe aus etwa sechs bis zehn Atomen oder chemischen Bausteinchen aufbauen, besteht das Eiweißmolekül aus 1500 bis 3000 Atomen. Und doch hat gerade die deutsche Wissenschaft auch auf diesem schwierigsten Gebiete aller chemischen Arbeit schon recht achtbare Erfolge erzielt. Ist es doch vor einigen Jahren dem deutschen Chemiker Professor Fischer gelungen, zwar nicht die Eiweiße selber, aber doch wenigstens diejenigen Stoffe, in die sie sich nach ihrer Einfügung in den Verdauungsprozeß zunächst zerspalten, herzustellen. Von diesen Spaltprodukten bis zu den Eiweißen selber aber dürfte in absehbarer Zeit wohl auch ein Weg zu finden sein.

„COHN“ heißt unser Wortbild. Drei andere Stoffe stehen darin neben dem Stickstoff N, und mit allen dreien kann er sich binden. Dementsprechend kennt die Chemie drei große Hauptgruppen von Stickstoffverbindungen. Geht der Stickstoff N mit dem Kohlenstoff C eine Verbindung ein, so entsteht das Cyan. Es zeigt sogleich ein chemisches Wunder. Kohlenstoff, den wir in fast chemisch reiner Form im Lampenruß vor uns haben, ist ein absolut harmloses Element. Stickstoff ist ein indifferentes Gas, von dem wir mit jedem Atemzug eine ganz gehörige Menge in die Lungen ziehen. Binden sich aber beide Stoffe zu CN, so entsteht das so überaus giftige Cyan, dessen üble Natur auch der Laie vom Cyankali und von der Blausäure her kennt. Tritt nämlich an das CN noch das H, binden sich also Kohlenstoff, Stickstoff und Wasserstoff, alle drei an sich unschädliche Stoffe, so entsteht ein durchsichtiges, nach bitteren Mandeln riechendes Gas, die Blausäure, von der auch eine ganz winzige Menge, eingeatmet, beinahe sofortigen Tod herbeiführt. Oder tritt ein Teilchen Kali an das Cyan, so entsteht das Cyankali, ein in Wasser lösliches Salz, das ebenfalls zu den schärfsten und bekanntesten Giften gehört und die Konkurrenz mit Schierling und Brillenschlange ohne weiteres aufzunehmen vermag.

Die Verbindung zwischen Kohlenstoff und Stickstoff ist also eine recht ungemütliche Erscheinung, und der Laie wird fragen, warum der Chemiker sich überhaupt mit ihr befaßt, warum unsere chemischen Fabriken jahraus, jahrein Tausende von Zentnern dieses Cyankalis herstellen, eine Giftmenge, die nicht nur genügt, um sämtliche Bewohner der Erde um die Ecke zu bringen, sondern auch noch diejenigen anderer Planeten, wenn es sie gibt. Die Antwort ist leicht gegeben. Eine Cyankalilösung hat die für viele Zwecke hochwillkommene Eigenschaft, viele andere Metalle aufzulösen und mit ihnen sogenannte Cyandoppelsalze zu bilden.

Stellen wir uns beispielsweise einmal einen mächtigen Haufen von Sand oder Schlamm vor, in dem fein verteilt noch winzige Goldmengen stecken. Nicht viel! Vielleicht ein drittel Gramm im Kubikmeter. Alle aus der Goldwäscherei sonst bekannten

Digitized by Google

Mittel versagen, wenn wir dieses Gold aus dem Sande herausholen wollen. Wenn wir den Sand aber in einen großen Kasten mit siebartigem Boden schaufeln, und wenn wir dann eine verdünnte Cyankalilösung durch den Sand hindurchsickern lassen, so löst das Cyankali jedes winzige im Sande verborgene Goldstäubchen auf, und die Lösung, die unten aus dem Sande herausträufelt, ist zum Teil Goldcyankalilösung. Werfen wir aber nun etwa Zinkspäne in diese Lösung, so tritt wiederum eine chemische Reaktion ein. Alles Gold sagt der Goldcyankalilösung Lebewohl und schlägt sich auf dem Zink in Form feiner gediegener Goldhäutchen nieder, während die Flüssigkeit wiederum reine Cyankalilösung wird.

Dieser hier ganz akademisch beschriebene Prozeß gewann nun eines Tages nach der Beendigung des Burenkrieges, gegen 1902, mit einem Schlage die größte praktische Bedeutung. Damals entsann man sich, daß sich um alle die südafrikanischen Goldminen herum ganz ungeheuere Halden von ausgewaschenem Sand und Schlamm befanden, an denen man die älteren Mittel der Goldwäscherkunst, Wasser und Quecksilber, probiert und die man dann einfach zu von Jahr zu Jahr größer werdenden Bergen aufgekarrt hatte. Nun war die Rechnung ziemlich einfach. Solch ein Berg, etwa 500 Meter lang, 100 Meter breit und 20 Meter hoch, mag, roh gerechnet, 500 000 Kubikmeter Sand enthalten. Wenn im Kubikmeter auch nur ein drittel Gramm Gold enthalten ist, so befinden sich in einer einzigen solchen Halde also 166 Kilogramm Gold. Setzen wir aber den Preis des Goldes rund mit 2800 Mark für das Kilogramm an, so enthält ein einziger dieser scheinbar völlig wertlosen Sandhaufen für 465 000 Mark, für beinahe eine halbe Million, lauteres Gold. Solche alte Haldenhaufen gab es aber in Südafrika nicht zu Hunderten, sondern zu Tausenden. Was Wunder daher, daß das Cyanproblem plötzlich für die Großindustrie, und auch für die in Südafrika sehr stark interessierte deutsche Großindustrie, mit einem Schlage Wichtigkeit gewann. Für die geringen Bedürfnisse im eigenen Lande, für den Bedarf der Photographie und der galvanoplastischen Betriebe, hatte man sich das Cyankali meistenteils schlicht und bieder nach dem bisweilen scherzhaft so genannten „Stiefelsohlenverfahren" bereitet. Das heißt, man schmolz in einer eisernen Retorte Kali und allerlei organische stickstoffhaltige Substanzen, wie alte Lederabfälle, Hornspäne und dergleichen, zusammen und erhielt nach einiger Reinigung der Schmelze ein brauchbares Cyankali. Nach dem Entschluß, die ungeheueren südafrikanischen Halden mit Cyankali auszuwaschen, stieg jedoch der Bedarf an dieser anmutigen Flüssigkeit mit einem Schlage ebenfalls ins Ungeheuere, und neue Methoden zu ihrer Herstellung wurden notwendig. Damals wandte sich die chemische und elektrochemische Industrie zum ersten Male in größerem Maßstabe an den Stickstoffvorrat der Luft, um ihn in die ihr genehme Verbindung des Cyankalis zu zwingen.

Wohl gemerkt also, nicht für die Zwecke der Landwirtschaft, die heute im Vordergrunde des Interesses stehen, sondern für die Zwecke der südafrikanischen Goldindustrie wurde der erste chemische Sturm auf den Luftstickstoff unternommen. Nicht die beiden anderen aus dem Wortbilde „COHN" zu entnehmenden Stickstoffverbindungen N mit H, die Ammoniakgruppe, oder N mit O, die Salpetergruppe, die beide allein für Pflanzennahrung in Betracht kommen, wollte man herstellen, sondern Körper der Cyangruppe, die für die Pflanzen genau so giftig sind, wie für Mensch und Tier. Und zwar wollte man es aus einem sehr triftigen Grunde. Die südafrikanische Goldindustrie, die mit dem Auslaugen der alten Halden ein glänzendes Geschäft machte, war gewillt und in der Lage, für das Kilogramm in Form von Cyankali gebundenen Stickstoffes acht bis zehn Mark zu zahlen. Die Landwirtschaft dagegen, die ihren Bedarf an stickstoffhaltigem Dünger fast ausschließlich durch den sogenannten Chilisalpeter, das im Staate Chile in gewaltigen Mengen anstehende salpetersaure Natron, deckte, war gewohnt, für das Kilo im Salpetersalz gebundenen Stickstoffes nur eine Mark zu zahlen.

So begannen in Deutschland nach einem mit den beiden Namen Frank und Caro verbundenen und später von der Frankfurter Gold- und Silberscheideanstalt übernommenen Verfahren die Versuche, Cyankali aus dem Luftstickstoff herzustellen. Die Geschichte fing im elektrischen Ofen an, in dem man Koks und die Erden des Baryummetalles, wie Schwerspat, Witherit und dergleichen, bei einigen 3000 Grad Hitze zusammenschmorte. Dabei verbanden sich der im Koks enthaltene Kohlenstoff und das in den Erden befindliche Baryummetall zu Baryumkarbid, einer dem bekannten Kalciumkarbid ähnliche Verbindung. Wenn man nun aber das Baryumkarbid zu einem feinen Pulver vermahlte, wenn man dieses Pulver wiederum in eine eiserne Retorte brachte und zu guter Weißglut erhitzte, und wenn man dann schließlich den sonst so spröden Luftstickstoff in dies glühende Pulver hineinblies, dann vergaß er schleunigst seine Sprödigkeit. Zwischen Ba und C, das heißt zwischen das Baryum und den Kohlenstoff des Barymkarbides rutschte schnell und intensiv der Stickstoff N, und es gab Baryum verbunden mit CN, d. h. mit Cyan. Damit war sehr viel gewonnen, denn man brauchte dies Cyanbaryum nur noch mit irgendwelchen Kalilösungen zu behandeln, um das gewünschte Cyankali zu erhalten.

Nach dem hier geschilderten Verfahren wurde nicht nur in Deutschland, sondern auch in England und von Moissan in Frankreich weiter gearbeitet und experimentiert, aber

Digitized by Google

es zeigte sich dabei allerlei Wunderliches. Die Giftigkeit der erschmolzenen Erzeugnisse, d. h. der Cyangehalt, auf den es ja doch hauptsächlich ankam, wies große und unerklärliche Schwankungen auf. Die Untersuchung dieser Erscheinung zeigte, daß eben der Stickstoff nicht restlos in die bisher hier ausschließlich besprochenen giftigen Cyanverbindungen aufging, sondern daß ein Teil von ihm sich auf andere mehr zur Gruppe der Ammoniake, d. h. der Stickstoff-Wasserstoffverbindungen hinneigende Körper, einließ. Für die Zwecke der Goldindustrie war das sehr wenig erwünscht, für die Landwirtschaft sollte noch großer Segen daraus entstehen.

Unsere Leser kennen, soweit sie Radfahrer oder Automobilisten sind, wohl alle das Kalciumkarbid. Es ist eine Verbindung des Kalciums, des im Kalke enthaltenen Metalles mit dem Kohlenstoff, und wird ebenso wie alle anderen Karbide im elektrischen Ofen zusammengeschmolzen. Da Kalk allenthalben viel leichter zu haben ist als die Erden des Baryums, so wandten sich die weiteren Versuche jetzt dem Kalciumkarbid zu. Auch dieser Stoff wurde gemahlen, auf Weißglut gebracht, mit Luftstickstoff durchblasen, und auch hier zeigte es sich, daß das Kalciumkarbid den Stickstoff begierig schluckte, chemisch band und mit ihm einen neuen Körper bildete. Große Genugtuung herrschte darob. Aber als der Vater dieses Verfahrens, Dr. Freudenberg von der Frankfurter Gold- und Silberscheideanstalt, sich sein Produkt genauer besah, da fand er auch keine Spur von Giftigkeit, kein Atom von Cyan oder Cyankalk dabei. Für die Zwecke der afrikanischen Goldindustrie war die Geschichte also jedenfalls ein großer Reinfall, durften alle Versuche, den Luftstickstoff mit Hilfe von glühendem Kalciumkarbid zu binden, als verfehlt gelten. Aber es zog einer aus, seines Vaters Eselin zu suchen und fand ein Königreich. — Dr. Freudenberg verlor den Mut nicht. War das Zeug nicht giftig, dann konnten es zwar die Afrikaner nicht gebrauchen, aber dafür konnten es jedenfalls die Pflanzen vertragen. Auf Anregung Freudenbergs führte Professor Wagner in Darmstadt die ersten Düngeversuche mit dem neuen Produkt durch, die glänzend gelangen. Professor Gerlach vom Kaiser Wilhelm-Institut in Bromberg stellte gleichfalls solche Versuche an und konnte den großartigen Erfolg bestätigen. Man hatte also in dem neuen Mittel, das die Chemiker Kalciumcyanamid, die Landwirte dagegen kurzweg Kalkstickstoff nennen, in der Tat einen guten und direkt aus dem Luftstickstoff gewonnenen Dünger. Die Versuche zeigten, daß dieser Kalkstickstoff auf dem Ackerboden unter Aufnahme von Wasser und allerlei Bodenbestandteilen sehr bald zersetzt wird, und auf der einen Seite Ätzkalk, auf der anderen Seite allerlei Ammoniaksalze entstehen, alles Dinge, die jederzeit vom Ackerboden benötigt, von den Pflanzen begehrt und aufgenommen werden.

Außerordentlich überzeugend wirkten auch die Vorgänge in der Nähe einiger auf dem flachen Lande gelegener Mühlen, in denen der Kalkstickstoff zum Zwecke späteren Ausstreuens zu feinem Pulver vermahlen wurde. Es ließ sich nicht vermeiden, daß diese Müllerei etwas staubte, und daß der Kalkstickstoffstaub von den Mühlen durch den Wind auf das umliegende Land vertragen wurde. So ergab sich hier eine ungewollte, aber desto stetigere Düngung, die im Laufe der Jahre zu geradezu grotesken Pflanzenformen führte. Der englische Schriftsteller G. Wells beschreibt in seinem phantastischen Roman „Die Riesen kommen", wie von einem gewissen Riesenfuttermittel nachlässigerweise etwas verstreut wird, auf Pflanzen fällt und wie danach beispielsweise Brennesseln die Größe mäßiger Kiefern erreichen. Ganz so schlimm war es ja nun in der Nähe der Kalkstickstoffmühlen nicht. Aber immer noch schön genug! Die gewöhnliche Feldmalve wuchs sich bis auf gute Manneshöhe aus, gemeines Wiesengras brachte es immerhin auf Tischhöhe und einzelne Gewächse, besonders aus der Storchschnabelklasse, zeigten geradezu bizarre Vergrößerungen und Veränderungen einzelner Teile.

Also der Kalkstickstoff war ein gutes Düngemittel. Aber bisher hatte man sich bei allen Versuchen und Unternehmungen auf den schönen Preis von zehn Mark eingerichtet, und die Landwirtschaft konnte nur eine Mark zahlen. Sollte die ganze Angelegenheit überhaupt den Weg aus dem Laboratorium in die Industrie finden, so mußte sie zunächst einmal wirtschaftlich möglich werden. So schlug Dr. Erlwein, der Chefchemiker der Siemens-Werke, nach den gelungenen Düngeversuchen vor, erst einmal eine genügend billige Darstellungsmethode zu schaffen, und der zweite Chemiker der genannten Werke, Voigt, arbeitete in den wenigen Jahren von 1902 bis 1905 auch in der Tat eine solche Methode aus, bei der der Kalkstickstoff den Wettbewerb mit dem Chilisalpeter aufnehmen konnte, vorausgesetzt, daß Kalciumcarbid genügend billig zu haben war. Kalciumcarbid aber wird, wie gesagt, im elektrischen Ofen aus Kalk und Koks erschmolzen. Kalk und Koks haben ihren Preis, an dem nicht zu rütteln ist. Also kann Kalciumcarbid nur billig werden, wenn man billige Elektrizität hat. Wenn man vielleicht für die Kilowattstunde, für die der Städter in seinen elektrischen Lampen 40 bis 60 Pfennige zahlt, nur einen halben Pfennig zu geben braucht. Etwas derartiges ist aber nur an großen billigen Wasserkräften möglich, und so heißen denn die letzten Glieder dieser Schlußkette: Notre Dame de Briançon (Frankreich), Martigny (Schweiz), Niagarafälle (Amerika), Odde (Norwegen), Osaka (Japan) und Alz (Bayern). An allen hier genannten Stellen sind große Kalkstickstoffwerke mit Leistungen bis zu 40000 Pferdestärken errichtet worden, die tagaus, tagein viele Tonnen des neuen

Digitized by Google

Düngemittels erzeugen und auch bei einem Preise von etwas weniger als einer Mark für das gebundene Kilogramm Stickstoff einen genügenden Gewinn abwerfen.

Aber das alles war einmal im Frieden. Durch den Krieg sind wir nicht nur vom Chilisalpeter, sondern auch von den auswärtigen unter den vorher genannten Kalkstickstoffzentralen abgeschnitten, und unsere Landwirtschaft kann die Stickstoffdüngung nicht entbehren. Zum Kalkstickstoff brauchen wir Kalk, Koks, Elektrizität und den reinen Stickstoff der Luft. Kalk und Koks haben wir im Überfluß. Luft desgleichen. Bliebe noch die Frage der Elektrizität. Wir erzeugen sie in Wasserkraftzentralen oder in Dampfzentralen mit Hilfe der Kohlen. Auch Kohlen sind in Deutschland im Überfluß zu haben, nur pflegt die Elektrizität der Dampfzentrale ein wenig teurer zu sein, als diejenige der Wasserkraftzentralen. Aber im Kriege spielt der Preis keine Rolle. Wir müssen eben Stickstoffdünger haben, und so sind die weiteren Schlußfolgerungen leicht zu ziehen. Wir nehmen Dampfelektrizität und machen daraus unter Verwendung von Kalk und Kohle sowie Luftstickstoff den Kalkstickstoff, den wir brauchen. Weiter darf diese Gedankenkette zurzeit nicht ausgesponnen werden, denn es ist nicht nötig, daß das Ausland erfährt, wo die neuen Kalkstickstoffwerke liegen. Es mag der Hinweis genügen, daß sie vorhanden sind und Tag und Nacht mit Volldampf arbeiten.

Wir müssen nun wieder zu unserem uns nachgerade vertrauten Wortbilde „COHN" zurückkehren. Wenn es uns gelingt, N und O, den Stickstoff und den Sauerstoff, die ja zusammen 99,75 Prozent der Luft bilden, aneinander zu schmieden, so gibt das salpetrige Dämpfe, und wenn wir die mit Wasserdämpfen oder Wasser zusammenbringen, entsteht Salpetersäure. Freilich ist dieses Zusammenschmieden nicht einfach. In der Natur besorgt es der Blitz, der mit Leistungen von vielen Tausenden von Pferdestärken gewaltsam die Luft durchbricht und einen erheblichen Teil seiner Energie dazu verwendet, die widerstrebenden Gesellen Stickstoff und Sauerstoff aneinander zu ketten. Da beim Gewitter ja gewöhnlich auch Regen vorhanden ist, so bilden die beim Blitzschlag entstehenden salpetrigen Dämpfe, die, nebenbei bemerkt, Vater Homer zu Unrecht als Schwefeldämpfe bezeichnet, mit dem Regenwasser sofort verdünnte Salpetersäure. Nachgewiesenermaßen ist denn auch das Regenwasser während eines Gewitters stets schwach salpetersäurehaltig, und die Behauptung, daß Gewitterregen für die Felder besonders fruchtbar wären, ist nicht von der Hand zu weisen.

Der Gedanke, solch Gewitter künstlich nachzumachen und auf diese Weise salpetrige Dämpfe und Salpetersäure herzustellen, mußte im Zeitalter der Elektrotechnik naheliegen. Wohl mit die ersten, welche diesen Gedanken in größerem Maßstabe in die Praxis umsetzten, waren zwei Amerikaner, der Elektrotechniker Bradley und der Chemiker Lovejoy. Ihr Apparat, den sie mit Elektrizität aus den Niagarafällen speisten, war ein mächtiger eiserner Hohlzylinder, an dessen Wandungen viele Tausende von Platinspitzen angebracht waren. In der Mitte dieses Zylinders dreht sich eine Welle, die quirlartig ebenfalls mit vielen Platinspitzen besteckt war. Welle einerseits, Zylinder anderseits waren an die beiden Pole eines Hochspannungstransformators angeschlossen, und während die Welle sich nun drehte, während ihre Platinspitzen sich fortwährend anderen Platinspitzen der Zylinderwand näherten und sich wieder entfernten, entstand in dem großen Eisenzylinder ein ganz gehöriges künstliches Gewitter. An tausend und mehr Stellen zuckten in ihm in jeder Sekunde gut armlange Blitze auf, um dann ebenso schnell wieder zu verschwinden. Die Luft, die durch diesen Zylinder geblasen wurde, war auch tatsächlich mit salpetrigen Dämpfen beladen und gab mit Wasser schwache Salpetersäure. Trotzdem hat sich diese erste Anlage aus wirtschaftlichen Gründen nicht halten können. Der Wirkungsgrad war so schlecht, daß das Verfahren selbst bei der billigen Niagara-Elektrizität undurchführbar war.

Die Ursache dafür ist inzwischen auch erforscht. Die Elektrizität, der elektrische Lichtbogen schweißt zwar Stickstoff und Sauerstoff zusammen; wenn aber die dadurch gebildete Verbindung, der salpetrige Dampf, weiter im heißen Lichtbogen bleibt, wird die eben gebildete Verbindung sofort wieder zerstört. Alle weiter ausgebildeten Verfahren der direkten Gewinnung von Salpetersäure aus der Luft benutzen daher zwar ebenfalls elektrische Lichtbogen, sorgen aber vor allen Dingen dafür, den gebildeten salpetrigen Dampf im hochgradig beschleunigten Verfahren plötzlichst und citissime aus der gefährlichen Lichtbogenatmosphäre herauszubringen. So, um nur einige zu nennen, das Verfahren von Birkeland und Eyde und dasjenige von Schönnherr. Trotzdem aber läßt der Wirkungsgrad immer noch viel zu wünschen übrig. Auch nicht annähernd kann er mit dem vorzüglichen Wirkungsgrad des Kalkstickstoffverfahrens verglichen werden, und alle diese Salpeterverfahren sind daher wirtschaftlich nur dort durchführbar, wo ganz besondere Verhältnisse herrschen und wo vor allen Dingen die Elektrizität selbst wirklich spottbillig ist. Das ist nun besonders in Norwegen, beispielsweise an den großen Wasserkräften des Riukan der Fall, und so sind denn in Norwegen zahlreiche sehr große Wasserkraftwerke entstanden, welche direkt aus der Luft Salpetersäure gewinnen. Es kommt ihnen dabei zugute, daß die chemische Industrie, insbesondere die Sprengstoffindustrie, welche eine Hauptabnehmerin der Salpetersäure ist, etwas nobler bezahlt, als die Landwirtschaft, nämlich zwei Mark für das

Digitized by Google

Rosenzeit

Gemälde von Johannes Jülich

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

Kilogramm in der Salpetersäure gebundenen Stickstoffs.

Die zuletzt genannten norwegischen Salpeterwerke arbeiten also nicht für die Landwirtschaft, sondern für die chemische Industrie. Oder richtiger gesagt, sie wollen es. Denn nun zeigt sich, daß ein gewisser Rest der salpetrigen Dämpfe durchaus keine Lust hat, sich mit dem Wasser zu Salpetersäure zu vereinigen. Es ist aber ganz ausgeschlossen, diesen widerhaarigen Dampf etwa kurzerhand in die frische Luft entweichen zu lassen, er würde die Vegetation meilenweit zerstören. Man muß ihn binden, und man benutzt dazu Kalkmilch. Die salpetrigen Dämpfe, die in solche Kalkmilch eingeleitet werden, gehen sofort und willig eine Verbindung ein. Es entsteht ein Stoff, den der Chemiker Kalciumnitrat nennt und der im Handel und in der Landwirtschaft kurzweg als Norge-Salpeter bekannt ist und neben dem Chilisalpeter und dem Kalkstickstoff ein beachtenswertes Stickstoffdüngemittel bildet. Aber als Düngemittel wird er auch nur mit einer Mark für das Kilogramm Stickstoff bezahlt, und nur als unvermeidliches Nebenprodukt bei der eigentlichen Salpetersäurefabrikation wird er erzeugt und auf den Markt gebracht. Seine alleinige Herstellung wäre selbst mit den billigsten Wasserkräften Norwegens unmöglich.

„COHN" hieß unser Ausgangspunkt. CN, die Cyangruppe haben wir kennen gelernt, und ON, die Salpetergruppe. Es bleibt noch die dritte der drei großen Stickstoffgruppen, die NH-Gruppe, die Gruppe der Verbindungen zwischen Stickstoff und Wasserstoff, das ist die Ammoniakgruppe. Unmittelbar können wir Wasserstoff und Stickstoff nicht zusammenbinden, wie das etwa beim Salpeterverfahren gelingt. Aber wir kennen zahlreiche und gute Verfahren, um die bisher geschilderten Körper in diese dritte Gruppe überzuführen. Es genügt, den Kalkstickstoff mit überhitztem Wasserdampf zu behandeln, und man bekommt das schönste Ammoniak, eine Verbindung von einem Teil Stickstoff und drei Teilen Wasserstoff. Wir alle kennen die wässerige Auflösung dieses stechenden Gases als sogenannten Salmiakgeist. Bringen wir ferner unser aus dem Kalkstickstoff so gewonnenes Ammoniak mit Platinschwamm zusammen, so gibt es wieder eine Überraschung und Verwandlung. Auch den Platinschwamm kennen wir ja von den Zündpillen der Gasbrenner her. Er kondensiert allerlei Gase und vereinigt und zündet sie. So macht er es auch mit unserem Ammoniak. Er verbrennt es kurzerhand zu Salpetersäure.

Wir können also, am besten nach dem Kalkstickstoffverfahren, heute den Stickstoff der Luft binden, und wir können die drei großen möglichen Verbindungsgruppen dabei nach Belieben ineinander überführen. Das Stickstoffproblem ist für uns heute zum größten Teile gelöst und befriedigend gelöst. Tatsächlich können wir uns heute schon vom Auslandsstickstoff, insbesondere vom Chilisalpeter, unabhängig machen. Die Bestrebungen dazu waren schon seit Jahren im Gange. Der Krieg wird die Entwicklung gewaltsam beschleunigen. Und ist einst Frieden, so werden die Salpeterstaaten, die sich heute der Diktatur Englands zur See fügen müssen, den guten Salpeterkunden Deutschland vielleicht verloren haben, und die deutsche Handelsbilanz wird entsprechend günstiger aussehen. Denn was wir selber machen, brauchen wir nicht ans Ausland zu bezahlen. So wird auch hier die englische Vergewaltigung in der lebenswichtigen Stickstoffrage nicht nur an deutscher Wissenschaft und Gründlichkeit abprallen, sondern letzten Endes wird sogar noch ein günstiges Ergebnis für uns herauskommen.

Die Kameraden schlafen

Die lange Nacht rückt langsam vor,
Ich seh' vom Bett aus Mond und Sterne.
Der Schritt des Postens pocht empor
Vom öden Hofe der Kaserne.
Im Zimmer ist es drückend schwül.
Ich wälz' mich ruhlos auf dem Pfühl;
Die Kameraden schlafen.

Wir zogen in die große Schlacht,
Die viele schwere Tage tobte.
Wie hat uns dann das Herz gelacht,
Als uns der Hauptmann laut belobte.
Den ich heut niederschlug, den Feind,
Weiß Gott, wer diesen Mann beweint;
Die Kameraden schlafen.

Und wieder glitt ein Tag vorbei,
Nur Knattern war's und Droh'n und Dröhnen.
Noch gellt das Ohr vom Todesschrei,
Und nun verstummt das letzte Stöhnen.
Von einem Leichenberg umstellt
Lieg' ich verwundet auf dem Feld;
Die Kameraden schlafen.

Artur Fürst

Digitized by Google

Der Friede

Eine Allegorie von Prof. Theodor Birt in Marburg a. L.

Er war lachend und leicht wie Äther, an Gestalt ein hochgewachsener Jüngling, aber zaghaft von Herzen und frauenhaft schön. Seine Flügel waren farbig und stark; die trugen ihn beim Schreiten leicht schwebend über den Erdgrund, über Berg und Tal und Waldeswipfel, so daß er keinen Halm zertrat; aber Blumen und Saaten sprossen auf, wohin er wandelte.

Himmlischer Abkunft, entzog er sich doch dem Grauen des Winters nicht und hüllte sich, wenn die Blätter fielen, wohlig in weiche, wundervoll schwellende Pelze. Blühte der Frühling auf, warf er sie ab und stand selig atmend im offenen, rosafarben flatternden Kleid, wie in aufschäumenden Rosen, und Wonne war sein Odem, wie ein linder Seewind, der die Palmen an der Riviera fächelt.

So schritt er unträge und eifrig und weitaus spähend mit hellem Auge, rastlos, mühelos und sorglos nun schon seit Jahren über Europas Länder und weiter, über Alpenberge, Grenzströme und Ozeane und glättete den Neid und Zorn der unzähligen gehässigen Menschenvölker mit weicher Hand, indem er wahllos aus seinem Füllhorn Gaben streute.

„Seid glücklich und duldet einander, wenn ihr das Lieben nicht lernen wollt. Ich bin der Friede auf Erden und gebe allen das gleiche. Ich, der Friede, langweilte mich in den Sphären der Sternenwelt, wo alles im Gleichmaß wandelt seit der Geburt der ersten Sonne. Laß mich zur Erde hinab, sagte ich zu Gott, dem Allmächtigen, und sprang schon mit angezogenen Flügeln jauchzend in die Tiefe. Um Gottes Angesicht zog eine Wolke, als seine Hand aus der Höhe mich faßte und er die Worte sprach: Treibt dich die Neugier oder die Liebe? So bleibe dort unten, Leichtfertiger, wo Schatten mit Licht, wo Liebe mit Haß, wo der Tod mit dem Leben kämpft. Zu meinem Boten mach' ich dich; den Menschenfrieden, so nenn' ich dich. Durch Erdenwollust und Erdennot sollst du waten. Dein Amt ist schwer. Ich aber will dich hier über den Sternen nicht wiedersehen, bis daß einst in der Umarmung des Jüngsten Tages Himmel und Erdenwelt ineinanderstürzen."

So kam der Friede in die Erdenwelt. Er war anfangs ein Fremdling. Bald aber begannen die Völker ihm zu huldigen. Bei einigen von ihnen fand er immer, obschon die Kriege nicht aufhörten, eine Heimat, und sein Herrschaftsgebiet wuchs.

Durch vierzig Jahre war er nun wieder Alleinherrscher der Welt gewesen, und alljährlich, wenn ein Jahr sich enden wollte, trat er in die Kirchen und zog am Glockenstrang und läutete in die Länder das selige: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede auf Erden." Bei Port Arthur, bei Adrianopel entstand ein Kriegsbrand; er legte seine große Hand auf das Feuer und erstickte es. Und er übte sich im Fleiße. Denn ohne Fleiß ist es ein fauler Friede.

Singend trieb er den Stier vor dem Pfluge und zog als Schnitter den Duft der reifenden Felder ein und trieb die Mühlen mit Wasserdampf und schlürfte abends durstig den Wein, den er selbst gekeltert. Aus den stürzenden Strömen schlug er elektrische Kraft, aus dem Schacht die Kohlen, aus den Hochöfen die schmiedende Gewalt der Stahlmaschinen, hämmerte selbst in den Werften, sprang auf die stampfende Lokomotive und trug seine eigenen Produkte lärmend und fauchend von Land zu Land, und es füllten sich die Speicher und die Tresors und Geldtaschen der Fabrikanten. Der Qualm der Schlote verdunkelte den Himmel; aber der Qualm war dem Frieden ein Opferrauch.

Muskulöser Fleiß, Reichtum, prangendes Dasein, Lebenswonne. Süß ist der Frühling in der Natur, wonnig ist das Seebad im Sommer, wo die Weiber zu Nymphen werden und jeder Blick zum Liebesblick. Aber am gierigsten braust das Leben in den Großstädten, gierig nach Glück. Scheu umschlich sie der Friede, erst London, dann Paris, New York, Wien, Berlin: sie sind alle dasselbe. „Schläft nicht dort drinnen, in diesen Zentren, der Völ-

Digitized by Google

kerhaß? Schlummert nicht Hochmut, Machthunger und raufluſtiger Nationalſtolz in den Tiefen des ſtrudelnden hauptſtädtiſchen Lebens?" Der Friede ſpähte neugierig durch die Fenſter der Häuſer, wo Freude war und die Spiegelwände flimmerten im Glanz der elektriſchen Kronen, und roch den Geruch des Laſters und Übermuts, hörte das Zungenſchnalzen der Tafelnden, ein dröhnend freches Gelächter zu wollüſtigen Geſängen und ſündigem Geklimper. Ihm wurde ſchlecht, bis er es öfter hörte. Dann hatte er ſich gewöhnt und trat ein und lächelte voll Nachſicht: „Es ſind immerhin Menſchen, die mir dienen, und ſie haben keine Waffen," und warf ſich in die Kiſſen und ſang und lachte mit, und die Börſenſpekulanten und alle Lüſternen räucherten ihm und umtanzten mit Cancan und Tango den Frieden! Moulin Rouge ...

Als er hinaustrat, ſah er Kanonen. „Woher? Wozu? Ich brauche ſie nicht." Aber Creuzot und Krupp, die großen Kanonenſchmiede, riefen durcheinander: „Komm zu mir, nein, zu mir, komm zu uns beiden und lerne! Wir ſchmieden hier Waffen; du ſollſt hinfort Rüſtung tragen und dich deiner ſelbſt freuen, wie nie!"

Und der Friede reckte ſich und hing ſich mit ſaurer Miene das Schwert um die Hüfte; aber er war ſtark genug und konnte es tragen. Seitdem ſuchte er ab und an die Schießplätze und Kaſernen auf und lernte ſich am Krachen der Mörſer zu ergötzen und gondelte ſogar auf Panzerkreuzern über die See. Der Herbſt kam und das Manöver mit ihm! „Die Musketen ſind nicht geladen, die Schwerter ſind nicht gewetzt. Welch herrliches, harmloſes Kriegsſpiel! Wie ein fröhlich buntes Feuerwerk, das nicht zündet!"

Nicht zündet?

Noch einmal kam der Frühling. Er kam in ſchwülem Wetter: ſchwül die Luft und ſchwül die Seelen. Ballten ſich da nicht ruſſiſche Fäuſte? zuckten nicht Drohblicke in den Augen der galliſchen Volksführer? zuckte nicht die Piſtole in der Hand des Serben? wie Wetterleuchten? Der ſorgloſe Friede ſah es nicht und eilte zur engliſchen Regatta an den Themſeſtrom, zimmerte in Leipzig und Lyon an den Weltausſtellungen, ſchaufelte den letzten Spatenſtich am Panamakanal, rüſtete ſchon die Nordlandsfahrt des deutſchen Kaiſers und lud die feriendurſtigen Großſtädter aller Reiche zu Erholungsfahrten in das blaue Mittelmeer, an Algiers Küſten, zu den Gletſchergebirgen Tirols und Graubündens: „Haltet die Herbergen offen, ihr Wirte! Meine Völker wollen ausruhen und genießen."

Er ſelbſt, der Friede, lag üppig hingeſtreckt in der Sonnenglut, das Haupt im Arm, an Oſtendes Meeresſtrand. Über den Strand hin girrten ſchwellende Muſiken in wiegendem Dreivierteltakt. Er lauſchte und träumte orgiaſtiſche Träume: immer noch göttergleich jung und ſchön, aber vollwangig aufgeſchwemmt, mit flimmernden Augen. Geſchminkte Weiber im Schlitzrock, mit nickenden Federn, lehnten ſich kichernd an ihn. Griſetten des Theaters tanzten vor ihm im Wellenſchaum, und ein ſattes Lächeln umſpielte ſeine Lippen.

Selbſtgefällig griff er zum Spiegel und ſah ſich ſelbſt und rief: „Bin ich nicht ſchön? Wonne dem, der mich liebt! Und mich lieben die Völker. Ob ruſſiſch, ob engliſch, ich höre hier alle Sprachen der Welt. Unerſättlich ſind alle; ſie hungern alle nach Glanz des Daſeins. Aber ich will ſie alle ſatt machen."

Dann erhob er ſich raſch und trat in ſeinen Palaſt im Haag, wo alljährlich die Friedensfreunde tagen, und ſprach: „Was beratet ihr noch? Eines fehlt, das ſollt ihr Freunde endlich mir beſchaffen. Sucht mir den Tondichter, der mich würdig feiern will. Richard Strauß ſoll einen ‚Triumph des Friedens' ſchreiben, und alle Poſaunen und Flöten der Welt ſollen dazu ſein Orcheſter ſein."

Da plötzlich ſchrie er auf und erbleichte; ihm ſchlotterten die Glieder; es war wie ein Stich im Herzen. Er ſah ein Geſpenſt über dem Meer, den Krieg, den Teufel mit Flammenaugen! — Rieſengroß ſprang der Krieg mit beiden Füßen ans Land und griff nach ihm. In den dunklen Kabinetten der Diplomaten, da ſteckte der Krieg bisher gefangen. Jetzt war er losgelaſſen, fuhr dem Frieden raſch an die Kehle, riß ihm von der Hüfte das Schwert und brüllte: „Du Heuchler, ich zerſtampfe dich!"

Der Friede kreiſchte auf und entfloh. Wo waren ſeine Freunde? Auf zitternden Flügeln drang er zu allen Mächtigen der

Digitized by Google

Erde und mahnte sie stolz: „Ich bin vom Himmel. Ihr kennt mich; ich hab' euch reich gemacht, und ihr sollt mich schützen!" Über die Nordsee drang er; aber der gekrönte König Englands spie ihn an. Zu den Parisern trat er: die schlugen ihm johlend ins Angesicht; zum Zaren an der Newa: der ließ ihn mit Knuten peitschen.

Ein Schuß ging los; das erste Blut war geflossen. Verwundet, entehrt stürzte der Friede zum Kaiser der Deutschen. Tieftraurig stand der Kaiser vor seinem Schloß; er sah den Frieden und umarmte ihn. „Du warst meine Liebe. Wer hat dich geschlagen? Ich will dich rächen —"

„Nicht rächen. Rette mich nur!"

„Gib Raum. Der Krieg ist los. Meine Husaren wollen reiten. Die Straße voll Waffenzeug! Es braust wie Donnerhall über den Rhein."

Da stand wirklich die Welt in Waffen, die ganze Erdenwelt bis nach Asien, Australien. Von Volk zu Volk sprang die Blutgier, wie im Waldbrand das Feuer von Baum zu Baum überspringt. „Wo ist Raum für mich? Soll ich zu den Negern, soll ich nach Washington und zum Missouri fliehen? Nein, nein! Auch die Amerikaner hämmern Waffen und füttern, mir zum Hohn, den Krieg für die Briten und Gallier mit Stahl und Eisen. Die Heuchler, die meineidigen! Hätte ich die Macht, ich selbst trüge den Krieg in das Land der Yankees, die Frieden heucheln und sich mästen vom Krieg."

Und der Friede tauchte, um sich zu retten, ins Meer. Dort unten im Meer, da war Sicherheit. In der Tiefe ist es still, so still wie auf den Höhen der Gletscher. Auch die Stürme schlagen nur die Oberfläche der See, und unter den stummen Fischen hört man nichts von der lärmenden Leidenschaft der boshaften Menschenwelt. Die Fische sind hungrig und fruchtbar, vertilgen sich grausam und erzeugen sich wieder millionenhaft; das ist der urewige Mechanismus des Lebens. Die Menschen aber fressen sich nicht; sie töten sich nur, um Tote zu sehen, nachdem sie sich mit Phrasen der Tugend gegürtet; sie rufen Gott an, wenn sie den Dolch zücken, um die Unterwelt mit blassen Leichen zu bevölkern.

Selig beruhigt wiegte sich der Friede in der tiefen und lichtsmaragdnen Halle, den kristallenen Märchengewölben des Ozeans, und alle Sorgen vergessend, spielte er mit den Flossentieren den Reigen, die ihn dumm anglotzten und Luftperlen warfen und weich sich bogen und über Seerosenfelder und Algen in Schwärmen von Küste zu Küste wanderten, so heut wie vor Jahrtausenden, nach dem gleichen Gesetz dessen, der sie erschaffen hat. Lautlose Abgründe! Ewigkeitsstille, Geborgenheit! Die Länder der Menschen sind wie ausgespien aus diesem Frieden der Tiefe, und ihre Fahrzeuge, die Dampf schleudernden Schiffe, ritzen kaum die Oberfläche der See.

Es war in der Südsee. Was war das? Ein schrilles Signal! Ein hallender Donnerschlag — Feuerschein — Detonation — graue Schlachtschiffe. Die Fische stoben auseinander. Von oben dringt ein Riß in die Flut. Eine Schaumgarbe spritzt bergeshoch. Granaten fallen klatschend ein. Ein Schiffskoloß legt sich auf die Seite. Eine Blutwelle dringt an. Und horch: aus hundert rauhen Kehlen tönt Jubelgesang. Es war ein letzter, ersterbender Hurraschrei. Sie halten die Flagge hoch, noch im Versinken: so geht die junge Mannschaft zum Meeresgrund, um zu ersticken, und die gefallenen Helden — es sind Deutsche, Deutsche sind es! — ein Lächeln des Stolzes und der hingebenden Liebe im Angesicht, richten sich leichenhaft auf und starren mit toten Blicken den Frieden an. „Friede," röcheln sie, „was willst du hier?"

Das war die Seeschlacht. Die Tatze des Kriegs schlug männermordend auch ins Meer. Der Friede weint, und die Welle treibt ihn hinweg zu anderen Küsten, von Ozean zu Ozean. Aber der Schrecken jagt hinter ihm her: es kracht aus den treibenden Minen. Ganze Minenfelder! Die roten Bäuche der Schiffe platzen, und sie versinken. Öltanks, Kornladungen, Pferdetransporte, Kupfererze, die tausendfachen Gaben des Friedens reißt es mit hinab.

Erst in der Irischen See ward ihm endlich wohl, wo ihn die englischen Küsten umhegten. Ja, der Friede lachte wieder. Denn ein schöner, märchenhafter Anblick bot sich ihm: da tauchte unter Wasser ein Schwarm von fünfzig lichtgrauen Booten, tauchende Boote; sie waren wie Fische ohne Kiemen und ohne Flossen, wundersam zu-

Digitized by Google

gespitzte Zylinder aus Stahl, darin es atmete; dreißig junge Männer lauerten darin. Ein Sehrohr stand hoch wie ein Rüssel, der das Sonnenlicht sucht. Es war nichts als ein Spielzeug, das sich die Menschen dem Frieden zuliebe erdacht haben. — Da naht ein Kauffahrer; Musik tönt auf Deck; ein dumpfer Knall; vorn aus dem Rohr des Tauchbootes flog aalglatt das Torpedo. Geschrei und Jammer! Züngelnde Flammen! Der Krieg hat ein neues Instrument ersonnen. Untergang, Vernichtung überall...

An Frankreichs Küste war eine stille Bucht; da stieg der Friede an Land. Seine Schwingen waren vom Torpedo zerfetzt; aber er sann immer noch auf Rettung: „Ich will nicht sterben, und ob ich in Blut waten muß bis ans Kinn." Im Wald der Argonnen, da strömte es in Bächen, das Menschenblut. Aus tausend Schützengräben knallten die Gewehre. Wie aus der Hölle aufgerissen, flogen die Erdmassen, wenn eine Mine zündete, und die Glieder der Soldaten flogen mit, himmelan. Ein Kopf, vom Rumpf gerissen, rollte ihm zu Füßen; auf dessen Lippen hing noch ein Fluch, und seine gläsernen Augen starrten offen.

Rettung! Eine letzte Rettung für den Frieden! Er glättete seine zerfetzten Flügel und begann den Hochflug. Denn auch das Reich der Lüfte war ihm vertraut. Er war es gewohnt, hoch oben auf den Gewitterwolken zu stehen, um den Blitz abzulenken. Wie oft hatte er so den Zorn der Naturgewalt gedämpft! Das waren glückliche Zeiten, als er noch lachend mit den Schwalben in den Winden spielte und die singenden Lerchen auf seine Hand nahm und mit den Adlern um die Wette über Gletscher und Abgründe segelte, segenstreuend!

Nun rettete ihn der Hochflug. Tief unter ihm heulten die Granaten auf ihrer runden Flugbahn, zischten und blitzten die Schrapnells mit ihrem Kugelregen. Er bedeckte die Augen mit den Händen, um nicht zu sehen, wie dort unten die Geschosse einschlugen, um nicht den hungrigen Kriegsgott selbst zu sehen, der gierig, zähnefletschend, über die Felder schritt; denn der Krieg frißt Männer und Jünglinge, um zu leben.

Schnee war gefallen; das Wetter klärte auf; ein eisiger Wind strich aus Osten. Was stieg da plötzlich aus der Tiefe? In 2000 Meter Höhe schwebte plötzlich ein Aeroplan. Er trug zwei Männer, die vor Kälte bebten. Wie kühn! wie schön! Aufs neue kam Fröhlichkeit in des Friedens Herz; denn er kannte die Männer längst von den Flugfeldern her, bei Chalons und Johannisthal. Jetzt zeigten sich ganze Schwärme von Fliegertauben, die voll Anmut aus Ost und West gegeneinander ihre himmlischen Kreise zogen, Tauben und Doppeldecker, und er jauchzte auf, wie ein Kind sich an Libellen freut, die glitzernd durch das Schilfgras huschen. Vergebliche Freude: das Schießen begann auch hier. Auch über die Wolken hinaus griff die Schlacht, das Maschinengewehr, in den heiligen Frieden der Lüfte. Schon kippte ein Apparat mit brennenden Flügeln und stürzte köpflings grausig in die Tiefe: zerschmettert Menschen und Flugzeug! Aber nur noch tollkühner wirbelte das Gefecht; Blériot, Ferman, Albatros: ein Jagen und Rattern und Rauschen und Schießen und Stürzen! Und mitten hindurch strich majestätisch-groß ein Zeppelinriese, wie ein Hai zwischen Forellen. Er öffnete seinen Bauch, und ein einziger Angstschrei umfaßte Himmel und Erde: die Bomben fielen; die Städte brannten; das Pulvermagazin sprang in die Luft.

„Grauen der Hölle!" ächzte der Genius. Seine Kraft war erloschen. „Bin ich nicht einmal hier sicher, wo deine Adler schweben, Allmächtiger? So nimm mich, nimm mich wieder zu dir, Gott. Nur über den Sternen, da ist noch Zuflucht: dahin dringt die Blutgier nicht und der Völkerhaß." Und er regte die flatternden Fittiche sehnsüchtig himmelan, um aufwärts klimmend in den stillen Äther der Orione zu verschweben, wo er geboren war. Aber Gott der Herr wehrte ihm: „Friede auf Erden, das war dein Amt. Auf Erden sollst du bleiben. Lerne dulden, harre aus und vollende dein Werk."

„So will ich zu den Toten gehn. Unter der Erde, da allein ist die ewige Rast, entschlafenes Leben, der Friede der Gewesenen." Und so wie ein welkes Blatt vom Baum fällt, sank er aus der Höhe, dem stürzenden Flieger nach, hilflos zur Erde, hohlwangig und entkräftet, und irrte ostwärts, bis daß es nachtete und er einen

Digitized by Google

Friedhof fand. Da hockte er auf einem Grab und warf sich auf sein Angesicht und schrie nach dem Totengräber, daß er käme, um auch ihm, dem vernichteten Frieden der Menschheit, sein Grab zu graben.

Der Totengräber kam nicht. Aber die Besinnung kam. „Begrabensein? Wie? Bleich, blutlos, erstorben? Knochenlose Schatten, durch die man hindurchsieht! Hohles Nichtsein! Triebkosigkeit! Fliegende Asche! Lustloses Grauen und Öde! Nein, nein, nicht sterben! Der Tod ist nicht der Friede. Wohin es auch sei: hinweg aus dem Geruch der Verwesung!"

Die Sonne ging auf. Er hob das Auge in das junge Licht und begann zu lauschen. Mit süßem Hauch kam der Frühling durch die Hecken. Die Schneeglöckchen sprossen auf den Grabhügeln. Der Schnee schmolz; die Quellen gurgelten und sangen. Ein leises, schüchternes Flöten der erwachenden Vogelwelt klang wie ein Vortraum der Wonne.

„Wonne? wie? Erdenwonne? Ist es Täuschung? Wo bin ich denn? Und wo ist der Krieg? Ich höre kein Schießen mehr; keine Städte brennen. Kein blutender, zerrissener Leib wälzt sich vor mir im Staube. Hier ist der Rhein; hier ist Deutschland, wohin ich schreite, allüberall deutsches Land; und nirgends Krieg?" Und staunend und ungläubig-froh pilgerte der Genius den wundervollen Strom entlang und weiter durch prangende Dörfer, über stille Wiesen, den Main hinauf, durch die Thüringer Lande. „Deutschland und ich! Im deutschen Land ist Friede, mitten in der sich würgenden Welt. Die Bäuerin wirkt auf dem Ackerfeld; der Bürger steht hinter dem Ladentisch; die Kinder laufen singend zur Schule. Die Räder in den Fabriken schwingen sich um; die Mühlen mahlen, und kein Dorf in Flammen! Und die Glocken läuten wie sonst."

Und er trat horchend in den Palast der Kaiserin, in die Stube des Bürgers, in des Tagelöhners Hütte. „O seliges Gefühl! Gottvertrauen, ernste Zuversicht, frische, werktätige Kraft, ein Jauchzen unter Tränen allüberall; der gleiche starke Glaube in allen Herzen." Da warf sich der Friede in die Knie vor Gott und rief: „Segne dies Land, Herr; denn ich habe auf Erden meine Heimat gefunden. Im Rücken der deutschen Heere ist der Friede! Da kann ich atmen, und sie fechten gut. So laß es enden. Wirf ihnen den Sieg zu, Allgütiger, aus deinem Himmel!"

So betete er und reckte sich auf. Wie durch Zauberschlag hatte ihn selbst neue Kraft ergriffen. Es war, als schösse Germanenblut durch seine Adern, und alles Weibische fiel von ihm ab. Furchtlos eilte er zum Heer zurück. Er wollte den Krieg noch einmal sehen.

Da fand er ihn; aber es war nicht das teuflische Gespenst mit den Glutaugen der Mordgier, das er zuvor in seiner Angst geschaut: schwer keuchend, mit blutiger Stirn, aber schön und strahlend, stand der Krieg vor ihm, ein ernster und edler Gottesheld; in seinen Augen war heiliger Glanz, als er ihm die Hand hinstreckte, und der Krieg sprach zum Frieden: „Fürchte mich nicht mehr; ich bin dein Bruder; auch ich ein Sendling des Höchsten. Du weißt es jetzt: ich fechte für dich. Ich zwinge die Völker auf die Knie, auf daß sie dir dienen, und du sollst mich lieben. Du hattest gefehlt; du hattest nur des Genusses acht, aber nicht der Tugend. Die männliche Tugend ist das Schwert, mit dem ich siege. Es ist das Schwert, das auch der Friede führen kann. Ich hinterlasse es dir. Schwöre mir, daß du es führen willst."

Da umarmten sich die zwei Genien; sie küßten sich; der Friede liebkosete den Krieg und gelobte alles, und beide grüßten sich hoffnungsfroh. Dann schwebte der Friede heimwärts über die blühenden deutschen Lande und suchte glückstrahlend, wo er zuerst sich niederließe. Da sah er eine Mutter; die saß weinend am Fenster und starrte in den Morgen und rief mit zitternden Lippen ihres Sohnes Namen, der als Reiter im Kampf gefallen war. Der Friede hörte es und betete aufs neue und bat Gott um ein Wunder, und das heilige Wunder geschah: Der Friede schlüpfte in ihr Herz und saß da still und tief geborgen, und der Mutter heiße Tränen versiegten langsam. Sie hatte in süßer Trauer Trost, sie hatte den Frieden mit ihrem Gott gefunden, und ihre Lippen stammelten: „Meine Trauer ist die Trauer des Vaterlands, und der Friede des Vaterlands soll auch mein Friede sein."

Digitized by Google

Digitized by Google

Przemysl

Von M. E. delle Grazie in Wien

Gefallen du? Nein, nur zerstört,
Von den eigenen Flammen umhüllt . . .!
Und ein Wort, das ich einstmals selbst gehört,
Hat sich mystisch an dir erfüllt.
Mit prophetischem Geist sprach's in banger Stund',
Der zuletzt an dir gebaut*).
Und was er verkündet mit zuckendem Mund,
Das Herz schon müd und todeswund —
Ich hab's nun als Wahrheit geschaut:

„Sie hat mir genommen des Lebens Kraft,
Die Festung dort am San, —
Meine letzte und heiligste Leidenschaft —
Doch ich weiß, sie läßt keinen heran!"

Und als er's gesprochen, ward's seltsam still
In dem dämmernden Gemach.
Nur ein Heimchen zirpte draußen schrill,
Eine Amsel sang — und wir lauschten still
Den verwehenden Worten nach . . .

Sie hat bis zuletzt dich nicht Lügen gestraft,
Die Festung dort am San,
Deine eherne Braut — mit eherner Kraft
Hielt sie Hunderttausend im Bann!
Und als es endlich zum letzten kam,
Da hat ihr nicht gegraut —
Eine Jungfrau warf sie in heiliger Scham
Den Gürtel ins Feuer, den keiner nahm —
Nun kommt, ihr Hunde, und schaut!

Die ihr wie Wölfe so lang umstellt,
Mit glinsernder Blicke Gier —
Sie hat sich verzweifelnd selbst gefällt,
Ihren Leichnam nur fandet ihr.
Doch der Brand der Scham, der blutig rot
Noch zuletzt ihre Wangen verklärt,
Brennt fort in uns wie Östreichs Not,
Spornt uns noch tiefer in Kampf und Tod —
Bis sie neu entsteigt der Erd'!

*) Moritz von Brunner, k. k. Feldmarschalleutnant und erster Sektionschef im Kriegsministerium, gestorben 1904, nach dessen Plänen der endgültige Ausbau Przemysls erfolgte.

Digitized by Google

Kriegsbriefe eines Malers. Neue Folge

Mit sechzehn Bildern aus der Studienmappe des Schlachtenmalers Theodor Rocholl

Der Fahrer unseres Planwagens

Angres (nordöstlich Arras), 15./10. 14.

Lieber Landser!

Das war gestern morgen drollig, als der Bursche unseres Hauptmanns von Merkatz in einer Hofecke auf der Lauer lag und der Propriétaire, der alte französische Bauer, in der anderen. Es handelte sich um eine mächtig gackernde feindliche Henne, die nach der vollbrachten Wohltat des Eierlegens sich anschickte, ihr Nest in einem Winkel hinterm Kuhstall zu verlassen. Der Bursche gewann, als der Jüngere, das Rennen, hielt in hocherhobener Hand ein großes warmes Ei, und unser Propriétaire tat, als ob er da nur ganz zufällig spazieren gegangen wäre.

Es ist auch sonst lustig in unseren Quartieren. Es wird gesungen, gepfiffen, es werden Kartoffeln geschält, gebraten, es wird geschlachtet und geschmort, daß es eine wahre Freude ist. Auch mir geht es gut. Mein Arm ist heute zur Abwechslung fast ohne Schmerzen. Gestern brachte mir einer unserer Unteroffiziere meinen Mantel, den ich, da er mir zu schwer war, am 9. in der ersten Schützenlinie des Bataillons hatte liegen lassen müssen. Ärgerlicherweise muß ich, da meine mit Exzellenz vereinbarte Uniform noch nicht angelangt ist, immer noch in meinem verfluchten Manchester- (Gott strafe England!) Anzug herumlaufen. Möchte wissen, wie oft ich in ihm schon für einen Spion gehalten wurde.

Als ich einmal von Vitry-Reims aus auf meinem schönen Rappen von der 2. Garde-Fußbatterie in der Richtung auf das Fort Brimont und das damals westlich Oronville stationierte 13. Regiment durch ein von uns stark besetztes Dorf ritt, erregte ich ziemliches Aufsehen. Und als ich um eine Straßenecke biegen wollte, rief es hinter mir her: „Sie da! Halten Sie mal still!“ Ich mußte notgedrungen nach nochmaligem Anruf halten und den diensteifrigen Leutnant eines neu eingetroffenen Reservekorps herankommen lassen. „Was sind Sie eigentlich? Was machen Sie hier? Wo reiten Sie hin?“ Ich konnte gar nicht so schnell Antwort geben, als gefragt wurde, und mußte schließlich, um weiterreiten und den immer stärker anschwellenden Kreis von Neugierigen durchbrechen zu können, das Handschreiben Sr. Exzellenz vorweisen, worauf meinem Weiterritt nichts mehr im Wege stand.

Zuvor erlaubte ich mir nur noch die bescheidene Anfrage: „Halten Sie, Herr Leutnant,

Idylle in Feindesland

Digitized by Google

wirklich für möglich, daß ein englischer Spion am hellen Mittag in Zivil mit einer deutschen Offiziersmütze auf dem Kopfe auf Damensattel mitten durch den Kranz unserer stark besetzten Dörfer reitet?"

Nun — mach's gut. Grüße Lins und die Männer beim „Frauenfelder"!

Dein Th. Rocholl.

Angres, d. 22./10. 14.

Lieber Alter!

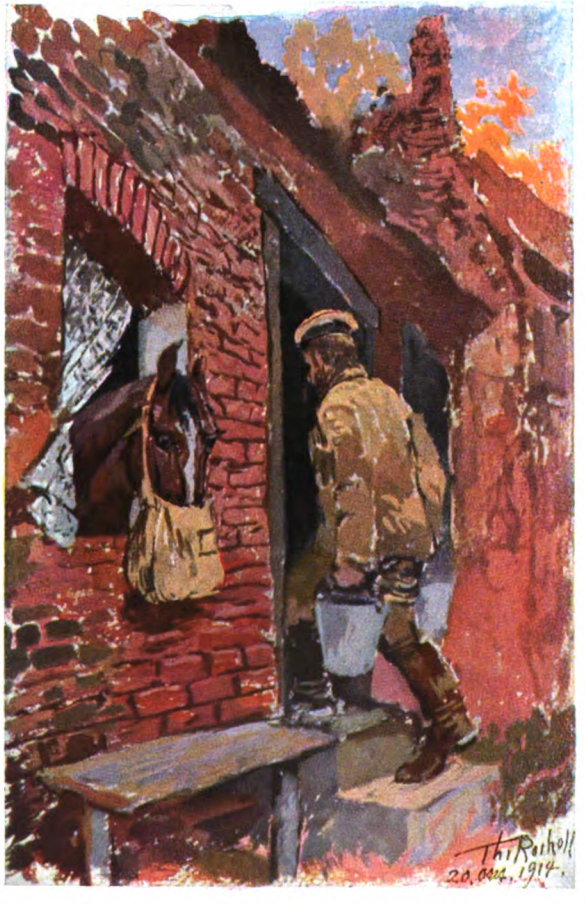
Die letzten beiden Tage gab's einen feinen Ausflug. Seit einigen Tagen ist unser früherer Oberleutnant Freiherr von Schade geheilt von schwerer Wunde aus Münster zum Truppenteil zurückgekehrt, und ich hatte mich ihm gleich vorgestellt als Inventar seiner Kompagnie, das sich zwar sehr freuen würde, weiter zu ihr gerechnet zu werden, es aber sehr gut verstehen würde, wenn man eben keinen besonderen Wert auf ferneres Verbleiben legte. Nun, ich bin geblieben und muß gestehen, daß es im stillen meine Absicht ist, bis zum Schluß zu bleiben. Ich bin etwas konservativ darin und mußte deshalb auch die außerordentlich liebenswürdige Aufforderung des hochverehrten kommandierenden Generals des ... Reservekorps ablehnen, der mich bei sich behalten wollte. Man lebt sich mit den Offizieren und Unteroffizieren ein, kennt bald jeden einzelnen Mann, denn alle kommen allmählich mit der Bitte, ich möchte sie auf einer Postkarte für die Ihrigen daheim verewigen. Und nun haben wir auch noch einen kleinen netten, leichten Wagen entdeckt, in dessen Schere unser großer feuriger Apfelschimmel lustig losgeht; es fährt ihn der „große Gehling", ein Bauernjunge aus dem Münsterschen. Der Wagen wurde mir von Herrn von Schade angeboten für den Fall, daß ich bei diesem herrlichen Herbstwetter bei den Truppenteilen der Umgegend malen wollte.

Mein Arm, der mir schlaflose, schmerzliche Nächte bereitet, hat sich etwas gebessert. Und so fuhr ich denn vorgestern mit dem großen Gehling und meinem Burschen Kamus, der mich jetzt betreut wie sein Kind, nach dem Dorfe Souchez.

Das ist eine rechte „Wetterecke", lebhaft von französischen Batterien im Westen und Norden beschossen, und liegt dicht unter der Notre Dame de Lorette, um die sich die beiden Parteien nun schon seit Wochen Tag und Nacht streiten.

In dem schön zerschossenen Dorf fuhren wir bis unterhalb des hochgelegenen Friedhofs, ließen dort unter Obhut des großen Gehling Schimmel und Wagen und stiegen — Kamus und ich — links den Berg hinan, wo wir dem Infanteriefeuer näher waren und einen prächtigen Blick über die Dörfer Aublain und Carancy hatten. Aublain, hart an die Westflanke der kahlen Höhe von Notre Dame de Lorette geschmiegt, ist von uns, Carancy, westlich davon, zur Hälfte von den Franzosen und zur Hälfte von den Unseren besetzt.

Wir machten es uns vor einer Strohfeime auf einigen Bunden bequem, und ich begann ein Aquarell. Die Dörfer mit ihren mächtigen romanischen Kirchtürmen inmitten roten Herbstlaubes boten ein entzückendes Schauspiel. Als es zu dämmern begann und das ganze Bild, das vorher von Sonne und Schatten beunruhigt war, ruhiger und klarer wurde und wir schon daran dachten, allmählich zum großen Gehling zurückzukehren, krachte aus der Richtung einer Windmühle halblinks jenseits Aublain eine feindliche Granate herüber und zersprang genau in



Wie die bayerischen Artilleriepferde in Givenchy untergebracht werden mußten

Digitized by Google

Blick von Höhe 119 auf das Gefechtsfeld bei La Noulette am 9. Oktober 1914

Blick von meiner Strohfeime auf Aublain und Carancy. Rechts oben die vielumstrittene Höhe bei Notre-Dame de Lorette

Digitized by Google

unserer Richtung, jedoch 30 Meter etwa vor uns. Wenn ich erst glaubte, daß dieses unverschämte Ding nur durch Zufall sich in unsere Nähe verirrt hätte, und im Begriff war, ruhig weiterzuarbeiten, so wurde ich innerhalb der nächsten fünf Minuten eines besseren belehrt, indem die nächste Granate bereits höchstens 20 Meter halblinks von uns zerspritzte.

Mappe und Malkasten ruhig zusammengepackt, Abschied genommen von der Feime und bergab über das Rübenfeld, dem Dorfe zu, wobei uns noch zwei Granaten folgten, so daß uns die Erdklumpen und die Eisensplitter umspritzten. Dann kamen wir in

Feldofen im Schützengraben

den Schutz des Berges von Notre Dame de Lorette, setzten uns auf unseren Wagen, und in lustigem Trabe ging's unserem lieben Quartiere zu.

Da das Aquarell unter diesen Umständen notgedrungen unfertig geblieben war, spannten wir bei herrlichem Sonnenwetter gleich am anderen Morgen wieder an und fuhren frohgemut unserem Souchez zu. Unsere Feime war bald erreicht, und wohlberechnet in ihren scharfumrissenen Schatten ließen wir uns nieder. Die Arbeit begann.

Ein feindlicher Flieger kreiste himmelhoch über uns. Sonst über der ganzen, in Herbsttönen prangenden Landschaft köstlicher Feiertagsfriede. Fern links aus den Schornsteinen von Carancy mit seinem zerschossenen klobigen Kirchturm stieg bläulicher Rauch auf. Und es war, als sei nach dem heftigen Schießen gestern der tiefe Friede in diesem schönen Tale eingezogen. Drei volle Stunden währte nun diese köstliche Ruhe, dann packten wir unseren Kram zusammen und lösten uns aus dem Schatten unserer Feime. Kaum hatten wir die ersten Schritte in die Mittagssonne hinein getan, da kam schon wieder die erste Granate herüber von der lieben Windmühle.

Mit etwas beschleunigtem Schritt, aber ohne irgendwie zu laufen, gewannen wir an der Friedhofsmauer entlang die Lindenallee zum Dorfe, nachdem noch zwei weitere Granaten uns auf sehr mäßige Entfernung das Geleit gegeben hatten. Daß ich dann nicht den Weg durch die Allee wählte, sondern weiter unten erst die parallel laufende Straße von Arras zum Dorfe Souchez einschlug, hat uns das Leben gerettet, denn genau in der Allee, in der wir vermutet werden mußten, schlug ein Volltreffer ein.

Und einige Sekunden hinterher flog die nächste dicht über uns hinweg. Wie stets zog unser Prachtschimmel an, und über das niedere Dach des Häusleins links von uns hinweg sauste die letzte, die Abschiedsgranate.

Damit Schluß. Mach's gut für heute, Landser.

N.-S. Erfuhr aus der Zeitung Professor Häckels Absage an Hodler. Famos! Aber: Warum ließ man es erst soweit kommen? — Wo keine Zusage war, braucht keine Absage zu erfolgen. Ich für meine Person bin imstande, mich über solche gesunden nationalen Regungen zu freuen, trotzdem ich mich keinen Augenblick einer kräftigen Hoffnung hinzugeben vermag in bezug auf unsere Zukunft. Unser gutes deutsches Publikum, soweit es kaufkräftig und interessiert ist, wird, auch nach den glänzendsten Siegen unsererseits, und auch wenn wir in den Goldrollen von Kriegskontributions-Milliarden fast ersticken sollten, nicht aus der alten traurigen Rolle kosmopolitischen Geschmacks fallen und nach wie vor das mit unserem Schweiß und Blut erkaufte Vermögen mit vollen Händen ausstreuen weit über sämtliche Landesgrenzen, während solide, durch und durch sympathische deutsche Kunst sehen kann, wo sie bleibt. Dies alles gilt bei mir als so selbstverständlich, nach meinen traurigen Beobachtungen und Erfahrungen, daß ich's eigentlich gar nicht der Mühe wert halte, noch weiter darüber zu kannegießern. Wollte Gott, ich setzte mich dadurch ins Unrecht.

Eine Ausnahme darf man aber in aller Bitterkeit wohl machen: ich meine die Schusterjungen, die für ihren Meister die neuen Stiefel austragen und im Vorbeigehen einmal stillstehen vor dem großen Fenster eines

Digitized by Google

Die Kirche von Carancy

Kunsthändlers, in dem ein Schlachtenbild ausgestellt ist.

Die können oft stehen und stehen. Sie hören sogar auf zu pfeifen, und ihre blanken Augen saugen sich fest an der großen Scheibe. Ihnen hat von je meine Freundschaft gegolten.

Nun mach's gut.

Dein Theodor Rocholl.

Angres, 24./10. 14.

Lieber Mühlig!

Gewiß werde ich etwas zu Eurer Weihnachts-Ausstellung senden, und zwar ein größeres Bild, das ich kurz vor der Mobilmachung noch im Reinhardtswalde fertig gemalt habe. Wenn ich was aus dem Kriege fertig hätte, gern auch das zur Ausstellung, aber — es ist nichts da, wie eine Menge Studien.

Die Eindrücke, die unsereins in diesem ungeheuren Ringen empfängt, sind so gewaltig und stoßen so alles über den Haufen, was man sich aus früheren Kriegen vorstellen durfte, daß man alle seine Sinne und Gedanken zusammennehmen muß, um den gewaltigen Reichtum in sich aufzunehmen. Es gibt soviel umzulernen, daß ich vorläufig alle Wünsche von Verlegern unerfüllt lassen und mich allein dem schärfsten und ernstesten Studium und dem Selbsterleben widmen muß. Würde ich mich jetzt notgedrungen verzetteln in kleinen Veröffentlichungen und womöglich mich an diesen Kompositionen beteiligen, so würde ich es später bitter genug zu bereuen haben.

Aber weiter im Text: Gestern mit meinem Burschen und dem großen Gehling und unserem tollen Apfelschimmel zur Höhe, wo zwei Batterien stehen. Es wurde, da ich im Paletot den Berg hinaufging, heiter, als ich von weitem schon bemerkte, daß ein junger Leutnant sich bereit machte, mir seine Batterie zu melden (die Hauptleute halten sich ja meist an der Beobachtung auf), und ein zweiter folgte.

Ich stellte den Irrtum fest und fand im Schatten der rotgelben Bäume eine der schönsten Unterkunftsstätten, die ich je gesehen: mit dickem Rasen über starken Baumstämmen eingedeckt, an zwei Ecken durch abgesägte mannsdicke Stämme flankiert, mit drei Fenstern versehen; an der Tür eine Schelle zum Anmelden. Drinnen war, von Sonnenstrahlen erhellt, ein äußerst behaglicher Aufenthalt. Vor dem Fenster eine vornehm angezogene französische Wachspuppe unter einer Glasglocke. In der Ecke eine tickende Wanduhr aus irgendeinem Bauernhause. Die ganze Wohnstätte aber ausgeschlagen mit schneeweißen Bettlaken. Es kamen verschiedene Besucher, auch der Artilleriegeneral und der Reserve-Oberleutnant und Führer der leichten Munitionskolonne von Schorlemer.

Morgen will ich dort das Aquarell fertig malen. Ich konnte gestern nicht fertig werden, da ich eingeladen wurde, den Hauptmann auf der Beobachtungsstelle zu besuchen. Von dem Scherenfernrohr konnte ich mich kaum losreißen. Ein sonniger Nachmittag. Kristallklare Fernen, bis fast zur Nordsee. Deutlich konnte ich unsere an der Totenwiese vor La Noulette liegenden Toten vom 9. Oktober sehen und rechts davon an den hellbeleuchteten kleinen Dorfhäusern die roten

Digitized by Google

Hosen der Franzosen, die offenbar Wasser zum Kaffeekochen schleppten.

Das, lieber Landser, war gestern. Heute bin ich etwas müde von all dem Erlebten und werde deshalb morgen davon nachholen.

Leb' wohl.

Eben will ich schließen, da heult ein Schrapnell und platzt über unserem Garten. Die Kugeln der Füllung überschütten das ganze Haus, eine durchschlägt das Fensterkreuz, prallt gegen meinen Schrank und plumpst da in einen meiner dort stehenden Stiefel.

Gute Nacht.

Also, Landser, gestern fuhr ich hinter dem Wagen vom Pionierhauptmann Zarnack (7. Pionierbataillon) in Souchez her auf der Landstraße nach Carancy. Über 100 Meter mußten wir Galopp fahren, da an der Ecke irgendwo ein französischer Scharfschütze lauert und auf Trupps und einzelne schießt, meist mit Erfolg. Der „Emden" heißt der Bursche bei unseren Leuten.

Es ging gut. Habe dann in einem sehr zerschossenen Hause, gegenüber dem gewaltigen zerschossenen Kirchturme, drei Stunden gesessen und gemalt. Er soll morgen von unseren Pionieren in die Luft gesprengt werden, und unser Generalleutnant hatte gebeten, daß ich ihn zuvor festhalten möchte, da er vielleicht später den Gegenstand für ein Bild abgeben müßte.

Auch auf dem Rückwege kamen wir, obwohl von feindlichen Schrapnells beschossen, glücklich an dem verflixten „Emden" vorbei und wieder in dem Chateau an, wo Zarnack mit seinen Herren und einem großen Teil seiner Kompagnie haust. Er wurde auf eine Karte für seine Frau daheim gezeichnet, und wir fuhren dann heim.

Glück muß der Mensch haben, Landser, denn als wir kaum 50 Meter aus dem östlichen Dorfrande heraus waren, krepierten höchsten 30 Meter rechts von unserer Landstraße dicht hintereinander ein paar ganz schwere Jungen, von denen in diesen Tagen viel gesprochen wird. Die Trichter waren etwa 12 bis 15 Meter im Durchmesser und so an die 5 Meter tief.

v. Schorlemer, der seine Kolonne schon erheblich hatte zurückziehen müssen, rief mir dann zu: „Na, da haben Sie aber Glück gehabt!" Gratulier' mir mal schnell, Landser!

Bin müde vom Arbeiten in dem durchlöcherten Hause, von dem ewigen nahen Gebrüll der französischen Geschütze usw.

Bis nächstens. Dein Döres.

⁂ ⁂ ⁂

Angres, 31. 10. 1914.

Lieber Freund!

Muß Dir doch noch nachholend erzählen von dem wunderbaren Feldgottesdienst, den wir letzten Sonntag auf dem Platz vor der alten gotischen Kirche hatten. Die Mannschaften sangen das „Gebet vor der Schlacht" von Körner. Der Schluß der kurzen, kräftigen Predigt des bayrischen Feldgeistlichen lautete: „Herr Gott im Himmel! Gib uns den Sieg!" Dazu donnerten von Arras herüber die schweren und leichten Geschütze. —

Sehr eigenartig hat sich meine Mütze benommen. Sie ist zweimal damals bei der Nacht unter die Haubitze geraten auf dem Marsch mit dem Fußartillerie-Bataillon. Sie muß aber noch weiter dienen, bis hoffentlich bald mein neuer Staat ankommt, der nun wohl bei allen möglichen Armeekorps herumirrt, wie ich's selbst tat.

Sehr interessant ist's jetzt in unserer Kirche. Bauern und Fabrikarbeiter sind dort gefangen genommen. Die Weiber bringen das Essen. Viel Stroh zum Schlafen in dem ganzen Schiff, und an der Tür sitzt unsere Wache, trinkt, spielt Karten usw.

Heute entstand ein wahnsinniges Schrapnellfeuer über unserem Dorf, und dabei spielen frohgemut die Dorfkinder, meist hellblonde, echt deutsch anmutende Gesichter, überall auf den Straßen. Ein kleines Mädchen ist aber doch dabei vorgestern verwundet worden.

Lins schrieb mir und zu meiner hellen Freude recht ausführlich. Er führte bittere Klage darüber, daß die Ankäufe für unsere Kunsthalle in so weltfremder Art geschehen und ohne Rücksicht auf die augenblicklich schwierigen Verhältnisse. Er und alle Kollegen, die echt deutsch empfundene Bilder malen, müssen sich in Geduld fassen und hoffen, daß auch ihre Zeit zurückkehrt. Gruß!

Dein R.

⁂ ⁂ ⁂

A. 7. 11. 1914.

Lieber Freund und Professor!

Eben bekommen wir Nachricht, daß meine guten Türken die heilige Fahne zu Mekka enthüllten. Glück auf! — Nur müssen wir uns, meine ich, nicht allzuviel Hoffnungen machen auf die schnelle Wirkung des sogenannten „heiligen Krieges". Schnell wird die Sache kaum gehen, wenn auch ein weiterer riesiger Kreis in den Kriegstaumel mit hineingerissen wird. Döres.

⁂ ⁂ ⁂

La Bassée, 12. 11. 1914.

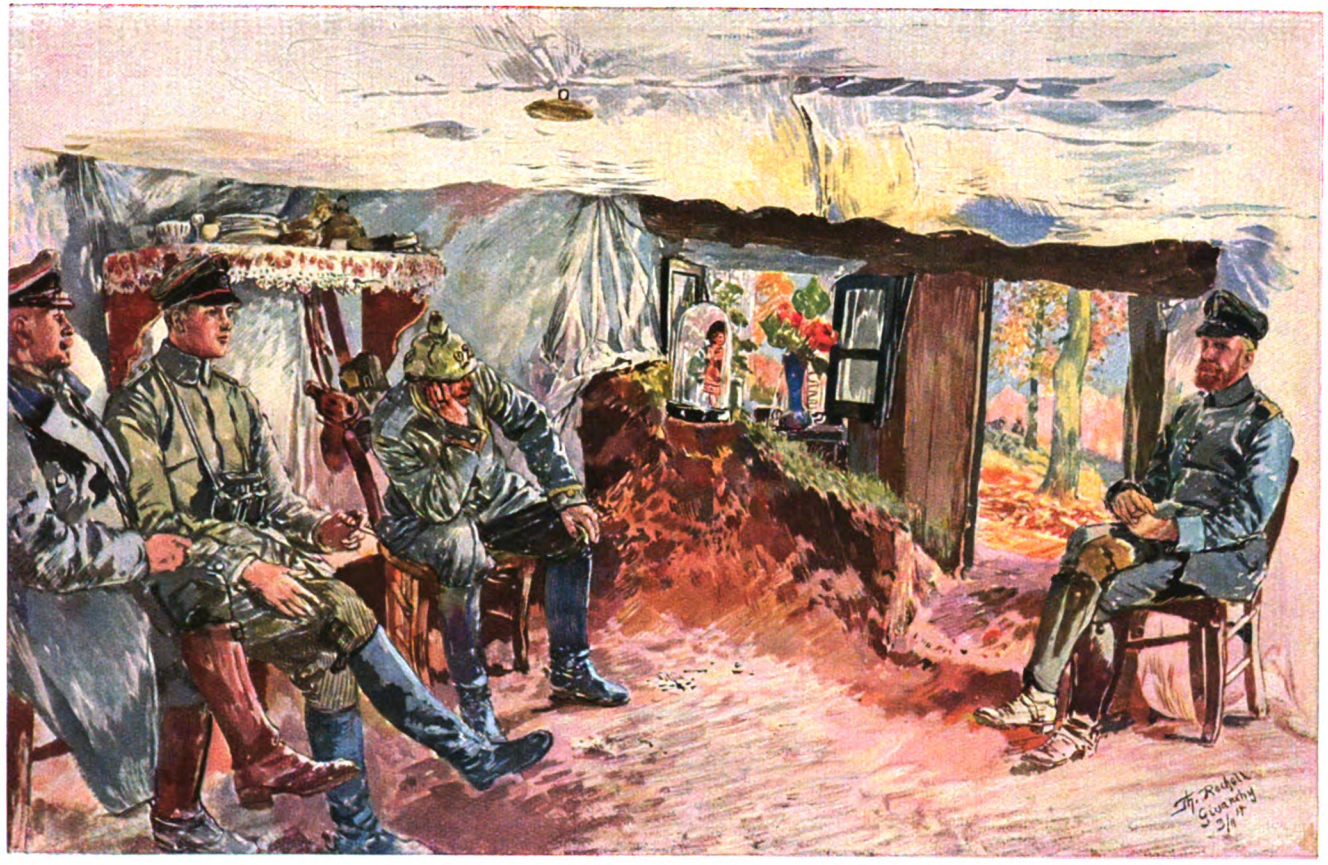
Lieber Landser!

Meine Litewka usw. ist nun glücklich da. Hurra! Haben dazu hier sehr nettes Quartier. Wie mit Zauberhänden haben's unsere Burschen hergerichtet.

Ehe wir hier einrückten, habe ich noch die bayrische Division östlich Arras besucht, wurde auf das liebenswürdigste von Exzellenz von Kr. in seinem Stabe aufgenommen, fuhr mit dem Stabsauto zu den Artilleriestellungen hinauf und nistete mich vor einem Geschütz der Fliegerabwehr-Batterie ein, deren Geschütze, einzig in ihrer Art, sich außerordentlich leicht herumwerfen lassen.

Während Kamus und ich dort oben arbeiteten, zeigten sich auch zwei Flugzeuge. Und — wenn wir auch ihren Fall nicht erleben durften, so wurde ihnen doch dermaßen

Digitized by Google

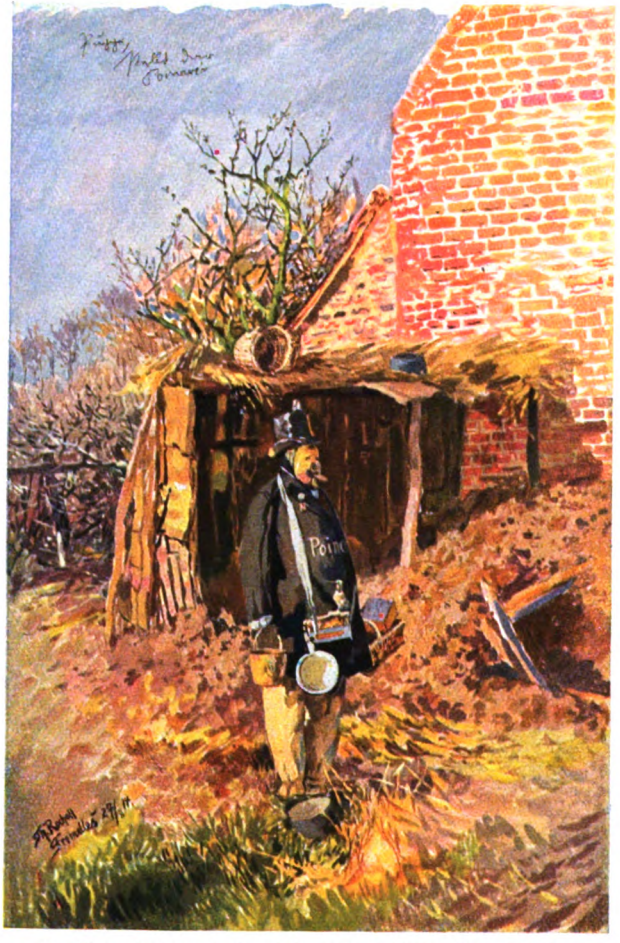


In einem Unterstand bei Givenchy

Digitized by Google

da oben über der unendlichen Artillerielinie eingeheizt, daß sie ihr Heil blindlings in der Flucht suchten.

Gerade in der Nacht vor unserem Abmarsch von Angres (bei dem vielen Einwohnern übrigens die Tränen in den Augen standen und die Kinder uns nachwinkten, bis wir im Morgennebel mit unseren Maschinengewehren verschwanden) gab's in Arras



Präsident Poincaré als Liebesgabenbringer. Lebensgroße Scherzfigur vor Fromelles

einen furchtbaren Geschützkampf. An Schlafen war bei mir nicht zu denken. Hatte ich doch eben erst einen guten Teil der Batterien kennen gelernt und mich dort wohlgefühlt!

Und dieses Gewitter! Oft wirkte es wie ein einziger rollender Donner. Oft riß es plötzlich ganz ab, und das unaufhörliche Knattern von Maschinengewehren und Gewehren kam zur Geltung. Ich werde den wunderbaren, ergreifenden Eindruck dieses gewaltigen Tonspiels nie vergessen.

Du — übrigens bin ich vor ein paar Tagen mal wieder für einen Spion gehalten worden. Gott sei Dank, daß nun endlich meine Uniform da ist. Dann hört das alles auf. Wofür hielt man mich nicht schon! Im Anfang, in Belgien, riefen die fremden Regimenter hin und wieder: „Ole Bull!“ Auch für einen Feldgeistlichen hielt man mich, oder für einen Kriegsgefangenen. Dann avancierte ich zum General. Auch zum Oberchauffeur wurde ich ernannt. Nun hat all dieser unterhaltende Humor ein Ende. Eigentlich schade darum!

Landser, möchte eigentlich wissen, wie oft hier überall der Fall der Festung Verdun berichtet wurde. Dann sollte wieder Arras gefallen sein.

Von allen Seiten werden mir jetzt deutsche und auch ausländische Blätter zugeschickt, die von meiner „Gefangennahme“ Anschauliches zu berichten wissen. Das ist ja sehr nett. Es ist nur das Pech dabei, daß nun wieder alle Liebesgaben für mich von neuem ins Stocken geraten sind, nachdem sie eben erst eingesetzt hatten.

Dazu die betrübliche Nachricht, daß in Sababurg im Mauerpark bald nach meiner Abreise die Fohlenherde in die Wildscheuer eingedrungen ist und mein großes Pferdebild umgeworfen und verletzt hat. So etwas kann auch nur mir passieren und erinnert mich jetzt lebhaft an jenen schönen Mittag im November des Jahres 1900 an der großen Mauer in China. Die sogenannte Dreibundskolonne, bestehend aus einem Bataillon von uns, einem Bataillon Italienern und 250 österreichisch-ungarischen Marinesoldaten, machte Rast in dem Dorfe Schattau im Norden der großen Mauer. Ich war dort hinaufgeritten auf meinem Mongolenpony in Begleitung des Hauptmanns von Wangenheim und saß an der Südseite der riesigen Mauer, von wo man hinuntersah in das wilde Tal von Nankan und darüber hinaus auf die Tortürme Pekings, und malte. Da kommt von Nankan herauf einer unserer vier Feldjäger. „Rocholl, Rocholl, zwei Briefe hab' ich für Sie.“ Ich hinunter über Stock und Stein, daß mein Mongole vor Schrecken beinahe die Zügel zerrissen hätte, die ich um einen Steinblock gelegt. Und was enthielten die Briefe? Der eine besagte, da ich mich ja so plötzlich nach China begeben hätte, müsse die weitere Illustrierung eines Prachtwerkes einem ande-

Digitized by Google

Typ eines indischen Soldaten (Sikh)

ren übertragen werden. Und der andere sagte, der Auftrag für ein Bild für die Galerie in E. wäre unter diesen Umständen hinfällig.

„Fritz, bleib hier! Du weißt ja nicht, wie's Wetter wird! Fritz bleib hier!" Richtig wäre das eigentlich, wenn einem öfters so was passiert.

Doch nun Schluß für heute, sonst wirst Du eingebildet und — übermütig, alter Junge, und das — steht Dir nicht! Döres.

Bauernhof bei Fournes, 28. 11.

Lieber Mühlig!

Hast lange nichts mehr von mir gehört. Unser gemütliches Stilleben in La Bassée währte kürzer, als wir hofften. Schad' um die viele Mühe, die sich unsere Burschen gegeben. Zu famos sehen immer in den französischen Stuben die ehrbaren Familienporträts aus, die an den Wänden über Konsolen und Kommoden verdonnert sind, unserem behaglichen Tun und Treiben zuzusehen.

Kurz vor unserem Abmarsch kam in Angres der neue Fähnrich an, $15^{3}/_{4}$ Jahre alt, sehr groß und eifrig. In den ersten Tagen, wenn er aus dem Schützengraben kam, war er immer etwas still. Jetzt aber wieder ganz obenauf und macht sich aus Granaten und Schrapnells blutwenig.

Weißt Du, Landser, Dir würde es fabelhaften Spaß machen, zu sehen, wie unsere Leute in Zeit von 0,5 so einen arg mit Schrapnells beklecksten Bauernhof neu herrichten. Zuerst kommt der Dachdecker (wir haben alles!) und nimmt von überstehenden und entbehrlichen Stellen gute Dachziegel und deckt damit die Löcher über unseren Wohnräumen zu. Dann waltet der Ofensetzer seines Amtes. Er schnüffelt in sämtlichen Höfen der Umgegend schleunigst umher nach setzbaren Öfen. Und dann geht's bei uns los. Der Kochherd wird zuerst instand gesetzt. Dort steht der allzeit muntere Adorf, die Perle der M. G. K., der aus Rindfleisch (anderes gibt's selten) schier alles macht und auch nicht vergißt, daß ein Rind eine Zunge hat und daß diese zunächst dem Führer zusteht. Kurzum eine Perle. Wenn da draußen in der Küche plötzlich ein Indianergeheul entsteht — Adorf ist dran schuld. Wenn da draußen in der Küche Tango vorgetanzt wird — Adorf ist's. Wenn in höchst feierlichen Tönen das „Schwertlied" vordeklamiert wird — niemand anderes als Adorf ist's.

Sag' mal, Mühlig, hast Du wohl vor einigen Tagen den großen Erlaß gelesen, der aus der „Norddeutschen Allgemeinen" in alle deutschen Blätter, so auch in die „Tageszeitung", die wir kriegen, überging? Nun, da muß Dir der Name des englischen Majors und Militärattachés in Brüssel Bridges (er hieß dort irrtümlicherweise Bridge) auffallen, der im Jahre 1912 die geheimen Abmachungen zwischen England und Belgien vermittelte. Der war's doch, mit dem ich dieses Jahr Mitte April von Durazzo über Tirana bis nach Elbassan geritten bin. Angenehm! Nicht?

Zuave

Digitized by Google

Zerschossenes Gehöft in Herlies

Sehe noch den Onkel mit seinen himmellangen Beinen, die fast auf dem Boden schleiften, wie eine Wäscheklammer auf dem kleinen mageren Hengst sitzen. War gerade von Brüssel angekommen. Vermute, daß er ein zwar unausgesprochenes, aber gründliches Reitweh hatte.

Sonst für heute nichts Neues. War vor ein paar Tagen zum ersten Male in Lille. Haben dort Wein, Butter, Speck u. dergl. geholt für die Kompagnie. Dein Th. R.

(Feldpostkarte.)

Den 30. 11. 1914.

Lieber Mühlig!

Komme eben aus dem Grafenschloß in Fournes, wohin ich von unserem General eingeladen war. Im Vorzimmer guckte ich mich erst vergeblich nach dem Urheber eines wundervollen Vogelgesanges um, bis ich ihn entdeckte in Gestalt eines künstlichen bunten Vogels. Es war wie in Tausendundeiner Nacht.

Der General kam dann vom Schmerzenslager unseres Fähnrichs. Er ist gestern im Schützengraben schwer verwundet, und an seinem Aufkommen zweifelt man. Der General hat ihm dann noch das Eiserne Kreuz auf die Brust gelegt und sagte, er würde diesen dankbaren, glücklichen Blick nie vergessen.

(Feldpostkarte.)

Hof zwischen Fournes und Fromelles,

4. 12. 14.

Heute haben wir im Regen unseren guten Fähnrich begraben. Wer hätte das gedacht, als ich ihn noch vor kurzem nach unserem Nachtquartier zu Fournes auf eine Feldpost-

Kirche in Fromelles

Digitized by Google

karte für seine Mutter zeichnete. Spielten 66 im Wohnzimmer von vier älteren Französinnen. Heute standen diese weinend an ihrer Haustüre, als wir ihn im Sarg unter voller Regimentsmusik vorbeibrachten.

Herzlichen Gruß!

Dein Th.

Herlies, 16. 12. 1914.

Lieber Landser!

Kürzlich an dem Abend im Schloß Fournes bei unserem General wurde mir von diesem geraten, doch ganz ruhig Weihnachten nach D. zu gehen. Im Stabe schien die Ansicht, daß der Krieg noch länger dauere, allgemein zu sein. So werde ich endlich am 18. nach Lille gehen und am anderen Morgen über Brüssel—Lüttich heimfahren.

Mit den fünf Tagen und Nächten im Schützengraben unseres Regiments habe ich einen Abschluß gemacht. Es ist mir lieb, daß ich zuletzt noch einmal unseren Maulwurfskrieg meist bei Regenwetter oder Dauerregen kennen lernen und studieren konnte. Jede Einzelheit ist da hochinteressant. Aber man wird nach dem Frieden Millionenpreise für die wirksame Bekämpfung des Rheumatismus ausschreiben müssen. Es wird die allgemeine mitteleuropäische Krankheit sein, die mit großen Mitteln und Kräften bekämpft werden muß.

Küchenmannschaften in La Bassée

Die fünf Tage waren, jeder einzeln für sich, hochinteressant. War mit unserer Feldküche hinausgefahren, bis zu dem Gehöft, in dem der Stab des II. Bataillons lag. Dorthin kamen unsere Leute, um das Essen zu holen und den Briefsack mitzunehmen. Dann ging's in die finstere Nacht, hinein in die nassen Laufgräben, und schließlich schlängelten wir uns in dem Schützengraben entlang.

Unser Unterstand war gar nicht übel. Rechts und links waren Nischen in die Lehmwände eingegraben. Hatten Stroh, Licht, wenn auch ein wenig knapp. An ein Schlafen war bei mir nicht zu denken. Das Neue war zu stark, dazu die Tätigkeit unserer Schützen, über, neben, bei uns, die keine Minute stockte.

Als ich um ein Uhr einmal vor den Unterstand trat, um neben unserem Maschinengewehr über die Deckung zu blicken, sah ich das hohe Bauerngehöft lichterloh brennen, etwa 100 Meter halbrechts. Und in demselben Augenblick sprangen vier Kerle über unsere Deckung. Sie stellten sich als die vier von dreißig ausgelosten Freiwilligen dar, die vor einer halben Stunde, mit einem Liter Petroleum bewaffnet, da hinübergekrochen waren, das von einer englischen Feldwache besetzte Gehöft angesteckt hatten und dann mit heiler Haut wieder unseren Schützengraben erreichten. Sie strahlten vor Glück, waren mit Lehm überzogen und nebenbei nun glückliche Ritter des Eisernen Kreuzes. Allerhand Ehre!

Am Morgen malte ich sie. Aber dies halte ich mehr für eine Ehrung für mich als für sie.

Zum Schluß der fünf Tage erlebte ich

Digitized by Google

noch eine nette Geſchichte. Saß bei unſerem anderen Maſchinengewehr am rechten Flügel des Regiments und ſkizzierte. Auf einmal ſchaut der weiße Blücherſchnurrbart unſeres Generals irgendwo um die Lehmecke. „Wie kommt der Mann hierher?“ ruft er laut, auf mich deutend.

Meine Umgebung, Unteroffizier und Mannſchaften, ſind ganz erſtarrt. „Verhaften Sie augenblicklich den Mann, der ein Spion iſt! Und überhaupt, wer erlaubt Ihnen, hier zu zeichnen?“

Nachtquartier im Freien

Mit ernſtem Geſicht erwidere ich: „Meine Kunſt, Herr General,“ dabei auf mein Skizzenbuch ſchlagend.

„Nehmen Sie den Mann ſofort feſt und liefern Sie ihn in Schloß Fournes ab, hören Sie!“

„Nach Schloß Fournes laſſ' ich mich gern arretieren, Herr General!“ war meine kurzentſchloſſene Antwort.

„Na alſo — und dann frühſtücken Sie bei mir!“

Das, lieber Landſer, war fürerſt meine letzte Vorſtellung als Spion.

Und nun leb' wohl. In wenigen Tagen geht's der Heimat zu, um hoffentlich recht bald ins Feld zurückzukehren.

Kopf und Herz ſind voll von tauſend Bildern deutſcher Zähigkeit und Kameradſchaft, wie man ſie ſich nicht ſchöner denken kann. Dazu das Gefühl des täglichen Wachſens der tiefinnerlichen Gemeinſchaft zwiſchen Führern und Mannſchaften.

Ich freue mich, bald wieder hierher zurückzukehren.

Auf baldiges Wiederſehen!

Dein

Th. Rocholl.

Die vier ausgeloſten Freiwilligen der Kompagnie Löns

Digitized by Google

Englands farbige Bürger

Von W. Fred

Auch wer eine kurze Weile sein sittliches, ja mehr noch, sein triebhaftes Entsetzen über das Herbeiziehen farbiger Völker als Kämpfer gegen gleichrassige Deutsche, wie es nun auch von den Engländern geübt wird, vergessen könnte, muß, wenn er je einen Einblick in das Leben englischer Kolonien getan hat oder gar die britische Kolonisationsmethode in ihren Grundzügen kennt, über diese militärische Gemeinschaft — das gute Wort „Kameradschaft" wollen wir doch nicht dranwenden! — der Briten mit den Sikhs, Sepoys, Hindus, Arabern, Fellachen erstaunen. Denn ob Maharadja oder degenerierter Nilprinz, ob Parsee oder Brahmapriester höchster Kultur, schließlich ob Jap oder muselmännischer Farbiger aus Zentralindien, ob Paria oder zartgliedriger hindostanischer Forscher uralter östlicher Weisheit, — in einem Betracht waren sie alle, theoretisch und praktisch, dem Engländer der Kolonien doch nur eines: schmutzige „Nigger", die man nicht in Körpernähe kommen läßt, geschweige denn zu einem Gefühl innerlicher Zusammengehörigkeit. „Wir Barbaren" aber können uns nicht denken, daß man in der gleichen Reihe mit einem Manne kämpft, ihm des Heimatbodens Sicherheit und Ehre danken will, dem die Hand zu geben, mit dem die Luft in einem Raume zu atmen, man sich gestern noch gescheut hat. So aber ist es gewesen, so ist's noch überall, wo englische Verwaltung, englisches Militär Zivilisation bringt oder zu bringen vorgibt. Wir untersuchen nicht, ob der Rassenhochmut in dieser Prägung Vernunft oder nur noch Unsinn ist, wir erinnern uns eigener Erlebnisse. Selbst nachdem ein gewisses Maß von Gleichheit durch das Gesetz in Indien dem Farbigen wie dem Weißen gewährleistet worden war, erlebt es der Reisende zuerst staunend, dann immer mehr die Einzeltatsache als Ausdruck einer tief gewurzelten, alle Weißen beherrschenden instinktiven Überzeugung hinnehmend, daß der europäisch gekleidete, europäisch geschmückte Hindu, Fürstensohn oder sogar selbst Mitglied jener Beamtenhierarchie, die, durch die zwei Buchstaben C.S. (Civil Service) gewissermaßen symbolisiert, eine Kaste für sich in diesem vielkastigen Land bildet, doch mit einem moralischen oder sogar physischen Fußtritt aus dem Eisenbahnwagen geschleudert wird, in dem ein echter Anglo-Indier, gar mit seiner Frau, zu reisen geruht. Zwar steht in den Verordnungen der Eisenbahngesellschaften nichts von solcher Einschränkung. Aber das Gewohnheitsrecht ist noch in unseren Jahren stärker geblieben, und mit der abscheulichen Demut, die viele der dunklen Rasse angetane Schmach als ihre eigene Schuld erscheinen läßt, sorgt selbst der farbige Schaffner, der farbige Stationsvorsteher für eine Trennung der Rassen in dem vom weißen „Herrn" gewünschten Sinne. Sieht man dann ein wenig näher zu, so kann man allerdings merken, daß der geistig und seelisch höchststehende Hindu, der wirkliche Brahmine, die Nähe des Weißen nicht weniger meidet, nur daß dieser mit seinem nach innen gekehrten fatalistischen Sinn, vielleicht auch mit besserer Beherrschung, einem noch tiefer wurzelnden Hochmut dem „Anderen" gegenüber, uns als Luft betrachtet, gleichsam durch unsere Körper durchsieht und so jene Beziehung der Ablehnung, die der Europäer zur Schau trägt, in seiner Passivität eigentlich noch stärker bekundet.

Es ist keine Brücke zwischen den Rassen, zwischen diesen Rassen. Bilder, die das plastisch machen, sind einem nach Jahren mit starker Farbe, starkem Ton im Gedächtnis geblieben. Vor dem Jachtklub in Bombay, auf dessen Terrasse die europäischen Männer und Frauen, wenn die Abendkühle kommt, den schönsten Blick der Welt über den Golf hinaus genießen, ist ein nicht allzu großer Platz. Auf dem fahren zur gleichen Stunde, durch ein niedriges Gitter und eine unüberwindliche Luftmauer vom Klub und der weißen Welt getrennt, die schönen Frauen der Parsees in herrlichen Wagen spazieren. Die wunderbaren arabischen Rosse gehen immer wieder im kleinen Kreise fast nach der Art eines Karussells herum. In den leichten Wagen oder jetzt auch in elektrischen Automobilen lehnen die zarten, in Seide gehüllten Damen, und ihre Haut ist kaum dunkler als die von Sizilianerinnen. Ihre Männer, die Nachkommen der Perser, der Sonnenanbeter, sind große Handelsherren, sind Menschenfreunde mit einem Zug ins Weite, der bei manchem Briten vergeblich gesucht wird. Die Namen einzelner von ihnen, wie z. B. der des Großkaufmanns Sassoon, haben in der Geschichte ihres Landes oder vielmehr des Landes, in dem sie reiche Gäste sind, nicht weniger Klang als bei uns der eines Fugger oder Rothschild, und nicht nur der Millionen wegen, die sie erwarben, sondern weil ihre vielen und großen Stiftungen für Universitäten und Bibliotheken, für Soziales und sogar Künstlerisches noch in fernen Zeiten für ihren hohen Sinn zeugen werden. Und oben auf einem Hügel über Bombay im schönsten Teil der schönen Stadt liegen in herrlichen Gärten die prachtvollen Wohnhäuser dieses Volksstammes, der stolz von sich sagen darf, daß er keine Armen unter sich hat: Zeugnisse

Digitized by Google

ihrer Kultur. Weite und wesentliche Geschäftsbeziehungen verbinden Parsees und Europäer, und dennoch hat nie ein Mann dieses Stammes, nie eine Frau dieser Rasse die gesellschaftliche Grenze der Anglo-Indier wirklich überschritten. Die schönen Frauen fahren draußen auf dem Rondell im Kreise herum und sehen zu den teetrinkenden Engländerinnen hinüber. Mit ihren Männern macht man Geschäfte, macht den Reichen im persönlichen Verkehr vielleicht auch gelegentlich das eine oder andere Zugeständnis; im Klub aber — und jeder weiß, was diese Einrichtung für das koloniale Leben bedeutet — ist für den Parsee kein Platz. Und das sind die Aristokraten der farbigen Rasse Indiens, die auch anthropologisch nach dem primitiven Urteil der Anglo-Indier den Weißen am nächsten stehen.

Wie groß die Kluft zwischen dem richtigen Hindu aber und dem konservativ gesinnten Briten ist, das erlebt jeder Reisende, der, zuerst noch unbefangen, etwa den Wunsch äußert, Gast im Hause eines Eingeborenen zu sein. Das gibt es einfach nicht; der Weiße, der sich so weit von angestammter Sitte entfernte, verlöre seinen eigenen Rang, sänke zu den Mischlingen, den Leuten mit ungewissem Blut herab. Gewiß macht man für die schwerreichen Fürsten pharisäisch Ausnahmen, aber immer so, daß auch die einen aufrechten Mann kränken müßten. Von den Maharadschahs, die in jahrzehntelanger Ausbeutung ihrer Untertanen Millionen über Millionen gehäuft haben, hat sich ja auch die englische Regierung nicht gescheut, in der Zeit des südafrikanischen Krieges Gold zu nehmen. Dafür dürfen ihre Söhne die vornehmsten englischen „Colleges" besuchen, um, zurückgekehrt, in eine noch stärkere Abhängigkeit vom englischen „Resident" zu geraten, der jedem dieser Fürsten, auch denen, deren Staaten „unabhängig" genannt werden, mit unfreiwilliger Ironie als „Freund" zugeteilt wird, und dessen „Freundschaft" eine so innige ist, daß der reiche Maharadschah nicht ein Schulhaus bauen darf und keine Reise unternehmen, ohne seine gütige Erlaubnis zu haben. Hört man von englandfreundlichen Hindus, von ihren Ergebenheitserklärungen, jetzt im Weltkriege z. B., so muß man an diese Verhältnisse denken; und darf nicht vergessen, daß mancher Bettler unter den Hindus sich höher dünkt als sein Herr, der Maharadschah; ja, sich höher dünken darf, denn nicht alle Fürsten gehören der ersten Kaste an, und heute wie vor Hunderten von Jahren bestimmt dieses Gesetz die wirklichen Beziehungen zwischen den Eingeborenen. Wer als Brahmine geboren, dieses Zeichen an der Stirne hoch erhobenen Hauptes trägt, wird für die große Masse seiner Stammesgenossen immer mehr bedeuten als der europäisch gekleidete, sportlich erzogene, über ein unendliches Vermögen verfügende Fürst, dessen Familie der zweiten oder gar dritten Kaste angehört. Diese tiefste und stärkste Triebkraft im indischen Volksleben hat ihre Wurzel im Glauben, ja im Urgesetz des Brahmanismus. Und mögen noch so viele Verschiebungen des äußeren Daseins durch die Eisenbahnen und den Handel, die moderne Technik eingetreten sein, mögen Opportunismus und materialistische Gesinnung, als Geschenk europäischer Zivilisation, auch im Ganges- und Himalayagebiet Eingang gefunden haben: die östliche Seele dieses im wesentlichsten doch bedürfnislosen Millionenvolkes blieb trotz allem unberührt von den aufgezwungenen oder angenommenen Formen, treu seinen Göttern und Götzen, beherrscht von uralten Vorstellungen, so daß, wenn es einmal gelingt, die fatalistische, wohl auch durch Degeneration entkräftete Rasse soweit in Bewegung zu setzen, daß sich diese Hunderte von Millionen Menschen auf sich selbst besinnen, man sehen wird, daß einer in Eton zur Schule gegangen sein, Citymethoden und auch europäische Laster gelernt haben kann, sich als Regent in der Erscheinung eines Dandy gefallen, oder als Beamter dem eigenen Volke den Rücken gezeigt hat, und doch in Wahrheit jedem weißen Wesen nicht nur fremd, sondern feindlich geblieben ist.

Etwa 300 Millionen dem indischen Lande Entsprossener leben zwischen Aden und Burma. Sie werden beherrscht von etwa 200 000 Weißen, und davon ist die Hälfte Militär. Die Zahlen sprechen ein Wunder aus: das Mirakel, daß ein so ungeheuer großes Volk, durch starke Rassenmerkmale geeint, von einem kleinen Haufen „Anderer" beherrscht wird, kraft einer Kolonisationsmethode, die aus Härte und Gleichgültigkeit fast weise gemischt ist. Aber dasselbe Zahlenverhältnis spricht auch aus, daß es nicht ewig so bleiben kann. Und man muß sich noch ein paar nüchterne Zahlen anhören, heute, wo das Problem der englischen Kolonien für Deutschland eine hochpolitische Bedeutung gewonnen hat, besser gesagt, wo diese Bedeutung jedem offenbar geworden ist. Unter den 300 Millionen Einwohnern sind etwa 207 Millionen Brahmanen, 57 Muhammedaner, 7 Buddhisten, 2 Sikhs, $1^1/_2$ Jains, etwa 100 000 Parsees und etwa $2^3/_{10}$ bis $2^1/_2$ Millionen Christen. In dieser letzten Zahl aber sind auch die getauften Hindus schon inbegriffen; und, ohne auf die nicht allzu leichte Frage der christlichen Missionen in den indischen Kolonien hier einzugehen, muß doch gesagt werden, daß im entscheidenden Augenblick einer nationalen Erhebung wohl kaum ein wesentlicher Unterschied zwischen den christlichen Hindus und den Altgläubigen — mit geringen Ausnahmen — bestehen wird. Der Wirkung der Bekehrung zum Christentum mußte ja immer wieder die offen zur Schau getragene Verachtung der Engländer für den Farbigen, gleichviel welchen Bekenntnisses, entgegenwirken und jede wirkliche Assimilation unmöglich machen, so daß die Überzahl der Bekehrten nicht Christgläubige, sondern Schein-

Digitized by Google

heilige sind, oder doch nur aus Nützlichkeitsgründen eine Form angenommen haben, die sie von sich tun werden, sowie der mächtige Stromkreis der Rasse sich wieder schließt, und ihr Blut neu aufpulsend sie auch zu den alten Göttern wieder aufrufen wird, vor deren Rache, deren teuflischen Mächten sie die Furcht ja doch nie ganz verloren hatten.

Sieht man sich diese Zahlen an, so berichtigt man sogleich den landläufigen Irrtum, daß die Indier eine homogene Bevölkerung seien, und auch den anderen, selbst in manchen Büchern auftauchenden, der dem indischen Volk den Buddhismus als Religion zuteilt. In Wirklichkeit ist, abgesehen von Ceylon und Burma, seit vielen Jahrhunderten der Buddhismus aus Indien verschwunden, nur drei Jahrhunderte in der Mitte des ersten Jahrtausends hat er neben dem Brahmanismus überhaupt bestanden, bis dann durch die Klugheit der Priester die bezwingende Gestalt Buddhas in die Reihe der brahmanischen Götter aufgenommen worden ist, als eine der vielen Verwandlungsformen des höchsten Gottes, ohne daß aber die weise Lehre Buddhas selbst zu den wirklich bestimmenden Religionsvorstellungen der großen Hindumasse geworden wäre. Nur eine Sekte, die Jains, darf zu den Buddhisten gerechnet werden, doch ist ihre Wirkung durch die an sich geringe Zahl natürlich klein, noch kleiner aber, da sie in engen Bezirken beieinander wohnen, fern den großen Massen, aber nicht unberührt von deren Kult.

Die sieben Millionen wirklicher Buddhisten sind in Ceylon, zu geringen Teilen auch in Südindien angesiedelt, geben also in der politischen Gestaltung der Verhältnisse Zentralindiens und Nordwestindiens keinen Ausschlag. Die Sikhs — eigentlich „Schüler", „Jünger" — mit ihren zwei Millionen sind eine Sekte der Brahmanen, der körperlich stärkste Stamm, dem unter anderem Fleischnahrung gestattet ist und aus dem sich daher auch zum größten Teil die Eingeborenen-Armee rekrutiert. Man sieht, es sind drei große Gruppen, die gegeneinander stehen, — Hindus, Moslim und Christen — und unter ihnen ist die in Wirklichkeit mächtigste, die christliche, der Zahl nach die kleinste. Daß in Indien aber das Glaubensbekenntnis zur Triebkraft aller Volksbewegungen wird, verwundert den nicht mehr, der weiß und an jeder kleinen Lebenstatsache immer wieder sieht, wie eng verwachsen Religion und Rasse hier sind. Hindu zumal kann man nicht werden. Man ist es durch Geburt und gehört auch zugleich einer Kaste an, die meist über Lebensschicksal und Beruf auf ewig mitbestimmt. Nur in den europäisch, d. h. also englisch gerichteten Schichten einer im Verhältnis geringen Zahl des Volkes sind durch Unterricht, Einschlagen der Beamtenlaufbahn Verschiebungen möglich geworden. Die muhammedanische Bevölkerung aber hat sonderlicherweise in ihren Lebensgewohnheiten vieles von den Hindus angenommen, wenn sie auch am Glauben festhielten und sich den Heiden gegenüber überlegen fühlten. Seit Beginn der englischen Kolonisationspolitik ist es nun Grundsatz gewesen, die Muhammedaner gegen die Hindus auszuspielen, die Hindus gegen die Muhammedaner. Und mit diesem fast naiven Rezept konnte England, geringe Unterbrechungen abgerechnet, bis vor wenigen Jahren wirklich auskommen.

In den wesentlichen Zügen ist die Entwicklung der britischen Herrschaft in Indien dieselben Wege gegangen, wie wir sie nun in Ägypten vor sich gehen sahen. Die äußeren Tatsachen sind natürlich verschieden, das Entwicklungsmäßige war das gleiche: zuerst anonymer Einfluß auf das Materielle, den Handel, scheinbar ohne jede politische Absicht, dann Kauf und Beeinflussung einzelner wichtiger Persönlichkeiten und Stämme, weiter „zivilisatorische" Tätigkeit, also Eindringen englischer Missionen, Beamten und Ratgeber in die noch unabhängige Verwaltung, schließlich Unterwerfung einzelner Gebiete, in denen es zu Unruhen gekommen ist, Entsendung von Militär, immer wieder unter dem gleichen Vorwand, zu „schützen", die Ordnung herzustellen und zu sichern, und — als Anfang vom Ende — die Umwandlung eines Teiles des Landes in eine britische Kolonie, bis endlich auch die anderen unabhängigen Staaten es kaum noch dem Namen nach sind. Was für Indien die Ostindische Kompanie war, ist für Ägypten der Suezkanal gewesen: das klug ausgenützte Mittel, ein Land zu unterjochen, indem man ihm Geld leiht. Eines aber blieb gleich in den verschiedenen Stadien, wie sie hier angedeutet sind: die Engländer hüteten sich vor gefährlichen Eingriffen in das religiöse Leben, die Gewohnheiten der Eingeborenen, ließen bis auf die Ausmerzung einzelner, der Humanität allzu widersprechender Volksgewohnheiten, die absonderlichsten Gebräuche bestehen. Und solange das geschieht, murrt das schwache Volk kaum. Jahrzehnte vergehen, bis eine nationalindische Agitation überhaupt aufkommt. Erst die Ausgestaltung der Eisenbahnen und des Verkehrs gibt dieser dann, natürlich sehr gegen den Willen der Herren, stärkere Möglichkeiten, aber noch immer gelingt es, durch Zugeständnisse, durch Erfüllung kleiner Wünsche, durch Eingehen auf die Eitelkeit und Streberei der Intelligenteren diese im Rahmen einer loyalen Opposition zu halten. Und das beste Mittel solcher Politik in Krisenzeiten war, wie gesagt, die Gegensätzlichkeit zwischen den Hindus und den Muhammedanern zu schüren; nur scheint es, daß jetzt dieses Mittel verbraucht ist.

Die Geschichte der indischen Aufstände, von den englischen Geschichtsschreibern immer mit einem bewußt verkleinernden Wort „Meutereien" genannt, zeigt eine ganz merkwürdige Tatsache. So fern dieses Volk, das noch am Ende des 19. Jahrhunderts unter 1000 Eingeborenen nur 53 hatte, die ihre eigene

Digitized by Google

Sprache lesen konnten, und unter 10000 nur 68 Männer und 7 Frauen, die eine Art von Englisch verstanden, so fern also dieses Volk den Vorgängen Europas zu sein schien, und so sehr sich die englische Verwaltung bemühte, von Ereignissen, die das britische Königreich betrafen, wenn sie nicht ruhmvoll waren, keine Kunde nach Indien gelangen zu lassen: jeder Aufstand indischer Völker stand doch in einer Beziehung zu einem historischen Ereignis der weißen Rasse, mögen auch die unmittelbaren Anlässe spezifisch lokaler oder hindureligiöser Natur gewesen sein. Der Parallelismus, vielleicht den meisten Hindus selbst unbewußt, ist doch nicht zu verkennen. Schon der Aufstand von 1806, dessen Herd Südindien, Madras, war, hatte seinen bestimmenden Hintergrund in den Napoleonischen Kriegen, der Hoffnung, daß Großbritannien durch den Korsen gedemütigt werde. Der unmittelbare Grund war damals, wie dann später bei der Delhi-Meuterei, Unzufriedenheit der Sepoy-Soldaten, Verletzung der Glaubensvorstellungen, Erlaß irgendeiner Vorschrift an das Eingeborenen-Militär, die den brahmanischen Geboten und den Kastengesetzen widersprach. Als es dann 1857 zu einer großen Bewegung kam, waren die Blicke der Indier nach Rußland, den Vorgängen in der Krim, gerichtet gewesen. Von dort erhoffte man zwar nicht eine unmittelbare Unterstützung, aber jeder wirkliche oder vermeintliche Sieg über die englischen Herren weckt eben die latente Rebellion. Vorausgegangen waren Jahre einer Annexionspolitik, die von dem gewiß loyalen englischen Reisehandbuch Murrays mit den Worten charakterisiert wird: „All das schien eine Politik ungerechter und hochmütiger Eingriffe." Es war eben jene Periode der Kolonisation eingetreten, in der aus unabhängigen Fürsten abhängige, aus selbständigen Staaten Provinzen gemacht werden, Gesetze erlassen, die das wirklich letzte Ziel Englands, aus Indien ein Beuteland zu machen, kaum mehr verhüllen. Damals, 1857, versagte zum erstenmal, allerdings nur teilweise, die Methode, die Hindus gegen die Muhammedaner, die Muhammedaner gegen die Hindus auszuspielen. Unter den Aufständischen gab es Stämme und Führer aus beiden Religionskreisen. Nach der Unterwerfung dieser Delhi-Meuterei, von deren Blutigkeit und Grausamkeit noch heute die Enkel und Urenkel schaudernd erzählen, änderte sich allerdings manches in der Kolonisationsmethode. Das Bewußtsein der Sicherheit war den „Herren" doch etwas abhanden gekommen, das Vertrauen auf die Eingeborenen-Armee war geschwunden, und von diesem Jahre an durchsetzte man die Sepoy-Heere immer stärker mit Angehörigen anderer Kasten und mischte auch die Volksstämme durcheinander. Ob das genügt, um die einigende Gewalt einer wenn auch passiven, so doch trotz allem Fatalismus durch ihre Brüderlichkeit starken Rasse zu brechen, wird erst die Zukunft zeigen. Charakteristisch bleibt, daß unmittelbar nach Ausbruch des Weltkrieges gerade die besten indischen Regimenter nach Ägypten und nach Europa selbst verschifft wurden, trotzdem die militärischen Kenner des Landes zum mindesten darüber nicht im Zweifel sein konnten, daß dieser Export nach Europa die schwierigsten Probleme aufrolle, und daß übrigens in Indien selbst Militär gewiß notwendig sein werde. Denn wenn auch alles geschehen ist, um Mitteilungen über den Weltkrieg und das Schicksal Englands in ihm nicht nach Indien kommen zu lassen, alle Nachrichten, die wir von dort auf Umwegen empfangen, zeigen uns doch, daß, wie 1806 und 1857, so auch jetzt die Blicke der Nationalindier gespannt auf die europäischen Kriegsschauplätze gerichtet sind, daß jede Niederlage Englands, jede Einbuße an Ansehen den großen indischen Aufstand näher rückt. Bei dem festen Zusammenhalten der Rasse und der Hilflosigkeit selbst der besten Polizei diesem Millionenvolk von Zwillingen gegenüber — kein Europäer kann mit unbedingter Sicherheit unter hundert oder gar tausend Hindus einen Bestimmten herausfinden — ist die Absperrung ein verzweifeltes, aber wirkungsloses Mittel. Der Phantastischem wie Mystisch-Religiösem geneigte Sinn der Hindus läßt sie die geschichtlichen Ereignisse und Tatsachen der Außenwelt, wenn auch weniger klar, so doch um so inbrünstiger empfinden, und die Wirkung ist so stark und stärker, als wäre jede Einzelheit bekannt. Man hat das während des Burenkrieges gesehen. Bei aller Beherrschung der Kabel und selbst der in Hindusprachen erscheinenden Zeitungen war es nicht möglich, die Kunde von den Geschehnissen in ihrer wesentlichsten Bedeutung von den Eingeborenen abzuhalten. Selbst wo die Ereignisse in ihren Einzelheiten nicht gewußt oder nicht begriffen wurden, war das Ergebnis, die Beeinflussung der Stimmung zumindest, ebenso bedeutsam, als hätten die Leute dreimal täglich Extra-Ausgaben über englische Niederlagen gelesen. Da tritt eben der Spürsinn der Rasse in Wirksamkeit, und der Einfluß der Priester, die in diesem Land der Analphabeten nicht nur die Mittler der Nachrichten sind, sondern eindringlicher als der klügste journalistische Demagog tendenziös Umgestaltetes, den Glaubensvorstellungen, Legenden, Wahrsagungen und Hoffnungen Angepaßtes ihrem Volke weitergeben, mit der feinsten Witterung für Zusammenhänge, Aberglauben, und nicht zuletzt für die eigenen Möglichkeiten des Augenblicks. Dazu kommt, wie gesagt, aber jetzt, daß der alte Trumpf, Islam gegen Hindu, nicht ausgespielt werden kann. Schon seit Jahren ist diese Gegensätzlichkeit schwächer geworden. Der religiösen Reformbewegung der Indier, dem Brahma-Somaj, entspricht auch eine islamitische Reformbewegung, die jener zwar in der Entwicklung der Glaubensvorstellungen eher gegensätzlich ist, da sie eine Tendenz

Digitized by Google

zum Mystischen, zum Primitiven zeigt, während der Reformhindu „modern" sein will, tatsächlich aber doch die Annäherung der beiden Gruppen mit verursacht hat. Man könnte fast sagen, die Vertreter der beiden Schichten treffen einander auf halbem Wege. Wird den Anhängern Muhammeds in Indien jetzt der heilige Krieg gepredigt, dann schweigen auch alle tieferen Widerstände, die sonst die beiden Religionen voneinander trennen oder gegeneinander aufbringen. Denn so wenig der erwartete indische Aufstand dem Dschihad, dem heiligen Kriege, zu dem vom Kalifen mit der grünen Fahne aufgerufen wird, gleichzusetzen ist, ein Element haben die beiden Bewegungen trotzdem gemein: die Muhammedaner wie die Hindus kämpfen, um sich selbst zu behaupten gegen einen fremdrassigen, im tiefsten Verstande anders denkenden Bedrücker, der sich nicht bloß die Herrschaft, sondern das Herrentum anmaßt. Wird beim Islam der Ton mehr auf den Glaubenskrieg gelegt werden, so wird dafür die indische Bewegung ihre Kräfte aus der durch Jahrzehnte angesammelten Verzweiflung und Wut einer Rasse nehmen, die bisher stumm getragen wurden, aber die Beziehung zu allem weißen Wesen vergiftet haben.

Man hat oft gesagt, daß die Indier ein Volk von Kindern sind. Es ist ja auch wahr, daß diese Rasse das Phänomen zeigt, daß die Menschen nach einer schnellen Entwicklung in den Jahren zwischen zwölf und sechzehn zurückfallen, nicht nur stehenbleiben. Aber unter diesen Kindern gibt es nicht nur böse, sondern auch ungeheuer viele, die bloß die Maske der Demut und des Fatalismus tragen, und zwar mit jener Beherrschung, die eine Eigenschaft aller östlichen Rassen ist. Immerhin, die Suggestion des „Herrn" konnte durch viele Jahrzehnte so stark wirken, daß selbst ein einzelner Europäer in einem Landstrich, in dem es auf Tagereisen keinen anderen gab, nur durch die Betonung dieser einen Tatsache sicher blieb und die Farbigen in gehörigem Abstand von sich hielt. Deshalb war es auch einer der schwersten Fehler der Engländer, — das Unmoralische versteht sich von selbst! — diese Farbigen gegen weiße Deutsche kämpfen zu lassen, und so den Begriff des Sahib, der seinen Rang durch nichts als durch die weiße Haut zu beweisen hat, selbst zu vernichten. Selbst wenn es zu keinem indischen Aufstand kommen sollte, wird jeder in seine Heimat zurückkehrende Indier, wenn es auch nur wenige sein werden, ein Zerstörer dieser Vorstellung sein. Zu diesem politischen, rassenpolitischen Fehler aber haben die Briten noch einen viel schwereren gefügt, der schon jetzt wirken muß: den Fehler, daß sie Deutsche, also offenbar „weiße Herren", in Indien als Feinde behandelten, einsperrten, verbannten, entrechteten, und zwar Leute, die den Eingeborenen jahrelang bekannt waren, mit denen sie die englischen Offiziere und Verwaltungsbeamten eng verbunden gesehen hatten. Ein solcher unerhörter Vorfall muß dem Volk zu denken geben, gar wenn man sich die Wirkung vergegenwärtigt, die durch die vielen Diener in den Häusern der weißen Kaufleute deutscher Nation, die vielen „Babus" — so heißt der indische Gehilfe, Dolmetsch, das Faktotum des europäischen Händlers — der deutschen Faktoreien und Geschäfte in die Masse hinausgetragen wird. Im weiteren Sinne sind ja alle diese demütigen Kulis der verschiedenen Kasten und Ränge ebensoviel bewußte oder unbewußte Spione ihrer Rasse. Und an dem Tage, an dem man ihre weiße Herrin, ihren weißen Herrn, die Deutschen, plötzlich als Feinde behandelt hat, so wie sonst nur ihresgleichen angefaßt wurden, versank die Vorstellung von der Überlegenheit der weißen Rasse, der man sich gutgläubig zu fügen hatte, auf Nimmerwiedersehen!

In einem Winkel Indiens, an der Grenze Afghanistans, hatten die Eingeborenen allerdings schon seit Jahren und Jahren mit der Möglichkeit eines Zusammenstoßes zwischen den Weißen gerechnet. Daß England und Rußland dort, wo ihre Interessenkreise einander schneiden, einmal miteinander in Streit geraten werden, ist den dort wohnenden Völkerstämmen nicht nur lange bewußt, ihre Führer haben es auch oft genug auszunützen verstanden. Und der Kabulpaß sah schon im Frieden immer wie eine Militärzone in der Angriffsstunde aus; nur wer die besten Pässe hatte, durfte ein paar Schritte über diese Grenze hinaus tun. Der Emir von Afghanistan war stets ein geschworener Feind der Engländer, was nicht hinderte, daß er gelegentlich mit königlichen Ehren vom Vizekönig von Indien empfangen wurde. Dort, rechts und links von der Grenze, also auch im indischen Gebiete selbst, lebt ein kräftigeres Volk, nicht zu vergleichen mit den schwachen, schwer zu irgendeinem kräftigen Entschluß zu bringenden Bewohnern der zentralen und gar südlichen Staaten. Während des russisch-japanischen Krieges war dort, ebenso wie während des südafrikanischen, die nationale Erhebungspolitik Indiens gleichsam in einem Brennpunkt gesammelt. Und auch jetzt sieht es wiederum so aus, als könnte von Afghanistan her der große Brand aufflackern.

Eine Zeitlang schien es allerdings so, als würde der Gegenstoß gegen die englische Herrschaft nicht vom Westen, sondern vom Osten her kommen. In Ceylon, wo ein noch starkes Geschlecht lebt, wurde während des russisch-japanischen Krieges von den buddhistischen Intellektuellen ganz deutlich ausgesprochen und sogar in ihren Blättern gedruckt, daß die Siege der Japaner gegen die Russen Siege der östlichen Religionen und Weltanschauungen über das Kreuz seien. Der Traum eines großasiatischen Reichs unter Führung der Japaner, der Indien die Befreiung bringen sollte, scheint mir aber heute mehr als ein Traum zu sein; ist Japan jetzt ein Verräter an uns,

Digitized by Google

so ist es noch mehr Verräter gegen die Asiaten, deren klügste, wie gesagt, von einem Imperium zwischen Aden und Jokahama träumten und nun erleben müssen, daß die Japs die andere Möglichkeit gewählt haben, den Anschluß an Rußland und England, sich also politisch statt triebhaft, rationalistisch statt gefühlsmäßig zu handeln entschlossen haben. Ob sie dabei wirklich klug gehandelt haben oder auch nur, ob solche Wahl ihnen selbst mehr bedeutet als eine Augenblicksentscheidung, das steht natürlich dahin.

Komplizierter als in Indien liegen die Verhältnisse in Ägypten, das wir nun auch formell als englische Kolonie zu betrachten haben. In Wirklichkeit war Ägypten den Engländern untertan, war englische Kolonie, schon bevor die Annexion ausgesprochen worden ist, von dem Augenblicke an, wo die Pfundnote offiziell in der Verwaltung und im Handel mächtige und fast allein gültige Kraft wurde. Die Oberhoheit des Kalifen bedeutete wenig neben der tyrannischen „Freundschaft" der englischen Beamten, die dem Khedive beigegeben waren. In früheren Jahren machte man manchmal den Scherz, zu behaupten, Cook, der Reisemarschall Großbritanniens, sei der ungekrönte König Ägyptens. In der Tat ist das Nilgebiet ebenso durch die Einflüsse der englischen Touristen und Touristenindustrie, wie durch die noch tiefer wirkende Beeinflussung der Bodenbearbeitung zur hilflosen Beute Englands geworden, seit der Suezkanal durch Aktienkauf englisch geworden war. Fast ohne es zu merken wurde Ägypten, die Kornkammer Europas, wie man früher sagte, ein Land, das sich selbst nicht mehr ernähren kann. England brauchte Baumwollfasern für die heimischen Spinnereien, und der Boden, der Jahrtausende hindurch Brot hergegeben hatte, wurde solchem Dienst entwöhnt. Die höheren Schichten erlebten eine flüchtige Blüte des Reichtums und des Luxus, das Gefährlichste, was es für den Orientalen gibt, und heute sieht man in dem Völkergemisch neben Levantinern, Griechen, Juden, Mischlingen, bettelarmen Fellachen und räuberischen Beduinen fürs erste nur einen verhältnismäßig spärlichen Rest der guten ägyptischen Mittelschicht. Allerdings darf man Kairo und die paar Hafen- und Fremdenorte nicht als einzig maßgebende Bilder für das ganze Reich betrachten. So tief die Korruption in den sogenannten höheren Ständen wurzelt, so stark wirken doch noch moslemisches Glaubensbekenntnis und moslemischer Hochmut bei allen jenen, die strenggläubig geblieben sind und sich auf ihrem Boden dem Christen nicht nur gleich, sondern sogar überlegen fühlen. Der Tourist, der die Beduinen, die ihn um die Pyramiden herum frech anbetteln, oder die lächelnden Kaufleute der Bazare, kurz das ganze „Fremden-Ägypten", zum Maßstab seiner Bewertung machen wollte, irrte gewaltig. Es kann trotz der Zusammenziehung neuseeländischer und indischer Truppen in Ägypten, trotz der Käuflichkeit einzelner Prinzen, die den indischen Fürsten seelenverwandt sind, geschehen, daß die grüne Fahne des Propheten das so zersplittert erscheinende Land zu kraftvoll ungestümem Vorgehen gegen die Fremden, die dann wieder die „Unreinen" sein werden, vereint. Die Engländer selbst wissen das wohl auch, sie fürchten die Ernte jahrzehntelang ausgestreuter Saat — ihrer Habgier und Verachtung; denn trotz lichterer Haut, trotz dem muhammedanischen Glauben, den höher zu schätzen als den verachteten Brahmanismus selbst der Brite sich immer entschließen mußte, wurde auch in Ägypten von den Engländern die Verachtung gegen den Farbigen immer mit aufreizender Offenheit zur Schau getragen; wer einen „Tarbusch" — die vom orthodoxen Glauben vorgeschriebene Kopfbedeckung — trug, wurde trotz Reichtum und Titel höhnisch behandelt, und es konnte seinem Träger immer wieder geschehen, daß er mit einer lässigen und darum nicht minder brutalen Bewegung aus der Nähe weißer Frauen, selbst aus einem Hotelsaal gewiesen wurde. Das muhammedanische Volk wird das nicht vergessen.

Die Weite und Tiefe des Problems „Englische Kolonie" konnte hier kaum flüchtig angedeutet werden. Auch sollte ja nur von jenen unter britischer Oberhoheit stehenden Gebieten die Rede sein, die im tieferen Verstand als Kolonie anzusprechen sind, weil die Eingeborenen kraft ihrer Rasse, ihrer Hautfarbe als Menschen zweiter Klasse, nur zum Beherrschen gut genug, angesehen wurden. Nicht überall haben es die Engländer ja gewagt oder wenigstens durchgehalten, das in Indien erprobte System anzuwenden. Wohin der Versuch führt, so einem Volk gegenüberzutreten, wenn man es mit weißen, noch ungebrochenen aufrechten Menschen zu tun hat, zeigt die Geschichte des Burenstaates. Nie konnte oder könnte Transvaal, nie auch Australien in ein ähnliches Verhältnis zum Mutterland geraten wie Indien oder Ägypten. Nach ganz anderen inneren Gesetzen mit dem Inselreich verbunden, auch nach anderen Gesetzen regiert als die unseligen östlichen Gebiete, die in Wahrheit nur der Ausbeutungslust Großbritanniens dienen, werden sie von Tag zu Tag mehr Bundesstaaten. Indien und Ägypten aber würden bei friedlicher Entwicklung nie eine solche Stellung erreichen. Selbst wenn der Bevölkerung der Schein einer Mitwirkung an der Regierung in irgendeiner Form gewährt würde, das Los dieser Länder bliebe es doch immer, Goldquellen für das kleine Inselreich zu sein, dem Überschuß der „rein britischen" Bevölkerung die Möglichkeit zu geben, rasch reich zu werden oder ein bequemes „herrenmäßiges" Leben zu führen, während sich um das Geschick, das Wohlergehen, die Zukunft der Eingeborenen selbst keiner von den „Sahibs" je Gedanken machte. „Es sind doch — Nigger!"

Digitized by Google

Verlorener Weg

Erzählung von Hans Reisiger

Auf einem buntfarbigen Gelände im südwestlichen Deutschland, nicht weit vom Bodensee, stand das Haus Peter Büchlers. Gemüsefelder umgaben es: violetter und roter Kohl, grüner und gelber Salat, tausenderlei Blumen blühten dort; wohlgepflegte Obstbäume standen in Reihen. Schmetterlinge flogen, Hühner fremder Art liefen umher, großmächtige Einwohner von Cochinchina und Brasilien, in einem Ornat von Federn, schillernd wie Trabanten der Sonne, mit einem Goldschaum vor der geschwellten Brust. Dicht an dem Hause, wo an einem Spalier Pfirsichbäume gezogen waren, saß in einem goldenen Ringe ein großer Papagei, Ara genannt, der rot wie Feuer, blau wie der Himmel und gelb wie die Sonne war. „Ara! Ara!" schrie er unermüdlich seinen Namen in die Luft, oder auch, mit einiger Mühe: „Asta! Asta!" Kreischend und wild aber hob er die Flügel und hackte mit dem Schnabel, wenn Joko, der Affe, aus der Haustür stob und sich mit herausfordernden Grimassen unten an den Stab klammerte, an dem der Ring befestigt war: Schnattern und Krächzen scholl durcheinander und um die Ecke stürzte kläffend das struppige Hundepaar, Pitt und Fox, mit wild begeisterter Teilnahme. Alsdann erschien oben an einem der Fenster der Herr des Hauses, Peter Büchler, laut lachend und in die Hände klatschend, schrie ein kräftiges „Hallo!", und sogleich hielten Pitt und Fox im Sturm inne, Joko entfernte sich schief und grinsend, und Ara rief nur noch zwei- oder dreimal befriedigt seinen eigenen Namen. Dann war es wieder still.

Peter Büchler sah mit Lust aus dem Fenster seines hellen Zimmers auf die bunte Heimstätte, die er sich geschaffen.

Er hatte schon als ungeduldiger Jüngling in den licht- und farblosen Lagerräumen und Kontoren eines großen Handelshauses sich sein Brot verdienen müssen. Da war alles grau in grau gewesen, unförmige Warenmassen und dunkle Ziffern, in Höhe, Breite und Tiefe eine klüglich verstaute Welt. Und sein Auge war doch von Geburt an begierig nach Farben und Licht. In dem Schatten der Kaffeesäcke, die duftend bis zur Decke gestapelt lagen, leuchtete ihm die smaragdene Küste von Ceylon auf, und das Meer wogte mit blauem Atem. Er sah die Stäubchen in einem Sonnenstrahl schweben, und irgendeine atemraubende Verheißung schien sich vor ihm aufzutun, die Ahnung eines tropischen Mittags oder einer Sommernacht auf südlichem Ozean, voll einer Feuerblüte naher, großer Gestirne.

Spät in der Nacht hatte er oftmals versucht, mit dem Bleistift oder mit einigen spärlichen Wasserfarben irgend etwas Bildliches festzuhalten; aber er fühlte bald, von welcher unsichtbaren Waberlohe das Wesenhafte der Dinge umgeben ist. Etwas in ihm widersetzte sich dem herrischen Magnetismus des Künstlerischen; die Lust erwachte in ihm, das so schwer zu formende Innerliche durch Äußeres zu erdrücken: die Welt zu sehen, leibhaftige Buntheit in seine Augen aufzunehmen, Trubel und Wechsel von Meer und Land, Städten und Völkern zu erleben. Er begann mit einem Kauffahrteischiff zu reisen. Das Dämmerlicht der Geschäftswelt verdichtete sich zunächst um ihn, denn er geriet vorerst in das graue England, wo er ein ganzes Jahr verblieb, bis er endlich im Auftrage seines Handelshauses nach Indien fuhr.

Dort erwarb er sich nach einigen Jahren mit einigen Ersparnissen eine kleine Gummiplantage im nördlichen Indien, nahe am Meer, die er mit Ingrimm und Lust zu bewirtschaften begann. Dies war ein lebendiges Geschäft, große Möglichkeiten boten sich dar; Peter Büchler gewann Geld, vergrößerte seinen Besitz und wurde allgemach ein reicher Mann. Mit seiner kraftvollen braunen Gestalt und seinem kurzen schwarzen Haar, das über der Stirn gerade abgeschnitten war, stand er beherrschend über der weiten Pflanzung voll großer, glatter, dunkelgrüner Blätter, darauf die Sonne glühte. Einige Male hatte er, halb widerstrebend, halb leidenschaftlich, versucht,

Digitized by Google

dieses Bild auf die Leinwand zu bekommen; er hatte sich einen grauen, groben Fetzen aufgespannt, Farben hervorgekramt und wild darauf losgepinselt, irgend etwas Glutvolles, Reines war ganz undeutlich und tief aus dieser Kleckserei hervorgebrochen, einen Augenblick, so daß dem Zufallsmeister der Atem stehen blieb. Aber ehe er es noch erhaschen konnte, war es verschwunden. Er blieb dann tagelang in diesem Rausch, versuchte immer wieder, jenes Seltsame, Göttliche zurückzuzwingen; aber seine dicken Farben blieben nur etwas, womit er das Unsichtbare überpinselte.

Allgemach ergriff ihn Unruhe auf seiner Plantage. Der Anblick der Pflanzungen wurde ihm verleidet, das Klima behagte ihm nicht mehr. Er fühlte, daß ihm Menschen fehlten, ein Freund, mit dem er teilen, eine Geliebte, mit der er leben könnte. Er verkaufte seine indische Besitzung, packte sein Hab und Gut in Kisten und Koffer und ging wiederum zu Schiffe. Er gelangte über das schmale Land der Sonne, weit über das Meer hin nach der westlichen Küste von Amerika. Eine leuchtende gelbe Stadt an herrlicher blauer Bucht nahm ihn auf, Fröhlichkeit und Arbeitsgetöse umfing ihn sogleich. Hier hatte ein furchtbares Erdbeben vor nicht langer Zeit den größten Teil der Häuser und viele Menschenleben vernichtet, Brand und Jammer hatten für eine kurze Höllenfrist gewütet; aber kaum waren die Flammen unter dem blauen Himmel erloschen, so hatten grimmig lachende Arbeitskraft und leichtherzig stolze Unternehmungslust das Zerstörte neu aufgebaut, schöner, fester, größer als zuvor. Das Felsengebirge ragte braun und mit schneeigen Höhen von fernher über das blühende, warme Land, in dem auf weiten Feldern süßeste Früchte gediehen, Aprikosen, Granatäpfel, Orangen und vielerlei andere.

Peter Büchler war es zumute, als hätte er das Paradies gefunden. Er erwarb ein großes Stück Land, mit Tausenden von Obstbäumen und einem einfachen hölzernen Hause. Gleich in den ersten Tagen traf er auf der Nachbarfarm einen Mann, den er so lieb gewann wie noch niemand zuvor. Es war ein Deutscher, Hollmann, der sich vor vielen Jahren hier angesiedelt hatte und eine schöne Westamerikanerin zur Frau hatte. Er war blond und hager und sonngebräunt; sie hatte so volles schwarzes Haar wie eine Indianerin, und etwas Fliegendes, Leichtes war in ihrem Schritt und ihren Bewegungen; sie war eine kühne Reiterin, ritt Pferde ohne Sattel, schoß und schwamm und fischte und zog dabei ihre kleine Tochter so auf, daß sie bei ihr geborgen war wie ein Adlerküken im Nest. Lachen und frohe, tüchtige Gespräche erklangen in diesem Hause, wo Peter Büchler fast täglich als Gast war. Oft saß man in den heißen Julinächten im Freien unter dem ungeheuren, funkelnden Himmel. Das Donnern eines Wassersturzes in dem näheren Felsengelände klang leise herüber. Und Peter Büchler sah mit stark und süß erregter Brust die schöne Ethel Hollmann in den niedrigen Liegestuhl gelehnt, hörte ihre tiefe Stimme, die wie ein Nachtlaut klang, und wiederum wuchs ihm dieses ganze Leben bildhaft zu, zum Greifen, zum Halten, zum Wiederschaffen! —

Er vereinigte nach einiger Zeit seine Farm mit der seines Freundes; es war ihm, als habe er damit seine ganze Arbeit für immer in helles Sonnenlicht gerückt und nun erst vor einem höheren Willen sie wertvoll und fruchtbar gemacht. Er zeigte auch dem befreundeten Manne als erstem seine unglücklichen Versuche in der Kunst, soweit er sie nicht längst vernichtet hatte. Hollmann sah sie ernsthaft an — stand lange davor und ermunterte am Schluß Peter Büchler mit bescheidenen und leidenschaftlichen Worten, diese Arbeit wieder aufzunehmen. Peter Büchler stieg das Blut zu Kopfe, die Brust wurde ihm warm und voll, aus seinen Augen hätte er Tränen vergießen mögen. Er riß noch am selbigen Tage Leinwand und Pinsel und Farben herbei und malte ein Obstfeld, von Sonne strotzend, er saugte dieses Bild tief aus dem Ewigen heraus, er legte sein Herz an das Unendliche, wie ein Blatt sich an das Sonnenlicht legt. Als er damit fertig war, stellte er es weg und begann sogleich ein neues. Er arbeitete mit zusammengebissenen Zähnen.

Tag für Tag begann er neu. Er war wie ein Mann, der mit erstarrten Fingern Geige spielen soll, der die süßen Töne mit unsäglicher Mühe hervorlockt. Fast ein ganzes strahlendes Museum malte er sich zusammen, eine unordentliche Welt voll

Digitized by Google

Dreck und Feuer, und irgend etwas in seinem Herzen hielt stand und glühte vor Lust, sich weiter zu mühen. Da kamen Ereignisse, die ihn wiederum herausrissen und niederwarfen. Ethel Hollmann stürzte eines Nachmittags beim Reiten, sie blieb tot auf der Stelle. Sie lag auf dem Rücken, in rauhem Rock und heller Bluse, mit ihrem rabenschwarzen Haar und ihren dunkeln Zügen; ein wenig Blut quoll rot zwischen ihren roten Lippen hervor. Indem Peter Büchler noch in dumpfer, wilder Betäubung half, die Unglückliche emporzuheben, griffen seine Sinne mit Begier nach der Bildhaftigkeit dieses Todes. „Male das!" rief es in ihm, „dies so, und das so!" Da schrie er mit lautlosem Zorn, bebend dagegen und verschwor es, die Farbenspielerei noch weiterzutreiben.

Der Farmer Hollmann blieb in tiefer Erstarrung gebannt. Die ganze süße, gesunde Welt, die er in der holden Frau so vertraut an sich angeschlossen hatte, sah er von seinem Herzen gerissen. Er saß und hielt mit seinen langen starken Armen die kleine blonde Tochter umschlossen, die mit ihren von der Mutter ererbten schwarzen Augen aus solcher Umklammerung hilflos hervorlugte, die Leidenschaft nur dunkel begreifend, die sie so umkrampfte. Sie lief in dieser Zeit oftmals zu Peter Büchler hinüber, da sie ihren Vater so sehr verändert fühlte, und ihre Mutter, deren Tod sie noch kaum begriff, schmerzlich vermißte. Peter Büchler behandelte sie bei sich, wie man nur immer den höchsten Schatz seines besten Freundes behandeln kann. Er überwachte sie mit der zartesten Sorgfalt, spielte mit ihr, ging mit ihr spazieren und begann, dies und jenes Lehrreiche zu ihr zu reden. Sie sprang wie ein heller Funke an sein betrübtes Herz, und ein seltsamer, noch nicht gekannter Lichtschein wachte davon in ihm auf.

‚Wie reich ist die Erde,' dachte er, ‚die sich über dieser schönen Frau geschlossen hat und nun mit derselben Luft und demselben Licht dies von ihr geborene Wesen nährt.' Es glitt ihm halbdunkel etwas durch den Sinn wie ein tief von Ruhe gesättigtes Bild: in kristallener Abgeschiedenheit eine zum Vergehen hingebettete Gestalt, kaum noch horchend und lächelnd, und fern von ihr, droben im würzigen Gewühl von Farben, an strahlendem Laube hinhüpfend, ein hellhaariges Kind mit denselben Zügen, spähend und lächelnd.

‚Wie könnte ich nur meinem Freunde ebensolchen Trost erwecken?' dachte er.

Aber der Farmer Hollmann konnte sich dem Licht nicht wieder zuwenden. Er zwang sich für lange Zeit, arbeitsam und freundlich zu sein, widmete sich mit ernster Leidenschaft seinem Kinde, duldete Peter Büchlers aufmunternde Besuche und Zerstreuungen. Aber immer zog ihn eine unsichtbare Hand dem Dunkeln, Unbekannten wieder zu, der Tiefe, in der das Leben verschwindet. Sein Auge schien blind dem Schimmer nachzuspüren, den das Wesen seiner schönen Frau auf der Erde zurückgelassen. Sein Ohr schien nur dem unmerklichen Seufzer nachzulauschen, der als letzter Atem von ihren Lippen gekommen.

Oft trieb es ihn von dem Lande hinweg. Er ging wochenlang nach San Francisco, die kleine Asta dem getreuen Peter Büchler anvertrauend. In der Stadt blieb er ruhelos, saß die Nächte durch vor einem Hotel in der Nähe des Meeres und trank schweren Wein.

Gegen Ende des Sommers wurde er während eines Aufenthaltes in der Stadt von einem Fieber befallen, das dort im Chinesenviertel wütete. Peter Büchler saß bei ihm im Krankenhaus, und Hollmann übertrug ihm als Vermächtnis die Sorge für die kleine Asta. Er sagte etwas darüber, daß Büchler es ihm nicht verübeln solle, daß er sich als schwacher Mann gezeigt. Das Meer war gewaltig draußen zu sehen, ein schwellendes Blau. Peter Büchler öffnete das Fenster, Sonne flutete herein, und er sah seinen Freund vom Licht überwältigt, sein Leben von Gold hinweggetrunken.

Als er damals, allein, wieder auf seine Farm zurückgekehrt war, hatte irgend etwas, ungeachtet seines tiefen Schmerzes, mit glücklicher Stimme in ihm gesprochen. Daß er das holde Kind seines Freundes nun ganz und für immer bei sich aufnehmen und an sein Leben anschließen sollte, erschien ihm als die höchste Gabe, die ihm bisher noch geschenkt. Sie beschwerte sein Leben mit edlem Gewicht und half ihm, den Schmerz darüber zu bezwingen, daß er es im Unwirklichen, im Bereiche der

Digitized by Google

Kunst, zu keiner Tüchtigkeit zu bringen vermocht.

Die kleine Asta blieb gern bei ihm. Sie nannte ihn Pitt. Peter Büchler war durch Hollmann in aller Form zu ihrem Vormund eingesetzt worden. All sein Leben und Schaffen begann sich ihm zu schützendem Kreise zu ordnen, der sich um den lieblichen Pflegling schloß. Er war nun ein Mann in der Mitte der vierziger Jahre; er beschloß, obwohl ihm das Land seit dem Tode seiner Freunde verleidet war, noch dazubleiben, solange es geschäftlich von Vorteil wäre; danach aber lockte es ihn allzu stark, nach Deutschland zurückzukehren und dort ein Stück heimatlichen Grundes zu Eigen zu haben. Dabei bestimmte ihn auch das in seinem Alter sich gebieterisch meldende Verlangen, etwas seinem Vaterlande Nützliches zu leisten, die Vorteile seines Vermögens ihm zugute kommen zu lassen und die Pflichten und Rechte eines Staatsbürgers zu tragen.

Das Heimwesen, das er irgendwo im glücklichen Deutschland zu begründen gedachte, hatte ihm sogleich als deutliches Bild vor Augen gestanden. Sein Malersinn hatte unverweilt Farben und Maße angeordnet, buntes Getier und kräftige Blumen wurden verwendet, das Haus erhob sich mit apfelsinengelben Wänden und grünen Läden. ‚Da es mir nicht gelingt,, dachte er, ‚Bilder zu schaffen, so will ich mich im Bunten einrichten.‘

Die kleine Asta machte ihm eine Zeitlang Sorge. Indes sie noch auf der stillen Obstfarm heranwuchs, bemächtigte sich ihrer ein Geist von großer Scheu und Sprödigkeit, so daß Peter Büchler oft nicht wußte, mit welchem Wort und welcherlei Tun er sich den Zugang zu ihrem Herzen offenhalten sollte. Während sein schwarzes Haar sich mit Grau zu mischen begann, sah er das Gold auf ihrem Scheitel sich reifer und voller färben, ihre Glieder wurden lang und zaghaft, ihre großen schwarzen Augen verhüllten sich mit einem fremden Schein.

Er hatte von Anfang an die größte Sorgfalt auf ihre Erziehung verwendet. Er hatte eine Lehrerin für sie aufs Land kommen lassen, hatte ihr selbst Unterricht in Musik, Malerei, Geschichte, Naturkunde und vielem anderen erteilt. Sie war mit ihm zusammen geritten und gesprungen, hatte fischen und schießen gelernt, so wie es dereinst ihre Mutter getan. Ihr Lachen und ihre kindliche Liebenswürdigkeit war auf allen Fahrten wie ein heller Pfeil neben ihm dahingeflogen. So war sie fünfzehn Jahre alt geworden.

‚Ihr fehlt Geselligkeit,‘ dachte Peter Büchler. Er verkaufte seine Farm und zog, die Vereinigten Staaten durchquerend, in die nächste Nähe von New York. Dort wurde die junge Asta vertraut mit den gewaltigen Häusern, den dröhnenden Straßen, den glänzenden Läden; sie lernte sich zu kleiden und zu bewegen wie eine Dame. Peter Büchler lud Gäste in sein Haus, man besuchte die Theater, Konzerte und Sportplätze. All dieses Treiben brachte etwas von der harmlosen Fröhlichkeit wieder, die zuvor über Asta gelegen hatte.

Der Sitte des Landes gemäß wurde ihr schon in ihrem jugendlichen Alter ritterliche Huldigung zuteil, und viele junge Männer schätzten sich glücklich, zu Peter Büchler eingeladen zu werden und mit seiner schönen Pflegetochter sportliche Spiele zu treiben, zu plaudern oder zu tanzen.

Im neuen Frühling, kurz ehe man endgültig nach Deutschland abreisen wollte, wohin sich Peter Büchler immer stärker gezogen fühlte, ging von neuem eine Veränderung mit Asta vor sich.

Zum erstenmal erfuhr dies Peter Büchler am Abend einer Theatervorstellung.

Man fuhr im Wagen hin. Die Luft war noch gemischt aus blasser Kühle und warmem Gold. Die dröhnenden Straßen leuchteten, die Stirnen der Häuser standen noch in Sonne. Die hohen, schmalen Riesengebäude mit ihren zahllosen Fenstern fingen das scheidende Licht des Weltalls auf. Dumpfer Donner der Bahnen durchrollte unaufhörlich das steinerne, lärmende Bereich.

Die junge Asta Hollmann saß im Wagen, in einen topasfarbenen Abendmantel gehüllt, dessen dicker Kragen aus zarten Schwanenfedern sich in ihre Wangen und ihr helles, goldenes Haar schmiegte. Ihre schwarzen Augen tranken, indes sie regungslos saß, die tosende, grobe Fülle dieser Abendstadt in sich. Ein zehrendes Gefühl ohnegleichen wuchs in ihrem Herzen. Alles drang und sprach mit unerhörter Deutlich-

Digitized by Google

keit zu ihr. Ströme des Lockenden und Versprechenden, Ströme der Zukunft und erwachenden Lichtes glitten machtvoll in der Höhe und Tiefe an ihr vorüber. ‚Wo bin ich?‘ dachte sie. ‚Wie herrlich ist die Welt!‘ Ihr Pflegevater sagte von Zeit zu Zeit etwas oder machte auf irgendeinen Menschen aufmerksam, an dem man vorbeifuhr. ‚Wie bin ich geborgen,‘ dachte Asta. ‚Wie warm und leuchtend ist alles um mich her. Wie kann ich nur meine Dankbarkeit beweisen?‘

Etwas Lachendes klang aus all den groben Geräuschen. Grüne Bäume strahlten mit jungem Laub von einer Promenade herüber. Die Uhren schlugen mächtig. Als man vor dem großen Theater hielt, schien die ganze Umgebung zu drängen: Hinein! Hinein! Musik! Wirkliche, große Musik! Von einem herrlichen Orchester hervorgezaubert! Glanz! Rausch! Gesang! —

Peter Büchler saß in der Loge auf halb herumgerücktem Stuhl, so daß er in dem musikdurchrauschten Halbdunkel das Profil seiner Pflegetochter mit dem Blick streifte. Ihre Lippen waren leise geöffnet; sie schien wie ein holdes Bienlein an dem Strome des Goldes mitzusaugen, der sich über die dunkeln Hunderte ergoß, die da zusammengedrängt saßen. „Tristan und Isolde“ war das Werk, das dargestellt wurde. Die Stimmen der Sänger drangen leidenschaftlich bis in die innersten, allen gemeinsamen Tiefen.

Peter Büchler aber sah nur sein junges Pflegekind. Von dem herben, jungfräulichen Klange der geraubten, zu Schiff entführten Irenfrau schien sich ein glashelter Glanz um das stolze, leichte Haupt des schönen Mädchens zu legen. Heiße Wogen der Liebe nahten sich von ferne ihrer Unberührtheit.

Der Akt schloß, die Menge ergoß sich rauschend in die Vorräume, Freunde kamen in die Loge, begrüßten Peter Büchler und Asta, man schlenderte hinaus zu den Büfets, um etwas Eiswasser zu trinken. Auf Astas Wunsch begab man sich ins Freie, an den Eingang des Theaters.

Asta legte leicht ihren Arm in den ihres Pflegevaters. Peter Büchler dachte, daß er nie in seinem Leben eine holdere Berührung gefühlt habe noch fühlen werde. Denn er empfand die reine, starke Glut in Astas Seele, die heute abend in ihr erwacht war. Die jungen Freunde und Freundinnen, die mit ihnen standen, sprachen lebhaft über die Oper, sie lachten fröhlich. Ein stattlicher junger Mann mit einem kühnen Indianergesicht redete viel zu Asta und Peter Büchler; er sagte kluge und leidenschaftliche Dinge über die Musik; seine Stimme klang tief und beherrscht, in dem Tonfall des Kanadiers. Asta wandte ab und zu ihr Gesicht zu ihm und lächelte oder nickte.

‚Wo bin ich nur?‘ dachte sie. Sie sah die hohen Säulen neben sich, die sich königlich gegen die Tiefe abhoben. Die Sterne leuchteten überall so stark in der Höhe, daß man sie trotz dem Straßenlichte gewahrte. Sie hörte die Stimme des Kanadiers neben sich, in der sie die ernste und männliche Huldigung für sich selbst fühlte. Ein Schein ihrer Kindheit glitt durch ihren Sinn, ein weites sonniges Land mit Obstbäumen, fern durch braune Felsen begrenzt und durch das blaue, gewaltige Meer. Das Bild ihres Vaters, eines großen, blonden Mannes, kam ihr vor Augen, und ein flirrendes, springendes Licht: sie selbst, mit wehendem Haar, ein schmales Kind.

All dieses schien die Stimme des Mannes neben ihr mit zu umfangen, sie schien sich warm um Vergangenes wie Gegenwärtiges zu schließen. Sie fühlte eine scheue Lust, dies goldene kleine Licht, das ihr eigenes Kinderbild war, ihm zuzujagen, wie einen singenden Vogel.

„Sie wollen Amerika verlassen?“ fragte der Kanadier.

„Ja, wir ziehen nach Deutschland,“ sagte Asta. „Pitt möchte gern dahin,“ fügte sie hinzu, Peter Büchler zulächelnd.

„Werden Sie für immer dort bleiben?“ fuhr der Frager fort.

„Ich weiß es nicht,“ erwiderte Asta.

„Ich fahre morgen nach San Franzisko,“ sagte er, „ich bin an den Arbeiten für den Panamakanal beteiligt. Ich werde ein Jahr dort bleiben. Danach will ich eine große Reise machen. — Darf ich Sie in Deutschland besuchen?“ fragte er.

„Ja, gewiß,“ sagte Asta lachend.

Man kehrte in das Theater zurück, die Klingeln schrillten, das Orchester stimmte die Instrumente. Asta sah in der Entfernung noch einmal das stolze braune Profil des Kanadiers; er hieß Jack Hume, und seine

Digitized by Google

Familie stammte aus Irland. Es wurde von ihm erzählt, daß er ein außergewöhnlich tüchtiger Ingenieur wäre, daß er aber heimlich daran dächte, seinen Beruf zu wechseln und Maler zu werden.

Als die Oper beendet und Held und Heldin ihren tönenden Tod gestorben waren, als man, in die Mäntel gehüllt, das brausende Haus verließ und in den Wagen stieg, redete Asta fröhlich zu Peter Büchler; ihre Bewegungen waren leicht und übermütig, Augen und Wangen blühten ihr. Sie sagte, seine Hand anmutig ergreifend, wie dankbar sie ihm sei dafür, daß er sie in diese schöne Oper geführt. Und Peter Büchler hörte in der Wärme ihrer Stimme den anderen, volleren Dank dafür, daß er ihr Leben behütete; dafür, daß er sie in so gütigen, fruchtbaren Boden gepflanzt; dafür, daß er sie liebte. Und er selbst hätte, sie hier im offenen Wagen umarmend, ausrufen mögen: ‚Für dich, für dich muß ich danken, dafür, daß ich dich bei mir habe. Du füllst die Stelle aller Freude, aller Liebe, aller Erinnerung in mir aus.‘

Unter lustigen Gesprächen kam man daheim an. Hier draußen gab es nur wenige Laternen, so daß man den gestirnten Frühlingshimmel in dunkler Pracht über sich sah.

Als man kurze Zeit später, nach einer ziemlich stürmischen Überfahrt über den Ozean, in Hamburg landete, fühlte Peter Büchler sein Herz schlagen. Jeder Geruch, jeder Schall drang ihm in seine Sinne. Er war stolz erregt, seiner Pflegetochter sein und ihres Vaters Heimatland zeigen zu können. Man fuhr im Automobil ins Hotel. Ein Schwarm von Kindern kam aus der Schule und johlte den Wagen an, und Peter Büchler schrie laut auf Deutsch irgend etwas den Jungen zu, mit plötzlichen, leidenschaftlichen Tränen in den Augen, dann lachte er Asta zu und hielt ihre Hand. „Hier bin ich vor fünfundzwanzig Jahren mit einer Reisetasche in der Hand gelaufen,“ sagte er, „vom Weltmeere träumend, verzweifelt zwischen Merkur und Apoll hin- und herwankend!“

Asta vermochte ein gewisses fremdes und sehnsüchtiges Gefühl nicht zu unterdrücken. Sie erwiderte Peter Büchlers Freude und Lachen, aber irgend etwas fehlte ihr hier in diesem neuen Lande: war es das kühne, kindlich-tumultuöse Brausen amerikanischen Lebens? ‚Ich bin ungerecht,‘ dachte Asta, ‚ich muß erst mehr sehen und hier heimisch werden.‘ —

Peter Büchler stand im Abendlicht in seinem Hotelzimmer; er überdachte, hin- und hergehend, seine Vergangenheit, maß im Geiste die irdischen Güter, die er gewonnen, und das innere Glück, das er erlangt. ‚Etwas in mir,‘ redete er zu sich, ‚ist unausgewirkt geblieben, irgend etwas, womit ich mich an meine Mitmenschen unmittelbar hätte wenden müssen, etwas — Künstlerisches, oder Soziales, weiß Gott. Und die Luft der Heimat scheint diesen Rest schwerer zu machen.‘

Erneutes, reines Gefühl für seine Pflichten gegen seine Pflegetochter war in ihm; er überdachte klar, welcherlei Nutzen sie von dem Aufenthalt in Deutschland haben sollte, welche Studien sie hier betreiben, welche geistigen Gebiete kennen lernen sollte. Tiefe Wärme durchströmte sein Herz, in der sich jenes schmerzliche Bewußtsein löste.

Er ging zu ihrem Zimmer, klopfte an die Tür und fragte, ob sie schon zum Abendessen angekleidet sei. „Ja,“ sagte sie von drinnen mit ihrer hellen Stimme, „komme nur herein, Pitt.“

Die Fenster des Zimmers waren weit geöffnet, das Brausen der Stadt drang mit dem Orangelicht des Abends herein. Asta stand vor einem hohen, schmalen Spiegel, ein seegrünes Kleid floß zart an ihrem Körper herab; sie hatte ihre Arme erhoben, um ihr Haar zu prüfen; der feine Stoff war von ihnen zurückgeglitten, ihre Nacktheit schimmerte in dem warmen Licht.

Asta wandte fröhlich lachend den Kopf zu Peter Büchler; er gab ihr einen Busch gelber Rosen und küßte sie leicht auf die Stirn, wie er oftmals tat. Indem er aber den Duft ihres Haares atmete, stieg ihm eine fremde, süße, ungekannte Beklemmung zu Herzen, so daß er einen jähen Augenblick lang wie erstarrt stand und, von ihr ungesehen, die Augen schloß. Brennende Glut schoß ihm in die Stirn. ‚Was ist mir?‘ dachte er. ‚Was geht in mir vor?‘

„Gehen wir heute abend noch aus?“ fragte Asta.

Peter Büchler versuchte, seine Bestürzung zu bemeistern. Er griff an seine schwarze Binde, zog sie zurecht, obwohl sie ganz

Digitized by Google

Frühling. Gemälde von Oskar Graf

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

ordentlich saß, und sagte: „Wie du willst, ganz, wie du willst."

„Hast du Lust?" fragte sie.

„Gewiß," sagte er rasch. „Sehr gern."

Asta sah ihn an und fühlte sich flüchtig von dem Ausdruck seines Gesichtes befremdet. Dann sagte sie lebhaft und lächelnd: „Es soll eine sehr gute music hall hier geben, das wäre doch sehr schön."

„All right!" rief Peter Büchler und zwang seine Stimme zur Natürlichkeit. „Dahin gehen wir!"

Den ganzen Abend über verließ ihn das fremde Gefühl nicht. Alles, was er sagte, klang in seinem eigenen Ohr unaufrichtig und bedeutungslos. Er gab sich absichtlich keine Rechenschaft darüber, sondern ließ sich von dem Lärm und Glanz der Vorführungen leicht betäuben. Asta war sehr fröhlich; sie fühlte die Verstimmung Pitts, so sehr er sich auch bemühte, sie zu verbergen, und war doppelt freundlich.

Als aber Peter Büchler allein in seinem Zimmer und im Dunkeln war, konnte er nicht länger umhin, seine Empfindungen zur Verantwortung zu ziehen. Indem er jedoch daran zurückdachte, welches Gefühl in ihm so jäh erwacht war, als er heute Asta geküßt, begann sein Herz von neuem heftig zu schlagen. ‚Ist dies der Rausch, die Heimat wiederzusehen?' fragte er sich mit zusammengebissenen Zähnen. ‚Oder altes Kunstgefühl? Lust am Schönen, von dem ein Künstler immer glaubt, es gehörte ihm ganz besonders zu eigen? — Ist es der Grund und Boden, der Empfindungen verändern kann? Ist mir das Kind ein anderes hier als in Amerika, wo es geboren?'

‚Wie immer dem auch sei,' rief er sich zu, die Fäuste ballend, ‚dies ist das erste- und letztemal, daß du solche Fragen an dich stellst!"

Er riß die Fenster auf, lauschte dem Donner der späten Bahnen, sein vergangenes Dasein stieg vor ihm auf. War auch nur der leiseste Schatten eines Wunsches in all der Fürsorge und Liebe, die er diesem Kinde so lange Jahre hindurch gewidmet, so bot er sein Leben dafür!

Während der folgenden Reise und der Vorbereitungen für die neue Wohnstätte fand Peter Büchler sein natürliches Gefühl für Asta wieder. Die Einrichtung des Hauses, die Anpflanzung des Gartens und Gemüselandes, die Anschaffung des zugehörigen Getieres und die Erforschung der Umgegend in Spaziergängen und Fahrten füllten die Zeit fröhlich und bunt aus. Die Erinnerung an den verstorbenen Freund wurde neu lebendig in Büchler, während er der alten Tätigkeit der Obstzucht sich wieder zu widmen begann, die er so oft gemeinsam mit Hollmann ausgeübt hatte.

‚Ich halte in mir,' dachte er, ‚die Vergangenheit Astas, von der sie selbst nichts weiß, mit umschlossen.' Und es war ihm dann, als hörte er irgendwo in der Tiefe noch den Vater oder die schöne Mutter atmen und mit geschlossenen Lidern zu den Lebendigen emporlauschen.

Asta betrieb allerhand Studien weiter, wissenschaftliche und musikalische, auch gab ihr Peter Büchler etwas Unterricht im Malen. Sie wollte durchaus etwas von seinen Bildern sehen; er hatte nur wenige noch übrig, die meisten hatte er schon vor Jahren vernichtet. Er sträubte sich, sie zu zeigen. Aber sie ließ ihm keine Ruhe, so holte er sie eines schönen Sommertages selbst vom Speicher herunter, sieben Stück, und stellte sie in den hellen Hausflur.

Aber sowie sie dastanden, schämte er sich ihrer. Asta klatschte zuerst in die Hände und lachte vergnügt. Aber dann begriff sie, um was es sich hier handelte und weshalb ihr Pflegevater bisher nur mit kurzen, abweisenden Worten von seinen Malversuchen gesprochen hatte. Sie sah die Leidenschaft, mit der diese Versuche hingekleckst waren. Das Herz schlug ihr, da sie so die Inbrunst des Mannes fühlte, der ihr zweiter Vater war. Wie tief mußte er gelitten haben, ehe er von solchen Versuchen abgestanden! Wie wenig Worte hatte er je darüber verloren! — Etwas stieg in ihr auf, so daß sie hätte davonlaufen und bitterlich weinen mögen.

Peter Büchler sah an, was er da vor Jahren gemacht. Er stand ein wenig vor Asta, im weißlichen Lichte des Hausflurs. Die ganze Glut von ehedem schlug ihm aus diesen Unglücksbildern entgegen. War denn dies und das und jenes schlecht? War das nicht kühn und leidenschaftlich ergriffen? Unvollendet? Ja, das wenige, was da noch daran hing und klebte — war das nicht mit ein paar Pinselstrichen abzutun?

Digitized by Google

Peter Büchler zuckte es in allen Fingern, er ballte die Hände. Er drehte sich, verlegen, zu Asta um und wollte irgend etwas sagen, Entschuldigendes, Aufklärendes; da sah er das volle Mittagslicht an ihr vorüberfluten, heiß, häuslich, deutsch, sah es ihre feine, perlenfarbene Wange streifen und das fremdländische Gespinst ihres Haares. ‚Wie kann ich das vereinen,‘ schrie es in ihm, ‚wie kann ich diese romantische Einzelwirkung ausgleichen mit diesem Ganzen, das das Auge überwältigt, das nur breit, satt, unisono wirken kann?‘

„Ich will dich malen,“ sagte er, halb lachend, halb befangen, steif und leidenschaftlich dastehend, mit seiner kraftvollen Gestalt, seinem braunen Gesicht und dem gerade über der Stirn abgeschnittenen schwarzgrauen Haar. Sie wußte einen Augenblick nicht, was sie sagen sollte; wie konnte sie es wagen, irgend etwas über diese Arbeiten zu äußern; sie sah ihn an, lachend, aber Tränen in ihren strahlenden, dunkeln Augen. „Das solltest du tun,“ sagte sie.

Man beschloß, morgen anzufangen. Die „Schinken“ wurden weggeschafft, ein Kaffee bestellt, und man begab sich vergnügt in den Garten, der bunt glühte. Ara wurde unter Gekrächz gefüttert, Joko raste in schwindligen Kurven hinauf und hinab, bis in die Wipfel der Bäume und wieder herunter, die Hühner wurden besichtigt, ein jedes hatte einen Spitznamen, der eine Hahn hieß John Rockefeller, eine Truthenne Sarah Bernhardt, ein kleines hellgelbes Hühnchen war Gabriele d'Annunzio.

Ein neues Jahr verging. Man machte nur wenige Bekanntschaften in der Nachbarschaft. Ein junger Landwirt verliebte sich in Asta, er bot ihr seine freiherrliche Krone und die Herrschaft auf seinem großen Gute an. Sie schlug beides aus.

Peter Büchler hatte dreimal ihr Porträt gemalt, keines wollte ihm zwar genügen, dennoch hatte er nie sich so im Besitze malerischer Kräfte gefühlt, wie jetzt.

Noch etwas besonderes war in der Inbrunst, mit der er seines Vorbildes Herr zu werden suchte. In der Tiefe seiner Seele war ein uneingestandener Glaube, er könnte so den letzten, heimlichsten Rest des fremden Gefühls bezwingen, das damals am ersten Abend in der Heimat in ihm erwacht war. Wenn er sich ganz nur als Künstler dieser Schönheit, dieses blühenden Seins bemächtigte, es in Form zwang, die sein eigen war, so mußte er in der und edelsten Weise Meister darüber werden. Doch sprach dies so dunkel in ihm, daß es kaum an sein Bewußtsein drang.

Ein Ereignis stand bevor, das Asta mit Freude und Verwirrung erfüllte. Jack Hume, der mit seinen Arbeiten am Panamakanal fertig war, hatte geschrieben und gefragt, ob er nun wirklich seinen angekündigten Besuch in Deutschland machen dürfte; er sei schon auf dem Wege nach Japan und gedächte über Rußland nach Berlin und von dort nach Süddeutschland zu gehen.

Peter Büchler neckte Asta ein wenig mit dem treuen Verehrer. Sie lachte und wurde rot, eine holde, warme Angeregtheit kam in ihr Wesen, ein goldenes Licht- und Schattenspiel.

Gleichzeitig aber erwog Büchler ernst die Möglichkeit, daß sie sich mit dem jungen Amerikaner verloben würde. Er hätte ihr keinen besseren Mann wünschen können, er kannte Jack Hume wohl. — ‚Was wird aus mir selbst dann werden?‘ dachte er. ‚Soll ich hier allein zurückbleiben oder mit ihnen nach Amerika ziehen? Wie wird mein Verhältnis zu ihr sein, wenn sie einem anderen Manne gehört?‘

Etwas in ihm schraubte sich bei dieser Vorstellung zusammen. ‚Erlebt es nicht jeder Vater, daß er seine Tochter hingeben muß?‘ dachte er. ‚Was will ich anderes? Soll sie bis an mein seliges Ende hier bei mir hocken? Für mich allein so schön, liebenswürdig, lebendig sein?‘

Er sah sich im Spiegel flüchtig an mit zusammengebissenen Zähnen. ‚Cheer up, old boy!‘ rief er sich zu und ging hinaus.

Draußen im Garten fütterte Asta die Hühner und Tauben. Peter Büchler trat zu ihr und sagte: „Wer wird mir die Hühner füttern, wenn du mit Mr. Hume davongehst?“

Asta lachte errötend und rief: „Was redest du für Unsinn, Pitt!“ Sie wandte ihm dabei ihr Gesicht halb zu, der Hauch ihrer warmen, perlenfarbenen Wange kam zu ihm. Jetzt fühlte er, überwältigend stark, daß er sie hätte umfassen, in den Armen halten und wie eine Geliebte küssen mögen.

Sie sagte noch etwas, was er nicht hörte.

Digitized by Google

„All right," erwiderte er nach alter Gewohnheit und verließ sie. Er holte seinen Hut und Stock und lief in die Felder; er kam bis in den Wald, den alten deutschen Wald. Seine Empfindung war zu mächtig, als daß er hätte Worte vor sich selber finden können. Heißer Zorn gegen sich war in ihm. Hilfloser Grimm gegen dieses Ungewollte, Fremde, Überfallende.

Ein Gefühl, als sei dies Ungerechtigkeit gegen ihn, brannte in ihm. ‚Habe ich sie nicht immer bei mir gehabt, Tag für Tag, seit Jahren? Warum werde ich hier übertölpelt?' Und doch wieder war etwas Vertrautes in dieser Empfindung. Unerhörte Süßigkeit mischte sich glühend mit Ratlosigkeit, Schmerz, Vorwürfen. Das abendliche Licht von den Tannen strahlte sanft und rötlich. Schmale Goldfurchen liefen durch das geheimnisvolle Innere des Waldes. Starker Frühlingsduft strömte allenthalben aus den stillen Feldern empor.

Und indes Peter Büchler weiter lief, mit leidenschaftlichem Schritt, bloßen Kopfes, mit zusammengepreßten Zügen, schwanden in dieser Abendschönheit sein Zorn und Schrecken und Kummer gelinde hinweg, und es blieb ihm nur das betäubte Gefühl einer sein innerstes Herz erschütternden Zärtlichkeit und Sehnsucht und Liebe zu dieser jungen Behüteten.

Als die Nacht hereinbrach, kehrte er heim. Er kam nicht zu Tisch, ließ sich entschuldigen, Asta aß betrübt allein, dann kam sie und klopfte an die Türe seines Zimmers. „Hallo, Pitt!" rief sie. „Bist du nicht wohl?"

Er stand drinnen im Halbdunkel der Mainacht. Er hielt mit den Händen die Lehne eines Stuhles krampfhaft umfaßt.

„Mir ist nicht ganz wohl," sagte er endlich, „ängstige dich nicht, es ist weiter nichts."

„Gute Nacht, Pitt," sagte sie mit heller, freundlicher Stimme. Er erwog, ob er eine Reise machen sollte, eine große Reise. Aber dann dachte er daran, daß der junge Hume herkommen wollte und daß dies nur möglich sei, wenn er, der Vormund Astas, im Hause wäre. Es war anzunehmen, daß dieser Besuch für sie von großer Bedeutung sein würde. ‚Er wird etwa in vier Wochen hier sein," dachte er. ‚Ich kann für diese Zeit wenigstens fortfahren.'

Er führte diesen Entschluß aus. Irgendeinen Vorwand gebrauchend, reiste er ab und blieb drei Wochen weg. Er fuhr nach Berlin, suchte Menschen auf, fuhr weiter nach Kopenhagen. Er reiste im Automobil, das er selbst lenkte. Das gewährte ihm Zerstreuung, Erleichterung. Aber während der ganzen Fahrt hielt er die spielende Einbildung fest, Asta säße hinter ihm im Wagen und ihre helle Stimme flöge ab und zu an sein Ohr. Das furchtbare Gefühl davon, daß er nicht mehr würde ohne sie leben können, wuchs in ihm.

Asta fühlte sich einsam zu Hause, sie besuchte einige Freunde, kam wieder zurück. Jack Hume schrieb noch einmal, von Moskau aus.

All ihr Gefühl drängte sie dazu, jetzt besonders liebevoll zu Pitt zu sein, um ihm noch einmal ihre ganze Dankbarkeit zu zeigen. Sie war etwas gekränkt darüber, daß er gerade jetzt hatte verreisen müssen. Sie schrieb ihm lustige und scheltende Karten, die er wie Feuerfunken empfing, die auf sein Herz fielen. ‚Darf ich zurückkehren?' dachte er. ‚Kann ich für mich bürgen?' Aber der Gedanke, daß vielleicht all ihr Glück von dem Besuche Jack Humes abhing, bestimmte ihn. Er reiste in der vierten Woche zurück.

Als er von ferne das gelbe Haus sah, schrie ihm das Herz vor Entzücken. ‚Ich werde sie nie von mir lassen,' rief er sich wild zu.

Asta empfing ihn, ihr Taschentuch von weitem schwenkend, sie sprang in den Wagen und fiel ihm um den Hals. Alles in ihm war einen Augenblick erstarrt. Dann faßte er ihre Hände, so fest er konnte, und drückte sie und sprang mit einem Ruck von ihr weg aus dem Wagen. „Ich bin ganz dreckig," schrie er mit Lachen; dann sah er nach den Koffern und befühlte den heißen Motor, der Chauffeur und der Diener betätigten sich eifrig, Pitt und Fox kamen kläffend herbeigestürzt.

Peter Büchler zog sich um, wusch sich. Dann nahm man gemeinsam das frühe Abendbrot ein. Die gewürzten Junidüfte schwelgten im letzten Sonnenschein. Die Grillen und Schwalben zirpten und kreischten durcheinander. Der Jupiter stand grünlich am schimmernden Himmel. Asta saß in einem blütenweißen Leinenkleide in ihrem Korbstuhl zurückgelehnt. Man sprach

Digitized by Google

davon, daß man morgen wieder Tennis spielen müsse. Es wollte ihr nie gelingen, einen bemerkenswerten Sieg über Pitt davonzutragen.

‚Könnte es nicht vielleicht möglich sein,‘ dachte Peter Büchler in glühender Heimlichkeit seines Herzens, ‚daß sie mich lieb gewänne, auch als Mann, nicht nur als zweiten Vater?‘ Er dachte daran, wie kräftig und gewandt er noch in allen sportlichen Künsten sei. ‚Bin ich denn wirklich alt?‘ fragte er sich. ‚Sind es denn die Jahre allein, die zählen? Habe ich nicht immer ein gesundes Leben geführt? Ich könnte noch Kinder haben. — Aber liebt sie nicht diesen jungen Hume?‘ dachte er weiter. ‚Ist sie nicht in so holder Erregung, seit sie weiß, daß er kommt? — Aber was weiß ein Mädchen in ihren Jahren von Liebe! Wie weich und bildsam ist ihr Herz! Ich könnte es wohl für mich formen!‘

Alles wollte ihm in der holden Abendgrüne so leicht und sicher erscheinen, so als ob er nur ihre schlanke Hand, die auf der Lehne des Stuhles lag, zu ergreifen und an seine Lippen zu ziehen brauchte, um alles zu seinem Besten zu wenden.

‚Wer kennt sie so gut wie ich?‘ dachte er. ‚Wer könnte ihr so gut wie ich helfen, in allen Dingen, in ihren Studien, in ihrem inneren Leben.

Hundertmal waren ihm Worte auf den Lippen, warme, ruhige, sichere Worte, die er zu ihr sagen wollte. Aber sie kamen ihm nicht vom Munde.

„Pitt,“ sagte Asta plötzlich, in den erleuchteten Horizont sehend, „wenn ich mich nun wirklich mit Jack Hume verlobte?“ Ihre Stimme war von einer so zarten Helligkeit, daß sie Peter Büchler gläsern bis ins Herz drang. „Würdest du das gerne mögen, Pitt?“

Peter Büchler nahm allen seinen Humor zusammen und versuchte etwas Scherzendes zu antworten, was für Jack Hume lobend wäre. Es kam ihm aber etwas hart über die Lippen. Asta fühlte irgendwie ihren Blick in dem goldenen Licht festgehalten und fuhr fort: „Wenn er mir dich ersetzen soll, so muß er sich große Mühe geben!“

Peter Büchler antwortete nicht. Er sah ihre leicht geöffneten Lippen, vor die sich im Profil ein feiner Schimmer Haares schob. Er blickte weg davon, er sah über die Wiesen, an den fernen dunkeln Strich des Waldes.

Asta fühlte, daß sie, in mädchenhaftsüßer Weichheit, nicht widerstehen könne, etwas von dem Zärtlichsten, was in ihr war, in dieser sanften Stunde zu Pitt zu sagen. Sie wandte ein wenig den Kopf zu ihm hin, und ein Wort schwebte ihr schon auf den Lippen, als sie des Ausdrucks seiner Züge innewurde, mit dem er, halb von ihr weg, ins Weite der Erde, sah. In welches qualvolles Nichts blickte er? Asta erschrak tief vor der nur mühsam beherrschten Pein in diesem starken, mannhaften Gesicht. ‚Was ist ihm nur?‘ dachte sie erregt. ‚Woran denkt er? Hat er nicht beachtet, was ich gesagt habe?‘ Sie wandte sich wieder von ihm weg, ratlos, ob sie etwas sprechen sollte, aber da hörte sie seine ruhige und sichere Stimme; er stand auf, sagte etwas über den schönen Abend und daß er noch einige Briefe zu erledigen habe. „Gute Nacht,“ rief er dann. „Gute Nacht,“ sagte Asta.

An dem Tage, bevor Jack Hume ankommen sollte, fiel Asta nach dem Tennisspielen Pitt um den Hals und sagte: „Was hast du gegen mich, Pitt?“

Er lachte und küßte sie auf die Stirn und sagte: „Ich? Gegen dich, Assy? — Sicherlich nichts!“

Sie wollte noch mehr fragen, aber in diesem Augenblick rief eine ruhige, fröhliche Stimme vom Eingang des Gartens her „Hallo!“, und Jack Hume kam herein, groß und schlank, mit seinem lebhaften Indianergesicht, so natürlich, als käme er von einem Spaziergang zurück. Er hatte seine Geschäfte in Berlin um einen Tag früher erledigen können, als er erwartet, und wollte seine Freunde überraschen.

Als er Asta die Hand gab, wurde ihr so froh zumute wie nie zuvor. Er selbst aber war, obwohl er äußerlich ganz ruhig schien, tief ergriffen von der Schönheit, zu der Asta erblüht war, und von der holden Wärme, die ihrem ganzen Wesen nun zu eigen war.

Er schüttelte Peter Büchler die Hand, man tauschte die üblichen, kurzen Fragen nach amerikanischer Art aus. Man fühlte, daß in Jack Hume die Stimmung seiner großen Reise noch leidenschaftlich glühte,

Digitized by Google

daß er voll war von Bildern, fremden Sprachen, fremder Atmosphäre, von Erfahrungen, Beispielen, die er hätte erzählen können, heiteren und ernsten. Er berichtete auch bald, daß er ein Reisetagebuch geschrieben habe, kurze Notizen, die er zu einem Buch auszuarbeiten gedächte.

Er geriet noch am selben Nachmittag mit Peter Büchler in ein langes politisches Gespräch, während Asta abwesend war. Er war für die Gründung eines europäischen Bundes, Deutschland, England, Rußland, Frankreich, dem sich dann auch Amerika anschließen sollte, gegenüber dem sich vorbereitenden ostasiatischen Riesenbunde. Peter Büchler klopfte ihm auf die Schulter, als sie ins Haus gingen und sagte: „Sie werden noch einmal Präsident der Vereinigten Staaten werden, Jack."

Asta hörte gern zu, wenn Jack erzählte; er redete lebhaft, und eine warme Kühnheit war in allen seinen Schilderungen und Ansichten.

Er machte große Spaziergänge mit Asta, Peter Büchler hielt sich zurück, im Innersten bemüht, auch nicht den geringsten Anschein von Groll oder Eifersucht zu zeigen. Dies gelang ihm so gut, daß Asta alle ihre Unbefangenheit wieder erlangte. Sie fühlte sich in diesen schönen Junitagen sehr glücklich, und es war nur wie eine natürliche Erfüllung, als sie sich wirklich mit Jack Hume verlobte.

Sie kam, noch voll der Sonne des weiten Spazierganges, den sie mit Jack gemacht, und voll glücklicher Scheu und Lebhaftigkeit in Peter Büchlers Zimmer gesprungen, hielt dann sehr zart inne und setzte sich zu ihm, auf die Armlehne des großen Ledersessels, in dem er saß. Ihren Arm um seine Schulter legend, erzählte sie ihm, was sich ereignet hatte.

Peter Büchler saß still, ergriff ihre Hand und küßte sie. „Das freut mich sehr, Assy," sagte er, mit fester Stimme, ruhig und fest zu ihr aufblickend.

Sie war einen Augenblick unsicher, dann sagte sie leise: „Ich glaubte, Pitt, du sähest es nicht gern."

Er stand auf, hielt ihre Hände, in seinen klaren grauen Augen war nicht der Schatten einer Unaufrichtigkeit. „Ich halte es für das Allerbeste für dich," sagte er mit großer Herzlichkeit.

Jack sprach mit Peter Büchler. Er benachrichtigte seine Eltern, die in Montreal lebten und gegenwärtig in London zu Besuch weilten. Man beschloß, daß Jack in den nächsten Tagen zu ihnen fahren sollte und daß Büchler, der ohnedies in England zu tun hatte, mit Asta nachkommen sollte. In London sollte dann im nächsten Frühjahr die Hochzeit stattfinden.

In Peter Büchler brannte nur das eine starke Gefühl, sich zu entfernen, auf Reisen zu gehen; er bedachte aber, daß er um Astas willen jetzt einige Zeit bei ihr in London bleiben müßte; danach sollte sie mehrere Monate bei den Eltern Jacks wohnen; während dieser Zeit würde er, Büchler, eine große Reise machen können, und dann, im Frühjahr, würde er bei den Vorbereitungen zur Hochzeit und bei der Hochzeit selbst zugegen sein müssen.

Bei alledem glühte in ihm eine Empfindung wie von Scham darüber, daß er nun, anstatt mit freier Freude sein geliebtes Pflegekind, das teure Pfand seines einzigen Freundes, der Ehe entgegenzuführen: daß er nun mit verborgener Scheu und Ungeduld diese Ereignisse hinnahm, voll heimlicher und fremder Qual, die er beinahe als etwas Unehrenhaftes empfand, gleich als hätte er das ihm anvertraute Amt schlecht verwaltet.

Während der letzten Tage auf dem Lande wußte Asta nicht recht den natürlichen Ton gegenüber Peter Büchler zu finden. Sie fühlte, wie nahe es ihm gehen müßte, das enge, glückliche Zusammenleben mit ihr aufzugeben, da es ihr selbst ja sehr zu Herzen ging. ‚Und ich habe in Jack einen Ersatz,' dachte sie, ‚wen aber hat er?' — Wen hatte er, in der Tat?

Freunde hatte er, solange Asta ihn kannte, nicht gehabt. Bekannte viel. Hatte er je für irgendeine Frau lebhaft empfunden? Asta wußte keine, die sie hätte nennen können. ‚Mir,' dachte sie leidenschaftlich, ‚mir allein hat er alle seine Fürsorge, alle seine freie Zeit gewidmet!' Und das dunkle Gefühl davon stieg in ihr auf, daß all ihr eigenes Sein, alle ihre Worte, ihre Bewegungen, ihre Zärtlichkeit, auch ihre Schönheit tief in sein Leben eingedrungen seien und sich mit seinem Fühlen — dem Fühlen eines nun alternden Mannes — unlösbar verbunden hätten.

Digitized by Google

Sie sah mit verdunkeltem Blick, halb mit Glück, halb mit Unruhe, darüber hinweg. — ‚Ich werde auch jetzt noch soviel wie möglich mit ihm zusammensein!‘ suchte sie sich zu trösten. — Sie sprach aber nun mit ihm nie mehr darüber.

In London war das Zusammensein leichter; man wurde durch hundert Äußerlichkeiten abgelenkt, zerstreut. Viele Besuche wurden gemacht, die große „season“ im Hochsommer ging rauschend vorüber. Peter Büchler ging im Herbst auf Reisen. Er ließ Asta ein wenig schmäler und von all der Geselligkeit angegriffen zurück.

Im Anfang der Reise fühlte er sich ganz öde und leer. Die Wirklichkeit, das lebendige Wesen Astas war noch so stark in ihm, daß seine Einbildung gelähmt war. Aber nach den ersten Wochen begann für ihn das wehmütige Spiel der Phantasie. Das Bild Astas begann zu ihm zu reden. Er sprach mit ihr, zeigte ihr das Schöne, das er unterwegs sah, machte sich, wie er es so oft getan, mit ihr über komische Mitreisende lustig. Er las ihr vor aus den Büchern, die er mitgenommen; er wußte, daß sie es besonders liebte, aus Memoiren lesen zu hören. Oft verweilte er dabei bis tief in die Nacht, und er fand wohl plötzlich, daß er mit lauter Stimme las, innerlich ganz von der erträumten Nähe Astas erwärmt. Die Monate vergingen, die strahlenden Bilder einer südlichen Welt zogen vorüber, und in ihm verharrte glühend Liebe und Betrachtung des Vergangenen. Ein Fieber befiel ihn an der afrikanischen Küste, er genas schnell; nur eine leichte Erschütterung seiner Gesundheit machte sich dauernd fühlbar. Er fand sich nervöser und empfindlicher als zuvor.

Im Frühling kehrte er nach England zurück. Sonne und Erwärmung waren in diesem Jahre sehr früh gekommen. Ein betäubender, durchleuchteter März duftete über dem Lande. Blumen brachen verfrüht aus dem Boden, die Bäume überzogen sich mit vorzeitigem Grün. Die riesige Stadt stand in blendendem Dunst. Das junge Licht drängte sich in die rauchige Tiefe der Straßen, der breite Fluß glänzte stark.

Peter Büchler wohnte im Hotel. Er hatte seine Ankunft nicht bestimmt vorausverkündet. Deshalb hatte ihn Asta nicht am Bahnhof abgeholt. Sie kam jedoch alsbald ins Hotel, nachdem er sie angerufen hatte, allein, in dem großen Automobil ihrer neuen Verwandten.

Sie war halbhell gekleidet, leichte winterliche Blässe lag noch auf ihrem Gesicht, ihr Haar glänzte wie vom ersten Lichte des Frühlings, und ihre Augen waren noch wie von Winterträumen dunkel. Eine zarte, kaum merkliche Starrheit gesellschaftlicher Form hatte sich über ihr Wesen gelegt.

Als Peter Büchler sie sah, fühlte er eine Erschütterung, wie er sie noch nie empfunden, seltsam mit der Ruhe der Wirklichkeit vermischt. Gleichwie Tote, die, in unzugänglichen Räumen verschlossen, plötzlich an Licht und Luft gebracht, zerstäuben, so verfiel in ihm das Bild, das er in sich gehegt und gehalten hatte.

Als Asta ihm die Hand gab und mit lieblich zurückgehaltener Erregung vor ihm stand, vermochte er nicht, sein Gefühl zu verbergen. Er stand und hielt mit einer Hand den Rand des Tisches gefaßt, und plötzlich, ehe er noch kaum ein Wort gesagt, stürzten ihm die Tränen aus den Augen. Er wandte sich hart ab, sich mit aller Kraft bezwingend. Asta blieb einen Augenblick in heißer Ratlosigkeit, ein süßer Schmerz drang ihr in die Kehle, „Pitt,“ sagte sie, „lieber Pitt!“ Aber sie wagte nicht, zu ihm zu gehen, ihn zu umarmen, wie sie es doch so oft getan. Glühendes Gefühl davon, was in ihm vorging, stieg zum erstenmal betäubend in ihr auf. Sie stand hier als Weib, fremd und liebend zugleich, hilflos, alles dessen beraubt, was ihr diesem Manne gegenüber vertraut und gewohnt war. Das Herz schlug ihr laut. ‚Mein Vater! Mein Vater!‘ rief es in ihr, ‚mein zweiter Vater!‘ — „Pitt!“ sagte sie noch einmal leise und ratlos. Peter Büchler wandte sich, mühsam beherrscht, um. Sie sah, daß er nervöser und magerer war als sonst. Etwas ganz Fremdes war an ihm. Sie suchte mit aller Anstrengung an die Vergangenheit zu denken, an die holde, sonnige, vertraute Vergangenheit, an alle Spiele und Späße, die sie zusammen getrieben, allen Unterricht, den er ihr erteilt.

Peter Büchler versuchte zu lächeln. Seine Lippen waren scharf zusammengepreßt. Er reichte ihr noch einmal die

Digitized by Google

Hand. „Wie geht's, Assy?“ sagte er mit mühsam gefestigter Stimme.

Auch sie bemühte sich zu lächeln. Sie hätte sprechen, fragen mögen, natürliche, freie Worte finden, die Klarheit und Reinheit zwischen ihnen schafften. ‚Warum kann ich es nicht?‘ rief ihr Herz. Peter Büchler aber, indes er noch krampfhaft etwas zu sagen suchte, fühlte eine betäubende Macht in sich aufsteigen, die schrie ihm zu: ‚Du hast sie verloren! für immer! bleibe nicht eine Sekunde länger hier, du bist eine Leiche bei ihrem Fest! Halte dich ans Vergangene, an deine innere Welt! Fliehe die Wirklichkeit dieser jungen Glieder, dieser jungen Seele, die einem anderen gehören!‘

Zugleich aber schüttelte ihn eine wilde, qualvolle Begier, er sank, indem er sich innerlich noch anherrschte, in die Knie, bedeckte die geliebte, zarte, lebendige Hand, die er hielt, mit heißen Küssen, beugte sein Haupt, küßte zitternd, stammelnd den Saum ihres Kleides, beugte sein graues Haupt, erschüttert, vernichtet, zur Erde vor ihr.

Blendendes Licht strömte, duftend, stark, durch das Fenster, mit dem fernen Brausen der Stadt. Asta, halb sich niederbeugend, tief erschrocken, hilflos abwehrend, befreite ihr Kleid aus seinen Händen, von Scham und Scheu bebend, von Mitleid zerrissen, vor der jäh geöffneten Tiefe dieser Seele. Sie wollte noch helfen, etwas tun, etwas sagen, aber Fremdheit, die stärker war als sie selbst, riß sie hinweg; sie stand nur eine Sekunde, dann eilte sie zur Tür und hinaus. Der Atem stockte ihr draußen, sie mußte sich an die Wand halten, dann lief sie die Treppe hinab.

Peter Büchler blieb eine Weile erstarrt, erfroren. Es war ihm, als dränge eisige Winterluft durch das Fenster, unirdisch mit Frühlingsschnee vermischt. Das Gefühl dieser Hand war noch auf seinen Lippen, dieses leichten Kleides an seinen Händen. — War dies, nach allem, Sinn und Erfüllung seines Lebens? Hatten ihn die leuchtenden Traumbilder seiner Jünglingszeit hierher, in diese erloschene Einsamkeit geführt?

Der nüchterne Gedanke daran, was nun, rein äußerlich, zu tun sei, raffte ihn auf. Er warf seine Jacke von sich, wusch sich das Gesicht mit kaltem Wasser, um nur dieses Gefühl der Unmännlichkeit, der Scham loszuwerden, das an ihm haftete.

Er war nun ganz allein. Es blieb ihm nichts mehr übrig, als wiederum fortzugehen. Obwohl es ihn nirgends hinlockte. Die Kraft wenigstens würde er haben, nun nicht länger angeklammert zu hocken an das Bereich, wo sie weilte; nicht auch noch wie ein Hund herumzustreichen um das verschlossene Haus, in dem ihr Leben blühte.

Es brannte ihn in allen Nerven: fort! nur fort! — Er kündigte das Hotelzimmer, ersann einen Brief, den er an Jack Humes Eltern schrieb, daß ihn Geschäfte plötzlich noch einmal von London abriefen. — War er erst fort, so konnte er späterhin, von weither, eine Erkrankung vorschützen, um nicht bei der Hochzeit erscheinen zu müssen. Was dann — was dann: das dachte er nicht. Es war ihm gleichgültig. ‚Es war wohl gut,‘ dachte er flüchtig, ‚daß alles so schnell, gleich im Anfang gekommen und sich entschieden hatte.‘

Als er schon weit weg von England war, ging noch die Frage durch ihn: ‚Könnte ich nicht wieder alles gutmachen? Nicht die alte Freundschaft zu ihr wiedergewinnen? Nicht die Erinnerung an dieses Geschehene auslöschen?‘ — Aber dies achtete er kaum einer Antwert wert.

Noch einmal, fern im Süden, glühte ihm der hoffnungslose Kunsttraum auf. Er nahm die Bilder, die er von Asta zu malen versucht, wieder vor. Die wilde Trauer der Erinnerung verschmolz brennend mit der alten Qual: des Gegenstandes künstlerisch nicht Herr werden zu können. Alle seine Sinne schienen ihm verzweifelt angeschlossen an das Abbild der Wirklichkeit, das er in seiner Brust trug und an das er soviel an Inbrunst verschwendet, daß ihm nichts mehr übrig blieb. Es war ihm, als hätte er, der doch von Geburt an so begierig nach Farben und Licht gewesen, nun das Augenlicht verloren.

Flammen der Entsagung überwältigten ihn. Er stellte sich nun auf die Seite der Toten, auf die Seite der Eltern Astas, die sie selbst kaum gekannt. Fremder, als sie ihr waren, war auch er ihr nicht! Ein dunkles Lauschen auf ihr Leben, von fernher, von tiefher, war nun auch sein Teil.

Digitized by Google

Asta hatte nicht gewußt, was tun. Sie hatte ihrem Verlobten nichts von alledem erzählt. Sie hatte zu schreiben versucht, einen Brief an Peter Büchler. Sie hatte ihn wieder besuchen und mit ihm sprechen wollen. ‚Ich kann ihn nicht so verlassen,‘ hatte sie immer wieder gedacht. Dann kam sein Brief an die Eltern. Sie begriff, daß er für immer gegangen sei. Sie begriff mit heißem und fremdartig süßem Schmerz die Leidenschaft, die ihn seit so langer Zeit erfüllt hatte. Sie hing ihm mit dunklem Blicke nach. Tief atmend.

Es kam ihre Hochzeit. Der Zwang, sich äußerlich nichts merken zu lassen, half ihr über die Qual ihrer Empfindung hinweg. Sie liebte Jack Hume von ganzem Herzen, aber sie gab ihm nichts preis von dem, was sich auf Peter Büchler bezog.

Sie zog mit ihrem Mann nach Amerika, in die Nähe von New York. Von Büchler kam keinerlei Nachricht, seitdem er sein Ausbleiben bei der Hochzeit mit Krankheit entschuldigt hatte. Erst nach einem halben Jahre erhielt sie einen Brief von ihm, einen ruhigen, freundschaftlichen Brief, offenbar dafür bestimmt, daß auch ihr Mann ihn lese. Darin gab er einige Nachrichten über sein äußeres Leben, berichtete von dem Verkauf seiner deutschen Besitzung und von einigen neuen Plänen. Der Brief war aus Melbourne gestempelt.

Dann folgte ein langes Stillschweigen, wohl ein ganzes Jahr. Asta ertrug die Ungewißheit nicht länger; sie wandte sich an eine Auskunftei, um wenigstens den Aufenthalt Peter Büchlers zu erfahren.

Nach wochenlangem Warten erhielt sie die Nachricht, daß Peter Büchler vor zwei Monaten in Melbourne, Australien, verstorben sei. Die näheren Umstände waren angegeben: gelegentlich einer Vorstellung von Richard Wagners „Tristan und Isolde“ in dem dortigen Theater war ein großer Brand ausgebrochen. — Asta erinnerte sich, davon in der Zeitung gelesen zu haben. Sie hatte mit Jack erschüttert darüber gesprochen. — Bei diesem Brande habe sich ein vor kurzem zugereister Deutscher, eben Peter Büchler, heldenhaft an den Rettungsarbeiten beteiligt; er habe mehrere Frauen und Kinder aus den Flammen geborgen, wobei er selbst schwere Brandwunden erlitten habe, denen er wenige Tage danach erlegen sei. Sein Grab befinde sich auf dem Heiligen-Kreuz-Kirchhof in Melbourne.

So war es wirklich geschehen. Peter Büchler war aus der wilden Trauer, in die ihn die mit so holden Erinnerungen beladene Musik gestürzt, durch den Feuerschrecken aufgerissen worden. Mit all seiner Glut in der Brust hatte er sich dem äußeren Brande begierig entgegengestürzt. Hier konnte er den Flammen Leben entreißen, da er dem Feuer in sich selbst nur Tod und Qual entrang! Hier konnte er, dem Augenblicke hingegeben, noch etwas tun, etwas leisten, was Wert hatte!

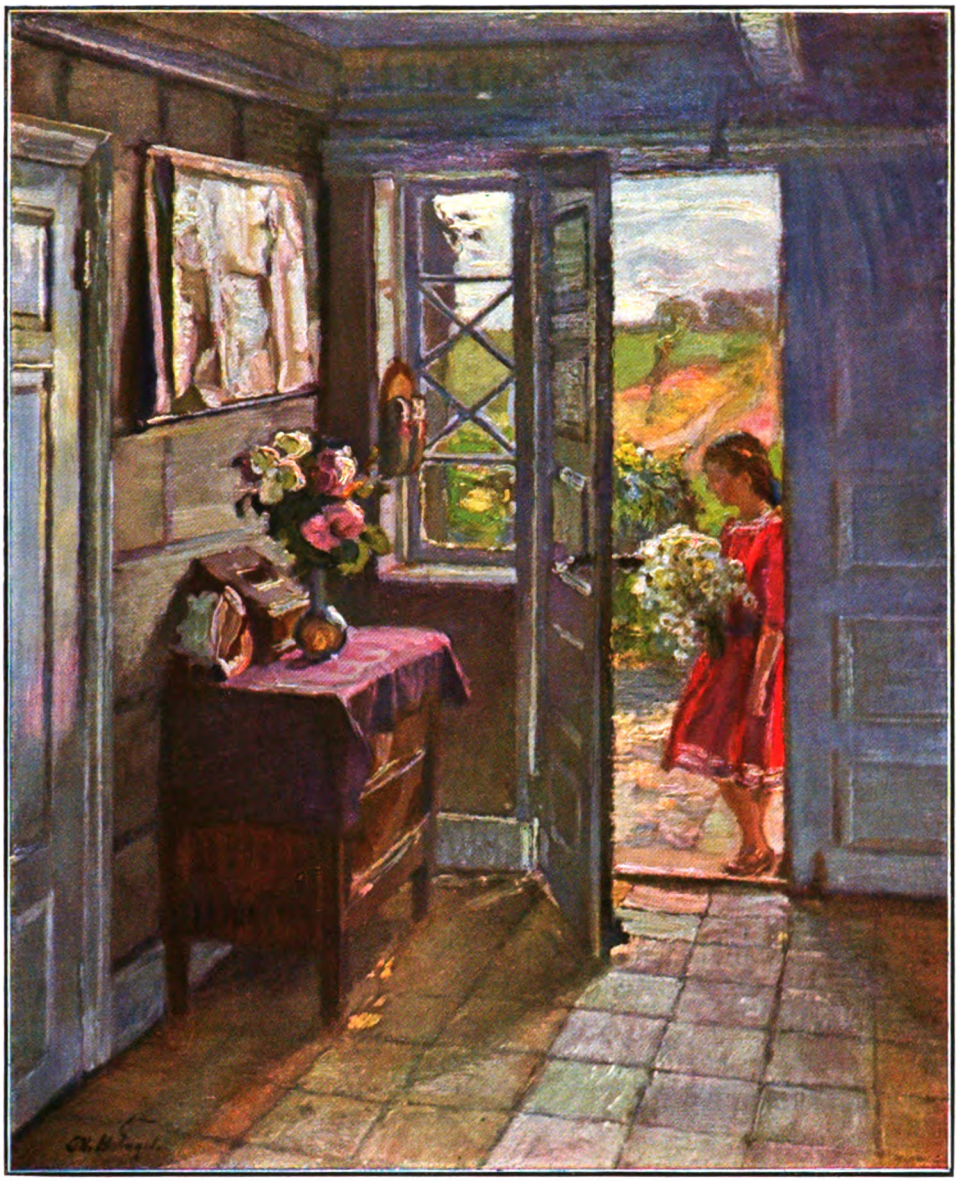
Wie ein Bild, wie eine künstlerische Vision von nicht wiederzugebender Kühnheit sausten diese glühenden Zungen und Schwerter über ihn, die gebrechlichen Formen des Menschenwerkes in finsterer Auflösung mit sich empor- und durcheinanderreißend. Hier wütete etwas, ähnlich der sekundenlangen Wildheit des Künstlersinnes, der des Gegenstandes nicht Herr zu werden vermag und ihn so zerstört! Hier brausten Lust und Qual betäubend zusammen!

Indes er mit heißer Energie Menschenleiber, bewußtlose Leben der Glut entriß, löste sich sein eigenes Sein taumelnd, jauchzend, schluchzend in Todesgewalten auf.

Asta vermochte den Schmerz und die Aufregung nicht allein zu tragen. Sie erzählte mit heißen Tränen ihrem Gatten alles, was von Peter Büchler zu sagen war. Sie klagte sich bitter an deswegen, daß sie damals von ihm gegangen. Sie bestimmte ihn, ihr zu erlauben, nach Australien zu reisen, um das Grab ihres Pflegevaters zu besuchen.

In Melbourne, an einem strahlenden Sommertage, kniete sie an dem Hügel, auf dem, von den Vertretern der Stadt hingesetzt, sein Name stand. Nahe herüber leuchtete das blaue Meer, man hörte sein sanftes Rauschen; und es war Asta glühend zumute, als sei dieses ihr so teure Leben hier von Licht überwältigt, von Sonne hinweggetrunken worden. Sie betete ein langes, heißes Gebet, das sie dunkel in die Hände der Toten: ihres Vaters, ihrer Mutter und Peter Büchlers legte. Dann bedeckte sie das Grab mit einer Fülle leuchtender Rosen.

Digitized by Google



Hausdiele

Gemälde von Prof. Otto Heinrich Engel

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

Der Krieg und die Rasse

Von Medizinalrat Dr. Graßl

Man kann das Wort Rasse nach drei Beziehungen gebrauchen. Man spricht von weißer, gelber und schwarzer Rasse; auch von germanischer, romanischer und slawischer Rasse. Man will also eine Gruppe der gleichzeitig lebenden Menschen in Gegensatz zu einer anderen Gruppe umfassen. Oder man will mit dem Wort Rasse einen Gegensatz zu der Einzelperson, dem Individuum, feststellen. Die dritte Art ist der Gegensatz zur Umwelt. Wenn man ein Weizenkorn in den Boden senkt, so gehen im Korne zu einer gewissen Zeit physikalische und chemische Veränderungen vor: das Korn treibt Wurzeln, die aus dem Boden die Nahrung aufsaugen und zur Bildung eines Halmes und der Blüten führen, die wiederum Früchte tragen. Die Eigenschaften, die das Korn innehatte, als es in den Boden gesenkt wurde, kann man als die Rasseneigenschaften bezeichnen; der Zuwachs, den das Korn durch Auslaugung des Bodens, durch die Mitwirkung der Luftfeuchtigkeit, durch die Sonne gewinnt, ist durch die Umwelt bedingt. Wenn man das Wort Rasse in dieser Beziehung gebraucht, so spricht man von der Vitalrasse.

Die Erfahrung hat ergeben, daß jedes Lebewesen sich an seine Umwelt anpaßt. Dieser Anpassungsvorgang ist noch nicht mit Sicherheit klargelegt. Die einen glauben, daß die Eigenschaften, die das einzelne Lebewesen während seines Individuallebens in der Umwelt erwirbt, unter gewissen Bedingungen eine bleibende Eigenschaft des Samens werden und so sich zu Rasseneigenschaften ausbilden. Dieser Ansicht der direkten Anpassung steht die Auffassung der indirekten Anpassung gegenüber. Man glaubt, daß diejenigen Einzelindividuen von der Fortpflanzung ausgeschlossen werden, in deren Samen nicht schon von vornherein die Möglichkeit der Anpassung an die Umwelt vorhanden ist. Immer aber ist das einzelne Individuum ein Produkt der Rasse und der Umwelt.

Das Gedeihen der Einzelperson hängt also von den guten Eigenschaften der beiden bedingenden Ursachen ab. Im Laufe der Zeit hat man aber darauf mehr oder minder vergessen, und man hat durch Pflege der umweltlichen Verhältnisse die Einzelperson zum Gedeihen bringen wollen. Man hat geglaubt, durch hohe Hygiene allein die Einzelperson vor Verderben sicherstellen zu können. Das Eindringen in die Lebensverhältnisse der Völker, in ihre Biologie, hat diese Annahme aber als eine Irrung erwiesen.

Zur Pflege der Umwelt bedarf es einer gewissen Höhe der Kultur und Zivilisation. Howirtshe chaftliche Verhältnisse ermöglichen insbesonders die Hygiene der Umwelt. So ist es gekommen, daß die Umwelthygiene, von manchem auch fälschlich Individualhygiene genannt, eine Friedenstätigkeit wurde.

Die Hygiene der Rasse, des Samenkorns ist bedingt durch die Erlebnisse unserer Voreltern bis weit hinauf.

Die Geschichte unseres Volkes, und zwar nicht bloß die des Krieges, sondern auch die der Epidemien, des Hungers, der wirtschaftlichen und klimatischen Verhältnisse, der Lebensanschauungen, kurz aller jener Faktoren, die auf die Art und Weise der Fortpflanzung einwirkten, läßt auf die Rasseneigenschaften einen Rückschluß zu.

Es hat sich ergeben in der Beobachtung der Völker, daß jene Völker, Volksstämme und Familien, die ausschließlich Umwelthygiene treiben, alsbald verweichlichen, sich mangelhaft fortpflanzen und dem Aussterben nahekommen. Diejenigen Völker aber, die von Zeit zu Zeit von diesen verweichlichten Mitläufern gesäubert werden, pflegen eine große Lebensfähigkeit zu haben. Die Selbstreinigung der Völker ist ebenso notwendig wie die Selbstreinigung der Menschheit selbst. Auch die Menschheit wirft jene Völker aus, die ihren Lebensunterhalt durch Unterjochung und Aussaugung anderer Völker gewinnen.

Sobald ein Volk parasitären Charakter annimmt, ist seine Vernichtung unvermeidbar, wenn es sich nicht, durch äußere Verhältnisse gezwungen, wieder zu Lebensgewohnheiten hinaufarbeitet, durch die es an das mitlebende Volk ebenso viele Lebensgüter abgibt, als es empfängt. Die einzige Möglichkeit der dauernden Erhaltung eines Volkes ist der gerechte Ausgleich, was wir in der Naturwissenschaft mit Symbiose bezeichnen. Allzu hohe Pflege der Umwelt und dadurch die Gefahr des Parasitismus wird nicht selten vermieden durch plötzlich einsetzende, anscheinend unglückliche Ereignisse wie Krieg, Hungersnot und Seuchen. In Zeiten solcher für die jeweilige Generation unglücklicher Ereignisse ist es stets die Rasse, der ererbte Samen, der die Vernichtung eines Volkes verhindert und der das Wiederaufblühen des Restes des Volkes bedingt. Bei solchen unglücklichen Ereignissen pflegt die Umwelthygiene mehr oder minder stark herabgesetzt zu werden. Und doch wissen wir, daß stets nach Seuchen und Krieg jedes Volk mit hoher Erzeugung von Nachkommen einsetzt, um die entstandenen Lücken alsbald wiederum zu füllen. Es hat sich daher in der Völkerlebenslehre die Erfahrung ergeben, daß ein gewisser Wechsel von Kultur der Umwelt und dadurch der Pflege der Einzelperson und der Rassenhygiene durch

Digitized by Google

Selbstreinigung des Volkes die meisten Aussichten für ein Volk eröffnet, im Kampfe um das Dasein den Platz zu behaupten. Wir haben erkannt, daß die Gefahren der allzu reichlichen Umwelt für die Lebensfähigkeit eines Volkes verderblicher sind als Schwert und Krankheit. Noch nie ist ein großes Volk, das rassengesund war, durch kriegerische Ereignisse vernichtet worden. Immer war es die sogenannte innere Gefahr, die zum Verderben führte.

Wir vor dem Kriege

Die Bodenverhältnisse Deutschlands sind von der Natur recht stiefmütterlich bedacht worden. Als unsere Väter in das jetzige Deutschland einzogen, war das Land von Sümpfen und Wäldern bedeckt. Von den Ackerfrüchten gediehen nur jene, die gegen Sturm und Wetter unempfindlich waren. Der geringe Nutzen, den man aus der Bearbeitung des Bodens zog, hat wohl dazu beigetragen, daß sich nur Frauen und Unfreie damit beschäftigten. Es ist ein glänzender Beweis für die Tüchtigkeit unserer Stammütter, daß sie trotz der ungünstigen Verhältnisse den Boden nicht im Unkraut ersticken ließen, sondern ihn schrittweise veredelten und ertragreicher machten. Erst später nahm auch der Mann an der Bodenbearbeitung Anteil. Der Mangel an anderweitigen Lebensgütern zwang die Deutschen jahrhunderte-, ja jahrtausendelang zur mühsamen Bebauung ihres kargen Bodens. Dadurch wurden die Deutschen zu einem Bauernvolk im strengsten Sinne des Wortes. Und alle Tugenden und alle Fehler eines solchen Volkes finden wir auch jetzt noch in der Gesamtheit unseres Volkes. Der deutsche Bauer ist auch heut noch der Kern der Nation. Sparsam, fleißig, zäh, waffenfähig und waffenwillig, keusch und darum kinderreich, familienbildend und familienerhaltend, mit eingewurzelter Anhänglichkeit an den Boden und deshalb auch an das Land, gottesgläubig in Wort und Tat, mit großer Unterordnung unter die Autorität, bildet er das Menschenmaterial, aus dem man große Reiche und hohe Kultur schafft. Die Vielfältigkeit der bäuerlichen Beschäftigung, der Zwang bei dem Mangel an Handwerkern, sich selbst die Umwelt zu gestalten, erzeugte in ihm die Vielfältigkeit der Anlagen, die wir bei jedem Bauernvolke bewundern, wenn es, durch äußere Veranlassungen bewogen, zur Ausbildung dieser Fähigkeiten gelangt. Die Schwere der Arbeit, durch das rauhe Klima hervorgerufen, ließ den Schwächling ausscheiden, und da der Bauer bei der Wahl seiner Gattin insbesonders auf die Fähigkeit sah, eine Arbeitsgenossin im schweren Daseinskampf zu haben, so züchtete sich das deutsche Bauernvolk scheinbar unbewußt, in Wirklichkeit aber strenge zielstrebend, zu jenem kräftigen Menschenschlage hinauf, der jetzt die deutschen Gaue bewohnt. Wie sehr wir an Größe unseres Körpers zugenommen haben, zeigen unsere Ritterrüstungen, deren größte eben für unser Mittelmaß paßt.

Wie alle Bodenbebauenden ist auch der deutsche Bauer ein ausgeprägter Charakter mit starkem Selbstbewußtsein, das oft zum Eigensinn sich entwickelt, mit hohem Gerechtigkeitssinne, der sich zur Streit- und Prozeßsucht steigert. Von den Vätern hat er die Vorliebe für den Alkohol übernommen. Der Mangel an Anschlußfähigkeit, wie er jedem Bauer eigen ist, hinderte die Entwicklung sozialer Tugenden, und die Eigenbrötelei, im deutschen Hofsystem begründet, führte zum Kleinstaatwesen, das jahrhundertelang die deutsche Nation zerriß. Wenn aber das Land in Not war, wenn Pest, Hunger und Krieg die Fluren verödeten und die Menschen dahinrafften, da war es immer der Bauernstand, der bodenständige, der wurzelechte, der neue Blüte dem Volke brachte, nicht durch die Höhe seiner Kultur, sondern durch die Kraft seiner Rasse. Zweimal innerhalb fünf Jahrhunderten sank das jetzige Gebiet des deutschen Reiches auf fünf Millionen Einwohner herunter. Durch Überlieferungen mündlicher Art kennen wir noch das Elend des Dreißigjährigen Krieges und seiner Folgen. Ganze Ortschaften, ja Städte starben aus, so daß wir nur mehr deren Namen wissen. Hafer- und Mutterkornbrot bildeten das tägliche Mahl, die Ziege und die Kuh waren nicht bloß die Haus-, sondern auch die Zimmergenossinnen. Die Gesundheitspflege, die öffentliche, sowie die der Einzelperson, war die denkbar ungünstigste: einige Jahrzehnte danach aber war all das schlimmste Elend überwunden, die Rassenkraft hatte das Umweltelend besiegt. Die letzte schwere Heimsuchung des deutschen Volkes waren die napoleonischen Kriege und ihre Seuchen. Und doch gibt uns die anfangs des vorigen Jahrhunderts einsetzende Statistik Kunde davon, daß bereits nach einem Menschenalter sich das deutsche Volk erholt hatte. Schon 1835 war der deutsche Bauernstand anscheinend an Menschen so überfüllt, daß eine kräftige Auswanderung einsetzte.

Es gibt wohl kein Volk der Welt, dessen Rassentüchtigkeit so oft und so schwer geprüft wurde und als so echt sich erwies. Und nach unserer Auffassung war es eben die Notwendigkeit, alle Kräfte des Samens zusammenzufassen, die die Rassentüchtigkeit des Volkes schuf.

Das deutsche Volk ist ein Schulbeispiel für die Bedeutung der Rasse, und im deutschen Volke ist es der Bauernstand.

Und dieses Volk mit unglaublicher Lebensfähigkeit führte mit Ausnahme des Traumes des Weltkaisertums nie einen Angriffskrieg. Alle seine Kämpfe dienten der Verteidigung.

Ganz anders die deutschen Städte. Wie alle großen Wohnstätten zeigten sie von jeher geringe Selbsterhaltungskraft. Ihre

Digitized by Google

Sterblichkeit übertraf von jeher ihre Geburtenziffer. Die von dem Lande eingewanderten Bauern mußten die Lücken füllen. Die Möglichkeit, ihre Naturanlagen spezialistisch auszubilden, führte zur Blüte der einzelnen Handwerkszweige und dadurch zur wirtschaftlichen Höhe. Die Notwendigkeit des Nebeneinanderwohnens veredelte die Lebensgewohnheiten und idealisierte die Lebensauffassung. Dadurch trat die Sozialisierung in den Städten ein; der enge Gesichtspunkt des Hofbauers weitete sich über die Grenzen des Kleinstaates hinaus, die Not zwang zum Zusammenschluß der Städte-Staaten und bereitete die Erstehung des einen, großen Vaterlandes vor. War der Bauer der Träger der Rasse, so wurde der Städter der Gründer der Freiheit und des Wohlstandes des Landes, denn die städtische Lebensauffassung von der Persönlichkeit durchdrang auch das Bauernvolk und löste die Hörigkeit, und der Wohlstand der Städte floß auf das Land und befruchtete es.

So schien es denn, als ob das deutsche Volk Jahrtausende hindurch gesichert sei durch die Rassentüchtigkeit seines Bauernstandes und durch die Kulturhöhe seiner Städte. — Da trat jener Umschwung ein, den wir im Leben des einzelnen wie des Volkes als Übersättigung bezeichnen.

Zwei Erfindungen haben auf die Menschheit und damit auf das deutsche Volk den größten Einfluß geübt: die Buchdruckerkunst und die Erfindung, mittels gespannter Kraft Lasten fortzubewegen. Die Buchdruckerkunst ermöglichte das Hineinwerfen von Gedanken in die Massen. Ohne sie wäre die revolutionär verlaufende Lehre Luthers zu einer langsamen Umwandlung der religiösen Begriffe geworden, und der Dreißigjährige Krieg wäre uns erspart geblieben. Und doch welcher Mann, ob Katholik oder Protestant, möchte dieses Blatt aus der Geschichte Deutschlands genommen wissen? Heute, nachdem wir die schlimmen Folgen der Buchdruckerkunst überwunden haben, freuen wir uns an der Kunst Gutenbergs. Ebenso wird es uns ergehen bei der Einschätzung unserer Eisenbahnen, die die wahre Ursache der jetzigen Kriegsnot sind, wenn wir diese Not überwunden haben werden.

Die Eisenbahnen wirkten auf den Austausch der Güter und zwar zunächst der eigenen Bodenfrüchte. Mit ihrer Hilfe war es möglich, den Bodenertrag steigernde Mittel dahin zu werfen, wo man derer bedurfte. Der Übergang von der extensiven zur intensiven Landwirtschaft war nur durch sie möglich. Und der weitere Übergang zum Bau von Spezialitäten und damit zur möglichsten Ausnutzung des Bodens und des Klimas ist ohne Eisenbahnen gar nicht denkbar. Die Frachtenkosten wären über den Nutzen gegangen. Wir sehen daher in der Zeit vor den Eisenbahnen Spezialitätenkultur nur an den Ufern großer Gewässer, seien es nun Flüsse oder Seen, die, auf ihren Rücken wohlfeil die Last in große Ferne tragend, den Güteraustausch ermöglichten, wie dies schon vor Jahrhunderten in den Küstenländern Holland und Dänemark der Fall war. Der Einfluß der Transportmöglichkeit der Güter zeigte sich im ganzen Kulturleben. Städte und Gewerbe, die über die nächste Umgebung hinauswirkten, waren nur an den Ufern möglich. Ernährte ein Land nicht mehr seine Bürger, so blieb nur die Auswanderung übrig.

Fast, möchte man sagen, mit einem Schlage änderten sich die Vorbedingungen des wirtschaftlichen Lebens und damit der Kultur. Jetzt ersetzten die Schienen das Wasser. Man konnte die Rohprodukte ferner Gegenden bis tief hinein in das Innere eines Landes werfen, konnte sie veredeln und dann gegen andere Güter wieder austauschen. Die Industrie erstand. Die Rückwirkung auf die Volksmenge und auf die Beschaffenheit der Einwohner blieb nicht aus. Es war nicht mehr der verschiedene Grad des Reichtums des Bodens, der maßgebend war für das Volk, sondern der Wille zur Arbeit. Und es traf sich, daß die Deutschen im jahrhundertelangen Bebauen des kargen Bodens sich diesen Arbeitswillen anerzogen hatten, und es traf sich, daß diese in die Städte geeilten Bauern mit ihrer Sparsamkeit in der neuaufstrebenden Industrie reiche Quellen ihrer Ernährung fanden. Nirgends wohl in den letzten hundertfünfzig Jahren stieß die Industrie auf einen so kräftigen Bauernstand mit seinen arbeitswilligen und arbeitsfähigen Händen wie in Deutschland. Der Grundstock zum deutschen Nationalreichtum der Gegenwart ist von Bauernhänden gemauert worden. Die in die Stadt gezogenen Dörfler behielten anfangs ihre Lebensgewohnheiten bei; bald aber unter dem Einfluß der übrigen Städter paßten sie sich an ihre neue Umwelt an und nahmen deren Gewohnheiten an. Was früher Luxus war, wurde jetzt Bedürfnis. Es ergab sich die Notwendigkeit, Ausgaben und Einnahmen in Einklang zu bringen. Zur Erhöhung der Einnahmen verbesserte man die Qualität der Arbeit; man rückte ab von den ungelernten Arbeiten; möglichst lange und möglichst tiefe Vorbildung sollten erhöhten Gewinn bringen. Die Ausgaben sollten durch Einsparung in der Kinderzahl verringert werden. Der Gesamterfolg dieser vom Staat, von der Gesellschaft, von der Einzelperson erstrebten Arbeitsform war ein bedeutender.

Aus dem Agrarstaat der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts war ein Industriestaat geworden, der allmählich in einen Handelsstaat überzugehen drohte. Welchen erstaunlichen Aufschwung unser Wirtschaftsleben nahm, zeigen einige Beispiele. Der Außenhandel Deutschlands stieg von 1887 bis 1912 um 225 Prozent, der Englands um 113 Prozent, der Frankreichs um 98 Prozent. Das Made in Germany, erfunden, um Deutschlands Waren auszuschließen, wurde die beste Emp-

Digitized by Google

fehlungsmarke. Lieferten wir im Jahre 1900 an 912 Millionen Mark Waren, so schwoll die Lieferung 1913 auf 1711 Millionen an. In den letzten Jahren waren es hauptsächlich die elektrische Industrie und die Erfindung und Vervollkommnung der Explosivmotoren, die ihren Siegeszug antraten. Trotzdem ging die Zunahme des Dampfmaschinenbetriebes weiter. Vom Jahre 1895 bis zum Jahre 1907 wurden alljährlich über $2^1/_3$ Millionen Arbeitskräfte durch mechanische Maschinen geschaffen, und im Jahre 1907 waren in Deutschland 52 Millionen Menschen durch Maschinen ersetzt.

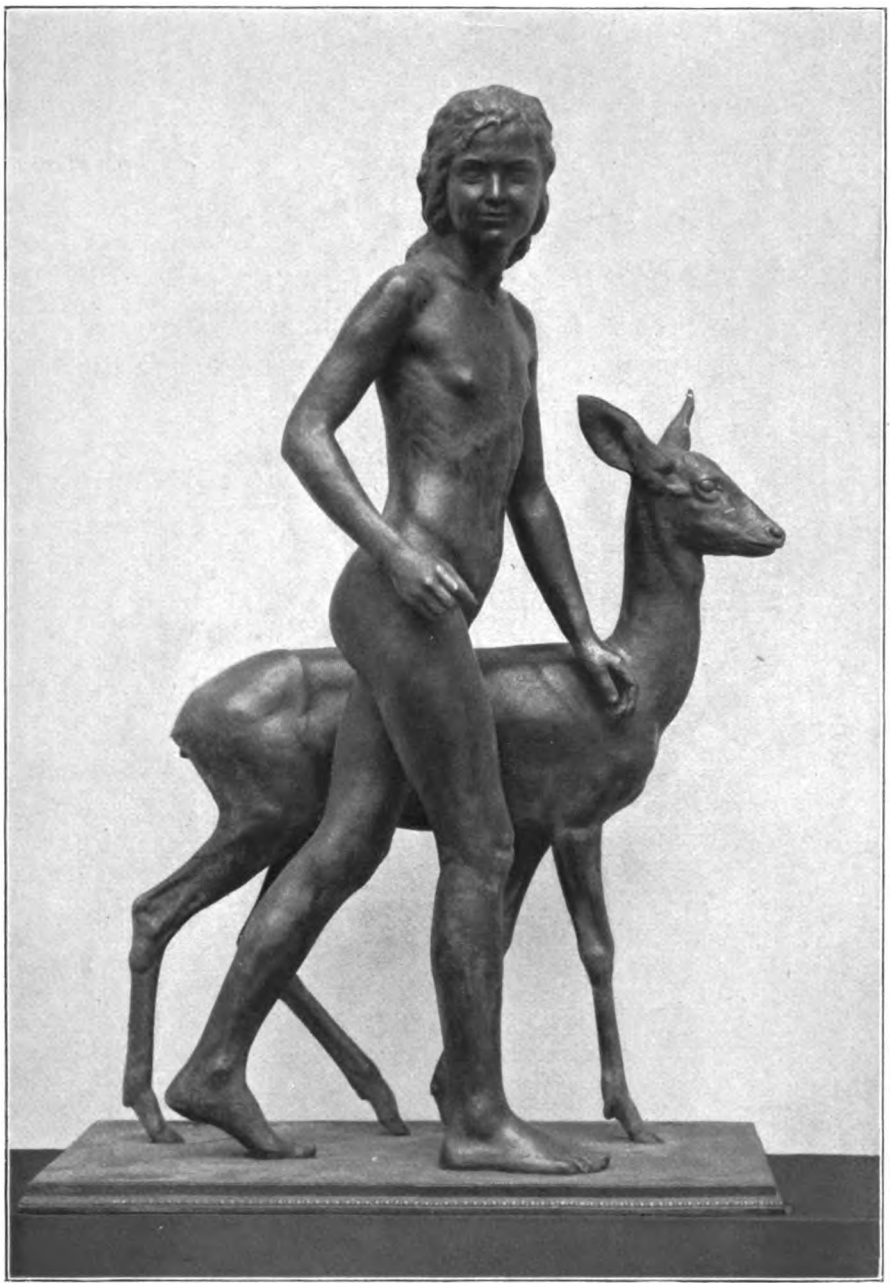
In dem allgemeinen Aufstiege blieb die Landwirtschaft nicht zurück. Trotz der Ungunst des Klimas und des Bodens erzeugten wir auf einem Hektar Land mehr als irgendein Land der Erde. Während wir 1875/76 noch 11,62 Kilogramm Rüben brauchten, um ein Kilogramm Zucker zu produzieren, brauchen wir jetzt bloß noch 6,44 Kilogramm. Unsere Eisenbahnen dehnten sich von 19500 Kilometer des Jahres 1870 auf 62000 Kilometer des Jahres 1911. Vom Jahre 1813 bis auf das Jahr 1907 stieg der Fleischverbrauch auf den Kopf der Bevölkerung von 13,6 Kilogramm auf 46,2 Kilogramm. Dabei hatten wir die geringste Steuerlast, nämlich 62,75 Mark auf den Kopf der Bevölkerung, während Frankreich 96,09 Mark und England 106,07 Mark zahlten. Wir können sagen, daß wir unser Vaterland innerhalb achtzig Jahren um das Doppelte erweitert haben, ohne einen Fuß Boden kriegerisch erobert zu haben. Durch unsere Kulturarbeit sind wir an die Spitze aller Völker der Welt geleitet worden.

Diese Umwandlung der wirtschaftlichen Verhältnisse trat dann in der Berufsstatistik hervor. Die 18,5 Millionen Berufszugehöriger der Landwirtschaft des Jahres 1895 verminderten sich 1907 auf 17,5 Millionen, während die der Industrie von 20 auf 26 Millionen stiegen und die des Handels und Verkehrs von 6 auf 8 Millionen. Die Lohnarbeiter verringerten sich von 900000 auf 800000; die Angehörigen des öffentlichen Dienstes und der freien Berufe stiegen von 3,3 Millionen auf 5,1 Millionen. Es änderte sich also die Landwirtschaft um −5 Prozent, die Lohnarbeit −10 Prozent, Industrie +30 Prozent, Handel und Verkehr +33,3 Prozent, Beamte und freie Berufe +53 Prozent. Ein unverkennbares Abrücken von der Schaufel und ein Hindrängen zu den Gehirnbeschäftigungen. Namentlich jede Arbeit im Freien gilt gegenüber der Stubenbeschäftigung fast in jeder Form als minderwertig. Die nächste Folge dieses wirtschaftlichen Anstieges war der Ausfall der Wanderung. Der Wanderungsverlust Deutschlands betrug 1862 −0,8 auf 1000 Einwohner; 1870 −3,3; 1880 −1,7; 1890 −1,4; der Gewinnst betrug 1896 bis 1900 +0,3; 1901 bis 1905 +0,2; 1906 bis 1910 +0,5. Im Jahre 1894 wanderten 40964 Deutsche überseeisch aus, 1913 nur noch 25843. Im Jahre 1911/12 wurden 729575 Arbeiter-Legitimationskarten für ausländische Wanderarbeiter ausgefertigt, im Jahre 1912/13 767215. Dabei hatten wir bei 2 Millionen Arbeitern im Vierteljahr 60 Tausend wegen Arbeitslosigkeit Unterstützte. In der Zählung 1900 betrugen die Ausländischen 778737 = 1,38 Prozent der Gesamtbevölkerung, im Jahre 1910 dagegen 1259873 = 1,95 Prozent der Gesamtbevölkerung. Ein unverkennbares Einwandern fremder Volksteile. Und da die Eingewanderten zum größeren Teile der Bearbeitung des Bodens und der Rohprodukte angehören, unsere Auswanderer aber hauptsächlich Kaufleute, Ingenieure, Jugenderzieher, Kellner usf. sind, so führen wir Muskelkraft ein und Intelligenz aus.

Unseren hohen Bedarf an Verstandesmenschen haben wir uns teils gezüchtet, teils erzogen.

Im Mittelalter, als man wegen hohen Adels des Lesens und Schreibens unkundig sein durfte, als die körperliche Tüchtigkeit das Kennzeichen des Edelings war, da ging im männlichen Stamme Körperkraft vom Vater auf die Nachkommen über. Auch die Mutter wird man nach dem gleichen Gesichtspunkt gewählt haben. Allerdings hat die mangelhafte Umwelthygiene nicht selten die Entwicklung der tüchtigen Rassenerbschaft verhindert. Auch unser arbeitsreicher Bauer und der vielbeschäftigte Kleinhandwerker wählen sich mit Vorliebe eine Arbeitsgenossin zur Gattin und sichern so in männlicher und weiblicher Abstammung die körperliche Tüchtigkeit ihrer Kinder. Ganz anders der geistig Arbeitende. Ihm ist starker Knochenbau und feste Muskulatur kein fördernder Umstand. Im Gegenteil. Wie alle körperlichen Tugenden drängt auch die Muskelkraft triebartig zur Entladung und hindert so nicht selten ihren Träger an der vollen Entwicklung seiner geistigen Tätigkeit. Sofern der akademische Bürger, der Handelsmann und andere Stubenarbeiter eben jenen Grad von Körperkraft haben, um ihrer Beschäftigung nachkommen zu können, pflegen sie die erfolgreichsten zu sein. Eine sehr große Anzahl der Intellektuellen stammt von gleichen Vätern ab. Ihre Mütter aber haben ihre Väter aus den gleichen oder ähnlichen Kreisen entnommen. Ein sehr beliebter Gesichtspunkt für diese Gesellschaftsklassen bei der Gattenwahl ist die Höhe der Mitgift. Größere Vermögen aber werden heutzutage nicht durch Körperkraft erworben, sondern durch Verstandesbetätigung. Ja, man kann das Vermögen geradezu als aufgespeicherte Geistesarbeit bezeichnen. Der nämliche Mann, der sich nicht genug absprechend über die Gewohnheit des Adels, in sich hinein zu heiraten, äußern kann, wird es seinem Sohne verwehren ein Mädchen zu wählen, das nicht den gleichen Gesellschaftskreisen angehört, mag sie auch noch so hohe Tugenden des Körpers für die Erfüllung ihrer

Digitized by Google



Mädchen mit Reh

Bronzebildwerk von Prof. August Kraus

Digitized by Google

Digitized by Google

Pflichten als Gattin, Mutter und Hausfrau haben. Dazu kommt noch erschwerend der Umstand, daß Kinder aus derartiger Ehe infolge günstiger Umwelt, namentlich durch sehr hohe Brutpflege, am Absterben verhindert werden und so schwächliche Rasseneigenschaften zur Forterbung bringen. Und so ist es gekommen, daß unsere Gelehrten und unsere Handelsleute den schwächsten Teil der Nation bilden, wenn man die Waffentüchtigkeit als Wertzeichen der allgemeinen Brauchbarkeit nimmt. Es ist jedermann bekannt, daß die Verhältniszahl der Militärtauglichen dieser Klassen zu der Menge der Vorgestellten die niedrigste ist. Allerdings behaupten einige, und wie es scheint nicht mit Unrecht, daß die geringe Körperpflege in der Aufwuchsperiode schädigend einwirkt. Wenn man aber bedenkt, daß unsere studierende Jugend in der Regel aus wirtschaftlich kräftigen Kreisen stammt, daß die gegen andere Berufsarten sehr langen Erholungspausen den Körper ertüchtigen lassen, so wird man zugeben müssen, daß man unsern Jugendbildnern wenigstens teilweise unrecht tut, wenn man ihnen die volle Verantwortung für das Ergebnis der Soldatenaushebung ihrer Zöglinge macht.

Das Erziehen von Verstandesmenschen geschah durch Verlängerung und Verschärfung der Ausbildungszeit. Die Art und Weise unserer Staatsregierung, die darin bestand, daß jeder Ressortminister und jeder vortragende Rat dieses Ministeriums die möglichste Blüte seines Faches als die Grundlage des Gedeihens des Staates ansah, diese Auffassung, sage ich, die Bismarck so treffend mit dem Ausdrucke „Ressortpatriotismus" belegte, war schuld daran, daß man mit möglichsten Mitteln die größtmögliche Zahl und die größtmögliche Höhe der Verstandesausbildung zu erlangen suchte. Alle Mahnungen weitsehender Männer vor Übertreibung der Verstandesbildung wurden in den Wind geschlagen und die lästigen Mahner selbst als Kulturfeinde bezeichnet. Das Ergebnis dieses Ressortpatriotismus war dann, daß trotz verhältnismäßig sehr vieler neugeschaffener Stellen in diesen Erwerbszweigen eine übergroße Zahl von Anwärtern sich ergab, die die Proletarisierung der Verstandesarbeit einleitete.

Eine zweite Folge der Verschiebung der Erwerbsverhältnisse in Deutschland war das Eindringen fremder Völkerstämme in unser Vaterland. Diese Einwanderer gehören in der Jetztzeit den russischen, polnischen und südslawischen Stämmen hauptsächlich an, also Volksteilen, die gegen uns Deutsche in vielfacher Beziehung als rückständig bezeichnet werden müssen. Gar mancher dieser Wanderer blieb in der Folge bei uns sitzen und verschlechterte unsere Rasse. Es ist nicht an dem, daß ein starkes, rassentüchtiges Volk, wie wir Deutsche zweifelsohne sind, solche Fremdkörper nicht in unseren Organismus ohne Schaden einverleiben könnte: aber jene Grenze, die hierbei nicht überschritten werden darf, scheinen wir fast erreicht zu haben.

Durch den wachsenden Nationalreichtum durften wir Lebensgewohnheiten annehmen, die sich ein armes Volk nicht erlauben kann. Wenn wir aber näher zusehen, so finden wir, daß in einer großen Anzahl von Fällen die Verfeinerung unserer Sitten größer war als der Zuwachs der wirtschaftlichen Verhältnisse. Es bildete sich trotz starker Hebung des Verdienstes eine relative Not aus. Ein derartiger relativer Mangel ist keineswegs für die Entwicklung eines Volkes schädlich, wenn er nur dazu Veranlassung gibt, den fehlenden Rest durch erhöhte Produktionsarbeit hereinzubringen. Wenn wir gerecht sein wollen, so müssen wir anerkennen, daß tatsächlich die Deutschen das arbeitswilligste Volk der weißen Welt sind, trotzdem sie oder nach unserer Auffassung: weil sie bei innerer Tüchtigkeit das genußfähigste und genußbedürftigste Volk sind. Wir dürfen aber nicht verschweigen, daß sich Zeichen bemerkbar machten, die dahin gehen, daß die Einzelperson den hohen Genuß nicht mehr allein durch Arbeitsleistung erlangt, sondern durch Einsparung an einer Stelle, die das Wohlbefinden des Sparers nicht beeinträchtigt, wenn auch dadurch die Tüchtigkeit des Gesamtvolkes Schaden leidet. Die von allen überzivilisierten Völkern angenommene Art und Weise, der lebenden Generation ein reiches Genußleben zu ermöglichen ohne eine Arbeitsleistung, die im gleichen Verhältnisse damit steht, ist die Einsparung der Kinder. Wir haben schon vor 25 Jahren auf den drohenden Geburtenrückgang in Deutschland aufmerksam gemacht und haben immer wiederum gemahnt, ihm mehr Aufmerksamkeit zu schenken. Wir mußten uns ob unseres Bemühens die denkbar schwersten Vorwürfe von Seite amtlicher und nichtamtlicher Stelle machen lassen. Jetzt, da die geringe Geburtenzahl nicht mehr hinreicht, trotz Abnehmen der Sterblichkeit, um die absolute, noch weniger die relative Zuwachsmenge früherer Zeiten zu erlangen, jetzt ist es auch den zünftigen Statistikern klar geworden, daß wir mit unserer Abnahme der Geburtenzahl einer großen Gefahr entgegengehen. Allerdings gibt es noch vertrauensselige, fast möchte man sagen: leichtlebige Personen, die meinen, daß man durch Einschränkung der Sterblichkeit den Schaden des Geburtenrückganges aufheben könne. Und zu diesen Personen scheint eine große Anzahl von Amtsstellen zu gehören; wenigstens beschränkt sich die amtliche Vorkehrung gegen den Rückgang der Bevölkerungsmenge lediglich auf die Einschränkung der Sterblichkeit. Wieder andere glauben, daß jedes hochzivilisierte Volk an dieser Erscheinung kranke, daß Zivilisation und geringe Kinderzahl die gleichzeitige Erscheinung gleicher Wirkungen sei. Diese Pessimisten haben uns bisher immer noch gehindert, wirksame Mittel in Anwendung zu bringen. Pessimismus ist kein leben-

Digitized by Google

stärkender Faktor, aber auch kein Faktor inneren Fortschrittes.

Von den Mitteln, welche die Sterblichkeit herabsetzen, hat man am meisten diejenigen zur Anwendung gebracht, die auf die Kindersterblichkeit wirken. Öffentliche und private Personen bemühen sich, durch Verbesserung der Umwelt die Sterblichkeit der Säuglinge abzumindern, und es gelingt ihnen in nicht seltenen Fällen. Da aber die Verbesserung der Umwelt eine Aufgabe des Mannes ist, so hat sich die Kinderaufzucht in den modernen Kulturstaaten als die Folge der Tätigkeit des Mannes herausgestellt. Gewiß sollen und müssen wir auch unseren Kindern einen Anteil von unserm erhöhten Reichtum zukommen lassen; aber wir dürfen die natürlichen Verhältnisse nicht umkehren. In der Natur ist die Brutpflege die Hauptaufgabe des weiblichen Teiles, und bei den Säugern wird es eine Geschlechtsaufgabe des Weibes. Bei unseren verkünstelten Verhältnissen bringt nicht mehr diejenige Frau die meisten Kinder hoch, die körperlich und geistig am gesündesten ist, sondern derjenigen Frau sterben die wenigsten Kinder, die bei der Auswahl ihres Gatten auf dessen Reichtum möglichst Rücksicht nahm. Wir haben schon vor 25 Jahre auf die Gefahren hingewiesen, die aus einer so einseitigen Brutpflege der Nation entstehen. Und auch hier haben wir dank dem Krieg eine Rückkehr zur Natur eintreten sehen. In weitschauender Weise hat die Reichsregierung eine Mutterfürsorge während des Krieges eingeführt und hat die natürliche Nahrungsquelle den Säuglingen wieder eröffnet. Es wird unsere Sorge sein, auch nach dem Kriege diese Einrichtung beizubehalten. Allerdings lehren manche Staatswissenschaftler, daß es besser sei, wenig Kinder gut aufzuziehen als viele Kinder schlecht. Wir dürfen aber nicht vergessen, daß derartig künstlich aufgezogene Kinder ihr Lebtag gegenüber äußeren Gefahren wenig widerstandsfähig bleiben und daß sie einer erhöhten Pflege bedürfen. Der Nutzen dieser übertriebenen Kunstpflege ist zum Schlusse ein geringer*). Wir müssen, um stark zu bleiben, einen gewissen Blutverlust im Volke ertragen, denn die Geschichte weist nach, daß Völker, die eine gewisse Menge Blut opferten, in ihrer Lebensfähigkeit gestärkt wurden. Ob dieser angemessene Blutentzug durch eine gewisse Kindersterblichkeit oder durch Auswanderung, oder durch Seuchen oder durch Kriegsereignisse herbeigeführt wurde, ist für die bewirkende Ursache gleichgültig. Ein Volk, das einen Umsatz hat, der möglichst klein ist, kommt zum Schluß in einen Zustand, den wir als Versumpfung bezeichnen müssen. Wie im wirtschaftlichen Leben so gehört auch in der Fortpflanzung zur Erzielung großer Erfolge eine gewisse Spannung der Kräfte, die durch scheinbar nutzlose Aufwendungen erzeugt zu werden pflegt.

Der Nachlaß in der Erzeugung großer Volksmengen entging wohl niemandem. Diesen Ausfall suchen nun einige damit zu decken, daß sie die Ehen vermehrt wissen wollen und daß sie für eine Verjüngung der Brautpaare eintreten. In vielen Gegenden und bei manchen Beschäftigungsarten sind aber die Eheschließenden so jung, daß eine weitere Verjüngung auf Kosten der Qualität der Nachkommen gehen würde. Es ist dies hauptsächlich bei den Handarbeitern der Städte und der Industrie der Fall. In anderen Berufszweigen, namentlich in den akademischen, schiebt sich das Ehealter immer mehr hinaus zum Schaden der Rasse. Man beklagt zwar diese Erscheinung, tut aber alles, um sie zu verschärfen. Man verlängert das Vorstudium, man erhöht die Ansprüche des Mannes und noch mehr der Frau und man sucht mit seinen Kindern immer mehr an die Spitze vorzudringen und wundert sich dann, wenn die Spitze überfüllt ist und die Basis des Volkes leer zu werden droht. Eine Vermehrung der Ehen ist bei den Oberständen möglich und nützlich; bei dem Arbeitervolk würde eine noch größere Anzahl von Ehen, wie sie bestehen, den Charakter der Ehe als Volksfilter aufheben. Schränkt man die Ehe auf gewisse Volksklassen ein, so werden dadurch die ausgeschlossenen, das sind in der Regel körperlich und geistig, manchmal auch wirtschaftlich schwache, an der Fortpflanzung verhindert. Die dauernde Einehe bringt Verbesserung der Rasse; die Massenehe Indiens ist mitschuldig an der schwachen Rasse. Es machen sich bestimmte Anzeichen geltend, daß die Ehe nicht mehr rein funktioniert, daß sie vielfach dem Hetärismus weichen muß, und was das Allerschlimmste ist: daß die Hetäre in die Gesellschaft eindringt und die Mutter verdrängt.

Die aufstrebende Industrie, der blühende Handel, die beide die Welt zu umspannen begannen, brachten einen nie geahnten Reichtum in kürzester Zeit unter das deutsche Volk. Jeder einzelne konnte sich erlauben, seine Lebensführung zu heben. Die durch die wirtschaftlichen Verhältnisse gebesserte Umwelt wirkte verlängernd auf die Lebensdauer der einzelnen und, wie schon erwähnt, auf ihren Körperumfang. So sehr aber dem einzelnen diese Verbesserung zu gönnen war und so sehr das Volk als solches kulturell gehoben wurde, ebensosehr machte sich eine Nebenerscheinung geltend. Wir streben nicht selten einen Zustand an, den wir in der Natur und im Völkerleben mit Parasitismus bezeichnen. Ein Parasit des

*) In der Medizinalbeamten-Zeitung habe ich nachgewiesen, daß die Aufzucht der Kinder ohne Muttermilch und die Folgen dieser Aufzucht während des ganzen Lebens der deutschen Nation jährlich eine Milliarde Mark kostet. Auch in wirtschaftlicher Beziehung gibt es nichts Teureres als die Aufzucht der Kinder ohne Mutterbrust.

Digitized by Google

Volkes ist, wer mehr aus dem Volke herausschlägt, als er dem Volke mit seiner Arbeit zurückgibt. Selbstverständlich darf man hierbei nicht lediglich an wirtschaftliche Leistungen denken. Wenn der Beamte A. eine Stellung einnimmt, deren Ausfüllung für das Volk 3000 Mark wert ist und wofür er auch den angemessenen Lohn von 3000 Mark erhält, wenn dieser Beamte A. ein väterliches Erbgut besitzt, das ihm jährlich 1000 Mark Zinsen liefert und er verbraucht Gehalt und Zinsen für seine Person: so ist er ein Viertelparasit, denn der vierte Teil seines Bedarfes muß anderen am Verdienste abgenommen werden, damit er so leben kann, wie er lebt. Namentlich durch Heirat sucht ein immer mehr wachsender Teil des Volkes parasitäre Lebensmöglichkeit zu erlangen. Diese Volksklassen würden den parasitären Charakter verlieren, wenn sie eine Kinderzahl erzeugten, die größer ist als die durchschnittliche der Einzelehe. Gerade diese Volksschichten aber schränken ihre Kinderzahl ein und bleiben Teilparasiten aus Gründen, die wir bei unseren Feinden, den Engländern, mit Krämergeist bezeichnen. —

Es ist nicht an dem, daß der Parasitismus in einem Volk schon an sich ein schädlicher Zustand wäre. Es gab nie ein Volk, und es gibt keines und es wird aus natürlichen Gründen nie ein solches geben, das parasitenfrei wäre. Der Parasit läuft Gefahr zu verweichlichen und zu entarten; er wirkt aber auf seinen Wirt anreizend zur Produktion und dadurch zur Erstarkung. Die früheren Zeiten hatten den Parasitismus auf die Wucht der Körpereigenschaften gegründet; später trat die Zugehörigkeit zu einer gewissen Sippe an Stelle der Muskelkraft, und gegenwärtig ist der Verstand die Grundlage der Möglichkeit des Parasitismus. Das schnellere Absterben des Parasiten ermöglicht der Unterschicht, emporzusteigen, und führt zu der Erscheinung im Volksleben, die die Staatswissenschaft kapillären Aufstieg nennt. Nicht das Dasein des Parasiten, sondern die Zahl und die Höhe des Parasitismus ist es, was das Bedenkliche in einem Volke ist. Es macht entschieden den Eindruck, daß das deutsche Volk in einzelnen Kulturstätten eine allzu große Anhäufung von Parasiten besitze, und es scheint, daß Zahl und Höhe noch immer mehr wachsen.

Was für die Lebensbedingungen in einem Volke gilt, hat auch Geltung in dem Leben zwischen den einzelnen Völkern. Auch hier haben wir parasitär oder wenigstens teilweise parasitär lebende Völker, die, solange sie sich in gewissen Schranken halten, keineswegs schädlich für die Menschheit sind, die aber zum Blutsauger werden, wenn sie diese Schranken überschreiten. Wie im Volke der Anreger zur Kultur zur Kulturpeitsche wird, so wird im internationalen Leben ein Volk zum Ausbeuter. Nichts ist naturwidriger, als innerhalb eines Volkes oder innerhalb der Völker jede über das Gleichmaß des Verdienstes hinausgehende Lebensweise verwerfen zu wollen; nichts ist aber verderblicher für beide Teile, als wenn die Grenze überschritten wird. Die Erfahrung hat gezeigt, daß niemand im Volke gerne auf den Vorteil seiner Überstellung verzichtet und daß auch im Völkerleben das einzelne Volk diesen Vorrang nicht freiwillig aufgibt. Der von einigen Idealisten und Ideologen angestrebte Internationalismus krankte von vornherein an der Unmöglichkeit seiner Voraussetzung, und wir dürfen es als einen großen Gewinn des gegenwärtigen Völkerkrieges bezeichnen, daß wir von unserer Irrung geheilt wurden.

Wir während des Krieges und nach dem Kriege

Wenn eine deutsche Frau sich Mutter fühlt, so dringen hehre Gedanken in ihr Herz. Sie sorgt und kümmert sich jetzt schon um das kommende Kind. Und wenn dann die schwere Stunde kommt, dann geht ihr Atem zwar schneller und ihr Herz fliegt, auch sie zollt der Natur den Tribut. Schwach, aber nicht krank liegt sie darnieder; doch in kürzester Zeit hat sie den schweren Vorgang überwunden, neue Kräfte gewinnt sie aus sich selbst, und bald ist sie imstande, das neue Leben zu betreuen. Auch der Mutter Deutschland wurde ein neues Kind geboren. Jahrzehntelang hat sie sich gerüstet für dessen Ankunft. Das deutsche Heer, bisher ein Teil des Mutterleibes, hat sich als selbständiges Wesen von der Mutter abgezweigt. Nur kurze Augenblicke stand das nationale Leben scheinbar still, dann nahm das Volk wieder die gewohnte Beschäftigung auf. Und das Wunder der Schöpfung, das Vater und Sohn eins ist, erneute sich. Wir sind die Erzeuger des Heeres und wir sind das Heer selbst. Und die alte Sage der Griechen, daß die Kriegsgöttin mit Schwert und Helm aus dem Haupte des Vaters sprang, vollzog sich in unserer Wunder ablehnenden Zeit. Wer wollte jetzt noch zweifeln, daß das deutsche Volk trotz Gefährdung durch lange Friedenszeit und hohen Reichtum das wehrhaftigste Volk der Welt ist? Verstummt sind die Zweifler und Nörgler, still geworden sind die Verweichlichten und Verweiblichten, die uns in jahrzehntelangem Mißtrauen auf unsere Kraft das Mark aus den Knochen saugen wollten. Wir haben der Welt bewiesen, daß wir noch die höchste Tugend besitzen, und wir werden der Welt beweisen, daß der deutsche Adler der König der Lüfte ist. Der deutsche Aar wird den Erdball in seine Fänge nehmen und wird seine Flügel breiten und wird die Erde hinauftragen zur sonnigen, lichten Höhe; von wo aus wir nicht mehr hören das dumpfe Brummen des russischen Bären und das Gekrächze des gallischen Hahnes, noch weniger das Pfauchen der englischen Katze. Wegen unserer militärischen Siege brauchen

Digitized by Google

wir keine Sorgen zu haben. Notwendig aber wird es sein, daß wir deutsche Art und deutsches Wesen hegen und pflegen, daß wir nie mehr, angekränkelt von der Nachbarn Verfalle, den gleichen Weg wie diese gehen.

Das erste auf das Volk tief einwirkende Ereignis war die Reinigung der Nation von Fremdem. Wie ein Platzregen den Grund des verschlammten Baches aufwühlt und rein fegt, so hat der Kriegsbeginn alle, die unserem Blute fremd sind, hinausgescheucht. Wir wurden wiederum ein reinrassiges Volk. Jetzt verstehen wir es wieder, daß kriegerische Völker solange ihr Blut rassenrein halten und dadurch lebensfähig bleiben.

Was wir in der einseitigen Pflege geistiger Eigenschaften versäumt hatten, das suchten wir mit Eifer wiederum hereinzubringen. Wem schlug nicht das Herz höher, wenn er die studierende Jugend sah, wie sie freiwillig körperliche Arbeiten verrichtete, die bisher als niedrig galten? Es kann nicht verschwiegen werden, daß die weibliche Jugend der Oberstände hierin etwas zurückblieb. Die Ausbildung, die sie bis jetzt genossen hat, scheint sie noch weiter von der natürlichen Aufgabe abgeleitet zu haben. Es wird uns zufallen, nach dem Kriege das Mädchen auch der Oberstände wiederum an den Herd zu binden, und auch die Mädchen der Unterschicht werden nach dieser Richtung geleitet werden müssen. Hierbei dürfen wir nie vergessen, daß höher denn das Wort das Beispiel ist. Die beste Anleitung zur häuslichen Arbeit gibt immer die Mutter. Da, wo wir eine starke Hausfrau noch haben, wie es auf dem Lande und in den Mittelstädten der Fall ist, wäre es das Verkehrteste, was wir tun könnten, wenn wir das Kind durch allzulange Schulbildung der Einwirkung der Mutter entzögen. Nur da, wo es keine Hausfrau mehr gibt, kann man versuchen, durch Schulausbildung diese zu schaffen. Aber man hüte sich vor der Überschätzung der Verstandesbildung. Die in ihrem Dasein gestärkte Hausfrau wird auch in ihrer Eigenschaft als Mutter nicht mehr versagen, denn die Sorge um das Hauswesen und die Sorge um das Kind sind nur verschiedene Erscheinungsformen der nämlichen Eigenschaft. Die Zwergfamilie, die wir vor dem Kriege als die alleinige Möglichkeit der Salondame bezeichnen hörten, wird unter dem Einflusse der wirklichen Hausfrau zur Vollfamilie sich ergänzen.

Auch in der Erziehung unserer Knaben wird man eine Änderung eintreten lassen müssen. Zwar versucht man ja jetzt schon während des Krieges durch kriegerische Übungen und durch Förderung des Sportes den Leib zu stärken, und es soll dagegen kein Einspruch erhoben werden; was wir aber ebenso notwendig haben, das ist die Umänderung der Denkungsweise. Wir dürfen nicht mehr jede körperliche Arbeit als niedrig halten und dürfen nicht mehr die Leibesarbeiter schon wegen der Körperarbeit allein einer niederen Gesellschaftsschichte einreihen. Daß wir durch diese Umänderung der Einschätzung der Arbeitsformen kulturell nicht zurückgehen, dafür sind die Jungstaaten Australien und die nordamerikanische Republik Zeugnis. Eine solche Umänderung der Denkungsweise können wir nie und nimmermehr durch die Pflege des Sportes erlangen, der in seinem Wesen aristokratischer Natur ist. Die körperliche, produktive Arbeit allein wird jene häßliche Abscheidung in Klassen, die wir vor dem Kriege hatten, dauernd verhindern. Wer selbst den Hobel führte, wer selbst die Feile ansetzte, wer selbst im Felde die Furche zog: der wird nie vergessen, daß auch hierzu Verstand und Körpertüchtigkeit notwendig sind. Warum sollte man nicht die langen, nicht selten nutzlos vergeudeten Ferien unserer studierenden Jugend durch Beschäftigung in der Landwirtschaft oder im Handwerk ausnützen?

Das maßlose Hinzudrängen zu staatlichen Stellungen, die überhohe Einschätzung seiner eigenen Leistung und damit die endlose Steigerung der Ansprüche würden so auf ein vernünftiges Maß zurückgeführt werden. Wir wollen hier nur die notwendigsten Maßregeln andeuten, die wir nach dem Kriege durchführen müssen. Die Jugenderziehung wird das Rückgrat der inneren Tüchtigkeit bleiben.

Von den aus dem Kriege Zurückgekehrten erhoffen wir, daß sie sich gereinigt haben von jeder Verweichlichung und daß sie, wie stets nach großen Katastrophen bei lebenstüchtigen Völkern, die Lücke in der Einwohnerzahl schnell füllen helfen.

Wir aber, die wir daheim geblieben sind, haben erkannt, wieviel wert ist Spiel und Tand. Frankreich und England schelten uns Barbaren, weil wir in Kleiderpracht und Sportsmanieren ihnen nicht gleichen. Sind wir deshalb weniger kultiviert als unsere Feinde? Und gilt dies bloß während des Krieges und nicht auch nach dem Kriege? Haben wir nicht diese „Kultur" verachten gelernt?

Wie der gegenwärtige Krieg endet, das kann nur ein militärischer Fachmann beurteilen. Wir sind allerdings überzeugt, daß wir militärisch siegen. Ebenso kann die wirtschaftlichen Folgen nur ein Fachmann richtig einschätzen. Auch in dieser Beziehung erhoffen wir das beste. Aber in Rassenbeziehung, als Volk, das wissen wir heut schon aus der Geschichte und der Erfahrung, wird das deutsche Volk neugestärkt aus dem Kampfe hervorgehen. Zur Rassenaufbesserung war uns dieser Kampf hochwillkommen. Die Verjüngung Deutschlands und nicht die Vernichtung wird das Ergebnis des Ringens sein.

Digitized by Google

Heidelberg. Farbige Radierung von Georg Fritz (Verlag von Rudolf Schuster in Berlin)

Digitized by Google

Die Raubkriege Ludwigs XIV. gegen Deutschland

Von Prof. Dr. J. Wille in Heidelberg

Rauben heißt, unter dem Bruche von Recht und Gesetz fremdes Eigen nehmen, offen und frei mit der Gewalt der Faust oder dem verborgenen Spiel der Gedanken, gleichviel ob an liegendem Gut und fahrender Habe des einzelnen oder an dem Sein und Nichtsein eines ganzen Volkes bestimmenden heiligen Besitz seiner politischen und kulturellen Eigenart und Freiheit. Im staatlichen und Völkerleben arbeiten beide Arten meist zusammen. Man weiß nicht immer, wer ritterlicher ist, der Kriegsmann oder der Diplomat. Raubkriege und Raubzüge kennt die Geschichte seit Menschengedenken. Aber es gibt im ganzen Buche der deutschen Geschichte nur ein einziges Kapitel, das den feststehenden Titel von Raubkriegen führt, mehr aus unserem historischen Bewußtsein und menschlichem Empfinden als aus gelehrter Entdeckung heraus also bezeichnet. Sie sind wie kein anderes Ereignis in unseren historischen Betrachtungen lebendig, nicht allein durch ihre hinterlassenen noch sichtbaren Zeugen der Zerstörung und die besonders stark ausgeprägte Form von Rechtsbrüchen, sondern auch als mahnendes Vermächtnis, das uns an die Zeiten unserer politischen Schwäche erinnert, uns immer von neuem historisch denken läßt. So oft unsere schwer erkämpfte Macht bedroht wird, steigt auch der Schatten Ludwigs XIV. wieder auf. Die Raubkriege sind sein Werk, und wenn ihn in ihrem wilden Ausbruch auch persönlich nicht immer die Verantwortung trifft, so bleibt doch die Weltmacht, die er schuf, der politische Gedanke, der seinen Staat und den Charakter seines Volkes bildete, nachwirkend bis in unsere Tage. Es hat doch seinen tiefern Grund, daß man mehr an Ludwig XIV. als an einen Napoleon denkt, der doch auch ein Bedrücker Deutschlands war. Es gab vor dem Bourbonen keine Kriege, die wie ein Erbteil der Weltgeschichte Deutschland und Frankreich unversöhnlich trennten. Die elsaß-lothringische Frage erst geht ungelöst und bestritten in die Tage Ludwigs XIV. zurück.

Der Verwüster der Pfalz in den Raubkriegen Ludwigs XIV.

Während das alternde deutsche Reich dem Todesurteil namenloser Zersplitterung verfiel, wuchsen der französische Staat und sein König-

Digitized by Google

Ludwig XIV., König von Frankreich
Gemälde von Hyacinthe Rigaud im Louvre zu Paris

Digitized by Google

tum auf den Trümmern der alten feudalen Mächte einheitlich geschlossen, von großen Staatsmännern wie Mazarin und Richelieu mit neuer, auch kultureller Lebenskraft begabt, in den welthistorischen Wettkampf europäischer Mächte hinein. Die äußern Mittel dazu waren vor allem durch die Begründung einer schon damals als gewaltig geltenden Heeresmacht geschaffen, die mit wechselndem Glück, aber stets gefürchtet, eine auf die Vorherrschaft in Europa, auf die Niederzwingung der habsburgisch-

Marquis de Louvois, der Kriegsminister Ludwigs XIV.
Stich von A. Lasson

spanischen Macht gerichtete Politik auf den kriegerischen Schauplätzen von ganz Europa unterstützte. Machtgefühl und Ruhmsucht vereinigen das Volk mit dem König. Er ist die Verkörperung der französischen Macht, stolz und selbstbewußt, ruhmbegierig, eine glänzende königliche Erscheinung, geistig unbedeutend, aber geschickt alle Erfolge der Arbeit seiner Minister in seiner Person als von ihm ausgehend zu vereinigen. Alle Machtmittel, die ihm bei seinem Regierungsantritt als die Früchte einer schon in den Tagen Philipp Augusts und Franz' I. begründeten absoluten Herrschaft reif zum vollen Genusse zufielen, sie sollten nur der Größe Frankreichs dienen, dem für Waffenruhm und Eroberung von Hause aus empfänglichen Volke immer neue Nahrung geben, es wohl auch des bedrohten inneren Friedens wegen nach außen beschäftigen. Die „Gloire", deren Lebensbedürfnis Napoleon Metternich gegenüber offen bekannt hat, und die heute noch einen Charakterzug unseres leicht erregbaren Nachbarvolkes bildet, hat in Ludwigs XIV. Staat seine stärksten noch unverdorrten Wurzeln. Er selbst war, wie Ezechiel Spanheim uns berichtet, von einer démesurée passion pour la gloire.

So weit es sich um die Vorherrschaft in Europa handelt, mischt sich Frankreich in alle Kriege des Kontinents; es wollte die erste Land- und Seemacht von Europa werden, in dem das Mittelländische Meer nur ein französischer Binnensee wäre.

Die Macht der spanisch-habsburgischen Lande durch diplomatisches Geschick und Waffengewalt zu brechen, ist der Inhalt der seit dem Pyrenäischen Frieden (1659) zielbewußten französischen Politik. Theoretisch war der Gedanke, daß Frankreich auch als Schutzherr der römischen Kirche das von den Habsburgern geführte Imperium übernehmen müsse, daß den französischen Königen als Nachkommen Karls des Großen und der alten Franken auch die Herrschaft über das deutsche Reich zustehe, längst vor Ludwig XIV. in den politisch denkenden Köpfen lebendig. Es ist doch kein Zufall, daß schon Wimpfeling am Ende des 15. Jahrhunderts in tendenziösem Kultus deutscher politischer und kultureller Vorherrschaft aus den Rüstkammern der Geschichte die Zugehörigkeit Straßburgs zum Reiche, Pippin und Karl den Großen als deutsche Könige zu beweisen sucht. Mit dem: „Niemals sind Franzosen römische Könige gewesen," hebt seine ‚Germania' an. Nach der von Jacques de Cassan dem Kardinal Richelieu überreichten Denkschrift ist der größte Teil der europäischen Staaten der französischen Krone entfremdetes Gut. Deutschland und Frankreich sind, wie der Parlamentsrat d'Aubery lehrt, ein einziges Volk, und Hugo Capet ist ein Karolinger. In dieser Einbildung einer karolingischen Nachfolge lebte auch Ludwig XIV. „Unser Haus," sagt er in seinen Bekenntnissen, „hat vordem über Frankreich, die Niederlande, Deutschland, Italien und den besseren Teil von Spanien geherrscht, da nahm Karl der

Digitized by Google

Mazarin. Stich von Robert Nanteuil

Große den höheren, den kaiserlichen Titel an." Auch dem französischen König sind die Kapetinger nur Karolinger. Solche Theorien, zur ernsten Praxis gereift, zur Ausführung durch Waffengewalt gestützt, weisen dem Eroberer den bestimmten Weg. Was die französischen Könige vor ihm, was vor allem Franz I. im schamlosen Handel mit den an Geld und politischer Macht gleich armen deutschen Wählern fast erreicht hat, das mußte auch König Ludwig erstreben, wenn er die Erbschaft Habsburgs antreten wollte — und er war gleich seinem Vorfahren nahe daran.

Wenn so der Eroberer seine Arme auszustrecken begann, so hatte er bei dem östlichen Nachbarn, dem politisch und kirchlich zersplitterten Deutschland, zumal in den Ländern an der Grenzlinie, wo deutsche und fremde Kultur schon seit Jahrhunderten ihre Früchte friedlich austauschten, keine schwere Arbeit. Politisch waren ja schon eine Anzahl von Fürsten, geistliche und weltliche, die lebensfrohen Pfälzer nicht zuletzt, vom französischen König abhängig; Subsidien banden sie an die fremde Krone fest. An diesen Höfen war die Gesellschaft schon französisch zugeschnitten, ehe noch das glänzende Vorbild Ludwigs XIV. auch wirtschaftlich so verhängnisvoll in großem Stile wirkte. Wohl verdanken auch wir dieser fremden, feinen und vornehmen Kultur vielen wertvollen inneren Besitz; nur die Art ihrer Aufnahme war vielfach eine entwürdigende, weil die eigene Lebens- und Denkart als Sklavin in einer fremden Eigenart bis zu den kleinsten Äußerlichkeiten aufging. An dem Triumphwagen der Zauberin La Mode zogen sie schließlich alle, vom Fürsten bis herab zum Philister der kleinen Reichsstadt. „Franzosen haben noch nie was ersonnen, das Teutsche nicht zehnmal närrischer begonnen," sagt eine Flugschrift der Zeit. Grotesk, ganz originell, ohne Vorbild war das Reich in seiner Verfassung, und im Westfälischen Frieden haben die französischen Diplomaten es verstanden, in dieses staatsrechtliche Kuriosum viel neue, vieldeutbare Verhältnisse, in einzelnen Punkten wohl nicht ohne Absicht, zu schaffen; gerade da, wo die Ausfallspforten in das Reich lagen, in Lothringen und Elsaß, so daß sogar die Geschichtsschreiber der neueren Zeit, französische und deutsche, in ihrem Urteil über die historische Entwicklung der elsaß-lothringischen Frage auseinandergehen. Frankreich erhielt die österreichische Landgrafschaft, den

Kurfürst Karl Ludwig von der Pfalz. Stich von Philipp Kilian

Digitized by Google

Sundgau und die Landvogtei über die zehn Reichsstädte, die aber, wie das Bistum und die Stadt Straßburg, beim Reiche verbleiben sollten. Durch den Erwerb von Breisach und das Besatzungsrecht von Philippsburg waren der französischen Macht zum künftigen Marsche in das deutsche Reich zwei wichtige Stützpunkte gegeben. Die Abtretung der Landgrafschaft ließ eine schwerwiegende, verschiedenartige Deutung zu, je nachdem man das alte Reichsamt oder Landeshoheit darunter verstand. In beiden Fällen kam aber das Unter-Elsaß gar nicht in Betracht. Ein staatsrechtliches Monstrum besonderer Art war die Übertragung der Landvogtei über die zehn Reichsstädte, also eines schutzrechtlichen Verhältnisses, das die städtische Reichsunmittelbarkeit nicht berührte, aber als Souveränität an einen fremden Herrscher überging, dem seine offen bekundete Absicht deutscher Reichsstand zu werden, versagt blieb. Colbert de Croissy vertrat zwar in seiner Denkschrift an Ludwig XIV. und Mazarin die aus den Verträgen klar hervorgehende Ansicht, daß es sich bei diesen Abtretungen nur um den österreichischen Besitz handle. Die französischen Ansprüche aber haben diese Abmachungen anders gedeutet. Wenn schon Mazarin (1647) an Turenne die Weisung gab, das Elsaß als ein Land zu betrachten, welches dem König ebenso gehöre wie die Champagne, so hat die französische Diplomatie nach dem Westfälischen Frieden die Anschauung vertreten, daß man nicht allein österreichischen Besitz, sondern ganz Elsaß an Frankreich abgetreten habe. Erst recht war Lothringen der Boden, auf welchem der vermeintliche Erbe des karolingischen Reiches durch den nunmehr bestätigten Besitz der Bistümer Metz, Toul und Verdun (seit 1552) durch das vielverschlungene Netz lehensrechtlicher Beziehungen erweitern konnte. Das alte Herzogtum aber, unbestritten deutscher Herkunft, galt längst als Patrimonium der französischen Krone, die durch Verjagung des Landesherrn ihr Verfügungsrecht deutlich genug gemacht hat, so daß Frankreich ohne Krieg schon in den Grenzlanden festsaß, ehe es in zwei, den europäischen Schauplatz berührenden Kriegen das habsburgische Erbe in den spanischen Niederlanden (1667—1668) und den mächtigen Konkurrenten seiner Seemacht, die niederländischen Generalstaaten überfiel (1672 bis 1675). — Als die beiden ersten Raubkriege führen diese Unternehmungen in den Geschichtsbüchern ihre ständige Bezeichnung. Das

Marschall Turenne. Ausschnitt aus einem Gemälde von Philipp de Champaigne

ALEXANDER D. Bournonville
Duc. et Princeps Hermani Comes
Caimontis Baro Thamisiae
Bonda Marschal Fournes Ranchi
Dunon Mesnil etc. Dominus Aureij Villeriae Eques Arthesiae Provinciae pro
Rege Catholico Gubernator et Capit. Generalis S.C.M. Camerarij Cingis Marschallus Generalis et
Equitum Cataphractorum Colonell. Pugna Bellipetrinae pro Rege Argentoratensis Victor A° M D C LXXCIII

Bournonville. Stich von Philipp Kilian

Digitized by Google

Streben nach Weltmacht, um europäische Vorherrschaft liegt ihnen zugrunde. In dem innerlich geschwächten Deutschland versuchte man beizeiten, sich gegen die drohenden französischen, auf Vernichtung der habsburgischen Macht gerichteten Ansprüche zu sichern. Das Beste, was geschah, war leider nur theoretischer Natur: der unter des Kurfürsten von Mainz, Johann Philipps von Schönborn, von keinem geringeren Kopfe als Leibniz ausgearbeitete Plan einer gegenüber Frankreich noch zurückhaltenden Allianz deutscher Reichsfürsten. Von einem war man damals überzeugt: „Gelingen die politischen Ziele Frankreichs, so wird der Sturz des deutschen Reiches daraus hervorgehen." Sein oder Nichtsein des Reiches hing mit diesem europäischen Konflikt zusammen; um so schwerer war auch für die an Frankreich durch Verträge gebundenen Reichsstände die Entscheidung. In dem Mangel eines allgemeinen nationalen Willens war leider auch die Unmöglichkeit einer einheitlich geschlossenen Wehrkraft begründet.

Unter allen deutschen Fürsten litt Kurfürst Karl Ludwig von der Pfalz unter dem Drucke der französischen Gewalt am meisten. Geldbedürftig sah dieser hochbegabte Landesherr im Anschluß an Frankreich den einzigen Weg, um in Ruhe und Sicherheit dem Aufbau seines durch den Dreißigjährigen Krieg zerrütteten Staatswesens zu dienen. Aus politischen Gründen hatte er 1670 seine einzige Tochter Elisabeth Charlotte, das bis in unsere Tage so volkstümlich gewordene Naturkind der Pfalz, an des Königs Bruder, den Herzog Philipp von Orleans, unter Preisgabe ihres religiösen Bekenntnisses durch einen schamlosen Handel verheiratet. Er war überzeugt, daß „solch hohe Allianzen zu mehrer Stabilierung und Befestigung seiner Frankreich nächstangrenzenden Lande Ruhe und Sicherheit dienen" müßten. Aber mit einer bloßen Freundschaft war der französische König nicht zufrieden. In Paris wußte man, daß zu einer großen Abrechnung mit Frankreich der Kurfürst einem Offensivbündnis zwischen Trier und Mainz (1673) beigetreten war, und ließ ihn dafür nur den Druck der neuen Verwandtschaft fühlen. Mit der schon 1673 gewaltsam gehaltenen Aufforderung an Karl Ludwig, dem vom König begründeten Rheinbunde beizutreten, verband Ludwig XIV. die Weisung an die französischen Truppen, die Disziplin in der Pfalz nicht zu strenge zu handhaben, und Turenne besorgte das gründlich. Die Verwüstung der Pfalz, das Brûler le Palatinat, war die erste Probe Turenneſcher Strategie. Als das letzte Mittel, um die Belagerung von Philippsburg abzuschneiden, sollte das Land ringsumher so ausgesaugt werden, daß der Feind sich nirgends sammeln könne. Weder die Drohungen des französischen Gesandten, noch die Plünderung des kaum aufgeblühten Landes und die Bitten des eigenen Schwiegersohnes machten den Kurfürsten wankend. „Wenn man einer fremden Nation nicht untertänig werden will," schreibt er am 14. Juli 1674 an seine Tochter Liselotte, „so muß man dagegen etwas daran wagen." Er fühlte das Unwürdige seiner demütigen Stellung in der Abhängigkeit vom französischen König und fühlte sich zum erstenmal als deutschen Fürsten, der auch dem

Herzogin Elisabeth Charlotte (Liselotte)
Gemälde eines Unbekannten in der Sammlung des Heidelberger Schlosses

Reiche etwas schuldig war. Er wollte, wie er an seine Schwester Sophie von Hannover schrieb, nicht länger Sklave dieses Königs sein, der wie ein christlicher Türke hause. Sein ganzer Stolz bäumt sich auf, Verzweiflung, Zorn, aber auch Mut reden aus den Briefen des bedrängten Fürsten. Französische Diplomaten, sein eigener Schwager, der Herzog von Orleans, der französisch gesinnte Bischof von Straßburg, legen ihm durch einen Anschluß an Frankreich eine Rettung nahe, während zu gleicher Zeit die königlichen Truppen in seinem Lande hausen. Er muß sich kurz fassen in seiner Antwort an den Bischof mit der Entschuldigung, daß der Rauch längs der Bergstraße, die Turenne von Heidelberg bis Weinheim habe anzünden lassen, in

Digitized by Google

seinen Augen brenne und ihn zum Schreiben unfähig mache. Wir wissen es jetzt: es ist keine Sage, daß er, durch die Verwüstung seines Landes in seiner eigenen Ehre verletzt, Turenne persönlich unter die Klinge gefordert hat. Da er mit einer gleichen Armee nicht entgegentreten könne, so gebiete ihm der Wunsch nach Rache, diesen Weg zu begehen.

Was Karl Ludwig damals in seinem Innern zum lauten Zornesausbruch erregte, das war auch allgemeine Stimmung in diesem stets bedrohten Deutschland. Ein freimütiger Patriotismus im ernsten und satirischen Tone spricht aus der damaligen Tagesliteratur, aus den Flugschriften, die auch zum Volke draußen reden, das nicht hinter die Türen der Kabinette schaut, sondern nur

General Tessé. Stich von Tardieu jun.

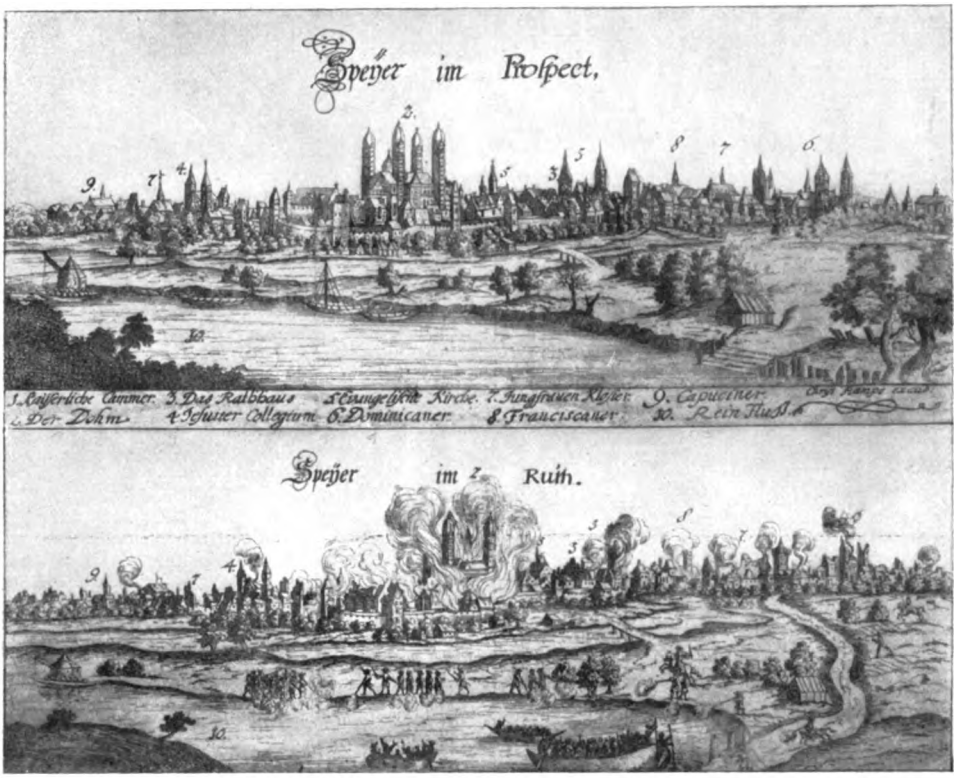
die Schläge fühlt, die ihm gegeben werden. Man will dem Volke die Augen öffnen, denn die Reichsfürsten haben zwar Augen, aber sie sehen nicht. „Der Franzos läßt die Totenposaune blasen, der Freiheit letzten Tag läßt der Franzos dem niederländischen Reiche und dem ganzen Europa ansagen. Es wird nicht eher Friede werden, als bis dieses unruhige, ehrgeizige Volk, das die ganze Welt nebst dem Meer und dem Großen Ozean sich untertänig zu machen versucht", in seiner Macht gebrochen ist.

Als bei Ausbruch des Reichskrieges gegen Frankreich der brandenburgische Kurfürst nunmehr auf der Seite des Reiches im Elsaß erschien, da lebte noch einmal die Hoffnung auf, dieses deutsche Land wiederum in seiner ganzen politischen Selbständigkeit zurückzugewinnen. Straßburg, auf der Grenze zweier Kulturen dem französischen Einfluß und Drucke besonders ausgesetzt, bekannte sich frei zum deutschen Reiche. Ende des Jahres 1674 war das Elsaß von Straßburg bis Basel in deutscher Hand. Doch die Schlacht bei Türkheim am 8. Januar 1675 gab Turenne den Sieg über den kaiserlichen Heerführer Bournonville und den Brandenburger Kurfürsten. Ein Zwist der deutschen Heerführer, Hoffnungslosigkeit im Reiche und die Furcht Straßburgs vor der Rache des französischen Königs waren diesen Ereignissen gefolgt. War auch noch einmal durch die Kämpfe am Oberrhein und die Schlacht bei Saßbach (Juli 1675) der Weg ins Elsaß offen, so gelang es doch Montecuccoli nicht, sich dauernd zu halten. Vom Reiche verlassen, hat damals das stolze Straßburg der alten Beziehungen zu den Eidgenossen gedacht und ernstlich erwogen, als neuer Kanton bei ihnen einen dauernden politischen Anschluß zu finden. Im Norden aber hatte die französische Diplomatie die Schweden dem brandenburgischen Kurfürsten in den Rücken gehetzt. Von dessen glänzendem Siege von Fehrbellin (18. Juni 1675) blieb ihm nur der Ruhm, nicht die Macht, ihn auszunützen, und nur das Reich war schuld daran.

Die unverschämte französische Forderung eines freien Durchzugs der Franzosen durch das Reich, um im Norden vom Brandenburger einen Frieden mit Schweden zu erzwingen, hätte dem Reiche die Augen öffnen können. Handelte es sich doch darum, deutsche Macht an der Ostsee zu retten und den Weg zum Meere nicht über Schweden sich zu erbitten! Mag sein, daß die schon keimende Eifersucht Österreichs auf die junge brandenburgische Macht blind machte für diesen Blick ins Weite; dann wäre die Äußerung, die man dem österreichischen Hofkanzler Hocher zugelegt hat: es sei nicht im Interesse des Kaisers, daß ein neuer Vandalenkönig an der Ostsee herrsche, wohl glaublich. Darum war der mit Frankreich und Schweden zu Nymwegen 1679 geschlossene Friede ein glänzender Sieg französischer Diplomatie, weil er zugleich dem Reiche im Norden einen Schlag versetzte, denn Kaiser und Reich verpflichteten sich, den gegen Frankreich verbündeten Fürsten keine Hilfe zu gewähren. Das Recht Frankreichs, die schwedischen Ansprüche gegen einen deutschen Reichsfürsten zur Geltung zu bringen, war damit feierlichst verbrieft und Brandenburg, von den eigenen Bundesgenossen verlassen, zum Frieden von St. Germain (29. Juni 1679) gedrängt, der alle seine Eroberungen in Pommern wiederum an Schweden auszuliefern gebot.

Ludwig XIV. steht nach dem Nymweger Frieden auf der Höhe seiner gebietenden Macht,

Digitized by Google



Ansichten von Speyer vor dem Einfall der Franzosen und während des Brandes 1689
Aus einem zeitgenössischen „Umständlichen Bericht . . . welcher Gestalt nehmlich Speyer in diesem 1689sten Jahr von den Barbarischen Franzosen im Mai- und Brachmond unter tausenterley verübten Lasterthaten grausam zugerichtet verheeret zerstöret und endlich in die gänzliche Asche gelegt worden"

als Richter über Europa. Alle Friedensschlüsse waren nur der Weg, um weiterhin mit brutaler Macht und feinstem diplomatischem Geschick in deutsches Land und Leben einzudringen. Wie Brandenburg, so waren auch Bayern und Sachsen durch Garantieverträge gedemütigt. Drei Wähler waren dem französischen König verbunden. Er hatte die Hand sozusagen auf die Kaiserkrone gelegt. Sein Vorfahre, Franz I., hatte sie durch Geld fast gewonnen, Ludwig XIV. mit Macht. „Die deutschen Fürsten werden mir keinen Krieg mehr machen," sagte er herablassend und stolz zu Sophie von Hannover, als sie bei ihrem Besuche am französischen Hofe die Hoffnung auf einen dauernden Frieden aussprach.

Frankreich aber begann nun den Westfälischen Frieden so auszulegen, wie man ihn 1648 sich gedacht hat. Schon 1673 war die Landvogtei über die zehn Reichsstädte im Elsaß, ein Schutzrecht, nun ein Besitz der französischen Krone geworden; zwei Jahre danach griff das conseil souverain bereits über den nur österreichischen Besitz hinaus. Zu Nymwegen aber haben die französischen Diplomaten klar und deutlich die Zugehörigkeit von ganz Elsaß zu Frankreich ausgesprochen. Mit diesem Anspruch auf der einen Seite und dem feierlichst ad acta genommenen Proteste von Kaiser und Reich auf der andern ging man auseinander. Bald folgte französischerseits die praktische Auslegung. Eigens in Metz, Breisach und Besançon eingesetzte Gerichtshöfe sollten entscheiden, was zu den in den letzten Friedensschlüssen abgetretenen Gebieten im Laufe der Zeit gehört habe, und diese unter vielfach deutbaren feudalrechtlichen Zusammenhängen als entfremdetes Gut erklärten Stücke sollten mit der Krone Frankreich „reuniert" werden. Gerade im Elsaß, wo zahlreiche deutsche Fürsten Besitz hatten und ein nicht immer klar bewiesener Lehensverband über den Rhein hinübergriff, war ein Boden für geschickte Advokaten, um unter Scheingründen lächerlichster und brutalster Art neue Rechtstitel zu schaffen. Es hieß einfach das Lehensverhältnis dieser Fürsten vom Reich oder deutschen Landesherren lösen. Auf Grund lehenrechtlicher Beziehungen der alten Grafen von Zweibrücken zum Bistum Metz im 13. Jahrhundert ward ein Anspruch auf das ganze Herzogtum als Vasalle der französischen Krone konstruiert. Die Reunionskammer zu Breisach kümmerte sich wenig um die Frage, wie weit ein Stück

Digitized by Google

elsässischen Bodens zur alten Landgrafschaft gehörte, was österreichisch war oder nicht. Es vererbten sich hier bis zur französischen Revolution wahrhafte Mißgeburten staatsrechtlicher Gebilde. So blieb das südlich der Queich gelegene Gebiet des Fürstbischofs von

Ansicht von Oppenheim. Aus Merians Topographie

Speier, der zugleich Propst von Weißenburg war, unter französischer Souveränität, und das unscheinbare Ländchen erfreute sich am Ende seines Daseins noch einer zweiten Regierung, die mit französischen Räten besetzt in Lauterburg tagte. Eine souveraineté platonique war jedenfalls die wunderbarste staatsrechtliche Erfindung, um sich über die strittigen Ämter zwischen Lauter und Queich im Jahre 1729 hinwegzuhelfen.

Platonisch war sonst nichts an den französischen Ansprüchen. Das hat das Schicksal der Reichsstadt Straßburg gezeigt, die, während der Regensburger Reichstag um Kompetenzen kleinlichster Art herumstritt, am 20. September 1681 von den Franzosen besetzt ward. Hier konnte die Reunionskammer keinen feudalen Rechtstitel schaffen. Es war der stärkste Rechtsbruch, den bis jetzt die französische Krone begangen, ein Raubüberfall, den statt der Advokaten die Soldaten des Königs durchführten. Nicht durch Verrat, wie man immer noch zu lesen bekommt, auch nicht unterstützt von französischen Stimmungen in dieser kerndeutschen Bürgerschaft, sondern hilflos, vom Reich verlassen, kam dieses alte Bollwerk deutscher Macht und Kultur zu Fall.

Nicht allein das deutsche Reich, ganz Europa fühlte den Druck der französischen Übermacht, und das Verlangen nach defensiven Zusammenschlüssen beschäftigt die nächsten Jahre die europäischen Kabinette. Allianzen wechseln von Jahr zu Jahr.

Seitdem Ludwig XIV. durch die Aufhebung des Edikts von Nantes (1685) die Rolle Spaniens als Schutzmacht der römischen Kirche übernommen, sagte er sich zugleich von der Politik Heinrichs IV. los, der im Bündnis mit protestantischen Mächten seinem Staate eine starke Vorherrschaft gegen das habsburgische Haus verschafft hatte. Durch die Erhebung des Oraniers Wilhelm III. auf den englischen Thron der vertriebenen Stuarts ward auch das Band mit England gelöst. So sehen wir diese Macht wie die Vereinigten Niederlande in den großen an Zahl der Teilnehmer wechselnden Bündnissen, die bereits der Kaiser mit Spanien, Schweden und zahlreichen deutschen Reichsständen (1686) geschlossen, alle darin einig: die Verträge des Westfälischen und Ryswicker Friedens gegen die Anmaßungen Frankreichs aufrechtzuerhalten. Europa war auf neue Angriffe Ludwigs XIV. gefaßt.

Die pfälzische Frage vor allem mußte die Kabinette überzeugen, daß die Grenze der territorialen Ansprüche Frankreichs noch nicht erschöpft sei. Nach dem Tode des kinderlosen Kurfürsten Karl war von dem einst blühenden simmernschen Stamme nur noch ein weibliches, aber kräftiges Zweiglein, die an König Ludwigs Bruder, den Herzog Philipp von Orleans verheiratete Elisabeth Charlotte, übrig. Daß nun der französische König nicht allein auf das Privatvermögen, sondern auch auf den Allodialbesitz des Kurfürsten Anspruch erhob, war rechtlich in keiner Weise begründet, zumal die Herzogin von Orleans bei ihrer Verheiratung auf allen Allodial-

Digitized by Google

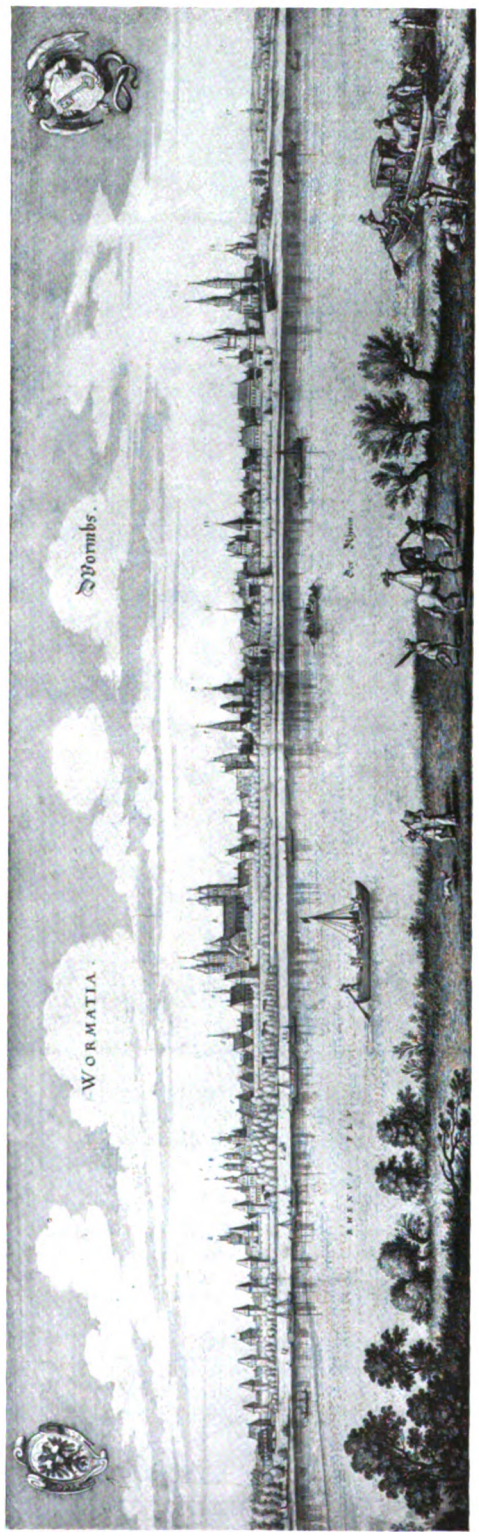
besitz als untrennbar mit dem Kurpfalz verbundene Lande verzichtet hatte. Es war ein Stück Reunionpolitik, das mit den Fürstentümern Lautern und Simmern, den pfälzischen Teilen der Grafschaft Sponheim und dem Amt Germersheim dem französischen König den längst überdachten Weg zur deutschen Reichstagsbank geöffnet hätte.

Endlose Prozesse sind in dieser Frage ergangen, sie war bereits in allen Allianzverhandlungen der Reichsstände als casus belli betrachtet und leuchtet jetzt mit flammenden blutigroten Zeichen auf dem Hintergrund eines europäischen Krieges, den Ludwig XIV., um den Widerstand der festländischen und englisch-holländischen auch gegen die Machtgelüste Frankreichs zur See gerichteten Koalition zu brechen, nun begann. Von den Türken abgesehen, deren Macht bereits erschüttert war, hatte er nach dem Abfall seiner alten Getreuen im deutschen Reiche keinen Bundesgenossen mehr von Bedeutung. Auf weit entlegenen Schauplätzen vollzieht sich dieser Kampf von halb Europa gegen die kriegsgewohnten französischen Waffen. Erst die in solchem Gesichtskreis welthistorischer Gegensätze kleine pfälzisch-orleansche Frage hat diesem Kriege den Namen eines Raubkrieges gegeben. Nach seiner Veranlassung aber, seinen Mitteln, seinem brutalen Ausdruck ist diese Bezeichnung tief begründet. In der Erinnerung des pfälzischen Volkes ist gerade dieser Krieg lebendig wie kein anderer. Eine persönliche und unversöhnliche Stimmung wirkt bis heute diesen Ereignissen nach.

Dem Einfall der Franzosen in Süddeutschland Ende 1688 war die Kriegserklärung des Reiches im Februar 1689 gefolgt. Der Vorstoß der feindlichen Heere sollte zwar scheitern, aber der Rückzug der Franzosen aus den von ihnen schon besetzten Plätzen gab das Zeichen zur Verwüstung der Pfalz. Städte und Dörfer meilenweit im Umkreis sanken in Asche, ein Zerstörungs- und Plünderungswerk ohnegleichen, dazu bestimmt, den nachrückenden deutschen Armeen eine Wüste zu hinterlassen. Eine solche Taktik ist nicht neu im Kriegshandwerk, aber in einer so sinnlosen Form war sie noch nicht angewendet worden. Eingehend und oft sind diese Ereignisse geschildert, einem jeden vertraut, der auch ohne Führer im Heidelberger Schloßhofe stehend Natur und Kunst mit geschichtlichem Leben verwachsen sieht.

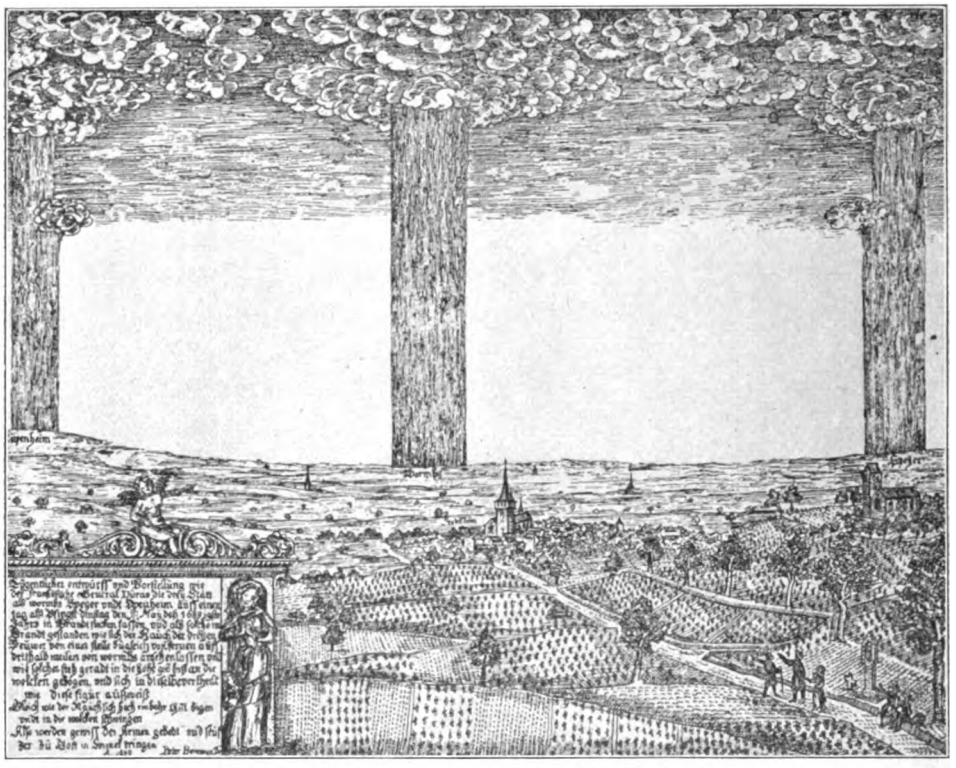
Dem Mitleid und Ehrgefühl des Generals Tessé ist es zu verdanken, daß Melacs Plan einer völligen Einäscherung der Stadt Heidelberg nicht zur Durchführung kam, und Louvois war höchst unzufrieden mit diesem halben Werk. Auch müssen wir auf Grund vorurteilsloser Forschung heute zugestehen, daß der 1693 erfolgten gänzlichen Zerstörung der Stadt keine planmäßig beabsichtigte Brandstiftung zugrunde lag. Für die Heidelberger geschah beidemal genug. —

Um so grausamer wütete der Feind mit Brand und Plünderung an anderen Orten.



Ansicht von Worms. Aus Merians Topographie

Digitized by Google



Die Rauchsäulen während des Brandes der Städte Oppenheim, Worms und Speyer am 31. Mai 1689
Aus einer Folge von Federzeichnungen des zeitgenössischen Wormser Künstlers Peter Hamann

Der von Louvois an Monclar gegebene Befehl, von Mannheim, der noch jugendlichen, wirtschaftlich zukunftsvollen pfälzischen Schöpfung, keinen Stein auf dem andern zu lassen, ward gründlich besorgt. Gleich ihm blieben Frankental und Oppenheim und zahlreiche Städte und Orte als Trümmerhaufen zurück. Um sich das grandios-grausige Bild dieses Zerstörungswerkes lebendig zu machen, ist nach meiner Meinung das Heidelberger Schloß nicht einmal der allein gegebene Platz, so unmittelbar ergreifend auch dieses Bild auf uns wirken mag. Man muß lesen, was die zeitgenössischen Berichte über die Vernichtung der alten Reichsstädte Speier und Worms uns erzählen. Dort ist bekanntlich die Zerstörung bis hinab in die Grüfte der alten deutschen Kaiser gedrungen. Über Worms haben wir eingehende Schilderungen von einfacher monumentaler Schönheit, wie sie auch die gewaltigste, doch an freie Phantasie gebundene Historienmalerei nicht ersetzen könnte. Sebastian Münster im 16., Merian im 17. Jahrhundert, haben uns diese Stadt noch in der Ansicht vollen Glanzes gezeigt, in dem machtgebietenden Kranze von Mauern, Bollwerken, Türmen und Torbauten, Architekturstücken schönster Art. Das Einst und das Jetzt nach dem Brande ist uns von einem nun wieder entdeckten Wormser Künstler, Peter Hamann, in Federzeichnungen geschildert, so wie er seine arme Vaterstadt mit eigenen Augen geschaut hat. Hier waren für die Bürger die Erinnerungen an König Attila und seine Hunnen berechtigt. Durch Trommelschlag ward am Pfingstdienstag, am 31. Mai 1689 Schlag 12 Uhr, das Brandzeichen gegeben wie zur Eröffnung einer großen Tragödie. „Der aufsteigende Rauch zoge sich in Figur einer Säule, gleich wie die Wolkensäule gemalet zu werden pfleget, gerade über der Stadt in die Höhe, boge sich nach und nach über den Rhein gegen den Odenwald und verfinsterte den Tag zu Zwingenberg.“ Rauchende Trümmer, unter denen eine trunkene Soldateska hauste, bezeichneten die Stelle, wo einst die Stadt der Nibelungen ihr stolzes Bild dem Fremden darbot. Wie ergreifend schön hat uns der Wormser Bürgermeister Seydenbänder dieses zerstörte Bild gezeichnet. „Um die lodernden Rudera nicht mehr zu sehen, zog die Nacht einen schwarzen Trauermantel an und verfinsterte alles, ob es gleich nur drei Tage vor dem vollen Licht war, und betrauerte mit sanftem Regen den schrecklichen Untergang.“

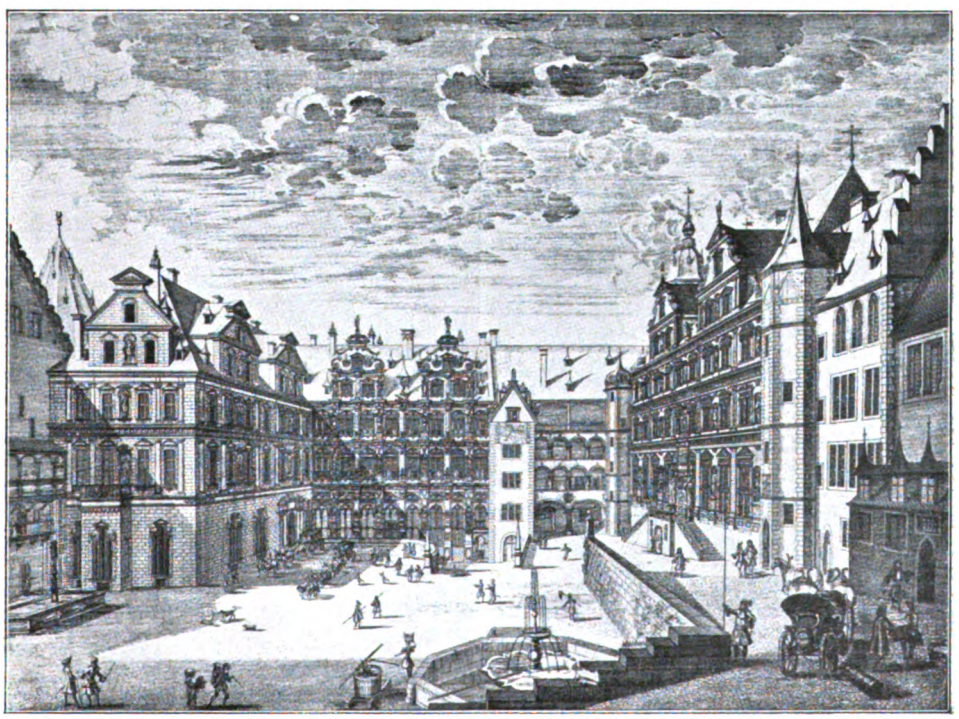
Die Verwüstung von Stadt und Land auf diesem immer wieder von neuem Leben erfüllten Boden war nichts Neues. Der Krieg

Digitized by Google

war allezeit kein zartes und feinfühlendes Handwerk. Figuren wie der „böse Fritz“ von der Pfalz oder der Brandenburger Albrecht Achilles haben mit manchem französischen Heerführer des 17. Jahrhunderts Gemeinschaft, ja die Spuren der Verwüstung, vom jetzigen Völkerkriege hinterlassen, sind umfassender als der Orleansche Krieg sie schuf. Hier aber ist es nur die Folge zufälliger strategischer Lage und der Zerstörungskraft moderner Kampfmittel, dort der Ausdruck brutaler, ungezügelter Leidenschaft. Anders die Verwüstung der Pfalz. Sie ist ein von vornherein wohlüberdachtes System rachsüchtiger Staatskunst, nur zum Zerstören ausgedacht, das feste Programm einer Tragödie, die abgespielt nun die Welt entsetzen soll, geleitet von Louvois, dem bösen Geist, von dem Liselotte überzeugt war, daß er wegen seiner Grausamkeit in der Hölle brennen müsse.

Man darf wohl die Ausführung dieser „action d'éclat“, wie einmal Marschall de Lorge die zweite Zerstörung Heidelbergs von 1693 genannt hat, dem Könige nicht zur Last legen. Ein Monarch aber, der auf solche Taten eine große Medaille schlagen läßt, gibt eben doch für diese „Heidelberga deleta“, seinen ruhmsüchtigen Namen her. Der Fluch der Zeitgenossen über „den Nero, den allerbarbarischsten Unmenschen, grausamsten Wüterich und Mordbrenner“, galt nur ihm.

Von Entscheidung waren diese Episoden einer barbarischen Kriegsführung weder für die französischen Waffen noch für den Fortgang der Ereignisse auf den europäischen Schauplätzen zu Wasser und zu Lande. Bei wechselvollem Kriegsglück hat vor allem die französische Diplomatie ihre Kunst bewährt, geschickt die Allianzen von England, Holland und Spanien gesprengt und Deutschland den Forderungen des französischen Übermutes ausgeliefert, denen Widerstand durch einen neuen Krieg zu leisten dem deutschen Reiche die Macht fehlte. Am 30. Oktober 1697 kam zu Ryswick der Friede zum formellen Abschluß. Ein Spiel der französischen Unterhändler mit Gewähren und Zurücknehmen, mit Versprechungen und Rechtsbrüchen ging diesem Friedenswerke voraus. Wohl gab es dem deutschen Reiche die Reunionen auf dem linken Rheinufer zurück. Doch jene verhängnisvolle Klausel, daß in den an Deutschland zurückgegebenen Orten die katholische Religion in dem Zustande, in dem sie sich jetzt befinde, aufrechterhalten bleibe, hemmte und vernichtete in zahlreichen Gebieten die von evangelischen Reichsständen ausbedungene freie Religionsübung und untergrub in der Folge durch neuen konfessionellen Streit die innere Lebenskraft des alternden Reiches. Für 2000 Orte kam dieses einer konfessionellen Reunion ähnliche Werk des Unfriedens in Anwendung und schuf besonders in der Pfalz konfessionelle Zustände erschrecken-



Der Schloßhof von Heidelberg, von Süden gesehen
Stich von Johann Ulrich Kraus aus der Zeit kurz vor der Zerstörung des Schlosses

Digitized by Google

Das Heidelberger Schloß vom Garten aus gesehen. Zeichnung von Verduc am 23. Mai 1693
Einzige Darstellung nach dem Brande von 1689 und vor der weiteren Zerstörung im Sommer 1693

der Art. Von Württemberg, den wetterauischen Grafen und der Reichsstadt Frankfurt abgesehen, widersprach es der Ehre und der Pflicht der protestantischen Reichsstände, diesem Friedenswerk die Siegel anzuhängen.

Nicht alle seine Ansprüche hat Ludwig XIV. durchgesetzt. Freiburg wie Breisach kamen an Österreich, Kehl an das Reich, die pfälzische Frage blieb finanziellem Ausgleich überlassen, nur die Zitadelle von Deutschland, wie Markgraf Ludwig Wilhelm von Baden Straßburg genannt hat, war fortan unbestrittener Besitz der französischen Krone. Nicht anerkannt aber waren die im Elsaß gelegenen Reunionen. Aus einem unklar gefaßten Artikel des Friedens ein verbrieftes Recht Frankreichs auf diese Erwerbungen herleiten zu wollen, steht im Widerspruch mit der Tatsache, daß ausdrücklich das deutsche Reich auf seiner Auslegung des Westfälischen Friedens bestehen blieb, und auch die Kongresse von Basel und Rastatt (1714) haben daran festgehalten.

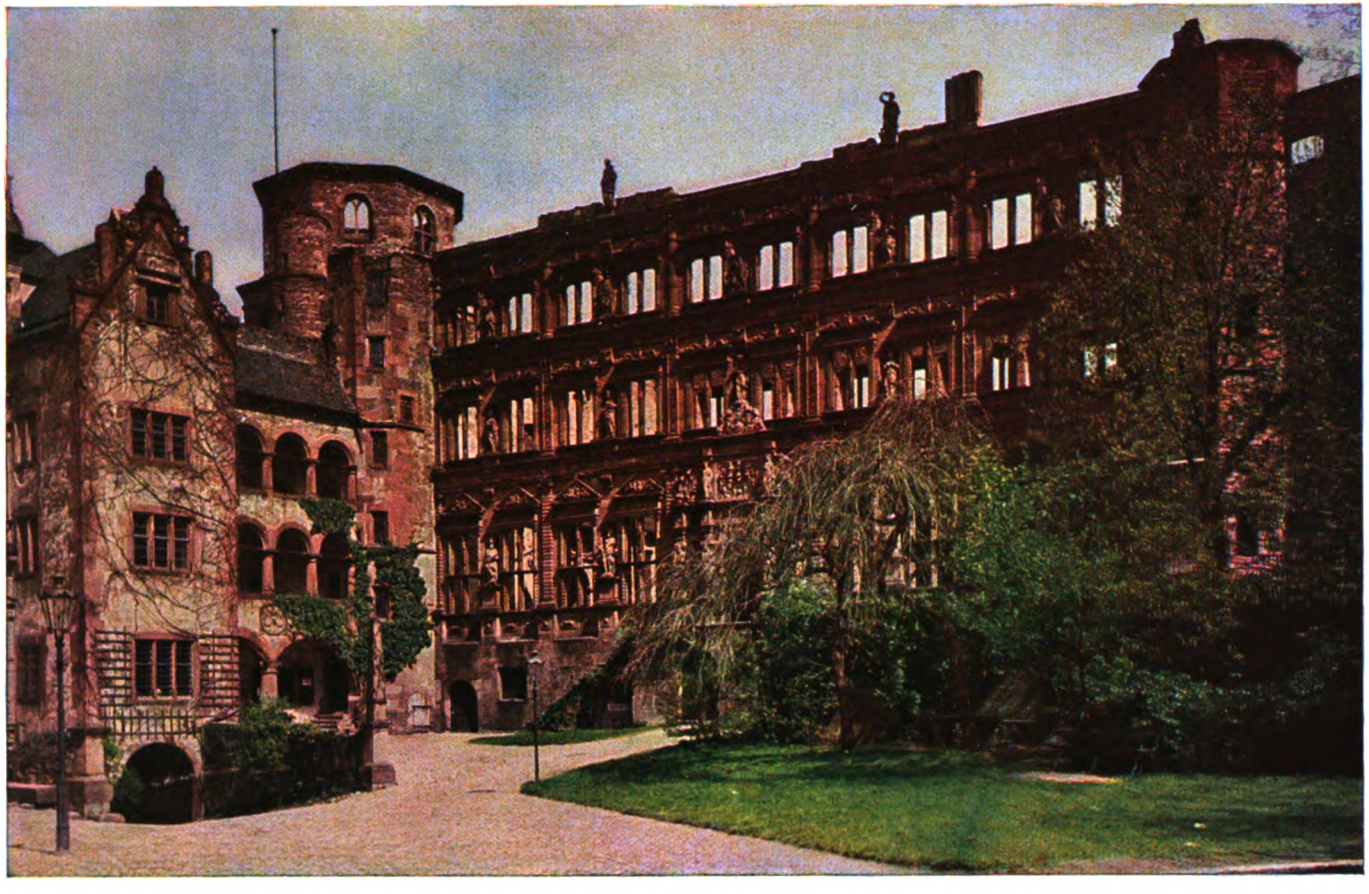
Aber Frankreich hat sich um diese Friedensschlüsse nicht gekümmert; es blieb in der Folge eben doch in dem Besitzstand, wie ihn die Reunionskammern 1680 für das Elsaß geschaffen, und griff, wie die Zukunft lehren sollte, auch über den Rhein hinüber. Wer hätte es daran hindern sollen? Friedensschlüsse sind ein bedeutungsloses Stück Papier, wenn nicht eine Macht dahinter steht, sie durchzuführen.

Als die Wormser trauernd vor den Ruinen ihrer Stadt standen, da suchten sie sich ein Zeichen für eine bessere Zukunft auszulegen. Es war kein Regenbogen, der in der Finsternis leuchtete. Aber unter den Trümmern ihres einst herrlichen Rathauses da lagen noch unversehrt als einstiger Schmuck der Fassade die Brustbilder „Karls V. und Ferdinands, lobseeligsten Andenkens römischer Kaiser, mit denen in Händen habenden Schwertern, aufrecht und gegen Himmel sehend, gleichsam um Rache anrufend, die verhoffend zu seiner Zeit erfolgen wird".

Denkmünze auf die Zerstörung Heidelbergs im Mai 1693. Die Vorderseite zeigt das Bildnis Ludwigs XIV., auf dessen Befehl die Medaille geschlagen wurde

Das neue Deutschland ist kein Reich der Rache, sondern des Friedens. Nur zur Notwehr gezwungen erhebt es sein Schwert, wie die Kaiser Karl V. und Ferdinand aus den Trümmern des Wormser Rathauses gegen eine Welt von Feinden. Solange auf ihren Fahnen noch das Losungswort von Elsaß-Lothringen und dem Rhein geschrieben steht, werden wir auch gegen König Ludwig XIV. zu Felde ziehen.

Digitized by Google



Der Hof des Heidelberger Schlosses, rechts die Ruinen des Otto-Heinrichsbaues. Mehrfarbige Aufnahme von Hermann Voll in Berlin

Digitized by Google

Vom Schreibtisch und aus dem Atelier

Hermann von Wissmann

Zur 10. Wiederkehr seines Todestages am 15. Juni

Persönliche Erinnerungen aus dem Nachlaß von Eugen Wolf-München

Zum Donnerwetter, Kinder, habt ihr denn gar kein kaltes Bier an Bord?“ So tönte es mir, als ich im Jahre 1885 vom Kongo zurückkehrte, auf einem portugiesischen Postdampfer auf der Reede von Madeira entgegen. Es war eine sonore, frische Stimme, und das Donnerwetter konnte nur von einem Deutschen so ausgerufen werden.

Leutnant Hermann Wissmann war es; er stand damals im Dienste des Königs der Belgier. Wir kamen vom Kongo, hatten kein Eis, folglich auch kein kaltes Bier an Bord; ich konnte Wissmann nur mit lauwarmem Sekt bewillkommnen.

Das war unsere erste Begegnung an der Westküste Afrikas, die nicht ahnen ließ, daß wir wenige Jahre später für das deutsche Vaterland zusammen in Afrika wirken würden.

Von dieser ersten flüchtigen Begegnung ab beginnen meine Beziehungen zu Wissmann, die sich durch zwanzig Jahre bis zu seinem Tode, dem unglückseligen 15. Juni 1905, fortgesetzt haben.

Für den in das Leben dieses herrlichen Mannes nicht näher Eingeweihten sind hier wohl einige Daten am Platz. Wissmann ist am 4. September 1853 zu Frankfurt an der Oder geboren, folglich nicht ganz 52 Jahre alt geworden. Sein Vater war Regierungsrat und hatte den Adel abgelegt; seine Mutter, eine Schach von Wittenau, lebt noch (1907) in dem ihr zur zweiten Heimat gewordenen Lauterberg im Harz. Bei Ausbruch des Krieges 1870 meldete sich der noch nicht siebzehnjährige Hermann als Freiwilliger für Kriegsdauer, wurde aber, weil zu jung, nicht angenommen. Im Herbst 1871 trat er in die oberste Klasse des Kadettenkorps zu Berlin ein, im Frühjahr 1872 bestand er ein glänzendes Fähnrichsexamen; 1874 wurde er Sekondeleutnant und dem mecklenburgischen Füsilierregiment Nr. 90 in Rostock zugeteilt.

Schon als junger Leutnant zeigte er großen Mut und raschen Entschluß; 1875 erhält er die erste Rettungsmedaille, 1876 rettet er zwei Menschen vom Ertrinken und bekommt den Kronenorden am schwarzweißen Band. Er beschäftigt sich mit geographischen Studien, mit dem Lesen der Werke Livingstones, Camerons, Bakers, Stanleys, Nachtigals usw., treibt Astronomie, ferner Navigationslehre und bereitet sich — in der Hoffnung auf größere Forschungsreisen — so für seinen späteren herrlichen Beruf vor.

Diese für ihn ideale Laufbahn und die Hoffnung auf ein größeres Deutschland drängten ihn aus dem Offiziersberuf, in dem er sicher Bedeutendes geleistet haben würde.

Am 18. November 1880 tritt Leutnant Wissmann seine erste Afrikareise als Begleiter Pogges von Hamburg aus an. Wissmann, der sich bald von dem zur Küste zurückkehrenden, sehr kranken Pogge trennen mußte, hat gleich bei dieser ersten Reise Afrika von West nach Ost durchquert und damit den Beweis geliefert, daß die Ansicht, man könne von Westen aus nicht weit ins Innere vordringen, nicht stichhaltig war.

Es war dies die erste Durchquerung Afrikas von Westen nach Osten zwischen den Routen Stanleys und Camerons.

Das große Kongobecken war damals noch unerforscht. Die Riesenströme wie der Kassai und Lubilasch, der Lomami und Lualaba waren noch unbekannt, von dem großen Stamme der Baschilange wußte man garnichts.

Im Jahre 1883 steht Wissmann an der Spitze der belgischen Kongoexpedition und vor einer großen und schwierigen Aufgabe, die er in drei Jahren ununterbrochenen afrikanischen Aufenthalts glänzend gelöst hat. Man nahm an, daß innerhalb der riesigen Überschwemmungsgebiete der zentralafrikanischen Flüsse größere Seen liegen müßten. Wissmann war der Mann, eine solch schwierige Expedition mit Erfolg durchzuführen. Er erforschte den großen Kassaistrom und fuhr auf ihm in den Kongo, auf diese Weise eine ununterbrochene Verkehrslinie zu Wasser bis in das Tiefinnerste Afrikas eröffnend.

1886 kehrte er, nach kurzem Aufenthalt auf Madeira, wieder in Diensten des Königs von Belgien, in das zentrale Afrika zurück, um das Lulua- und Lomamigebiet weiter zu erforschen. Mit seiner Karawane geriet er in riesige, unbewohnte Sumpfgegenden, Hungersnot und Krankheiten plagten sie.

Wissmann erreichte aber glücklich die ostafrikanische Küste über den Tanganjika und Nyassa im August 1887. Von großer Bedeutung waren seine Nachrichten über das Volk der Baschilange, bei denen er 1881 zum erstenmal mit Pogge erschienen war und zu denen er 1884 zum zweitenmal zu deren großer Freude kam.

Im Sommer 1888 trat das deutsche Emin-Pascha-Komitee zusammen, und Wissmann wurde dazu berufen, als Vorhut einer größeren Expedition in Eilmärschen zu Emin Pascha zu gelangen, um diesen zu befreien.

Digitized by Google

Damals forderte mich Wissmann auf, an seiner Schnellmarschexpedition teilzunehmen. Aber dieser Plan wurde nicht ausgeführt; es brach inzwischen der Araberaufstand in Deutsch-Ostafrika aus, und man sah in Wissmann den einzigen Afrikaner, dessen Können es ermöglichen würde, den Aufstand schnell niederzuschlagen. Infolgedessen wurde er im Dezember 1888 zum Fürsten Bismarck berufen, der ihn dazu ausersah, den Aufstand, dessen die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft nicht Herr werden konnte, niederzuwerfen. So wurde Wissmann am 1. Januar 1889 als Kaiserlicher Kommissar für Deutsch-Ostafrika ins Auswärtige Amt berufen und gleichzeitig als Hauptmann in das 2. Garderegiment zu Fuß versetzt.

Nach Vertretung des für seine Expedition nötigen Etats im Reichstag, wobei ihm die Sache von Eugen Richter, Bebel und Bamberger nicht leicht gemacht wurde, das Zentrum aber sehr für ihn eintrat, reiste er nach Ägypten, um die nötigen Sudanesen zu werben. Die „Wissmanntruppe" ist typisch für unsere spätere Kolonialtruppe geworden.

Wissmann hängt den Rebellenführer Buschiri, macht auch die anderen Rebellenführer unschädlich, alle seine Gefechte waren siegreich, und der wohlvorbereitete Aufstand wurde glänzend niedergeschlagen. Mit nur zwei Millionen Mark hatte Wissmann innerhalb weniger Monate das erreicht, was anderen Gouverneuren und Truppenführern in anderen Kolonien erst nach vielen Jahren mit ganz gewaltigen Kosten gelungen ist.

Im Jahre 1890 kehrt Wissmann auf kurze Zeit in Urlaub zurück, um im Herbst desselben Jahres wieder als Kaiserlicher Kommissar das aufrührerische Volk der Wakiboschos am Kilima-Ndscharo zu züchtigen. Die Bekämpfung des Aufstandes und auch diese zweite afrikanische Expedition machte ich unter Wissmann mit. Außerdem besuchten wir den Süden Deutsch-Ostafrikas, das Rufidji-Delta. So hatte ich mehrere Jahre lang das Glück, Tag für Tag die ganze eiserne Tatkraft dieses Mannes, die vor den größten Schwierigkeiten nicht zurückschreckte, sich durch keine Mißhelligkeit dämpfen ließ, zu bewundern und die sonnige, erfrischende, nie versagende Heiterkeit seines Wesens, die wunderbare Tiefe seines Gemüts kennen zu lernen.

Im Jahre 1892 sehen wir Wissmann schon wieder in Deutsch-Ostafrika als Führer einer großen Antisklavereiexpedition. Es handelte sich darum, Dampfer auf die großen Seen Zentralafrikas zu setzen, um den Sklavenhandel an seinem Ursprunge lahm zu legen. Wieder hieß es in Deutschland: Wissmann vor die Front! Durch Vorträge brachte Wissmann allein über 300000 Mark für dieses zivilisatorische Unternehmen auf. Es ist wohl kaum möglich, dem nicht Eingeweihten, dem Laien, einen Begriff zu geben von den riesigen Schwierigkeiten, welche eine solche Seenexpedition mit sich brachte. Man bedenke nur, daß es sich darum handelte, einen Dampfer von mehreren hundert Tonnen, in lauter kleine Teile zerlegt, monate- und monatelang durch Steppe, Wald, Wildnis, Sumpf und Wasser auf dem Rücken der Neger in das Innere Afrikas zu transportieren, an den Seen angelangt, eine Werft zu errichten, um einen solchen Dampfer zusammenzusetzen und vom Stapel zu lassen.

Andere haben es vor ihm versucht, jedoch vergeblich. Nur einem Wissmann konnte es gelingen, die schwarz-weiß-rote Flagge auf seinem eigenen Dampfer auf einem der größten Binnenseen der Welt zu zeigen.

Seine Antisklavereiexpedition war so erfolgreich, daß man ihn nach seiner Rückkehr zum Gouverneur der Kolonie, die er geschaffen, ernannte.

In Dar-es-Salaam, im „Hafen des Friedens", sollte er stille sitzen und sich mit Schreibereien abgeben für das Auswärtige Amt. Das war für einen kühnen Mann wie Wissmann, der sein Leben in der Wildnis zugebracht, ein ungeeigneter Posten, und er verließ, von dem ewigen Kampf mit denen „am grünen Tisch" in Berlin verdrossen, nach etwa einjährigem Dienste als Gouverneur sein Schmerzenskind, Deutsch-Ostafrika.

Schreibereien und die Schreiberseelen waren ihm verhaßt. Schon im Jahre 1888, als ich Rechnung führte über die von uns beabsichtigte Emin-Pascha-Vorexpedition, wurde mir dies klar. Denn als ich in dem Expeditionsbureau in der Mohrenstraße eines Abends über die Bücher gebeugt dasitze, kommt Wissmann in seiner ganzen Frische und ansteckenden Heiterkeit sehr vergnügt herein, um mich zum Abendbrot abzuholen. „Mein Gott, Kerlchen, was haben Sie denn da alles für Bücher?" Ich erkläre: „Ein Hauptbuch, ein Journal, ein Kassenbuch, eine Kladde, ein Unkostenbuch" usw. „Potz Donnerwetter," fährt er dröhnend auf, „glauben Sie, daß wir solchen Kram in Afrika gebrauchen? Werfen Sie mal schleunigst den ganzen Krempel in den Papierkorb! Das können Sie alles in Ihr Taschenbuch schreiben!" Es bedurfte einer längeren Auseinandersetzung, um Wissmann begreiflich zu machen, daß ein Taschenbuch für den Zweck kaum genüge.

Während des Jahres 1889, zu einer Zeit, als er seine ganze Kraft und seine ganzen Kenntnisse einsetzen mußte für eine rasche Niederwerfung des Araberaufstandes, wurde er von Berlin aus mit jeder Post mit Schriftstücken bombardiert, die sich sehr häufig auf ganz nebensächliche Dinge bezogen, so z. B. warum bei Abrechnung für die und die Kiste Konserven der Kurs von so und soviel, und bei der Abrechnung einer anderen Kiste wieder ein anderer Kurs berechnet worden sei. Das ging dem tapferen Offizier, dem mutigen Manne doch über die Hutschnur, und ich erinnere mich, wie er einst in Sansibar ein großes Aktenbündel, das frisch von der Wilhelmstraße gekommen war und worin man

Digitized by Google

alle möglichen nebensächlichen Dinge von ihm verlangte, mitten durchriß, in den Papierkorb warf und zu mir sagte: „Schreiben Sie nach Berlin, man soll mich ungeschoren lassen. Mein Kaiser habe mich hinausgesandt, um gegen Rebellen zu kämpfen, und nicht, um eine Papiermühle zu errichten." Das war ganz Wissmann. Er hatte den Mut seiner Meinung. Aber er hat dadurch auch Schatten heraufbeschworen, die ihm die Sonne, in der er zu leben gewohnt war, nach und nach verdunkeln mußten. Es ging ihm später wie so vielen bedeutenden Männern, deren Wert für Deutschland der große Kanzler zu schätzen gewußt hatte. Wissmann schied zum Bedauern aller seiner Offiziere, Beamten und Freunde, aller seiner Untergebenen und auch der Küstenbevölkerung Deutsch-Ostafrikas aus dem Kolonialdienste. Er wurde 1896 zur Disposition gestellt, und so saß er als Gutsbesitzer in der Steiermark, nur ab und zu vom Auswärtigen Amt verwendet, um Ausarbeitungen über Kolonialtruppen usw. zu machen.

Als Delegierter des Deutschen Reiches wohnte er der Internationalen Wildschutzkonferenz in London bei. Als weidgerechtem Jäger lag ihm an der Erhaltung des großen afrikanischen Wildes, und es ist wohl in der Hauptsache Wissmann zu verdanken, daß diese erste wichtige Internationale Wildschutzkonferenz zusammenkam.

Ganz stille sitzen aber konnte dieser tätige, durch seine Jagden in der Steiermark neugestärkte Mann noch nicht. So unternahm er noch eine längere Jagdexpedition nach Algier und Marokko, ferner eine große Jagdreise durch Sibirien und das westliche Turkestan, die ihn an die Grenze von China und Vorderindien brachte. Diese seine Altaireise liegt in gut ausgearbeitetem Manuskript vor und er hatte mich, nachdem ich sie durchgesehen, gebeten, einen Verleger dafür zu gewinnen; sein Tod hat dies vereitelt. Auch an den großen Jagdexpeditionen des Prinzen Friedrich Karl, des „roten Prinzen", hat Wissmann im steinigen Arabien und im Sinai-Gebirge teilgenommen.

Kolonial-literarisch epochemachend sind seine Bücher: „Unter deutscher Flagge von West nach Ost 1880—1883", „Im Innern Afrikas, die Erforschung des Kassai 1883 bis 1885", dann „Vom Kongo zum Sambesi, meine zweite Durchquerung Afrikas 1886 bis 1887". Für jeden Weidmann und Tierfreund ist sein prachtvoll illustriertes Werk „In den Wildnissen Afrikas und Asiens" eine wahre Offenbarung. Sein Vademecum für Tropenreisende: „Afrika, Schilderungen und Ratschläge" ist unentbehrlich geworden für jeden, der die Tropen bereisen will oder sich daselbst aufzuhalten gedenkt, gleichviel welchen Beruf er hat. Über den von ihm niedergeworfenen Araberaufstand hat Wissmann nichts veröffentlicht. Vielleicht waren ihm die Hände gebunden, vielleicht waren auch andere Gründe, über die man wohl später einmal sprechen wird, maßgebend für sein Schweigen.

Zum Major befördert, vom Kaiser in den erblichen Adelsstand erhoben, von deutschen und fremden Fürsten mit hohen Auszeichnungen bedacht, von der Universität Halle zum Ehrendoktor ernannt, schloß Wissmann, 42 Jahre alt, das Band der Ehe mit der Tochter eines der angesehensten und geistig bedeutendsten Männer des Rheinlandes, eines hervorragenden Großindustriellen. Seinem wunderbar harmonischen, außerordentlich glücklichen Familienleben entsprossen vier allerliebste Kinder: das älteste, der Stammhalter, Hermann Sedan, ist am Sedantage zur Welt gekommen.

Glücklich war Wissmann, wenn ihn alte Freunde auf seinem Gut besuchten. Es war ein wunderbares Bild des Friedens und der Harmonie, wenn man bei Wissmanns eintrat. Solange Wissmann schlief in den Morgenstunden, denn die Nächte waren für ihn meist schlaflos, — er kam sich, wie er schreibt, vor, nicht wie ein geknicktes, sondern wie ein gesplittertes Rohr und betrachtete sich als abgetan, — verhielten sich seine Kinder, seine guten Jagdhunde, sein getreuer, mit rosa Federn durchsetzter und deshalb seltener Graupapagei, der seit 20 Jahren ihn immer begleitete, ruhig. Sobald Wissmanns Stimme etwa gegen Mittag machtvoll über den Hof schallte — er rief dann seiner Kleinsten — war die Situation geändert. Die Kinder sprangen um die Wette unter Jauchzen ihrem Vater entgegen, die Hunde bellten laut vor Freude und zerrten an den Ketten und der gute Papagei rief unentwegt: Wissmann, hurra! Dieser Papagei war eine große Freude Wissmanns. Er hatte ihm eine Menge Worte, Kommandos und Signale beigebracht, und nie habe ich einen zutraulicheren Vogel gesehen. Als die Leiche seines Herrn im Hause war, gab der Vogel zwei Tage lang keinen Ton von sich. Nur als der Sarg die Treppe hinuntergetragen wurde, pfiff der Vogel merkwürdigerweise deutlicher als je das Militärsignal: „Das Ganze halt!"

Auf seinem Gut in der Steiermark gab sich Wissmann mit der Veredelung der Rindvieh-, Pferde- und Schafzucht ab; doch dies verursachte ihm bei dem natürlichen Widerstand, den der Bauer allem Neuen mißtrauisch entgegensetzt, keine geringen Schwierigkeiten. Aber seine überaus freundliche Art und Weise, mit der Landbevölkerung zu verkehren und sie zu belehren, brachte ihn auch über solche Schwierigkeiten hinweg.

Seine Jagdleidenschaft war sehr groß. Aus diesem Grunde hatte er sich in einem der wildreichsten Teile Steiermarks angekauft, in der Gegend von Liezen, am Fuße des Tausings und der wilden Weißenbacher Wände. Um ihn herum konnte er die stärksten Hirsche und die schönsten Gemsen anpirschen, auch war Auer- und Birkwild in Hülle und Fülle da, ebenso eine gute Wasserjagd. Er stellte nur erfahrene Jäger an, die den Wilderern scharf zusetzten. In die Niederungen der

Digitized by Google

Alten Enns verpflanzte er ungarische Fasanen, die sich stark vermehrten.

Wissmann war ein durch und durch weidgerechter Jäger, aber mit dem Gewehr der leichtsinnigste Mensch, mit dem ich auf allen meinen Reisen verkehrt habe. Wenn wir, sei es in Afrika, sei es in Europa, zusammen jagten, so hatte Wissmann fast immer beide Hähne seiner Doppelbüchse gespannt und gestochen. Man mußte nicht nur für ihn, sondern auch für das eigene Leben besorgt sein, wenn man neben ihm ging, so rasch war er in seinen Bewegungen, so riß ihn die Jagdlust hin. Ich brauche nur daran zu erinnern, daß ein Jahr vor dem entsetzlichen Unglück ihm eine Kugel aus seiner eigenen Büchse ebenfalls durch seine Unvorsichtigkeit knapp vor dem Unterleib vorbeiging. Warnungen nützten bei ihm nichts. In Jagdsachen ließ er sich nicht raten und nichts sagen.

So kam der Unglückstag des 15. Juni 1905.

Nachdem er tagsüber in Liezen gewesen, um Einkäufe zu machen, Briefe zur Post zu geben, telegraphisch einen Artikel über den großen Sklavenhändler Tippu-Tipp für nächste Woche in Aussicht zu stellen, kehrte er auf das Gut zurück und verteilte das eingekaufte Obst unter seine ihn umjubelnden Kinder. Es war der schwülste Sommerabend, den wir im Jahre 1905 gehabt haben. Der Jäger kommt auf den Hof und meldet, daß er zwei starke Böcke gesichert habe; Wissmann läßt trotz großer Übermüdung in seinem Jagdeifer anspannen und fährt mit dem Jäger und dem Hauslehrer seines Sohnes zum Ansitz. Auf ihm schläft er mit gestochener Doppelbüchse zwischen den Knien ein. Nachdem das Schußlicht vorüber, ruft ihn der Jäger an, Wissmann schreckt auf, die Büchse geht los, der Schuß reißt Wissmann über dem Auge die Schädeldecke weg.

Ein entsetzliches Ende für einen in der vollen Kraft seiner Jahre, mitten im Glücke stehenden Mann. Er, dem tausendmal der Feind in Afrika aufgelauert, der zwanzig Jahre in stetem Kampf mit den Tieren der Wildnis und mit dem gefährlichen Klima gestanden, muß auf seiner eigenen Jagd, durch seine eigene Büchse so jämmerlich zugrunde gehen!

Die Trauer seiner Lieben, seiner Freunde, der gesamten Bevölkerung in Obersteiermark war ungemein, und die Überführung der Leiche von seinem Gute nach der Eisenbahnstation Liezen und die Verbringung der sterblichen Hülle meines geliebten Freundes nach Köln bleibt mir unvergeßliche, schmerzlichste Erinnerung.

⁂ ⁂ ⁂

Der Verstorbene war eine herrliche Mischung des pflichtgetreuen, tatkräftigen und ehrenhaften deutschen Offiziers und eines edlen, zart besaiteten und feinsinnigen Gemüts. Wohl selten hat es in der preußischen Armee einen Offizier gegeben, der bei seinen Kameraden so beliebt war. Wohl selten hat es einen Afrikaforscher gegeben, für den die Eingeborenen, auch seine Feinde, trotz der großen Furcht, die sein Name allein ihnen schon einflößte, eine solche Hochachtung empfanden, zu dem sie so als ihrem Vater emporsahen.

Wie spricht es für Wissmanns Güte für seine Neger, daß er seine Träger, seine geliebten Balubas, nachdem er einsieht, daß er sie nicht weiter nach Westen durch die unbekannte Wildnis mitnehmen kann, in einem fruchtbaren Gebiete ansiedelt, ein Oberhaupt für sie einsetzt, ihnen sozusagen ein eigenes Reich gründet und sie mit Sämereien und Tauschwaren versieht, damit sie unabhängig sein können, wenn er seine Reise ohne sie fortsetzt.

Wie spricht es für das unbegrenzte Vertrauen, das die Neger in ihn setzten, daß sie ihm monate- und monatelang unter den größten Entbehrungen in die Wildnis folgen und, von Hunger und Krankheiten übermannt, immer noch ausrufen: „Wir verlassen dich nicht, wir gehen mit dir, du bist unser Vater und unsere Mutter, und du wirst schon dafür sorgen, daß wir zu essen bekommen."

Und als er aus Luluaburg, wo er solange gearbeitet hatte, das ihm fast zur Heimat geworden war, auszieht, da begleiten ihn die Ältesten des Dorfes, ihm Asche als Reisefetisch auf den Weg streuend und die Abschiedsworte rufend: „Deus guarda vossa excellencia."

Wie oft habe ich ihn kranke Neger pflegen sehen, wie oft gesehen, daß er den Negermüttern die Kinder aus den Armen in seine eigenen nahm, um mit ihnen zu spielen und zu lachen, damit die Mütter Zutrauen zu ihm gewännen, war deren Anwesenheit in der Karawane doch notwendig zur Herstellung der Mahlzeiten für seine Träger.

Mir ist es unvergeßlich, wie Wissmann in Dar-es-Salaam auf dem Exerzierplatze einmal in furchtbare Wut geriet, als er durch Zufall Zeuge davon wurde, wie einer seiner Offiziere einen Neger, der die Gewehrgriffe nicht richtig ausführte, vor das Schienbein trat.

Wütend schritt er auf den jungen Kameraden zu und rief ihm mit Donnerstimme entgegen: „Wenn Sie sich noch einmal eine derartige Behandlung eines meiner Untergebenen erlauben, so schicke ich Sie mit dem nächsten Dampfer nach Deutschland zurück."

Wie viel mehr war Wissmann für seine Träger und Soldaten besorgt, als Stanley! Wenn das Lager aufgeschlagen wurde, so sorgte er persönlich dafür, daß Träger und Soldaten gute, trockene Lagerplätze hatten, daß womöglich reichliches, gutes Wasser und Brennholz in der Nähe waren, damit die Leute nach langem und beschwerlichem Tagesmarsch bald zur Ruhe kamen. Er bekümmerte sich persönlich darum, daß ein Dornenverhau das Nachtlager rings umgab, damit seine „Kinder" nicht durch die Tiere der Wildnis

Digitized by Google

gestört wurden. Wie häufig trat er des Nachts aus seinem Zelt, um die Sicherheitsposten zu revidieren und um zu sehen, ob die Lagerfeuer gut unterhalten würden, damit seine Neger nicht frieren sollten.

Wie rührend war er als Kamerad, wenn er bei der Abendmahlzeit, die häufig unter freiem Sternenhimmel vor dem Zelt eingenommen wurde, seinen Vorrat an Wein und Zigarren gleichmäßig unter uns verteilte, nicht darauf achtend, ob er für die nächsten bevorstehenden Märsche für sich selbst noch etwas übrig habe.

Wissmann war einer der mutigsten Männer, die ich gekannt habe. Kaltblütig in der Gefahr und von großer Besonnenheit, erkannte er mit rascher Geistesgegenwart den richtigen Moment zum Angreifen mit seiner ganzen Macht, und ebenso blitzschnell mußte auch die Aktion folgen. Ich habe im Jahre 1889 während des Araberaufstandes, wo ich an seiner Seite mitgekämpft habe, und ein Jahr darauf, während der Kilima-Ndscharo-Expedition hinreichend Gelegenheit gehabt, mich davon zu überzeugen.

Als Wissmann einst auf wenige Schritte ringsum von betrunkenen, in furchtbarer Aufregung tanzenden, mit Gewehren, Speeren und Pfeilen bewaffneten Wilden umgeben war, jeden Augenblick dem Tode verfallen mußte, zieht er sich aus der gefährlichen Lage, indem er seinen Karabiner mit fünf Patronen lädt, ebenfalls einen Tanz mimend hin und her läuft und sich niederwerfend Schüsse in einen Baum abgibt, die selbst von Tippu-Tipp bewundert werden — dann erklärt er den erstaunten Eingeborenen, dieses sei die Art, wie die Weißen in Europa kämpften, und jeder Deutsche schieße so.

Wenn er selbst im dichtesten Kugelregen stand, so war er nicht einen Augenblick auf seine eigene Sicherheit, sondern nur auf die seiner Kameraden und seiner Truppe bedacht.

Wissmann habe ich sicher mein Leben zu verdanken. Er riß mich während des Angriffes auf die Wakiboschos am Kilima-Ndscharo, wo um ihn selbst die Kugeln aus den Hinterladern des Feindes nur so pfiffen, zu Boden mit den Worten: „Wolf, Sie sind hier exponiert, suchen Sie sich schleunigst Deckung!“ An sein eigenes Leben dachte er dabei nicht.

So war es bei vielen anderen Gelegenheiten, und ich weiß noch, als wir Saadani stürmten und, bis an den Hals in der See watend, von unseren Schiffen aus das Land unter dem feindlichen Feuer gewinnen mußten, daß seine Hauptsorge sich auf die Sicherheit seiner Leute und nicht auf die eigene richtete. Für ihn war keine feindliche Kugel gegossen, es mußte die eigene sein. — — —

Auch die Tiere der Wildnis konnten ihm nichts anhaben. Einmal faßte ihn ein wütender Elefantenbulle, nachdem seine Diener mit den geladenen Gewehren davongelaufen waren, und warf ihn hoch in die Luft, so daß Wissmann halb zerquetscht stundenlang bewußtlos im Urwald lag. Nur eine solche Riesennatur konnte wieder mit dem Leben davonkommen, nur solch schneidiger, kerngesunder Mensch konnte hernach, sobald er wieder in den Stand gesetzt war zu gehen, von neuem den Kampf aufnehmen gegen die mächtigsten Dickhäuter des Urwaldes, wie Elefant, Rhinozeros und Flußpferd.

Dabei war Wissmann stets besorgt, daß nicht unnötige Aasjägerei betrieben wurde; es durften nur ganz hervorragende Exemplare der Tiere der Wildnis erlegt werden, oder, soweit es nötig war, um den Bedarf an Fleisch für seine Expedition zu decken.

Wissmann war innerlich tief religiös veranlagt, ohne daß er es äußerlich zur Schau trug. Er war Protestant, dabei achtete er die Religion anderer, ob sie Katholiken oder Muhammedaner waren, und legte der Ausübung ihrer rituellen Gebräuche, die ja bei den Muhammedanern mehrmals am Tage in Betracht kommen, nie etwas in den Weg.

Auch das haben die Araber, die er bekämpfte, ihm sehr hoch angerechnet, daß er strengen Befehl erteilte, die Moscheen zu achten, solche nicht zu betreten, keine Hunde hineinzulassen und muhammedanische Frauen, die verschleiert über die Straße gehen, nicht zu begaffen oder sonstwie zu belästigen.

Er erkannte die Berechtigung des Missionswesens auf afrikanischem Boden an, soweit es sich darauf erstreckt, daß der Missionar, gleichviel ob Protestant oder Katholik, aus dem Neger zuerst einen brauchbaren, arbeitswilligen Menschen schafft, um erst, wenn er dies erreicht, damit zu beginnen, den Fetischneger zum Christen zu erziehen. Für ihn, den praktischen, den erfahrenen Afrikaner, lag der Wert einer christlichen Erziehung des Negers darin, daß die Missionare zuerst dem Neger beibringen sollten, wie man ein Land urbar macht und bewässert und wie man pflügt, sät und erntet, Steine behaut, Kalk brennt, Häuser errichtet, hobelt, sägt und schmiedet, Backsteine macht usw. „Das kommt zuerst,“ das war Wissmanns Ansicht.

Wissmann nahm bis an sein Lebensende hervorragendes Interesse an geistigem Leben. Er war in den griechischen Klassikern ebenso bewandert, wie er die großen Meister Shakespeare und Goethe kannte und häufig zitierte. Seinen Fritz Reuter wußte er beinahe buchstäblich auswendig, und wie oft hat er Ausdrücke aus den Büchern dieses wunderbarsten aller Kenner des menschlichen Gemütes gebraucht! Auch bei seinen großen Expeditionen führte er einen Koffer voll der besten Bücher mit sich. Für Zoologie hatte Wissmann ein ganz besonders tiefes Interesse und eine fabelhafte Kenntnis vom kleinsten Lebewesen an bis zum größten Dickhäuter der Wildnis. Man kann wohl sagen, daß Zoologie Wissmanns Leidenschaft war. Was auf dem Gebiete der Reisen in fremden Ländern und auf jenem der Kolonialpolitik

Digitized by Google

Stilleben. Gemälde von Ludwig Muhrmann

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

erschien, ließ Wissmann sich von seinem Buchhändler kommen. Auch italienische, französische, englische und portugiesische Bücher über Forschungsreisen las er und machte sich darüber Notizen.

Seine Bibliothek war sehr bedeutend und reich an wissenschaftlichen Werken und Reiseschilderungen. Oft war er empört über die Unwahrheiten, die in Büchern von Leuten vorkamen, die einmal während vier Wochen in die Wildnis hineingeschaut hatten und dann einen dicken Band mit Illustrationen herausgaben. „Aber hat der Kerl ‚geflunkert'!" hörte man ihn dann oft ausrufen.

Wenn man ihn darauf aufmerksam machte, daß er als bedeutendster Sachverständiger doch solche Lügen, die die Leser nur irreführen und falsch belehren mußten, durch eine Kritik in der Presse berichtigen möchte, so war seine Antwort: „Ach, laß den Kerl man laufen! Er will sein Buch verkaufen, und ich möchte ihn nicht schädigen."

So war er zartfühlend und rücksichtsvoll in allem, und wenn einer seiner Untergebenen, seiner Beamten, seiner Offiziere und später seiner Dienstleute auf dem Gute irgendeine große Dummheit gemacht hatte, durch die er materiell geschädigt war oder die ihm große Ungelegenheiten bereitete, dann sagte er nur: „Dem Kerl müßte man eigentlich eine auswischen." Aber dazu kam es nicht, und er steckte seinen Verlust ruhig ein. Die Ehre ging Wissmann über alles, und wenn einer seiner Kameraden, dem es an den Kragen ging, zu ihm kam, ihm seine Not schilderte, dann sprang Wissmann für ihn ein.

Dankbarkeit hat er nicht von vielen geerntet, und er hat es bitter empfunden; oft mit Tränen in den Augen dankte er seinen alten Freunden, die zu ihm hielten und ihn in seiner Einsamkeit aufsuchten.

Für einen so von Grund auf energischen Soldaten besaß er ein wunderbar weiches Gemüt. Wissmann konnte kein Kind weinen sehen. Er blieb auf der Straße stehen, oft stieg er von seinem Wagen ab, ging zu den Kleinen heran, streichelte sie, lachte und beschäftigte sich so lange mit ihnen, bis der Schmerz des kleinen Weltbürgers sich in Freudentränen auflöste. Hatte er keine Schokolade in der Tasche, so gab er den Kleinen Geld. In Berlin drängten sich oft Leute an ihn heran, die das Betteln nicht nötig hatten, und auch solche, denen man den Schnapslumpen ansah, — Wissmann konnte nie einen Menschen abweisen. So war es in Deutschland, so war es in Afrika. Wenn Wissmann durch die Straßen Sansibars ging und er sah einen Krüppel, Verbundenen, Lahmen, mit einer ekelerregenden Krankheit Behafteten, einen Aussätzigen oder Blinden, so ging er direkt auf ihn zu, sprach mit ihm in seinem wunderbar flüssigen und melodiösen Suaheli, erkundigte sich und drückte ihm nicht etwa eine Kupfermünze oder ein kleines Silberstück in die Hand, sondern eine oder mehrere Rupien.

Und wie oft wurde ich selbst Zeuge seiner Mildherzigkeit und Freigebigkeit!

Wenn wir abends in Sansibar auf einer Bierkneipe oder in Wissmanns Hauptquartier beim Abendessen saßen und es tönte der Ruf: „Maskin, maskini!" (ein Armer, ein Armer) von der Straße herauf, rief Wissmann einen seiner schwarzen Diener, gab ihm Geld und befahl, dem Manne zu essen zu geben.

Entsprechend seiner inneren Herzensgüte war der Ausdruck seiner Augen, aus denen eine ganze, volle Menschenseele leuchtete. Sein klarer, gewinnender, liebenswürdiger Blick hat nicht nur jederzeit in das Herz schöner Frauen Eingang gefunden, sondern auch beim männlichen Geschlecht, alt und jung, mußte der Zauber seiner Augen, deren Blick einem durch und durch gehen konnte, wirken.

Nur so läßt es sich auch erklären, daß er mächtigen Negerfürsten gegenüber, wie dem großen Mirambo oder den größten Sklavenhändlern, wie Tippu-Tipp, in deren Macht er sich zeitweise wehrlos befand, stets seine Stellung behauptete.

Nicht wie ein Gefangener, der er doch wirklich war und dessen Tod für die arabischen Sklavenhändler von großem Wert gewesen wäre, trat er auf. Nicht mit dem Gewehre in der Hand und dem Revolver im Gürtel, nein, die Hände auf dem Rücken, den Blick geradeaus in das Auge seiner Gegner richtend, schritt er auf sie zu, so daß sie vor der Macht seiner Persönlichkeit zurückweichen mußten.

Das Wort „imponierend" kann wohl am besten ausdrücken, welche Gefühle in diesen Machthabern, die von Tausenden bis an die Zähne bewaffneten Kriegern umgeben waren, aufgestiegen sein mögen, wenn dieser Weiße mit zerrissenen Kleidern, körperlich heruntergekommen, vom Fieber durchnagt, durch Dysenterie abgemagert, ausgehungert, beinahe wehrlos auf sie zutrat.

Bedurfte es doch nur eines Winkes und sein Kopf fiel vor dem Befehlshaber nieder.

Also auch diesen mächtigen Fürsten und Sklavenhändlern, denen Wissmann so häufig allein gegenüber stand, muß das Gefühl gekommen sein: hier steht ein Höherer vor dir, den dürfen wir nicht antasten.

Das war eben die Macht von Wissmanns Augen; die edelsten Charakterzüge eines großen Mannes leuchteten aus ihnen, Mut, Entschlossenheit und dabei unsägliche Herzensgüte. Sein größter Feind, der bedeutendste Sklavenhändler, den Afrika je besessen hat, wurde später sein bester Freund. Und die Araber, mit denen er verkehrt hat, und die Eingeborenen aller Stämme weit im Innern Afrikas, mit denen er in Verkehr getreten war, werden seinen Tod, als die Nachricht bei ihnen eintraf, ebenso betrauert haben wie wir in Europa.

Gar manchesmal wird noch nach vielen Jahren bei Vollmondschein und nächtlichem

Digitized by Google

Trommelschall, wenn die afrikanischen Gomas Männer und Frauen zum Nachtgesang und Tanz versammeln, an den Lagerfeuern von dem großen Weißen die Rede sein, von dem Mann „mit zwanzigmal Verstand", wie sein Beiname bei den Negern war.

So hat Wissmann sich nicht allein durch seine schriftlichen Überlieferungen, durch seine Bücher bei uns ein Denkmal für alle Zeiten gesetzt, auch durch Afrika hat er sein Andenken eingepflanzt in die Herzen der vielen Stämme, deren Gebiete er durchzogen.

Und schon durch den Umstand allein, daß er es verstanden hat, dem Namen des weißen Mannes in Afrika eine solche Geltung zu verschaffen, ihm solche Hochachtung, solche Liebe zu erringen, hat er der deutschen kolonialen Sache einen unbezahlbaren, unbezahlt gebliebenen Dienst geleistet. Wissmann war kein Konquistador im Sinne anderer Afrikaforscher, ihm war es nicht gleich, mit welchen Mitteln er seinen Erfolg erringe, er kämpfte nur mit ehrlichen Waffen gegen den Gegner, und wer der Ehre teilhaftig war, sich ihm anschließen zu dürfen, mußte es ebenso halten.

Nicht mit alten Husarenjacken, roten Sonnenschirmen, und indem er die Häuptlinge, nachdem er sie betrunken gemacht, drei Kreuze unter ein Schriftstück machen ließ, hat er Deutschland gedient, nein, er hat für Deutschland das große Deutsch-Ostafrika auf ritterliche Weise mit dem Schwert in der Hand erobert, nachdem es uns bis dahin überhaupt nur auf dem Papier gehört hatte.

Von seiner Pflichttreue nicht nur als Mensch, sondern auch als Offizier wüßte ich so manches Beispiel. Ich kann mich noch erinnern, daß er, beim 2. Garderegiment zu Fuß angetreten und zum Auswärtigen Amt kommandiert, trotz der vielen Arbeit, die uns die Ausrüstung seiner Schutztruppe verursachte, noch Rondendienste tat. Diese erste Zeit der Emin-Pascha- und später der Wissmann-Ausrüstung in Berlin war auch für Wissmann eine sehr bewegte. Handelte es sich doch um viele Hunderte der verschiedensten Ausrüstungsgegenstände, die beschafft werden mußten, wobei es von größter Wichtigkeit war, daß keiner vergessen wurde, daß alle von bester Beschaffenheit waren und genau alle die Eigenschaften hatten, die Wissmann verlangte.

Damals hatten wir in Deutschland noch kein Ausrüstungsgeschäft für Tropen, sondern jedes kleinste Artikel mußte in einem anderen Spezialgeschäft bestellt und auf seinen Wert geprüft werden. So haben wir häufig dreimal an einem Tage da oder dort bei dem oder jenem Konservenfabrikanten zum Schaden unseres inneren Ich Konserven auf Probe gegessen, Getränke ausgekostet, Musikinstrumente ausprobiert, wie Pfeifen, Trommeln, Trompeten und Handorgeln, die wir als Geschenke für die Häuptlinge benötigten, mit Apothekern, Sattlern, Uniformfabrikanten verhandelt.

Dabei hatte Wissmann vollauf im Auswärtigen Amt zu tun, um die Akten über Deutsch-Ostafrika zu studieren und dem Fürsten Bismarck, der ihn als den allein richtigen Mann für seine Zwecke erkannt hatte, Vortrag zu halten.

Eines Nachmittags, wir saßen noch beim Frühschoppen bei Ewest (Wissmann saß zwischen Admiral Zirzow und General Johannes), meldete der Kellner, der „schwarze Reiter" sei draußen und frage, ob der Herr Hauptmann Wissmann da sei, Seine Durchlaucht wünschten Herrn Hauptmann sofort zu sprechen.

Von einem sechsstündigen Frühschoppen mit besten Weinen zu einem Vortrag beim mächtigen Kanzler des Deutschen Reiches — das war keine leichte Sache. Aber der Fürst, der inzwischen etwas ungeduldig geworden war, war befriedigt von Wissmanns Vortrag, seiner Offenheit, mit der er dem Fürsten erklärte, die Herren hätten ihn zu einem Abschiedsfrühschoppen eingeladen und er bitte ergebenst um Entschuldigung, worauf der Fürst zu Wissmann meinte: „Na, wenn Sie zwischen einem Admiral und einem General pokuliert haben, dann, lieb' Vaterland, magst ruhig sein."

Die Anmusterung der Leute, Offiziere wie Unteroffiziere und auch der Soldaten später in Ägypten, besorgte Wissmann stets selbst. Wenn sich jemand zu seiner Schutztruppe bei ihm meldete, dann trat Wissmann in seiner freundlichen Art auf ihn zu, gab ihm zuerst die Hand, erkundigte sich nach seiner seitherigen Beschäftigung, nach seinen Familienverhältnissen und sprach dies oder jenes mit ihm in liebenswürdiger Weise und von Dingen, die eigentlich gar nicht mit zur Sache gehörten, beobachtete aber dabei so scharf den Betreffenden, daß er, sobald er ihn verabschiedet hatte, auch mit Bestimmtheit sagen konnte, ob der Mann für Afrika tauge oder nicht.

Wissmann pflegte oft zu sagen: „Wissen Sie, Kessel (damit meinte er den Magen) und Maschine (darunter verstand er Herz und Lungen) sind bei mir die Hauptsache. Und das sehe ich den Kerls sofort an, ob die gut sind, und an ihrer Gesichtsfarbe sehe ich gleich, ob sie sonst gesund sind, und in ihren Augen und in der Art und Weise, wie sie meinen Blick erwidern oder nicht erwidern, kann ich sofort herauslesen, ob das ein Kerl ist, der was zu leisten imstande ist, oder ob er zu den vielen gehört, die sich nur an mich herandrängen, um von hier loszukommen wegen irgendeiner Weiber- oder sonstigen Affäre, wegen Schulden, oder weil sie glauben, draußen den großen Herrn spielen oder auf die Jagd gehen zu können."

Wissmann war einer der ausgelassensten und humorvollsten Gesellschafter, die man sich denken kann, dabei von einer anspruchslosen Einfachheit bezüglich seiner leiblichen Bedürfnisse bis in die allerletzten Jahre seines Lebens. Er konnte sich ebensogut bei einem Stück Schwartenmagen mit Brot und

Digitized by Google

Bier lustig unterhalten wie bei einer Mahlzeit an seiner Tafel und Sekt.

Gar manchen übermütigen Jugendstreich hat er uns so erzählt, und im Alten Pschorr ist das Lachen nicht ausgegangen, wenn Wissmann zugegen war. Der Treffpunkt der alten Afrikaner war zur damaligen Zeit der Alte Pschorr in der Taubenstraße, geführt von „Mutter Prinz", die später den Prachtbau in der Friedrichstraße bewirtschaftete und die nicht nur ein warmes Essen, sondern auch stets ein warmes Herz für die „Wissmannianer" hatte.

Die kleine, unansehnliche Wirtschaft in der Taubenstraße war für uns, wenn wir nachts die verschiedensten Kneipen durchtost hatten, der letzte Zufluchtsort. In demselben befand sich die sogenannte „Totenlade". Es war dies ein langes Brett, mit einem Glaskasten überdeckt, unter welchem sich mit Schinken, Sardellen, gehacktem Ei und Schnittlauch belegte Brote befanden. Mutter Prinz hatte für uns noch immer etwas zu essen übrig, und wir setzten uns als letzte Gäste oder, wenn man es so nennen will, als die ersten um die Totenlade und aßen, bis alles aufgegessen war. Mutter Prinz sorgte auch später, als Wissmann schon längst Major geworden war, so oft er nach Berlin kam, rührend für ihn. So gab sie Wissmann eines Abends ein verschlossenes Briefkuvert mit der Bitte, Wissmann möchte es erst zu Hause aufmachen; er fand darin einen Beitrag von 5000 Mark, sage fünftausend Mark für seinen Nyassaseedampfer.

Auf solche feuchtfröhliche Stunden beziehen sich auch folgende Verse, die er mir wenige Tage vor meiner Ausreise nach Ostafrika als erster Chef der Wissmannschen Schutztruppe in der Neujahrsnacht 1888/89 von Lauterberg aus nach Berlin schrieb:

„Gewiß hatten die drei Gesellen
Gestern ein Kollegium,
Im Pschorr kreisten wohl noch die Becher
Bis spät in die Nacht herum.

Von den dreien sterben will keiner,
Sie wollen nur alle fort.
Wollen tauschen ein wildes Leben
Mit Berlin, dem Jubelort.

Ich trink' Euch Glück auf, Ihr Zecher,
Neunundachtzig ein Heil und Hurra!
Mögt schwingen Ihr den Becher
Recht bald in Afrika!"

In Berlin kannten auch die Schutzleute und Nachtwächter den jungen, nach deutschen Nachtwächterbegriffen etwas tollen Leutnant Wissmann, und wenn er sich auch viele Späße und Scherze erlaubt hat, sie überschritten doch nie die Grenzen der Wohlanständigkeit.

Wenn wir des Nachts, gleichviel zu welcher Stunde, vom Café Bauer nach Hause gingen, dann wartete der alte Nachtwächter an der Ecke mit einer Riesenschnupftabaksdose Wissmann mit einer Prise auf: „Prise jefällig, Herr Leutnant?" und Wissmann machte dem alten Mann immer eine Freude damit, eine tüchtige Prise zu nehmen, um dann so kräftig und laut zu niesen, daß es die ganzen Linden hinunterschallte.

Gar oft haben wir in späteren Jahren, wenn ich ihn in seiner Einsamkeit, in seinem wunderschönen Heim in der Steiermark, besuchte, von diesen lustigen Zeiten, von all den Streichen gesprochen; zum Beispiel wie wir den Weihnachtsabend auf dem Rusidji verbracht und uns einen Weihnachtsbaum geputzt und mit Lichtern geschmückt hatten, beim Glanze derselben „Stille Nacht, heilige Nacht" sangen, während rings herum die Neger erstaunt und andachtsvoll lauschten.

In jener Nacht haben wir, nachdem bei vielem Punsch der Lieben in der Heimat gedacht worden war, zwei Säcke Kohlen in den Strom geworfen, damit, wie Wissmann sagte, „die geologischen Maulwürfe" auch einmal Kohlen in Deutsch-Ostafrika entdecken könnten.

Und sie haben solche später auch „entdeckt", denn es wurden einige von den Stücken ans Ufer geschwemmt, und die berühmtesten Bergräte erklärten, hier müsse irgendwo ein großes Kohlenflöz anstehen.

Aber wie ein Nebelschleier legte es sich wohl mitunter um Wissmanns Gemüt, und ich konnte beobachten, daß es ihm doch innerlich recht weh tat, daß man ihn so frühzeitig zum alten Eisen gelegt hatte, ihn, diesen wirklich noch so frischen und tatkräftigen Mann, der die größten Jagdstrapazen in Schnee und Eis auf den höchsten Bergesspitzen noch gut ertrug. Wie sehr er darunter litt, daß man ihn nicht mehr beschäftigte, das geht aus manchem seiner Briefe an mich hervor.

So schreibt er mir einmal: „Ich bin ein nicht geknicktes, sondern gesplittertes Rohr. Ich lebe ein Doppeldasein, entweder mit Rheumatismus in den Gliedern bewegungslos, unfähig oder als stumpfsinniger Kohlbauer. Nur noch meine Familie macht mir überhaupt das Leben erträglich. Es freut mich, daß Sie immer etwas haben, das Sie ordentlich beschäftigt, Arbeit, die auch Nutzen haben kann. Denken Sie sich, bitte, wie ich mir vorkomme als durchaus unnützer Mensch nach solchem Leben voll Verantwortung, voll Anregung, wie nur wenige Menschen."

Die Sehnsucht nach seiner deutschen Heimat hat ihn auf seinem schönen Gut und den Bergen auch oft ergriffen.

Er schrieb mir mitunter wegen seines Gutsverkaufs, wohl mit der Absicht, nach Lauterberg im Harz zu ziehen, wo er den Lebensabend seiner von ihm über alles geliebten Mutter verschönern wollte. Auch dies hat ihm der unerbittliche Tod vereitelt.

Digitized by Google

Ssologins Gesicht. Von Curt Moreck

Die Lampen brannten schon im frühen Abend und gossen ein weißes Licht in die dunkelnde Straße. Die kahlen Alleebäume stießen die weißbekrusteten Äste in die blaßdampfende Luft, in der sich die Umrisse der Türme und Dächer verzogen. Die schmalen Rasenstücke lagen weiß zwischen den schmutzbeschleimten Wegen, auf denen der Schnee zertreten war.

Ich ging dem Mittelpunkt der Stadt zu. Ich sah, wie vor mir der dunklere Promenadenweg in die durcheinanderwirrende Lebendigkeit eines Platzes stürzte, über dem der feine Nebelrauch um die hochmastigen Lampen brodelte. Ein rauschender Lärm spritzte gegen den umgebenden Kranz der Häuser. Hier schlug der Puls der Stadt. Es war ein Bild, das mich immer wieder fesselte.

Als ich dann selbst den prasselnden Strudel dieses Platzes durchquerte, sah ich eine Gestalt in der grauen Offiziersuniform vor mir, deren Gang mir auffiel. Und in demselben Augenblick wußte ich, daß es Leo Wolters sei. Ich machte ein paar schnelle Schritte und stand neben ihm.

Wir begrüßten uns mitten in dem gellenden Lärm, in dem unsere Worte fast untergingen. Ich fragte ihn nach seinem verwundeten Arm, und er dankte.

„Es geht gut," sagte er. „Die Hauptsache ist, daß man noch da ist. Alles andere heilt sich aus."

Ich fand, daß Leo in besserer Stimmung sei, als das erstemal, da ich ihm nach seiner Rückkehr begegnet war. Und wir kamen in ein ganz angeregtes Hin und Her des Gesprächs.

Wie um etwas zu erklären, sagte Wolters plötzlich: „Es ist sonderbar, daß ich in der kurzen Zeit, die ich draußen war, das Leben daheim so ganz verlernt habe. Jetzt gewöhne ich mich langsam wieder hinein. Anfangs war es ja schwer, recht schwer sogar. Jetzt gewinne ich langsam wieder Raum für mich."

„Ja," sagte ich. „Sie mußten schließlich mehr wechseln als nur den Rock."

Er lächelte und fuhr fort: „Es ist schwer, sich das nur vorzustellen, aber im Anfang kam es uns ja auch gar nicht zum Bewußtsein. Etwas wie Betäubung lag auf uns allen. Ich begreife eigentlich heute erst alles, was damals geschah. Und trotzdem fühle ich mich aus meinem früheren Leben so herausgerissen, daß ich mir jetzt meinen Platz darin suchen muß. Ich habe verlernt, so wie früher zu sein; habe es verlernt, wie man ein Instrument zu spielen verlernt. Und dann muß man üben, üben ... Ich übe jetzt ..."

Er sah mein verwundertes Gesicht und meinte: „Geht es allen so, wie mir? — Ich weiß es nicht ... Ich stehe natürlich nur für mich ein ..."

„Sonderbar ist das," sagte ich, „recht sonderbar jedenfalls ..."

Er setzte die Zigarette ab und sah über seine Finger. „Nicht wahr? — Man findet sich nicht leicht zurück, kann ich Ihnen sagen. Ich suche die Straßen auf, wo die Stadt am lautesten lärmt, wo sie sich am lebhaftesten regt. Das tut meinen Nerven wohl. Licht und Lärm und Menschen ...

„Sie sahen mich vorhin dort auf dem Platze stehen ... Lachen Sie nicht — dieser Platz mit seiner Unruhe ist für mich das Sprungbrett, von dem ich mich in mein ursprüngliches Leben zurückschwingen will. Sein schreiender Lärm ist die einzige Musik, die meine zermarterten Ohren verstehen; seine pochende, pulsende, strudelnde Bewegung das einzige Bild, das meinen Augen genügt. Ich habe das Gefühl, als sei ich von den Spannungen und Erregungen innerlich ganz ausgebrannt; dort sauge ich von neuem Leben in mich ... Aber denken Sie nicht darüber nach, was ich Ihnen da sage. Es ist alles noch ein wenig unklar in mir ..."

Ich verstand Wolters. Die kriegerischen Instinkte haben in unserem Volke fast ein halbes Jahrhundert geschlummert. Da wirft man den Friedensmenschen nicht in der ersten Schlacht ab.

„Aber wir haben doch die stärksten Nerven," erklärte Leo.

„Gott sei Dank!" sagte ich. „Wir sind aus frischem Holz geschnitten und stammen von den Eisaugenmenschen."

Digitized by Google

Wolters nickte vor sich hin. „Ja," sagte er, „auf die Nerven kommt es schließlich mehr an als auf die Muskeln. Wir haben wirklich schon Schlachten mit unsern Nerven gewonnen ..."

„Ich glaube, daß man einen Feind durch Nervenüberspannung zermürben und seine Kräfte abbröckeln kann," unterbrach ich Wolters. „Aber ob man ihn damit aus einer sicheren Stellung hinauszuwerfen vermag?"

„Doch!" antwortete er. „Wir haben es in Polen fertiggebracht. Eine Weile hielten die Russen aus. Sie saßen in einer Stellung, in der sie nicht zu packen waren, und wir lagen davor und belauerten sie, und wir warteten ... Es war gleichsam, als leiteten wir gegenseitig einen immer stärker werdenden elektrischen Strom durch unsere Nerven. Wir ließen die Spannungsvolte anschwellen wie bei einer Leitungsprobe. Da waren sie plötzlich mit ihrer Kraft zu Ende und liefen davon."

„Vielleicht kamen da auch andere Dinge hinzu ..." meinte ich.

„Es gab auch viele Überläufer; solche, die es schon vorher aufgaben, die es nicht bis zum Schluß aushielten," fuhr Wolters fort.

„Ja, ja, der Hunger ..." warf ich ein.

Aber er schüttelte den Kopf. „Nein, auch solche, die innerlich einfach nicht weiterkonnten. Es gab da viele, die ohne einen Tropfen Blut zu verlieren wund waren bis zur Kampfunfähigkeit. Andere wieder waren von sonderbaren Ideen besessen und kämpften mechanisch wie angekurbelte Maschinen. Es gab seltsame Menschen unter ihnen ... Ich erinnere mich eines ganz besonderen Falles, der uns einen tiefen Eindruck machte. Das war kurz, bevor ich meine Wunde erhielt.

„Wir hatten tagelang mit überstarken russischen Streitkräften gerungen, ohne eine Entscheidung herbeiführen zu können, und lagen uns nun in festen Stellungen gegenüber. An einen Angriff konnten wir nicht denken. Wir mußten aushalten, Verstärkungen erwarten. Aber wir blieben auf uns angewiesen. Man konnte andere Stellungen nicht schwächen, um die unsere zu verbessern. Also bissen wir uns auf der Stelle fest und fesselten den Gegner an seinen Platz.

„Wir fühlten wohl, wie er langsam unruhig wurde, wie er die Geduld und die Ausdauer verlor. Er versuchte Angriffe, um seine Spannung zu lockern; aber wir rückten nicht vom Fleck. Wir wußten, daß ein günstiger Augenblick für uns noch kommen würde und blieben unbeweglich. Endlich verzweifelten die Russen an unserer Zähigkeit.

„In einer Tagesfrühe begannen sie zu stürmen. Sie überraschten uns nicht, denn wir hatten sie schon seit einigen Tagen erwartet.

„Wir wußten aber auch, daß die Angriffskraft eines solchen Gegners schon im voraus gebrochen ist, und unsere Maschinengewehre, die wir an den besten Stellen eingebaut hatten, mähten lange Reihen der Russen auf das Schneefeld vor unserm Graben.

„Immer neue Linien standen vor uns auf und liefen heran wie Verzweifelte. Wir arbeiteten ganz ruhig und sachlich. Unsere Leute überstürzten sich nicht. Es war ja auch für unsere Nerven eine Befreiung, endlich wieder einmal funktionieren zu dürfen. Es war uns wie ein Gliederstrecken nach einer unbequemen Fesselung.

„Wir sahen mit unbewegten Gesichtern in die immer wieder heranrollende, kühl blinkende Woge von Bajonetten, die sich weit vor unserer Brustwehr zerschlug und dann zerrissen zurückzitterte.

„Achtmal hatten wir einen solchen Sturz, der uns mit Tod überschütten sollte, zurückgeworfen; die Russen lagen in verkrampften Knäueln und zuckenden Hügeln vor uns auf dem Gelände.

„Wir fühlten uns ganz sicher und standen im regelmäßig knatternden Lärm unserer Gewehre wie Ingenieure an den Hebeln ihrer Maschine. Vor uns schrie, stöhnte, klirrte, gellte es.

„Die Russen schoben eine langausgezogene Doppelkette gegen uns an. Und dahinter tauchte eine dritte auf. Sie duckten, sprangen, wälzten sich vorwärts. Die Bajonette flimmerten über dem Schnee wie weiße Flämmchen. Wir spritzten unentwegt den zielsicheren Tod unter sie. Aber diesmal kamen sie doch bis an unseren Graben.

„Das war unser Augenblick. Mit einem Sprung standen wir oben, und wie ein mörderisches Gitter fiel die Reihe unserer Bajonette gegen den Anprall der Russen. Zappelnde Körper spritzten in die Spitzen. Eisen klirrte an Eisen, und wir vermischten

Digitized by Google

uns mit den Stürmern wie zwei brandende Wogen.

„Einen Augenblick atmeten die Kämpfenden einander den Atem vom Munde ab. Wir rangen die letzte, verzweifelte Kraft in den Russen nieder. Es war ein keuchendes, röchelndes Vermischtsein von Leibern; die Bajonettmesser hackten wie Vogelschnäbel wütend ins Fleisch. Ein Dunst von Blut schwelte uns um die Gesichter.

„Dann warfen die Russen sich zurück und stürzten über das Schneefeld, sprangen über die zuckenden Knäuel der Toten und Verwundeten, fielen, richteten sich wieder auf.

„Wir stießen ein dröhnendes Hurra aus unseren Kehlen. Und dann waren wir mit einem Sprung hinter den Fliehenden. Von neuem klammerten wir uns in ihre zerrissene Reihe, ließen uns von ihrer Flut mitreißen. So rannten wir mit den Fliehenden verknäuelt gegen die russischen Gräben, den zersprengten Feind wie eine Brustwehr vor uns hertreibend.

„Nur ein schwaches Feuer aus den Gräben empfing uns. Da, wo Maschinengewehre ihre Geschoßduschen spritzten, fingen die Fliehenden sie vor der Brust der Unsern ab. An einer solchen Stelle sah ich einen Wall von russischen Leichen gehäuft, über den ich hinweg mußte, als ich in den feindlichen Graben springen wollte.

„Rechts und links von mir schrien die Unsern schon ‚Sieg!‘ Aber ich kämpfte mit meinen Leuten noch um eine Grabenecke, wo ein Offizier sich mit zwei Soldaten verteidigte. Wir riefen ihnen zu, die Waffen zu strecken, doch sie hörten nicht darauf. Sie fochten weiter wie Rasende.

„Ein paar Schritte seitwärts lag ein toter Oberst rücklings über einem Maschinengewehr. Eine rote Schußstrieme lief quer über sein gedunsenes Gesicht, und wie ein drittes dunkles Auge blinkerte blutig das kleine Todesloch in seiner Stirn.

„Endlich waren die beiden Soldaten entwaffnet, und der junge Offizier allein focht noch weiter. Er lag mit dem Rücken an eine Erdwand und starrte mit Irrsinnsaugen über uns hinweg. Da lähmte der Schlag eines Gewehrkolbens ihm den Arm.

„Mit erdfahlem Gesicht reichte er mir seinen Degen, und dabei zuckte sein Blick ein einziges Mal kurz über mich hin. Ich hielt diesen Offizier für sehr tapfer.

„Ich sah ihn an diesem Morgen nicht zum letztenmal . . .

„Wir hatten die russischen Gräben genommen, und die Reste des Feindes befanden sich auf dem Rückzug. Mein Regiment blieb zunächst in der eroberten Stellung. Am Abend kamen wir dann in ein nahes Dorf. Hier waren die Gefangenen vom Morgen in der Kirche untergebracht, und die Verwundeten lagen in einem Gehöft.

„Dort sah ich den jungen Leutnant wieder und ich erfuhr auch seinen Namen; er hieß Cyrill Toursky.

„Ich bekam den Auftrag, ihm den Degen zurückzugeben, um seine Tapferkeit zu ehren. Ich freute mich, daß diese Sendung mir zufiel.

„Die Wache ließ mich in ein kleines Zimmer treten. Leutnant Toursky saß bei einer Kerze und rauchte. Er hob das Gesicht gegen mich und stand langsam auf. Den Arm trug er in einer Binde.

„Ich sprach zu ihm und wollte ihm den Degen reichen. Aber er ließ die Hand sinken und schüttelte den Kopf. Wie er da vor mir stand, sah er aus wie ein Mensch, dem alle inneren Stützen gebrochen sind. Ich versuchte, ihn zu ermutigen; ich vergaß den Gegner in ihm und sah nur den Menschen, und ich dachte an seine schöne Tapferkeit.

„Endlich riß er das Kinn von der Brust und sah mir einen Augenblick starr in die Augen. Dann verzogen sich die Mundwinkel in dem matt überflackerten Gesicht zu einem qualvollen Lächeln.

„‚Ich danke Ihnen,‘ sagte er, ‚aber ich kann diesen Degen nicht annehmen!‘

„Ich verstand ihn nicht und sagte: ‚Sie nehmen ihn nicht an?‘

„‚Nein!‘ antwortete er kurz.

„‚Und die Gründe?‘ fragte ich.

„Statt einer Antwort zuckte es in seinem Gesicht. Dann fragte er schnell: ‚Halten Sie mich für mutig?‘

„‚Unfehlbar,‘ erwiderte ich.

„‚Glauben Sie, daß ich Rußland liebe, weil ich so focht?‘

„‚Gewiß!‘ beeilte ich mich zu entgegnen.

„Da lachte er höhnisch auf und machte einige Schritte an der kahlen Wand hin

Digitized by Google

und her. Dann blieb er vor mir stehen und sagte in einem ganz anderen Ton: ‚Kamerad, geben Sie mir bitte eine Zigarette.‘

„Ich bot ihm meine ganze Büchse an, aber er nahm nur zwei Zigaretten heraus, und dann lag sein scharfgeschnittenes Gesicht einen Augenblick unheimlich deutlich für mich unter dem zuckenden Feuerschein.

„Er lud mich ein, niederzusitzen, während er selbst sich starr an die Wand lehnte. Ich begriff, daß er mir etwas zu sagen habe, und wartete.

„Er legte den Kopf zurück, während er sprach, und schaute über mich hinweg, als wolle er meine Gegenwart vergessen. Von seinem Gesicht sah ich nur einen schmalen Schein.

„Mit einer ganz müden, wunden Stimme sprach er.

„‚Ich hatte einen Bruder, Fedor. Er war drei Jahre jünger als ich, und er war mir lieb, wie nichts anderes in meiner Jugend. Eines Tages ging er gegen alle Gewohnheit ohne mich auf die Straße und kehrte nicht wieder ... Arbeiter hatten einen Auflauf verursacht. Fedor war hineingeraten, und dann hatten die Kosaken ihn mit den andern zusammengeritten. Er war nur noch ein kleines, blutiges Knäuel, mein lieber armer Fedor: Rußland hatte ihn gemordet ...‘

„Eine kleine Stille lag zwischen uns, und dann klang Tourskys Stimme über sie hinweg.

„‚Ich hatte eine Braut, ein liebes schwarzhaariges Mädchen, meine Darja ... Ihr Bruder war Student und gehörte einem verbotenen Klub an; eines Tages wurden alle Mitglieder dieses Klubs verhaftet. Darja hatte nichts damit zu schaffen, aber man holte auch sie, weil sie seine Schwester war. Sie kam ins Gefängnis, und ich habe sie nicht wiedergesehen. Man hat sie sterben lassen, meine Darja: Rußland hat sie verschlungen, wie ein Raubtier frißt es die Menschen ...‘

„Und nach einem kurzen Schweigen fragte er: ‚Glauben Sie jetzt noch, daß es Rußland ist, für das ich den Tod suchte? — Ich hasse Rußland; es hat alles verschlungen, was mir lieb war, alles, für das ich hätte leben mögen. Es ist ein schreckliches Land, das nur töten und zerstören kann ...‘

„Ich ließ ihm einen Gedanken lang Zeit; dann fragte ich: ‚Warum aber haben Sie dann noch gekämpft, als alle andern schon davonliefen? Warum wollten Sie mir Ihre Waffe nicht geben? Es war doch dies selbe Rußland, für das Sie kämpften ...‘

„‚Nein!‘ sagte Toursky heftig. ‚Es war der Tod, um den ich kämpfte. Verstehen Sie mich? Ich wollte, daß Ihre Kugeln oder Ihre Bajonette mich töten sollten.‘

„‚Fürchteten Sie die Gefangenschaft?‘

„‚Nein,‘ sagte er; ‚aber ich fürchtete es, als Mörder weiterleben zu müssen ... Ich verachtete mich, weil ich eine Sekunde lang die Gewalt über mich verloren hatte.‘

„Ich war aufgesprungen und starrte Toursky an, den ich nicht verstand. Er winkte, daß er mir erzählen wolle, was seine Andeutungen erklären könne, und so wartete ich ruhig ab.

„Einen Augenblick starrten seine dunklen Augen in den glimmenden Feuerrubin seiner Zigarette, dann begann er.

„‚Unsere Führer hatten sich endlich dazu entschlossen,‘ sagte er, ‚die deutschen Gräben zu stürmen. Sie wußten so gut wie wir anderen, daß unsere Leute es nicht länger so aushalten konnten. Ein Sturmangriff war das einzige, was unsere Nerven entspannen würde, — ein Sicherheitsventil. Sonst wären die Leute uns ohne Kampf davongelaufen.

„‚Wir hatten Befehl, die Stellungen unbedingt zu nehmen. Als die ersten Kompagnien den Sturm begannen, mußten wir an den Maschinengewehren stehen. Wir mußten feuern, sollten die Reihen sich zurücktreiben lassen.

„‚Ich wollte den Obersten nicht verstehen, als er mir diesen Befehl gab. Mir schwindelte; er schrie mich an wie ein Betrunkener, und ich biß auf die Zähne. Wir waren doch Menschen eines Landes, eines Volkes, und auf diese sollten wir schießen. Es kreiste in meinem Hirn.

„‚Da sahen wir schon die stürmenden Reihen stocken, eine Sekunde wie gebannt innehalten und dann zerrissen umkehren und zurückfluten. Und nun knarrten unsere Maschinengewehre los und schlugen unseren eigenen Soldaten die Geschosse ins

Digitized by Google

Fleiſch. Neue Reihen wurden vorgeworfen und rannten zurückgeſchleudert wie Irrſinnige in unſere Maſchinengewehre. Sie ſchrien wie gemordete Tiere, und ich zitterte vor Entſetzen. Ich konnte nicht denken, und meine Muskeln waren gelähmt. Ein wahnſinniger Schmerz ſtach in meinen Schläfen, während ich in das Gewimmel ſtürzender und ſich verkrampfender Körper ſtarrte, während ich die verzerrten Totengeſichter weiß vor mir aufzucken ſah. Mir war, als ertränke ich in einem Strudel von Blut, und ich war willenlos.

„‚Da fühlte ich plötzlich eine Hand ſich auf meine Schulter legen; ich riß die Lider auf und ſah meinen Freund Sſologin neben mir ſtehen. Er grüßte mich, ich fühlte ſeine Hand meine Finger umſpannen. Aber ehe ich meine Beſinnung zurückhatte, war er fort, in den Angriff geſtoßen, in den Eiſentod ...

„‚Meine entſetzten Augen ſahen von dieſem Augenblick an nur noch die ſchlanke Geſtalt meines Freundes Sſologin. Ich ſah ihn über das Schneefeld laufen, fallen, aufſpringen ... Ich weiß nicht, ob ich ihn wirklich ſah, oder ob mein Gehirn fieberte. Aber meine Blicke klammerten ſich an die dahineilende Geſtalt.

„‚Mit Grauen dachte ich an den Augenblick, wo auch dieſer Angriff abprallen, die Reihen zurückweichen und umkehren würden. Ich hatte mein Geſicht feſt über dem Grabenrand liegen und ſtarrte über das Schneefeld, auf dem die zerſchmetterten Körper der Verwundeten zuckten.

„‚Jetzt hatten die Unſern den deutſchen Graben erreicht. Ich ſuchte Sſologin unter den anderen heraus. Ich hielt ihn mit meinen Blicken feſt.

„‚Doch plötzlich kam er näher und näher. Ich wollte mir die Täuſchung von den Augen fortwiſchen; aber nein, nein, ich ſah recht ... Er lief mit den anderen zurück, und er lief auf das Maſchinengewehr zu, neben dem ich ſtand.

„‚Ich hatte die Vorſtellung, ganz dicht vor meinen Augen ſchwebe ſein Geſicht. Es öffnete ſeinen Mund, als ob er ſchreie, ſeine Augen wurden tote, glotzende Fiſchaugen und ſahen mich an.

„‚Ich konnte mich nicht rühren, aber ſchreien konnte ich. Und ſo ſchrie ich den Männern am Maſchinengewehr Halt! zu. In dieſem Augenblick trat der Oberſt zwiſchen uns und befahl von neuem Feuer!

„‚Ich riß mein Piſtol heraus und peitſchte ihm eine Kugel ins Hirn. Sein Körper fiel ſchwer wie ein Sack über das Maſchinengewehr. Dann ſprangen Ihre Leute in den Graben. Ich hatte keine Zeit mehr, mich ſelbſt zu töten, ſonſt würde ich es getan haben. Denn ich verabſcheute mich; ich war kein Ruſſe mehr, weil ich Rußland haßte. Ich war kein Soldat mehr, weil ich nicht gehorchen konnte. Was ſollte ich tun, wenn nicht ſterben!? ...‘

„‚Leben Sie, Kamerad!‘ ſagte ich. ‚Ein ſolches Rußland iſt Ihre Liebe nicht wert, und Ihr Oberſt war nicht wert, daß Sie ihm gehorchten.‘ Und ich reichte ihm ſeinen Degen.

„Eine Minute ſann er ſchweigend vor ſich hin. Dann ſtemmte er die Waffe auf den Boden und zerbrach ſie.

„‚Nein!‘ rief er. ‚Ich bin nicht wert mehr, dieſen Degen zu tragen. Ich bin kein Soldat, nur ein Verbrecher, wie der andere; denn er und ich, wir taten beinah dasſelbe ...‘

„Tourſky preßte die Lider über die Augen; er grüßte mich ſtumm mit der Hand, und ich ging hinaus.

„Ich habe ihn dann nicht mehr wiedergeſehen, denn der nächſte Tag brachte uns weiter vor. Er war jedenfalls ein Menſch mit beſonders empfindlicher Seele, aber er hatte auch unter dem Hochdruck der Nervenſpannung bis zum letzten ausgehalten ...“ — —

⁂ ⁂ ⁂

Wir waren auf unſerer Wanderung in ein abſeitiges Stadtviertel gekommen und gewahrten erſt jetzt die Stille, in der wir uns befanden.

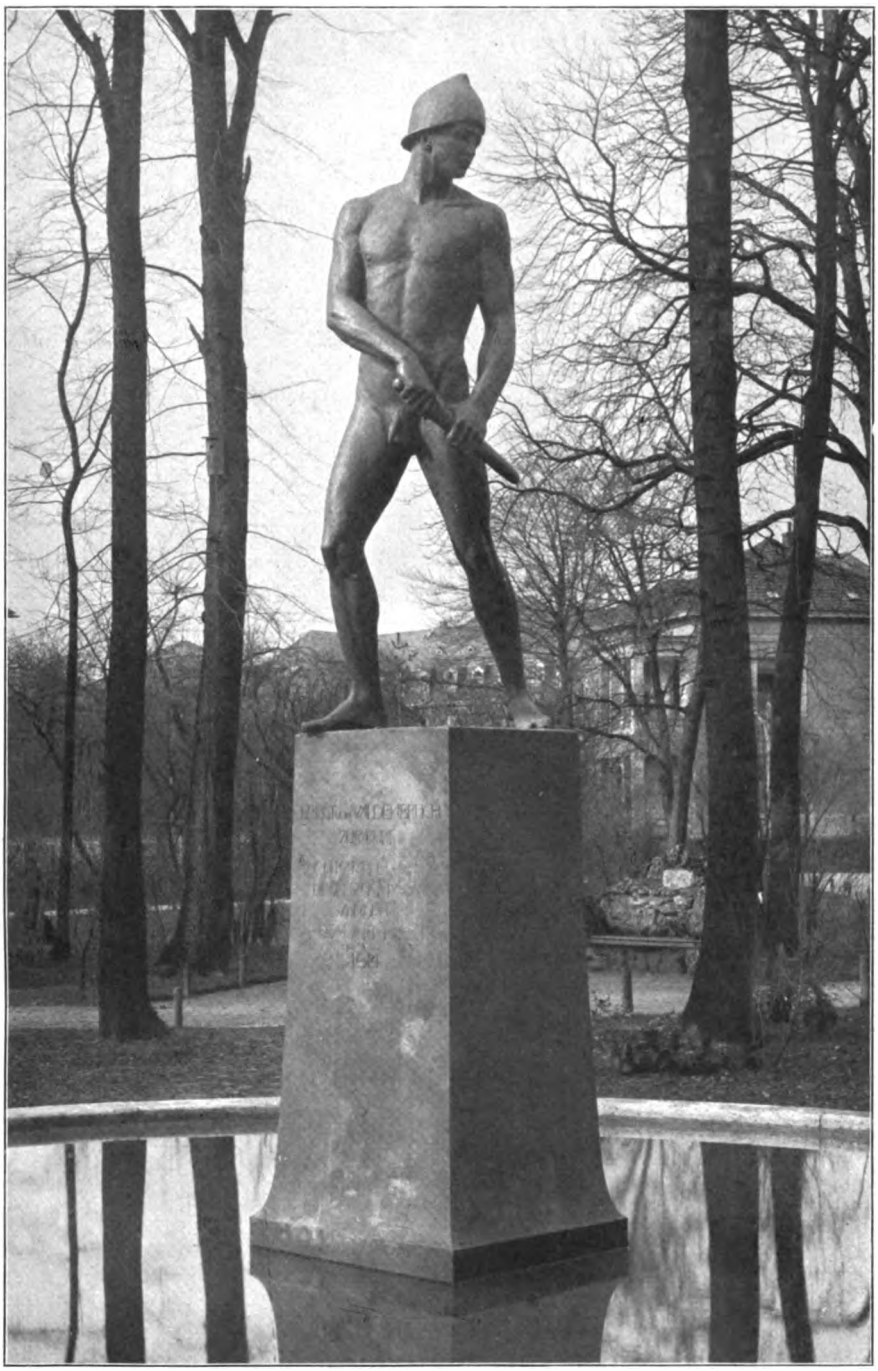
Leo Wolters drängte mich in einen Straßenzug, der zum Zentrum zurückführte.

Ich dachte über das Erzählte nach und ſagte: „Ja, es gibt eine Grenze für unſere innere Widerſtandskraft. Wenn eine Spannung ſie überſteigert, verkohlen die Nerven in uns, und wir brechen zuſammen.“

Wolters nickte. „Dieſer Krieg iſt eine Belaſtungsprobe der Völker. Wer die meiſte innere Kraft hat, muß ſiegen ...“

Ich fügte hinzu: „Aber, Gottlob, es gibt Leute, die erwarten, daß ſich von uns aus die Welt verjünge ...“

Digitized by Google



Das Wildenbruch-Denkmal in Weimar
Modelliert von Professor Richard Engelmann

Digitized by Google

Illustrierte Rundschau

Neue Bismarck-Medaillen — Das Weimarer Wildenbruch-Denkmal — Die Neuordnung von Goethes Nachlaß — Der Meißner Porzellanaufsatz der Kaiserin Katharina — Zu unseren Bildern

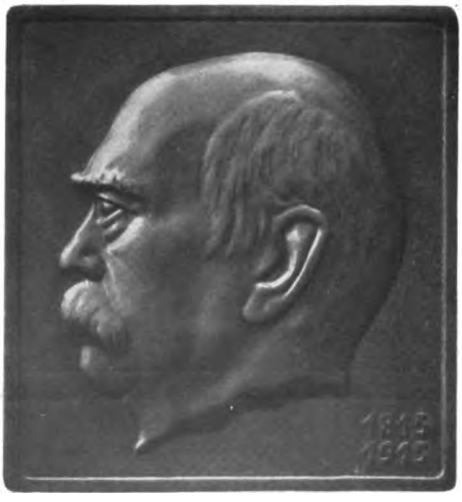
Rückseite der Bismarck-Medaille von B. H. Mayer in Pforzheim Vorderseite s. Abb. rechts

Die Bismarck-Prägungen, die kürzlich Hanns von Zobeltitz in einem eigenen Aufsatz gemustert hat, haben sich im Gedächtnis an des Helden 100. Geburtstagfeier um eine ganze Anzahl Stücke vermehrt, denen die strenge und ihrer Grenzen bewußte Medaillenkunst unsrer Zeit zugute gekommen ist. So hat die B. H. Mayersche Hof-Kunstprägeanstalt in Pforzheim eine Plakette her-

Vorderseite der Medaille aus der Prägeanstalt B. H. Mayer in Pforzheim

Denkmünze zu Bismarcks 100. Geburtstag. Modelliert von Alfred Thiele Verlag Carl Poellath in Schrobenhausen

ausgegeben, die auf der Vorderseite das helmbedeckte Haupt des Kanzlers, auf der Rückseite eine Dankesblumen spendende Germania zeigt, ein schönes Erinnerungszeichen an den unter dem Toben des Weltkrieges begangenen Gedenktag. Auch der Poellathsche Verlag in Schrobenhausen hat sich geregt. Hans Schwegerle, Anton Groth und Alfred Thiele haben ihm schlichte und charaktervolle Denkmünzen geschaffen; die Thielesche (Orig.-Gr. 12 cm Durchmesser) ist hier abgebildet. Sie zeigt den Helden in einer Herzlichkeit, wie sie ihm eigen sein konnte und die wir an ihm lieben, mag seine weltgeschichtliche Gestalt auch immer riesenhaftere Maße annehmen. Gewaltig blitzen seine Augen auf der Plakette von Karl Dautert, die in zwei Größen, 138 × 130 und 85 × 80 cm, vorliegt. Das ist der grollende, der tragische Bismarck der späteren Jahre.



Bismarck-Plakette. Modelliert von Karl Dautert (Münzenhandlung Sally Rosenberg, Frankfurt a. M.)

Daß wir mittlerweile gelernt haben, Denkmäler zu setzen, die in einem höheren Sinn als das bloße Bildnis das Wesen des so Verewigten darstellen, zeigt aufs neue das vor kurzem in Weimar im Poseckschen oder Stadtgarten enthüllte Wildenbruch-Denkmal von Richard Engelmann. In diesem das Schwert zückenden Krieger finden wir das, was den Dichter unserem Volke für alle Zeiten teuer macht: seine Wachsamkeit, seine Kampfbereitschaft, sein Heldentum. Auch dieser Denkmalsenthüllung hat man genau wie der Bismarck-Feier die rechte Stunde beschieden. Nie haben wir Wildenbruch, den vaterländischen Sänger, schmerzlicher vermißt, nie war er uns lebendiger als eben jetzt, und nun, da in der Stadt, wo er uns entrissen wurde, ein Mal zu seinem Gedächtnis steht, ist uns der reisige Krieger, ganz gewiß in seinem wie des

Digitized by Google

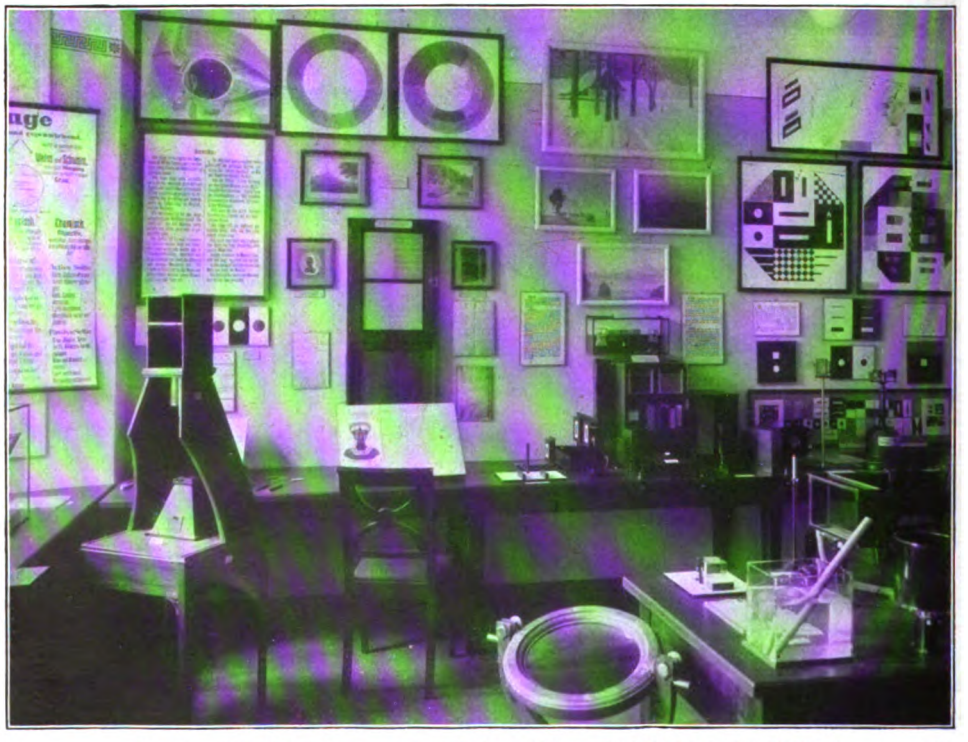
Weimar zur Goethezeit. Gemälde von Georg Melchior Kraus. Entstanden um 1780. (Im Besitz von Professor Dr. Anton Kippenberg in Leipzig)

Digitized by Google

Das Weimarer Goethehaus mit Umgebung zu Lebzeiten des Dichters

Bildners Sinne, mehr als das: ein Wahrzeichen der Kraft und Jugend unseres Volkes, an die der Dichter leidenschaftlich geglaubt hat.

In das Weimar, das uns das Gemälde von Georg Melchior Kraus, nebenbei bemerkt das einzige Landschaftsölbild dieses Künstlers der Goethezeit, in einer Ansicht von der Ostseite vor das geistige Auge stellt, kommen wir, wenn wir unsere Schritte nach Goethes Heimstätte am Frauenplan lenken. Das stattliche Gebäude selbst ist unverändert wie zu des Herrn Geheimrats Lebzeiten erhalten. Links davon ist jedoch vor kurzem ein bescheiden sich unterordnender Anbau errichtet worden, in dem unter Leitung von Wolfgang von Öttingen die Goethischen Sammlungen untergebracht sind. Damit ist die schon vor Jahren in Angriff genommene Neuordnung dieser Schätze vollendet. Das Goethe-Haus selbst stellt sich den Besuchern auch im oberen Stockwerk, wo die Augustsche Wohnung zu einem Museum verwandelt worden war, so dar, wie es früher gewesen ist, und was man in Schränken und Truhen, ungesehen und ungenützt, aufbewahren mußte, bietet sich jetzt, ganz nach dem ausgesprochenen Willen des einstigen Sammlers, zu bequemer Schau. Von der Menge dieser verborgenen Kostbarkeiten machte man sich im allgemeinen kaum die richtige Vorstellung. Es waren 2000 Zeich-



Aus dem Physiksaal der neu eingerichteten Räume im Weimarer Goethehaus
Experimentierapparate, Scheiben, Tafeln und Tabellen zur Erklärung von Goethes Farbenlehre

Digitized by Google

Das Weimarer Goethehaus mit dem neuen Museumsanbau im heutigen Zustande

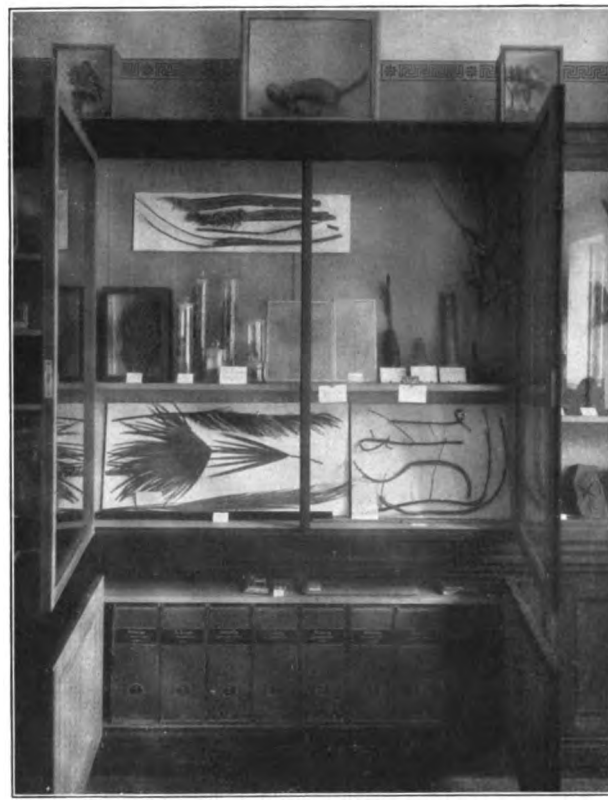
nungen von Goethes Hand, 2000 andere von alten Meistern, über 3000 Kupferstiche, Lithographien und Holzschnitte, ferner eine Menge Bildnisse und Silhouetten, Tafel- und Galeriewerke; dazu gesellten sich 4000 Medaillen und Münzen, unschätzbare italienische Plaketten, viele Tausende von Gips- und Schwefelabdrücken antiker Gemmen und Münzen — alles dies war bisher unzugänglich untergebracht, ja dem Verderben ausgesetzt. Fast noch schlimmer stand es mit den naturwissenschaftlichen Sammlungen. Sie waren nur zum kleinsten Teil sichtbar. Heut können wir die Zeugnisse seiner weitausgreifenden Arbeit übersichtlich beisammen sehen. Im ersten der fünf Räume werden nun Goethes Kunstblätter aufbewahrt. Im zweiten bewundern wir die Münzen und Plaketten, sowie die berühmten Majoliken, die hier erst zur vollen Geltung kommen. Dann steigen wir empor zu den der Naturwissenschaft gewidmeten Räumen, — für sie hatte Professor von Öttingen einige Fachgelehrte aufgeboten: für Physik Dr. Speyerer, der sich bereits seit Jahren dem Naturforscher Goethe gewidmet hat, für Botanik und Zoologie Prof. Dr. Hansen und Dr. Philipp Lehrs, für Mineralogie Prof. Dr. Max Semper. Besondere Aufmerksamkeit erregen die Apparate zur Farbenlehre, dem Schmerzenskinde

Aus dem Saal für Botanik und Zoologie: links die ethnographische Sammlung Goethes, rechts Samenkollektionen

Digitized by Google

Goethischer Naturerkenntnis. In einem großen Glasschrank sind die Geräte für elektrische Erscheinungen aufbewahrt. Das ganze naturwissenschaftliche Museums Goethes ist aber nicht nur in bezug auf die Persönlichkeit des Sammlers, sondern auch rein wissenschaftlich und objektiv sehr wertvoll. Das gilt auch für die zoologische Abteilung, aus der die Sammlung von Schädelknochen hervorzuheben ist, die die Goethische Entdeckung des Zwischenkiefers mit allen einschlägigen Beobachtungen zur Darstellung bringt. —

Über eine schöne Entdeckung berichtet



Weimarer Goethehaus
Aus dem Saale für Botanik und Zoologie: der Schrank für die Morphologie der Pflanzen. Unten Herbarien

Karl Berling in seinem bei C. Heinrich in Dresden erschienenen Werk „Die Meißener Porzellangruppen der Kaiserin Katharina II. in Oranienbaum." Im Jahre 1772 hatte der russische Hof vierzig allegorische und mythologische Gruppen in der Meißener Manufaktur bestellt, und von dem 1775 verstorbenen großen Modelleur Kändler rühmte ein Nachruf, daß hier „sein Geist seine ganzen Kräfte vereiniget und sich gleichsam übertroffen zu haben scheine". Was daraus geworden ist, wußten wir nicht, bis es Berling im Herbst 1913 gelang, fast sämtliche Stücke im Schloß Oranienbaum bei Petersburg, dem Besitz des Herzogs Karl Michael von Mecklenburg-Strelitz, aufzufinden. Kändlers Idee war, wie er in einem ausführlichen Programm schreibt, die Gestalten der antiken Götterwelt darzustellen, sie aber gleichzeitig in Beziehung zu den ruhmvollen Taten der nordischen Semiramis zu setzen. Achtzehn Gruppen sind von Kändlers eigener Hand geschaffen, und da er in den in Meißen erhaltenen Modellbüchern genaue Aufzeichnungen über die meisten seiner Arbeiten gemacht hat, können wir uns über die ihm vorschwebenden Gedanken ein ziemlich deutliches Bild machen. So schreibt er z. B. zu dem von uns abgebildeten Triumphzug der Amphitrite: „Annoch zu solcher Grouppe 3 Stück schöne See Kindgen mit Wasser Flügeln auspoussiert, welche sich über die Triumphirende Göttin Amphitrite oben an dem Seegel Tuch herumschwingen und in ihren 6 Händen der Russischen Monarchin Hohen Namen Catharina nebst Blumen, Vestunen, einen Crantz und Palmenzweig zur höchsten Beehrung halten." Einen derartigen gründlichen Führer vermissen wir bei den übrigen zweiundzwanzig Gruppen, die von dem aus Versailles gebürtigen Bildhauer Michael Victor Acier stammen, dem geschickten, aber etwas zu glatten Nebenbuhler und Nachfolger Kändlers. Das mit allen Reizen des Dresdner Rokokos prunkende Werk läßt sich in der Berlingschen Veröffentlichung auf guten Bildertafeln in seiner Gesamtheit übersehen und beweist, daß der sonst den siebziger Jahren des 18. Jahrhunderts bereits nachgesagte Niedergang der Meißner Manufaktur zum mindesten nur für sehr empfindliche Augen wahrnehmbar ist. —

Ein gut Teil der Einschaltbilder dieses Heftes gehört in engerem und weiterem Zusammenhang zu dem Zieseniss-Aufsatz von Professor Biermann, der uns ein so deutliches Bild des Hofmalers im Rokoko entwirft. Der aus Kassel stammende, in England und den Niederlanden gebildete Joh. Heinrich Schroeder, von dem wir das wunderbar fein abgetönte Bildnis des Fürsten Reuß zeigen (S. 172/173), gehörte zu den wandernden Hofmalern, die allerorten, wo es etwas für sie zu tun gibt, ihre Werkstatt aufschlagen; namentlich war er in Braunschweig und Hannover tätig. Johann Heinrich Wilhelm Tischbein, der

Digitized by Google

Goethe-Tischbein, war bis vor der Darmstädter Ausstellung nicht nur der bekannteste und geschätzteste seiner Sippe, sondern galt fast als der Vertreter der ganzen Zeit. Sein Ruhm ist, wie hier Max Osborn seinerzeit darlegte, stark verdunkelt worden. Immerhin bleibt ein Bild wie das der Iphigenie und Orestes (S. 164/165) ein gediegenes Stück Malerei und erhält seine Unsterblichkeit durch die Modelle: Lady Hamilton und Goethe. Goethe selbst berichtet im „Zweiten römischen Aufenthalt“: „In halben Figuren sah man ... Oresten, wie er am Opferaltar von Iphigenien erkannt wird und die ihn bisher verfolgenden Furien soeben entweichen. Iphigenie war das wohlgetroffene Bildnis der Lady Hamilton, welche damals auf dem höchsten Gipfel der Schönheit und des Ansehens glänzte. Auch eine der Furien war durch die Ähnlichkeit mit ihr veredelt, wie sie denn überhaupt als Typus für alle Heroinen, Musen und Halbgöttinnen gelten mußte. Ein Künstler, der dergleichen vermochte, war in dem bedeutenden geselligen Kreise eines Ritter Hamilton sehr wohl aufgenommen.“ Auch Goethe ging im Hause des seltsamen Lords, eines Mannes von allgemeinem Geschmack, der, „nachdem er alle Reiche der Schöpfung durchwandert, an ein schönes Weib, das Meisterstück des Künstlers, gelangt“, häufig ein und aus; die

Bellona. Meißner Porzellanfigur, modelliert von Michael Victor Acier

Triumphzug der Amphitrite. Modelliert von Joh. Joach. Kändler aus „Berling, die Meißner Porzellangruppen der Kaiserin Katharina II. in Oranienbaum“ (Verlag von E. Heinrich in Dresden)

Digitized by Google

Das Urteil des Paris
Meißner Porzellangruppe, modelliert von Michael Victor Acier

von Johannes Jülich (S. 196/197), der vom Gemütlichen ins Feierliche gehobene Frühlingsspaziergang von Oskar Graf (S. 228/229), die sonnig durchwärmte Hausdiele von Otto H. Engel (S. 236/237), die zarte Plastik des Mädchens mit Reh von August Kraus, dem neuen Direktor des Berliner Rauchmuseums (S. 240/241), das leuchtende Stilleben von Ludwig Muhrmann (S. 264 265), die im flimmernden Dunst tätige Büglerin von Richard Winternitz (S. 284/285).

Schließlich noch eine Berichtigung, die wahrscheinlich manchem Interesse begegnen wird: Adelheid Stier hat (Februar-Heft S. 276) ein tiefempfundenes Gedicht auf den im Kampf für Kaiser und Reich gefallenen letzten Lüderitz veröffentlicht. Sie war gleich uns falsch unterrichtet, und wir können heute aus besserer Kenntnis mitteilen, daß das seit 1000 Jahren auf Lüderitz angesessene Geschlecht nicht erloschen ist; es leben noch ein Onkel und ein Vetter des jetzt Verstorbenen.

P. W.

Gattin des englischen Gesandten zu Neapel verlor jedoch für ihn bei näherer Kenntnis, und er muß gestehen, daß ihm die schöne Unterhaltende doch eigentlich als ein geistloses Wesen vorkommt. Wie zur Strafe für diese Bemerkung, die „ein wohlbehandelter Gast nicht wagen sollte", sind die beiden nun für alle Zeiten in tragischen Masken zusammengeschmiedet. — Ein wunderliches Schicksal hat der auf der Darmstädter Ausstellung wieder aufgetauchte Elias Gallée gehabt, von dem das lebendige Hamburger Marktbild ist (S. 180/181). Schon in jungen Jahren, seit 1648, tauschte er die unsicheren Leckereien des Künstlers mit dem sicheren Graubrot des Küsters an St. Georgen um, malte in seinen Mußestunden und starb bei Jahren Anno 1705. Vielleicht hat er sich nach dem von Platen ungerecht verspotteten Rezept sein Leben ganz annehmbar eingerichtet, wie viele der Besten es nach ihm gehalten haben: „Morgens zur Kanzlei mit Akten, abends auf den Helikon." — Sechs Bilder lebender Künstler vervollständigen die Folge dieses Heftes: die duftig gemalte „Rosenzeit"

Viktoria
Meißner Porzellangruppe, modelliert von Joh. Joach. Kändler

Digitized by Google

Neues vom Büchertisch

Von Carl Busse

Der Fall Spitteler — Horst Schöttler, Zwischen zwei Kriegen. 1870. 1914 (Leipzig, L. Staackmann) — Ludwig Wolff, Der Krieg im Dunkel (Berlin, Ullstein & Co.) — Fritz Müller, Das Land ohne Rücken (Heilbronn, Eugen Salzer) — Aus den Kämpfen um Lüttich. Von einem Sanitätssoldaten (Berlin, S. Fischer) — Anton Fendrich, Gegen Frankreich und Albion (Stuttgart, Franckh'sche Buchhandlung) — Sven Hedin, Ein Volk in Waffen (Leipzig, F. A. Brockhaus)

Aufwühlend und zerreißend, eine unerbittliche Pflugschar Gottes, geht der Krieg noch immer durch die Welt und bereitet den Boden für neue Ernten. Er hat Millionen von Herzen blutig durchfurcht und uns erneut die ewige Wahrheit verkündet, daß vor jeder Erlösung das Opfer steht. Auch er — so gewaltig er pflügt — kann Menschen und Völker nicht ändern. Aber er prüft sie und holt aus ihnen heraus, was heimlich, oft überrankt und umwuchert, in ihnen steckt; er macht ihr Verborgenes offenbar und ihr Unsichtbares sichtbar. Von der Pflugschar emporgerissen liegt mit einem Male vor aller Blicken, was sich bisher in Tiefen barg. Und tausend, die blind waren, reiben sich plötzlich die Augen und sehen ...

Auf allen Gebieten hat es dabei ebensowohl erhebende wie peinliche Überraschungen gegeben, durch die Parteien, Richtungen, Persönlichkeiten für viele in ein ganz neues Licht gerückt wurden. Was im besonderen Literatur und Kunst angeht, so hat kurz und bündig der Kronprinz Rupprecht von Bayern den „Kriegssegen", den wir dafür erhoffen, zusammengefaßt. „In der Heimat," hat er zu Ludwig Ganghofer gesagt, „ist man jetzt doch wohl erlöst von allem überreizten Ästhetentum und aller manierierten Dekadenz." Und wenn der tapfre Kriegsmann solche Erlösung vielleicht auch zu schnell erwartet — dies eine kann gewiß nicht ausbleiben, daß ein stärkerer Geist der Männlichkeit in Kunst und Dichtung einzieht, ein gesünderer Sinn, ein größeres Verantwortlichkeitsgefühl. Wie sehr es gerade an dem letzteren bei so manchem hochberühmten Sänger noch fehlt, das haben uns in den vergangenen Monaten die beiden traurigen Fälle Frenssen und Spitteler bewiesen — Fälle, die auf den ersten Blick nicht allzuviel Gemeinsames haben, sich doch aber nicht nur in den Wirkungen, sondern auch in den Wurzeln sehr ähneln.

Über Frenssen, der sich in Hochmut, Verengtheit und Taktmangel an dem Bilde eines der größten Deutschen vergriff, ward hier schon gesprochen. Er hat meines Wissens im ganzen Deutschen Reich keinen Verteidiger gefunden; er hat durch die Zurücknahme seines Werkes halb und halb schon sein pater peccavi gesagt und wird, wie sich hoffen läßt, in bittren Stunden des Selbstgerichtes zu Demut und Erkenntnis kommen. Man wird ihn dann nicht mehr an das böse Kapitel erinnern, aber es ist klar, daß die Eigenschaften, die er darin offenbart hat, nicht plötzlich in ihn hineingefahren sind, sondern im Keim schon immer in ihm ruhten, also auch in seinen früheren Büchern versteckt sein müssen. So fällt ein Scheinwerferlicht nach rückwärts, und das gespaltene Gefühl, mit dem man vor den heimlichen Forciertheiten und den falschen Tönen auch seiner guten Bücher stand, wird plötzlich klar. Das Verborgene ward sichtbar.

Ähnlich, aber noch wesentlich schlimmer, liegt die Sache bei Spitteler. Dieser besonders von den „Kunstwart"-Leuten wahnsinnig verhimmelte und sachte zu einem Stern erster Größe aufgepustete Halbdichter hat bekanntlich den traurigen Mut gehabt, jener Nation, aus der ihm nach eigenem Geständnis ein ganzer Frühling von Liebe entgegengeblüht ist, jener Nation, der er selbst durch das tiefste Band der gemeinsamen Muttersprache angehört, in einem Augenblicke in den Rücken zu fallen, wo sie in einem Ringen auf Leben und Tod steht. Er hat das um seine Existenz kämpfende deutsche Volk mit einem Mörder verglichen, gegen den man die Hunde hetzt. Er hat Deutschland als den Kain gebrandmarkt, der den unglücklichen Abel-Belgien nicht nur erwürgt, sondern ihn außerdem noch verlästert. Er hat von dem Dokumentenfischzug gesprochen, den der Mörder in den Taschen des zuckenden Opfers unternahm, um sich weiß zu waschen. Und während er gleichzeitig in seiner Eigenschaft als Schweizer Neutralität predigte, hat er selber in Haß und Hohn gegen Deutschland, gegen die eigene Mutter losgeschlagen und die blutigen Wunden, die der Krieg sowieso mit sich bringt, mit vergifteter Tinte geätzt. Ja, womöglich wundert er sich noch, daß ihm ein einziger Schrei der Entrüstung aus der ganzen Nation entgegenschallte, anstatt daß man ehrfürchtig auch diesmal seine verblüffende Originalität bestaunte!

Wie ist das möglich? haben Zehntausende in Zorn und die paar Hundert seiner Allergetreuesten in Schmerz und Enttäuschung gefragt. Nun, es ist und war möglich aus den gleichen Eigenschaften heraus, die auch

Digitized by Google

Frenssen irreleiteten: aus Hochmut, Verengtheit und Taktmangel. Beide Männer sind im wesentlichen durch das sattsam bekannte Jahrzehnt von 1870 bis 1880 und seine Nachwirkungen gebildet worden. Den einen haben allerlei Gewalt-, den andern die ein Leben hindurch dauernden Mißerfolge zu einer hochmütigen Absonderung geführt. Beides sind im Grunde Schwächlinge, die ihre Schwäche verstecken; sie sind nicht stark, sondern stärkeln nur; sie haben den Drang, sich selbst ihre Kraft zu beweisen, und münden dabei immer in verräterische Übersteigerungen und Forciertheiten. Besonders Spitteler hat es ja geradezu zur Methode entwickelt, durch ständige Unterstreichung einer stets nur halbechten Originalität zu verblüffen, jedes Ding grundsätzlich anders anzufassen, als die übrigen Menschen es tun, und auf solche Weise die Leute zu überrumpeln. Verkannt oder unbeachtet, vom tätigen Anteil an der Literatur seiner Jünglings- und Mannesjahre ausgeschlossen, hat er in seinem Spinnenwinkel ungestört seine Schrullenhaftigkeit entwickeln können, und was Reichtum hätte werden sollen, ward aufgetriebene Üppigkeit, was als hilfreiche Phantasie hätte wirken sollen, ward ausschweifende Phantastik, was bei einer Wirkung im Weiten als freudiger Stolz hätte erblühen können, ward im Engen grilliger Hochmut, und was Originalität war oder werden konnte, ward rechthaberische Eigenbrötelei. So ist dieser Mann bei allen bedeutenden Anlagen schief gewachsen: keine Voll-, sondern nur eine Halbnatur und als solche wahrhafter Objektivität nicht fähig.

Dazu kommt ein Zweites. Wie Frenssen in seiner Beurteilung weltgeschichtlicher Entwicklungen durch pastörlich-kleinbürgerliche Scheuklappen beengt ist, so Spitteler durch kleinstaatliche. Wir alle lieben die Schweiz; wir wollen und wünschen gar nichts anderes, als daß sie neutral bleibe; wir wissen, daß sie gerade dann unsre eigene Entwicklung nach dieser oder jener Seite hin glücklich ergänzen kann. Aber selbst auf die Gefahr hin, daß ich mich zum ersten Male mit der Redaktion dieser Zeitschrift in Gegensatz stelle, muß ich meine Ansicht dahin aussprechen, daß unter Neutralität und kleinstaatlicher Ordnung große und wichtige Eigenschaften leiden müssen. Schillers Worte im Reiterlied: „Und setzet ihr nicht das Leben ein, nie wird euch das Leben gewonnen sein" — sie gelten nicht nur für einzelne, sondern auch für Staaten und Völker. Es ist, um im Dichterischen zu bleiben, doch kein Zufall, daß es die Schweiz niemals zu einem Drama gebracht hat. Und wenn Eugen Diederichs als Verleger seinen Autor Carl Spitteler unter die großen Weltdichter vom Range eines Dante und Goethe versetzt, so ist das schon deshalb ein lächerlicher Unsinn, weil Weltdichter immer nur in den Staaten erstehen können, welche die entscheidenden Kämpfe der Zeit ausfechten und im vollen Strom der Weltgeschichte treiben. Man kann sich nicht in einem windstillen Winkel unter allgemeiner Billigung aus den Entscheidungskämpfen der Jahrhunderte ausschalten und dann doch gleichzeitig den höchsten ideellen Gehalt und Gewinn aus den Kämpfen, deren furchtbare Blutopfer andre gebracht haben, davontragen. Das dürfte wohl klar sein. Zu der hochmütigen Eigenbrötelei tritt bei Spitteler sichtbar noch die politische Verständnislosigkeit eines aus engen Verhältnissen heraus urteilenden Mannes.

Aus diesen beiden Quellen, aus rechthaberischem, eigenbrötlerischem Hochmut und kleinstaatlicher Verengtheit, ist Spittelers Urteil entstanden. Es hätte an sich noch keinen Menschen in Deutschland empört. Wir sind ebensowenig unfehlbar und haben die absolute Wahrheit ebensowenig gepachtet, wie irgendeine andre Nation. Wir können weder verlangen, noch verlangen wir, daß jedermann unsere Meinung teilt, die Gründe unseres Handelns billigt, unser Recht der Notwehr als Recht anerkennt. Aber was wir allerdings verlangen, das ist die Anerkennung unsres guten Glaubens. In dieser heiligen Überzeugung von der Notwendigkeit und dem Rechte unseres Tuns steht die ganze Nation bis zum letzten Mann geschlossen da; dafür verspritzen wir nicht nur Tinte, sondern dafür geben Hunderttausende ihr Blut und Leben hin; und nur nach diesem Glauben, nach dieser Überzeugung kann die moralische Bewertung unsres Handelns erfolgen. Man kann eine andre Wahrheit haben, als wir, aber man darf nicht unsre Wahrhaftigkeit bezweifeln; man kann einen anderen Standpunkt einnehmen, aber man darf nur mit Achtung von dem unsern reden, der ein großes Volk eint und schon so viele Blutzeugen hat. Das fordern wir von *jedem* Neutralen. Spitteler aber ist nicht nur der neutrale Schweizer, sondern er ist zugleich ein Deutscher. Wer ihn kennt, der weiß, daß er von der Schweiz nur den engen politischen Horizont, aber nicht die schöne eidgenössische Bodenständigkeit hat. Deutsch ist die Sprache, in der er dichtet; aus Deutschland ist ihm, wie er bekennt, Liebe über Liebe zugewachsen; in deutscher Kultur wurzelt er, und sie nährt ihn. Dieser gewaltige Krieg aber, in dem wir stehen, ist nicht nur ein Krieg, der über Sein oder Nichtsein des Deutschen Reiches entscheidet, sondern auch über die Zukunft der deutschen Kultur. Denn ohne ein politisch mächtiges und lebendiges Staatsgefüge ist eine nationale Kultur unmöglich: sie ermattet und versickert, wie wir es an den einst großen Kulturen des Ostens, an denen Griechenlands, Portugals, Spaniens sahen. So wird dieser Kampf nicht nur für das Deutsche Reich geführt, sondern für alle Deutschen, auch für die, die in der neutralen Schweiz wohnen. Sie sind nicht in staatlicher, wohl aber in kultureller Gemeinschaft so mit uns verbunden, daß sie unweigerlich in zweiter Linie auch treffen muß, was in erster *uns* trifft.

Digitized by Google

Wenn also einer von ihnen, ein Dichter, der auf deutscher Kultur steht, der von Deutschland nur Liebe erfahren hat, in jenen Stunden, wo Deutschland um Sein oder Nichtsein kämpft, in Gewissensskrupel gerät und nach seinem Gefühl die Mittel nicht billigen kann, zu denen seine geistige Nährmutter aus Selbsterhaltungstrieb greift, — so erwarten wir, daß er aus einem bittern und tragischen Konflikt, daß er in Liebe und Sorge davon redet, wenn überhaupt geredet werden muß. Hätte Spitteler so gesprochen, so hätten wir ihm, sei es heute, sei es nach dem Kriege, geantwortet und hätten eine Verständigungsmöglichkeit gesucht. Aber was hat er getan? Er hat weder in Liebe und Sorge wie ein andersdenkender Sohn oder Bruder, er hat nicht einmal in Achtung und Zurückhaltung wie ein unbeteiligter Fremder von uns geredet, sondern er hat uns in parteilicher Gehässigkeit angegriffen, beschimpft, gebrandmarkt wie ein rasender Feind, er ist uns wütend in den Rücken gefallen in der Stunde unsrer größten Not. Und das war, um in seiner literatenhaften Ausdrucksweise zu sprechen, ein „seelischer Stilfehler", das bezeugte, wie wir derb und deutsch sagen wollen, einen grauenhaften Mangel an Herzenstakt, einen Mangel an natürlichem Sittlichkeitsgefühl. Wie groß die Schwungfedern des Mannes auch sein mochten — selbst der Einfältigste empfand, daß ihm der innere Kompaß, die sichere Lenkung, die pennae rectrices fehlten. Und die gerechte Empörung, die ihm antwortete, kam nicht aus den zuckenden Nerven einer im Kampfe doppelt reizbaren, sondern aus dem starken Herzen einer gesund empfindenden Nation!

Wenn es noch nötig wäre, den Hochmut und die Schiefheit Carl Spittelers im einzelnen zu belegen, so brauchte man nur einen einzigen Satz seiner Beweisführung niedriger zu hängen. Nachdem er wieder und wieder betont hat, daß Deutschland ihm „unerschöpfliche" Liebe entgegengebracht hat, während er in Frankreich ein Fremder sei, fährt er stolz fort: „Soll ich aber etwa meine politische Überzeugung meinen privaten, persönlichen Freundschaftsbeziehungen nachwerfen und aus individuellen Beweggründen einer fremden Fahne, dem Symbol einer fremden Politik, mit offenen Armen jubelnd entgegenfliegen?" Aus diesem Satz schwelt nicht nur die Eitelkeit des Mannes, der sich selbst wohlig bezeugt, was er für ein Kerl sei, sondern, was schlimmer ist, dieser Satz ist eine rhetorische Falschmünzerei bösester Sorte. Keine Katze in Deutschland hat von Spitteler oder einem anderen Schweizer verlangt, daß er uns jubelnd in die Arme fliegt. Aber zwischen jubelnder Umarmung und wütender Schimpferei gibt es ja noch etwas anderes: eben die Neutralität, um die Spitteler so besorgt ist und die gerade er am gröblichsten verletzt hat. Seine Gedanken- und Meinungsfreiheit hat niemand angetastet. Doch wenn er nun durchaus seinen Senf dazu geben mußte, so hatte er sein Urteil in eine neutrale, nicht die Achtung verletzende Form zu kleiden, und wenn er nur ein wenig Liebe zu seinem geistigen Mutterland, nur ein wenig Gefühl für unsre Lage, nur ein wenig Takt besessen hätte, so hätte er vorläufig den Mund gehalten. Ich behaupte nicht, daß ihm die rhetorische Falschmünzerei, die er in dem erwähnten Satze betreibt, zum Bewußtsein gekommen ist. Aber das ist es ja eben, daß er ganz unbewußt, durch die Schiefheit seines geistigen Wuchses, immer wieder einmal zu Übertreibungen, Entstellungen, Verzerrungen genötigt wird! Deshalb handelt es sich in dem neuen Falle auch durchaus um keine zufällige „Entgleisung". Sondern diese „Entgleisung" ist das Ergebnis dauernder Eigenschaften, ist verwirkt mit bestimmten Charakter- und Wesenszügen des ganzen Mannes. Wer dies einmal erkannt hat und sich vorhält, für den gibt es hier auch keinen Konflikt, wie er sich etwa in der Zweifelsfrage andeutet, ob man nun Dichter und Dichtung trennen müsse. Selbstverständlich wird ein Kunstwerk durch irgendwelche spätere Stellungnahme seines Schöpfers nicht besser oder schlechter. Wohl aber kann es dadurch tiefer erkannt werden. Und ich behaupte, daß alle jene genannten Eigenschaften, die Spitteler jetzt zur Beschimpfung der Nation verführten, sich neben anderen und besseren schon in seinen Werken ausprägten und dort in ästhetischer Umsetzung gleichfalls zu Verzerrungen, Forciertheiten, Taktlosigkeiten wurden. Jahrelang vor dem Kriege habe ich in diesen Heften mehr als einmal darauf hingewiesen, und aller Verhimmlung zum Trotz habe ich auch in meiner „Geschichte der Weltliteratur" die Schiefheit und Peinlichkeit der Spittelerschen Halbnatur angemerkt. So hat mich das, was wir jetzt von ihm erlebten, nicht sonderlich gewundert, sondern nur alle meine Annahmen gröblich bestätigt. Ich hoffe, daß nun auch andere, ohne daß sie sich einzelnen kühnen Zügen und Fähigkeiten des Mannes deshalb verschließen, in dem grellen Licht sein Werk und Wesen deutlicher erkennen. Auch hier ist dann Verborgenes offenbar geworden.

Ich hätte nicht mehr daran gedacht, den Fall Spitteler hier aufzurollen, wenn nicht die „Kunstwart"-Leute mit Ferdinand Avenarius an der Spitze in Aufsätzen und Broschüren drauf und dran wären, die Sachlage auf den Kopf zu stellen. Sie tun gerade so, als ob die irregeführte Nation den Schweizer wegen einer politischen Meinungsverschiedenheit „verketzere". Und dieser Rabulistik muß man in die Parade fahren. Wenn einer „verketzert" hat, so ist es Spitteler gewesen, und nicht weil er politisch anders denkt, haben wir uns empört, sondern weil er uns infam beschimpft hat. Mit jedem politischen Gegner kann ich freundschaftlich weiterverkehren: nationale Verketzerungen und Lissauersche Haß-

Digitized by Google

gesänge widerstreben mir persönlich sehr. Aber ein Mensch, der mir auf offener Straße „Mörder“ und „Betrüger“ nachschreit, streicht sich selbst aus der Reihe derer, die an meinem Herde Gastrecht haben. Daran ist nicht zu rütteln. Und jedem Sophisten, der den natürlichen Instinkt des Volkes unsicher zu machen versucht, wollen wir das Kleistsche Wort entgegenhalten: „Verwirre das Gefühl mir nicht!“

Das Kapitel ist lang geworden, aber wenn es nur einem einzigen Menschen das Genick steift, soll mich die Länge nicht gereuen. Nun müssen wir allerdings Siebenmeilenstiefel anziehn, um die diesmalige Bücherparade noch abnehmen zu können. Nach wie vor stimmt sich die schöne Literatur nach Möglichkeit kriegerisch. Irgendeine Beziehung zu den großen Weltereignissen findet schließlich jeder, und sollte er sie an den Haaren auch nur in den Titel hineinziehn. Wie man das nett und geschickt machen kann, lehrt Horst Schöttler. In zwei vielgekauften „Finessen“-Bänden hat er früher einen kunterbunten Feuilleton-Mischmasch ausgebreitet. Er ward hier übergangen, weil meine Seele sich sagte, daß ein Schriftsteller, der seine Werke „Finessen“ nannte, unmöglich ein Dichter sein könnte. Nun kommt er mit einem Roman, der durch den Titel „Zwischen zwei Kriegen. 1870/1914.“ sehr zeitgemäß etikettiert ist. Natürlich hätte das Buch ebenso gut „Menschen der Zeit“, „Lebensschicksale des Herrn Werner Stoll“, „Die papierene Macht“ oder irgendwie anders heißen können, aber der resolut auf sein Publikum eindringende Horst Schöttler wählte heute naturgemäß die Kriegsverpackung. Man hört am Anfang auch wirklich in ein paar Zeilen etwas von 1870 und am Ende etwas von der deutschen Mobilmachung 1914. Manchmal scheint es auch, daß die dazwischenliegende Zeit mit der Wandlung ihrer Wirtschaftsformen und Lebensauffassungen charakterisiert werden soll. Aber das geistige Band ist nicht straff genug; man vergißt es; man liest einen netten Roman, der im ganzen Stückwerk bleibt — um so mehr Stückwerk, als der oberflächliche Held nicht einmal in sich selbst eine Einheit bildet. Er ist nicht folgerichtig durchgehalten; die Teile stimmen nicht zueinander; Horst Schöttler läßt die Puppe tanzen und zuletzt wirft er sie in einen See, wo sie ertrinkt. Überhaupt gelingt ihm das Runden, Ausführen, Abschließen niemals. Nur wo er skizzenhaft anlegt, hat er Glück. Einige Nebenpersonen, wie der alte Wätjens, der Doktor Bär, ein paar Mädchengestalten, bei denen der sinnliche Einschlag sehr stark ist, beschäftigen die Phantasie; allerhand gute Einfälle in der Anlage dieser Figuren machen auf ihre Durchführung neugierig. Aber man kommt zuletzt doch niemals auf die Kosten. Die amüsant kitzelnde Satire, das Skizzenhafte, der Personen- und Szenenwechsel müssen uns bei Laune erhalten — es ist also wohl ein aphoristischer Geist von etwas oberflächlicher Art, der sich hier in der Romanform ergeht und nach Wirkungen sucht.

Auch Ludwig Wolff läßt Waffen durch den Titel seines neuen Buches klirren. Nach dem Sport- und Pferderoman „Der Sohn des Hannibal“ bringt er uns nun einen gleichfalls in Österreich spielenden Spionageroman: „Der Krieg im Dunkel“ (Berlin, Ullstein & Co.). Er liebt also offenbar die gefährlichen Wege, auf denen Sensationen liegen. Russische Spionage und österreichische Gegenspionage vor Kriegsausbruch — das ist das Thema. Ein Generalstabshauptmann nimmt seinen Abschied, weil er sich mit einem andren Offizier aus mancherlei Gründen nicht schlagen will. Daß er sich nicht aus Feigheit gedrückt hat, beweist er sich selbst dadurch, daß er auf eigene Faust nach Rußland geht, um seinem Lande wichtige Dienste zu leisten. Übrigens benimmt er sich in allen entscheidenden Lagen merkwürdig kopflos, und wenn es ihm doch gelingt, die wertvollsten Pläne über die Grenze zu bringen, so sind nur hilfreichere und gescheitere Freunde daran schuld. Russische Spioninnen mit Opiumzigaretten, vertauschte Kassetten, rätselhafte Türken, Fliegerabenteuer, Entlarvungen — es ist alles da. Die Phantasie der freundlichen Leserin kann Feste feiern, und eine rührende Liebesgeschichte sorgt dafür, daß auch das Herz nicht zu kurz kommt. Von der Literatur wird ja Ludwig Wolff keine Kränze erwarten. Nur die Zeichnung des alten Schweinehändlers Milan Vidakovich, der seinen Sohn hat Offizier werden lassen und seine Entlarvung und Degradierung mit ansehn muß, weist allenfalls darauf hin, daß der Erzähler seinen Ehrgeiz ruhig etwas höher hätte schrauben können.

In den Krieg selbst, dessen Ausbruch Horst Schöttler und Ludwig Wolff nur auf den letzten Seiten ihrer Romane verkünden, nimmt uns Fritz Müller in seinem Büchlein „Das Land ohne Rücken“ mit (Heilbronn, Eugen Salzer). Er hat sich in Friedenszeiten „Fritz Müller-Zürich“ genannt und unter diesem Namen eine neue Art des Feuilletons in die Tagespresse eingeführt: handtellergroße Skizzen; Augenblicksbilder und Ausschnitte allerart; gespitzte Richtigkeiten; Extrakte der Zeit. Seit die Illustrationen unseren Zeitungen mehr und mehr den Raum beschneiden, wird die Kürze der Beiträge immer gebotener. Aus dem dreibändigen Roman von früher ist erst der zweibändige und dann der heut allein maßgebende Einbänder geworden. Die größere Novelle, wie sie Storm, Heyse, C. F. Meyer schrieben, ist durch diese Entwicklung beinahe ausgeschaltet — außer in wenigen Monatsschriften findet sie keine Stelle mehr und wird deshalb kaum noch versucht, was fraglos eine künstlerische Verarmung bedeutet. An ihren Platz ist die Skizze getreten, die immer knapper sein soll. Und Fritz Müller-Zürich war darin direkt ein Rekordbrecher. Briet man früher den ganzen Ochsen, tischte man

Digitized by Google

Büglerin. Gemälde von Prof. Richard Winternitz

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

später wenigstens noch ein Lendenstück auf, so kredenzt er gerade noch einen kleinen Tassenkopf Fleischbrühe. Es ist klar, daß die Zeitungen sich um ihn reißen.

Im „Land ohne Rücken" kann man seine Art studieren. Das Land, das keinen Rücken haben darf, weil es ringsum Feinde hat, ist natürlich Deutschland. Dieses Bild, dieser Einfall wird fünfzig oder sechzig Zeilen lang ausgesponnen — fertig! Oder: „Der Landsturm singt" — wie gewaltig und seltsam ist das! Das Land selber, die Heimat marschiert mit ihm mit! So geht es weiter: bald wird ein lyrischer Eindruck in Prosa fixiert, bald ein kleines Erlebnis gegeben, bald eine Gestalt aufgenommen. Vieles ist hübsch, manches wohl nicht ganz echt, das Ganze Feuilletonpoesie oder poetischer Feuilletonismus: ein Tröpfchen Dichteröl in einem Becher Journalismus. Am besten sind die Kleinigkeiten, die nicht nur Bouillon, sondern auch Fleischteilchen geben d. h. eine Gestalt herausstellen wie etwa den „Feldpfarrer" oder ein Histörchen erzählen wie das von der neuen, trügerischen „Straße", die das zurückflutende Russenheer ins Verderben lockt.

Nach den drei Unterhaltungsbüchern noch drei Schriften zur Zeitgeschichte! Und wenn die Zeitgeschichte so groß ist wie heut, so hat jedes Phantasieprodukt dagegen einen schweren Stand. Man muß schon ein ganz bedeutender Könner sein, um etwa die schlichte Schilderung aus dem Felde zu schlagen, die ein Sanitätssoldat „Aus den Kämpfen um Lüttich" veröffentlicht hat (Berlin, S. Fischer). Der Sanitätssoldat hat sich selber nicht genannt — nur eine Vorbemerkung des Verlages gibt den Namen des inzwischen schwer Verwundeten. Und so sympathisch wie dieses schlichte Zurücktreten berührt, so echt, so sachlich, so sympathisch mutet die Erzählung der Erlebnisse an. Kein Brimborium irgendwelcher Art. Ein treuliches Beobachten, ein sichres Darstellen. Von dem Anmarsch, den Augusttagen vor Lüttich, dem Franktireurkrieg weiß der Verfasser zu erzählen. Furchtbare Bilder entrollt er von den bestialischen Handlungen entmenschter bluttriefender Weiber, unter denen, wie er besonders anmerkt, viele schwangere waren. Man mag das Gräßliche nicht glauben, aber man fühlt: dieser Mann phantasiert nicht unter dem Übermaß der Kriegserregung wie so viele andre, sondern er behielt die Fähigkeit, richtig zu sehen. Sein Wort läßt keinen Zweifel mehr zu. Das macht sein Buch so wichtig. Und wenn der Verlag es „eines der stärksten Kapitel unsrer heutigen privaten Kriegsliteratur" nennt, so wird der Kritiker hier nicht widersprechen.

Eine ganz andre Aufgabe stellte sich Anton Fendrich in seinem kartengeschmückten Werke „Gegen Frankreich und Albion" (Stuttgart, Franckhsche Verlagshandlung). Unter geschickter Benutzung aller heut schon erreichbaren Nachrichten erzählt er in lebendigen Kapiteln, in volkstümlicher Darstellung die ganze Geschichte des Krieges, von den politischen Voraussetzungen und der Mobilmachung an bis zu jenem Februartage, da die deutsche Regierung das Meer um jene Insel, „die keine Wälder hat und doch die Schiffe der ganzen Welt baut", als Kriegsgebiet erklärte. Die Ereignisse im Osten sind vorläufig nicht berücksichtigt. Ein paar Kapitelüberschriften werden am raschesten einen Begriff von dem Inhalt des Buches geben: „Der Durchbruch durch Belgien", „Die ersten Kämpfe im Elsaß", „Die Schlacht in Lothringen", „Die Umklammerung", „Der deutsche Rückzug und die Schlacht an der Aisne", „Der Fall von Antwerpen", „Der Durchbruch der französischen Ostfront", „Der Buschkrieg in den Argonnen" usw. Fendrich erzählt überaus lebendig, er tut des Guten darin eher zu viel, als zu wenig, er verflicht hundert kleine, Farbe gebende Züge in die Darstellung und fesselt in jedem Augenblick. Sein Buch hat alle Anwartschaft, in der Zeit einen zahlreichen Freundeskreis auch unter der Jugend des Volkes zu finden.

Zuletzt noch einen Hinweis — mehr braucht es nicht — auf die große Ausgabe von Sven Hedins „Ein Volk in Waffen" (Leipzig, F. A. Brockhaus). „Für Gastfreundschaft, Vertrauen und Kameradschaft" ist sie dem deutschen Heere gewidmet, und mit Stolz und Freude erfüllt uns, was der berühmte Schwede, der die Westfront in ganzer Breite sah, von Leben und Tod im Felde zu berichten weiß. Den größten aller Kriege in der Nähe mit zu erleben, die Psychologie des Krieges zu studieren, die Wahrheit zu sagen gegenüber den Verleumdungen der feindlichen Presse — das war sein Vorsatz. Aus seinem Germanentum heraus stand dieser Neutrale, der Student in Halle gewesen war, mit seinen Sympathien von vornherein bei der deutschen Sache: er war sich bewußt, daß die deutschen Soldaten das Schicksal der ganzen germanischen Welt auf ihren Bajonetten tragen, und daß ein Sieg Rußlands das Schicksal Schwedens und Norwegens besiegle. Was er sah, hat seine Sympathien vertieft und ihm die freudige Gewißheit gegeben, daß Deutschland von seinen Gegnern nicht besiegt werden kann. Diese Gewißheit von solcher Seite bestätigt zu sehn, mit solchem Reisenden zu unsern kämpfenden Brüdern an die Front zu fahren, in persönlichstem Plauderton ihn von den führenden Männern, den Heeren, den einzelnen Soldatentypen sprechen zu hören — welchen Deutschen sollte das nicht freuen und welcher Deutsche wird für das so entstandene Ehrendenkmal unseres Volkes in Waffen nicht dankbar sein?

Digitized by Google

Attiſche Grabmäler

Drei Gedichte von Erika Rheinſch

Grabmal des Ritters Dexileos

Pflück' mir den Lorbeer! Kränze mit dem Eichenzweig
Mein Grab, o Wandrer, der du hier im Frieden wallſt!
Ich ſiegte in des Lebens feurig wildem Kampf,
Doch in der Feldſchlacht duldete ich, Jüngling noch,
Unbärtiger, durch Übermacht den Heldentod.
Drum ſiehſt du mich als Sieger hier, und ewig bleibt
Die Glorie mir und der gerechten Nike Preis!

Stele eines Jünglings

Ach, dieſes Band zu ſprengen,
Das mich gefeſſelt hält!
Noch einmal aus der engen
Grabkammer in die Welt!

Noch iſt's, als wenn die Jugend
Mir in den Adern ſchwillt,
Und jede Mannestugend
Aus meinem Buſen quillt.

Schweig ſtill, mein Herz, laß fahren,
Was einmal nun verrann!
Vielleicht, in tauſend Jahren
Hebt neues Leben an!

Dann öffnet Hermes leiſe
Wie er's verſchloß, das Grab,
Und führet uns zur Reiſe
Mit friſchbekränztem Stab!

Grabrelief eines Kriegers

(Kampfſzene)

Donnernd, wie ſich Wetterſchwaden türmen,
Mußten wir ins Feld zum Kampfe ſtürmen.

Wie die Wolken ſich im Zorne ballen,
Mußten Freund und Feinde ſiegend fallen.

Wie die Feuer wehn, die Blitze zücken,
Spalteten ſich Lebende in Stücken.

Wie die Waſſer ſchwindelnd niederſauſen,
Löſte ſich die Schlacht in Todesgrauſen.

Strömend Nichts, verrauſchte Lebenswelle,
Finſternis — und endlich Himmelshelle.

Wie am Firmament der Regenbogen,
Glänzt der Nachruhm über Lebenswogen.

Unſer Tun und Leiden muß verdröhnen,
Mag es ſein! Homeros wird uns krönen!

Digitized by Google

Zeitgeschichtlicher Rückblick

Von Prof. Dr. Otto Hoetzsch, Berlin

Abgeschlossen am 15. Mai 1915

Eine neue Periode in der Geschichte des Weltkrieges hat begonnen! Im Strudel der Meldungen, die jetzt mindestens von vier Kriegsschauplätzen auf uns eindringen, ist das vielleicht nicht gleich zu vollem Bewußtsein gekommen. Aber das Neue und Großartige in ihnen allen war doch dies. Das von allen Seiten umstellte und angefallene Deutschland hat in den ersten neun Monaten alle diese Angriffe so gründlich abgeschlagen, daß es nach dem Eingeständnis des Auslandes heute in Ost und West einer uneinnehmbaren Festung gleicht. Schon das ist eine Leistung unseres Staates, Volkes, Heeres, die die Geschichte für alle Zeit mit Rühmen nennen und die sich nach dem Kriege, wenn sie dem Auslande ganz zum Bewußtsein gekommen ist, in einer mächtigen Zunahme an „Prestige" vor aller Welt ausdrücken wird. Nun aber hat dieses Deutschland im engsten Bunde mit der österreichisch-ungarischen Streitmacht die Offensive ergriffen. Seit Ende April und Anfang Mai bestimmen die Heeresleitungen der Zentralmächte, gestützt auf ihre Verstärkungen neu ausgebildeter Truppen, die Lage, in Kurland und in Galizien und in Flandern, und die anderen haben sich mit ihr auseinanderzusetzen. Die neutrale Welt aber sieht — an der Art, wie Amerika die Torpedierung der „Lusitania" aufnahm, merken wir das besonders — mit Staunen dieser Spannkraft und Leistungsfähigkeit nach dreiviertel Jahren eines Riesenringens zu.

Wir beginnen im Südosten, wo entscheidende Schläge schon gefallen sind. Am 13. April war, wie hier schon erwähnt, der große russische Angriff auf die Verteidigungsfront in den Karpathen und den Zipfeln ungarischen Bodens, die die Russen wirklich erobert hatten, zum Stehen gebracht, d. h. mißlungen. Während der Wintermonate hatten die Russen, vornehmlich die Armee des Generals Radko Dimitriew, mit Einsatz aller Kräfte und in wochenlangen Kämpfen südlich des Grenzkammes der Karpathen wirklich Fuß gefaßt, in den Tälern der Ondawa, Laborcza und Cziroka nach Süden vordringend. Aber den wichtigsten Paß östlich davon, den von Uszok, hielt die österreichisch-ungarische Armee (unter dem Kommando des Generals Boroevic von Bojna) gegen alle Stürme und Angriffe fest; mit ihr zusammen focht, wie bekannt, auch eine deutsche Beskiden-Abteilung. In monatelangen schweren Kämpfen hat somit unser Verbündeter, während die von Norden nach Süden (Nida-Dunajec) laufende Kampffront — der Scheitelpunkt der damit gegebenen Winkelstellung lag bei Gorlice — in der Hauptsache still lag, diese Karpathenfront (Dukla-, Lupkow-, Uszokpaß) gehalten und östlich davon den Kampf nach vorn, nach Südgalizien hereingetragen. Damit hat die österreichisch-ungarische Armee — das sollen wir ihr nicht vergessen und wahrhaftig nicht gering einschätzen! — überhaupt erst die Voraussetzung geschaffen und erhalten, die nun im Frühling die gemeinsame Offensive ermöglichte.

In aller Stille waren Ende April starke Entsendungen deutscher Truppen nach Westgalizien geschehen, die unter dem Befehl des Generaloberſten von Mackensen mit den benachbarten Armeen unseres Bundesgenossen die nach Westen gerichtete russische Front durchbrechen sollten. Gelang dies, so wurde die russische Karpathenfront nach dem militärischen Kunstausdruck aufgerollt und, indem dadurch auch die Nida-Stellung unhaltbar wurde, die gesamte russische Aufstellung in Galizien zum mindesten auf Przemysl zurückgedrängt. Dann ist das dahinterstehende Ziel ganz klar: die russische Front östlich des Uszokpasses käme ins Wanken, und indem die schon begonnene Offensive in die Ebene Ostgaliziens hinein dann mit noch stärkerem Druck, auch von Osten umfassend, fortgesetzt würde, würde die Räumung ganz Galiziens durch die Russen erzwungen. Mit glänzendem Erfolg ist ein Teil dieses großartigen Angriffplans bereits durchgeführt, in dem sich deutsche und österreichisch-ungarische Truppen ausgezeichnet zur Erringung des Erfolges in die Hände arbeiten. Die Initiative zu den dazu notwendigen deutschen Truppenverschiebungen gehörte, wie Kaiser Franz Josef anerkannt hat, dem deutschen Generalstabschef, General von Falkenhayn. Der Plan im einzelnen ist denn wohl in gegenseitiger Beratung der beiden Heeresleitungen festgelegt worden. In den wechselseitigen Ordensverleihungen, mit denen beide Kaiser die maßgebenden Männer beider Seiten auszeichneten, und ihren Telegrammen kam dies gemeinsame Verdienst zu harmonischem Ausdruck.

Die Heeresgliederung der gewaltigen Angriffsbewegung ist gleichfalls schon zu erkennen. Es folgten einander zunächst vom Norden nach Süden die Armeen oder Armeegruppen Woyrsch und Dankl (auf dem Boden Russisch-Polens fechtend und erst nach dem ersten taktischen Gelingen des Durchbruchs vorstoßend), des Erzherzogs Josef Ferdinand und Mackensen (deren rechter

Digitized by Google

Flügel vom Eroberer Lüttichs, dem General von Emmich, befehligt wird). Von Westen nach Südosten stoßen daran die Armeen Boroevic und Boehm-Ermolli mit einer deutschen Beskidengruppe von der Marwitz und die Armee Linsingen, die bisher sogenannte deutsche Südarmee. Die nicht im unmittelbaren Zusammenhang damit operierende Armee in Südostgalizien, deren Führer uns noch nicht genannt ist, schließt diese Riesenfront ab.

Nun der Verlauf der bisherigen Aktionen. Am 2. Mai wurden nach gewaltiger artilleristischer Vorbereitung im frontalen Angriffe die aufs kunstvollste befestigten russischen Stellungen von der Dunajec-Mündung bis fast zur ungarischen Grenze an zahlreichen Stellen durchbrochen. Was man nach den Erfahrungen der Schützengrabenkämpfe dieses Krieges nicht mehr für möglich hielt, geschah hier: auf sechzehn Kilometer wurden seit fünf Monaten ausgebaute Feldstellungen im Sturm genommen, und zwar so gründlich, daß bis sieben hintereinanderliegende russische Linien erstürmt und gleich zu Anfang Zehntausende von Gefangenen gemacht wurden. Am 4. Mai war der taktische Durchbruch in dieser Schlacht von Gorlice-Tarnow vollendet und bereits ein erster glänzender Sieg erfochten. Von der Sonne und ausgetrockneten Wegen begünstigt, von einer glänzenden Flieger-Aufklärung unterstützt, hatte diese Operation, die man vorher für schier unmöglich gehalten hätte, einen Erfolg von unabsehbarer Tragweite angebahnt.

Und nun ging's Schlag auf Schlag. Der Feind war an seiner Westfront ins Wanken gekommen, der unter dem eisernen Druck der Verfolger bald zu fluchtartigem Rückzug ward. Es zeigte sich schon am 5. Mai, daß die Russen die Linie der Wisloka nicht mehr halten konnten. Dann aber kam ihr Karpathenflügel in die höchste Gefahr, im Gebirge abgeschnitten zu werden. Daher gab auch dieser in der Nacht vom 4. zum 5. Mai dem Drängen der Armee Boroevic nach und wich nach Norden zurück. Mit Ungestüm drängten die Österreicher und Ungarn nach, während zugleich General von Emmich seinen Flügel in einem Gewaltmarsch bis an die Jasiolka nördlich Dukla vorbrachte. So konnte am 6. Mai die Wisloka von den Armeen Joseph Ferdinand und Mackensen in breiter Front überschritten werden. Am gleichen Tage wurde Tarnow besetzt, und bis zum 12. erreichte dieser ungestüme Vormarsch bereits Rzeszów. Vom Lupkowpaß bis zur Weichsel war die russische Armee zu einem ungeordneten, höchst verlustreichen Rückzuge gezwungen, am 12. Mai drangen die Verbündeten auch auf russischem Boden über die Nida vor, und in den Karpathen ging ein Raumgewinn der Russen, um den monatelang gefochten worden war, in wenigen Tagen verloren. Ungarn war nun ganz vom Feinde frei (Meldung vom 9. Mai), heftige Angriffe östlich des Sattels von Lupkow, besonders immer wieder gegen den Uszokpaß, nutzten nichts, und in Südostgalizien drang der österreichische Angriff schon bei Zaleszczyki vor.

So ist in einer sehr kurzen Zeit, nämlich noch nicht zwei Wochen, Galizien bis zur Linie Maydan (östlich der Wysloka) — Jaroslau (an der Krakau-Lemberger Bahn) — Dubiecko (am San) — östlich Lisko (Bahn Neu-Sandez—Chyrow) — Quellgebiet des Dnjestr — Turka (vor dem Uszoker Paß, Bahn nach Lemberg) — Skole (Bahn nach Stryj) von den Russen geräumt worden. Die Gefangenenzahl, die 100 000 überschritten hat, und die Kriegsbeute lassen darauf schließen, mit welcher Wucht der Angriff die Russen getroffen hat. Auch wenn die Armeen Dimitriew und Brusilow noch nicht völlig desorganisiert sind, so ist eine Wiederaufnahme der Offensive durch sie wohl ausgeschlossen. Und es ist nicht zu sehen, wie die eine die Aufgabe Przemysls hintanhalten und die andere, auf engem Raume zusammengepreßt, sich aus Wald und Gebirg herauswinden, einer völligen Vernichtung entgehen soll. In jedem Falle aber ist die russische Front zwischen Russisch-Polen und den Karpathen hoffnungslos zerrissen. Der galizische Vorstoß hat aber auch zugleich bewirkt, daß die Nida-Stellung in Russisch-Polen von den Russen aufgegeben werden mußte. Schon ist Kjelce in unseren Händen, und die Verfolgung östlich Petrikau nach der Weichsel zu bringt bereits Abschnitte der bisherigen ruhigen Pilica-Front ins Wanken. Im südöstlichen Galizien dagegen gehen die Kämpfe gegen starke russische Kräfte, die natürlich die Anmarschlinien auf Lemberg mit äußerster Anspannung verteidigen, indem sie ihrerseits vorstoßen und angreifen, noch unentschieden weiter. Aber im Westen ist den Russen schon das Schicksal bereitet worden, das sie so gern ihren Gegnern in den Karpathen bereitet hätten. Truppen aller Kontingente, vor allem aber doch wieder die preußische Garde, haben auf deutscher Seite Schulter an Schulter mit den Bundesgenossen gekämpft, unter den Augen des deutschen Kaisers, und unter den genannten Führern diesen herrlichen Sieg erfochten. Herrlich wegen der Anlage und Durchführung des Angriffs, der der Welt eben gezeigt hat, daß trotz aller Raffinements des Stellungskriegs ein strategisch und taktisch erfolgreicher Durchbruch auch unter den heutigen Kampfverhältnissen durchzuführen ist, herrlich auch wegen der Früchte, die er im Schoße tragen muß.

⁂ ⁂ ⁂

Inzwischen hatte die neunte Armee an Bzura, Rawka und Pilica die Wacht gegen jeglichen Durchbruchsversuch von Warschau her zu halten, nur von vereinzelten Angriffen der Russen gestört. Heftiger waren diese Versuche östlich der Weichsel, bei Prasznysz, dem bekannten, vielumkämpften, vorwärts der ostpreußischen Grenze, bei Augustow und besonders bei Kalwarya und Mariampol im

Digitized by Google

Gouvernement Suwalki. Alle diese Angriffe schlugen fehl. Nun hatte man solange nichts von dem großen Feldherrn des Ostens gehört, der sich anscheinend hier ganz auf die Defensive beschränkte, man glaubte ihn schon gar nicht mehr in diesen Gegenden. Da lasen wir urplötzlich die Meldung, daß am 30. April die deutschen Vortruppen die Eisenbahnlinie Dünaburg-Libau in breiter Front erreicht hätten. So vor allem — hörten wir tags darauf — bei Schawli, fast genau nördlich Kowno, war ein Gefecht entbrannt, die (sehr stark von Juden bewohnte) litauische Stadt ging, von den Russen angesteckt, in Flammen auf, am 3. Mai kamen die Deutschen schon in die Gegend von Mitau, die Russen wichen auf der Flucht gegen Riga zurück. Am 8. Mai wurde Libau von unseren Truppen besetzt, wobei unsere Ostseeflotte durch Beschießung von Stadt und Hafen kräftig mit eingriff. Reiche Vorräte wurden da, wie im Lande überhaupt, gefunden und beschlagnahmt.

Vestigia leonis! Das war wieder die Pranke des Löwen, dieser kühne Vormarsch durch Kurland, der gleich beinahe die Hälfte dieses vom Kriege bisher noch gar nicht berührten Landes in deutsche Hand brachte. Noch wissen wir nicht, welche Ziele der Feldmarschall hier verfolgt. Aber die Karte zeigt, wie nahe diesen Aktionen die große Eisenbahnlinie Wilna— Dünaburg— Petersburg vorbeizieht, die die Reichshauptstadt mit Litauen und Polen verbindet und für die gesamte russische Nordostfront ebenso eine Lebensnotwendigkeit ist, wie für die Stadt Warschau selbst. Wir hatten kaum geglaubt, daß eine Ausdehnung der Schlachtfront noch möglich sei, nun dehnt sie sich über Memel hinaus bis hin zur Rigaer Bucht.

Aber auch im Westen sind die Deutschen zum Angriff übergegangen, in Flandern, auf Ypern, gegen das eigentliche Kampffeld der Engländer und seinen Hauptschlüsselpunkt. Nach einer Mitteilung im Parlament hat England sechsunddreißig Divisionen auf das Festland gesendet, also zwischen vier- und fünfmalhunderttausend Mann, die zum größten Teil massiert auf diesem nördlichsten Teile des Kriegsschauplatzes im Westen stehen. Ihrem Angriff, auf den die englische Öffentlichkeit für das Frühjahr wartete, kamen die Deutschen, die Armee des Herzogs Albrecht von Württemberg, zuvor. Am 22. April begann aus ihrer Stellung von Steenstraate am Yserkanal über Langemark hin der Angriff. Pilkem wurde genommen, das von Ypern nur noch fünf Kilometer entfernt ist. Am 23. April wurde sodann bei Steenstraate und Het Sas, genau nördlich von Ypern, der Übergang über den Yser-Kanal erzwungen. Seitdem sitzen die Deutschen hier auf dem westlichen Ufer dieses Kanals, der den Angriff so sehr erschwert. Im Norden, Osten und Süden wird Ypern immer fester von den deutschen Truppen umspannt. Bereits jetzt aber war es möglich, als Folge dieses erfolgreichen Vordringens, nicht nur Poperinghe, den westlich hinter Ypern gelegenen Eisenbahnknotenpunkt, der der Etappenhauptort der Engländer in dieser Gegend ist, mit schwerer Artillerie zu beschießen, sondern sogar, zum Staunen der Welt und zu sehr geringer Freude der Gegner, die noch viel weiter dahinter liegende Festung Dünkirchen. Mit großer Sicherheit können hier durch indirektes Feuer, das die Meldungen der Flieger leiten, die Magazine usw. in Brand geschossen werden, und niemand in der Festung weiß, wie sich gegen diese unheimlichen, von irgendwo kommenden deutschen Geschosse wehren.

Im übrigen Teile der Westfront, — um Lille — zwischen Maas und Mosel — in den Vogesen —, ist heute noch die strategische Defensive gegeben, die natürlich ein zähes taktisches Vordringen gar wohl in sich tragen kann und an manchen Stellen auch gebracht hat. In der Osterwoche wurde von den Franzosen im Abschnitt zwischen Maas und Mosel der Angriff versucht, dessen Aussichten hier günstiger sind als in der Champagne, wo die deutsche Front nur von vorn berannt werden kann. Denn hier stehen unsere Truppen in einem Winkel, dessen Scheitel in St. Mihiel liegt, während der eine Schenkel nach Pont-à-Mousson, der andere nach Combres und darüber hinausreicht. Aber der Angriff, obwohl zugleich von beiden Seiten geführt und mit immer frischen Kräften unternommen, führte nicht zum Ziel: nach eineinhalb Wochen vergeblicher Versuche gaben ihn die Franzosen auf, die nun auch von den Maashöhen bei Combres vertrieben wurden. Für eine große Offensive zwischen Maas und Mosel war danach keine Aussicht mehr.

Dafür setzte diese (Meldung vom 11. Mai), wie man nach den Erfolgen in Galizien erwarten konnte, bei Lille ein. Der von Engländern und Franzosen unternommene Angriff (vom 10. Mai an), für den mindestens vier neue Armeekorps außer den alten Kräften verwandt wurden, richtete sich gegen die Stellungen zwischen Lille und Arras, auf einer östlich davon vorspringenden Linie, die vorwärts La Bassée und südwestlich davon läuft. Trotz der großen Verstärkungen, die der Gegner herangezogen hatte, sind aber auch diese Stellungen auf der nördlichsten Stelle des französischen Kampffeldes in der Hauptsache gehalten worden.

Was diesen Kämpfen ihre Besonderheit gibt, sind die technischen Mittel des Nahkampfes (Minen und Bomben mit Gasentwicklung u. dgl.), die hier so raffiniert wie nirgends sonst in diesem großen Kriege zur Anwendung kommen, die Schwindelmeldungen der Gegner, gegen die unsere Heeresleitung hier besonders zu kämpfen hat, und das „sonderbare Völkergemisch", wie unser Generalstab sagt, das aus allen Gegenden der

Digitized by Google

Welt unseren Soldaten hier entgegengestellt wird. Mit berechtigter, schneidender Ironie sprach die deutsche Heeresleitung von „weißen und farbigen Engländern“ in den Kämpfen bei Lille. Den Unterschied zwischen der weißen Herrenrasse und den beherrschten Farbigen, den Englands Kolonialpolitik vordem immer so stolz festhielt, hat England in diesem Kriege selbst verwischt, zum Schaden der gesamten weißen Rasse in der Zukunft, vor allem aber zum Schaden für seine eigene Reichszukunft in Afrika und in Asien.

Man fragt sich in England angesichts der erstaunlichen offensiven Kraft, die die Deutschen mit Beginn des Frühlings überall entwickeln, ob's gut getan sei, die eigenen Kräfte des Landheeres zwischen Flandern und den Dardanellen zu zersplittern, so, wie es für einen Erfolg gegen Konstantinopel nötig ist. Denn, wie erwähnt, ohne Landungsarmee ist dieser überhaupt nach menschlichem Ermessen, wenn die Forts der Meerengen genügend Munition haben, ausgeschlossen, und trotz stärkster Lockungen wollen bisher weder Italiener noch Griechen, weder Rumänen noch gar Bulgaren ihre Soldaten als Kanonenfutter dem Dreiverbande zur Verfügung stellen. Bleibt also nur die eigene Landmacht der Engländer und Franzosen. Diese hat denn auch, da man trotz jener Zweifel — die uns übrigens recht deutlich zeigen, wie England die Herrschaft über die Lage aus der Hand verloren hat — die Notwendigkeit stärkerer Aktion auf Konstantinopel einsieht und anerkennt, den Versuch erneuter Forcierung gemacht.

Von der Basis aus, die die Inseln Tenedos und Imbros und die dem Dardanelleneingang fast gegenüberliegenden sogenannten Kaninchen-inseln (deren wichtigste — natürlich! — einem englischen Untertanen gehört) darstellen, hat man versucht, an mehreren Stellen der Halbinsel Gallipoli von Westen und Süden her zu landen: an der Suwla-Bai, bei Kaba Tepe, bei Tekke Burun, bei Seddil Bahr und, auf der asiatischen Seite, bei Kum Kaleh. Vom 25. April und den folgenden Tagen wurden derartige Angriffe gemeldet. Sie sind sehr gründlich, fünf Wochen lang, vorbereitet worden und haben, wenn auch die Stellungen des Landungskorps hart an der Küste, bei Kaba Tepe und Seddil Bahr, gehalten werden konnten, doch zu nichts geführt. Die feindliche Flotte konnte währenddem in den Dardanellen fast nichts unternehmen, weil sie ja die Landungen und die gelandeten Truppen an der anderen Seite schützen mußte. Obwohl sie daher diese Landungsunternehmen mit fürchterlichstem Geschützfeuer unterstützte, haben die feindlichen Truppen — Australier und Neuseeländer waren darunter — nichts ausgerichtet. Sie scheiterten an der zähen Tapferkeit unsrer osmanischen Bundesgenossen und auch an der unzureichenden Zahl von Kräften, mit denen der Angriff unternommen wurde. Die Landungsarmee war längst nicht so groß, wie man sie so gern den Balkanstaaten vortäuschen wollte; viel stärker als vierzigtausend Mann werden diese Detachements nicht gewesen sein. Die deutliche Absicht vollends, durch Angriffe und Demonstrationen gleichzeitig an verschiedenen Stellen die türkischen Streitkräfte zu zersplittern, wurde durch die Umsicht zunichte gemacht, mit der der Marschall von Liman Pascha, als Oberkommandierender der fünften türkischen Armee, diese Verteidigung leitete. So erlitten die Verbündeten in diesen Angriffen vom 25. April und danach nur Fehlschläge. Vielleicht stellten sie überhaupt den letzten Versuch dar, da die türkische Armee ihre Widerstandsfähigkeit den Gegnern doch allzu deutlich demonstriert hat. Wir aber freuen uns, wie in diesem Kampfe Deutschlands, Österreichs, der Türkei, in Kurland, in den Karpathen, an den Dardanellen die Erfolge einander entsprachen!

So ist die strategische Lage zu Beginn des Frühlings für uns und unsere Verbündeten ausgezeichnet, ja an wichtigen Stellen glänzend, und von Herzen wollen wir das unserem Heere und seiner Leitung danken, sowohl denen, die draußen die Kämpfe leiten und durchfechten, wie denen, die daheim die notwendige Arbeit leisten, damit das Heer in allem, Rekrutennachschub, Munition, Ausrüstung allerart, keinen Mangel leidet, sondern allezeit auf der Höhe bleibt. In Verbindung damit wird eine große zivilisatorische Arbeit in den Gebieten geleistet, die von uns okkupiert sind.

In Belgien wie in Polen ist ein großes Netz deutscher, militärisch bestimmter, Zivilverwaltung dafür geschaffen. Sie steht, wie bekannt, im Westen unter einem eigenen kaiserlichen Generalgouverneur, dem Freiherrn von Bissing, der in Brüssel seinen Sitz hat. In Osten ist sie dem Oberbefehlshaber für den Osten, dem Generalfeldmarschall von Hindenburg, unterstellt, unter dem die Zivilverwaltung im besonderen von dem Landrat von Kries als Chef der Zivilverwaltung geleitet wird. Natürlich dient diese Okkupationsverwaltung hüben wie drüben in erster Linie unseren Bedürfnissen. Aber zugleich nimmt sie sich auch der Nöte der Bevölkerung sehr entschieden an, in der Nahrungsversorgung, im Sanitätswesen, in der Wiederinbetriebsetzung von Fabriken und Werkstätten, im Straßenbau usw. Mit Österreich-Ungarn ist in bezug auf Polen ein Abkommen getroffen, durch das eine Teilung zwischen den okkupierten Gebieten vorgenommen ist, so daß jeder der beiden Verbündeten innerhalb der ihnen zugesprochenen Gebiete selbständig ist. Das österreichische reicht dabei nach Norden bis in die Linie Petrikau—Pilica und schließt sowohl das Kohlengebiet von Dombrowa—Bendzin als das berühmte Kloster der schwarzen Mutter Gottes von Czenstochau in sich ein. Von der Wichtig-

Digitized by Google

keit und Bedeutung aller dieser Arbeit hinter der Front hat man daheim nur selten eine wirkliche Vorstellung, und fast wie selbstverständlich nehmen wir es hin, daß durch eine musterhafte Organisation des Feldsanitätswesens die zahlreichen ansteckenden Krankheiten, mit denen unser Heer namentlich im Osten in Berührung kommt, unserer Heimat fern gehalten werden. Da arbeiten militärische Organisation und wissenschaftliche Arbeit in segensreichster Weise zusammen.

Ununterbrochen ist die Tätigkeit unserer U-Boote im Gang geblieben, die fort und fort, bald da, bald dort ein englisches Schiff zur Strecke bringen. Am 7. Mai aber gelang darin ein ganz besonderer Schlag, als ein deutsches U-Boot den berühmten Dampfer der englischen Cunard-Linie, die „Lusitania" zum Sinken brachte. Schon der materielle Verlust traf England aufs schwerste. Handelte es sich doch um einen Riesendampfer von 31000 Tonnen, der vierzig Millionen Mark gekostet hatte. Es war das Schwesterschiff der „Mauretania", und beide sind nach Plänen der englischen Admiralität und mit erheblicher Staatsbeihilfe erbaut worden. Denn sie wollten die gefährlichen „Windhunde der See" ausstechen, die Schnelldampfer der großen deutschen Linien, die die englische Passagierdampfschiffahrt so sehr in den Schatten stellten. Eins davon liegt also jetzt, an der Südküste von Irland vom deutschen Torpedo getroffen, mit einer Ladung von zwölf Millionen Mark Wert auf dem Grunde der Nordsee. Darum ist die Wut Englands über diesen Schlag besonders groß und ja auch verständlich genug. Unser Recht, ihn zu führen, steht außer allem Zweifel. Die „Lusitania" trug Kriegskonterbande, vor allem amerikanische Munition, sie war ein Hilfskreuzer der englischen Kriegsflotte und, wie seit einiger Zeit die meisten englischen Handelsdampfer, mit Geschützen armiert und mit einigen Matrosen der Kriegsmarine bemannt. Unheimlicher noch als der Verlust wirkte aber die Art, wie er beigebracht wurde. Der deutsche Botschafter in Washington hatte am 1. Mai in einer Bekanntmachung, die als Annonce in die amerikanischen Zeitungen eingerückt wurde, vor der Benutzung gerade dieses Schiffes gewarnt. Die englische Presse spottete über diese Art, gewissermaßen offiziell den Angriff anzukündigen, und verwies darauf, daß ja die mächtige britische Flotte den transatlantischen Verkehr sichere. Und in den englischen Gewässern selbst erscheint das deutsche U-Boot, wie eigens dahin auf den Posten gestellt, binnen wenigen Minuten versank das stolze Schiff. Gewiß haben wir Mitleid mit seinen Passagieren, die, als Personen betrachtet, unschuldig litten und ertranken. Aber es war mit ihnen so wie mit jemand, der sich in einen Schützengraben begibt: er weiß, was er riskiert, und es ist seine Schuld, wenn er dabei zugrunde geht. Das deutsche U-Boot aber beweist der Welt, daß England die großen Handelsstraßen des Ozeans eben nicht mehr zu schützen vermag, und so ist uns die Torpedierung der „Lusitania" soviel wert wie eine gewonnene Schlacht.

England will sich, da es mit gleichen Waffen — hat jemand in diesem Kriege schon von einem englischen U-Boote Wesentliches gehört? — nicht dagegen kämpfen kann, dafür rächen, indem es U-Boots-Bemannungen, die in seine Hände fallen, nicht die Rechte der Kriegsgefangenen zugesteht, sondern sie wie Verbrecher behandeln will. Darauf hat Deutschland das einzig Richtige getan und eine entsprechende Anzahl englischer Offiziere, die in seiner Gefangenschaft sind, und zwar Söhne der vornehmsten englischen Familien, in entsprechende Haft übergeführt. Wahrhaftig ist es nicht Deutschlands Schuld, wenn der Krieg mit England auf diese Weise roher geführt wird. Wir brauchen und wollen darüber auch gar keine Worte mehr machen. Es kann uns heute nicht mehr darauf ankommen, die Neutralen in der Welt von unserem tiefen sittlichen Rechte zu überzeugen, die sich nicht überzeugen lassen wollen. U-Boote und Marineluftschiffe, die auch wieder ihre Besuche an wichtigen Stellen der englischen Küste im letzten Monat abgestattet haben, sind Waffen des Krieges, wie das Geschütz und der Säbel. Und ein Fall, wie der Untergang der „Lusitania", zeigt der Welt, daß Deutschland nicht mit sich spaßen läßt!

Er hat es zugleich auch den Vereinigten Staaten von Amerika gezeigt. Denn unter den Passagieren der „Lusitania", die ihr Grab in den Wellen fanden, befanden sich zahlreiche Amerikaner. Trotz der Versuche der deutschfeindlichen Presse in Amerika, womöglich daraus einen Kriegsfall zu machen, sieht auch der gesunde Menschenverstand der Yankees es ein, daß ihre Landsleute auf dem englischen Dampfer sich mutwillig in eine Gefahr begaben, vor der sie gewarnt waren und in der sie eben deshalb umkamen. Freilich verbessern sich dadurch die Beziehungen zwischen Deutschland und Nordamerika auch nicht. Wir sind dem letzteren dankbar, daß seine Vertreter in Deutschland sich in aufopfernder Weise unserer Interessen gegenüber den Mächten, mit denen wir Krieg führen, annehmen. Wir verstehen es schließlich auch, daß der Präsident der Vereinigten Staaten nicht kurzerhand die Ausfuhr von Kriegsmaterial verbieten kann, obwohl diese den Krieg nur verlängert. Aber wir spüren doch in weiten Kreisen der Union, auch in amtlichen, eine Abneigung, ja Deutschfeindlichkeit, die naturgemäß auf unser Volk, je länger der Krieg dauert, je mehr seiner Söhne durch amerikanische Patronen fallen, um so stärkeren Eindruck macht, als es sich mit Recht keiner Schuld dabei bewußt ist.

Digitized by Google

Das mächtige deutsche Vorgehen war zugleich überschattet durch die immer drohender werdende Haltung Italiens. Aber es hat auch zugleich seinerseits diese überschattet. Eine Sorge war ja die Stellungnahme Italiens zum Krieg schon seit Monaten. Deutschland und Österreich-Ungarn fanden sich damit ab, daß der langjährige Dreibundsgenosse neutral blieb, was auch nach dem Wortlaut des Bündnisses korrekt war. Dann erklärte Italiens Ministerpräsident Salandra am 3. Dezember 1914, daß Italien Machtverschiebungen nicht ohne weiteres dulden könne, die seine Machtstellung auch nur relativ mindern würden. Was das hieß, war deutlich genug, und das Recht Italiens zu solcher Forderung wurde kaum bestritten. Aber allgemach wurden die Kräfte stärker, vom Auslande her und im Inland, die von Italien ein aktives Eingreifen in den Krieg auf seiten des Dreiverbandes forderten. Vom Auslande, d. h. von England, war das ohne weiteres verständlich. Ohne aktive Hilfe Italiens und der Balkanstaaten ist der Dardanellenangriff nicht zu Ende zu führen, geht der ganze Feldzug nach menschlichem Ermessen, so wie ihn der Dreiverband sich gedacht hat, verloren. Wie aber die Interessen Italiens dabei ihre Rechnung finden sollen, ist nicht recht ersichtlich. Es verlangt Stücke österreichischen Gebiets, auf die es nach Sprache und Abstammung der Einwohner ein Recht zu haben glaubt. Österreich ist bereit, diesen Wünschen sehr, sehr weit entgegenzukommen, und Deutschland bemüht sich, durch einen seiner bedeutendsten Staatsmänner, den Fürsten Bülow, die Interessen beider Staaten miteinander in Einklang zu bringen. Trotzdem steigt die Welle der Volksstimmung, die eine bewaffnete Intervention fordert, höher und höher. Es sind sehr trübe Fluten, die durch sie aufgewühlt werden. Ein zielloser, wilder Haß gegen Österreich macht diese Irredenta blind dagegen, wo wirklich die Interessen Italiens liegen. Was hat das Trentino zu tun mit einem afrikanischen Kolonialreich Italiens oder mit seinen Interessen in der Levante? Dabei aber machen zugleich Republikaner und Freimaurer ihre Geschäfte, die auf den Umsturz der bestehenden Verfassungsform, der Monarchie, abzielen und gegen die Kirche und den Vatikan gerichtet sind. Niemand wird dem kraftvollen, jugendlichen Volke der Italiener das Recht bestreiten, sich große und weite Ziele seines Imperialismus zu stecken. Aber wir finden diese nicht in der wüsten Schreierei der Straße gegen Österreich und für den Erwerb von Trient und Triest.

Merkwürdig lange hält diese Krisis an, die mit den ersten warmen Frühlingstagen so rasch akut wurde. Die Bemühungen der Vertreter Deutschlands und Österreichs um die Erhaltung des Friedens werden unterstützt durch besonnene Leute, die nicht die Vorteile zu erkennen vermögen, wenn ihr Heimatland sich auch in den Weltkrieg stürzt. Auch der König hat sich bisher zurückgehalten und sich nicht durch die Begeisterung fortreißen lassen, die die Garibaldi-Erinnerung des 5. Mai im Lande für den Krieg entzünden wollte. Noch sind die Würfel nicht gefallen. Wir wünschen natürlich nicht, daß dieser Staat, mit dem uns so zahlreiche, so starke und tiefe Erinnerungen und Beziehungen verknüpfen, auch noch in den Krieg gegen uns eintritt. Aber Deutschland fürchtet auch diese Eventualität nicht und steht an der Seite seiner durch diese Kriegsmöglichkeit zunächst bedrohten Bundesgenossen, Österreich-Ungarn und der Türkei.

⁂ ⁂ ⁂

Mancherlei Reden vom baldigen Frieden sind im letzten Monat in unserem Volke umgegangen, Gerüchte und was dergleichen mehr war. Mit großer Entschiedenheit hat ihnen die Norddeutsche Allgemeine Zeitung (25. April) ein Ende gemacht, besonders soweit diese Gerüchte und Befürchtungen England betrafen. Es soll und wird und braucht kein vorzeitiger Friedensschluß gemacht zu werden. Wir sind stark genug, warten und weiter kämpfen zu können, bis die Möglichkeiten zum Frieden vorliegen. Denn wir sehen ja auch, daß die wirtschaftlichen Fragen der Ernährung und Versorgung ihre befriedigende Lösung finden, wenn alle Teile sich der Pflichten gegen die Gesamtheit bewußt bleiben. Vielmehr sollten wir aus dem Waffenlärm der Gegenwart unsere Augen einmal rückwärts richten auf einen großen Gedenktag, der freilich begreiflicherweise fast spurlos an uns vorüberging, den 30. April, den fünfhundertjährigen Gedenktag der Hohenzollernherrschaft in der Mark. Was Deutschland diesem Fürstenhause, das allezeit nur seiner staatlichen Pflicht gelebt hat, dankt, das lehren die Bücher seiner Geschichte. Daß es aber nach einer Wirksamkeit eines halben Jahrtausends eine der lebendigsten Kräfte unseres Staatslebens ist, das spüren wir in diesem Kriege ganz besonders. Und denken dabei des lateinischen Spruches, der auch über dem Hohenzollernhause im Wandel der Jahrhunderte, in schweren und trüben Tagen, härteren selbst als wir sie heute erleben, schwebte und seine Zuversicht ausdrückte wie die unsere: per aspera ad astra!

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften, Berlin W. 50. — Für die Redaktion verantwortlich: Hanns von Zobeltitz in Berlin. — Für Österreich-Ungarn Herausgabe: Friese & Lang, Wien I. Verantwortlicher Redakteur: Carl von Vincenti, Wien III, Richardgasse 1. Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien. Druck: Fischer & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

Margarita
Gemälde von Carlos Tips

Digitized by Google

Velhagen & Klasings
Monatshefte
Herausgeber: Hanns von Zobeltitz
und Paul Oskar Höcker

XXIX. Jahrgang 1914/1915 — Heft 11. Juli 1915

Der Herrgotts-Turm. Von Friedr. Alfr. Schmid-Noerr

Cyriak Döderlein, recht und schlecht ein Flickschuster zu Biberach im Schwäbischen, saß eines Montagsmorgens auf seinem Dreibein und rechnete mit nassem Stift und groben Ziffern in einem Wachsleinenheft zwischen seinen Knien. Die Haare auf der Haut und die Zahlen im Hirn taten ihm wüst und weh von der vergangenen Sonntagsnacht, aus der er hinter der Stiege, anstatt im Bett, aufgewacht war. Und es ergab sich, daß es wieder einmal letz stand zum Monatsschluß. Denn Fleiß und Lohn der ganzen Woche waren im „Goldenen Rad" zurückgeblieben, als man ihn dort an die kühle Nachmitternachtsluft gesetzt hatte. Das mußte nun mit des Teufels Beistand so gegangen sein; denn wie oft schon hatte er das hundsdumme Saufen verschworen, dem er monatelang unschwer aus dem Wege bog, bis ihm halt die Gelegenheit wieder den Rang ablief. Doch blieb geschehen schon geschehen. Und wollte er sich jetzt die Lederlieferung aus Reutlingen nicht sperren lassen, so mußte er von der Altratschreibers-Witwe endlich Bezahlung haben für das Paar Überschuhe, mit Katzenfell gefüttert, das er ihr vorigen Herbst gegen die Gicht hatte machen müssen.

Er stand also verhärteten Sinnes auf, rief im Vorbeigehen sein Vorhaben in die Küche hinein, wo er die Schwester schaffen und auch schon ihren Buben schwätzen hörte, ließ aber zu keiner Antwort Zeit und tat seinen Gang.

Wie er nun so aus seiner verworfelten Werkstatt, nur ein paar Gassen weit, geradeswegs in die zwei Stuben der Witwe trat, fand er hier die sauber abgestaubte und aufgeräumte Not der Leute, die mit dem Ordnungssinn aus besseren Zeiten auch noch ihr Nichts gesittet darzustellen wissen. Und es verdroß ihn, als einen, der ganz aus der verwahrlosten Armut der untersten Volksschichten unsicher emporstrebte, auch diese letzte Anmut eines herabgekommenen Hauswesens noch wie eine übelangebrachte Anmaßung. Er stellte daher seine Forderung, gegen seine Meinung, rücksichtsloser, als es eigentlich dem Zustande seines Gewissens entsprach. Doch da, wie zu erwarten, die Witwe trotz Angst und stumm verschämten Eifers nicht viel mehr als das ungefähre Drittel der Schuldsumme aus Schubladen und Beutelchen zusammentrug, so liefen seine Augen zudringlich über alle Dinge im Raum, frech und prüfend, was da zuviel wäre, daß es sein gutes Recht mißachtete. Da freilich offenbarte sich's ihm erst deutlich, daß alles, was hier stand und hing, nichts war, als Notdurft oder kümmerlich zum Schmuck verteilte Nichtigkeit.

Schier zuletzt aber blieb sein Blick an einem nicht eben großen, doch wuchtig gewulsteten und gekehlten Holzrahmen haften, der zwischen alten Photographien und anderem Tand über der Kommode hing. Er trat näher und sah, daß ein Muttergottesbild, von allerlei Engelschaft und anmutigem Beiwerk gar zierlich umgeben, unfarbig und in altertümlich großen und kräftigen Umrissen unter dem Glase steckte. Und es fiel ihm ein, wie der Jud von Ulm,

 Nachdruck verboten. Copyright 1915 by Velhagen & Klasing

Digitized by Google

der mit alten Schuhen, Zinngeschirr und Kleiderkram im Land umherfuhr, ihn schon manchesmal um dergleichen Altzeug befragt und ihm auch guten Gewinn aus der Nachfrage nach solchen Sachen versprochen hatte; Sachen, die ihm, als einem katholischen Handwerksmann, ja hier und dort auf die bequemste Art an den Händen vorbeilaufen mußten. So griff er denn unschlüssig nach dem Holgen und sah, wie die Witwe erschrak. Desto breitspuriger nahm er ihn herab und tat einen mißtrauischen und abschätzigen Räusperer. Die Witwe, mit allem Aufgebot ihres Mutes, erklärte rundweg, daß dies Bild ein heiliges Erbstück und Andenken vom Großonkel sei, dem weiland hochwürdigsten Pfarrherrn zu Rottenburg und Freund des gottseligen Bischofs. Und daß sie darum das Bild um keinen Preis hergebe, er möge ihr nun sonst vom Nötigsten wegtragen, was er wolle. Auf solche Art jedoch hetzten ihre anfangs heftigen, danach flehenden und endlich jammernden Worte den Flickschuster aus dem Mißtrauen: ob hier nicht am Ende auf seiner Seite eine Dummheit im Gange sei, ins Wanken; trieb ihn aus dem Wanken bald ins Begehren, und von da in die Gier und Entschlossenheit. Und so war das Ende, daß er ihr mit Drohen und Feilschen das Bild fortnahm, wobei er nicht versäumte mit jenem im Handumdrehen gelernten, wehleidigen Tone der kleinen Händler zu versichern, daß der Gutmütige stets am meisten zu verlieren gewärtige, und daß er das Geschäft überhaupt nur gelten lassen könne, wenn ihm aus dem zweifelhaften Holgen wenigstens der halbe Ersatz für seinen baren Schaden erwachse. Erst so in seinem feigen Wagnis gegen jeden Fehlschlag vorsorglich gedeckt, raffte er befriedigt und nun eiligst Geld, Bild und Mütze zusammen und trollte sich nach Haus.

Dort empfing ihn die Schwester mit scheuem Anliegen ums Brotgeld.

Er wies ihr halb wichtig, halb höhnisch den Bilderrahmen: „Das könnet ihr fressen, wenn der Bäcker nicht gläubt. Der Jud von Ulm muß mir zumindest seinen Taler dafür geben."

Er warf das Bild auf den Küchentisch und ging in die Werkstatt. Das Geld aber nahm er und legte es für den Briefträger beiseite, der schon seit Tagen die Nachnahme auf das Reutlinger Leder im Ranzen trug.

Die Schwester ging still an ihre Sparbüchse, in die sie allvierteljährlich das Nährgeld für ihren kleinen Leonhard tat mit dem Entschluß, endlich etwas zurückzulegen, anzusammeln und so an der Zukunft zu bauen: und nahm wieder die letzten Groschen heraus. Sie weinte nicht und sagte nichts. Sie schlich aus dem Hause, Eßwaren zu holen. Ein Fremder, der das noch junge Weib so hätte über die Gasse schlürfen sehen, hätte denken mögen, sie sei auf dem geraden Weg in die Riß, die ab dem Städtchen genug tiefe Stellen hat.

Inzwischen rutschte der noch nicht sechsjährige Leonhard von seiner Bank am Herd herunter, reckte sich oftmals vergeblich auf den Zehenspitzen am Tisch empor und grifferte sich endlich mit den ungelenken und schiefen Armbewegungen der Buckligen das Muttergottesbild herunter. Dann kroch er damit auf seinen Platz zurück, räumte seine Hölzer und frischgeschnitzten Löffel sorglich beiseite und schaute und wunderte und freute sich immer tiefer und verlorener in die Landschaft, die Tiere, die Engel und in die schöne Handlung hinein. Denn soviel verstand er wohl, daß hier, in Stille und heiliger Andacht, Mariä Engelkrönung vor sich ging.

⁂ ⁂ ⁂

Mit der Meinung nun, dies fromme Bildwerk sei ihm zum Vergnügen und als Anreiz zu träumerischer Versäumnis ins Haus gekommen, wiegte sich der kleine Leonhard in einem kindlichen und recht bald zerstörten Irrtum. Zum Mittag setzte es in der Küche ein Schimpfen und Heulen, weil statt dreier nur zwei Löffel fertig waren; und dazu am Griff des einen die Schnitzerei durch einen überzwerchen Einfall verschändet und verdorben schien. Anstatt der Blumen und Blattgewinde nämlich, die dem Bürschlein wunderbar leicht von der Hand gingen, zeigte sich da mit einemmal ein langgewandiges Flügelwesen, von dem freilich fürs erste nicht leicht zu sagen war, ob es mehr einer mißratenen Eule oder einem Engelein glich. Der Flickschuster aber schrie darüber her und schalt das verscheuchte Kind wieder

Digitized by Google

einmal einen nichtsnutzigen Bankert, der zu der Hausschande ihm auch noch Spott und Schaden über den Hals jage, bis es ihn krumm drücke. Als ob an einem Buckel im Hause nicht genug sei. Und andere Zornreden mehr. Zu solch grobherzigen Worten aber mochte selbst die Schwester nicht schweigen. Sie fuhr also mit verweinter Stimme auf, setzte sich für ihr Kind zur Wehr und hielt dem Bruder vor, wie er damals getobt habe, als der Leonhard erstmals aus Unverstand und sonderbarem Trieb die Blümlein in die Löffelstiele geschnitzelt hatte. Und wie er darauf sein Brummen und Gehänsel so schnell vergessen habe, als es sich auswies, daß die verzierten Bestecke noch einmal so begehrt und schön bezahlt wurden, als wie die glatten. Und ob er denn mit Fluchen sich vermessen wolle, zu behaupten, daß nicht auch diesmal das Büble seinen guten Grips bei der Sache habe und nächstdem vielleicht etwas hervorbringe, was selbst bei Bürgerschaft und Rat Gefallen finde?

So schmälzten Zank und Wehetun das kümmerliche Essen, und der kleine Leonhard auf seiner Schnitzelbank am Herd trank seine Tränen dazu. Am Nachmittag hing das Bild, für ihn unerreichbar hoch, in der Werkstatt über der Schusterkugel. Und da blieb es hängen und ward fürs nächste vergessen, denn der Jud von Ulm ließ heuer lang nichts von sich hören.

Eines Tages jedoch stand ein fremder Herr mit Wanderstock und übergeschnalltem Rucksack im Schusterloch, den einen Fuß auf den Schemel gestemmt, und wies dem Meister Cyriak einen gewaltsamen Riß auf dem Oberleder des Schuhs: ob das für die Not und schnell zu flicken gehe? In einer Stunde spätestens wolle er weiter. Wo's etwas zu verdienen gibt, geht alles. Der Flickschuster warf seine Arbeit beiseite und bediente den Herrn. Der aber saß, zählte die Fliegen an den Scheiben und die Löcher in den Dielen und langweilte sich. Bis er den schönen Barockrahmen über der Glaskugel an der Wand entdeckte. Da stand er auf und hüpfte langsam auf seinem einen, beschuhten Bein nur so zum Zeitvertreib in der Werkstatt umher, besah sich dies und das und sprach dazu vom Wetter und von den Ernteaussichten im Land.

Als der Schuh fertig und der beschiedene Lohn für die Arbeit beglichen war, frug er über die Schulter weg nach dem Muttergottesbild an der Wand und ob das für Geld zu haben sei. Der Flickschuster maß den Gast mit einem Seitenblick und dachte: ‚Das ist ein Stadtherr, der sieht mir so aus, als gäb' er mir gar nichts darum, oder gleich einen rechten Batzen.' Und so nahm der Schlaule einen schwindelhohen, lauernden Mut an und forderte, nach manchem „Wenn überhaupt" und „Aber eigentlich gar nicht", geradezu zehn Mark. Dies war schier das Doppelte von dem, was ihm von der Ratschreiberswitwe noch ausstand.

Da knüpfte der Neubeschuhte mit unbewegter Miene die Schnürsenkel mit einer Schleife ab, legte das Goldstück zu den paar Nickeln seiner Schuldigkeit, steckte das Bild zu sich, grüßte kurz und freundlich und ging seines Weges.

Der Schuster saß und meinte zu träumen. So hatte ihn also der Jud von Ulm keineswegs nur so zum Besten gehabt, als er ihm aus altem Gerümpel das blanke Gold versprochen hatte? Da kam einer wildfremd daher und gab ihm ohne Widerrede für den verbräunten Holgen ein Stück Gold, wie er's im Jahr vielleicht nur alle hohen Feiertäg einmal beisammen sah? —

Auf der Straße gen Buchau und zum Federsee aber schritt der Fremde und der Rucksack hüpfte ihm nur so vor Verwunderung und Freude. Allbott auch blieb der Wandersmann stehen, holte den Rahmen mit dem Kupferstich immer wieder zärtlich hervor, prüfte übergenau den vorzüglichen Abdruck, auch das Wasserzeichen im Papier, schüttelte aufs neue den Kopf und sprach zu sich mit Schmunzeln: „Es möcht's doch keiner glauben, was immer noch im Land herum an alten Schätzen, verstreut und mißkannt, sein dunkles Dasein fristet! Wer nur in aller Welt hätte bei einem elenden Flickschuster zu Biberach just Albrecht Dürers herrliche Engelkrönung am Gezäun vermutet?"

⁂ ⁂ ⁂

Anderen Tages ging Cyriak Döderlein zur Witwe, trug ihr vor, so und so, der Holgen sei zwar mit Müh und Not einem Dummen in den Fingern geblieben; aber nur um ein Spottgeld versteht sich. Und

Digitized by Google

er müsse nun doch wenigstens noch ein Fünfmarkstück haben für seine Guttat, ein jeder müsse halt auf das Seine sehen, indessen, so wolle er den Rest in Gottes Namen verschmerzen. Die eingeschüchterte Frau gab ihm das Geld; und er nahm seinen Heimweg als ein Sieger.

Von dieser Stund an war er seines armseligen Handwerks überdrüssig. Er sah den Reichtum und das Wohlleben aus jedem alten Hafen winken, der irgendwo innert des Weichbilds von Biberach ob einem morschen Zaunpfahl stak, und wenn er darüber auch bald eines Besseren hart belehrt ward und seinen dumm zutappenden Eifer mit manchem Mißkauf und verzettelten Taler endigte, so tat er doch hin und wieder aus Zufall auch einen blinden Griff ins Glück. Und wie es dergestalt mit allem planlosen Lotteriewesen zu gehen pflegt, so saß dem Flickschuster bald die besinnungslose Gewinnwut im Genick und trieb ihn, sein bislang leidlich ehrbares Schusterloch mit allerlei lächerlichem Trödel anzufüllen, keinem Menschen zulieb und sich selbst und der Schwester zu ständigem Verdruß.

Allmählich jedoch, wie er anfing, seine blöden Augen an den einfachsten Unterschied von Schmutz und Edelrost zu gewöhnen, oder an die Unterscheidung zwischen bloß zerbeult, zerkratzt und zerschlagen weggeworfener Allerweltsware und jener, obschon beschädigten, so doch noch heilbaren Wohlgestalt vorväterlich ehrwürdigen Gerätes, da fand sich auf Bord und Schrank, oder auf dem Fensterbrett zur Anlockung von Käufern aufgestellt, schon auch manches vorbedacht und verständig erhandelte Stück von meist mäßigem, aber sicherem Wert. Da tauchte vor allem manches bescheidene, aber bürgerlich ehrsame Zinngeschirr auf. Dann hier ein zierlich gebauchtes Kännlein aus Ludwigsburger Porzellan und dort ein breit und wohlhäbig gerundeter Bauernteller mit großem Blumenstück untermalt, aus glasiertem Steingut. Ferner ein schönes Buntglas, oder ein tüchtig gearbeiteter Messingleuchter: kurz, allerlei Dinge, aus deren sauberem Material oder ungemindertem Gebrauchswert wie von selbst ein heiteres Genügen und ein artiges Selbstbewußtsein sprach.

Der Jud von Ulm war jetzt bald ein emsiger Gast im Haus. Er kam zuerst mit Flattusen und klebrigen Zuckerkringeln für die Frau Schwester und das in Schnitzwerken so grausam künstliche Jüngelchen; indessen zugleich auch mit seufzend eingestreuten Redensarten über den Rückgang der Geschäfte und die schwindende Lust und Nachfrage insonderheit der Liebhaber für die Altertümer. Und machte dazu der Flickschuster bald ein ängstlich langes Gesicht, so munterte ihn der Jud doch gleich wieder auf und zog ihn mit Warnen, Raten, Weisen und Gesichterschneiden wie am Schnürchen, wohin er ihn haben wollte. Dergestalt also quoll zum Anfang eine dicke Kameradschaft zwischen den beiden auf, unter deren Vorwand der Jud von Ulm dem Döderlein von Biberach fein fleißig jeden getanen Fischzug auslesen half: dabei sich denn zwar vorerst für ihn noch selten etwas Gutes fand; wohl aber, wenn dergleichen doch einmal blindlings dazwischen herumschnalzte, wie eine Forelle im Elritzennetz, er das Ding bequemerhand herausgriff und so billig an sich brachte, daß es fleckte. Freilich erlebte der kluge Handelsmann auch an diesem neuen Geschäftsfreund mit Wehmut den gemeinen Weltlauf: unvermerkt strebte der Schüler sich loszumachen von seinem verschmitzten Lehrer und fing an, ihn in Eifersucht um das Wissen der geheimen Merkzeichen zu umschleichen, auf alle Weisen bedacht, wie er ihm die Finten der Kennerschaft abluchse. Es begann ein Feilschen und Ringen um nun schon häufigere Preisstücke, und der Jud suchte bald hämisch, bald grob seine Meisterschaft zu behaupten. Aber hartnäckig sanken seine Profitziffern. Und endlich langten die beiden an bei jenem gegenseitigen, instinktgesträubten Belauern und Erpressen, bei jenem tückischen Gurgelzuschnüren, Betrügen und schamlosen Niedertreten des Überlisteten, welches das Wesen eines jeden gesunden, ausgeglichenen und ordentlichen Altertumshandels ausmacht: unter die Maske von Schmusen und Grinsen kroch der schleichende Haß.

Die Schusterei flog dabei in wenigen Wochen vollends in den Winkel, und der Jud von Ulm nahm ihm das ganze, gute Handwerksgerät im Tausch gegen ein zerschlissenes Bündel stockfleckiger Stahlstiche ab, die dem Döderlein in die Augen stachen. Denn seit jenem ersten Wunderhandel mit

Digitized by Google

dem Holgen der Witwe sah er jeden bildbedruckten, alten Wisch für eine bare Schatzanweisung und darum mit unterschiedloser Ehrfurcht an.

Bald war er indessen mit dem nächsterreichbaren Altkram in Stadt und Weichbild zu Ende und immer weiter mußte er hinaus über die Dörfer streifen, blieb tagelang aus, und die Wirtshäuser wurden seine regelmäßigen Standquartiere. So konnte es nicht fehlen, daß sein ohnehin schläfriger Wille immer häufiger im Angesicht der Bier- und Schnapsschenken die Augen zudrückte. Zumal die Sache jetzt ein Ansehen hatte und mancher Trunk von Berufs wegen geschah, so daß schließlich bald hier, bald dort ein zünftiger Rausch zu den leider unvermeidlichen Geschäftslasten zählte.

⁂ ⁂ ⁂

Zu Biberach im Trödelladen saß inzwischen die Jungfer Döderlein unter allen den eingeschleppten Sachen, die ihr auf jede Weise unnütz, nicht des Aufhebens wert und vielfach widerwärtig schienen, weil ihrem emsigen, wenn auch planlos schaffigen Wesen der schmutzige Kram überall im Wege war. Sie gehörte zu jenem Schlag von Frauenzimmern, die, von einem fremden Willen deutlich und übersichtlich angewiesen, sich gern und keineswegs ohne Gefühl für ganze und saubere Arbeit in die Riemen legen. Sie konnte von dem Punkte aus, auf den man sie setzte und in der Richtung, in die man sie einstellte, dann geradeaus und unermüdlich fortwerkeln, wie eine starke Maschine. So war sie denn eine treue und grenzenlos zuverlässige Magd gewesen, unersetzlich für eine Herrschaft, die ihr mit freundlicher Leitung das Selbstdenken abnahm. Da kam das Unglück, das wie kein anderes, Geschöpfe ihrer Art aus der Bahn wirft: der kleine Leonhard. Die Stelle ging verloren. Zu Biberach ist eine stadtbekannte, eheloſe Mutter mit ihrem Kind am Bändel kein Dienstbote für die Bürgersleute. Und in die Fremde, fort vom Kind zu gehen, überwand sie sich nicht.

So kam es zum Zusammenhausen der Geschwister. Der Flickschuster nahm, wie er von Zeit zu Zeit gern heilsam zu erinnern pflegte, die Schande nicht ohne brüderliches Überwinden in sein Haus: seiner öffentlichen Rede nach aus einer gutartigen Schwäche seines Gemütes. Daneben auch, wie er namentlich im Zustande des heulenden Elendes manchmal bekannte, um dem Saufteufel das Schild eines rechtschaffenen Familienlebens entgegenzuhalten. Aber in der verborgensten Wahrheit seines Herzens der Alimente wegen, die, seinem Gefühl nach, der Haushaltung einen Anstrich von staatlich gesichertem Rentnertum gaben.

Die Schwester jedoch fand in dem neuen Hauswesen weder Ordnung noch Halt; in dem Kinde eine sie stündlich verwirrende Ablenkung; und im Bruder einen Hausherrn, bei dem sie mit ihrer eingelernten Geradlinigkeit und Reinlichkeit keinen Dank erwarb, weil ihm der Sinn für solche Wohltat mangelte. So stand sie anfangs ratlos vor dem Ansturm ihrer neuen Pflichten und sank dann, jeder Anleitung beraubt, so rasch es nur gehen wollte, zurück in den ihr natürlichen Zustand kopfloser Tätigkeit und gleichzeitig willenloſen Gehenlassens, aus welcher Mischung eine ziemliche Lotterwirtschaft das Ergebnis war. Nur dem Kinde gegenüber errang sie sich mit der Zeit eine gewisse Regel des Verhaltens und der Folgerichtigkeit, vorzüglich deswegen, weil die regelmäßigen Ansprüche eines Säuglings an Pflege und wechselnde Wartung sie sozusagen in der alten Zucht erhielten. Und so gedieh der kleine Leonhard zwischen diesen verwahrloſten Kammern und Winkeln, gemäß den so verschiedenen Bedingungen, am Leib zu einem jammervoll von Skrofeln und Blutarmut geplagten Krüppel, am Geist aber zu einem sonderbar klugen, still und klar gewillten Bürschlein, dem frühzeitig die Finger nach allen Dingen spielten, welche weich waren, sich kneten oder ritzen ließen und auch dem schwachen Bemühen irgendeine Form hergaben.

Der Oheim hatte nicht sobald diese unerwartete Gabe an dem Jungen recht begriffen, als er auch schon, durch einen Zufall auf diesen Gedanken gestoßen, zu dem Beschluß gelangte, das bislang ohnehin bloß als Voraussetzung seines Zinsgenusses geduldete Gottesgeschenk nun zu einer weiteren Einnahmequelle auszubauen. So kam es zu jenem behutsam eröffneten und erst allmählich mit Umsicht eingerichteten Schnitzlöffel-Gewerbe, bei

Digitized by Google

welchem zwar die willigen Kräfte des Kindes aufs härteste ausgenützt wurden, gegen Vormund und gedankenlose Nachbarschaft aber des Bübleins wunderliche Spielratzigkeit und unstillbarer Schnitzeldrang teils rühmens-, teils mißbilligungshalber oftmals beredet und scheinweis beraten ward. Was den Verkauf der Ware betraf, so ging das, mit Hilfe des Juds von Ulm, schon unter der Hand und ohne weitere irrtümliche Bemühung des Gewerbeamtes nach Wunsch vonstatten.

Nun aber, mit dem veränderten Beruf des Flickschusters, tat sich plötzlich, wie von selbst und ohne jede Vorberechnung, eine neue Fernsicht auf in Anbetracht der weiteren Verwendbarkeit von Leonhards gesegneter Begabung. Und der Oheim zögerte diesmal nicht, in den alsbaldigen Nutznieß seiner Entdeckung einzutreten. Kaum nämlich hatte das Kind zum ersten Male ein zerbrochenes Porzellangefäß in Händen, so entflammte der Anblick der zerstörten Form sein eifrigstes Bemühen, sie wiederherzustellen. Da fand sich von irgendwoher ein Klumpen grauen Tons, auch wohl ein Brocken weißer Töpfererde; und es ward nun seine ganze Lust, zu kleistern und zu probieren, wobei es nicht ruhte, bis Stück bei Stück wieder am rechten Orte saß. Wo aber ein Loch oder eine ausgebrochene Kante blieb, da fuhr das Leonhardle mit seinem Spachtel so sacht und geschickt dazwischen, daß es erstaunlich zu sehen war. Nicht weniger klug verfuhr das Kind in seiner Unschuld mit Schnitzmesser und Punze, zu welcher es einen alten Schmiedenagel erfinderisch umzuschaffen verstand. Und solcherart erhielt manch unscheinbares, oder bruchstückhaftes Holzgerät einen neuen, willkommenen Schmuck und Drucker; manch schlichtes Zinngefäß auch eine Verzierung, dadurch der Verkaufswert der Sache sich unversehens hob. Denn es bemühte sich der kindliche Nachahmungstrieb um größte Treue in der Abschrift der altertümlichen Schmuckformen, davon ihm denn auch das meiste besser geriet, als manchem geübten Fälscher, weil des Kindes ursprünglich und rein auffassender Sinn durch keinerlei Schule noch Vorurteil in seinem Empfinden abgelenkt war. Der Flickschuster aber und sein Helfershelfer hielten sich mit Freuden an die ungeahnt schönen Ergebnisse. Und ohne sich im geringsten um die Ursachen dieses frühen Fälschertalentes zu kümmern, waren sie sich einig, daß in dem kleinen Leonhard doch ein malefiziger Duckmäuser und ein unvermuteter Satanskerl stecke; klopften ihm derb, oder pfiffig lachend den runden Buckel und ließen sich's angelegen sein, diese Kostbarkeit zu pflegen, anzuspornen und mit geriebener Sachkenntnis auszubeuten.

Die Mutter sah dem allem zu, ohne Zusammenhang und Bedeutung davon in ihrem kurzen Sinn zu fassen. Das ganze Wesen ihres Bruders mit dem Jud von Ulm, dies Kommen und Verschwinden schmutziger Bündel und lotterigen Gerümpels, ging sie nichts an, sofern sie sich nicht daran stieß und ärgerte. Zwar paßte ihr die Veränderung des Gewerbes als solche nicht. Denn die Schusterei war ihr eine verständliche und übersichtliche Sache gewesen, dagegen sie der neuen Handelsschaft aus mehr als einem Grunde mißtraute. Was aber daran sonst redlich oder gaunerisch war, das lag ihrem Gesichtskreis fern. Des Bübleins neue Bosseleien endlich kamen ihr sogar gelegen. Denn diese nahmen den Leonhard in seinem Winkel dermaßen gefangen, daß er so gut wie keiner Aufsicht mehr bedurfte.

So liefen diese Dinge über den Winter hin. Mit dem Frühjahr kam, unter einer ganzen Wagenladung von Versteigerungsware ins Haus geschwemmt, auch ein wurmstichiger Birnbaumsekretär in die ehemalige Werkstatt zu stehen, welcher hinfort den kaufmännischen Mittelpunkt und den stattlichen Erfüllungsort aller Geschäfte des Bruders darstellte.

Eines Morgens fand die Schwester beim Stubenaufwischen ein Papier, das der Zugwind von der offenen Schreibklappe herabgeweht hatte. Sie hob es auf und las ohne Absicht, was darauf stand. Es erwies sich, daß es eine Quittung für den Jud von Ulm war. Sie las:

„Für eine Garnithur Gott Vatter, Sohn und hl. Geist nebst Porto und Verpackungsspessen Mk. 17.65 erhalten zu haben bestättigt dankend

Cyriak Döderlein."

Biberach und Datum, ordnungsgemäß ausgefertigt.

Digitized by Google

Die Schwester starrte auf die Schrift und hatte Mühe, ihrem eigenen, sonderbar leeren Schreck und Grausen nachzukommen, das ihr mit einemmal durch die Glieder lief. Es brauchte eine merkliche Zeit, bis sie es einholte mit ihrem Denken. Dann aber prallte dieses plötzlich auf Worte, die in ihrem Innern grell und hart emporsprangen, wie eine furchtbare Mauer. Ihr Gefühl schrie auf in abergläubischer Angst; und ein unsagbar ferner Nachhall davon kamen endlich diese Worte halblaut über ihre Lippen: „Das ist in des Heilands blutige Wunden hineingelästert! Heilige Mutter Gottes, das ist nicht anders, als Gott gelästert!"

Es ist niemals zu sagen, wie die plötzlichen Wendungen im Gemüt entstehen. Vielleicht, zu einer anderen Zeit, unter einer anders vorbereiteten Mischung ihrer Seelenkräfte, hätte der Wortlaut dieses Geschäftspapieres keinerlei Eindruck auf das schwerfällige Empfinden der Schwester gemacht. Vielleicht auch hätte, wieder ein andermal, ihr dumpfreligiöser und freilich gut pfarrgläubiger Sinn nur einen flüchtigen Anstoß genommen, und die natürliche Gedankenlosigkeit des Alltags hätte obgesiegt.

So aber war es nun wie ein Blitzschlag, grausig und unauslöschlich, vor ihr niedergegangen; und darum klangen ihrem an wenige, deutliche Gewißheiten gebundenen Sinn die eigenen Worte alsbald wie der unmittelbar schreckhafte Ruf einer drohenden Gerichtsstimme. Und diese galt ihr für eine unumstößliche Gottesbotschaft, darauf sie stehenden Fußes hätte die Kommunion nehmen und leben oder sterben mögen. Sie wußte in solcher Erregtheit kaum den Abend abzuwarten, zu welchem der Bruder von einer seiner tagelangen Streifereien nach Hause kam. Zwar, als er eintrat, mürrisch die Zeit bot und, wie gewöhnlich, aus seinem Mund und ganzem Wesen ein deutlicher Duft seines Kneipenberufes hervorströmte, schlich sich ihr Blick noch einmal scheu vorbei, und die gewohnte Furcht und Demut hielt sie nieder. Unter dem Essen in der Küche aber würgte sie der stille Kampf ihrer Ängste und Entschlüsse so grausam, daß sie endlich vom ungeräumten Tische aufstand, das Gesicht mit einer fremdartig gewaltsamen Drehung hochhob und dem Bruder auf den Kopf zusagte, daß sie sich der Sünde fürchte und daß sie darum dem Schacher mit Gottes Abbild und sonst geweihten Dingen im Haus durchaus nicht weiter zusehen wolle. Sie wisse schon, wessen das Dach sei über ihrem Elend, und daß sie hier in nichts zu raten oder zu verweisen habe. Doch bleibe ihr und ihrem Unglückskind noch immer die Freiheit unbenommen, hinauszugehen, wann es ihr beliebe. Es fände sich dann wohl schon ein Ort, an dem sie redlich weilen, auch wohl dem Leonhardle und sich selber ihr Brot zur Notdurft verdienen könne, und so des Frevels ferner unteilhaftig bleibe. So oder so müsse das Ding jedoch ein Ende haben.

Der Bruder saß vor seinem verschobenen Teller mit schwankendem Oberkörper und stierte sie an. Er dachte ernstens in seinen trüben Sinnen, der Schwester habe sich untertags eine Schraube im Gehirn verbogen, darüber er halb in Anlauf geriet, ein rohes Gelächter zu erheben, halb sich in Sprachlosigkeit entsetzte. Allmählich jedoch, als sein Schweigen die Kühnheit ihrer Rede stärkte und diese deutlich und zusammenhängend machte, spürte er, zugleich mit dem steigenden Blut in seinen Schläfen, aus ihren Worten die aufsässige Überlegtheit. Bei dieser Bemerkung angelangt, sprang er auf, daß der Tisch zur Seite krachte, holte mit Maul und Faust zu einem unmäßigen Fluche aus und wütete mit so hohem Wellenschlag der Schimpfreden über sie her, daß er ihr den erst schwach und eilends aufgedämmten Mut wohl im ersten Anprall hätte fortfegen müssen, wenn ihr, aus der Armut ihres Denkens heraus, nicht schon durch tagsüber ungezähltes und ungestörtes Wiederholen jene Worte zum auswendig gelernten Spruch und Glaubenssatz erstarrt gewesen wären, die ihr in der Frühe, beim Anblick der Quittung, zuerst vor den Geist getreten waren. So aber hörte sie, durch alles Geschrei und ihre eigene Angst und Hilflosigkeit hindurch, und brachte immer wieder die unabänderliche Rede vor, daß solches Gebaren nicht anders, als in des Heilands blutige Wunden hinein gelästert sei. Dabei blieb sie. Der Bruder tobte, daß der kleine Leonhard sich zitternd in die dunkelste Ecke des Herdes verkroch. Er schmiß dem Weib mit wüsten Worten das ganze geläufige Schandregister vor die Füße, unflätig auf solche

Digitized by Google

Fragen pochend, bei welchen blutigen Wunden denn sie zu dem Bankert gekommen sei?

Das Weib hingegen, aus seiner dumpfen Duldsamkeit aufgeschrien, entlud nun ihren lang gehäuften Abscheu vor der Liederlichkeit, dem Eigennutz, der Falschtuerei und dem ganzen Lumpendasein des aus dem Handwerk entarteten Flickschusters und gab ihm ohne Erbarmen für das Schandbild, das er von ihr entwarf, das Spottgemälde seines schmutzigen Schnüfflergewerbes, seiner Hundswedelei gegen den Säcklesjud und seiner wichtigtuerischen Verkommenheit zurück.

Aus all dem Gezerr und Gegeifer aber folgte zuletzt so wenig, daß die Schwester das Haus verließ, als daß der Bruder zu irgendeiner Einsicht sich bequemte. Vielmehr hätte sie, so sehr Angst und Ekel oben saßen, in Wahrheit nicht gewußt, wohin in selber Nacht sich wenden; und ihm ward inmitten seiner Zornreden plötzlich schwül bei dem besorglichen Gedanken, es möchten seine unbezähmten Worte ihm die augenblicks gefühlte Hausbequemlichkeit und die Rentenzulage von der Schwelle jagen. So ebbten ihre beiderseitigen Worte ziellos, wie sie angehoben hatten, wieder zurück und verknurrten sich langsam in Müdigkeit und Schlafbedürfnis, wie böse Hunde, die endlich in die Hütte kriechen. Und es endigte sich der Zwist äußerlich mit einer Folge mißlaunig wortkarger Tage; innerlich aber mit dem Erfolg, daß an diesem Abend eine neue, bisher ungekannte, nun aber unauslöschliche Entfremdung und Abneigung ins Haus und zwischen die Geschwister gepflanzt war.

⁂ ⁂ ⁂

Wenn zwei in kaltem Haß blindlings gegeneinander gewandte Menschen vom Schicksal mit einer Kette straff und kurz aneinandergekoppelt sind, so muß aus dem natürlichsten Zwange sich jede Wendung und Gebärde der Feindschaft mit wildem Ruck und Zuck auf die gemeinsame Fessel übertragen und diese recht erbärmlich hin und wider reißen.

Die Kette war der kleine Leonhard. Denn seinetwegen blieb die Mutter im Haus; seinetwegen auch übersah der Oheim den tückisch untätigen Widerstand, mit dem die Schwester täglich seine Geschäfte, und sonderlich die mit altem Kirchengut, hemmte und durchkreuzte.

Die Folge war, daß sich dem Bub die stillen Freudenstunden im Herdwinkel immer karger zusammenzogen. Denn schaffte er nach seiner Lust an einem Altstück für den Oheim, so quälte und puffte ihn die Mutter. Hielt er sich aber ihr zur Liebe, so fuchtelten und fauchten ihm des Oheims handgreifliche Drohungen vor den angstvoll aufgesperrten Sinnen herum. Und immer seltener gelang es so dem Kinde, die Augen heimlich zuzumachen und die Gottesmutter mit dem Knäblein unter Engeln in einem weiten Lande sitzend zu schauen, so, wie sie ihm das alte Bild der Witwe gewiesen hatte. Und wie ihm davon langsam die Erinnerung schwand, war ihm, als sinke hinter ihm ein unnennbares Dasein schöner Träume in Vergangenheit; und täglich härter wurde ihm die Wirklichkeit und bitterer die aufdämmernde Erkenntnis seines Daseines, seiner Nöte und der feindseligen Umgebung.

Es kamen aber plötzlich Tage, an denen er sich vom Oheim fast vergessen fand. Und mit der Vorsicht frühgewitzter Kinder, welche, nicht durch Zufall, so sehr derjenigen von jungen Raubtieren gleicht, schnupperte er aus seinem Küchenwinkel in die Luft hervor, ungläubig noch, wie still und rein mit einemmal sie sei. Doch wurden aus den Tagen endlich Wochen; und zwischen Leonhard und seiner Mutter wucherte ein neues Einvernehmen auf, das, wie die Dinge lagen, dem Jungen fürs nächste nur zum Vorteil geriet, weil er nun eine Richtung wußte aus seiner hin- und hergezerrten Ratlosigkeit und sein verscheuchtes Zutrauen an die Mutter anschloß. Auf solche Art erwarb er sich den Standpunkt, von dem aus er, die Meinungen der Mutter im Rücken, mit klarer Unterscheidung lernte, bei ihr die Wahrheit und das Recht, im Oheim dagegen den gemeinsamen Feind zu sehen.

Mittlerweile hatte dieser wenig Zeit und Augenmerk für solche häusliche Vorgänge. Vielmehr strebte der gewesene Flickschuster auf neuen und immer kühneren Bahnen vorwärts, die ihm sein kluger Handelsfreund eröffnete. Und zwar betraf dies insonderheit solche Unternehmungen, vor deren Inangriffnahme auf eigene Rechnung der Jud von Ulm auf Grund eines eigentümlichen Vorurteils zurückschreckte.

Digitized by Google

Sommertag in Prien am Chiemsee

Ölstudie von Prof. Pius Ferdinand Messerschmitt

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

Er stand nicht an, es aus einer grausam empfindlichen Veranlagung seines Gewissens herzuleiten, welches ihm verbiete, unterhalb eines gewissen Abstandes zwischen den Gesetzen hinzustreichen; zumal, weil, wenn es darauf ankomme, die Richter leicht unbarmherzig und wie die Bluthunde auf einen armen Jüd seien. So Sachen, sagte er oft, seien schon einen Taufschein wert; auch habe der Döderlein nun für gewiß einmal die glückliche Hand; und was sein gerechtes Herz angehe, so sei er, obschon er das Huhn zuerst habe gackern hören, doch partu nicht darauf aus, jedes Ei allein in seine Schüssel zu schlagen. Sondern er gönne auch dem christlichen Geschäftsteilhaber seinen ehrlichen Rebbes, wenn es schon um einen schönen Gewinnanfall gehe.

Damit mochte es nun seine beliebige Bewandtnis haben; jedenfalls ging der neu eröffnete Feldzug darauf aus, einen nicht geringen Schatz zu heben, den der vielerfahrene Hebräer nicht weit von seinem Wohnsitz ausbaldowert hatte. Und zwar war dies eine heiklige Geschichte und folgendermaßen bestellt: Ein Dorfküster hatte jüngst in seiner Kirche, hoch oben auf dem Boden, ein scharfsinnig gezimmertes Versteck erbrochen, das durch maskiertes Sparrenwerk einem winkeligen und geschickt verschalten Dachvorsprung abgewonnen war. Der Zufall, welcher solcher Funde gewöhnlicher Meister ist, war hier dem Sigrist hold gewesen und schon ein einziger, rascher Blick ließ ihn erkennen, daß dieses Nest noch wohl beisammen und keine Hand daran gewesen war, seitdem der erfindungsreiche Zimmermann die letzte Latte des Schatzwinkels festgenagelt hatte. Und alsbald fiel auch in seine wühlenden Hände, was nur an Meßgefäßen und Altargerät, an Stolen und Gewändern sowie an sonstigem Gebrauch zum Gottesdienste der Katholischen gehört: dies alles, teils wohl verbündelt, teils ganz von Maus- und Mottenfraß zerlöchert und durchmürbt, in Lumpen und Moder umhergestreut.

Das Dorf samt Kirche war seit dem Herrschaftswechsel im Dreißigjährigen Krieg evangelisch, und es mochte daher leichtlich der letzte Priester des alten Glaubens gewesen sein, der hier im Andrang der bösen Schwedenzeit sein Kirchengut vielleicht nur übers Jahr zu bergen dachte: darüber er dann verdarb und starb, das Land und und Kirchlein lutherisch ward und keine Seele mehr des Schatzes gedachte.

Nun war der gegenwärtige Sigrist einer von den Frommen, die den Versucher unerschrocken und klüglich daraufhin ansehen, wieviel er bietet, und nicht gesonnen sind, um eine Lumperei ihrer Ehrbarkeit Abbruch zu tun. Als er daher das unverhoffte Angebot des Teufels fürs erste im geheimen sichtete und wog, ergab sich's, daß das Geschäft nicht allzu glänzend auszufallen schien. Wie denn männiglich bekannt ist, daß der Teufel einen Geizhals vorstellt, oder wenn ihr wollt, auch seinerseits einen Geschäftsmann von Interessen, der seine Seelen so billig einkauft, als er sie bekommen kann. Kurzum, es fand sich unter dem vielen, zwar wohlgeformten, doch unscheinbar erblindeten Zinn nur dürftig einiges von Silber. Kaum eine Schüssel und zwei Kännchen, oder drei. Dazu ein Aufbau aus schwerem Metall, das sich als Bronze erwies, nachdem der erregende Goldglanz da und dort schnöde als messinghaft und bestenfalls als eine größtenteils abgeblätterte und abgegriffene Schwachvergoldung erfunden ward. Das Ding schien einen sonst zierlichen Turm vorzustellen, war hier und da mit Glasfluß und getrübten Steinen würdevoll besetzt und zeigte zügig aufgespitzte, mit mancherlei Maßwerk reinlich ausgefüllte Formen; auch hin und wieder mit blauem Schmelz hinterlegte Gestaltungen, Propheten, Engel, und, katholisch wie das Ding schon war, Maria, thronend mit dem Kinde.

Aus alledem nun machte sich der Küster freilich nicht den Deut. Vielmehr bestach ihn der so klägliche Befund ums Haar zur Redlichkeit; so daß er enttäuscht und dazu außerdem wunderlich in seinem Sinne angerührt von einer Inschrift, die er in den Rand der großen Silberschüssel eingegraben fand, schon halbwegs auf dem Sprunge war, die Sache, rein gefalteten Mundes, seiner Behörde anzuzeigen; dem Höllenfürsten höflich, doch entschieden, gleich einem unbeträchtlichen Dorfhausierer die Türe weisend.

Denn es ist auch mit des Teufels Saat auf Erden eine von langer Hand her wundersam gerichtete Sache, und wohl

Digitized by Google

eine Art Ausgleich für sein Recht auf Unkrautsäen im Gottesgarten: Es blühet nämlich da, von Gott gesät, in seinem Unkrautacker stets auch ein Blümlein, heißet: Rührediesnichtan; und steht, manchmal versteckt, manchmal in hellen Haufen, merkbar an einem heimlich warnenden Leuchten. Und da der saubere Sigrist nun das Feld beschlich und dessen Ernte überschlug, so war sein Herz jählings an des Blümleins Anblick erschrocken, das ihm da zur Abwechslung einmal von einem Schüsselrand mit stillem Glanz entgegenblühte.

Von so bedrohlichen Umständen aber kaum den Wind in die Nase kriegen und dem Schwankenden flugs den Jud von Ulm ganz von ungefähr über den Weg führen, war für den Satan gehäufelt wie gedroschen, da er nun einmal auf eine Sigristenseele eingeschossen war. Und kurz gesprochen, so hub nun unter der Hand ein langgezogenes Feilschen an, das wegen gar zu sehr verwandter Grundsätze beider Parteien zu keinem Abschluß gelangen wollte, indem der Meister Schwarzrock den allein verantwortbaren Nutzen aus diesem Geschäft in einem genügend hohen, der nicht minder auf seine Unbescholtenheit eifersüchtige Handelsmann aber diesen selben im denkbar niedrigsten Verkaufspreis erblickte. Und so hätte dieser sonderbare Markt zwischen den beiden Ehrenmännern, welcher zuletzt vielmehr um den Spekulationswert ihrer sauberen Manschetten, als um einige Pfund alten Silbers, Zinns und Kupfers sich zu drehen schien, noch lange währen können, hätte nicht schließlich der Kirchendiener, aus Ärger über die Zähigkeit seines Widerparts, den Handel vorläufig abgebrochen. Er tat dies aber bissigerweise und zugleich geleitet von der Rabulistik seines Gewissens unter dem anzüglichen Hinweis, daß das Objekt, wenn auch katholischen und somit abergläubischen Ursprungs, so dennoch immerhin christliches Kirchengut sei und darum billigerweise nicht in die Hände derer ausgeliefert gehöre, die unsern Herrn ans Kreuz geschlagen haben.

Der Jud von Ulm, als ein unter solchen geschäftsüblichen Redensarten ergrauter Kenner, durchschaute unschwer die christliche Meinung. Da er aber, bei zunehmender Überlegung, ohnedies in dieser sonst so schönen Suppe manches Haar zu finden begann, und sein wohlentwickelter Instinkt für solche Sachen ihn zur Vorsicht mahnte, so besann er sich plötzlich anders. Und weit entfernt von jedem falschen Gefühl der Kränkung tat er seinen Gegenzug: er steckte den Kopf zwischen die Schultern, machte hinter gespreizten Händen eine saure Miene des Verzichts und ließ den bestürzten Verkäufer wider Erwarten bei seiner kostbaren Christenware stehen.

Nachdem er ihn dann so erst eine schöne Reihe von Tagen hatte zappeln lassen, schob er zur ferneren Führung des Handels den Döderlein vor, indem er bei sich mit Sorgfalt abwog, wieviel er sich diesen Luxus eines Strohmannes und strafgesetzlichen Windschutzes kosten lassen dürfe.

Der Döderlein, von seinem Auftraggeber mit einem tüchtigen Zehr- und Zechgeld hinlänglich ausgerüstet, zeigte sich auch sogleich der ihm gestellten Aufgabe wohl gewachsen, indem er schon bei der vierten oder fünften Maß und nach mancher frommen Rede und Gegenrede, anfänglich über den Wert, bald jedoch auch über den Unwert der christlichen Bekenntnisunterschiede den weinseligen Sigrist richtig dahin brachte, daß dieser ihm den ganzen Raub fast um die Hälfte von dem überantwortete, was er bei nüchternem Verstande vom Jud zu fordern entschlossen war. So kam es, daß dieser, nach Entlohnung des Döderlein, schier billiger zu dem Schatze kam, als ihm, bei Aufwand aller Kniffe, zuerst im alleinigen Handel mit dem Küster möglich geschienen hatte.

Zwar war der Döderlein inzwischen auch schon zu einem gerissenen Sachwalter seiner Interessen prächtig genug herangediehen, und es setzte da noch ein anmutiges Scharmützel, bis der Jud von Ulm der Habgier seines Mittelmannes ledig war. Indessen war freilich der alte Trödeljude des kaum dem Dreibein entlaufenen Flickschusters noch immer soweit Meister, daß er, von diesem scheinbar jammerswürdig über den Löffel balbiert, vielmehr ihn in aller Stille und Weisheit völlig nach Wunsch einseifte: so daß der Döderlein, unter offenbarem und beständigem Gezeter seines Genossen, allenthalben mit Gier just nach jenen Stücken langte, die ihm des Ulmers Schadenfreude oder mißtrauische Witterung

Digitized by Google

gönnte. Denn es dünkte den klugen Hebräer, daß da immerhin einige Sachen mit darunter waren, von denen keiner voraussehen konnte, ob sie sich nicht eines Tages als unverhoffte Fußeisen um die erschrockenen Beine ihres Besitzers legen möchten.

Und war solcherweis das Schmusgeld auch wirklich nicht klein, so stieß doch der Jud von Ulm bei dieser Gelegenheit nur ab, was er sowieso nicht allzugerne mit nach Hause nahm. In der Hauptsache waren das zwei Stücke. Das eine davon war die silberne Schüssel. Der schärfere Blick des Kenners hatte sie ohnedies längst für kupferversilbert erkannt. Und außerdem störte ihn einigermaßen die Inschrift, die sie trug. Auch er war, wie der Küster, am passenden Ort ein wenig abergläubisch.

Das andere Stück war der sonderbare Turm aus Bronze, dem der Trödler keinen Geschmack abzugewinnen vermochte; teils, weil ihm dergleichen selbst noch niemals begegnet war, und teils, weil er gerade von der Absonderlichkeit dieses, übrigens mit falschen oder wertlosen Steinen besetzten Gegenstandes am ehesten besorgte, daß sie auffallen könnte, und daß eine unerwünschte Nachfrage nach Herkunft und Gelegenheit entstünde. Kurz, ihm war bei gangbaren Zinn- und Silbersachen wohler; und so behielt der Döderlein dies übrige und trug es an einem Abend im Frühjahr in seinem rotgetüpfelten Tuche heim. In der Küche baute er Turm und Teller auf dem Tische, wie zum Trutz, vor seiner Schwester auf und rühmte rülpsend seine Schlauheit und seinen zunehmenden Handelsgeist. Die Schwester schaute, solang es ging, geflissentlich beiseite und kümmerte sich nicht um sein Geschwätz. Endlich aber war es Zeit, abzuräumen zum Abendbrot. So schob sie den Turm zur Seite und griff nach dem Becken. Sie sah auf dem Rande die Inschrift und irgend etwas zwang sie, zu buchstabieren und zu drehen. Und mit erstarrenden Augen las sie die Worte:

Heylig Guet — In Narenhändten —
Thut kein guet — Dieweylen sie's schänden.
Im 1632 Jahr uns. Herren Geburth.

Die Schwester, die Schüssel in ausgestreckter Hand, wich langsam zum Herd zurück, wo der kleine Leonhard auf seiner Bank kauerte und sich vor dem gefährlich weinäugigen Oheim zu verkriechen trachtete. Unwillkürlich stellte das Weib sich vor ihr Kind, als müsse sie's vor bösen Mächten schützen und sagte endlich mit einer Stimme, die von abergläubischem Grauen tonlos und unwirklich geworden war: „Dich hat heut unser Herrgott angeredet, Cyriak. Trag das Sach' da an seinen Platz zurück, von wo's genommen ist worden. Oder du bringst Unglück ins Haus."

Dem Döderlein summte der Wein im Schädel, als er sie mit zufriedenem Vergnügen anschrie: „Und wenn unser Herrgott einen Engel neben dich hinstellen wollt', daß er mir noch mehr sottene Schüsseln wiese, so nix wie her damit, sag' ich, ich will sie schon an den Mann bringen und du sollst mir noch einmal Spätzle mit Nieren drin schmälzen!"

Zu diesen Worten lachte er blödpolternd und frech, bis er dann auf einmal mit einem Grunzer abbrach, als er inneward, daß ihm eigentlich so war, als sehe er plötzlich die Schwester am Herde verdoppelt und das silberbleich blinkende Gerät in ihren Händen zweimal schwankend gegen sich ausgereckt.

Die Schwester rührte an diesem Abend keine von den Speisen an, die auf dem Tische standen und von denen Cyriak Döderlein, ihr Bruder, aß.

Der kleine Leonhard aber, dessen niemand weiters achtete, hatte sich inmittels heimlich des bronzenen Türmchens bemächtigt und spielte mit ihm nach seiner stillen Art. Und das Kind wunderte sich sehr über den riesengroßen Schatten, von seltsam verzerrtem Sparrenwerk und wie lebendig hin- und widerschwankenden Gestalten unheimlich durchhuscht, den das vom Herdfeuer angeglühte, liebliche Gehäus an die entfernten Wände warf.

⁂ ⁂ ⁂

Falls jene alte Hand, welche mit sauberer Kunst Anno 1632 die vermeldeten Reime in den Rand der Taufschüssel grub, sich, wie naheliegend zu denken, von der Meinung hatte leiten lassen: es wohne vielleicht in solchen Worten eine Warnung oder gar eine heilsame Abschreckung für etwaige unberufene Besitzergreifer, so hatte sie mit all ihrem Fleiße nur soviel erreicht, den künftigen Jahrhunderten ein eben nicht sehr günstiges Zeugnis von der Menschenkenntnis ihres weiland Inhabers zu überliefern:

Digitized by Google

da denn ein gutes Stück, mit so rarer und kurioser Inschrift geziert, dazu noch durch eine Jahreszahl in ihrem seltenen Alter bezeugt, vielmehr geeignet scheint, ebenso die Liebhaber, wie die Schätzung seines Wertes nur zu vervielfachen. Denn welcher glückhafte Käufer möchte auch wohl auf den Gedanken geraten, die mit Aufschlag bezahlte Narrenmahnung überflüssigerweise auf sich selbst zu beziehen?

Kurz, die Schüssel war, kaum gesehen, schon verkauft und zwar zu einem schönen Preise. Und wird vermutlich heute noch auf irgendeines reichen Mannes Schrankgesimse stehen, unentschieden, wem zur höheren Genugtuung und wem zum Spott. Die Kaufsumme fiel dem Döderlein nach manchem flauen Monat wieder einmal wie ein Gewinnlos aus seiner Altertumsjagd und Geschäftigkeitslotterie in den Schoß, seinen ausschweifenden Phantasien von märchenhaften Zufällen gleichsam neu zur Bestätigung; seiner Habgier jedoch und seinem Vorwärtstaumeln in immer verwegeneren Unternehmungen zum unaustilgbaren Stachel.

Es wiederholte sich aber zunächst nur der alte Umlauf: mit dem gefundenen Gelde verplemperte sich der kenntnislose Flickschuster in allerlei unfruchtbaren Händeln, indem er bald überschlau und filzig die guten Sachen stehen ließ, bald blind und dreist den ärgsten Unrat in Massen zusammenlas und für teure, weil weggeworfene Groschen nach Hause schleppte. Der täglich erwartete neue Treffer aber blieb aus. So waren nach kurzer Frist der Beutel und das Bierglas wieder leer. Auch das steinbesetzte Bronzekästchen wollte durchaus keinen Käufer finden; und so war es schon stillschweigend zum Spielzeug des kleinen Leonhard geworden. Dem enttäuschten Döderlein fraß sich indessen eine tiefe und sinnlose Wut in die Seele, die, je grundloser sie sich nach außen, anstatt gegen ihn selbst kehrte, desto tückischer nach einem Ziel und Gegenstande fahndete.

Dazu nun war freilich der Jud von Ulm der Nächste. Und eben, weil das Geschäft mit der Schüssel so über Erwarten wohl geraten war, so entnahm daraus der Flickschuster um so mehr, daß ihn der Jud bei diesem kapitalsmäßigen Hauptschlag mit lumpigen zwei Stücken abgefunden habe, davon zudem nur das eine etwas taugte. Der Ulmer hingegen, der inzwischen gleichfalls mit der Kirchenbeute nur durchweg gute Erfahrungen gemacht hatte, ward, als er vom Glücke mit der Schüssel erfuhr, gelb im Gesicht vor Reue und Neid. Und da er nun nachträglich zu der Überzeugung gelangte, daß der gesamte Schatz des Küsters einen unvergleichlichen Glückskauf bedeutet hatte, so versuchte er auf allen erdenklichen Schleich- und Zickzackwegen sich auch des sonderbaren Kästchens wieder zu bemächtigen, das er dem Döderlein erst so listig aufgeschwätzt hatte. Der aber, obschon er doch nirgends einen Liebhaber für das Ding sah, versteifte sich nun seinerseits: schon um dem Juden nicht zu gönnen, was er begehrte. Und lief diesem jedesmal, so oft der das kleine Turmgehäuse wieder erblickte, ein Geprickel übers Herz und das Grüne in die Augen, so schob jener, der dies mit Behagen wahrnahm, das Kästchen vor seinen Augen geflissentlich dem Kind auf seiner Bank zu, sprechend: „Da, 's ist genug heut mit Löffeln, Bub. Guck, da hast dein Häusle, 's pfeift ein Mäusle drin, was mainscht, kannst's fange?“ Und tat zu dem kleinen Leonhard so gönnerisch, wie sonst sein Lebtag nicht. Zum Jud von Ulm aber sagte er: „Ich hab's dem Buben geschenkt. Er tut so gar arg damit. Es ist mir auch schon grad lieber so, es bleibt sein, als daß mir das Kästle in ungute Händ' kommt, wo mir nicht passen könnten.“

Der Jud von Ulm wurde darüber endlich hitzig und giftig. Der Döderlein wurde saugrob und gefährlich. Zuletzt spie der eine dem andern Betrug, Lug, Diebstahl und alle Gemeinheit ins Gesicht; und also sprang aus diesem letzten Kompaniegeschäft der ehemals so genauen Freunde der nackte Haß und die unverhüllte Todfeindschaft hervor.

Es traten daneben aber auch bald noch andere Mißquicklichkeiten zutage, die dazu bestimmt schienen, dem angehenden Altertumshändler einen Vorschmack zu vermitteln von den mancherlei Nöten, Ängsten und Widerhaken, welche mit dem sonst so bequemen, kurzweiligen und gewinnversprechenden Antiquitätenwesen verknüpft sind: indem es überall in der Natur einem Gesetze zu entsprechen scheint, wenn derjenige, welcher sich großer Vorteile und unverhoffter

Digitized by Google

Glücksnießungen frei erfreuen will, auch einen gewissen Einsatz zu wagen gezwungen ist; und daß der Fuchs, weil ihm mitunter mühelos ein ganzer Taubenschlag schön beisammen oder ein gefülltes Hühnerhaus zubereitet ist, dafür auch einen lockeren Balg haben und allerhand Sorten von Widerlisten und Mühsalen auf Vorrat halten muß.

Nicht anders erfuhr auch Meister Döderlein die Schattenseiten seines Berufs aus Anlaß derunerwarteten Nachricht, daß von des Sigristen merkwürdigem Christenwandel manches ruchbar geworden war, weswegen man ihn seines Dienstes vorläufig entsetzt hatte und eine Untersuchung wider ihn anhängig wurde. Zwar fürs nächste war da nur von Amtsverfehlungen die Rede; aber es gingen doch auch schon halbdeutige Gerüchte von gewissen unsauberen Händeln und was die in solchen Fällen hundertzüngige Sage nur vermutungsweise und vielleicht gänzlich erdichtet in den Schenken herumtrug, das deutete sich der Döderlein zu seiner Not und Bedrängnis. Und solcherweis hatte er von dem Umstand, daß viele Meilen weit entfernt von Biberach der Teufel sich eine reife Seele vom Baume schüttelte, den ungebetenen Genuß, die sonderbaren Erschütterungen bis in die Wurzeln getreulich mitzuspüren, die nun einmal von dergleichen Operationen nicht wohl abzutrennen sind; so daß ihm an vergällten Tagen und schreckhaften Nächten nichts geschenkt blieb. Und hundertmal berechnete er sich nun, aus alter Gewohnheit des Morgens auf seinem Dreibein hockend und das Wachsleinenheft mit seinen Handelsbemerkungen zwischen den Beinen, mit schwitzender Stirn den Tatbestand:

Der Küster würde gewiß nichts verraten. Er selbst sodann hatte die Schüssel an einen Landesfremden verkauft; wenn ihm recht war, an einen Seehasen oder Schweizer. Auch da war also keine Gefahr mehr. Blieb zuletzt nur noch das Turmgehäus. Was dies betraf, so entschloß er sich nicht schwer, es für die nächste Zukunft aus seinem Handel ganz zurückzuziehen und es in die Verborgenheit zu setzen. Nur wie er es verschwinden lassen sollte, bereitete ihm Kopfzerbrechen. Denn seine kahlen Wände waren jedes ordentlichen Schlupfloches bar, und keine Erfindung schien ihm sicher genug. Bis er zuletzt auf das Nächste zurückfiel, und was er dem Jud von Ulm aus Bosheit vorgeredet hatte, für den klügsten Gedanken erkannte: das Ding nämlich dem kleinen Leonhard in der dunklen Küche zum Spiel zu lassen, damit es dort, wenn ja es soweit kommen sollte, vom Landjäger als eine geringfügige Sache und gänzlich unbeachtete Nichtigkeit angetroffen werde, die, wer könnte sagen wann, einmal mit anderem Altkram unschuldigerweise hereingeweht war.

So blieb am Ende nur noch der Jud von Ulm selber übrig, der ihn verraten konnte und der dies aus Haß und Schabernack gewiß auch tat, sobald bei ihm sich etwas fand und nachgewiesen wurde. Gern hätte der Döderlein jetzt das Kästchen in den Händen seines verflossenen Kumpans und sich selbst in Gottes Namen aus all dem Schlingwerk und Schlamassel entronnen gesehen, wenn dies noch angängig gewesen wäre. So aber schlug er vergebens hierhin und dorthin seinen Faden, wie er auch von dieser Seite her seine Spur verwischen oder dem Jud von Ulm das Maul stopfen könnte.

Kurz gesagt, er saß jetzt oft bei solchen Berechnungen um viele Male bedrängnisvoller und reuiger in seiner Werkstatt, als damals, da er wegen eines Sonntagsrausches zahlungsunfähig und deswegen erstmals zu dem Beschluß gediehen war, eine arme Witwe um Geld und Kupferstich zu prellen.

Mit alledem noch nicht genug, so erwies es sich, daß ihm aus dem Zerwürfnis mit dem Ulmer auch weiterhin nichts als eitel Ungewinn und Tapserei erwuchs. Denn er sah sich mit seiner Umsicht und ganzen Weisheit einfach aufgeschmissen, sobald er der verschmitzten Weisungen und der gewandten Kundigkeit des zu seinem Berufe schlechterdings geborenen Hebräers beraubt war. Und alles, was da früher selbstverständlich glatt und nutzreich vor sich gegangen war, das zockelte nun holperig, mühsam und verdrießlich dahin. Und zwischen Hin- und Heimweg war meist mehr verschüttet als geschöpft.

So nahm es mit dem planlosen Gewerbe rasch seinen unaufhaltsamen Krebsgang, und manch ein anpochendes Mal hätte sich jetzt der Döderlein, dem doch noch

Digitized by Google

keineswegs all und jeder Sinn für Vorwärtskommen und bürgerlichen Erwerb abhanden gekommen war, gern wie erlöst und neugeboren wieder über einen Schuh und rechtschaffenen Lederfleck gebückt, hätt' ihm sein Handwerkszeug nur rings noch in den leeren Fachen gesteckt. Dort aber verfilzten und verfaulten ihm nur die stahlgestochenen Ansichten vom Niederrhein, die er dafür ertauscht hatte.

⁂ ⁂ ⁂

Die Wahrheit blieb, daß in dem verfallenen Haushalt bloß die Schwester noch, zusammen mit dem kleinen Leonhard, die Stützen und Triebräder waren, durch deren armen, aber regelmäßigen Verdienst das Dasein sich fristen und eben nur so weiterwursteln ließ. Was die Schwester anging, so hatte diese sich von jener Stunde an, da sie, die Schüssel in ausgestreckten Händen, dem Bruder die Inschrift wies, jeder weiteren Einmengung und Teilnahme an dessen Gebaren entschlagen. Ihre stärksten Worte waren gesagt; sie fühlte sich keiner Mitschuld mehr teilhaftig und vermied es mit Fleiß, sich auch nur durch Einrede oder sonstigen Widerstand in Berührung mit dem Ärgernis zu setzen. Um aber ein für alle mal ihrer beharrlichen Weigerung, anfallenden Verkäufen im Trödelladen, in Abwesenheit des Inhabers vorzustehen, Bestand und Nachdruck zu verleihen; dazu vielleicht auch aus einem abergläubischen Drange, die Lebensgemeinschaft mit dem Gott mißfälligen Bruder durch frommen Umgang, Fron und Nähe des Heiligen abzubüßen, suchte sie und fand im Spittel der Stadt einen Laufdienst schier um den nackten Gotteslohn; wo sie denn hinfort die meisten, abkömmlichen Stunden des Tages zubrachte und auch bald den kleinen Leonhard zu allerlei Handlangungen mitnahm, dem frommen Hause eingewöhnte und den Ordensschwestern und alten Austragmännlein und -weiblein zu Diensten, mannigfachem Spaß und Anerkenntnis in Obhut gab.

Das Büblein befand sich dabei aufs beste. Und manchen Tag, wenn der Oheim über Land war, kam's mit der Mutter gleich des Morgens früh, sein ganzes Schnitzelwerk im Arm, fröhlich und aufgeregt, als wie auf Besuch zu lauter guten Döten und Basen. Und freilich war das dann ein ander Ding im frühlingswarmen Spittelgarten, wo schon die dicken Ahornbäume ihre ersten, zartgrünen Blätter in die schöne Gottessonne streckten, als wie im dunklen Herdwinkel daheim auf der einsamen Küchenbank. Denn es hielten alsdann die Pfründnersleute zufrieden und nichtstuerisch die rings verteilten Bänke in klugem Wechsel besetzt, je nach dem Sonnenstand; wärmelten die morschen Glieder und schwatzten von meist längst vergangenen, darum aber nicht minder denkwürdigen Begebenheiten, indes der kleine Leonhard im Sande ihnen stillvergnügt zu Füßen saß, verträumt und aufmerksam zugleich, und seine Li ffel schnitt.

Ganz im besonderen aber herrlich traf es sich, daß da ein alter Kauz und Invalide mit darunter war, den sie den Hölzlemathes hießen und der im Spittel nicht etwa nur so das Gnadenbrot der Gemeinde aß, sondern mit einem geringen Vermögen sich ehrbar und ordentlich eingekauft hatte. Daneben er noch seine kleine Invalidenrente bezog, welche er alleweil frei und hörbar im Sacke klimpern ließ: wodurch er im Verein der Spitteler ein starkes Ansehen genoß und so im Altmännerhaus eine Art von Hauptperson vorstellte. Der Hölzlemathes, seines ehemaligen Zeichens ein Vergolder und gelernter Faßmaler, trug seinen übrigens nicht ungern gehörten Übernamen aber darum, daß er, statt seines rechten Fußes, bis zum Knie ein Holzbein führte, welches er, wo immer er ging und stand, höchst nachdrucksvoll und unverzagt aufzuklopfen liebte, wie ein kartelnder Bauer am Sonntag seine Wenzel: wovon sein Auftreten jederzeit ein sehr martialisches Ansehen gewann, so daß es klang, als sei der Stelzfuß zumindest bei Gravelotte oder Sedan fürs Vaterland erworben. Dem war aber leider nicht so; sondern es war ihm das Original in Gott weiß was für einer, doch jedenfalls nur friedlichem Gewerb und Wandel frönenden Maschine stecken geblieben. Und es lag demnach, zur bescheidenen Bereicherung der menschlichen Tragikomödie, hier der Fall so, daß der Inhaber dieser grausamen Verstümmelung, noch nicht einmal zum Trost für ausgestandenes Leiden, zum Opfer desjenigen Unglücksfalles geworden war, welcher seinen Neigungen am meisten

Digitized by Google

entsprochen hätte. Vielmehr war er, der nie Soldat gewesen, wohl aber von einer einbildungsreichen Begeisterung für den kriegerischen Stand abzulassen zeitlebens nicht imstande war, nun darauf angewiesen, sein sang- und klanglos eingebüßtes Bein durch allerlei nachträgliche Flunkereien zu verherrlichen. Und so erzählte er, unerschütterlich vor Gläubigen wie Ungläubigen, die buntesten Abenteuer aus dem Siebenziger Feldzug, wobei ihm zustatten kam, daß er einst in jungen Jahren zu Straßburg das Handwerk gegrüßt hatte und hernach bis Zabern ins Französische vorgestoßen war; und jedesmal auf dem Gipfel seiner Erzählung, es mochte diese im übrigen welchen Verlauf auch immer genommen haben, verlor er sein Bein. Dann hieb er mit seinem Krückstock in derbem Soldatenmut hart auf den vorgestreckten Stelzfuß und endigte: „Seht, Mannen und Weiblen, so ein Hölzle am Mathes ischt währle anneweg noch besser, als wie ein Mathes am Hölzle, verstandez-vous, quer angeschrieben, draußen im Anger; han i recht, oder nette?" Und er erwarb sich mit dieser rednerischen Schlußfigur jedesmal wieder den versöhnten Beifall aller Zuhörer, die an gesunder Lebensweisheit ihr Gefallen haben, mochten sie ihn sonst ernst nehmen oder nicht.

Den kleinen Leonhard aber hatte der Hölzlemathes ganz und gar in sein Herz geschlossen; sei es, daß ihn dazu jene natürliche Zuneigung trieb, die den Krüppel an seinesgleichen anschließt; sei es, daß es die Gevatterschaft im Handwerk war, in welche sich unwillkürlich der alte Faßmaler mit dem angehenden, kleinen Holzbildhauer versetzt sah. Denn das Bürschlein hatte unterweilen im Schnitzen und Verzieren seiner Löffelstiele nicht unmerkliche Fortschritte getan, dem Studium jenes alten Dürerstiches und so mancher, schön gebildeter Altdinge mancherlei Früchte abgewonnen und, weil es bei den Abnehmern an Beifall und Aufmunterung nicht mangelte, mit Erfolg sich zur Ausführung von allerlei figürlichem Bildwerk aufgeschwungen. Und es fand sich jetzt an seinen Stielen mitunter nicht nur dies und das erkennbare Getier: als Löwenköpfe und Fischweibchen, so den alten Truhenleisten und Verkröpfungen abgeguckt waren, sondern es kam da, aus dem schmalen Schaft gemeinsam hervorwachsend und von zunehmender Wohlgestalt wohl auch ein Engelpaar zum Vorschein, das sich mit Flügeln schön entfaltete und ganz zuoberst, zur abschließenden Rundung des Griffes, eine Krone gar künstlich mit Händen über sich trug und stützte.

Der alte Mathes sah solche Werke mit Erstaunen aus den Händen seines Freundes hervorgehen; und alsbald erfaßte ihn ein lebhaftes Bedauern, daß diese Kunstgebilde nicht mit einem schönen Überzug von Kreidegrund und einer gehörigen Weingeistvergoldung versehen werden sollten; und es juckte ihn sein altes Handwerk in allen Fingern. Auch reizte ihn das Verlangen, einem so kunstfertigen und dazu so lernbegierigen Lehrling die glorreichen Geheimnisse und Wunder seiner ehemaligen Hantierung zu eröffnen, dermaßen, daß er eines Tages entschlossen seine Ganghölzer in Marsch setzte und was im Städtchen an Werkzeug und sonst benötigten Materialien erreichbar war, zusammensuchte, indem er es teils alt kaufte, teils Entbehrliches ausborgte und so im Handumdrehen auf seiner Kammer im Spittel eine Art von Vergolderwerkstatt in Betrieb nahm. Und war der Hölzlemathes für das neue Unternehmen, das ihn in schöne Zeiten zurückversetzte, ganz Feuer und Flamme, so kam dem kleinen Leonhard die Sache schon gar betäubend und paradiesisch vor. Denn was er da zu sehen bekam an Farbtöpfen, gelb, rot und blau, an allerlei Gläsern mit glänzenden Lacken, an unbeschreiblich ahnungsreich und unbekannt nach Spiritus und allerlei Balsam duftenden Häfelchen, Flaschen und Fläschchen, die verklebt und vom Harze halb verblindet waren, das regte sein ganzes Wesen und Wünschen zu stillinnerem Jubel und zu zitternder Bereitschaft auf. Als aber gar der Hölzlemathes ihm erstmals mit wichtigen Mienen ein flaches und unscheinbares Päcklein wies, das aussah wie ein Häuflein viereckig klein geschnittenen, ganz gewöhnlich gelb-grauen Packpapieres; dann die Backen blähte und zart dazwischen blies, daß das zitternde Rauschgold in den Zwischenlagen aufglänzte, da war es dem Leonhardle geradeswegs nicht anders, als hätte ein Engelwind geheimnisvoll zwischen die Alltagsdinge der sichtbaren Welt geblasen, so daß

Digitized by Google

sie ein wenig auseinanderwichen und ein geschwinder Blick in die leibhaftige, goldene Himmelsherrlichkeit offen stand.

Indessen erwiesen sich Leonhards Finger bald als begabt, auch diese empfindlichste Materie geschickt und ruhig genug anzufassen; und es hätte unverweilt ein treffliches Vergoldergewerbe anheben können, wenn nicht nach wenigen Tagen schon der widerstrebende Hölzlemathes sich hätte legen müssen, weil ihn ein Fieber schüttelte und alle Anzeichen einer ernstlichen Erkrankung sich einstellten; wodurch nun alle diese schönen Anfänge wieder in Stockung gerieten.

Der kleine Leonhard kam vor Angst und Kummer schier außer sich, als er seinen sonst so fröhlichen Freund nun fremd und abgemattet unter dem rotgewürfelten Deckbett glühen sah; und das stille Kind gebärdete sich wild und verzweifelt, als man es von dem Kranken abscheiden und ihm den Aufenthalt in dessen Stube versagen wollte. Da jedoch auch der Kranke ohne Unterlaß und mit erregt bittenden Augen in allen Winkeln herumsuchte, sobald sein kleiner Kamerad verschwunden war, und der Arzt nach einigen Beobachtungstagen keinen Anlaß mehr fand, ihm die Gesellschaft zu versagen, so durfte fortan das Büblein fast nach Belieben in der Krankenstube weilen und dem Hölzlemathes die Langeweile helfen vertreiben. Das tat das Leonhardle, indem es die meiste Zeit neben dem Bett am Boden saß und nur bescheidentlich mit seinen Gerätschaften klapperte, wenn ihn in seiner Emsigkeit ein neues Probiergelüste ankam. Der Kranke schaute dazu unverwandt aus seinen Kissen nieder und ließ es sich nicht nehmen, ab und zu, wenn auch mühsam und mit leiser Stimme, eine Anweisung zu geben. Selten, daß sonst ein Wort gewechselt wurde.

Aber einmal wandte sich der kleine Leonhard aus seiner Werkversunkenheit plötzlich empor und begann einigermaßen zaghaft: „Hölzlemathes?"

Der Kranke drehte den Blick. „Hä?"

„Hölzlemathes, hast du da immer ein Holz gehabt, wo andere Leute einen Fuß haben?"

Der Hölzlemathes grinste und schüttelte den Kopf.

„Wo hast du denn dann dein Bein?"

„Bei den Franzosen drüben hab' ich's gelassen."

„Was machen denn die Franzosen damit?"

„Eingescharrt haben sie's, dummer Bub." Und stolz fügte der Hölzlemathes hinzu, wie aus Gewohnheit eines größeren Zuhörerkreises: „Mein Bein selig ruht so gut, wie nur eines im ganzen Deutschen Reich, im tapferen Feindesland."

Nachdem Leonhard diese sowieso etwas unklare Rede, als ihn weniger angehend, überhört hatte, fuhr er nach einer Pause fort: „Und wenn du stirbst, Hölzlemathes, kommst du dann in Himmel?"

Der Mann im Bett zog ein mißtrauisches Gesicht. Er hob die Stirnfalten und antwortete: „Ei freile, dummer Jockel, dummer. 's hat aber alleweil noch Zeit, schätz' ich."

„Da hast du dann auch zwei Flügel wie die Engelein und brauchst dein Bein gar nicht mehr?"

„So Gott will," brummte Mathes.

Wieder Pause. Dann, mit besorgter Stimme, das Büblein: „Du, Mathes, glaubst du, daß dein Bein, das die Franzosen haben, auch in Himmel kommt?"

Der Mathes versuchte, sich aufzurichten und schaute den Frager fast erschrocken ins Gesicht. Als er aber in die hell und zutraulich erhobenen Kinderaugen sah, kribbelte ihn, trotz seines öden Fieberschädels, der Gispel, der in ihm saß, und indem er sich zurückfallen ließ, gab er zur Antwort: „Warum denn nicht?"

„Wird dir's dann wieder angemacht?"

„Wohl, wenn ich's unterweilen in dem Trubel find', am Jüngsten Tag."

„Wenn du's aber nicht kannst finden?"

„Vielleicht, daß ihm dann auch zwei Flügel wachsen, und wir flattern selbander im Himmel umenand," machte tiefsinnig der Mathes.

Leonhard besann sich.

„Das wär' mir auch lieber," sagte er dann ernsthaft.

„Warum?" verwunderte sich nun der Mathes.

„Weil ich dich mit zwei Füßen vielleicht nicht möcht' wiederkennen, wenn ich nachher zu dir in Himmel komm'," sagte das Büblein.

Der Alte gluckste und schwieg. Hernach

Digitized by Google

An der Tränke

Bronzebildwerk von E. von Benzinger

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

wischte er sich die Augen und höhnte: „Wirst mich schon kennen hernach, Bub, am Einbein. Das andre wird so schon nicht in Himmel kommen, schätz' ich."

„Warum denn nicht?" erschrak Leonhard, der sogleich auch für das abwesende und ihm ganz unbekannte Bein seines Freundes Partei ergriff.

„'s ist ein Lugenbein, das fährt wohl zum Teufel in die Höllen. Von mir aus!" sagte der Mathes. Und er staunte bei sich selbst über seine weltgerichtliche Entdeckung, welche ihm, im Hinblick auf seine lebenslange Eulenspiegelei mit dem Heldenbein, sehr zupaß kam: Indem es ihm nun plötzlich so schien, als gehe alle Lüge und Prahlhanserei von jenem in Verlust geratenen Gliedmaß aus und als sei nicht er es, sondern das tote Bein im Elsaß, das sich als ein Windbeutel und Schwindelmeier für etwas anderes ausgab, als was es war; wobei der alte Narr sich denn mit dem ehrbaren Überreste seiner Person wohl befand.

Inzwischen aber waren Leonhards Gedanken in einer anderen Richtung weiter gegangen, und er fragte: „Hölzlemathes, hast denn gar keine Angst?"

Der Alte fuhr bei diesem Wort aus Kindermund aus seiner Profitlichkeit jäh empor, und sein angerufenes böses Gewissen stotterte: „Angst, Büble, wie meinst das?"

„Halt, daß du einen gar so wüsten Stelzfuß mit in Himmel nimmst, wo's doch dort so fein ist."

Der Kranke sank erleichtert zurück: „Da laß du andre sorgen. Das wird si schon mache lau."

„Du, Mathes, ich weiß was."

„Was?"

Das Kind sprang auf und griff nach dem abgeschnallten Klumpstock, der in der Ecke lag: „Ich schnitz' dir dein Holzbein mit lauter Blumen und Engeln und Kronen, so arg schön ich kann. Und dann muß ich dir's vergolden, und alle Farben kommen dazwischen, daß die Engelein im Himmel sich verwundern müssen und dich gern haben, wenn du kommst. Gelt, das tu' ich?"

Dem Alten, obschon er sich im geringsten nicht mit dem Wunsche trug, jetzt schon seine jenseitigen Angelegenheiten so völlig reisefertig geordnet zu sehen, ward von des Bübleins Reden wunderlich wehmutsvoll und halbwegs fromm zumute. Er nickte deswegen nur sachte, nicht ohne eine kleine Bänglichkeit, mit dem Kopf. Und bald, nach einer Zeit des Nachdenkens, seufzte er merklich auf und brummte: „Tu's nur, Bürschle, tu's. Hast du mir das zulieb getan, so möcht' unser Herrgott am End' auch einmal ein Aug' zudrücken wegen meiner. Vielleicht, wenn Not an Mann geht, daß ich ihm dann deinen Stelzfuß werd' vorweisen, so kann er sich auch nicht lumpen lassen. Denn nix Gewisses weiß mer net."

Während so der Mathes in seinem erweichten Gemüte nicht unbesonnen den entferntesten Möglichkeiten Rechnung trug, hörte aus all den heilsamen Erwägungen der kleine Leonhard nur die erwünschte Zustimmung zu dieser neuen, herrlichen Aufgabe, für die sein ganzer Sinn nun auf einmal lichterloh entbrannte.

Noch zur Stunde ließ er alles liegen und stehen und warf sich mit seinen schwachen Kräften und kleinen Messern ganz und gar auf den groben, glatt und hart vom Gebrauch polierten Storz. Es fand sich zum Glück, daß dieser nicht des gewöhnlichen, buchenen Ursprungs, sondern aus schönstem Nußholz geschnitten war, weiß Gott welchem vornehmen Krüppel einst zu Ehren; denn der Hölzlemathes hatte ihn als gebraucht und durch Gelegenheit erworben. Nun schmunzelte der alte Geck aus seinen Kissen heraus und, da er schon nach kurzer Zwischenzeit die bedrohliche Jenseitsanwandlung überwunden hatte, so malte er sich's jetzt als einen Kapitalspaß und als eine, das Spittel, ja die ganze Stadt mit Aufruhr erfüllende Begebenheit vor, wenn er zum erstenmal, neugenesen, auf einem kunstvoll geschnitzten und rundum blitzblank vergoldeten Stelzbein durch den Spitalhof und über die Gasse stampfen werde. Und als er solcherweise über den Wert der neuen Narretei mit sich erst recht im reinen war, da stieß ihn vor Vergnügen der Bock dermaßen, daß es ihn nicht mehr ruhig unter der Decke ließ. Sondern, als seien Krankheit und alle Übel gänzlich von ihm geblasen, setzte er sich im Bett auf und kommandierte bald den Leonhard hin und her und über-

Digitized by Google

bot sich selbst in Entwürfen, indem einer immer stattlicher ausfiel, als der andere, wie das Bein recht wirkungsvoll aufzubauen und mit allerhand Bildwerk zu bedecken sei. Und einmal sogar, als der Kleine seiner Meinung nach im Begriffe stand, einen unbedachten Fehlschnitt zu tun, da fuhr der Mathes mit Fuß und Schenkelstumpf zugleich aus der Bettstatt, schrie: „Halt, Bürschle! Wirst du mir wohl mein schönes Bein nicht verhunzen!“ und fiel dann, halb ohnmächtig vor Schwäche, auf sein Lager zurück, wo er nachher noch lange fortbruttelte.

Dem Leonhard seinerseits stand mittlerweile die Grübelfalte deutlich über der kleinen Nase; und schon am nächstfolgenden Tag kam er mit seiner neuesten Planung zum Vorschein

Der Oheim war wieder auf ein paar Tage außer dem Haus. So wagte es der Bub, nahm, obwohl ihm aufs strengste verboten war, das ihm zu zeitweisem Spiel überlassene Bronzekästchen selbst nur aus der Küche zu verschleppen, das schöne Gerät unter sein Jüppchen und kramte es voller Genugtuung am Bett seines Freundes hervor: „Siehst, Hölzlemathes, so müßt' dein Bein aussehen,“ sagte er und wies auf die gotischen Spitzbogen, die das getürmte Gehäus umgaben, meinend, er wolle nun auch um den Stelzfuß, schön im Sechseck, solche schlanke und hohe Scheinarchitekturen legen.

Der Hölzlemathes nahm verwundert den Schrein zur Hand und besah ihn genau. Er erkannte, mit kirchlichen Gegenständen hinlänglich vertraut, recht wohl, daß dies Gehäuse einen Behälter für die geweihte Hostie vorstellte, eine sogenannte Pyxis also; oder, wie das Volk es nennt: einen Herrgottsturm; und zwar künstlich aufgebaut und reich verziert nach der frommen Weise gotischer Feinschmiedekunst. Auch dämmerte dem alten Vergolder aus ungewissem Hörensagen sowie mit natürlichem Verstand, wie beides seinem Handwerk nahelag, etwas Ungefähres von dem Werte solcher alter Kunstübung sowie von deren Schätzung bei den Kennern. Er veranlaßte also im Laufe des Vormittags, daß man ihm Leonhards Mutter heraufschickte.

Da setzte er denn dem Weibe, mehr umständlich als deutlich, auseinander, daß er wohl meine, dies sei eine rare Sache und dafür könne einer, bei klugem Anstellen, gut seine fünfzig, sechzig Mark lösen, wenn nicht mehr. Und da die Mutter, gemäß ihrem hartnäckigen Beschluß, von alledem nichts hören wollte, maulend: das Zeug gehe sie gar nichts an, sie wolle damit nichts zu schaffen haben, und der Flickschuster möge damit nur machen, was er wolle; so nahm der Hölzlemathes das Ding noch bei einem andern Zipfel und redete, der sonst nicht zwanzig Worte ohne eine Schnurrpfeiferei von sich geben mochte, so ernst, wohlmeinend und welterfahren auf sie ein, daß sie, so mißtrauisch sie gekommen war, wohl merken konnte, wie treuherzig er es diesmal meine: Wozu eine Mutter denn da sei, wenn nicht dazu, um auf ihres Kindes Glück zu achten? Ob sie sich denn gar nichts denke bei des Leonhardles offenkundigen Gaben? Das Kind müsse einmal ein Bildschnitzer, oder auch ein Vergolder, wenn nicht vielleicht gar ein Maler und Künstler werden; auf keinen Fall aber dürfe solch einem Drang, auf den Gott selbst mit Fingern weise, aus Unvernunft ein Damm der Kleinmütigkeit und des Mißverstandes entgegengesetzt werden; sondern das Kind müsse, je eher je lieber, einer Kunstgewerbeschule, vorerst einmal zur Prüfung, übergeben werden; und da sei so ein Batzen Geld, wie der, so aus dem Schrein zu ziehen, gefunden wie gerufen. Und der Alte ließ nicht locker, bis ihm die Frau versprach, ihm den Buben zu überlassen, sobald er nur wieder kratteln könne, damit er in eigener Person mit ihm in Gottes Namen auf Ulm hineinfahre und dort des Kindes Fertigkeiten samt der Hostienbüchse dem Gewerbelehrer vorführe.

Währenddem saß der kleine Leonhard in einer Ecke der Krankenstube und vernahm kein Wort von allem, was da über ihn verhandelt wurde. Denn er war mit seinem ganzen Geiste auf den Stelzfuß versessen, den er eifrig zwischen den geklemmten Knien drehte und auf dessen Oberfläche er soeben zu sechs umschließenden Spitzbögen, mit Engelfiguren versehen, die darinnen, wie in Nischen, stehen sollten, die ersten Umrißlinien entwarf. (Schluß folgt)

Digitized by Google

Kilid-ül-Bahr mit Fort. Am Verschlußpunkt der Dardanellen auf der europäischen Seite

Die Dardanellen. Von ***

Mit fünfzehn Abbildungen nach Ölbildern von Amandus Faure

Es gibt keine zweite Großstadt in der Welt, die sich einer so geschützten Lage zu erfreuen hat, wie Konstantinopel, und man versteht schon aus diesem Grunde, daß Kaiser Konstantin das damalige Byzanz zur Roma nova erhob, zur neuen Hauptstadt des Römischen Reichs. Das Goldene Horn galt bereits im Altertum als einer der größten und sichersten Ankerplätze der Erde; zwei Meerengen sperren dazu die Stadt in Nordosten und Südwesten ab: der Bosporus und die Dardanellen. Beide Wasserstraßen sind ein in der jüngeren Pliozänzeit auf dem Festlande gebildetes und dann unter das Meer getauchtes Erosionstal eines ehemaligen Flusses, das mitten durch das zu einem sanftwelligen Plateau abradierte Devongebirge und die nördlich vorgelagerten Basaltfelsen hindurchführt. Der Bosporus beherrscht den Eingang zum Schwarzen Meer, zu dessen Erzwingung unter den politischen Verhältnissen der Gegenwart nur die russische Seemacht in Frage kommt, die Dardanellen beschützen die Einfahrt vom Ägäischen Meer aus, das der Gesamtflotte der Mittelmeerländer und Großbritanniens offen steht: sie bilden in der Tat den „Schlüssel Konstantinopels".

Ihre Geschichte verliert sich im holden Purpurdämmer des griechischen Mythos. Hellespont nannten sie die Alten, weil in ihrem blauen Wasser Helle ertrank, die Tochter des Athamas und der Nephele, als sie sich auf der Flucht vor ihrer bösen Stiefmutter Ino mit ihrem Bruder Phrixos auf einem goldenen Widder über das Meer tragen ließ. Ihr heutiger Name ist auf die Stadt Dardanos auf der asiatischen Seite der Meerenge zurückzuführen, über die einst Äneas herrschte, der Troerheld, und wo 84 v. Chr. Sulla mit Mithridates Frieden schloß.

Zu allen Zeiten haben die Dardanellen eine bedeutende Rolle gespielt. Xerxes und Alexander schlugen hier ihre Brücken über das Meer; am Ägospotomoi, der „Ziegeninsel" südlich von Gallipoli, wurde der Peloponnesische Krieg entschieden. 1356 überschritten die Türken die Dardanellen, als sie unter Suleiman ihre Sturmflut nach Europa wagten. Die Kämpfe zwischen ihnen und den Venezianern im 15. und 17. Jahrhundert spielten sich nur am ägäischen Eingang der Meerenge ab; aber 1770 drang der in russischen Diensten stehende Admiral Elphinston bis zu dem Vorgebirge bei Kepes (Kepes-Burun) vor, und 1807 erschien Admiral Duckworth mit einem englischen Geschwader sogar vor Konstantinopel. Im Frieden von 1809 bestätigte England die Forderung der Pforte, daß kein nichttürkisches Kriegsschiff in die Meeresstraße einlaufen dürfe. Ähnliche Bestimmungen waren schon früher festgelegt worden; sie fanden im Dardanellenvertrag vom 13. Juli 1841 bestimmtere Grund-

Digitized by Google

züge, die aber nicht verhinderten, daß bei Beginn des orientalischen Krieges, im Juni 1853, die englisch-französische Flotte in der Beikosbai vor Anker ging. Im ersten Anhang zu den Pariser Friedensartikeln von 1856 wurde der Vertrag von 1841 im allgemeinen bestätigt, und nun begann die Pforte, gewitzigt geworden, mit durchgreifenden Verbesserungen der alten Befestigungen zu beiden Seiten der Meerenge. Nachdem im Londoner Protokoll vom März 1871 die Öffnung der Dardanellen für alle befreundeten und verbündeten Mächte zur Friedenszeit durchgesetzt worden war, verpflichtete der Berliner Vertrag vom Juli 1878 den Sultan neuerdings, kein fremdes Kriegsschiff die Straße passieren zu lassen. 1891 schloß die Pforte mit Rußland ein Abkommen, das der nicht armierten sogenannten Freiwilligen Russischen Flotte nach vorheriger Anzeige die Durchfahrt gestattete, und 1895 räumte die Türkei den Signaturmächten von 1878 (nicht aber Amerika, Spanien, Holland und Griechenland) das Recht ein, je zwei leichte Kriegsschiffe (als Kommissionsschiffe in Diensten der Gesandten) durch die Dardanellen bis Konstantinopel laufen zu lassen, ohne aber auf der Fahrt Anker werfen zu dürfen.

So lagen die politischen Vertragsverhältnisse, als die Türkei 1914 in den europäischen Krieg eingriff. Das Vorspiel begann mit ziemlich belanglosen Operationen der russischen Flotte im Schwarzen Meer. Der Untergang der Türkei wurde prophetisch verkündet, vor allem im Zarenreiche, wo man das „Testament Peters des Großen“ wieder ausgrub und schon das griechische Kreuz auf der Kuppel der Agia Sophia leuchten sah. Da aber Rußland durch den Bosporus Konstantinopel nicht erreichen konnte, so mußten die Bundesgenossen von der anderen Seite aus helfen. Die Dardanellen sollten von der vereinigten englischen und französischen Flotte „forciert“ werden. Daß dies kein leichtes Stück Arbeit sein würde, hatte vor Jahren einmal Lord Fisher in einer sehr klugen Denkschrift nachgewiesen. Indes man wagte es. Der Vorstoß gegen die türkische Hauptstadt galt vorläufig nicht einmal als das Wichtigste. Asquith hatte schon recht, wenn er in einer gelegentlichen Rede betonte, für den Dreiverband sei die versuchte Öffnung der Meerenge nicht sowohl ein strategisches als vor allem ein politisches Ziel. Es galt, einen verstärkten Druck auf die Balkanstaaten auszuüben, zunächst auf Griechenland, dann aber auch auf Rumänien und Bulgarien und endgültig auf Italien. Ob Italien dabei gewinnen würde, wenn die Türkei die Dardanellen verlöre, ist allerdings zweifelhaft; Cavour wie Crispi waren gegenteiliger Ansicht. Auch für Bulgarien und Rumänien könnte eine gewinnreiche Aktion der Verbündeten nur von mäßigem Werte sein, und nicht minder für Griechenland, das allen Versprechungen zum Trotz sicher nicht Herr der Inseln im Ägäischen Meere bleiben

Fort Hamidije

Digitized by Google

würde. Die Hauptsache war eine Entlastung Englands und Rußlands. England hoffte zuversichtlich, und hat sich darin auch nicht getäuscht, auf eine Abschwächung des türkischen Vorstoßes über den Suezkanal nach Ägypten. Rußland aber mußte sich den Ausfuhrweg für sein Getreide und die Einfuhrstraße für das dringend benötigte Kriegsmaterial frei machen. „Die wichtigste Folge eines günstigen Angriffs auf die Dardanellen wäre immer die Befreiung Rußlands aus seiner jetzigen Isolierung", schrieben die „Times" im Februar.

Granatlöcher am Fort Hamidije

In den Weg Deutschlands nach dem mittleren Osten sollte zugleich ein Keil getrieben und die Türkei als ernsthafter Mitkämpfer ausgeschaltet werden. Die Auseinandersetzung zwischen England und Rußland blieb Zukunftsmusik. Ehrgeizige russische Träume auf Konstantinopel hatte die großbritannische Politik bisher immer energisch abgewiesen, aber die Lage von heute hat in London alle politischen Pläne verschoben. Sir Grey begnügte sich auf eine Parlamentsanfrage hin mit geheimnisvollen Andeutungen; ein „späteres Übereinkommen" würde alles Schwebende regeln. Auf eine solche Regelung könnte man neugierig sein. Wenn es England wirklich gelingen sollte, sich zum Herrn in Konstantinopel zu machen, hat Rußland unbedingt das Nachsehen. Frankreich ist der britischen Politik aber auch hier nur Mittel zum Zweck.

Am 19. Februar begann der Angriff des englisch-französischen Geschwaders auf die

Traverse am Fort Hamidije

Digitized by Google

äußersten Forts am Eingang der Dardanellen. Hier liegt rechts das Fort Kum-Kale (Kum-Kalessi), d. h. das Sandschloß, an der Mündung des Flusses Mendere (des homerischen Skamander), das 1659 von dem damaligen Großwesir Achmed Köprüli erbaut wurde; an der Uferstrecke zwischen dem Kap Top-Taschi, dem Vorgebirge Rhoiteion der Alten und dem Kap Sigeion war der Ankerplatz der griechischen Flotte während des Trojanischen Krieges. Gegenüber auf dem etwa vier Kilometer entfernten europäischen Ufer, der äußersten Spitze des Thrakischen Chersones, erhebt sich das Fort Sedd-ül-Bahr-Kalessi, das „Schloß am Meeresdamm", eine uralte, schon 1462 vom Sultan Muhammed II. errichtete Befestigung, die im Laufe der Zeiten natürlich erheblich verstärkt worden ist. Kum-Kale erhielt 1866 die Erdbatterie Orchanieh mit zweiunddreißig Kruppschen Geschützen, Sedd-ül-Bahr die Batterie Ertogrul mit sechzehn neuen Geschützen. Im italienisch-türkischen Kriege bestückten gegen hundertundsechzig Geschütze die Einfahrt. Die neueren Verstärkungen sind nicht bekannt, aber an dieser Stelle mögen sich die Verhältnisse wenig geändert haben, denn die Hauptverteidigungslinie der Dardanellen liegt natürlich nicht hier, wo die offene See dem Gegner ein freies Manövrieren gestattet und ihm die günstigsten Vorbedingungen zu einem Angriff bietet, sondern in der Verengerung des Meeresarms.

Die Februarschlacht wurde als ein Sieg der Alliierten ausposaunt, weil es der vereinigten Flotte gelungen war, den genannten beiden Forts starke Beschädigungen zuzufügen. Aber darauf mußten die Türken vorbereitet sein. Tatsächlich waren die osmanischen Verluste auch nur geringfügig. Nach Aussage Enver-Paschas hatte der Feind die Werke am ersten Tage mit achthundert bis tausend Schuß belegt. Das Ergebnis der furchtbaren Kanonade war, daß ein Beobachtungsoffizier getötet und ein Mann verwundet wurde und daß bei der ähnlich heftigen Beschießung am folgenden Tage vier Mann getötet, vierzehn verwundet und sechs Geschütze umgeworfen wurden, von denen drei am nächsten Morgen schon wieder in Stellung gebracht werden konnten. Dafür waren die Verluste der Verbündeten so gewaltig, daß man eine längere Pause bis zur Fortsetzung der Beschießung eintreten lassen mußte. Schon damals gab Admiral d'Amade seiner Überzeugung unverhohlen Ausdruck, daß man mit der Aktion nicht weiterkommen würde, und auch Lord Limpus mag bereits klüglich seinen Rücktritt erwogen haben, um sich mit einiger Geschicklichkeit aus der Affäre zu ziehen.

Mehr noch als die Außenforts selbst litten in nächster Zeit die umliegenden offenen Ortschaften. Das malerische kleine Nest zu Füßen der Feste Sedd-ül-Bahr mußte von allen Bewohnern verlassen werden, und auch in den grünen türkischen Friedhof dahinter bohrten sich die Geschosse ein. Selbst das sogenannte Grab des Protesilaos, des ersten der griechischen Helden, der im Troerkriege vom Schiff aus an das Land sprang und unter dem Speer eines Gegners fiel, wurde nicht verschont: der Tumulus war wie durchlöchert. Am 3. März hatten die Engländer ihren ersten Landungsversuch bei Kum-Kale unternommen, wurden aber mit Leichtigkeit zurückgetrieben und ließen eine Anzahl Lee-Metford-Gewehre, Maschinengewehre, Munition und Proviant in den Händen des Siegers zurück. Nun begannen die Alliierten von neuem die Beschießung der äußeren Sperrforts und brachten sie durch ihre weittragenden Schiffsgeschütze schließlich auch zum Schweigen. Dabei mußten für Millionen Munition verschwendet werden; gegen die Batterie Orchanieh (bei Kum-Kale) wurden allein zweitausend Granaten gefeuert.

Immerhin gestattete die Bezwingung der Außenforts den Verbündeten ein weiteres Vorrücken. Auf dem europäischen, landschaftlich ziemlich eindruckslosen Ufer liegen nordwärts von Sedd-ül-Bahr die plumpen alten Festungswerke Eski Hissarlik und dahinter bezeichnen formlose Trümmer die Stelle der alten, im Peleponnesischen Kriege oft genannten Stadt Elaius, an die sich die kleine türkische Ortschaft Eles Burnu anschließt. Bei Eski Hissarlik wurden Ende der neunziger Jahre — Blum-Pascha leitete derzeitig in langwieriger angestrengter Arbeit die Verbesserung der Befestigungen — zwei neue Batterien mit etwa fünfzig Geschützen angelegt; noch weiter vorgeschoben war das Fort Suandere, und auch gegenüber, auf dem nasenartig in den Meeresarm springenden Kap Kepes, fanden damals zwei neu armierte Batterien Aufstellung.

Nun gelangen wir zu der ersten stärkeren Verengung der Dardanellen, deren Befestigung General Brialmont, der bekannte belgische Festungsbaumeister, dessen Rat auch von der Türkei des öfteren in Anspruch genommen wurde, als den wichtigsten Teil der ganzen Verteidigungslinie bezeichnet. Auf asiatischer Seite liegt hier Tschanak-Kalessi, das „Topfschloß". Tschanak heißt zu deutsch Topf (Kale = Festung, Kalessi = Schloß); in dem Städtchen, ursprünglich eine genuesische Gründung, jetzt zur Hälfte von Griechen und Juden, zur Hälfte von Türken bewohnt, wurde von alters her ein lohnendes Töpfereigewerbe betrieben, und seine hübschen, bunt beblumten, unserm Bunzlauer Geschirr ähnelnden Waren gehen noch heute in alle Welt. Die erste Anregung zum Umbau der veralteten Werke von Tschanak-Kalessi ging auf Henry Litton Bulwer, späteren Earle Darling and Bulwer zurück, Bruder des bekannten Romanschriftstellers und Verfassers der „Letzten Tage von Pompeji". Er war von 1857 bis 1866 englischer Botschafter in Konstantinopel und stand in besonderem Vertrauen bei dem jungen Abd-ul-Asis. Auf

Digitized by Google

Tschanak-Kalassi. Der Schauplatz der Kämpfe am 18. März

Digitized by Google

Munitionslager an den Dardanellen

Burun und Tscham-Burun (Burun heißt Nase, in übertragenem Sinne Vorgebirge). Einige der Werke sollen in der Neuzeit übrigens umgetauft worden sein; ob noch weitere hinzugekommen sind, ist der Öffentlichkeit unbekannt geblieben.

An diesem Teile der Dardanellen spielte sich am 18. März die siebenstündige Artillerieschlacht ab, in der die Mannschaften der türkischen Forts Wunder an Heldenmut verrichteten und die schließlich mit einer vollen Niederlage der verbündeten Flotten endete. Der Stuttgarter Künstler, dem wir die beigegebenen Bilder verdanken, schreibt über seine Fahrt nach Tschanak-Kalessi im „Stuttgarter Neuen Tagblatt" folgendes:

seine Veranlassung wurde an der Meerenge eine Anzahl noch heute bestehender und inzwischen abermals verstärkter Befestigungen geschaffen: südöstlich des Forts von Tschanak-Kalessi, dem an der Mündung des homerischen Flusses Rhodios gelegenen Sultanije die Batterien Hamidije und Seraidjik und auf dem Vorgebirge des europäischen Ufers, das die Alten nach der in einen Hund verwandelten Hekuba Kynossema (Grab des Hundes) nannten, unweit des alten Forts Kilid-ül-Bahr, d. h. Schlüssel des Meeres, die starken Erdwerke Namafigia, Degirmen-

„Dem tatkräftigen Kriegsminister (Enver-Pascha) verdanke ich auch, daß ich die seltene Erlaubnis zum Besuch der Dardanellen bekam. Zusammen mit zwei Berichterstattern fuhr ich auf dem Kanonenboot ‚Grey', einem ehemaligen englischen Schlepper, in die heißumstrittenen Meerengen. Durch übermäßige Bequemlichkeiten zeichnete sich dieser Namens-

Dardanellenlandschaft

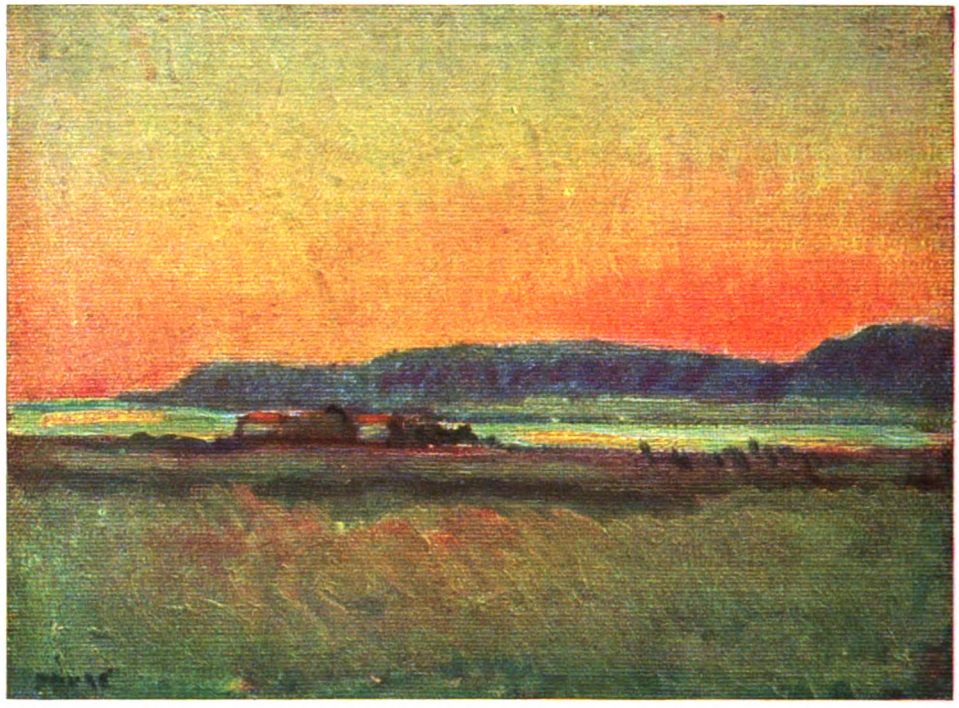
Digitized by Google

vetter des englischen Ministers nicht aus. Wir hatten uns zu dritt in einen Tisch, einen dreibeinigen Stuhl und eine weiße Planke als Schlafgelegenheit zu teilen. Darüber wird sich aber niemand beschweren, dem ein solches Schauspiel geboten wird. Vierundzwanzig Stunden dauerte die Fahrt bis Tschanak-Kalessi, auch schlechtweg Dardanellen genannt. Dort wies uns der Kommandant zu dritt in einem ehemaligen Hotel Stambul ein Zimmer an. Tschanak-Kalessi selbst (wie auch die anderen Dardanellenorte) wurde vor einigen Jahren stark durch Erdbeben heimgesucht. Die Folge davon ist, daß alle Bauten neu und häßlich sind; zum Glück konnte aber das Erdbeben der Landschaft nichts anhaben. Sie ist herrlich geblieben bis auf diesen Tag, trotz des Erdbebens und trotz der Granatensaat der Verbündeten. Ungemein schön sind insbesondere die asiatischen Ufer in der Nähe des geweihten Bodens von Troja. Auch die Forts durfte ich sehen, und sie haben ihren gewaltigen Eindruck auf mich nicht verfehlt. Unsere deutschen Dardanellenhüter waren des Lobes voll für ihre türkischen Kameraden. Der Held des Tages ist ein türkischer Unteroffizier. Als ihm und seiner Mannschaft bei einem heißen Gefecht mit englischen Landungstruppen die Patronen ausgegangen waren, trieb er mit seinen Braven die Engländer durch Steinwürfe ins Meer. Der Gute wird nun überall, wo er sich zeigt, angestaunt, photographiert, kinematographiert und um Abgabe seiner Unterschrift gebeten. Leider kann er nicht schreiben und lesen; aber er weiß sich zu helfen. Er ließ sich einen Gummistempel fabrizieren und

Granatlöcher im Fort Sultanije bei Tschanak-Kalessi

Dardanellenlandschaft in der Gegend von Troja

Digitized by Google



Dardanellenlandschaft. Am Horizont lagen am 18. März die englischen und französischen Schiffe

drückt in schönem Blau seinen Namenszug überall hin, wo man ihn haben will.

Das dem feindlichen Angriff zunächst gelegene türkische Fort Dardanos wurde von den 38-Zentimeter-Granaten der Verbündeten übersät. Ein Granatloch liegt neben dem anderen, als wäre ein Riesenpflug über das Gelände gefahren. Die einzelnen Granatlöcher sind so groß, daß drei Pferde nebeneinander in ihnen liegen könnten. Wie durch ein Wunder blieben die Geschütze unversehrt.

Auch Hamidije wurde nicht beschädigt, mit Ausnahme des Untergestells eines Geschützes; der Erfolg der Beschießung bestand hier darin, daß einige Häuser von Tschanak-Kalessi, die längst geräumt waren, zerstört worden sind. Die anderen Forts Kilid-ül-Bahr auf der europäischen Partie und Tschemsuni auf der asiatischen Seite hatten ebenfalls keine Beschädigung der Geschütze aufzuweisen. Die Flotte der Verbündeten lag während der Beschießung zwanzig Kilometer von Tschanak-Kalessi entfernt; wie mir erzählt wurde, erscheint auf diese Entfernung das mächtigste Schlachtschiff kaum größer als eine Fliege. Das gibt einen Begriff von der Tüchtigkeit der Strandbatterien, die kein Schiff ohne Treffer ließen und mehrere zum Sinken brachten.

Auch während der Zeit meines Besuchs in Tschanak-Kalessi gab es mehr zu hören als zu sehen. Die aus der Stadt ausgewanderten Bewohner haben ihre Katzen, tausende an der Zahl, zurückgelassen. Unzählige liegen verhungert in den Straßen und Häusern und stinken zum Himmel. Die Überlebenden erfüllen mit ihrem Angstgeschrei die Luft.

Solange ich draußen in den Dardanellen war, wurde Tag und Nacht geschossen. Das Ziel waren die in großer Entfernung kreuzenden Schiffe der Verbündeten, wie ich von einem Berge bei Dardanos aus zu beobachten gute Gelegenheit hatte. Etwas störend bei diesen Beobachtungen waren nur die ständig in der Luft kreisenden englischen Flieger. Sie waren es auch, die fälschlicherweise dem feindlichen Geschwader die Anwesenheit starker türkischer Truppen in einem Kiefernwalde — dem einzigen — bei Troja gemeldet haben. Ein Granathagel ging über diesen armen Wald nieder und hat mancher stolzen Kiefer übel mitgespielt. Dies sind neben zwanzig toten Verteidigern die einzigen Opfer der wochenlangen Beschießung. Die toten Helden ruhen, Türken und Deutsche kameradschaftlich nebeneinander gebettet, bei den Forts, in denen sie gefallen sind, in Gräbern, die von liebender Hand mit Blumen und Granatsplittern würdig geschmückt wurden ..."

Der große Kampf des 18. März begann vormittags gegen 11½ Uhr. Zunächst nahmen an dem Gefecht vier französische und fünf englische Schiffe teil; später wurde die Flotte auf sechzehn Schiffe verstärkt. Um 12½ Uhr

Digitized by Google

erreichte das Feuer nach der Beschreibung der Korrespondenten seinen Höhepunkt. Die ganze Atmosphäre war verdunkelt durch die explodierenden Geschosse, die aufgeworfenen Erdsäulen und die Pulverwolken; die Erde bebte meilenweit. Nach ein Uhr flaute der Kampf zeitweilig ab, wurde dann aber wieder mit solcher Heftigkeit aufgenommen, daß die Forts in den Rauchwolken teilweise verschwanden. Um 2 Uhr, so erzählt der Berichterstatter der „Vossischen Zeitung", änderten die Alliierten ihre Taktik, indem sie einzelne Batterien in unregelmäßigen Abständen beschossen. Das Einschießen erwies sich dabei offenbar als schwierig: die Granaten fielen meist zu kurz in das Wasser oder zu weit in die Stadt Tschanak-Kalessi hinein. Die Nachmittagsbeschießung hatte bald nach 3 Uhr ihre Höhe erreicht, als das französische Linienschiff „Bouvet" mit dem Heck zu sinken begann, während sich der Bug hoch zum Himmel richtete. Ein Volltreffer hatte es über Wasser und eine Minenexplosion unter Wasser beschädigt; es sank rasch. Das war der erste schwere Verlust des Feindes. Bis zur fünften Nachmittagsstunde wurden noch drei weitere Schiffe, diesmal englische, dem Untergange geweiht. Ein qualvoller Rückzugskampf vollzog sich unter dem Feuer der Türken. Endlich gewann die Flotte der Verbündeten den Ausgang aus den Dardanellen, während die Artillerie der Forts die Beschießung nicht eher einstellte, bis das letzte Schiff aus dem Feuerbereich verschwunden war. Das Ergebnis der Schlacht war für die Alliierten entsetzlich. Sie hatten keine einzige der Batterien, obwohl sie abermals annähernd zweitausend Granaten abfeuerten, zum Schweigen bringen können, dafür aber vier Schiffe gänzlich verloren; dreizehn englische trugen zudem schwere Beschädigungen davon.

Türkische Patrouille bei den Landungsversuchen der Engländer

Türkische Infanterie auf dem Wege zur Küste

Digitized by Google

Am 30. März wurde im Kriegsrat der Verbündeten beschlossen, die Versuche zur Bezwingung der Meerenge aufzuschieben und zunächst ein verstärktes Kontingent zu sammeln, um auch ein Erfolg versprechendes Eingreifen zu Lande möglich zu machen.

Die ungeheure Schlappe des März wurde englischerseits dem Vizeadmiral Carden zugeschoben, der dann auch abberufen worden ist; Admiral de Robuk ist an seine Stelle getreten. Die folgenden Operationen lassen sich in wenigen Worten zusammenfassen. Anfang April wurden die Außenforts, besonders Kum-Kale, neuerdings bombardiert; am 7. April wurde ein Landungsversuch auf asiatischer Seite zum Scheitern gebracht; am 17. April beschädigten die Türken die englischen Schiffe „Nelson" und „Majestic" bei einem Angriffe bis zur Kampfunfähigkeit und versenkten das britische Unterseeboot „E 15"; am 20. April begann abermals eine erfolglose Beschießung; am 22. April wurde Admiral Sir Jan Hamilton zum Oberbefehlshaber des Expeditionskorps ernannt. Schon Mitte des Monats hatte der frühere italienische Marineminister Admiral Bettolo sich in einer Unterredung dahin geäußert, daß die Dardanellen ohne Zuhilfenahme einer Landtruppe von wenigstens dreimalhunderttausend Mann uneinnehmbar bleiben würden. Dieselbe Ansicht verfocht der Sonder-Berichterstatter des „Daily Telegraph", Ashmead Bartlett, der am Schlusse eines längeren Aufsatzes sagte: „Keine Flotte kann in die Enge hinein, ehe das Minenfeld fortgeräumt ist, und die verborgenen Geschütze sowie die leicht bewegliche Artillerie der Türken machen diese Aufgabe unmöglich. Daher kann der Weg durch die Meerenge nur von der Landseite her geöffnet werden. Hierzu ist aber ein großes Expeditionskorps nötig und ebenso eine große Zahl Feldhaubitzen. Die Geschütze der Flotte können eine Landung decken; ist jedoch das Heer einmal an Land, so muß es die Hauptarbeit leisten, nämlich die feindlichen Stellungen von hinten durch eigene Anstrengung zu nehmen." Ashmead Bartlett verhehlt auch nicht, daß die Flotte selbst bei glücklichem Durchbruch im Marmarameer abgesperrt werden würde, denn die Türken könnten eine Rückfahrt durch neue Minenfelder unmöglich machen. Und das ist von Wichtigkeit: selbst ein Bombardement Konstantinopels würde noch immer kein endgültiger Sieg sein, wenn dem Angreifer eine tatkräftige Unterstützung zu Lande fehlt.

Die neue Aktion gegen die Dardanellen sollte also auch Landstreitkräfte ins Feld führen. Betrachten wir zunächst einmal die weiteren Befestigungslinien an der Meerenge von Tschanak-Kalessi und Kilid-ül-Bahr nach Nordosten. Die zweite Verengung der Straße liegt zwischen Boghalu Tabia, dem Heptastadion der Alten, eine Messung, die der heutigen Breite (7 Stadien = 1350 Meter nach Kiepert) ziemlich genau entspricht, und Nagara, dem Abydos der klassischen Zeit. Das ist die Stelle, wo Xerxes seine Brücke über den Hellespont schlug, und von hier aus schwamm Leander in seiner Liebessehnsucht nach Sestos hinüber zur schönen Hero, die nicht umsonst eine Priesterin der Aphrodite war. Auch Lord Byron hat dies Schwimmkunststückchen einmal gewagt und sich dabei ein tüchtiges Fieber geholt. Die Batterien bei Nagara, Maidos und Boghalu waren schon vor zehn Jahren so stark bestückt, daß bei der Enge der Straße jedes Schiff unrettbar der Vernichtung preisgegeben sein mußte, wenn es wirklich bis hierher gekommen war. Über die neueren Befestigungen bei den Schlössern Kasiler-Iskelessi und Uelger-Iskelessi, die die Verbreiterung der Dardanellen bis Lapsaki und Gallipoli beherrschen, ist wenig bekannt. Lapsaki ist das antike Lampsakos, die berüchtigte Kultstätte des Priapos, Gallipoli archäologisch ganz interessant, sonst langweilig, aber wichtig als türkische Marinestation und als Kopf der Befestigungslinie von Bulair (griechisch Plagiari), die im Krimkriege begonnen wurde und sich vom Marmarameer bis zum Golf von Saros erstreckt. Diese Kette von Befestigungen soll in erster Linie die Landung feindlicher Truppen auf der Halbinsel mit Umgehung der Dardanellenstraße verhüten, und es ist anzunehmen, daß General Liman von Sanders auf eine Erneuerung und Verstärkung der Verteidigungslinien besonderen Wert gelegt hat.

Landungsversuche der Engländer bei Kum-Kale konnten ohne weiteres abgewiesen werden. Dagegen versuchten sie Ende April auf der Halbinsel Gallipoli festen Fuß zu fassen. Ein interessanter, wenn auch englisch gefärbter Bericht darüber liegt aus der Feder des oben genannten Herrn Ashmead Bartlett vor, der die Landungskämpfe am 29. April vom Schiff aus beobachten konnte. Eine Division versuchte bei Sedd-ül-Bahr an der Spitze der Halbinsel zu landen, das australische und neuseeländische Kontingent gleichzeitig nördlich von Kaba-Tepe (Tepe heißt Hügel), während noch weiter nördlich die Marinedivision eingreifen sollte. Bartlett schildert wirkungsvoll das Unternehmen der Australier. Die Landung war unterhalb der Höhen vorgesehen worden, die sich nordwärts von Kaba-Tepe erstrecken und im Koja Tschemen Dagh über 300 Meter erheben. Um zwei Uhr nachts wurden die Soldaten in die Boote gebracht und sofort von den überall verborgenen türkischen Schützen unter Feuer genommen. Die Australier schwammen und wateten an Land und konnten die Türken des ersten Schützengrabens mit blanker Waffe überrennen. Bei Tagbeginn griffen auch die Kriegsschiffe mit ihrem Feuer ein, da die Stellungen des Feindes aber noch unbekannt waren, so war die Unterstützung vom Meere aus mehr moralischer als praktischer Natur. Zwischen 8 und 9 Uhr begann der Kampf in dem ungleich-

Digitized by Google

Türkische Kriegsschiffe am Goldenen Horn vor Konstantinopel

Digitized by Google

Blick auf das Fort Anatoli Kawak am Schwarzen Meer

mäßigen Gelände hin und her zu schwanken; einer Abteilung australischer Freiwilliger gelang es, einen Gipfel zu nehmen, eine andere Abteilung wurde von türkischen Reserven umzingelt und aufgerieben. Im Laufe des Nachmittags brachten die Engländer von der Küste aus neue Verstärkungen heran, doch die Türken bestrichen die Ufer von Kaba-Tepe aus und einem Lager nördlich davon mit einem unaufhörlichen Schrapnellfeuer, das erst zur Dämmerung zum Schweigen gebracht werden konnte. Nun aber wurde landeinwärts der Druck der türkischen Linien auf die Australier und Neuseeländer immer stärker, so daß sie zurückweichen mußten. Der Angriff der türkischen Infanterie im Morgengrauen des nächsten Tages geriet unter das Feuer der Flotte, vor allem der „Queen Elizabeth" und ihrer 38 Zentimeter-Schrapnells, deren jedes zwanzigtausend Kugeln enthält. Die Türken stürmten indes weiter mit großem Mute vor, während ihre Artillerie die Schiffe beschoß. Die Hügel standen wie in Flammen. Einem Bajonettangriff der Engländer mußten die Türken schließlich weichen.

Daß letzteres nicht der Fall war, wissen wir aus neutralen Berichten. Der Landungsversuch auf dem Chersones ist vorläufig in sich selbst zusammengebrochen. Mit wie starken Kräften er unternommen wurde, ist ungewiß; die Angaben schwanken zwischen fünfzig- und hundertfünfzigtausend Mann. Der linke Flügel der Truppen, nach der Meldung des türkischen Hauptquartiers vier Brigaden stark, wurde schon am 27. April bei Kaba-Tepe „in das Meer getrieben". Zentrum und rechter Flügel breiteten sich wahrscheinlich an der Küstenstrecke bis Teke-Burun aus und wurden am 28. April „vollständig geschlagen". Dann folgte der Angriff am 29. April, den Bartlett teilweise beobachten konnte. Nach Berichten von Anfang Mai standen feindliche Kräfte noch immer bei Sedd-ül-Bahr und Kaba-Tepe: Australier und französische Kolonialtruppen, deren Bewegungsfreiheit indessen trotz der Unterstützung der Flotte äußerst beschränkt ist. Wie Enver-Pascha unter dem 13. Mai dem Korrespondenden der „Neuen Freien Presse" mitgeteilt hat, hätte der Feind sich inzwischen auf die Landzunge Ari Burnu zurückziehen müssen, die nur siebenhundert Meter lang und etwa einen Kilometer breit ist, und dort kann er sich auf die Dauer natürlich unmöglich halten.

Auch dieser neue Mißerfolg ist auf eine Unterschätzung der gewaltigen Aufgabe zurückzuführen. Daß die Flotte allein nichts erreichen kann, steht fest. Alle Angriffsversuche sind unter den schwersten Verlusten gescheitert; noch am 14. Mai wurde die Versenkung des englischen Panzerschiffes „Goliath" am Eingang der Dardanellen gemeldet, am 25. Mai die des Schlachtschiffes „Triumph" im Golf von Saros. Aber auch der Landangriff zerschellte infolge der Unzulänglichkeit des Materials. Es waren nicht genügend Truppen vorhanden und vor allem zu buntgemischte und ungleichwertige.

Es ist natürlich nicht unwahrscheinlich, daß sich die Verhältnisse abermals verschoben

Digitized by Google

haben können, wenn dieser Artikel im Druck erscheint. Aber solange nicht beide Ufer der Dardanellen von der Landseite aus in den Besitz der Verbündeten gekommen sind, ist eine Gefährdung Konstantinopels ganz ausgeschlossen. Augenblicklich ist Asien völlig frei vom Feinde, und auf der europäischen Halbinsel hält er nur die äußerste Spitze. Doch selbst angenommen, glückliche Umstände ermöglichten ihm ein weiteres energisches Vorgehen und ließen damit der Flotte freie Durchfahrt: im Marmarameer würden neue Schwierigkeiten beginnen, denn auch hier sind die Küstenbefestigungen überall auf den Stand der Gegenwart gebracht worden. Die Aussichten für England und Frankreich liegen aber um so ungünstiger, als man zweifellos im Rückblick auf die Geschehnisse des letzten Balkankrieges auch die Tüchtigkeit der osmanischen Armee gründlich verkannt hat.

Ob auch Italien, das unter Nichtachtung aller Vertragsverhältnisse mit dem alten Dreibund, auf die Seite der Ententemächte getreten ist, sich an den Landoperationen auf Gallipoli beteiligen dürfte, erscheint mir fraglich. Es wird sein Heer im Kampfe gegen Österreich-Ungarn und Deutschland sehr notwendig brauchen, sich vielleicht gar verpflichtet haben, Truppenmassen auch nach Frankreich zu werfen, um dort den neuen Bundesbruder zu unterstützen. Mit einer gewissen Sicherheit ist aber vorauszusehen, daß die italienische Flotte in die Dardanellenaktion eingreifen wird. Diese Flotte ist in den letzten Jahren bedeutend vermehrt worden. An Stärke überragt sie die österreichische, was bei der geographischen Lage des Landes verständlich erscheint; ihre Kriegsbereitschaft läßt sich natürlich nicht beurteilen: seit dem Siege Tegethoffs hat sie sich nicht wieder kriegerisch betätigen können. Der frühere Marineminister Bettolo, von dem ich vorhin erzählte, daß er einer erfolgreichen Wirkung der Dardanellenbeschießung recht skeptisch gegenüberstand, hat jetzt emphatisch erklärt, daß er die „unbedingte Gewißheit des Sieges“ habe. Natürlich — angesichts der Sachlage mußte er vor der Öffentlichkeit schon notgedrungen seine Ansicht ändern. In der Adria haben bisher nur die Franzosen ziemlich zwecklos demonstriert und dabei auch herzlich schlecht abgeschnitten. An den Dardanellen dürfte meines Erachtens der italienische Zuwachs nur etwas erreichen können, wenn es der Flotte auf die Opferung ihrer Linienschiffe nicht ankommt. Der kommandierende Admiral wird sich aber vielleicht, nach zweckmäßigem Vorbild, lieber auf eine „Strategie der Zurückhaltung“ beschränken wollen.

Generalfeldmarschall von der Goltz Pascha hält einen Vortrag in der Teutonia zu Konstantinopel

Digitized by Google

Weimar im Kriege

Eine Frühlings-Sinfonie

von Franz Hermann Meißner

So absichtslos und unvorbereitet wie diesmal bin ich noch nie nach Weimar gekommen. In München fing die Sache an. Ich war nach Ostern auf ein paar Ferientage dorthin gefahren. Mein alter Stammtisch empfing mich mit „Hurra“. Dem seßhaften bayrischen Gemüt erschien es nämlich als Tat, daß sich einer in Kriegszeiten so weit von Hause fortwagte. Und offenbar rechnete man es mir hoch an, daß gerade der Stammtisch das Ziel dieser Fahrt war. Man ließ schließlich sogar die Preußen hochleben, — das habe ich an der Isar wirklich noch nicht erlebt ... ich fühlte mich tiefbeglückt. Ich sollte noch Lieberes erfahren. Als ich an selbigem Stammtisch so ganz beiläufig fallen ließ, daß ich nicht übel Lust hätte, über Weimar heimzufahren, beschwor mich die ganze Runde, davon abzustehen. Der eine warnte vor der Unsicherheit aller Verbindungen. Der mich am meisten liebte, legte mir dar, daß es derzeitig keinen so sicheren Platz in Europa wie den Stammtisch gäbe, und daß ich — glücklich aus allen Gefahren zur Isar errettet — dies als einen Wink des Schicksals betrachten und überhaupt das Kriegsende am Stammtisch abwarten möge. Ein dritter wollte wissen, daß in Weimar alle Hotels und Sehenswürdigkeiten geschlossen seien. — Und das schlug durch. Mitten unter den fröhlichen, scherzenden, trinkenden Menschen stellte ich mir plötzlich vor, wie betörend es sein müsse, die Ilmstadt einmal ohne die lästige Zutat der Sommerreisenden zu durchwandern. So ganz con amore und nach innerem Trieb — — ganz allein und ganz Andacht! — Diesem Zauber konnte ich nicht widerstehen. Ich wagte also und ich gewann etwas Köstliches, — nämlich das klassische Weimar drei Tage lang für mich allein zu haben.

⁂ ⁂ ⁂

Nach Weimar kommen die meisten um Goethes und Schillers willen. Einige auch wegen Liszt. Wegen Preller und Schwind im Museum wohl nur wenige. Die allerwenigsten aber wallfahrten zu den Taubacher Vorweltfunden im Stadtmuseum. Und doch bringen gerade diese eine eigene Note in das altfränkische Provinzbehagen und in die stille Kulturgröße der Stadt, die beschaulich vom Vätererbe zehrt. —

Die Sonntagsglocken läuten über den engen Straßen. Ein warmer Regen rieselt unaufhörlich. Im noch dürren Gezweig von Baum und Busch aber knospet es sichtbar ... es will Frühling werden! — Aus dem Schillerhaus nahm ich den freundlichsten Eindruck mit. Wie anders — wie intim — wie traumhaft wirkt alles, wenn man ganz allein an heiliger Stätte weilt! — Auch in Goethes Stadthaus bin ich fast allein. Die Kastellanin verriet auf meine Frage, daß noch wer da sei, — und zwar der Geheimrat Vulpius. Der Geist der Frau Christiane geht also leibhaftig um! Dem hätte ich zwar gern in die Augen geschaut — aber ich verfehlte ihn. Vulpius ... der Name wirkt weiter ... ich habe die Tonart für heute gefunden ... in den Silhouetten und Bildnissen an den Wänden lasse ich das Liebesleben des Olympiers vor meinem inneren Gesicht vorübergleiten. Von dem koketten Gesichtchen der Käthe Schönkopf bis zu Charlotte Kestner, die er wohl am tiefsten geliebt hat, — von Lilli Schönemann zu Charlotte von Stein und Christiane Vulpius, — von Marianne von Willemer bis zur Greisenliebe Ulrike von Levetzow. Welch eine Lebens-, — welch eine Liebeskraft bei diesem Einzigen! —

Im Schlaf- und Sterbezimmer — im Arbeitssälchen wage ich kaum zu atmen, — so still, so abgeschieden, so sonntagsfeierlich ist es da. Ginge nicht ein Regen über dem Gärtchen nieder und ratterte gegen die Scheiben, so könnte einem bange werden. Welche Summe von Gedanken ist hier erdacht und geformt worden zwischen den nüchternen Wänden und Spinden! — Im Vorraum bei den Schränken mit der Steinsammlung packt mich die Erinnerung an den Naturforscher Goethe, mit dem die wenigsten etwas anzufangen wissen. Und doch hat kein Geringerer als Häckel ihm in der Einleitung zu einem seiner Hauptwerke ein ragendes Denkmal als einem der großen und bewußten Vorläufer der Entwicklungslehre gesetzt. Der weimarische Geheimrat und Minister von Goethe hat zuerst die These vom Zwischenkiefer und vom Schädel als letzter Entwicklungsform des obersten Halswirbels aufgestellt und die Urpflanze redlich gesucht. Dieser gelehrte Dilettant zählt zu den ganz ernsthaften Leuchten der Naturwissenschaft, obgleich er nebenbei noch der größte Dichter seines Volkes war und bleiben wird.

Das geht mir in den engen und halbdunklen Räumen durch den Sinn. Und nun weiß ich auch — wohin? Nach einem Viertelstündchen stehe ich im städtischen Museum für Naturwissenschaft bereits vor den Ilmtalfunden. — Welch ein anderes Bild! — Ein paar Jahrhunderttausende — nach neuester Meinung vielleicht sogar einige Jahr-Millionen rückwärts! Die reizende Ilm welche

Digitized by Google

die Waldwiese am Gartenhaus so idyllisch umplätschert, ist nicht nur eine literarisch, sondern auch naturwissenschaftlich hochvornehme Dame. Eine halbe Stunde aufwärts liegen im Ilmtal, nahe dem Schloß Belvedère, die Flecken Taubach und Ehringsdorf. In der letzten Zwischeneiszeit des Diluviums befand sich hier ein Weiher und an ihm ein Vorweltdorf. Da hausten Jäger und erlegten das Rhinozeros, den Elefanten (elefas antiquus), den Höhlenbären, Löwen, Hirsche, Hyänen, die es offenbar hier sehr zahlreich gab. Die Jagdabfälle: Elefantenzähne, Knochen, zerbrochene Feuersteinwaffen — warf man an eine bestimmte Weiherstelle. Diese Abfallstelle ward vor einigen Jahrzehnten gefunden. Lange bevor frühere Schädel- und Skelettfunde von anderswo richtig ausgedeutet waren — lange vor den neueren Entdeckungen aus dem Diluvium (le Mousti er, Aurignac, Mauer bei Heidelberg) spielte jetzt Taubach eine große Rolle im Streit um den Urmenschen. Cuvier hatte noch als sicher behauptet: „L'homme fossil n'existe pas." Taubach ward der Gegenbeweis dafür, daß der Diluvialmensch gelebt haben müsse. Und Taubach verriet noch mehr. Wenige Monate vor dem Kriegsausbruch kam im benachbarten Ehringsdorf ein menschlicher Unterkiefer zutage, der eine noch tiefere Form als der berühmte Neandertal-Urmensch darzustellen scheint. — Wie ich jetzt alle diese Zeugen eines früheren Weltalters — fast hundert Elefantenzähne allein! — und in seiner Vitrine am Fenster das kostbare Fundstück des menschlichen Unterkiefers selbst mit Schauer und Andacht betrachte und mir ausmale, wie der „fliehende" Schädel selbst und der ganze daranhängende Kerl ausgesehen und wie er als Halbtier gedacht und gefühlt haben könnte, habe ich einen schalkhaften Einfall: man sollte Goethes Schädel formen und daneben stellen, — den nach unserer bisherigen Kenntnis niedrigsten neben den höchsten Vertreter des Menschen! Auch paßte es sonst vortrefflich, denn auch in diesem Museum ist ja der Hausherr am Frauenplan — und zwar der Naturforscher — der richtige genius loci.

Wer mag Menschen sehen wollen, wenn er ins Auge der Vorzeit geblickt? — Gegenüber dem Museum mit den Taubacher Funden liegt der riesige Friedhof der Nachfahren. Es regnet immer noch leise. Ein feiner Dunst schwebt über den alten verwachsenen Grabhügeln und den zerfallenden Gittern. Kein Mensch ist trotz des Sonntags hier zu sehen. Ohne zu suchen, treffe ich auf das Denkmal für Eckermann, den Spaziergänge und Gespräche berühmt machten, — komme ich zum Goethischen Erbbegräbnis, in dem die vielgeprüfte Schwiegertochter Ottilie mit der jungverstorbenen Enkelin Alma und den beiden schrulligen Enkeln beigesetzt ist. Der Sohn August endete sein unstetes Leben bekanntlich in Rom und ruht bei der Cestius-Pyramide. Christiane Vulpius aber liegt auf dem jetzt für den Verkehr aufgeschlossenen St. Jakobskirchhof in einsamer Herrlichkeit nahe dem großen Maler Lukas Cranach und dem Dichter Musäus. Nicht sehr weit von dem Goethischen stoße ich auf das Erbbegräbnis, in dem Charlotte von Stein mit ihrer Familie bestattet ist. Ein Marmorrelief zeigt die feinen, gemmenhaft geschnittenen Züge der merkwürdigen Frau, die den Wildling ein Dutzend Jahre hindurch fest am Zügel hielt, bis stärkere Kräfte sich zeigten und den Titanen nach Italien fliehen ließen. —

Die Fürstengruft selbst ist während des Krieges geschlossen. Ich setze mich auf die Bank unter der dorischen Vorhalle und träume in die gelb- und grüngestimmte Friedhof-Einsamkeit, in den sacht rieselnden Regen, in die verhaltene Vorfrühlings-Stimmung hinaus. Aus einem offenen Fenster der unfernen Straße fallen Akkorde ganz leise und ganz fernher in mein Ohr. Sie kriegen Leben vor meinem Lauschen. „Wie Todesahnung Dämmerung deckt die Lande" — höre ich jetzt deutlich den Einlaut zum „Lied an den Abendstern". Auch der Tannhäuser und die Wartburg sind ja weimarisch! Ich aber denke still, wie schlicht-bürgerlich unter den anderen Menschen ohne Namen wenige Meter hinter mir Goethe und Schiller und Carl August von der Lebensmühe ausruhen, — wie einfach — wie wahrhaft groß das hier alles ist! Und was sie gewirkt! Und was Deutschland — was Weimar ohne diese drei Männer wäre! Ohne diese Männer wäre eine Lücke in unserer Kulturentwicklung, fehlte jener zusammenfassende deutsche Kosmopolitismus, der uns groß und den Nachbarvölkern überlegen gemacht hat. Welche Kraft aber in diesen Geisteshelden, aus der armseligen Enge damaligen Lebens und aus sich selbst herauszuwachsen, um Dinge formen zu können, die die Jahrhunderte überdauern werden! Schlafe in Frieden, Johann Wolfgang Goethe, — schlafe in Frieden, Friedrich Schiller, — schlafe in Frieden, Carl August von Weimar!

Ich weiß nicht, wie lange ich da geträumt habe. Stunden müssen vergangen sein. Als ich überhungert in ein Lokal in der Stadt falle, um ein paar Bissen zu genießen, sitzen die Spießer von Weimar bereits gelangweilt beim Sonntagnachmittag-Ausgeh-Kaffee. Ich rette mich bald wieder ins Freie. Die Straßenbahn nimmt mich ein Stück innerhalb der prächtigen Belvedère-Allee mit. Von Ehringsdorf erspähe ich noch einiges. Von Taubach nichts mehr. Das Schloß Belvedère liegt bereits ganz im Dunkel. Im drückend vollen, trübe beleuchteten, räucherigen Zimmer der Schloßwirtschaft gibt es wenigstens einen guten Kaffee.

Als ich wieder heraustrete — wie seltsam! So dunkel, daß man die Hand vor Augen nicht erkennen kann, und doch noch ein fahler Schimmer von irgendwoher, in dem sich die Bäume abheben und die weißen

Digitized by Google

Nebelschwaden über dem Ilmtal in der Tiefe rechts sichtbar werden. Dazu ein warmer, feuchter, brünstiger Frühlingshauch, der die Sinne wachhält. Über weichen Boden gleitet der Fuß, als wandere ich körper- und wunschlos und in tiefinnerer Ruhe durch das dunkele Nirwana dahin. Und dann hallt ein Laut von rechts — ein im Nebel zerbrochener Ton von der unsichtbaren Bahnstrecke dort unten! Es hört sich wie das ferne Trompeten weidender Elefantenherden, — wie das leise Miesen von Nashörnern an, die im Diluvium hier hausten. Meine Träume gleiten weiter durch das Ilmtal bis zum Gartenhaus, wo der Wundermann hauste, der helläugig unter Finsterlingen einherging und lange vor den anderen die Zusammenhänge in der Welt durchschaute. Ganz still schichten sich die Eindrücke von heute: Goethes Stadthaus und die Taubacher Funde im Museum — die Fürstengruft und die Wehmut auf der Stätte der Namenlosen ringsum! Alles: Zeitalter und Titane, Menge und Fürst ausgelöscht als lebendige Daseinskraft, aber weiterlebend als Geister, weil das Licht der Menschheit nicht verlöschen kann. Mir wird so eigen, so still, so lenzhaft-hoffnungsfroh: es geht sicher aufwärts von Geschlecht zu Geschlecht, von Jahrtausend zu Jahrtausend, — es geht vorwärts!

Im „goldenen Anker" werfe auch ich für diesen Abend Anker. Im Burgstüblein nach dem Vorbild von Runkelstein sitzt sich's gut, sintemal das Essen recht schmackhaft und der Elfer Laubenheimer sogar ein delikater Tropfen ist. Ein Streichquartett wird gedämpft hörbar. Und jetzt bin ich nicht mehr einsam. Meine sehnsüchtigen Gedanken gehen zu den kämpfenden Brüdern draußen. In ihren Hirnen und Nerven lebt als lebendiges und überlegenes Erbe, was in Weimar gesät ward. — Das alte Germanentum hat sich aufgerafft, die Weltherrschaft kraft der Größe, Reinheit und Stärke seiner Ideen anzutreten. — Ihr aber habt den Akkord angeschlagen — es geht aufwärts und vorwärts — vivas, crescas, floreas im Geiste, Mann aus Frankfurt, — und auch du, Mann aus Marbach — und du, Fürst von Weimar!

Weimar! — Ein halbes Jahrhundert nach Schillers Tod! — Der Enkel Carl Alexander trägt jetzt den Fürstenhut von Carl August. Auch in ihm lebt wie im Großvater der großzügige und weitschauende Mäzenatengeist des Augustus, der Medizäer, Friedrichs des Großen, Ludwigs des I. und II., der die schöpferischen Geister seiner Tage zu finden und an sich zu fesseln und, von ihnen getragen, sich die Unsterblichkeit zu sichern weiß. Er baut die als Architektur wie als Sagenstätte gleich bedeutende Wartburg aus und beruft Scheffel dorthin, um einen großen Wartburgroman zu dichten. Das letztere mißlang leider, da der schwäbische Dichter mit dem Abschluß seines „Ekkehard" ein gebrochener Mann war. — Besser gelang eine andere Tat des lange nicht nach Gebühr geschätzten Fürsten: Kunstschule und Museum. Preller lebte bereits in der Ilmstadt. Genelli, Böcklin, Lenbach, Reinhold Begas wurden herangezogen. Die Absicht auf Feuerbach zerschlug sich aus einem mir unbekannten Grunde. Schwind mußte die Wartburg ausmalen. Und Preller und Schwind wurden die beiden feinsten Klänge des neuen Kunstmuseums.

Ich unterlasse in Weimar niemals, sie zu besuchen. Sie gehören hierher, wo die „Iphigenie" und der „Faust" gedichtet wurden, als Ausstrahlungen desselben Geistes. Schwind hätte hier leben sollen, wo Preller sein Leben verbrachte. — Auch im Museum ist es menschenleer. Was will die Leere — was der graue Himmel draußen? Denn hier ist ja die Wärme, der Sonnenschein, der ewige Frühling starker Kunst! Ganz langsam wandle ich den Prellersaal entlang. Mit den Odysseebildern steigt verlockend die eigene Jugend, die Menschheitsjugend mit dem ganzen Zauber der Sehnsucht in die blaue Ferne und des übermütigen Ringens mit dem noch Unbekannten auf. Und steht nicht Homer geistig mitteninne zwischen dem Alten und Neuen Testament der Bibel als der erste große Dichter in der Menschheitsgeschichte? Welch ein Jahrmillionenweg vom Ilmtalmenschen bis zu Homer — welche gewaltige Entwicklung von Homer zu Goethe in drei Jahrtausenden seitdem! Preller war ein beneidenswerter Mensch, — er hat ein ganzes Leben an diese eine Aufgabe der Odyssee gesetzt und den einen Ton festgehalten. Seine Enge ward seine Größe. — Stärker freilich packt uns Schwind. Man sieht einen seiner schönsten Künstlerträume: das Märchen von den sieben Raben. Und jetzt wird es wundersam lebendig um mich. Das Auge weidet sich nicht mehr an Linie und Farbenreiz — das Herz hüpft in Lenzahnung hinein in diese Wald- und Märchenheimlichkeit und jubelt und weint und lacht und bangt mit diesen Menschen. Was will der graue Aprilhimmel draußen sagen — hier lacht schon Maiensonne!

Die stärkste Note im Musenhof von Carl Alexander war freilich Franz Liszt. Er lebte einunddreißig Jahre an der Ilm. Die ersten vierzehn als Hofkapellmeister mit dem Sitz in der Altenburg und in Gesellschaft der Fürstin Wittgenstein, — die letzten siebzehn nach achtjähriger Abwesenheit im Gartenhäuschen der Marienstraße. Damals war Weimar der Vorort der deutschen Tonkunst. Von hier aus wurde für Berlioz und Wagner Bahn gemacht. Sonntag mittags drängten sich im Sälchen des Oberstockes langmähnige Schüler und Schülerinnen neben der Weimarer Gesellschaft um den vergötterten Meister ... damals herrschte ewiger Frühling an der Ilm.

Digitized by Google

Liszt in Weimar! — Der zweite Teil spielte sich auch in einem Gartenhaus an den Ilmanlagen ab. Wo die Stadt endet und der Park beginnt, liegt es fast wie ein alter Wartturm hart an der Straße. Ein Gartenhof schließt sich an. So still, so schlicht, so altweimarisch-anspruchslos sieht das Häuschen aus, daß ich ein Weilchen zaudere, um das Bild in mich aufzunehmen. Und plötzlich wird etwas lebendig in mir: jener Sommer-Sonntagabend taucht auf, an dem mein Wagen nach weiter Fahrt durch den geheimnisvollen Wald von Fontainebleau in die lange Dorfstraße von Barbizon einlenkte. Plötzlich hielt das Gefährt. In den Augen des Fuhrherrn wettert etwas: „Voilà la maison de Millet!" Mit einem Ruck bin ich aufgestanden: „Millet? — Quelle modestie de la vie et quelle grandeur de l'art!" Der Fuhrherr nickte, während ihm eine leibhaftige Träne über die gebräunten Wangen rollt. Mir aber pocht das Herz zum Zerspringen und wird dann so wunderlich weit, da mir die gewaltigen Naturtöne bewußt werden, die hinter diesen schlichten Mauern angeschlagen sind ...

An dies Erlebnis muß ich denken, als ich vor dem Gartenhaus von Liszt stehe, das auch so einfach ausschaut und in dem doch so Herrliches vordem erklungen ist. Mir wird so seltsam, daß ich ganz zaghaft läute ... mir schwant mit einem Male, daß ich heute noch etwas Wunderschönes erlebe. — Eine stattliche Greisin, die einmal schön gewesen sein muß und angenehm durch ihre Art auffällt, öffnet. Sie weist auf die rasch wachsende Dämmerung, — ich verspreche, mich sehr zu beeilen. Und dann geht es über eine vorsintflutliche Holztreppe, — die gut und gern auch noch aus dem Taubacher Diluvium stammen könnte, — hinauf in den mäßig großen Musiksaal mit Bechstein- und Erard-Flügel, Bibliothek, Arbeitszimmer und schließlich in das Schlafgemach mit dem Bett und dem stummen Spinett, — alles wie Liszt es zuletzt verlassen hat, um nach Bayreuth zu seiner Lieblingstochter sterben zu gehen. Alles eng, behaglich, traulich — alles vollgestopft mit tausend Erinnerungen an den Künstler und den betörenden Rausch dieses Gnadenlebens! Wie das alles spricht und flüstert und raunt in der heranschleichenden Dämmerung ... wie das leise und geheimnisvoll in den Wänden und Flügeln gleich einer Aolsharfe zu klingen scheint ...

Auf eine Frage, ob sie Liszt noch gekannt hat, läßt die Kastellanin fallen, daß sie mit sechzehn Jahren als Dienerin in sein Haus gekommen und hier geblieben sei. Da pralle ich zurück: „Dann müssen Sie doch Liszts Pauline sein, von der mir mein alter Freund und Weimaraner B. öfter erzählte?" — Da nickt sie stolz und bescheiden zugleich: „Die bin ich!" und guckt mich ganz verwundert an. Und dann ist das Eis gebrochen. Von Bild zu Bild, von Erinnerung zu Erinnerung wandern wir, solange noch ein Schimmer Dämmerung da ist. Das alte Herz wird jung beim Erzählen. Die dunklen Gelasse um uns füllen sich immer dichter mit Schatten. Leibhaftig wandeln sie mit uns und um ums — alle, die hier ein- und ausgingen — die ich nur aus Büchern kenne — die meine Führerin aber allesamt Aug' in Auge sah. Lauter Unsterbliche — vor allem der ganze Bayreuther Kreis, von dem heute nur noch Liszts Tochter, Frau Cosima, und Hans Richter auf Erden weilen ... alle die Begnadeten, die mit dem reinen und starken Klang in der Seele durchs Leben gezogen sind.

Und mitten unter dem Schattenreigen fällt mir plötzlich ein Ton ins Ohr. Liszts „Nocturno" — seine Jugendarbeit über Freiligraths Gedicht: „O lieb', so lang du lieben kannst" mit seiner Lieblichkeit und der stillen und einfältigen Größe, die so gut zu diesem Lebenskünstler und schöpferischen und guten Menschen paßt ... ich aber trete ganz still und stumm an das Fenster und sende Grüße weitab von hier und ziehe in Gedanken zwei kleine und seelenvolle Frauenhände dankbar an meine Lippen, daß sie nicht müde geworden sind, mir dies reizende Tongedicht vorzuspielen. — Von der Greisin aber nehme ich Abschied wie von einer alten Freundin.

Draußen aber ... ich bin wie verzaubert! ... gaukelt allerletztes Zwielicht buhlerisch mit der weichen, warmen, feuchten Frühlingsnacht. Zarte Schleier wehen leise gegen die Kronen der riesigen Bäume. Willenlos werde ich in die Parkeinsamkeit und in das Abenddunkel hineingetrieben, als warte meiner eine betörende Verheißung. Über eine Treppe gleite ich mit der Sicherheit eines Schlafwandlers hinab — Ilmwasser gurgeln unter einer schattenhaften Brücke. Und nun leuchtet wieder — diesmal ganz geisterhaft — ein Gartenhaus aus dem fahlen Dunkel — und wie gebannt daraufhin starrend muß ich denken, wie oft der schwarzäugige Doktor aus Frankfurt dort über die verschlungenen Wege seines Berggartens mit Charlotte von Stein gewandelt sein und die weißen Hände geküßt haben mag — und wie sich dann um die Zeit der ersten italienischen Reise öfter und öfter das wilde Mädelchen mit dem starken Lebenshunger, die Christiane Vulpius, einschlich und nach dem Recht der stärkeren Naturgewalt den Mann immer fester an sich zog, bis ...

Sind es die Ilmwasser, die so ruhelos durch die Nacht dahinrauschen? Singt der nahende Lenz sein geheimnisvolles Lied in einem einsamen — sehnsüchtigen Vogelruf? Oder sind es raunende Menschenstimmen, deren Träger hier auf der Waldwiese und oben am anderen Gartenhäuschen wandelten und von dem Läuten, Singen und Klingen in ihren Seelen flüsterten? Und sangen sie nicht alle von der großen Naturgewalt, die der Quell alles Werdens und Vergehens seit Anbeginn ist? Die bereits da war, als der Elefantenjäger oben bei

Digitized by Google

Taubach der Urmenschin seine Jagdbeute — ach so arm an Worten! — zu Füßen niederlegte, — — die dann als feinste Blüte in diesem Gartenhaus im „Tasso“ und in der „Iphigenie“ aufging und nachmals so anders und doch so gleichartig in jenem Gartenhaus erklang, wenn schöne Frauen sich um den genialen Wildling aus Ungarn drängten und sich das kosende „Nocturno“ von ihm vorspielen ließen: „O lieb', so lang du lieben kannst!“

Zauber über Zauber! — Ich starre noch immer regungslos auf die geisterhaften Umrisse des Gartenhauses vor mir. Weicher — so scheint es — wird das Ilmrauschen. Wieder ein Vogelruf — nur weiterab — und so süß und verhauchend. Ein sanfter Lenzhauch umfächelt zärtlich meine heißen Wangen und flüstert leise von der großen Naturgewalt und ihrem zwingenden Gesetz: „Du sollst und mußt!“ — — — Und jetzt treiben zarte Schatten wie Wolkenflug vor meinem inneren Gesicht vorüber: Millets Hütte in Barbizon — die casa Liszt dort oben hinter mir — hier vor mir aber Goethes Gartenhaus ... ach — welch ergreifend schlichte Erdenspur aller wahrhaft Großen in dieser Welt! — — — Und welche zaubervolle Schönheit dieser großen Seelen, in denen Sphärenton und Himmelssehnsucht, Andacht des Schauens und starker Bekenner-Mut wie ein heiliges Feuer flammten!

Zauber über Zauber! — Ein Glockenton fällt jetzt von der Stadt her ganz verloren in die Nachtstille hinein. Ganz heimlich und leise löse ich mich los und gleite mir selbst unhörbar durch die Finsternis den Menschenstätten zu — — — o tiefe — tiefe Einsamkeit! ... o großes Glück! ... o grenzenlose Sehnsucht!

Zwei Gedichte von Will Vesper

Über die heiteren Hügel

Über die heiteren Hügel
Weht ein sonniger Wind.
Oben wie silberne Flügel
Flattern die Wolken. Es rinnt
Sonne um Herz mir und Haus.
Fröhlich glänzt jeder Gedanke,
Schmilzt das Bittere, Kranke,
Tief aus der Seele heraus.
O ihr heiteren Stunden,
Dauert und dauert mir lang.

Gelbe Blumen am Hang
Hab ich schon wandernd gefunden
Und einen Vogel, der leise rief.
Da eratmet ich tief.
Und in dem lebendigen Hauch
Fand ich das Beste auch,
Was uns die Seele
Und die schmerzenumklammerte Kehle
Sanft erlöst: ein sorglos Lachen
Und selig Vergessenmachen.

Die Nachtigall

Die Nachtigall ist aufgewacht
Und singt im Baum um Mitternacht.
Die Dunkelheit bedeckt sie dicht.
Da steigt aus ihrer Kehle rein
Ein zarter Strahl von Licht.
Schon steht der Baum in wunderlichem Schein.

Es sammelte am Tage
Die Nachtigall die Sonne ein
Und läßt sie nun
Entströmen in süßer Klage.
Die kleine Kehle darf nicht ruhn,
So drängt das innerliche Licht.
Sie hält es nicht.
Es bricht ein Silberstrahl hervor,
Steigt schlank empor,
Zerstiebt in Licht,
Zerperlt in Licht,
Erlöscht doch nicht,
Steigt noch einmal und noch einmal.
Es taumelt durch den lichten Strahl
Ein Tanz von wunderschönen
Gestalten oder Tönen
An mir vorbei. —

Da bricht ein Schrei,
Zutiefst aus ihrer Kehle,
Das zauberische Spiel vor meiner Seele
Entzwei, daß ich erwacht.

Und rings ist Dunkelheit und tiefe Nacht.

Digitized by Google

Aus Alt-Weimar: Im Kirmsschen Garten

Gemälde von Prof. Otto Rasch

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

Bismarck und der deutsche Geist

Eine akademische Jahrhundertrede, gehalten bei der Bismarckfeier der Universität München am 10. Mai 1915

Von Professor Erich Marcks

„Ein großer Freudentag leuchtet dem deutschen Volke“: so begann die Erklärung, mit der am 1. April 1895 die Rektoren der deutschen Hochschulen vor den achtzigjährigen Bismarck traten. Sie huldigte dem Schöpfer der Einheit, dem Schirmer des Friedens, dem Führer und Lehrer des öffentlichen Lebens, dessen Persönlichkeit auch dem deutschen Gedankenleben unaustilgbare Eindrücke eingeprägt habe, dem Meister der Sprache, dem Erzieher zur Geschichte. Sie sprach der Universität die Aufgabe zu, den Einheitsgedanken, den sie früh gepflegt und den Bismarck verwirklicht habe, rein und unentweiht in den Herzen der Jugend zu erhalten. Und die Studentenschaft fiel ihr bei: sie gelobte, die mühelos überkommene Ernte gewaltiger Taten festzuhalten und an Bismarcks Werke weiterzubauen. Korps und Burschenschaft haben ihm dann noch gehuldigt; im voraus hatte 1892 auf dem Markte zu Jena die deutsche Universität die unverbrüchliche Zusammengehörigkeit mit dem großen Staatsmanne in hingebendem Jubel gefeiert. Der alte Kanzler antwortete überall in seiner Sprache: als der Mann des Kampfes. Er gedachte seiner Feinde; aber alles Leben besteht aus Kampf: „ohne Kampf kein Leben, und wollen wir weiterleben, so müssen wir auch auf weitere Kämpfe gefaßt sein.“ So faßte er die Huldigungen auf: als seinem Werke gewidmet, sein Name nur das Feldgeschrei der nationalen Sammlung. Er bekannte in Sprichwortform seine Hoffnung: Gott läßt keinen Deutschen zugrunde gehen, am allerwenigsten Deutschland. Aber die Zugehörigkeit bestätigte seinen Besuchern auch er: er sprach zu den Korps von hellen Jugendtagen, freudig und kritisch zugleich. Er sprach zu den Burschenschaften von alten Irrwegen beiderseits und schließlichem Zusammenfinden, von dem, was er dem nationalen Bestreben hinzugebracht habe: die Macht, die Militärmacht, das preußische Heer, das preußische Königtum. Er sprach in Jena von der nationalen Vorarbeit des Geistes, von Weimar und Jena; er ergriff in Friedrichsruh die Hand der Jugend als eine „Zusage für die Zukunft“. Er rief sie auf für Kaiser und Reich. Vor den Jenaer Professoren meinte er, der alte Feind der politischen Professoren, von den politischen Fragen beinah wie ein Professor gehandelt zu haben, akademisch, „fast als ob ich hier auf dem Katheder stände“. Ein greiser Jenaer Theologe aber brachte ihm im Sinne des deutschen Volkes, im Überschwange der Liebe, die Verse entgegen:

Was wär' ich ohne dich geworden,
Was würd' ich ohne dich wohl sein!

Das Bündnis von 1895 hat sich fortgesetzt, die Universitäten sind Otto von Bismarck treu geblieben. Sie alle feiern inmitten des ungeheuersten Krieges auch heute unerschüttert den Heros unserer Nation. Auch unsere Feier hier folgt den Volksfeiern nach, als eine Feier und eine Erhebung und eine Besinnung für uns selbst. Noch einmal lassen wir den großen Inhalt dieses hundertjährigen Daseins, das wir ja kennen, vor unser Auge treten; aber durchaus mit akademischem Klange: nachdenkend, fragenstellend, erörternd, gliedernd und zergliedernd und zusammenfassend, ganz bewußt im Stile der deutschen Universität. Und das eine drängt sich uns vor allem auf: jener festliche Zusammenklang des Jahres 1895 gibt am Schluß des deutschen 19. Jahrhunderts dem eigentümlichsten inneren Hergange des ganzen Zeitalters seinen Ausdruck. Daß dieser Mann mit den deutschen Hochschulen, ihren Lehrern und Schülern zusammenwuchs, daß sie beide aus unendlich fremdartigen Ursprüngen zu demselben neuen Deutschland hingelangt sind, darin spiegelt sich der entscheidendste Lebensinhalt von Bismarcks und Deutschlands Geschichte. Und von diesem Verhältnisse zwischen Bismarck und dem deutschen Geiste, d. h. hier den deutschen Universitäten, in Abweichung und

Digitized by Google

Vereinigung, wie es war und wurde und blieb, davon möchte ich heute meinen Ausgang nehmen.

War nicht der Student „Otto von Bismarck aus Pommern" das vollste Gegenteil des deutschen Studententums, das wir aus unserer Einigungsgeschichte sonst kennen? In seinem Geburtsjahre 1815 kam dieses Studententum auch zur Welt: dieses Studententum von Jena mit seinem politischen Idealismus und seinem geistigen Idealismus, das Erzeugnis der Befreiungskriege, der Klassik und der Romantik. Es schloß, von der Jugend her, den zukunftsvollen Bund von Geist und Staat. Es lebte im Geistigen, es strebte zum Staatlichen hinüber. Der Göttinger und Berliner Student Bismarck hat, in den Jahren 1832 bis 1835, jede leise Berührung, in die ein elementares deutsches Empfinden ihn zu der Burschenschaft dieser späteren Tage setzen konnte, schleunigst abgesperrt. Er wurde Korpsstudent und Kavalier; er lernte leben, fechten, genießen, führen: daß er jemals zu den Höhen der deutschen Einheit hinführen könnte, daran dachte er gar nicht. Die große deutsche Wissenschaft seiner Zeiten blieb ihm stumm, er dachte nicht daran, ihr zuzuhören; seine Beziehung zu den Professoren blieb ganz formal und fremd. Er war mit dem Tage, mit seiner Laufbahn vielleicht, beschäftigt, im Grunde nur mit sich selbst. Er folgte seinen Wegen, ganz für sich; aber nicht den Wegen des Gedankens. Das Geheimnis des Genius wirkte in ihm, der wird, ohne es zu wollen und zu wissen, der seinen Geboten folgt; wer hätte dem trägen, langen Berliner Juristen, den weder Geist noch Staat zu beschäftigen schien, eine Zukunft vorgeahnt? Seine Altersgenossen standen im Frühlingsblütenschmuck der reichsten Hoffnung: wie viele freilich haben dann große Frucht getragen? Er versprach nichts und war bestimmt, alles zu halten. Vorerst verbrausten seine Kräfte nur dumpf und wild in sich selbst. Er trug von der dichterischen und historischen Bildung der reichen Zeit mehr in sich als er zeigte; aber die Triebkraft seines Geistes war sie keineswegs. Durch Wildheit, Lässigkeit, Trotz und Ekel hat ihn seine Jugend hindurchgeführt, stets erregend, nie befriedigend. Er stellte sich auf sich selbst und ging aus der Amtsstube aufs Land. Er entwickelte die aristokratische Persönlichkeit in sich, die nur sich gehören will. Er trat mit dreißig Jahren in tiefe Seelenkämpfe ein, die den Durchbruch des Genius ankünden: ich darf ihrem Reichtum hier nicht nachgehen. Auch sie waren ganz persönlich; weder Universität noch Staat hatten Anteil daran. Er sehnte sich nach Liebe, Glauben und Wirkung; er wurde zum Beherrscher der Menschen; aber sein Zweck blieb nur er selbst.

Und sofern er damals in einen politischen Kreis hineinwuchs, war dieser Kreis ein Stück vom ältesten Deutschland jener Tage: wohl war es im staatlichen Deutschland das zukunftsreichste Stück; der Zeit schien es das vergangenste zu sein. Es war das alte, monarchisch-aristokratische Preußen.

An diesem 30. April hat man in Deutschland daran gedacht, daß vor einem halben Jahrtausend die Nürnberger Hohenzollern die Kurmark Brandenburg gewannen. Der Weltkrieg hat das Erinnerungsfest verschlungen; des Tages zu gedenken geziemt sich auch uns heute und hier. Dieser deutsche Krieg und diese preußische Vergangenheit gehören ja zueinander; und daß Bismarck mit ihr zusammengehört, versteht sich von selbst. Er war von Geburt aus der Sohn und er wurde der Staatsmann des deutschen Sonderstaats.

In Sonderstaaten lebte Deutschland seit sechs Jahrhunderten. Sie ersetzten unserem Volke das zerfallende Reich; in ihrem Kreise bewegte sich mehr und mehr alles wirkliche staatliche Schaffen und erwuchs eine neue wirklich staatliche Macht. Der Kreis dieser Sonderstaaten wurde im Lauf der Zeiten enger und enger; in denen, die sich lebendig wachsend erhielten, entfaltete sich die beste Kraft und die wahre Zukunft der Nation. Auch alle Liebe der Deutschen schloß sich an ihren Einzelstaat: an jeden, überall, in Nord und Süd, vollends da, wo dieser Einzelstaat sich, wie vor allen anderen dieser preußische, mit Tat und Größe und strebender Schöpferkraft erfüllte. Der preußische Edelmann verwuchs mit ihm, in staatlichem Stolze, in dynastisch-vasallischer Treue; trotz aller Reste ständischen Trotzes und überlieferter Tadelsucht fand der kurbrandenburgische Junker in seinem harten, aufdrängenden Staate die

Digitized by Google

Heimat seines Herzens. Das neue Jahrhundert hatte das Reich zerschlagen und seine Groß- und Mittelstaaten auf sich gestellt; das Geburtsjahr Bismarcks war dann wie das Geburtsjahr der Burschenschaft so auch das des Deutschen Bundes. Aber innerhalb von dessen lockeren Formen behauptete sich wiederum der Einzelstaat als selbstbewußte autonome Macht. Gegen seine Selbstherrlichkeit erhob sich der deutsche Geist, der Idealismus des liberalen und nationalen Gedankens. Der deutsche Geist wollte die Einheit wie der Kultur so des Staates; das deutsche Bürgertum bedurfte dieser Einheit für seine wirtschaftliche Dehnung und Stärkung, und indem es selber immer stärker wurde, kräftigte es auch den Einheitsdrang. Das deutsche Selbstgefühl sehnte sich aus der Machtlosigkeit der kleineren Staaten in einen großen nationalen Staat. Gerade da, wo die Zersplitterung am größten, wo die geistige Überlieferung am lebendigsten, wo die bürgerliche Blüte am frischesten war, im Südwesten Deutschlands, erhob sich der neue Grundsatz der Nation am unbedingtesten gegen die alten Staaten und ihr Sonderwesen; er wurde getragen von dem geistigen Zuge des alten Deutschlands, von dem Dogmatismus, in dem die Deutschen, als Schüler einer großen Philosophie, zu denken gelernt hatten. Die nationale Partei trat der harten Wirklichkeit der alten Staaten mit ebenso harter Ausschließlichkeit in den Weg; sie fühlte sich als Zukunft. Und die alten Staaten waren entschlossen, ihr nicht zu weichen.

Wer hat gesiegt? In dem Stoße von 1848 traf Einseitigkeit auf Einseitigkeit. Unvergänglich der Glanz der Begeisterung und die gläubige Kraft der neuen Gedanken: um die Frankfurter Paulskirche weht es auf immer wie strahlende Frühlingsluft. Aber es bleibt bei der alten Wahrheit: die deutsche Revolution war schicksalsvoll zum Scheitern vorbestimmt. Sie wirkte in die Zukunft; die Gegenwart gestalten konnte sie nicht. Ihr fehlte Maß und Macht. Aber auch der Gegenstoß blieb lahm. Die alten Einzelstaaten zu entwurzeln und zu ersetzen hatte der nationale Gedanke nicht vermocht, sie aber vermochten es ebensowenig, ihn zu verdrängen wie ihn zu erfüllen. Und aus dem vergeblichen Kampf erscholl immer von neuem der Schrei nach dem Retter, der Freiheit und Einheit und Macht brächte, der die Ideale und die Wirklichkeiten vereinte, der — kaum erfaßte man, wie sehr das die Hauptaufgabe war — in einem widerstrebenden Europa dem neuen Großstaate der Deutschen die Bahnen bräche. Sie kennen das vielstimmige Verlangen nach dem Nibelungenenkel Geibels, dem Cäsar Mommsens, dem Degener Arndts, der eisern-harten Faust, nach der der Schwabe Fischer rief, zum Heil den Völkern und den Thronen, so weit die deutsche Langmut haust. Je tiefer wir diese Zeiten vor der Lösung durchdringen, um so gewisser wird uns das eine: von selber konnte sie nicht kommen. Selbst die Probleme klar durchzudenken waren nur überraschend wenige imstande; sie zu erfassen, sie zu überwinden, die unendliche Schwierigkeit unserer inneren Gegensätze, unserer äußeren Ohnmacht, den Gegensatz von Staat und Geist, von Volk und Erdteil zu bezwingen, Pläne zu fassen und Pläne zu verwirklichen — dazu ist von allen den tapferen Vorarbeitern unserer Einigung, die uns immer näher vor die Augen treten, keiner fähig gewesen außer dem einen, den wir heute feiern: kein einziger sonst! Und daß er kam und wie er schuf, das war Wunder und Gnade und keineswegs der halb zufällige Vollzug eines in sich unwiderstehlichen sachlichen Hergangs.

Aber woher ist er gekommen? Aus dem Sonderstaate, ja aus der Partei. Der Konservative von Bismarck-Schönhausen hat wie seinen Stand, den Adel, so sein Land Preußen mit leidenschaftlicher Ausschließlichkeit gegen das neue Deutschland von 1848 verteidigt; das allein bleibt die Wahrheit. Und aus dieser triebhaften Leidenschaft des Preußentums erwuchs dem Frankfurter Diplomaten alsbald die bewußte Leidenschaft seines Staates. Er lernte am Bundestage Deutschland kennen, aber als Kampfgebiet, als Kampfgegenstand für seinen Staat; das elementare Machtstreben, das in ihm war, galt auch der deutschen Größe, aber zunächst nur durch und auch nur für sein Preußen. Er hat in den fünfziger Jahren die Arbeit des nachfolgenden Jahrzehntes in schöpferischer Strenge vorgedacht, er hat ein weltgeschichtlich großes Staatsmannstum in

Digitized by Google

sich durchgebildet, um den einen Kern herum: den Gedanken der Macht. Und der Träger seiner Machtwünsche war ihm sein alter Staat. Preußens Lage im Deutschen Bunde war seit 1851 unerträglich für eine Großmacht: von diesem Punkte aus hat Bismarck die deutsche Frage gelöst. Das Bedürfnis der Nation forderte die gleiche Lösung: Preußens Macht und Deutschlands Einigung, beide konnten sie nur durch die Auseinandersetzung mit Österreich hindurchgehen; vorwärtsbringen konnte sie beide nur die kleindeutsche Lösung und der Kampf. Für beide war die Vorarbeit von Wirtschaft und Gesellschaft, die Vorarbeit des deutschen Bürgertums, die Vorarbeit des deutschen Geistes, auch der deutschen Hochschulen, und nun auch der deutschen Parteien unerläßlich. Aber all diese Vorarbeit war ohnmächtig gegenüber dem Widerstande der alten Gewalten, innen und außen zugleich; geleistet hat alles in Wahrheit nur der eine Mann. Im vollsten Sinne des Wortes hat erst er das Volk geschaffen, das später da war und heute selber eintreten muß und kann für seinen Bestand; die Bedeutung seiner Taten für dieses Werden ist überhaupt gar nicht zu überschätzen.

Ich darf seinen Weg hier nicht schildern: den Weg von Frankfurt über Petersburg und Paris nach Berlin, den Weg von Berlin, durch Verfassungskampf und europäische Diplomatie, nach Kiel und Düppel, nach Gastein und nach Königgrätz. Im Widerstreite mit allem, mit konservativ und liberal, mit Nation und Europa, hat er an schwindelnden Klüften hin diesen Weg seines Volkes gefunden, als souveräner Staatsmann, bis empor auf die leuchtenden Höhen des Sieges: als Staatsmann der Macht, als Staatsmann seines Staates.

Davon ist gar nichts abzustreichen. Und doch siegte mit ihm zugleich das, wogegen er sich durchgesetzt hatte, das nationale Ideal. Seine Staatskunst hatte ihre Propheten im heranwachsenden Geschlecht gefunden, noch ehe sie hervortrat: Realpolitik forderten seit 1850 auch die Jüngeren. Sie durchzudenken zwar und mitzumachen vermochten auch sie noch nicht, auch Heinrich von Treitschke nicht, der ihm zuletzt am nächsten kam. Sie reiften ihm entgegen, auch die Schüler des deutschen Geistes, der deutschen Bildung, des deutschen Ideals: zu handeln vermochte nur er. Aber sobald er in den Daseinskampf selber eintrat, brauchte er die deutsche Idee. Er siegte für seinen Einzelstaat; aber Preußens Sieg forderte alsbald die Gründung, die Ausdehnung, die Festigung eines erweiterten, d. h. des deutschen Staates, und durch seinen Sieg hörte der große Minister Preußens auf, mochte er wollen oder nicht, preußischer Minister zu sein: von diesem Augenblicke an wurde er notgedrungen vom Preußen zum Deutschen. Er hat es eingesehen und gewollt und vollbracht. Er war Preußen gewesen, er wurde Deutschland: er wurde es ganz; er wurde für Deutschland zum Vollender und erweiterte sein Streben und sein Dasein zur Nation; er ist der Genius der Nation geworden. Er hatte seinen Einzelstaat groß gemacht: seine Schöpfung ward der nationale Staat; und in diesem triumphierte der Gedanke des deutschen Geistes von 1815 und 1848. Hinter Bismarck stand sein Staat und dessen Heer und dessen Krone und seine organisierte Macht. Hinter der deutschen Idee stand Gesellschaft, Wissenschaft, Geist und Glaube. Sie allein war ohnmächtig gewesen, trotz allem. Aber auch ihn zwang sein Sieg, um sie zu werben und sie zu packen: nicht aus nationalem Idealismus ist er der Gründer des nationalen Staates geworden, aber nun flutete der nationale Idealismus in das Strombett seiner Taten hinein und hob und trug auch Bismarcks Schiff zu neuen Ufern. So eigentümlich war das Verhältnis dieses Staatsmannes und seiner Nation. Wer hatte gesiegt? Beide! Auch der Gedanke, der einst an den Hochschulen geblutet hatte. Sie waren untrennbar und einander unentbehrlich geworden. Auch Bismarcks Nationalgefühl kam alledem entgegen; aber auch ferner immer in strenger Treue gegen sich selbst, im Dienste der Macht und nicht des Ideals. So hat er Norddeutschland und so hat er Deutschland aufgerichtet; so hat er das allgemeine Stimmrecht gegeben und sich verbündet mit den Liberalen: weil das Gebot der Stärkung des neuen Staates ihn dazu zwang. Und beides stand im neuen Reiche aufrecht: Reichstag und Monarchie, Einheit und Vielheit. Zwar die Begeisterung, die nun mit Bismarck im

Digitized by Google

Bündnisse dieses neue Deutschland ausgestaltete, mußte sich zugleich bescheiden. Das Deutschland von 1848 war es nicht. Hatte es die liberale Freiheit? Ja! Hatte es die liberale Einheit? Ja! Aber nach der Vorstellung der Einheitspartei war beides nicht. Das eine blieb im Wege, was 1848 im Wege gewesen war: der alte Staat. Sie waren alle da, die großen, Preußen und Bayern, die süddeutschen und die norddeutschen Mittelstaaten, und die Kleinstaaten zudem; sie und das Neue; die Einzelnen und das Ganze. Wie das miteinander zu vereinigen wäre, darüber hatten sich die besten Deutschen das Hirn zermartert. Bismarcks Verfassung von 1866 und 1870 vereinigte es mit genialer Selbstverständlichkeit, sie ließ allem beidem Licht und Luft, sie spannte beides mit überraschend einfachen Formen zu lebendiger Einheit zusammen. Sie brachte in Kaiser, Bundesrat, Reichstag die Dreiheit der Kräfte: Preußen, die Staaten, das deutsche Volk, zu versöhnter Wirkung; sie ließ das Alte lebendig und machte das Neue lebensstark. Sie baute das neue Gebilde und die neue Wirklichkeit auf die bestehenden Mächte. Und bis zum heutigen Tag hat sich sein Werk weiterwachsend bewährt. Wir dürfen es rühmen, daß die alten Gegensätze keine Gegensätze geblieben sind. Einheit und Vielheit in Staat und Kultur; Ost und West und Nord und Süd nach eigener Art miteinander, ihrer Eigenart froh und bewußt bis zu der bekannten Gefahr einer Reibung, die unser Reich bislang ertrug und gut ertragen hat; Nord und Süd dürfen und sollen sich das Ihrige gegenseitig zuerkennen. Sie wachsen doch steigend in- und durcheinander, mögen sie wollen oder nicht, Preußisches und Außerpreußisches: sie haben einander durchdrungen, befruchtet, verwandelt und doch die Besonderheit hier und dort nicht aufgehoben. Und ohne diese Besonderheit, in Bismarcks Sprache zu Jena 1892: „ohne Poesie und Romantik, zentralisiert, würde der Deutsche zum Franzosen werden." Das alles ist uns längst zum Besitztum und zur Überlieferung geworden: der Gestalter aber ist er gewesen, der Preuße, der Preuße blieb und Deutscher wurde; es war seine Lösung, und sein Wille hat sie lebendig gemacht. Der Strom des nationalen Gesamtgefühles, so sagte ich, trug sein Schiff nun voran; jedoch der Lenker dieses Schiffes ist er geblieben, solange er Kanzler war. Er handhabte auch da die alte Macht und schirmte sie wider den Radikalismus der Idee. Kein Zweifel: die Einheit wuchs dennoch und wächst; Bismarck selber hat auch das gewollt. Wird sie über die Schranken hinauswachsen, die er zugleich gewollt hat? Auf allen Lebensgebieten hat sich das Gemeinsame ständig fortentwickelt; die Finanzbedürfnisse des Reiches haben, die letzten Jahre hindurch, in die Einzelstaaten tiefer hineingegriffen als zuvor. Wir müssen erwarten, daß dieser Krieg zu weiterer Ausgleichung fortwirkt, daß er Nord und Süd gegenseitig einander weiter anähnlichen wird, in einigen Institutionen vielleicht, in den Empfindungen gewiß. Das wird sich vollziehen nach inneren Notwendigkeiten. Gebe der gute Geist unseres Volkes, daß von der Selbständigkeit, von der bunten Lebensfülle der Einzellande, wie Bismarck sie gewollt hat, aufrecht bleibe, was nur irgend kann!

Aber das ist längst gewiß: der alte Einzelstaat, von dem auch Bismarck ausging, lebt seit 1866 nur noch innerhalb und unterhalb des Ganzen, auch Preußen. Ideal und Wirklichkeit haben miteinander geschaffen; geführt hat die Wirklichkeit, die Bismarck hieß; die Ideen — des deutschen Geistes — haben mitgewirkt und wirken weiter. Aber der Kern des neuen Wesens war und blieb die Macht. Das hat Deutschland von seinem Reichsgründer gelernt. —

Ich weise nur darauf hin: wie zwischen Einzelstaat und Gesamtstaat, so hat Bismarck, in diesem selben Sinne, ausgeglichen zwischen Monarchie und Parlament. Wie er vom Sonderstaate herkam, so kam er von der Monarchie her; und ihr ist er vollends folgerecht treu geblieben bis an das Ende. Er hat die preußische Überlieferung der monarchischen Macht für Preußen und für Deutschland gerettet und ausgebildet. Er hat auch dieses innere Verfassungsproblem unter die Beleuchtung der auswärtigen Verhältnisse gerückt: der Druck einer ringsum feindlichen Welt zwingt Deutschland zu starker Sammlung um die Fahne; „wir stehen im Lager", Jahr um Jahr, und bedürfen der starken und gesicherten Führung. Er hat die Monarchie

Digitized by Google

stärker hinterlassen, als er sie vorfand. Die Wirkung des Zeitalters kam ihm, über seine Lebenstage hinaus, zu Hilfe: überall in der Welt ist, auch nach ihm, die Regierungsmacht an der Spitze der großen Staaten fester zusammengezogen und gewaltiger durchgebildet worden. Aber die Grundlage hatte der Schöpfer des allgemeinen Stimmrechts und des Reichstags, der so die Verfassungskräfte von 1848 in sein neues Deutschland selber hinüberführte, selber unendlich verbreitert. Auch da, wie in der nationalen Frage, ist das Leben aus eigener Kraft über Bismarcks erste Wünsche hinausgeströmt; neben dem Alten, das er erhielt, ist das Neue mächtig gewachsen. Auch die Frage der Demokratie wird durch diesen Krieg für Deutschland neu gestellt, ebenso wie die Frage des Zentralismus. Der Historiker hat weder als Politiker noch als Prophet zu sprechen; die Notwendigkeit von Führung und Zusammenfassung unter einem obersten Gebot und der unermeßliche und unersetzliche Wert unserer Monarchien ergibt sich dem Historiker Bismarcks von selbst. Die Lehre Bismarcks vom inneren Werte der harten staatlichen Gewalt und ihrer festen Leitung ist, seit er nicht mehr lebt, für Deutschland nur immer zwingender geworden. —

Ich habe von Einzelstaat und Gesamtstaat gesprochen und habe die engere Verfassungsfrage wenigstens gestreift. Hier wie dort hat Bismarck, im Gegensatze zu jenem deutschen Geiste, der die Hochschulen seiner Jugend beseelte, sein altes Deutschland und sich selber durchgesetzt und sich dann doch mit dem geistigen Deutschland gefunden und durchdrungen, über seine eigenen Ursprünge hinaus. Wie aber steht es mit seinem neuen Gesamtstaate, dem kleindeutschen Reich, das er errichtet hatte, in dessen Verhältnisse zur weiteren deutschen, zur großdeutschen Idee? d. h. mit dem Verhältnisse des Reiches zu Österreich?

Wir wissen jetzt, daß auch die kleindeutschen Idealisten, die Partei Preußens in der Paulskirche und vorher, sehr viel großdeutscher empfanden, als man lange gedacht hatte. Auch Heinrich von Gagern und die Seinen, die sich zu dem Schnitt zwischen Deutschland und Österreich vernunftgemäß entschlossen, sahen zum guten Teile in einem kleineren Deutschland nur die Vorstufe für ein größeres, in das das deutsche Österreich irgendwie wieder eintreten könnte. Preußen sollte der deutschen Staatsbildung dienen, aber nicht sie dauernd beherrschen.

Wie stand Bismarck hierzu? Er war von Hause aus der reine Preuße; eigentlich großdeutsch war er auch in den Revolutionsjahren nicht, wo er aus Parteigründen die Ausstoßung Österreichs bekämpfte. Als er dann Staatsmann wurde, hat er deren Notwendigkeit ergriffen und hat sie durchgeführt: unter dem Gesichtspunkte der Macht. Aber eben die Macht hat ihn dann auch wieder zu Österreich zurückgeführt. Er wollte die reinliche Scheidung zwischen dem engeren Deutschland und dem habsburgischen Reiche, er hat sie erzwungen. Aber wie das Machtbedürfnis ihn von Preußen zu Norddeutschland und zu dem Gesamtdeutschland von 1870 leitete, so hat es ihn schon früh auch zu Österreich weitergeleitet. Konnte Preußen und das kleindeutsche Reich Österreich machtpolitisch dem übrigen Europa gegenüber entbehren? Schon vor 1866 hat Bismarck in allen ernsten Lagen, obgleich er noch Österreichs Feind sein mußte, die Möglichkeit erwogen und verfolgt, Österreich festzuhalten und mit ihm zusammen gegen Europa zu stehen. Wir fragen uns heute, ob er diese Gedanken nicht doch vielleicht damals noch ernster genommen haben mag, als wir ihm zutrauten; ob er nicht wirklich ganz ernsthaft darauf eingegangen sein würde, Deutschland mit Kaiser Franz Joseph zu teilen, unter der Bedingung, daß dieser gegen das Ausland ganz bei Deutschland bliebe. Er hat es versucht; die ungelöste Nebenbuhlerschaft mit Österreich hat diesen Dualismus, den wir schwer auszudenken vermögen, immer verhindert, und der natürliche Weg zur Zukunft ging doch erst über Königgrätz. Aber die älteren Anläufe gehören doch auch zu Bismarcks Politik. Vom Tage von Königgrätz ab aber hat Bismarck ja allbekanntermaßen dafür gearbeitet, Österreich wieder heranzuziehen. Er hat es gleich 1867 ernstlichst versucht; die Kette reißt dann nicht ab, bis zum Bündnisse mit Andrassy im Herbste 1879. Wenn er nach dem französischen Kriege zur Wiederherstellung des alten Bundes der drei Ostmächte, der Machtgrundlage seiner Jugend-

Digitized by Google

zeiten, zurückstrebte, wenn er stets Rußland als dritten festzuhalten und sich nicht an Österreich allein auszuliefern wünschte: anders als zu Rußland stand er zu Österreich doch. Wohl blieb ihm Österreich der Gegner, mit dem er einst gefochten hatte; der Gegensatz von 1866 war ihm nicht einfach tot. Aber er gedachte 1879 mit ausdrücklichem Bewußtsein des zentraleuropäischen Bündnisses, das er wiederherstellte, des Zusammenhanges mit dem Deutschen Bunde von 1815, mit dem alten Deutschen Reiche. Er war, wie man weiß, bereit und bestrebt, das neue Bündnis vor die Parlamente von Wien und Berlin zu bringen und in das Verfassungsrecht der beiden Reiche aufzunehmen. Wie er sich das gedacht und durchgedacht hat, ist wohl noch nicht klar. Aber das ist gewiß: in dem Schöpfer Kleindeutschlands wirkte doch ein stärkeres großdeutsches Element fort, als Zeitgenossen und Historiker eine Weile lang erkannten; den großen Realisten trug eben sein Realismus wie von Preußen zum Reiche, so vom Reiche zu einem tatsächlichen Großdeutschland weiter. Bei ihm entsprang das nicht, wie bei einem Teile unserer öffentlichen Meinung, aus großdeutscher Neigung, aus altem großdeutschem Glauben: aber seine Taten kamen auch hierin den alten geistigen Programmen wieder näher. Er, der Deutschland und Österreich mit gutem Fuge trennte, erbte doch von der Geschichte den Antrieb, sie zugleich zu vereinen, und er vererbte ihn der Zukunft, die auch hierin vielleicht über das Maß, die Grenze der Bismarckschen Absicht hinausgehen wird. Er steht in der Kette der Zeiten; er deutet über sich selber hinweg weiter. Wie wird sein Reich einst in der Gesamtgeschichte deutscher Staatenbildung dastehen? Sie kam aus dem Weiteren und verengerte sich in Bismarcks Zeit; wird sie wieder ins Weitere schreiten? Wir wissen es nicht, ich wenigstens weiß es nicht. Aber mancherlei Zeichen deuten auf eine Erweiterung der Kreise über die Grenzen von 1870 hin: auf weitere gefestigte Bünde in irgendwelcher Form, weiter als das siebziger Reich, mit diesem Reiche als bleibend festem Kern. Dieser Krieg und seine Nachwirkung wird auch darüber erst die Würfel werfen. Vollzieht sich das, so wird auch Bismarck bei diesem Werke sein, er, der Preuße, obwohl es denkbarerweise seinen Willen überspränge. Die Vertreter des großdeutschen Ideals, die Männer des geistigen Ideals, hatten 1848 bis 1866 gegen ihn Unrecht, und es war ein Segen, daß er sie schlug. Auch sie aber kommen, so scheint es, wieder zu ihrem Rechte: und er selber hat auch diese Wege noch gebahnt. Die Geschichte kann mit den Taten des Riesen von 1866 und 1870 nicht zu Ende sein; um so gewaltiger reiht sich seine Gestalt in den Zusammenhang der Zeiten ein, und um so deutlicher reicht sie auch hier wieder den Führern des Geistes, von denen ich heute ausging, im weitesten die Hand. —

Aber eines bleibt doch ihm allein: gerade für eine Betrachtung, die von Bismarcks Verhältnis zu den Universitäten herkommt. Nicht nur, daß er allein alles verwirklicht hat, sondern auch, daß er den deutschen Geist erzogen hat. Einer der feinsten Vertreter neuidealistischer Bestrebungen in Geist und Staat, Friedrich Meinecke, hat in diesen letzten Tagen „den modernen Menschen, der seine Doktrinen gern der Erfahrung opfert", „dem Menschen des neunzehnten Jahrhunderts" gegenübergestellt, „der seine Erfahrung noch gern zur Doktrin erstarren ließ". Diese Umbildung hat kein einzelner so stark gefördert und so stark verkörpert wie Bismarck. Die Generationen von Deutschen, die seit 1864 und 1866 bewußt wurden und heranwuchsen, hat er seelisch auf das tiefste beeinflußt, auf politischem Gebiete ganz gewiß, aber auch auf dem allgemein kulturellen. Er selber hat die gewaltige Einwirkung des deutschen Geistes auf die deutsche Einigung nicht verkannt, wir hörten seine Worte über Weimar und Jena; aber mit der dogmatischen Einseitigkeit des alten deutschen Geistes hat er lebenslang gerungen, und in diesem Ringen hat er gesiegt. Er ist als Kämpfer eben deshalb auf die deutschen Professoren lebenslang schlecht zu sprechen gewesen; er sah, nach seiner Art, immer vornehmlich das, wodurch sie oder mancher von ihnen ihn verletzten. Auf sie eingewirkt hat er dennoch auf das entschiedenste. Den Geist der Wirklichkeit, dessen seine Nation bedurfte, hat er, nicht als erster, auch hier getragen von breiten allgemeinen Strömen, aber er

Digitized by Google

als stärkster in ihr verbreitet: auch in den Schichten unserer Bildung. Er hat es in zwei großen Absätzen getan: durch die ungeheure Lehre der Reichsschöpfung selber, die alle Geister erschütterte, und dann durch seine große Wendung von 1878, durch die Wendung zur Wirtschaftspolitik und Sozialpolitik der achtziger Jahre. Wie hat er da mit dem alten Geiste unseres öffentlichen Lebens, mit dem individualistisch-idealistischen Liberalismus der Jahrhundertmitte, gestritten. Wie hat er die neuen Aufgaben der materiellen Politik, wirtschaftliche und sittliche zugleich, gewaltig in das deutsche Leben hineingepreßt, und die Lehre der Ausfüllung des Staates mit diesem neuen, sachlich breiteren Inhalte selber verkündet und vorgelebt. Noch er selber hat in diesem seinem letzten Kanzlerjahrzehnt Deutschland in unsere Gegenwart hinüberzulenken das meiste getan. Wir empfinden es in diesem Kriege, in diesem Bündnisse zwischen Industrie und Heer, in dieser Bewährung unserer materiellen Kräfte, in der Bewährung unserer landwirtschaftlichen Produktion, wie unendlich vieles heute bei uns auf die Epoche von 1880 zurückweist — durch die Adern des Deutschlands, das sich heute gegen die Welt behaupten muß, fließt auch in diesem wirtschaftlichen, nicht nur im nationalen Sinne, der volle Strom Bismarckischen Blutes.

Wie aber stand er damals zu den Universitäten? Manches an ihnen leistete ihm Widerstand; nicht nur ein Teil der alten, formalistisch-idealen Überlieferung, ich denke an Theodor Mommsen: es kann ja gar nicht anders sein, als daß stets ein Teil der geistigen Gewalten überhaupt der Eigenart und der Zwangskraft eines politischen Genius, wie dieser es war, zugleich widerstreben muß. Aber die große Wendung zum Wirtschaftlichen und zum Sozialen, die er durchzwang, hat im Grundsatz auch die deutsche Hochschule mitgemacht — nicht immer und allem zustimmend; aber die Wendung selbst. Ich gehe nicht darauf ein, wie die Staatswissenschaft ihr vorgearbeitet hatte und wie sie nun, für und wider, in ihr mitstritt. Aber auf das Ganze der Universitäten hat Bismarck wohl erst damals den vollen grundsätzlichen Einfluß ausgeübt. Die volle Macht seiner Persönlichkeit wirkte sich, bei Lehrenden und Lernenden, doch wohl erst auf diesem zweiten Gipfel seiner staatsmännischen Schaffenszeit ganz aus: der Anblick eines Kämpfers, der alles Leben mit großartiger Wucht ergriff und zu gestalten rang, Inneres und Äußeres gleichermaßen, der überall mit seinem ganzen Wesen einsprang, überall schöpferisch und unausschöpfbar, voll Leidenschaft und Weisheit, mit dem dämonischen Zauber einer ganz großen Genialität, leuchtend, befruchtend, vorwärtsdrängend überall. Er hat auf die „Professoren" vielleicht niemals härter gescholten als in diesen späten Jahren; die große Mehrzahl von ihnen waren dennoch seine Verbündeten. Die Bewegung des wissenschaftlichen Geistes selbst ging damals überwiegend in seiner Richtung, nach dem Realismus hin; darüber hinaus: der Wahrheitsgeist, die Unbefangenheit, der Persönlichkeitsgeist, die in Bismarcks Erscheinung das Bestimmende waren, trafen doch gut mit dem Besten zusammen, was wir als deutsch-akademisch empfinden oder wünschen. Dem tiefsten Wesen der Wissenschaft natürlich blieb sein handelnder Genius fremd: es interessierte ihn nicht. Aber die akademische Lehrfreiheit hat er ganz persönlich unterstützt. Vor allem, natürlich, der nationale Heros in ihm war es, der auch über die Hochschulen hinleuchtete und über sie Macht gewann: der Begründer und Beleber des Reiches, der große Diplomat, der damals sein Spiel über die Welt hin glorreich und siegreich spielte, der Eröffner neuer Weiten auch über die Meere hinaus, daheim und draußen der Wegbahner neuer Zeiten.

Auf die Jugend hat er damals unmittelbar werbend eingewirkt und gern mit ihr gesprochen. In ihr blieb und bleibt, so dürfen wir vertrauen, dem Wesen nach stets das Innerste der alte Schwung von 1815. Dieser Gewaltige wies ihrer Begeisterung neue Ziele und Inhalte und mahnte sie zugleich zu politischer Zucht. Sie ergriff seine Lehre, seine Erbschaft, seine Größe mit loderndem Danke und loderndem Stolze. Die neue Lehre der Kraft und der Wirklichkeit mochte bei so manchem zur Routine, zur Geistlosigkeit, zur Mißachtung des Ideals erstarren. Die Lebendigen unter der jungen Generation hat Bismarcks großes Beispiel sicherlich

Digitized by Google

belebt und erhoben. Der alte Kanzler und das kommende Geschlecht haben sich in den achtziger Jahren gut verständigt. Die Jugend wurde durch den konservativen Staatsmann wohl konservativer, er schärfte ihr die Notwendigkeit der Macht und der Regierung ein. Schließlich ist doch aus ihrer Mitte ein lebendiger Strom neuer sozialer Bewegung ausgegangen, der, von Bismarck angeregt, über Bismarck hinausgestrebt hat; und seit der Wende des Jahrhunderts hat sich der Idealismus im neuen Geschlecht neubelebt. Der Epoche Bismarcks setzte sich im deutschen Geistesleben eine neue entgegen, mit neuen Antrieben politischer, philosophischer, künstlerischer Art. Sie hat die Einseitigkeit der großen politisch-realistischen Zeit zu ergänzen begonnen. Aber auch in ihr ist Bismarck unendlich mächtig und der Jugend immer nah geblieben: sie hat es in diesem Kriege bewiesen. Das Geschenk seiner Taten und seiner Schöpfungen, ohne die wir alle nicht mehr atmen können, das Geschenk seiner selbst wirkte und wirkt in ihr lebenschaffend nach. —

Seiner selbst! Ich kann das Bild dieser Persönlichkeit hier nicht ausmalen: ich habe es kürzlich an anderer Stelle versucht. Das uns akademischen Menschen Erstaunlichste an ihr ist wohl die gleiche Kraft, durch die er die Zeitgenossen zuerst verblüfft und später hingerissen hat: die Ursprünglichkeit. Er hat stets ein seltsam unmittelbares Verhältnis zu den Dingen gehabt; er hat sie gesehen, nicht wie sie überliefert wurden, sondern wie sie waren, so, als hätte sie keiner vor ihm gesehen und ausgedrückt. So sah und so bezeichnete er sie, und so faßte er sie an — für unsere Art des reflektierenden und zergliedernden Denkens eine Erquickung und eine Enthüllung. Wir können nicht sein wie er; wir erbauen uns an ihm wie an Goethe, und suchen zu lernen, soweit wir es vermögen. Und wir bestaunen in ihm die ewige Bewegung, die Fülle immer neuen Lebens, den ewigen Kampf der Gegensätze, die das Wesen des Genius durchwalten: Größe und Einfachheit, Heiterkeit und Majestät, Feinheit und Stärke, dienende Hingabe und flammende Selbstherrlichkeit, menschlich zarte Liebe und zerschmetternder Zorn. Er ist sein Lebelang immer neu gewesen; er ruft nach seinem Tode zu immer neuen Fragen auf, als lebte er noch. Wir tragen ihm innerlich vor, was wir in verwandelter Zeit politisch Neues erleben, Wandlungen des inneren Lebens, der inneren Aufgaben unseres Volkes und Staates, neue Erfahrungen draußen in der Welt. Wir wenden dies Neue auf die Betrachtung seiner eigenen Geschichte an. Wir stehen im Kampfe mit Rußland; er wird gefragt: Warum hast du nicht 1878, als du es konntest, dieses Rußland im voraus zerschmettert? Er würde um die Antwort kaum verlegen sein. Aber er ist uns lebendig, und deshalb sucht ihn das Leben auf und setzt sich unablässig mit ihm auseinander, sei es hadernd und rechtend oder bescheidentlich bittend um Rat und um Trost. Wir wissen wohl: er kann auf praktische Einzelfragen keine Antwort geben; die Dinge verschoben sich längst, seit er geschieden ist, und das Maß, das er den Nachkommen liefern kann, ist nur das Maß seiner großen Gesinnung, des Mutes und der Kraft und seines Verfahrens im ganzen. Wir stellen noch andere, menschliche Fragen an ihn; wir rätseln an den Widersprüchen seines Wesens herum und deuten ihn menschlich aus; wir suchen verstehend in das Dunkel seiner Seele zu dringen. Und über allen psychologischen Fragen steht auch da die große Sprache, die die Gesamtheit seines Menschentums zu uns redet: wir spüren in Ehrfurcht in der Mischung seines Wesens aus Zartheit und Stärke, aus Klarheit und ringender Tiefe, aus Schlichtheit und aus Leidenschaft den großen reinen Klang des Deutschtums selbst, so wie er aus dem Leben unserer Größten uns entgegenklingt. Wir rätseln fragend an seiner Geschichte und graben den Wendungen seiner Taten und Entschlüsse nach, um sein Verfahren und seine Absichten zu erfassen, große und kleine, dunkle und helle: er wird uns immer neue Aufgaben stellen, auch da, und doch als Ganzes nur in der Größe seines Wuchses und seines Wollens zu begreifen sein. Wir haben noch seine menschliche Stimme gehört und ihm erschauernd in das löwenhafte Auge geblickt: schon damals, von dem Lebenden her, wehte uns ein Zeitloses, ein Hauch von Unsterblichkeit an. Jetzt sehen wir in ihm das Menschlich-

Digitized by Google

Unvergängliche, das allgemeine Los und Leben der höchsten Genialität. Hinter den feierlichsten Worten unserer Dichter erblicken wir jetzt auch seine Gestalt. Jetzt flutet uns in seinem Lebensgange der Strom der Größe, wie ihn Goethes Mahomet-lied verfolgt, von dem Felsenquell seiner Jugend durch die Ebene des weiten Schaffens hindurch bis an das ewige Meer, in das er mündet. Jetzt klingt uns auch aus seinen Kämpfen das Schicksal des Siegers entgegen, der die Geister, die mit ihm gerungen, in seinem Kreise festgebannt hat:

Schon längst verbreitet sich's in ganze Scharen,
Das Eigenste, was ihm allein gehört.
Er glänzt uns vor, wie ein Komet entschwindend,
Unendlich Licht mit seinem Licht verbindend.

Jetzt wandelt er vor uns wie der Held unseres größten Dramas, der ewig Unbefriedigte, der heroisch Unstillbare, in der Rastlosigkeit seines Suchens und Schaffens, in seinem Glauben an die Tat. Und seiner Persönlichkeit gelten, ins Erhabenste emporgereckt, die ewigen Urworte von der Unwandelbarkeit des Dämons:

Und keine Zeit und keine Macht zerstückelt
Geprägte Form, die lebend sich entwickelt.

Noch mehr! Es sind noch nicht siebzehn Jahre, daß Bismarck uns verlassen hat, und doch, wir erleben es ringsumher, diese Persönlichkeit mit ihrer Fülle des Lebendigen steigert sich uns bereits ins Unpersönliche. Der Kampf der Zeit, der sie in Liebe und Haß so rauschend umbrandet hat, verflutet; der steinerne Roland von Hamburg steigt einsam auf: die strenge, große, dem Tage entrückte Verkörperung von Reich und Nation, die Verkörperung der größten Erinnerungen, die uns vorwärtszwingen, der irdisch heiligsten Güter, um die wir streiten, des unsterblichen Vertrauens inmitten von Kampf und Gefahr. Wir hörten das Wort des Achtzigjährigen von dem Gotte, der Deutschland nicht zugrunde gehen lasse. Aber selbst das Wort verhallt, und nur die steinerne Erscheinung bleibt, das ewig Unverlierbare — denn unverlierbar ist für Menschen nur, was nicht mehr sterblich lebt. Dieser Bismarck der Unsterblichkeit ragt über unserer Nation, schon heute, als ihr stärkster Ausdruck von Staat und Einheit, von Mut und Kraft. Er hat seinen Namen bei Lebzeiten das Feldgeschrei der Sammlung genannt. Es wird uns gut anstehen, diesen Ruf weiterzugeben, solange wir selber leben, uns Lehrern und Schülern auch dieser Universität. Erst so, im Unvergänglichen, über das Endliche, über die Stunde, über das Persönliche selbst hinweggehoben, im Gefühl des Deutschtums und des Vaterlandes allein, vollzieht sich zwischen dem deutschen Geist, dessen Dienerin und Bildnerin zu sein auch unserer Hochschule das stolze und demütige Recht eignet, und zwischen dem gestaltenden Genius dieses verflossenen Jahrhunderts, von dem wir heute dankbar künden, das reinste und das unlösbare innerliche Bündnis für alle Zukunft.

Modelliert von Prof. Fritz Schaper, Berlin

Rückseite des Hamburger Portugalösers von 1895

Digitized by Google

Regen

Kriegsstimmung. Polen. April 1915

Von Hans Caspar von Zobeltitz

So ritt ich hin: Tiefdunkel war die Nacht,
Und mir im Herzen war so tiefe Scham,
Weil immer wieder der Gedanke kam:
Verloren ist die Schlacht! —
Und unaufhaltsam troff der Regen nieder,
Im Dunkel nicht zu sehen, nur zu fühlen,
Wie er mit seinem ewiggleichen kühlen
Gerinsel mich durchdringt. —
Dann der Gedanke wieder,
Denn der erlebte Tag schritt neben mir.
Vermaledeit sei Krieges Gunst und Glück;
Ich hab's gesehn: Stuhr gingen sie zurück,
Und ohne Truppe kam ein Offizier
Wankenden Gangs und gradeswegs entgegen,
Die Faust umklammerte den blanken Degen,
Er meldete — gebrochen war der Ton:
„Es ging nicht mehr — wir mußten rückwärts weichen,"
Und mit der Klinge gibt er uns ein Zeichen,
„Da sind wir nun — die paar — mein Bataillon!"
Und Regen — Regen! Tags wie jetzt bei Nacht;
Wie das die Knochen müd und mürbe macht,
Wie das den Mut lähmt und den feigen Sinn
Sich schwellen, wachsen läßt. —
So ritt ich hin ...
Schwer tappst mein Gaul und zerrt an jedem Schritt,
Und immer wandert der Gedanke mit:
Ich sah mich wieder in dem Kreise warten,
Wo sie sich beugten über nasse Karten,

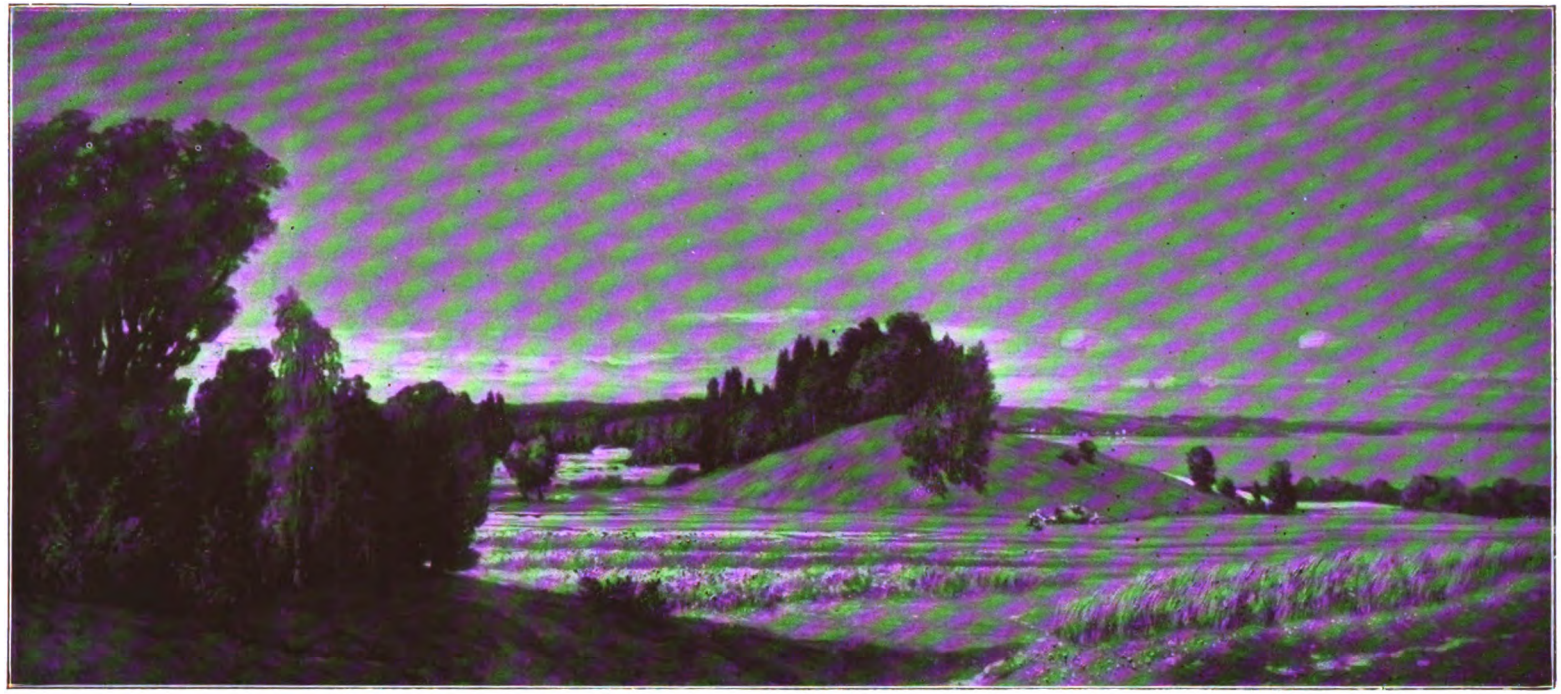
Digitized by Google

Wo durch das Dunkel drängten die Geſtalten,
Dann eine Meldung — flüſternd nur gegeben,
Doch nicht das frohe, arbeitende Leben,
Das ſonſt im Stab iſt. —
Bis der General
Mit eiſern-ruhiger Stimme uns befahl:
„Die jetzt erreichte Stellung wird gehalten!“
Dann ritt ich in die Nacht:
Und Schritt um Schritt
Quäl' ich mich durch auf den zerfurchten Wegen,
Und immer wandert der Gedanke mit,
Und immer fällt vom Himmel dicht der Regen,
Links ſeitwärts brennt ein Dorf in fahlem Brand,
Als ob vor Näſſe es nicht flammen kann.
Der Rauch klebt dicht ſich an die Erde an,
Als wär' auch er voll Furcht. —
Ich heb' das Haupt,
So innig hab' noch niemals ich geglaubt:
„Herr, du, im Himmel, reiche uns die Hand!“
Dann halt' ich meinen müden Braunen an,
Fernes Geknatter ſchlägt an meine Ohren,
Schwillt an — verliſcht — flackt wieder dann und wann ...
Ich reite weiter — endlos ſcheint der Weg,
Kein Ziel. —
„Wir haben heute eine Schlacht verloren!“

— — — — — — — — — — — — — — — —

Den nächſten Tag iſt heller Sonnenſchein,
Und mit dem Feinde ſprechen die Kanonen.
Der alte Gott muß über uns noch wohnen.
Die friſche Tatkraft ſtellt ſich wieder ein.
Nacht war's — Tag iſt es, wenn auch die Gedanken
Einmal abirren und verwundet ſchwanken. —

Digitized by Google



Beim Karpfenwinkel am Starnbergersee. Gemälde von Oswald Gottfried

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOI

Digitized by Google

Napoleons Kontinentalsperre und das England von heute

Von ***

Die Weltgeschichte wiederholt nicht, aber sie schafft immer wieder Lagen, die sich zwar nicht gleichen, aber Ähnlichkeiten aufweisen, oft seltsamer Art.

Wir hassen England. Feigheit wäre es, nicht offen auszusprechen, was uns die leidenschaftliche Kraft zum schwersten Kampf gibt und erhalten muß, den Deutschland je führte. Unser Haß besteht zu Recht. Gleichviel ob von Rußland der Anstoß zum Weltkriege ausging: England ist es, das uns vernichten, auf die Knie zwingen will; das vor keinem Mittel zurückschreckt, die Zukunft unseres Vaterlandes, unseres Volkes zu untergraben; das den Erdkreis gegen uns in die Waffen rief, das nicht im ehrlichen Ringen auf dem Schlachtfeld uns zu besiegen trachtet, das unsere Frauen und Kinder verhungern lassen möchte, um seine Weltherrschaft, seine alleinige Herrschaft über die Ozeane zu sichern, seine durch die Tatkraft und Umsicht unserer Gewerbtreibenden, unserer Kaufleute schwer erschütterte Stellung auf den Weltmärkten neu zu festigen. Der Neid hat England in den Krieg gegen uns getrieben, wie es nacheinander Krieg führte gegen jedes Volk des Festlandes, in dem es einen bedenklichen Wetteiferer zu erkennen meinte.

Bonaparte. Medaille in Gold von Raymond Gayrard, 1796

Am schwersten vielleicht hat Frankreich die Pranken des britischen Löwen zu spüren bekommen; dasselbe Frankreich, das heute in ergebenster Vasallentreue sich Englands treuesten Verbündeten nennt. Durch die Jahrhunderte zog sich der Streit der beiden Rivalen hin, in kurzen Zwischenräumen immer neu entbrennend, mit wechselndem Erfolg geführt, bis in den Stürmen der Revolution Frankreichs beste Wehr gegen England, seine einst so hochberühmte Flotte, mehr und mehr dem Verfall preisgegeben wurde.

Da erstand einer, ein Gewaltiger, der England haßte, wie wir es hassen: Napoleon.

Lange waren wir gewöhnt, Napoleon nur als den hinterlistigen, gewalttätigen, rücksichtslosen Feind Deutschlands zu betrachten, fast im Sinne Blüchers, dem er schlechthin der Cujon war. Und wahrhaftig, schwer genug hat seine Faust auf Deutschland gelastet, auf Preußen zumal. Es gibt da kein Abmarkten zu seinem Gunsten; was er an uns getan, schrie zum Himmel. Aber die neuere Forschung hat uns Napoleon doch noch in anderer Beleuchtung gezeigt. Nicht nur als den von Dämonen beseelten Kriegsmann, der nach der Herrschaft über den Erdball strebte, für dessen unersättlichen Ehrgeiz es keine Grenzen gab. Wir lernten ihn kennen auch als einen der bedeutendsten Staatsmänner, die je gelebt, als einen unübertrefflichen Diplomaten, als einen Organisator allergrößter Art, nicht allein für sein Heerwesen, sondern auch für alle, die kleinen und die großen Angelegenheiten seines Reiches. Und noch ein anderes: die Erwägung wurde uns — besonders durch die Forschungen von Max Lenz — näher gebracht, ob denn Napoleon überhaupt und immer nur unter dem Einfluß seines eigenen Willens gehandelt; ob nicht auch er, dessen Eroberungslust scheinbar keine Grenzen kannte, durch andere Mächte, als die in ihm waren, unerbittlich auf der einmal beschrittenen Bahn vorwärtsgetrieben wurde? Wohl mag in ihm eine starke Kriegslust lebendig gewesen sein, das Streben nach der Betätigung seines Genies. Aber die ganz ungewöhnliche Schärfe seines Verstandes, sein ausgeprägter Sinn für alles Tatsächliche, für die Bedürfnisse

Unterschrift Napoleons aus dem Jahre 1793 auf einem Militärbericht von Toulon

Digitized by Google

der Millionen, die seinem Zepter unterworfen waren, auf deren Gesinnung doch auch er angewiesen war, sein klarer Blick in die Zukunft, nicht allein die eigene, sondern doch auch die seiner Dynastie mußten ihm sagen, haben ihm ohne Zweifel gesagt, daß der Krieg immer nur etwas Vorübergehendes, eine Ausnahme im Völkergeschick sein darf; daß der gesicherte Friede stets das höchste Ziel bleiben muß.

Diesem Ziel stellte sich England während der ganzen Laufbahn Napoleons schroff gegenüber. Es war für ihn kein Paktieren mit der insularen Macht möglich. An Anläufen dazu hat es nicht gefehlt, immer, mit einer Ausnahme, scheiterten sie. Und die eine Ausnahme, der Friede zu Amiens vom 26. März 1802, trug bereits den Keim zu neuem Zwist in sich.

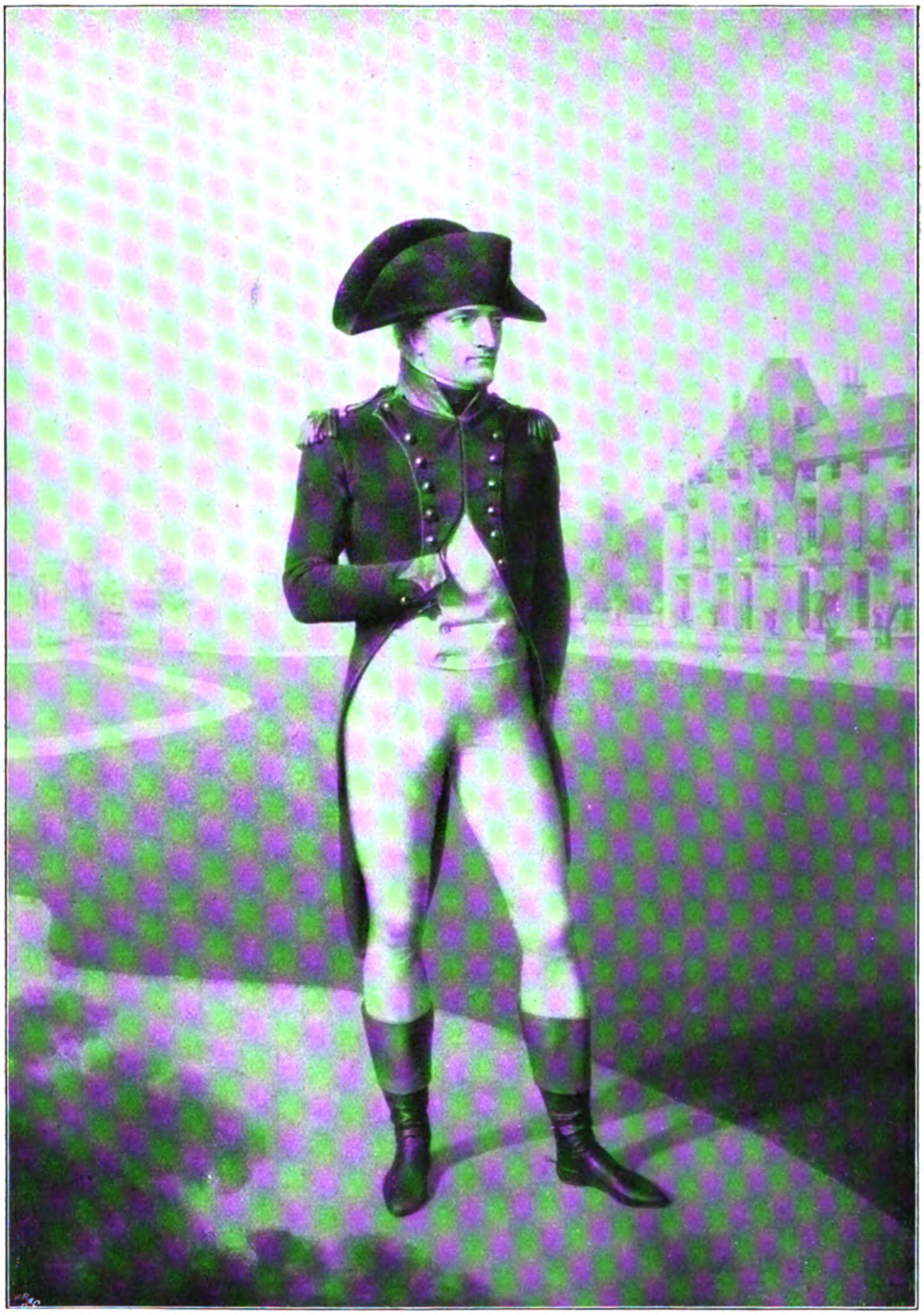
Napoleon übernahm den Kampf mit England als Erbschaft vergangener Tage; er hat auch, als die Macht in seine Hände gelangt war, als Erster Konsul, als Kaiser, nur fortgeführt und ausgebaut, was die Republik begonnen hatte. Seit 1793 schon lag sie mit Großbritannien im Kriege. Gegen England fiel noch im selben Jahre seine erste militärische Großtat, indem er als Führer der Belagerungsartillerie das von den Briten besetzte Toulon ihnen entriß; seine erste Wunde trug er damals davon, sein Erfolg vor Toulon wurde ihm die erste Sprosse zum weiteren Emporsteigen. Zwei Jahre später ist er, nachdem er in blutigem Straßenkampf am 4. Oktober (12. Vendémiaire des Republikanischen Kalenders) die Ruhe in Paris wieder hergestellt, Chef-General der sogenannten „Innen-Armee." Um die gleiche Zeit ungefähr beriet man bereits die möglichen Kampfmittel gegen England, und es ist mindestens wahrscheinlich, daß Buonaparte, wie er sich noch schrieb, damals gehört wurde. Schon war dabei die Rede sowohl von einer Landung in England, wie von dessen wirtschaftlicher Absperrung gegen den Kontinent. Schon verschloß Napoleon während seines ersten großen Feldzugs, 1796, die meisten italienischen Häfen dem britischen Handel, während das Direktorium gleichzeitig die Einfuhr aller englischen Waren in Frankreich untersagte; schon untersuchte er persönlich im Februar 1798 an der französischen Küste alle Möglichkeiten eines Landungsversuchs, freilich nur, um diesen zurzeit als unmöglich zu erklären. Dann folgte unmittelbar, aushebend mit der Eroberung von Malta, die Expedition nach Ägypten, die Englands Verbindungsweg mit Indien treffen sollte; weitausholende Pläne eines Zuges nach Indien selbst lebten in Napoleons Ideenkreis auf und sind nie ganz erloschen. In all diesen Jahren des Gärens war der Kampf gegen England sein letztes Ziel. „Unser wahrer Feind ist England," schrieb er damals schon an Talleyrand. „Wir müssen England vernichten, damit es uns nicht vernichtet."

England wehrte sich. Ungerecht wäre es, nicht anzuerkennen, daß es in diesem gewaltigen Ringen, das fast ohne Unterbrechung zwei Jahrzehnte andauerte, Großes geleistet hat. Wenn uns aber immer wieder gepredigt wurde, daß es Opfer über Opfer nur für die Freiheit und den Frieden Europas, für die Niederwerfung des „Korsen", des „Usurpators" zum Heil des Erdteils, etwa gar für die Wiedereinsetzung der „legitimen" Bourbonen aus idealen Beweggründen gebracht habe, so wäre das eine gänzliche Verdrehung der Tatsachen. England war in diesem Kriege so selbstsüchtig, wie es immer gewesen ist. Es schmiedete die Koalitionen gegen Frankreich aus denselben Gründen, die ihm heut uns gegenüber vorteilhaft erscheinen: zur ausschließlichen Wahrung seiner Sonderinteressen, zur Verteidigung der eigenen Seeherrschaft, des eigenen Handels, der eigenen Kolonien, der eigenen Industrie. In der Niederkämpfung Frankreichs wollte es dessen Seemacht vernichten, sich die Herrschaft über das Mittelmeer sichern, den kolonialen Bestrebungen Frankreichs das Wasser abgraben, die aufblühende französische Gewerbetätigkeit zugrunde richten. Alles schließlich dem englischen Geldsack zu Ehren, der gern bluten konnte, wenn jene Ziele erreicht wurden: der überreiche Ersatz der Kosten konnte dann ja nicht ausbleiben. Man mag für alles das — je nach dem Geschmack des einzelnen — Erklärungen oder Entschuldigungen finden, mag anerkennen, daß eine nationale Politik kaum je ganz ohne Selbstsucht sein kann. Die Art aber, wie England in diesem Kriege verfuhr, die schnöde Mißachtung jedes Völkerrechts, deren es sich wieder und wieder schuldig machte, hat es nur einmal selbst zu übertreffen verstanden: in dem jetzigen Ringen gegen unser Vaterland. Es ist heute nicht ohne einen gewissen pikanten Reiz, was Thomas Jefferson, der Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika, — wir werden noch von ihm hören — nach dem Sturz Napoleons äußerte: Die Beseitigung Bonapartes war nur das halbe Werk der Befreiung der Welt von Tyranei; der große Räuber des Ozeans ist geblieben!

Aber kehren wir zu Napoleon zurück.

Nach seiner Rückkehr aus Ägypten gelangte der jubelnd Begrüßte, als der Befreier von maßloser Not, von dem Wirrwarr und dem Mißerfolge der Direktoriumspolitik schnell zur höchsten Macht. Der 19. Brumaire (10. November) erhob ihn zum Ersten Konsul, legte die oberste Gewalt, die man kaum anders als eine monarchische bezeichnen kann, in seine kraftvollen Hände. Und Frankreich bedurfte des mächtigen, einheitlichen Willens. Das Direktorium hatte vollkommen abgewirtschaftet. Während der Abwesenheit des Gewaltigen war Italien beinahe völlig verloren gegangen, die Küsten waren fast ganz in englischem Besitz; Korfu und Malta konnten nicht mehr behauptet wer-

Digitized by Google



Der Erste Konsul in Malmaison

Gemälde von Jean-Baptiste Isabey im Museum zu Versailles

Digitized by Google

den; die französische Marine war zum großen Teil vernichtet, die in Deutschland stehende Armee bis beinahe zum Rhein zurückgedrängt, die Vendée im Aufruhr. Die Kassen waren leer, das Vertrauen erloschen. Das gegen Frankreich verbündete Europa schien vor dem endgültigen Siege zu stehen.

Die Friedensanträge — mögen sie von Napoleon von Anfang an als aussichtslos betrachtet worden sein oder nicht —, die er an Österreich und England richtete, wurden abgelehnt. Es blieb ihm nur der Krieg; erst der Sieger konnte sich den Frieden erzwingen. So zog er, nachdem er die Vendée beruhigt, im Mai 1800 über die Alpen, schlug bei Marengo die Österreicher (14. Juni); nach

Der Friedensstifter. Kolorierter Stich von Chataignier

kurzer Frist, schon am 8. Februar 1801, mußte die Donaumacht sich zum Frieden von Lunéville bequemen; bald zwang er auch Neapel, fesselte Spanien, das seine Kolonie Louisiana abtrat, vorläufig an Frankreich. Damit war England isoliert. Und das britische Friedensbedürfnis war brennend. Schon damals waren ihm die Häfen des Festlandes von Holland bis Italien gesperrt, sein Handel hatte schwer gelitten, die Höhe der Einkommensteuer wurde als drückend empfunden. Es gab noch einige Weiterungen, aber am 1. Oktober 1801 wurden in London die Friedenspräliminarien unterzeichnet, denen am 26. März des nächsten Jahres der Friedensschluß von Amiens folgte. Er war nicht sonderlich günstig für das stolze Albion, das zwar einige eroberte Kolonien behalten durfte, aber das inzwischen besetzte Malta an den Johanniterorden zurückgeben sollte und alle anderen Inseln und Häfen im Mittelmeer räumen mußte. Nicht zuletzt die Hoffnung, zu einem vorteilhaften Handelsvertrag mit Frankreich zu gelangen, bewog England zum Abschluß.

Niemals wohl hat sich der Staatsmann in Napoleon größer erwiesen, als nach dem Frieden von Amiens. Er baute in erstaunlich kurzer Zeit die Grundlage eines neuen Frankreichs, ordnete die verfahrenen Finanzen, regelte die Gesetzgebung, schuf Straßen und Kanäle. Mächtig hob sich die Industrie; vielfach im scharfen Gegensatz zu England, dessen Streben nach einem ihm wunschgerechten Handelsvertrag er im wohlverstandenen Interesse des eigenen Landes mit erhöhten Schutzzöllen beantwortete. Gespannte Aufmerksamkeit wendete der Erste Konsul dem Wiederaufbau der Flotte zu, und weit über die Ozeane hinaus schweifte sein alles umfassender Blick auf die Begründung und das Gedeihen neuer Kolonialgebiete.

England sah das alles, erstaunt, betäubt, aufs schwerste erschrocken. Erlebte, wie Frankreichs Gewerbetätigkeit, die fast erloschene, im stärksten Wetteifer sich anschickte, das Festland zu erobern, wie Frankreich jenseits des Weltmeers sich neue Absatzgebiete gewann, wie, nun auch im Frieden, Napoleon die französische Machtstellung immer weiter ausdehnte. Nach britischer Art begann es den Gegenkampf mit verschlagener Intrige und Minierarbeit. Es schürte in ganz Europa; es überzog Frankreich mit einem Netz von Spionen und Agenten; es unterstützte die Verschwörungen der nach wie vor in England lebenden unversöhnlichen Emigranten. Es ging noch weiter: die im Frieden von Amiens festgesetzte Herausgabe Maltas zögerte es immer weiter hinaus unter nichtigen Gründen; Malta erschien ihm als Faustpfand, das es nicht herausgeben wollte. Dazu kamen fortgesetzte, aufreizende Hetzartikel der englischen Presse, die Napoleon persönlich verstimmen, erregen mußten. Man schrieb von seiner „feigen Desertion“ aus Ägypten, man verglich ihn mit Tiberius; die Morning Post verkündete bereits die bevorstehende Zurückführung des alten Herrscherhauses der Bourbonen, den Sturz des „Abenteurers“. Übrigens gefiel man sich schon seit dem ägyptischen Feldzuge — wir erlebten jüngst ähnliches — darin, den „Tiger“ bald für gefangen, bald für getötet, für schwer verwundet, für unheilbar krank zu erklären.

Schneller jedenfalls, als man auf beiden Seiten des Kanals, schneller, als man in Europa vermutete, erwies sich der Frieden als unhaltbar. Schon im Frühjahr 1803 begannen die Rüstungen, begann von England und Frankreich das Werben bei den Kabinetten des Festlandes um Allianz oder mindestens Neutralität. Wer schließlich die

Digitized by Google

Schuld am wirklichen Ausbruch des Krieges trug, ist nie klar entschieden worden. Jedenfalls aber erklärte Englands König, Georg III., am 16. Mai bereits im Hause der Gemeinen, daß die schwebenden Verhandlungen mit Frankreich abgebrochen wären; unmittelbar darauf begann die Jagd der englischen Kreuzer auf alle französischen Kauffahrer, und Napoleon ließ als Antwort alle Engländer, die sich in Frankreich aufhielten, verhaften — wohl das erste Beispiel für die „Internierung feindlicher Ausländer", die neuerdings von unseren Feinden so schroff und teilweise grausam in Szene gesetzt wurde. Bald folgte die Blockade aller französischen Häfen, und Napoleon besetzte das damals zu England gehörige Hannover, kurz darauf das Königreich Neapel, sperrte die meisten norddeutschen und süditalienischen Häfen für den britischen Handel und verbot jegliche Einfuhr aus England und den englischen Kolonien nach Frankreich und in die Gebiete von dessen Verbündeten.

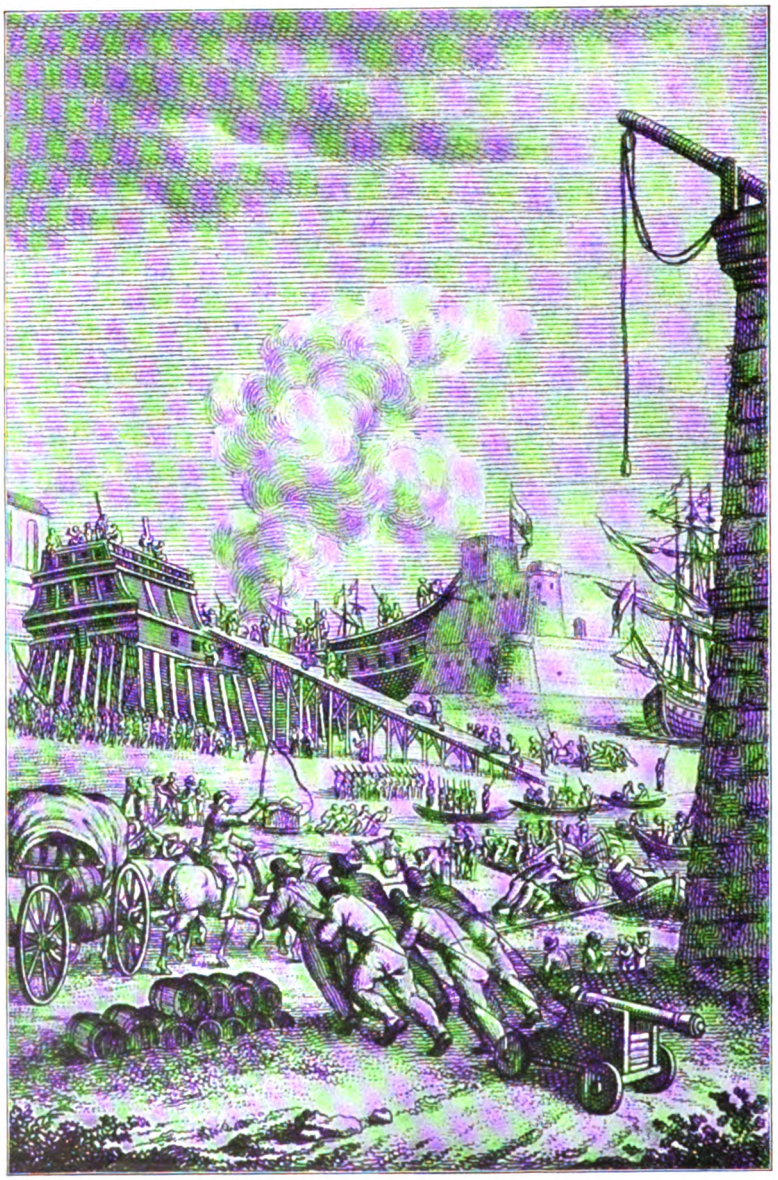
Aber Napoleon blieb dabei nicht stehen. Der alte Plan einer Landung in England wurde 1804 von ihm wieder aufgenommen. Er vermehrte unausgesetzt die Zahl der französischen Schlachtschiffe, er bestimmte Holland — die batavische Republik — zur Verstärkung der französischen Flotte, er nötigte Spanien, das noch immer über eine, wenigstens der Zahl nach, nicht unbeträchtliche Seemacht verfügte, zur Kriegserklärung gegen England,

Französische Karikaturen auf England aus der Napoleonischen Zeit: Albion gestern — heute — morgen

Digitized by Google

er nötigte Genua, ihm viertausend Matrosen zu stellen. Und gleichzeitig sammelte er — nun der Kaiser — um Boulogne das vielleicht beste Heer, über das er je verfügt hat. Unermüdlich schulte er diese Armee, hielt große Manöver und zahllose Übungen mit Flachbooten ab, die zum Übersetzen dienen sollten. Zwei Jahre lang — ohne doch loszuschlagen.

Es ist eine der vielen Doktorfragen der Geschichte geworden, ob Napoleon, dem damals übrigens Fulton nicht nur das Projekt eines Dampfschiffes, sondern auch eines Unterseebootes mit Torpedoladung anbot, wirklich eine Landung in England beabsichtigt hat, ob die ganze, überaus kostspielige Truppenzusammenziehung nur eine Komödie war, bestimmt, andere Ziele zu verhüllen, seine Gegner auf dem Festland — zumal Österreich — sicher zu machen. Klar entschieden ist die Frage nicht. Aber es will doch scheinen, als ob er zeitweise alle Möglichkeiten eines Landungsversuches auf das ernstlichste erwogen hat, ja daß er mindestens im Frühjahr 1805 sich für ihn entschied und monatelang an ihm festhielt. Admiral Villeneuve sollte mit einer verbündeten spanisch-französischen Flotte Nelson nach Westindien locken, dann aber umkehren, die noch von den Engländern blockierten französischen Häfen befreien, sich aus den in ihnen festgehaltenen Schiffen verstärken, so vor Boulogne erscheinen und den Übergang schützen. Der Admiral aber versagte; der Plan glückte nur teilweise; Villeneuve ließ sich auf der Höhe von Coruna aufhalten und führte, Mitte August, seine Flotte tatenlos in den Hafen von Cadix. „Nur sechs Stunden Herren im Kanal, und wir werden die Herren der Welt sein!“ hatte Napoleon geschrieben; dieser Wunsch war



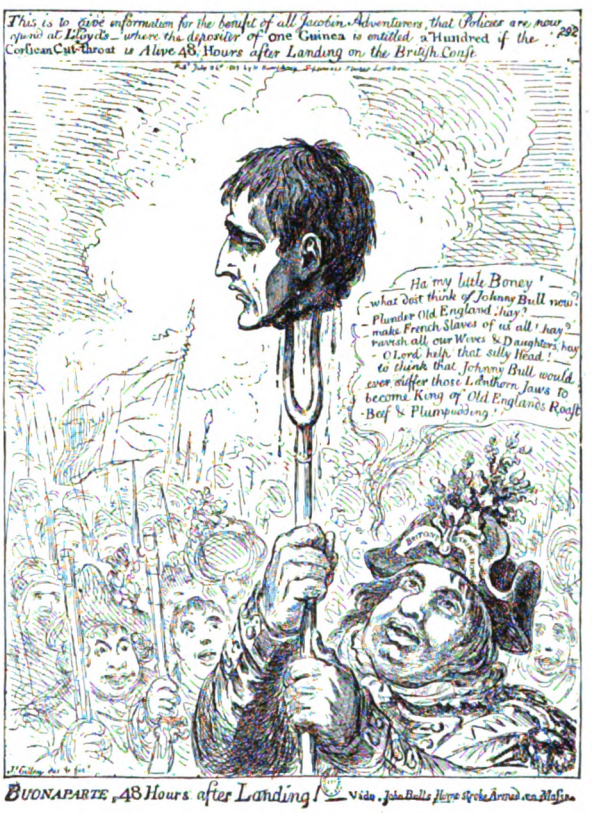
Vorbereitungen zu der Landung in England. Zeitgenössischer volkstümlicher Stich

Digitized by Google

vereitelt. Damit war auch jede Möglichkeit einer einigermaßen gesicherten Landung erloschen, und Napoleon entschloß sich sofort, das zweite Eisen, das er im Feuer hatte, zur Verwendung zu bringen, gegen Österreich und Rußland, die England längst gegen ihn zusammengeschmiedet, mit Übermacht vorzustoßen.

Eines hatte indessen der Kaiser durch die bloße Drohung einer Landung erreicht: England zitterte und bebte. Tausende von Flugblättern gegen den „Korsen" ließ das Ministerium Addington verteilen: die Presse mußte in allen Farben schildern, welches Schicksal England erwarte, wenn es seinen Boden „von dem Scheusal und seinen entarteten Sklaven besudeln lassen sollte". In einem „Invasion Sketch" wurden die Schrecknisse, die das Land treffen sollten, im einzelnen dargestellt. Da überläßt Napoleon das „zweite Karthago" seinen Horden auf drei Tage zur Plünderung; die betrunkenen Franzosen verüben Untat auf Untat; die Stadt geht in Flammen auf, die Minister, auch Nelson, werden im Hydepark erschossen, schließlich macht Napoleon aus England eine France insulaire, aus London eine Bonapartopolis. Dieselbe Angst und Sorge, die jetzt England und zumal London vor unseren Unterseebooten, vor unseren Zeppelinen erfüllt, herrschte damals. Die wildesten und wüstesten Pläne tauchten auf. London, schlug man allen Ernstes vor, solle unter Wasser gesetzt werden. Die Themse wurde gesperrt und mit unzähligen Batterien bespickt; um Freiwillige heranzuziehen, fanden Paraden und Umzüge statt; auf allen Straßen sang man patriotische Balladen auf den „korsischen Koloß", den „Mückendespoten"; im Theater machte ein Schauspiel „Bonaparte oder der Freibeuter" Lärm, im königlichten Zirkus eine Burleske „Bonaparte in Dover", und die Karikaturenzeichner leisteten das Möglichste und Unmöglichste an schmähenden Zerrbildern, in denen Napoleon mit Vorliebe als Beelzebub und Höllenfürst dargestellt wird. Daneben exerzierten die Freiwilligenbataillone fleißig, darunter ein groteskes Volontärkorps der Londoner Advokaten; deutsche Zeitungskorrespondenten entwerfen von den Übungen die drolligsten Bilder.

Währenddessen zertrümmerte Napoleon die österreichische und russische Armee bei Austerlitz; der schwere Schlag von Trafalgar vernichtete ihm zwar endgültig die Hoffnung, England je zur See überlegen zu werden, aber dafür festigte er seine kontinentale Stellung durch die Begründung des Deutschen Rheinbundes und vernichtete 1806, scheinbar für immer, die Großmachtstellung Preußens. Von Berlin aus erließ er am 21. November jenes berühmte und berüchtigte Dekret über die Kolonialsperre, in dem die britischen Inseln in Blockadezustand erklärt, jeder Verkehr mit ihnen verboten wurde; alle englischen Güter wurden mit Beschlagnahme, die englischen Untertanen mit Gefangennahme bedroht, alle Schiffe, die englische Häfen angelaufen waren, von allen französischen


This is to give information for the benefit of all Jacobin Adventurers, that Policies are now open at Lloyds — where the depositor of one Guinea is entitled a Hundred if the Corsican Cut-throat is Alive 48 Hours after Landing on the British Coast
Ha my little Boney! — what dost think of Johnny Bull now? Plunder Old England, hay? — makes French Slaves of us all, hay? ravish all our Wives & Daughters, hay — O Lord help that silly Head! to think that Johnny Bull would ever suffer those Anthem Jaws to become King of Old Englands Roast Beef & Plumpudding!
BUONAPARTE, 48 Hours after Landing!

Bonaparte, achtundvierzig Stunden nach seiner Landung auf britischem Boden. Karikatur von James Gillray

Häfen und denen seiner Verbündeten ausgeschlossen. Es war die Krönung des gewaltigen Handelskrieges, den Frankreich schon seit Jahren mit England führte, und gewaltig waren die Mittel, die Napoleon dafür bereits zu Gebote standen, die er noch für den gleichen Zweck verfügbar zu machen gedachte. Es bedeutete, bei aller Ungleichheit in den Einzelheiten, dasselbe Aushungerungssystem (nicht so an Nahrungsmitteln, wie an der Unterbindung jeglicher Verkehrsmöglichkeiten), das die Engländer im jetzigen Weltkrieg gegen uns anzuwenden beliebten. Sie haben es freilich verstanden, ihr Vor-

Digitized by Google

bild nach den verschiedensten Richtungen hin zu übertreffen. Und — man darf das nicht übersehen — sie hatten Napoleon durch die Art, wie sie bis zu jener entscheidenden Wendung ihrerseits den Handelskrieg führten, wie sie das Seerecht auslegten, auf das äußerste gereizt.

Schon seit 1801 erklärten sie, daß die neutrale Flagge die Ware nicht decke und daß den bewaffneten Schiffen kriegführender Mächte das Recht zustehe, die neutralen Schiffe, selbst wenn sie unter Eskorte gehen, zu visitieren; sie übten ihrerseits stets die Blockade in einer höchst zweideutigen Art und legten den Begriff der Konterbande ganz willkürlich aus; bereits 1795 hatten sie es soweit gebracht, daß ein Redner im Oberhause höhnend erklären konnte: „es sei jetzt leichter, eine Bohne in einem Heuschober zu finden, als einen französischen Kauffahrteifahrer auf den Meeren." Die Kontinentalsperre, wie sie sich jetzt entwickelte, war doch für Napoleon nicht nur das einzige Mittel, über das er noch gegen England verfügte, sie bezweckte nicht nur die wirtschaftliche und damit die politische Niederzwingung des verhaßten Gegners: sie war die Notwehr des Herrschers, der das Wohl seines Reiches auf das schwerste bedroht sah. Nicht unähnlich unserem Unterseebootkampf, der uns in seiner jetzigen Ausdehnung auch erst aufgezwungen wurde.

Es ist leider im Rahmen einer kurzen Abhandlung nicht möglich, das Dekret Napoleons, durch das er sein „Kontinentalsystem" einleitete, vollständig wiederzugeben. Aber der Vergleich mit der Gegenwart läßt es doch äußerst interessant erscheinen, wenigstens einige Auszüge hier einzureihen. Zunächst heißt es in der Begründung: daß England das Blockaderecht auf unbefestigte Handelsstädte, Häfen und Flußmündungen anwendet, auch Plätze für blockiert erklärt, obwohl kein einziges Kriegsschiff davor kreuzt; ja daß es Strecken blockiert nennt, die es mit seiner ganzen Seemacht nicht blockieren könnte: die Küsten im allgemeinen, ein ganzes Reich. Daß dieser ungeheuere Mißbrauch des Blockaderechts keinen anderen Zweck habe, als allen Verkehr zwischen den Völkern zu verhindern und Englands Handel und Gewerbefleiß auf den Trümmern des Handels und der Industrie des Festlandes zu erheben. In Erwägung dessen wird verfügt:

1. Die britischen Inseln werden für blokkiert erklärt.

2. Aller Briefwechsel und Verkehr mit den britischen Inseln ist verboten. Briefe und Pakete, die nach England gerichtet sind, sollen mit Beschlag belegt werden.

3. Jeder englische Untertan, von welchem Stande und welcher Art er sei, soll zum Kriegsgefangenen gemacht werden, wenn er sich in Ländern betreffen läßt, die von unseren Truppen oder Bundesgenossen besetzt sind.

4. Alle Magazine oder Waren, sowie jedes Eigentum, von welcher Art es sei, welches englischen Untertanen gehört, soll für eine gute Prise erklärt werden.

5. Der Handel mit englischen Waren ist verboten, jede Ware, die aus England oder seinen Kolonien kommt, soll für gute Prise erklärt werden.

6. Kein Schiff, das unmittelbar aus England oder seinen Kolonien kommt, soll in irgendeinem Hafen zugelassen werden.

, Einschaltend sei hier bemerkt, daß Napoleon also zunächst das Recht der Neutralen, gegen das die Engländer der Gegenwart von vornherein gröblich verstießen, durchaus achtete, insoweit ihre Schiffe nicht aus englischen Häfen kamen oder englische Ware (oder selbstverständlich: Konterbande) an Bord führten. Erst später traten verschiedene Verschärfungen in Kraft.

In Tilsit hatte unterdessen Napoleon seinen bisherigen Gegner, den Zaren, zu einem engen Freundschaftsbündnis zu gewinnen gewußt. Die allgemeinen Bedingungen des Friedens mit Rußland, von dem zumal das unglückliche Preußen schwer betroffen wurde, sind bekannt. Neben ihm aber war ein Geheimvertrag vereinbart worden, der in der Voraussicht, daß England ihm zu unterbreitende Friedensvorschläge ablehnen würde, Rußland den Besitz Finnlands auf Kosten Schwedens versprach, die Aufteilung der Türkei — und den Zug nach Indien umfaßte, wo die britische Macht ins Herz getroffen werden sollte; scheiterte der Frieden mit England, so würde Rußland den Krieg erklären, und alle Höfe des Festlandes sollten zum Anschluß aufgefordert oder dazu gezwungen werden.

England beantwortete die Vorschläge des Zaren ausweichend. Es hatte bereits eine Antwort vorbereitet, die für die Absicht Napoleons, durch die Schließung des Sundes sein Kontinentalsystem im Norden zu krönen, der denkbar härteste Schlag war, für die britische rücksichtslose und gemeine Politik aber ein Brandmal für alle Zeit wurde: mitten im Frieden überfiel es Anfangs September 1807 das neutrale Dänemark, ließ Kopenhagen ohne Erbarmen bombardieren, bis die halbe Stadt in rauchenden Trümmern lag, und führte als billige Beute die sehr ansehnliche dänische Flotte fort. Trotz allem: Napoleon sperrte von 1808 an tatsächlich die ganze Küste Europas (mit Ausnahme der Türkei) gegen England, von der Newa über Deutschland, Dänemark, Frankreich, Portugal, Spanien, Italien, Triest, Dalmatien bis zu den ionischen Inseln. Und wenn England jede seiner Kampfesmaßregeln durch andere, noch schärfere zu übertrumpfen suchte: der Vorteil schien sich zunächst durchaus Frankreich zuzuneigen.

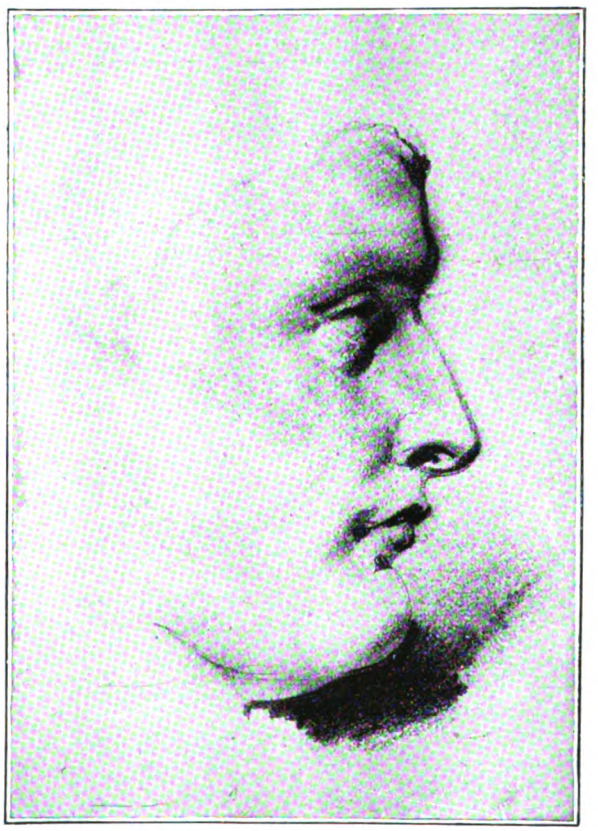
In den ersten Jahren blühte die französische Landwirtschaft und Industrie erstaunlich auf. Die Landwirtschaft durch die sich schnell steigernden Getreidepreise, durch eine

Digitized by Google

rationelle Wirtschaft, durch den neu aufgenommenen Anbau von Reis und Baumwolle in den südlichen Provinzen, durch große dem Zuckerrübenbau erschlossene Flächen: die fehlenden Kolonialprodukte, die bisher die Kolonien geliefert hatten, mußten ja ersetzt werden. Die Lyoner Seidenfabrikation hatte goldene Tage; in Carcassonne, Elbeuf, Amiens, Verviers, Reims, in Aachen und Eupen erstanden große Woll-, im Elsaß und in der Picardie Baumwollfabriken; die Waffenindustrie Belgiens nahm einen ungemeinen Aufschwung, die Porzellane von Sèvres, die Leinen aus Gent, alle Luxuswaren verbreiteten sich über ganz Europa. Was Frankreich an Absatzgebieten in England und den Kolonien verloren hatte, schien reichlich ausgeglichen durch die gesteigerte Kaufkraft des eigenen Landes, vor allem aber dadurch, daß der ganze Kontinent nach dem Ausschluß der englischen auf französische Waren angewiesen war.

Blühte die Industrie Frankreichs auf, so litt England von Jahr zu Jahr schwerer. Sein Reichtum beruhte ganz auf seiner Gewerbetätigkeit und seinem Handel; die Landwirtschaft lag schon damals danieder, es vermochte nicht, das zur Ernährung seiner Einwohnerschaft erforderliche Getreide zu erzeugen — anders, als heut wir! Die Preise stiegen unausgesetzt. Die Verschuldung des Staates wuchs, nach damaligem Maßstab, ins Unermeßliche; mehrfach stand der Staatsbankrott vor der Tür. Das sich kräftigende Absatzgebiet nach Südamerika bot doch nur geringen Ersatz für den gesperrten Kontinent. Und schließlich beschwor England durch rücksichtslose Verletzung der Neutralität auch noch einen schweren Streit mit Nordamerika herauf, das erst kürzlich Louisiana, das ungeheuere Stromgebiet des Mississippi und Missouri, von Napoleon für fünfzehn Millionen Dollars erworben und mit Frankreich einen günstigen Handelsvertrag abgeschlossen hatte, in dem der Grundsatz „Frei Schiff — frei Gut" zur Geltung gelangte. Es kam durch die unausgesetzten Reibereien mit England so weit, daß der Präsident der Vereinigten Staaten Thomas Jefferson die europäischen Häfen mit dem Embargo belegte, d. h. jeden Verkehr mit ihnen untersagte; ja unter seinem Nachfolger Meddison brach der offene Krieg mit England aus, freilich schon zu einer Zeit, als das Napoleonische System ins Wanken geraten war.

Überschaut man die Ereignisse seit dem Zusammenbruch des Friedens von Amiens, so muß man zu dem Schlusse kommen: Napoleon wurde, Schritt um Schritt, in immer neue Kriege verwickelt, nicht so um seinen persönlichen Ehrgeiz, nicht nur, um seinen Machtwillen zu befriedigen, sondern um die Durchführung seines Kolonialsystems immer weiter zu vervollständigen. England widerstand, weil es die Herrschaft über die Meere, die ihm seinen Handel sicherte, nicht aufgeben, nicht mit einer anderen Macht teilen wollte; es widerstand bis zum äußersten aus der ingrimmigen Feindschaft heraus, die es,



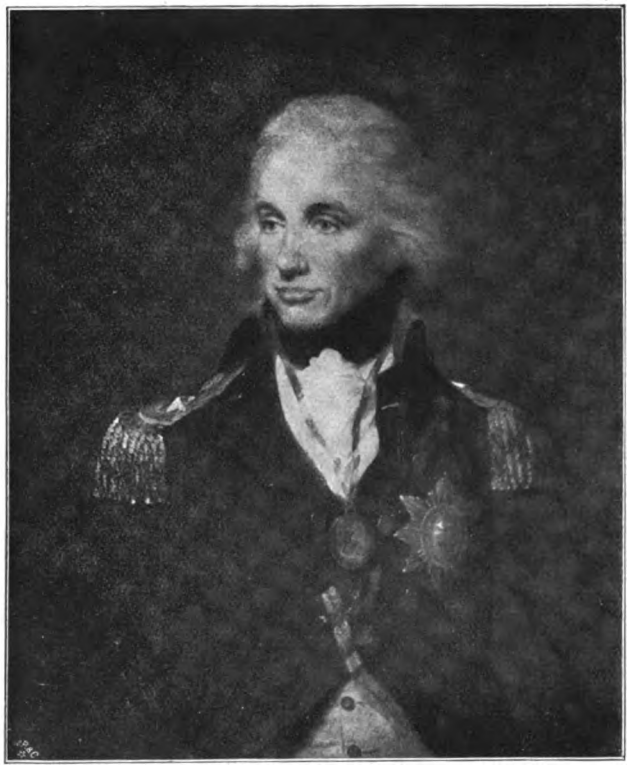
Napoleon, Kaiser der Franzosen
Nach der Natur während der Messe in den Tuilerien gezeichnet

damals wie jetzt, gegen jedes andere Volk fühlte, das auch Anteil am Welthandel begehrte. Jedes Mittel in diesem Kampf war ihm recht. Wie der ältere Pitt einst gesagt hatte: „Sind wir nur für eine Stunde ehrlich, so sind wir für alle Ewigkeit verloren."

Wirtschaftliche Ergebnisse waren es denn auch, die in den gewaltigen Ring, den Napoleon um England gelegt, die ersten Lücken rissen. Die Kaufkraft des Kontinents hatte Frankreichs neue Industrien gestützt; durch die unaufhörlich ihnen von Napoleon auferlegten Opfer, die Kontributionen, die Re-

Digitized by Google

quisitionen, die Erhaltung der in ihnen stehengebliebenen Truppen erlahmte sie mehr und mehr. Deutschland und Österreich, Holland, die Schweiz, Spanien und Portugal verarmten; Rußland, früher ein Hauptabnehmer französischer Luxuswaren, litt schwer darunter, daß es seine bisher nach England ausgeführten Naturerzeugnisse, vornehmlich Getreide und Holz, nicht mehr ausführen konnte. Der Absatz der zahlreichen neugegründeten Fabriken Frankreichs stockte, eine Überproduktion trat ein, zahlreiche Bankrotte beunruhigten schon 1809 und 1810 das Land. Dazu kam, daß Frankreich auch für seine landwirtschaftlichen Erzeugnisse, die es nicht selbst verbrauchen konnte, außer Wein damals besonders Getreide, keine zahlungsfähigen Abnehmer fand. Als solcher kam eigentlich nur das feindliche England in Betracht, das an Getreide zumal nach den Mißernten jener Jahre schwersten Mangel litt. Nun war Napoleon allerdings zu Ausnahmebestimmungen bereit; aber er verlangte, daß jedes Schiff, das mit Getreide oder Wein nach britischen Häfen ging, gleichzeitig starke Massen französischer Industrieerzeugnisse, hauptsächlich Seide und Tuche, mitführen sollte, was wiederum England nicht zugeben wollte. Der Zwiespalt brachte schließlich das wirtschaftliche Kuriosum hervor, daß die französischen Exporteure zur Täuschung der Zollbeamten ganz minderwertige Waren anfertigen, mit Getreide und Wein gemeinsam verladen ließen — und während der Fahrt ins Meer warfen. Bald durchbrach der Kaiser aber auch, durch die dringende Not seiner Industrie und die wachsende Unruhe des Landes bestimmt, sein eigenes System noch in anderer Weise. Mit dem vielerörterten Tarif von Trianon vom 5. August 1810 gestattete er die Einführung von Kolonialwaren (außer Tabak, dessen Anbau in Südfrankreich und Italien besonders gefördert wurde), aber setzte an Stelle des Verbots ungeheuerliche Zölle. Zölle, die den wirklichen Wert der Ware um die Hälfte, ja um zwei Drittel überstiegen; so mußte der Zentner Kaffee mit 400 Franken, der Zentner Kakao mit 1000 Franken, der Zentner Zimmt mit 2000, weißer Pfeffer mit 600 Franken versteuert werden. Nach dem Rechnungsbuch eines Heidelberger Händlers kostete denn auch damals das Kilogramm Kaffee $6^1/_2$ Franks, Rohrzucker $7^1/_2$ Franks!



Horatio Nelson. Gemälde von François Lemuel Abbott

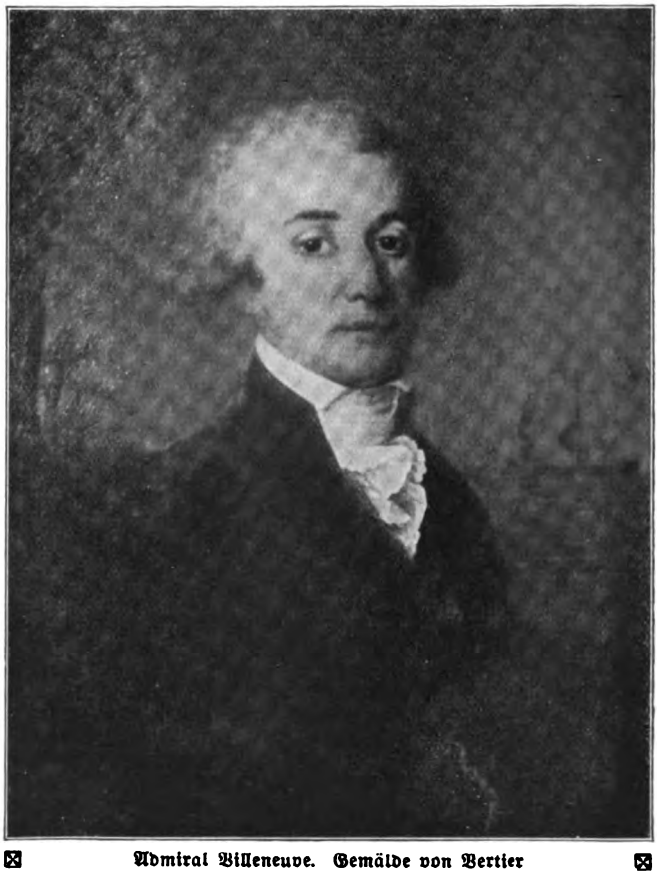
Unter diesen Umständen blühte selbstverständlich der Schmuggel; an allen Grenzen war er bald ebensogut organisiert, wie die Kontinentalsperre. Solange Dänemark neutral blieb, führten die Wege des Schleichhandels von Altona nach Hamburg; später hatte er seinen Hauptsitz für Deutschland auf dem kleinen Helgoland, das damals die Engländer an sich rissen. Im Mittelmeer nahm der Schleichhandel seinen Weg über Malta und führte die Waren in ganzen Karawanen durch Bosnien nach Ungarn hinein, von wo sie wieder nach Wien zurückgingen; Korfu war ein anderes Einfallstor, und mit dem Fortschreiten des Krieges in Spanien gewannen neue Wege von hier nach Italien Geltung. Die Schleichhändler entdeckten immer neue Mittel, den Zollbehörden ein Schnippchen zu schlagen. Selbst im Ärmelkanal waren französische wie englische Fischer als Schmuggler tätig: die englischen versenkten die wasserdicht verschlossenen Säcke und Kisten an verabredeten Stellen ins Meer, die französischen holten sie fast unter den Augen der Wachtschiffe ab. Der Gewinn war so groß, daß alle Maßregeln gegen den Schmuggel sich als vergeblich erwiesen. Umsonst verschärften die Dekrete Napoleons die Strafen; umsonst ließ er Beamte, die den Schleichhandel unterstützten, als Hochverräter anklagen; umsonst

Digitized by Google

verstärkte er fortgesetzt die französischen „Zollbrigaden", organisierte sie militärisch, schob sie bis in das Gebiet der deutschen Hansastädte, in die „Departements" der Weser und Elbe vor; umsonst loderten überall die beschlagnahmten Kolonialwaren in öffentlichen Autodafés. Es half alles nichts. Ja zeitweise überflutete die gepaschte Ware einzelne Gebiete derart, daß, wer die richtigen Mittelspersonen kannte, die Ware fast zu denselben Preisen kaufen konnte, die sie in London erzielte. Daß der Schleichhandel fast überall die Grenzbevölkerung demoralisierte, sei nur nebenbei erwähnt. Es erwies sich doch, daß Napoleon kein einheitliches Reich beherrschte. In den Ländern, die er mit Waffengewalt bezwungen hatte, stieg, nicht zuletzt auch durch die drückende Kolonialsperre, die Erbitterung immer mehr. Der nationale Gedanke, der ihr zugrunde lag: der große Kampf gegen England, konnte hier kein Verständnis finden.

Aber — was noch wichtiger war — in Frankreich erlosch mehr und mehr das Gefühl der bittern Notwendigkeit, dieses Ringen mit dem Feinde bis zum Ende durchzuführen. Es ist nicht richtig, wenn die begeisterten Bewunderer Napoleons von der unbedingten Hingabe der ganzen französischen Nation an ihn sprechen; wenigstens von 1810 an kann davon nicht mehr die Rede sein. Die Überspannung des Napoleonischen Systems rächte sich; Frankreich war kriegsmüde. Der laute Jubel der Pariser bei jedem Siegesbulletin, die Lobhudeleien der offiziellen Presse (jede andere war unterdrückt), die in Devotion ersterbenden Erklärungen des Senats änderten nichts daran, daß Frankreich den Druck der wirtschaftlichen Lage und all die Opfer der ewigen Kriegsführung kaum noch zu ertragen vermochte, auch nicht mehr ertragen wollte. Die Zahl derer, die sich der militärischen Aushebung zu entziehen suchten, wuchs unheimlich; mobile Kolonnen mußten gebildet werden, um die „Drückeberger" einzufangen, deren Zahl für 1811 auf 80000 angegeben worden ist; der Krieg in Spanien war geradezu verhaßt; die Kosten eines Stellvertreters für den Militärdienst stiegen von 300 auf 25000 Franken.

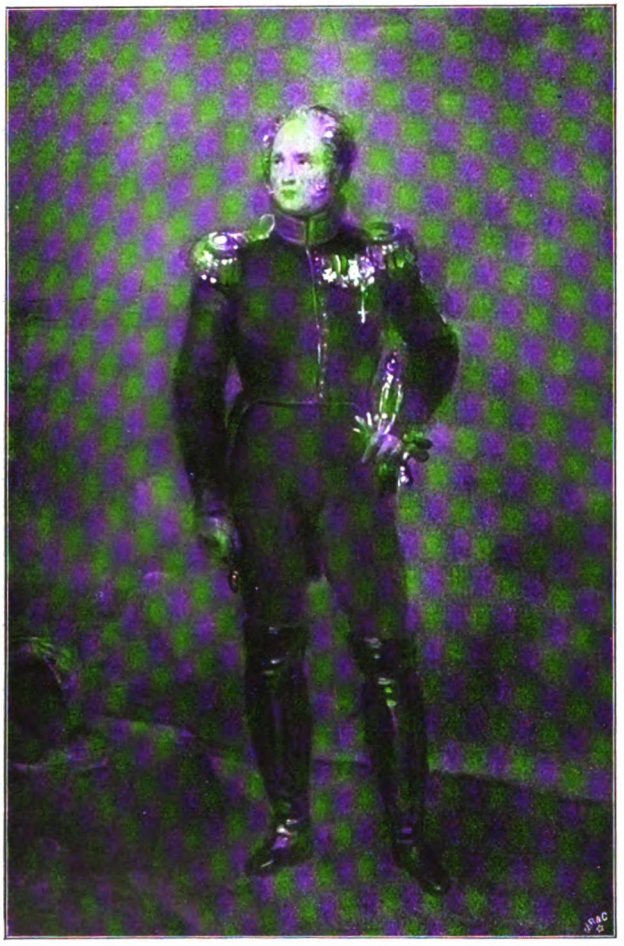
Und nun traf Napoleon der schwerste Schlag: Rußland sagte sich los von ihm. Schon seit langem war die Begeisterung (wenn sie je ganz echt gewesen) verrauscht, mit der sich einst in Tilsit Zar Alexander den kühnen Gedankengängen des Kaisers hingegeben hatte. Schon während der pomphaften Tage von Erfurt, in denen Talma vor dem berühmten „Parkett von Königen" den Ödipus spielte und Alexander, ein nicht minder großer Komödiant, bei den Worten: „L'amitié d'un grand homme est un bienfait des dieux" Napoleon unter dem begeisterten Jubel der Zuschauer stürmisch ans Herz riß — schon während jener Tage nagte der Wurm an dem Bündnis der beiden Herrscher. In der orientalischen Frage, dann vor allem in dem Verhältnis zu Polen gingen ihre Wünsche und Wege stark auseinander. Noch einmal erschien freilich Napoleons Stern im vollen Glanze: als er in raschem Siegeszuge nach Madrid vorstieß, um seinen Bruder Joseph auf den wankenden spanischen Thron zurückzuführen, als er Österreich nach dem Unglückstage von Aspern, der ersten Schlacht, die der Kaiser verlor, bei Wagram entschieden schlug und zum Frieden von Schönbrunn zwang (14. Oktober 1809); als er endlich die Habsburger Kaisertochter Marie Luise heim-



Admiral Villeneuve. Gemälde von Vertier

Digitized by Google

führte. Aber gerade die letzte Wendung trieb einen neuen Stachel in seine Verbindung mit dem Zaren. Denn ihr waren Verhandlungen vorhergegangen, die die Vermählung Napoleons mit der blutjungen Großfürstin Anna anstrebten, und diese Verhandlungen hatte der Kaiser schließlich abgebrochen, als Alexander die Forderung einer urkundlichen Versicherung verlangte, niemals in öffentlichen Erklärungen den



Zar Alexander I. von Rußland
Gemälde von François Gérard im Museum zu Versailles

Namen Polens auch nur zu erwähnen.

Indessen — der wirkliche Bruch zwischen Frankreich und Rußland beruhte auf ganz anderer Grundlage. Wiederum waren, wie in all diesen Jahren, handelspolitische Verhältnisse maßgebend, wieder das Verhältnis zu England. Vielleicht hatte der Zar, als er sich der Kontinentalsperre anschloß, deren Wirkung auf sein Reich nicht ganz übersehen: sie brachte Rußland an den Rand des Staatsbankrotts. Rußland besaß nur eine sehr dürftige Industrie, mußte fast alle seine Erzeugnisse aus dem Ausland beziehen, konnte sie aber nicht bar zahlen, sondern nur durch den indirekten Austausch mit den Waren, die es hervorbrachte, vor allem mit Holz, Getreide, Häuten. Die russischen Häfen waren überfüllt damit, aber der Absatz, der sich immer hauptsächlich nach England gerichtet hatte, war unmöglich geworden, zumal seit Napoleon sich mit seinem Bruder Ludwig, dem König von Holland, überworfen, Holland zum französischen Besitz gemacht und mit seinen Zollbrigaden gesperrt hatte. Dagegen mußten all die französischen Industrieerzeugnisse, die zum großen Teil auch die englischen ersetzen sollten, von Rußland bar bezahlt werden: das Geld strömte aus dem Lande. Schon 1810 war das russische Papiergeld auf ein Viertel des Nennwertes gesunken, im Staatshaushalt klaffte ein ungeheuerliches Defizit. Und gerade damals, am 16. Oktober, verlangte Napoleon, der freilich guten Grund hatte, die Lage Englands als recht verzweifelt anzusehen und wohl glauben durfte, dem Inselreich den Gnadenstoß zu versetzen: Rußland sollte alle in seinen Häfen liegenden neutralen Schiffe, da „sie ja doch nur britische Waren führten", mit Beschlag belegen und Schweden zur Vernichtung der dort in großen Massen lagernden englischen Erzeugnisse anhalten. Der Zar weigerte sich. Ende 1810 aber belegte er, neuerdings gereizt durch Napoleon, der das von des Zaren Schwager beherrschte Oldenburg rücksichtslos Frankreich einverleibte, alle französischen Industriewaren, auch die Weine, mit hohen Zöllen, erleichterte die Einfuhr von Kolonialwaren durch neutrale Schiffe und erlaubte diesen bald darauf sogar, unter russischer Flagge zu segeln. Damit stand tatsächlich auch Deutschland dem englischen Handel offen — Memel wurde damals eine reiche Stadt. Die Kontinentalsperre aber war durchbrochen, das ganze Napoleonische System aufs schwerste getroffen. In diesen Verhältnissen ruhen die Gründe, die Napoleon zum Feldzug gegen Rußland trieben: die ganze Zukunft seiner Macht hing von dem Ausgang des wirtschaftlichen Kampfes mit England ab: er konnte sich nur halten, wenn er die Briten auf die Knie zwang; das wieder war nur möglich, wenn er die Kontinentalsperre in

Digitized by Google

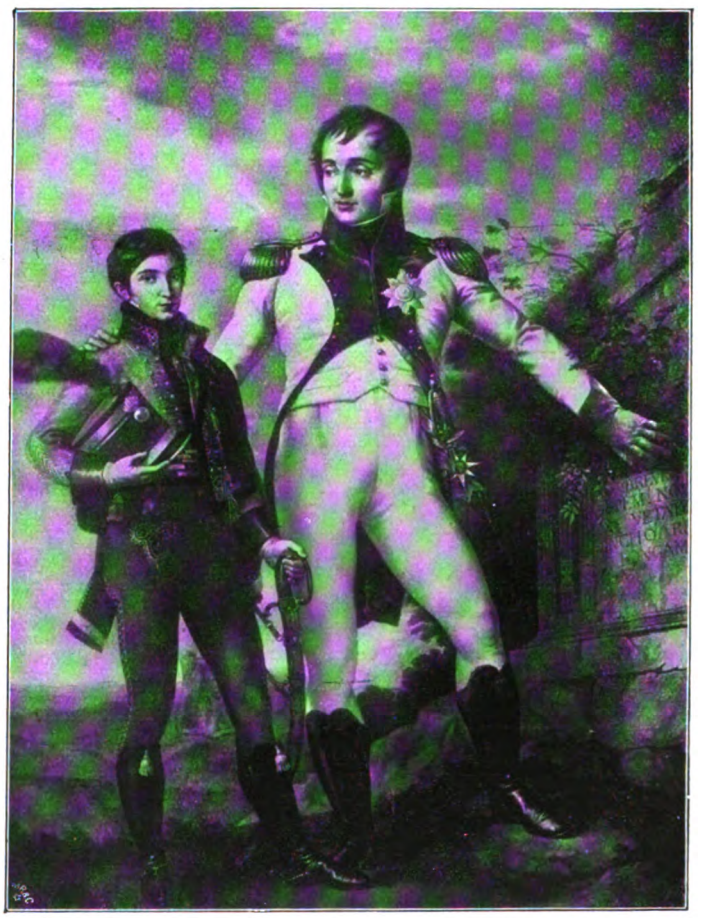
ihrem ganzen Umfang aufrecht erhielt; welcher kontinentale Staat immer sich ausschloß, der mußte, im Notfall mit der Gewalt der Waffen, seinem gewaltigen Willen gefügig gemacht werden. Die Verhandlungen gingen noch hin und her, von beiden Seiten weitergeführt, um Zeit zu Rüstungen zu gewinnen. Die Welt aber wußte, daß der Krieg unvermeidlich war. Jener Krieg, der den Sturz Napoleons anbahnte, in dessen Geschehnisse die Brandfackel von Moskau hineinleuchtete — jener Krieg, an den sich unsere ruhmvollen Befreiungskriege unmittelbar anknüpften.

Einen „Riesen menschlicher Berechnung", nannte der alte Droysen Napoleon. „Keine Unmöglichkeit, die ihn hemmt, keine Schwierigkeit, die er nicht mit sicherer Kühnheit löst ... Alles weiß, kann, will er. Nie trügt ihn die Wahl der Personen, seine Schätzung der Mittel, nie fehlt er seines Zieles." Nirgendwo, darf man gewiß hinzufügen, erwies sich das weitausblickende, zielbewußte Genie, die staatsmännische Kraft, die rücksichtslose Energie Napoleons größer als in dem Kampf gegen seinen unerbittlichsten Feind, gegen England. Trotzdem scheiterte er, mußte er scheitern. Scheitern, so gut wie England scheitern wird und muß in seinem seltsam ähnlichen Kampf gegen uns.

Einiges ist schon erwähnt. Einmal die Überspannung des Ganzen, die die Einzelheiten doch selbst dem Napoleonischen Genie entzog. So großartig der Entwurf der Kontinentalsperre war, so gewaltig die Mittel waren, die er für sie einsetzte, sein Auge und sein Wille konnten nicht überall zugleich sein; die Durchführung des Systems versagte an allen Ecken und Enden; ein nicht minder großartig organisierter Schleichhandel wußte die gezogenen Schranken trotz aller Aufsicht und aller Douaniers zu durchbrechen, selbst hochgestellte Beamte nahmen daran teil, wie z. B. der französische Gesandte in Hamburg, Bourienne, der den Schmuggel geradezu begünstigte. Zum andern die Gewaltsamkeit des Systems, die überall böses Blut erregte und, je länger es währte, je weiter es sich ausbreitete, den Haß auf seinen Urheber schürte. Die Tatsache ferner, daß die Blüte, zu der es ohne Zweifel die Industrie des eigenen Landes brachte, doch nur eine vorübergehende war und sein mußte, weil Napoleon die Kaufkraft ganz Europas, von der jene abhängig, durch seine ewigen Kriege zerbrochen hatte. Verhängnisvoll endlich wurde für ihn, daß er selbst in dem sogenannten Dekret von Trianon einige seiner schärfsten und wirkungsvollsten Bestimmungen über den Haufen warf, um, ihm freilich unentbehrlich dünkender, finanzieller Vorteile halber.

Aber das alles waren doch wohl nicht die maßgebenden Gründe des Zusammenbruchs.

Wir erleben jetzt wieder, in welch brutaler Weise England, auf seine angebliche Seeherrschaft pochend, die Rechte der Neutralen mißachtet; wie es darüber hinaus seine eigenen Verbündeten — Frankreich zumal — im Bann hält und knechtet. Die stolzen Vereinigten Staaten — freilich durch schwung-



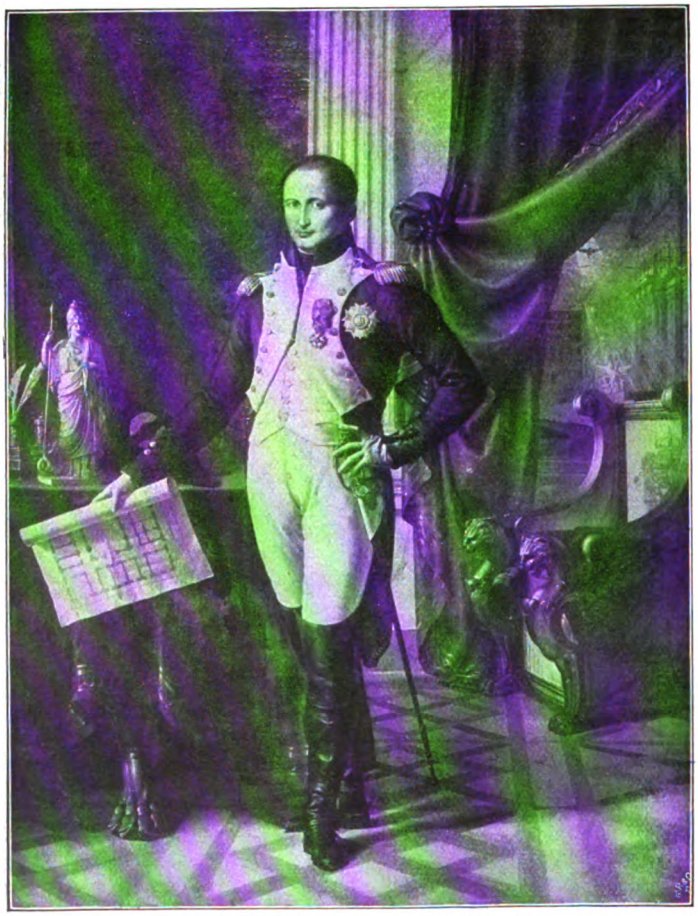
Louis Napoleon, der König von Holland, mit seinem Sohne
Gemälde im Museum zu Versailles

Digitized by Google

haften Waffenhandel stark belastet — wagen höchstens einen schwachen Protest, wenn englische Willkür mit ihrer Flagge umspringt, wie es ihr gutdünkt; die skandinavischen Neutralen müssen sich gefallen lassen, daß der Begriff der Konterbande in immer neuen Auffassungen wechselt, damit nur ja kein dänisches, schwedisches, norwegisches Fahrzeug eine Ware nach Deutschland hereinbringt, die von weitem an Lebensmittel erinnert; sie alle fügen sich, wenn Schiff auf Schiff nach englischen Häfen zur Revision geschleppt werden, ohne daß die Blockade der deutschen Küsten eine andere als eine papierne ist! Überall bei den Neutralen, zumal auf dem Balkan, setzt England seine Kneifzange an, um sie zur Heeresfolge zu veranlassen; das Pfundstück rollt mit dem Rubel um die Wette, und Versprechungen wechseln mit Drohungen ab. Frankreich ist die blutige Hauptlast des Kampfes aufgebürdet worden, und das englische Heer spielt auf französischem Boden den gebietenden Herrn.

Sie haben brav gelernt von ihrem Meister Napoleon! Zug um Zug ahmen sie ihn nach. Nur daß dem Gewaltigen trotz allem ein großer Gedanke vorschwebte, daß er die lastende Übermacht Englands zersprengen wollte, während die Briten von heute ihre Absperrung Deutschlands allein betreiben, um den friedlichen Wetteifer des deutschen Handels, der deutschen Industrie zu ihren Gunsten zu brechen.

Er, Napoleon, machte den Kontinent, sie, die Engländer haben versucht, den Erdball gegen uns mobil zu machen. Er scheiterte in dem Augenblick endgültig, als sich Rußland seinem Willen entzog; nahe genug war er seinem Ziele gekommen. Das heutige England muß scheitern, weil es, sonst ein so großer Rechenmeister, die inneren Kräfte Deutschlands verkannte, ganz abgesehen von unserer Waffenwehr zu Lande und auf dem Meere. Absperren, wirtschaftlich aushungern wollte es uns, wie Napoleon einst das Inselreich. Aber Großbritannien war damals schon ein Reich, dessen landwirtschaftliche Erzeugnisse bei weitem nicht reichten, die dringendsten Bedürfnisse der eigenen Bevölkerung zu decken; hätte Napoleon, anstatt die Ausfuhr französischer landwirtschaftlicher Erzeugnisse zu gestatten, alle Getreideeinfuhr in England gesperrt, so würde ohne Zweifel in kaum Jahresfrist eine Hungersnot in England ausgebrochen sein. Die Landwirtschaft des Deutschen Reiches und Österreich-Ungarns dagegen ist gerüstet und bereit, uns von einer Ernte zur anderen den Bedarf sicherzustellen; es kann sich höchstens darum handeln, uns den Schmachtriemen einmal ein wenig enger zu schnallen. In dem England von damals stockte der Absatz aller Fabrikerzeugnisse vollständig; die Lager waren zum Brechen voll, die Regierung war gezwungen, den Fabrikanten ihre Waren zu beleihen oder abzukaufen; trotzdem verzeichnete man 1811 durchschnittlich zweihundertundfünfzig Bankrotte im Monat, und Zehntausende von Arbeitern waren brotlos; dazu herrschte eine geradezu ungeheuere Teuerung;



Joseph Bonaparte als König von Spanien
Gemälde von Jean-Baptiste Wicar im Museum zu Versailles

Digitized by Google

die Lebenshaltung einer Londoner Familie des Mittelstandes erforderte am Ende des Krieges fast die doppelten Kosten wie zu dessen Beginn. Die Engländer von heute haben damit gerechnet, daß bei uns ähnlich trostlose Verhältnisse eintreten müßten. Die gewerbliche Arbeit im großen und ganzen geht aber bei uns in nur wenig vermindertem Umfang weiter; von Arbeitslosigkeit ist nichts zu spüren, eher von Mangel an Arbeitskräften; wer immer seine Hände regen will, findet Beschäftigung und Verdienst. Das England von damals stand durch die Kontinentalsperre am Rande des finanziellen Zusammenbruchs; englische Banknoten wurden nur mit zwanzig Prozent Verlust angenommen. Übermütig höhnt das England von heute, daß es sich erweisen würde, wer die letzte Silberkugel in diesem Kriege zu verschießen hätte. Nun — wir haben bereits bewiesen, daß unsere Geldrüstung über alles Lob erhaben, allen Schwierigkeiten gewachsen, daß sie fester gefügt ist, als selbst die vielgerühmte englische.

Es hieße England ungerecht verkleinern, — ich hob es schon einmal hervor — wenn man abstreiten wollte, daß es die Abwehr des großangelegten Planes der Kontinentalsperre mit äußerster Energie durchgeführt hätte. Das England von damals wußte ganz genau, daß es sich um Sein oder Nichtsein handelte. Das aber wissen wir heute erst recht. Wie in den größesten Tagen unserer Geschichte und herrlicher noch wie in den Tagen schwerster Not und der Erhebung der Freiheitskriege, ist die Kraft unseres Volkes offenbar geworden, die Kraft der Waffen, die Kraft der Seele, die Kraft des Duldens, und wir führen unseren Verteidigungskampf unter besseren Voraussetzungen als das England von damals. Wir führen ihn nicht mit Söldnern, sondern — Freund und Feind müssen das anerkennen! — mit dem gewaltigsten und dem besten Heer, das die Welt je sah, und einer tatkräftigen Flotte; wir führen ihn nicht als Kabinettskrieg, sondern gestützt auf den einheitlichen, opferfreudigen Willen unseres ganzen Volkes, gestützt weiter auf eine mustergültige Organisation, in voller Eintracht mit unseren Bundesgenossen, im felsenfesten Vertrauen auf unseren Kaiser und höchsten Kriegsherrn. Und — das nicht zuletzt — wir führen den Kampf um unsere Zukunft, was das England von damals so wenig sagen konnte, wie es das England von heute von sich behaupten darf, mit reinem Gewissen!

Marie Luise, die zweite Gemahlin Napoleons
Gemälde von François Gérard im Louvre zu Paris

Digitized by Google

Neue Griffelkunst: Todesengel. Radierung von Hela Peters

Digitized by Google

Propheten und Psalmen in der Kriegszeit

Von Dr. Agnes von Harnack

Die Gestalten der alttestamentlichen Propheten sind dem gebildeten Menschen häufig nur aus den Bildern Michelangelos in der Sixtinischen Kapelle bekannt. Wer das Glück gehabt hat, sie im Original zu sehen, aber auch jeder, der eine der vorzüglichen Wiedergaben, die wir besitzen, vor Augen hatte, den lassen diese Gestalten nicht wieder los: mächtige, gedankenschwere Stirnen, Augen, die in der Ferne Unaussprechliches zu sehen scheinen oder in tiefem Sinnen gesammelt sind, Hände, die ein Buch umklammern oder ausgreifen, als ob sie Unfaßbares fassen wollten, gewaltige Glieder wie von Helden und Kriegern, bei denen hinter dem Wort die Tat steht — so prägen sie sich uns ein, und mancher, der sie so sah, hat wohl den Wunsch gehabt, die Stimme dieser Gewaltigen zu vernehmen, vor ihrem Geist sich zu beugen und von ihrer Kraft sich tragen zu lassen. Man schlug das Bibelbuch auf — aber was man da fand war fremder Klang. Die leidenschaftlichen Klagen und Anklagen, die farbenreichen und doch dunklen Bilder, die grauenhaften Schicksale und Taten eines sterbenden Volkstums — das alles schien uns weltenfern; zweiundeinhalb Jahrtausende trennten uns von jener Zeit voll Blut und Tränen, Schuld und Strafe, zweiundeinhalb Jahrtausende, in denen die Kultur unermüdliche Anstrengungen gemacht hatte, um diese Abgründe zuzudecken und sie unseren Blicken zu entziehen. Ihr Werk war ihr gelungen: ein ganzes Geschlecht wiegte sich in der Sicherheit, daß die Dinge, die nicht sichtbar in die Erscheinung traten, auch tatsächlich nicht mehr vorhanden wären.

Da kam der 1. August 1914 — und mit einem Schlage waren wir hineingerissen in eine Welt der elementarsten Empfindungen. Haß und Liebe, Schmerz und Opferglück, Sehnsucht und Hingabe flutete durch die Seelen der Menschen und suchte Ausdruck. Wo sollte man den finden? Unsere Sprache war literarisch geworden, sie hatte unzählige Abstufungen und Unterscheidungen für unzählige differenzierte und fein abschattierte seelische Vorgänge; die großen Worte waren in Mißachtung gekommen, weil jedem starken Gefühl die Neigung zum Zweifel über die Schulter sah — wir suchten, und da rauschten verschüttete Quellen auf, die uns lange geschwiegen hatten: das deutsche Volkslied und das Alte Testament. Mit dem Tage der Kriegserklärung war der Gassenhauer verschwunden; und wer jetzt seine Bibel aufschlug, dem klang aus den Worten der Propheten und Psalmen das eigene Schicksal wider, nur verstärkt und überhöht durch die Gewalt der Persönlichkeiten, die da sprachen und durch den Geist Gottes, der sie trieb. Man las, und im Lesen stiegen tausend Fragen auf, denen man nachging, und allmählich baute sich vor unseren Augen das Geschick Israels in epischer Geschlossenheit und psychologischer Verknüpfung. Nun sahen wir die Propheten und Psalmisten im Rahmen ihres Volkstums, über den sie hinauswuchsen, ja den sie sprengten, und diese Linien nachzuzeichnen wurde ein religiöses und zugleich ein künstlerisches Erlebnis.

Von Süden kommend und nach jahrzehntelangen Wanderungen drang das Nomadenvolk der Juden in das ihnen gelobte Land Kanaan ein: ein großer Troß von Männern, Weibern und Kindern, mit Viehherden und Lasttieren, die mit Zeltgestängen, Teppichen, Lagerdecken und Hausgerät bepackt waren, und ihnen voran trug man ein wunderbares Gebilde: halb Truhe, halb Thronsessel, mit Purpur und Gold verziert — aber der Thronsessel, der eines Königs würdig gewesen wäre, erschien dem Auge des Menschen leer, denn der dort thronte und das Volk beherrschte und zum Siege führte, verbarg sich vor irdischen Blicken, oder ließ sich doch nur ahnen in der Wolke oder in einer Feuersäule: es war der Herr Zebaoth, der unsichtbare König, der keinen weltlichen Herrn neben sich duldete, der die Geschicke seiner Untertanen lenkte und der ihnen das liebliche Land, da Milch und Honig floß, zu Wohnsitzen angewiesen hatte. Er, der Volksgott, war ein großer Kriegsherr; die Schärfe seines Schwertes schlug die Feinde unbarmherzig, und keines Menschen Arm war nötig, wenn er stürzen und vernichten wollte. So zeichnet ihn noch die späte Zeit in grauenhafter Größe:

Wer ist's, der von Edom kommt,
Mit bunten Gewändern aus Bosra,
Du da im prangenden Kleid,
Schreitend in Fülle und Kraft?
Ich bin's, der in Gerechtigkeit streitet,
Der Macht hat, zu helfen.
Warum ist dein Kleid so rot,
Deine Gewänder wie des Keltertreters?
Ja, die Kelter trat ich allein,
Von den Völkern stand keines mir bei;
Ich zertrat sie in meinem Zorn,
Ich zerstampfte sie im Grimme,
Da spritzte an meine Kleider ihr Blut,
All mein Gewand ward besudelt.
(Jes. 63, 1—3.)

Digitized by Google

Dieser furchtbare Gott gab das Land Kanaan in die Hand seines Volkes. Die Kultur der Kanaaniter war höher als die der andringenden Nomaden. Sie wohnten in festen Häusern und um die Häuser dehnten sich Wiesen, Obstgärten und Äcker, die sie bestellten und von deren Erträgen sie lebten, auch waren sie Händler und Kaufherren. Ihre Religion war ein Naturkult, erwachsen aus den Beobachtungen, die sie bei der Feldarbeit und im Zusammenleben mit der Natur gemacht hatten. Ihre Gottesdienste standen mit Säen und Ernten im Zusammenhang, ihre Feste feierten sie zu Ehren der Fruchtbarkeit. Grausen und ausgelassenste Fröhlichkeit waren die Pole, zwischen denen ihre Gottesverehrung hin und her schwankte, sie fanden ihren Ausdruck in blutigen Menschen-, vor allem Kinderopfern einerseits und zügellosester Hingabe an den Genuß anderseits. Und in diese Welt trat nun der strenge, eifrige Judengott mit dem unumstößlichen, grundlegendem Satze: „Die Juden sind das auserwählte Volk" und mit dem Grundsatz der Wiedervergeltung: „Auge um Auge, Zahn um Zahn." Eine Stadt nach der andern, ein Bezirk nach dem andern erlag seiner Kraft; immer zog er den Kämpfern voraus und forderte nach erlangtem Sieg blutige Opfer zu seinen Ehren. Geriet er im Gewoge der Schlacht vorübergehend in die Hände der Feinde, so richtete er dort solchen Schaden an, indem er sie durch Krankheit schlug, daß diese ihn selbst nach kurzer Zeit zurückbrachten und noch reiche Geschenke zur Versöhnung dazugaben. Aber herrlich war der Tag, an dem er als Sieger in sein Haus, die Stiftshütte oder später den Tempel, zurückkehrte: da wogte die Menge in den Straßen, die mit Teppichen und Palmen geschmückt waren, die hohen Tempeltore öffneten sich weit, um ihren Herrn zu empfangen; aber sie schienen dem Auge des begeisterten Volkes noch nicht hoch genug, um den ragenden Gott aufzunehmen. Und kam er dann, so erscholl der Wechselgesang der Chöre:

Erhebt eure Häupter, ihr Tore,
Erhebt euch, ihr uralten Pforten,
Denn der herrliche König zieht ein.
Wer ist der herrliche König?
Jahwe, ein Starker, ein Held!
Jahwe, ein Held im Krieg!

Erhebt eure Häupter, ihr Tore,
Erhebt euch, ihr uralten Pforten,
Denn der herrliche König zieht ein.
Wer ist der herrliche König?
Jahwe Zebaoth,
Das ist der herrliche König!
(Ps. 24.)

Endlich war das Werk vollendet: Kanaan war erobert, die umwohnenden und immer wieder andrängenden Völker waren zurückgeworfen: der Volksgott hatte seine Verheißungen wahr gemacht, und ein herrliches Haus, das man ihm in Jerusalem erbaute, verkündete den Stolz und den Dank seiner Anhänger. Die Regierung Salomos bezeichnet den Höhepunkt der jüdischen Herrlichkeit und Macht.

Aber die Zeiten wandelten sich; nach Salomos Tode dringt der Zwiespalt in das Königshaus und dem inneren Unfrieden folgt der Ansturm äußerer Feinde: diesmal sind es nicht kleine, unbedeutende Gegner, die die Unabhängigkeit des Volkes bedrohen, sondern Weltmächte rücken zum Kampf gegen Israel heran: Assyrien, Babylon, Ägypten. Ihrem Drängen erliegen die Juden; in hartem, jahrhundertelangem Kampf, in dem das Kriegsglück noch manchmal schwankt, werden sie endlich doch niedergeworfen, und verlieren ihre politische Macht, ihr Ansehen und ihre Volkswürde. Der Beginn dieser Entwicklung mußte nun dem religiösen Gefühl des Juden die schwersten Anstöße geben. Wo war nun ihr Gott, der Herr der Heerscharen, der den Seinen im Kampf vorangeht? Schlief er? War er gestorben? Oder hatten ihn die Feinde durch listige Opfergaben und Gebete auf ihre Seite herübergelockt? Soviel man auch rief und schrie — er blieb stumm und sah dem Niedergang seines Volkes untätig zu. Diese Erfahrung brachte die altüberkommene Vorstellung vom Volksgott und seinem auserwählten Volk ins Wanken und schuf eine verzweifelte, ja Gott feindliche Stimmung. Gleichzeitig aber traten Männer auf, die an Stelle der alten Gottesvorstellung eine neue, erhabenere setzen wollten und die für diese ihre Aufgabe mit ihrem Leben eintraten: das waren die Propheten. Wir verbinden mit dem Wort Prophet jetzt in erster Linie die Vorstellung von einem Menschen, der die Zukunft voraussagen kann. Aber darin bestand das Wesen der Propheten durchaus nicht. Ihre Aufgabe war es, das tatsächliche Geschehen in Beziehung zu setzen zur sittlichen Weltordnung, gleichsam aufzuweisen, wie die Fäden, an die menschliche Geschicke und Erlebnisse geknüpft sind, zusammenlaufen und geordnet ruhen in der Hand Gottes. Gewiß waren auch sie vielfach eingeschlossen in die Schranke ihrer Zeit; und doch empfinden wir deutlich, wenn wir ihre Worte lesen, daß es ihnen vergönnt war, tiefer in die Pläne Gottes über Menschen und Völker zu schauen, als irgend jemand vor oder nach ihnen. Wenn wir ihre Namen nennen, so zieht mit diesen Namen eine Schar von Männern an uns vorbei, die nach Alter, Herkunft, Bildung und Temperament die größten Verschiedenheiten aufweist: wir sehen den leidenschaftlichen Sozialreformer Amos; Hosea, dessen Gotteserkenntnis aus schweren persönlichen Erfahrungen erwuchs; Isaias, den männlichen klugen Künstler der Rede, Jeremias, dessen klagende Stimme mit lyrischer Kraft und dichterischem Reichtum auf uns eindringt; Hesekiel, den Phantasten, dem sich alles Erleben in Bildern und Gesichten darstellt. Eine Schar der verschiedensten Per-

Digitized by Google

sönlichkeiten, aber zusammengehalten durch die Jahrhunderte durch das Bewußtsein einer besonderen Berufung zu ihrem Amt und durch das Gefühl der Verantwortung, die jeder von ihnen auf sich lasten fühlt. Nicht leichten Herzens und nicht aus eigener Wahl wird man zum Propheten; wir hören die ängstliche Ausflucht des Jeremias: „Herr, ich tauge nicht zu predigen, ich bin zu jung," und die gewaltige und zugleich tröstende Antwort Gottes: „Sage nicht: ich bin zu jung; sondern du sollst gehen, wohin ich dich sende und predigen, was ich dir heiße." — Da gibt es keine Widerrede; er geht, wie die anderen vor ihm und nach ihm, an sein Wächter- und Warneramt.

Als einen solchen Wächter sieht sich Hesekiel auf der Zinne des Turmes stehen; er hört Gott sprechen:

„Wo aber der Wächter sähe das Schwert kommen und die Drommete nicht bliese, noch sein Volk warnete, und das Schwert käme und nähme etliche weg: dieselben würden wohl um ihrer Sünde willen weggenommen; aber ihr Blut will ich von des Wächters Hand fordern.

Und nun, du Menschenkind, ich habe dich zu einem Wächter gesetzt über das Haus Israel, wenn du etwas aus meinem Munde hörst, daß du sie von meinetwegen warnen sollst.

Wenn ich nun zu den Gottlosen sage: ‚Du Gottloser mußt des Todes sterben' und du sagst ihm solches nicht, daß sich der Gottlose warnen lasse vor seinem Wesen, so wird wohl der Gottlose um seines gottlosen Wesens willen sterben, aber sein Blut will ich von deiner Hand fordern. (Hes. 33.)

Was war nun die neue Gottesvorstellung, die die Propheten lehrten und mit der sie sich in Gegensatz setzten zu allem, was das Volk bisher zu hören gewohnt gewesen war? Das läßt sich am besten erkennen aus einer Stelle bei Jesaias. Jesaias hat Gott gesehen in einer gewaltigen Vision. Er sah ihn auf seinem himmlischen Thron, umschwebt von Engeln und Erzengeln, die ihr Angesicht vor dem Glanz seiner Herrlichkeit mit ihren Flügeln deckten. Sie sangen ihm zum Preise ein Lied, das durch alle Sphären widerhallte, und das der reinste Ausdruck ihres Gottesdienstes sein sollte. Wie preisen sie ihn nun? Von welcher seiner Kräfte und Eigenschaften singen sie? Sie nennen ihn nicht den Allmächtigen, den Siegreichen, nicht den Herrscher, — sie nennen ihn mit einem kurzen, dreimal wiederholten Wort: heilig. Und sie fügen hinzu: Alle Lande sind seiner Ehre voll (Jes. 6,2). Mit diesem Lobgesang ist alles gesagt, was die Propheten Neues gebracht haben: sie verkündeten Gott als den sittlich Vollkommenen, und durch ihre Predigt wandelte sich allmählich, in einem durch Menschenalter währenden Prozeß, die Vorstellung vom Volksgott in den Gedanken des Weltgottes um.

Diese neue Gottesvorstellung führte nun eine ganze Reihe von weiteren neuen Gedankenketten herauf. Wenn Gott der Vollkommene, Heilige ist, dann kann er nicht auf der Seite der Unvollkommenen und sittlich Wertlosen stehen. Weicht sein Volk von der Bahn des Rechten, so wird er sich von ihm wenden, ja vielleicht sogar sie in die Hände ihrer Feinde geben. Für die Propheten ist alles Unheil, das das Volk trifft, die unmittelbare Strafe für begangene Sünden, und sie werden nicht müde, ihren Volksgenossen diesen Zusammenhang immer wieder vor die Augen zu führen. Die eine große Volkssünde, die sie angriffen, war der zunehmende Luxus und die Sittenlosigkeit:

Liegen sie doch auf Elfenbeinlagern,
Und sind ausgestreckt auf ihre Diwane,
Sie verzehren Lämmer von der Herde weg
Und die Kälber aus ihrem Stalle.
Sie plärren zu der Harfe Laut; sie bilden sich ein, wie David zu singen.
Sie trinken Wein aus den Krügen und versalben das edelste Öl.
(Amos 4).

Neben der Leichtfertigkeit der Lebensauffassung stehen die schreiendsten gesellschaftlichen Mißstände. Zwischen Arm und Reich klaffen unüberbrückbare Abgründe; der Grundbesitz ist in den Händen einzelner, die Massen verelenden. Die Wohlhabenden treiben die Preise in die Höhe und handhaben die Schuldgesetze in unbarmherzigster Weise; der Arme muß am Sabbat wie am Wochentag fronden. Recht und Gerechtigkeit findet er nirgends; falsches Maß und Gewicht ist im Gebrauch, die Richter sind bestechlich und veruntreuen das Gut der Witwen und Waisen. Und über diese Zustände ist als täuschende Hülle ein streng ritueller Gottesdienst gezogen: Brandopfer, Speis- und Dankopfer werden aufs genaueste gehalten; das Gesetz Mose wird immer weiter verfeinert und verklauselt — aber Gott, das wissen die Propheten, wendet sich von solch äußerlichem Tun mit Empörung ab:

„Ich bin euren Feiertagen gram und verachte sie und mag eure Versammlungen nicht riechen; und ob ihr mir gleich Brandopfer und Speisopfer opfert, so habe ich keinen Gefallen daran; ich mag auch eure feisten Dankopfer nicht ansehen.

Tue nur weg von mir das Geplärr deiner Lieder, denn ich mag dein Psalterspiel nicht hören. Es soll aber das Recht offenbart werden wie Wasser und die Gerechtigkeit wie ein starker Strom!" (Amos 5.)

Ein Volk, in dem solche Zustände herrschen, muß zugrunde gehen — das wird den Propheten immer klarer, und immer geringer wird ihre Hoffnung, ihr Warnen und Drohen könne diese Entwicklung aufhalten. Wir aber bewundern ihren weltgeschichtlichen Blick; was sie erkannten, hat sich durch die Jahrtausende bewährt: wo ein Volk in der Geschichte zugrunde geht, da waren es nicht nur äußere

Digitized by Google

Feinde, die es vernichteten; die schlimmste Gefahr wuchs aus seinem eigenen Innern hervor, und immer bestand sie in der Verbindung jener drei verhängnisvollen Dinge: Leichtfertigkeit der Lebensauffassung, gesellschaftliche Mißstände, beides übertüncht durch äußerlich gesetzmäßige, innerlich unwahre Religionsübung.

Das Verhängnis kam. Die Schrecken des Vernichtungskampfes fluten über Israel hin; keiner hat ihnen einen gewaltigeren Ausdruck verliehen als Jeremias.

„Weil mein Volk gebrochen ist, bin ich gebrochen, gehe ich trauernd einher, hat mich Entsetzen erfaßt.
Ist denn keine Salbe in Gilead?
Oder ist kein Arzt mehr da?
Warum ist denn die Tochter meines Volks nicht geheilet?"

Er hat gewarnt, gebeten, gedroht; es war alles vergebens; jetzt hat er nur noch Tränen; aber auch diese wollen versiegen vor der Fülle des Jammers:

„Ach daß ich Wasser genug hätte in meinem Haupt und meine Augen Tränenquellen wären, daß ich Tag und Nacht beweinen möchte die Erschlagenen in meinem Volk."
(Jerem. 8.)

Den schrecklichen Bildern, die ihn umgeben, kann er nirgends entgehen:

„Gehe ich hinaus aufs Feld, so liegen da Erschlagene; komme ich in die Stadt, so liegen da vor Hunger Verschmachtete."
(Jerem. 14.)

Die Männer und Jünglinge fallen; was bleibt für die Frauen und Mädchen? Früher war es das Amt einzelner Weiber, die Totenklagen zu halten — jetzt geht das Klagelied von Haus zu Haus, kein Weib, kein Mädchen kann sich davon ausschließen:

„Ja, höret, ihr Weiber, Jahwes Wort,
Und es fasse euer Ohr das Wort seines Mundes,
Und lehret eure Töchter Wehgesang
Und eine die andre das Klagelied!
Denn emporgestiegen ist der Tod in unsere Fenster,
Eingedrungen in unsere Paläste,
Daß er die Kinder von den Straßen hinwegtilge,
Die jungen Männer von den Plätzen;
Und die Leichen der Menschen liegen umher wie der Mist auf dem Acker
Und wie Garben hinter dem Schnitter, die niemand auffammelt."
(Jerem. 9.)

Nachdem es den Feinden gelungen ist, die Juden zu unterjochen, führen sie große Scharen mit sich in die Gefangenschaft. Hier geht es ihnen nicht schlecht; die Babylonier erlauben ihnen, sich bei ihnen anzusiedeln, sie haben ein gewisses Maß von persönlicher Freiheit — um so unbegreiflicher ist den Heiden der grenzenlose Jammer, in dem die Verbannten ihre Tage verbringen. Ihr tiefes Leid konnte kein Nichtjude verstehen: indem sie der Heimat fern waren, waren sie auch von ihrem Gotte getrennt. Der herrschte nur über dem gelobten Lande, und wenn man in der Fremde zu ihm flehte, so drang die Stimme des Betenden nicht bis zu seinem Ohr. Er wohnte in seinem goldenen Hause in Jerusalem; er wollte mit seinen heiligen Opfergefäßen verehrt werden — sonst blieb er taub. Die ganze Tragik des Verbannten läßt der 137. Psalm ahnen. Zu den Landfremden, die so unbegreiflich traurig sind, kommen die Einheimischen; sie haben von der Sangeskunst der Juden gehört, von den Hymnen, die sie ihrem Gotte singen; sie sehen ihre Harfen hängen und bitten: „Singet uns ein Lied von Zion." Wie Spott und Hohn klingt den Gefangenen diese Aufforderung: „Wie sollten wir des Herrn Lied singen in fremden Landen?" Aber dann raffen sie sich auf; freilich, kein Lied der Gottesverehrung ist es, das von ihren Lippen kommt; es ist ein Lied voll glühendster Heimatsliebe und zugleich der glühendste Haßgesang:

„Vergesse ich dein, Jerusalem, so werde meiner Rechten vergessen.
Meine Zunge soll an meinem Gaumen kleben, wo ich dein nicht gedenke, wo ich nicht lasse Jerusalem meine höchste Freude sein.
Herr, gedenke den Edomitern den Unglückstag Jerusalems, die da riefen: Nieder damit, nieder damit bis auf den Grund!
Du Zerstörerin Babel, wohl dem, der dir vergilt, wie du uns getan hast.
Wohl dem, der deine jungen Kinder packt und zerschmettert sie an dem Stein!"

In diesem gewaltigen Liede ist von religiösem Gehalt nichts mehr zu spüren; aber was darin steckt, ist die ganze zähe Kraft, die das Judentum bis auf den heutigen Tag zusammenhält. Und hier wenden sich unsere Gedanken unwillkürlich für einen Augenblick der Gegenwart zu: Wer an einem Festtag durch das Ghetto in Prag oder in einer orientalischen Stadt wandert, der kann das „Vergesse ich dein, Jerusalem, so werde meiner Rechten vergessen" noch heute auf allen Stirnen lesen. Und etwas wie Neid beschleicht den Deutschen, der sich bewußt ist, wie viele seiner Volksgenossen alljährlich im Ausland ihr Deutschtum leichten Herzens abgestreift haben wie ein veraltetes und zu eng gewordenes Gewand!

Zu jenen jüdischen Gefangenen, die an den Wassern zu Babylon saßen und weinten, wenn sie an Zion dachten, bringt nun das Wort der Propheten und bringt gute neue Mär. Gott ist nicht gebunden an Israel; wo man ihn ruft, da neigt er sein Ohr. Er sagt den Verbannten, daß sie sich nicht gegen das Schicksal auflehnen sollen, das er selbst ihnen geschickt hat:

Digitized by Google

„So spricht der Herr Zebaoth, der Gott Israels, zu allen Gefangenen, die ich habe wegführen lassen gen Babel:

Bauet Häuser, darinnen ihr wohnen mögt.

Pflanzet Gärten, daraus ihr die Früchte essen mögt.

Nehmet Weiber und zeugt Söhne und Töchter.

Suchet der Stadt Bestes, dahin ich euch habe wegführen lassen, und betet für sie zum Herrn.

Denn wenn's ihr wohl gehet, geht's euch auch wohl.

Denn ich weiß wohl, was ich für Gedanken über euch habe, spricht der Herr, nämlich Gedanken des Friedens und nicht des Leides, daß ich euch gebe das Ende, des ihr wartet.

Und ihr werdet mich anrufen und hingehen und mich bitten, und ich will euch erhören.

Ihr werdet mich suchen und finden, denn so ihr mich von ganzem Herzen suchet, so will ich mich von euch finden lassen."

(Jerem. 29.)

Mit diesen Worten erst vollzieht sich der große Schritt von dem Glauben an einen Volksgott zu der Vorstellung des Weltgottes; erst jetzt hat die Religion die Stufe des Monotheismus erreicht.

Weicher und tröstlicher klingen nun die Lieder der Gefangenen, in die Sehnsuchtsklänge mischen sich Stimmen der Hoffnung:

„Die mit Tränen säen, werden mit Freuden ernten.

Sie gehen hin und weinen, und tragen edlen Samen, und kommen mit Freuden und bringen ihre Garben." (Ps. 126.)

Auf der neuerreichten Stufe der Gotteserkenntnis löst sich nun auch eine Aufgabe, die vorher unlösbar erschien und zu den schwersten Anstößen führen mußte: die Frage nach dem Erfolg. Dem Juden der alten Zeit mußte es unbegreiflich erscheinen, wenn der Erfolg auf seiten der Gegner des einen wahren Gottes erschien, dem eignen Wollen und Streben aber ausblieb. Denn der Volksgott hatte ja nur die eine Form, sich zu erweisen, daß er eben den Seinen zu dem verhalf, was sie sich wünschten. Erst wenn Gott der Gott der sittlichen Vollkommenheit und damit der Herr des inneren Lebens ist, wird erkannt, daß er mit Gütern und Werten begaben kann, die jenseits von Rechnung und Zahlung liegen, für die aber das Auge des nicht von Gott Berührten ewig blind sein muß. Das Ringen um dieses Problem zeigt sich am gewaltigsten in Psalm 73. Der Dichter schildert zuerst seine Beobachtungen; er hat beobachtet, was, solange die Welt steht, Millionen von Menschen gleich ihm mit Verwunderung, Entrüstung, Verzweiflung erlebt haben:

„Denn es verdroß mich der Ruhmredigen, da ich sahe, daß es den Gottlosen so wohl ging.

Denn sie sind in keiner Gefahr des Todes, sondern stehen fest wie ein Palast.

Sie sind nicht im Unglück wie andere Leute, und werden nicht wie andere Menschen geplagt."

Es geht den Schlechten gut, und darum fällt ihnen die gedankenlose, kritiklose Menge zu:

„Darum muß ihr Trotzen köstlich Ding sein, und ihr Frevel muß wohlgetan heißen.

Was sie reden, das muß vom Himmel herab geredet sein, was sie sagen, das muß gelten auf Erden.

Darum fällt ihnen der Pöbel zu, und laufen ihnen zu mit Haufen wie Wasser.

Siehe, das sind die Gottlosen; die sind glückselig in der Welt und werden reich."

Nun tritt die Versuchung an den Dichter heran, es den Gottlosen gleich zu tun, denn mit all seinem Denken kann er die Wege Gottes nicht verstehen:

„Ich hätte auch schier so gesagt, wie sie; aber siehe, so hätte ich verleugnet das Geschlecht deiner Kinder!

Ich gedachte dem nach, daß ich's begreifen möchte, aber es war mir zu schwer."

Aber indem er immer tiefer in die Welt des Heiligen hineinsteigt, findet er nach tiefster Demütigung endlich die Lösung:

„Als mein Herz verbittert war, da war ich ein Narr und wußte nichts; ich war wie ein Vieh vor dir.

Dennoch bleibe ich stets an dir, denn du hältst mich bei meiner rechten Hand. Du leitest mich nach deinem Rat und nimmst mich endlich zu Ehren an.

Wenn ich nur dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde;

Wenn mir gleich Leib und Seele verschmachtet, so bist du doch, Gott, allezeit meines Herzens Trost und mein Teil."

Über die Höhe dieses Wortes hinaus gibt es keine Steigerung der religiösen Erkenntnis. —

Noch weiter ziehen sich die Folgen der neuen Gottesvorstellung der Propheten: Wenn Gott nicht nur die Geschicke Israels, sondern die Geschicke der ganzen Menschheit beherrscht und leitet, so ist auch alles Einzelerleben, wo immer es sich abspielt, eingeschlossen in den großen Plan Gottes, und das letzte Ziel dieses Planes kann nur Frieden und Liebe sein. Mit dieser Erkenntnis werden die Propheten zu Trösten, die den zerschlagenen Herzen Heilung, den Friedlosen Ruhe, den Verbannten Heimkehr verheißen. So beginnt der zweite Teil von Jesaias (Jes. 40—66), dieses wahrhaftige Trostbuch der Menschheit, gleich mit einem vollen Klang:

„Tröste, tröste mein Volk, spricht euer Gott." (Jes. 40.)

Digitized by Google

Aber es verticft nun diesen Trostgedanken in der wundervollsten Weise: Ist alles Einzelerleben in Gottes Plan mit eingeschlossen, so muß das unschuldige Leiden des Gerechten in diesem Plan einen ganz besonderen Platz haben. Wenn der Unschuldige sein Los bewußt auf sich nimmt, wenn er es mit innerlicher Freiwilligkeit trägt, so leidet er als Stellvertreter das, was dem Schuldigen erspart bleibt. Er erlöst den Sünder von der von ihm verdienten Strafe, sein Tod wird damit zum Opfertod. Wir sehen nun, wie sich diese Auffassung immer mehr gestaltet, wie die Hoffnung auf einen ganz Reinen, ganz Sündlosen, der die Last der ganzen Menschheit abtragen wird, immer herzlicher, immer sehnsüchtiger wird, und wie das Bild des Messias, der in Königspracht erscheinen und die Feinde niederwerfen wird, sich wandelt in ein anderes: Das Bild eines Erlösers, der ganz Demut, ganz Schlichtheit, ganz freiwillige Hingabe ist, dem die Menschheit nicht zujubelt und mit Siegespalmen grüßt, sondern der so verachtet ist, daß man sein Angesicht vor ihm verbirgt. (Jes. 53.) Hier mündet der Gedankenfluß der Propheten ein in die Welt des Neuen Testamentes.

Wie das Geschick des einzelnen, so ruhen aber auch die Geschicke der Völker in Gottes Hand — und auch da kann das Ziel nur Liebe und Friede sein. Die Mißklänge und Unstimmigkeiten, die die Welt noch durchgellen, müssen sich einst auflösen in ein Sphärenlied zum Preise des einen Gottes, an dessen Thron die vereint stehen werden, die sich jetzt noch blutig bekämpfen. Auch hier sehen die Propheten ragenden Hauptes über den Gedankenkreis ihrer Zeitgenossen hinaus:

„Zu der Zeit wird Israel der dritte sein neben Ägypten und Assyrien, und ein Segen inmitten der Erde.

Denn der Herr Zebaoth wird sie segnen und sprechen:

Gesegnet bist du, Ägypten, mein Volk,
Und du, Assur, meiner Hände Werk,
Und du, Israel, mein Erbe!"

(Jes. 19, 23.)

Wenn dieses Ziel erreicht ist, wird man auf Erden wieder leben, wie einst im Paradiese, und die Hoffnung auf solch herrliche Zukunft hilft hinweg über die Leiden und Kämpfe der Gegenwart:

„Stärket die müden Hände und erquicket die strauchelnden Knie!

Saget den verzagten Herzen: Gott, der da vergilt, kommt und wird euch helfen.

Alsdann werden der Blinden Augen aufgetan sein und der Tauben Ohren werden geöffnet werden.

Alsdann werden die Lahmen leicht gehen wie die Hirsche und der Stummen Zunge wird lobsagen.

Denn es werden Wasser in der Wüste hin- und widerfließen und Ströme durch das dürre Land.

Und wo es zuvor trocken gewesen ist, sollen Brunnquellen sein.

Da zuvor Schakale gelegen haben, soll Gras, Rohr und Schilf stehen.

Und es wird daselbst eine Bahn sein und ein Weg, welcher der heilige Weg heißen wird, daß kein Unreiner darauf gehen darf.

Es wird da kein Löwe sein, und wird kein reißend Tier darauf treten, noch daselbst gefunden werden, sondern man wird frei und sicher daselbst gehen.

Die Erlöseten des Herrn werden wiederkommen und gen Zion kommen mit Jauchzen; ewige Freude wird über ihrem Haupte sein, Freude und Wonne wird sie ergreifen, und Schmerz und Seufzen wird entfliehen."

(Jes. 35.)

Mit diesem Hymnus schließen wir unsere Betrachtung; das Ziel, das er uns weist, erscheint uns gerade jetzt unendlich himmlisch, aber auch unendlich fern — Wohl unendlich fern, aber auch unverrückbar und den Augen aller Suchenden sichtbar. Mag der Weg des Wanderers noch so weit sein, mag er durch Schluchten und Abgründe, ja selbst durch das Tal der Todesschatten führen — wenn er sein Ziel kennt, kann er niemals ganz verloren gehen.

Blick aus dem Fenster nach schwerem Tage

Der Tag ging hin mit langsam-müden Schritten,
Als trüg' er schwer an all den tausend Bitten,
Die aus des Daseins Hoffnung sich gerungen,
Durch seinen Sinn beweglich hingeklungen.
In einem Arme hielt der Tag Erfüllung
In zärtlich-sanft behüteter Umhüllung,
Die andre Hand war ihm zur Faust geballt,
Die legte hart sich auf den fernen Wald
Und kam dann näher über Feld und Stadt,
Bis sie mein Herz als Ziel gefunden hat.

Fritz Meyer-Bielefeld

Digitized by Google

Das Ende des Girolamo Minotto

Novelle von Johannes Höffner

Als Girolamo Minotto im Jahre 1445 unter der Regierung des Dogen Francesco Foscari nach vierjähriger Wirksamkeit eines Concigliere von Kreta, ungern nur scheidend von dem dortigen Zweige seines alten und berühmten Geschlechts, nach Venedig zurückkehrte, hatte der Senat für den treuen und immer bereitwilligen Sohn der Republik eine neue schwierige Aufgabe.

Wenige Tage, bevor er mit seiner Galeere in die heimischen Gewässer einlief, war nämlich die Botschaft angelangt, daß der Sultan Dschakmak von Ägypten, seit langem schon von Haß und Eifersucht gegen Venedig und seine Macht erfüllt, alle in den Häfen von Alexandrien, Beirut und Damaskus ansässigen Venezianer verjagt, den Pfefferhandel, ihr einträglichstes Geschäft, als mameluckisches Monopol erklärt und alle Vorräte der Venezianer in Ägypten und Syrien, Tausende von Dukaten an Wert, mit Beschlag belegt hatte.

Empfindlicher hätte er die Republik nicht treffen können. Die drohenden Verluste, wiewohl sie im Laufe der Zeit in viele Millionen gehen konnten, hätte sie wohl verschmerzen mögen, denn sie war unermeßlich reich, nicht aber die Einbuße an Ehre und Ansehen in der Levante und die sichere Gewißheit, daß die Reisegaleeren von Flandern, die mühsam niedergeworfene Konkurrenz, das frühere Übergewicht wiedergewinnen würden.

Angesichts der Gefahr aber, die der Republik damals von den Viscontis in Mailand drohte, wollte man sich auf einen langwierigen Seekrieg, der in seinem Ausgang ohnehin zweifelhaft war, nicht einlassen und beschloß, die Sache auf diplomatischem Wege aus der Welt zu schaffen. So ernannte zu diesem Zweck der Senat den gerade im rechten Augenblick heimgekehrten Girolamo Minotto zum Kommandanten der Handelsgaleeren von Alexandrien, und es war unter den Nobili keiner, der ihm diese wichtige und ehrenvolle Mission mißgönnt oder der Signoria einen besseren Vertreter ihrer Interessen hätte nennen mögen, und um so mehr schätzte das Vaterland sich glücklich, eine so bedeutende Angelegenheit in die reinen Hände eines in jeder Hinsicht unantastbaren Edelmannes gelegt zu haben, als soeben Jacopo, der Sohn des Dogen selbst, mailändischer Bestechung sich zugänglich gezeigt hatte und von dem Rat unter dem Vorsitz des eigenen Vaters in die Verbannung geschickt worden war.

Girolamo Minotto stand damals im vierundfünfzigsten Lebensjahr. Aber ob er sich schon der letzten Periode seines Lebens näherte, bot er dennoch den Anblick eines Mannes in der Fülle der Kraft. Wie ein gutes Schwert aus jeder Schlacht nur um so blänker und brauchbarer zurückkehrt, so hatte kein Rost sich in die Tüchtigkeit weder seines Leibes noch seines Geistes einfressen können, und sein Auge hatte nicht an jugendlichem Feuer verloren. Gewiß auch er hatte Fehler und Schwächen, denn er war ein Mensch; aber er hatte die Herrschaft über sich selbst in fester Hand, und was wider Recht, Gesetz und Sitte war, blieb in seinem Innern verschlossen.

Seit sechsunddreißig Jahren diente er der Republik.

Nachdem er, kaum dem Knabenalter entwachsen, zu Padua das Recht studiert und danach die Militärschule in Verona besucht hatte, begann er mit achtzehn Jahren seine Laufbahn in der stolzen Kriegsflotte der Vaterstadt als adliger Seekadett. Das erste Blatt des Ruhmes und der Ehren pflückte er 1416, in der Seeschlacht bei Gallipoli gegen die Türken, als er, der junge Sopra Comita, mit seiner Galeere die feindlichen Linien durchbrach, das türkische Admiralschiff erbeutete und so die Schlacht entschied, die Venedigs Vorherrschaft in den levantinischen Gewässern für lange Zeit sicherte.

Die Republik kargte nicht mit ihrem Dank. Girolamo, zum Mitgliede des Großen Rats ernannt, ward jener Bot-

Digitized by Google

schaft zuerteilt, die dem Papst Martin V. die Glückwünsche zur Thronbesteigung nach Konstanz überbringen sollte, und dem Senator Foscari, dem späteren Dogen, zugewiesen, der hierbei die glänzenden Gaben des jungen Seeoffiziers kennen lernte, ein Umstand, der zu dem schnellen Anstieg Girolamos nicht wenig beitrug.

Francesco Foscari war es auch, der bald nach seiner Wahl zum Dogen, Girolamo dem zweideutigen Condottiere Franz Ruffo von Carmagnola als General-Proveditor auf den Hals setzte, und ihm so Gelegenheit gab, nicht nur der Signoria einen neuen dankwürdigen Dienst zu leisten, indem er Venedig vor dem Verrat an Mailand bewahrte, sondern auch die Gunst des Volkes in hohem Maße und für immer zu gewinnen. Als zwischen den Säulen von San Marco das Haupt des Verräters in den Staub rollte, erbebte die Luft von dem Jubel der Venezianer und Girolamos Name, aus tausend Kehlen gerufen, ließ die Glocken im Campanile erzittern.

Girolamos Hingabe an den Staat kannte kein Genügen. Ja, so sehr war er dem Vaterlande ergeben, daß er sein persönliches Glück und Bedürfnis völlig hintansetzte und jeder Frauenliebe entsagte, nur um alle Kräfte für die Republik frei und wirksam zu erhalten.

Seit dem Tode seiner Eltern, Pietros des Wohltätigen und Beatrices, einer Gräfin Collalto, der Tochter des Grafen Ensidio IV., die beide der großen Pest von 1423 zum Opfer fielen, während der einzige Sohn mit einem Geschwader vor Korfu lag, zu einem bedeutenden Vermögen gelangt, das in jener Zeit des Sterbens durch andere Erbschaften sich noch erheblich vergrößerte, gehörte Girolamo Minotto zu den reichsten Edelleuten Venedigs, ohne jedoch von seinen Reichtümern einen anderen als nur höchst bescheidenen Gebrauch zu machen. Seine Paläste am Canale Grande und am Canale di San Marco waren nur selten bewohnt, und nach den alten Traditionen seiner Familie, in der sich, von kristallener Phiole umschlossen und in geweihtem Schrein verwahrt, das Blut ihres Stammvaters, des heiligen Demetrius, von Geschlecht zu Geschlecht fortererbte, wandte er einen großen Teil der Erträgnisse aus den alten am See von Tergola gelegenen Mühlen und den Latifundien in Istrien und im fruchtbaren Tal Policello der Kirche und ihren Armen zu, vornehmlich dem Gotteshaus Santa Maria Formosa, in dessen Bezirk seine Eltern gelebt hatten und dem er noch dadurch ein besonderes Ansehen verschaffte, daß er ihm von der Insel Stalimene den Arm des Märtyrers Alexius brachte.

So wurde Minotto das leuchtende Vorbild, das Väter ihren heranwachsenden Söhnen, Lehrer ihren Schülern zur Nacheiferung vorzuhalten pflegten, zu dem ganz Venedig in Ehrfurcht emporblickte und dem schon hier und da der Beiname „il grande“ zuerteilt ward.

Als er im Begriff, mit der Flotte der Handelsgaleeren nach Alexandrien in See zu stechen, von Sippe und Freundschaft, wie es Sitte war, vor San Marco unter den in sanfter Brise sich wiegenden Standarten mit dem fliegenden Löwen Abschied nahm, gestaltete sich dieser Augenblick zu einer Angelegenheit des gesamten Rates und Volkes, und wenn er gleich zu einer friedlichen Mission sich anschickte, war es nicht anders, als zöge er in den Krieg, Blut und Leben für das Vaterland einzusetzen. Und wie er nun durch die Menge zum Ufer der Piazzetta drängte, seine Galeere zu besteigen, konnte das Volk sich in Gunstbezeugungen nicht genugtun, besonders die Kaufleute, deren eigensten Interessen zu dienen Girolamo Minotto sich anschickte.

⁂ ⁂ ⁂

Wie alle seine Unternehmungen, war auch diese vom Glücke begünstigt. Er gelangte mit seiner Flotte, von den Türken unbehelligt, von Unwetter und anderen Gefahren verschont, ohne Verluste in Alexandrien an und erreichte, wenn auch nicht ohne große Schwierigkeiten, dort bald die Zurücknahme des harten und ungerechtfertigten Befehls und die erneute Handelserlaubnis für die venezianischen Kaufleute, indem er dem Sultan den Beistand der Republik in Aussicht stellte, für den Fall, daß die Mamelucken von den Türken angegriffen werden würden. Der Sultan, der seit langem schon mit dieser Möglichkeit eines türkischen Eroberungskrieges gegen Ägypten und Syrien rechnete, war zu klug, um die Vorteile einer so wichtigen Bundesgenossenschaft nicht rich-

Digitized by Google

Vor dem Spiegelschrank. Aquarellgemälde von Fritz Reusing
(Aus dem Kunstsalon Eduard Schulte in Berlin)

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

tig einzuschätzen, zu klug auch, sich das merken zu lassen, und sein Zögern und seine anfängliche Abneigung war nichts weiter als ein Manöver, mit dem er den Anschein erwecken wollte, als wäre er es, der Vorteile gewährte und nicht der Venezianer.

Als nun der Fondaco der Venezianer am neuen Hafen sich wieder öffnete und die Kaufleute, nachdem die Aufhebung des Ausweisungsediktes schnell und allgemein, wenigstens in einem gewissen Umkreis bekannt geworden war, ein wenig schüchtern noch, aber guter Hoffnung voll zurückkehrten, Girolamo Minotto seine Aufgabe für gelöst hielt und im Begriff stand, seine Galeere den heimischen Gestaden wieder zuzuwenden, trat ein Ereignis ein, das ihn nicht allein in seinem Vorhaben aufhielt, sondern auch dem letzten Abschnitt seines Lebens eine besondere Wendung gab.

Er hatte bereits von seinen Landsleuten Abschied genommen, die Gesandtschaft des Sultans, die ihn zu Schiffe geleitet hatte, mit Dank entlassen und stand auf dem Vorderschiff, dem Aufwinden der Anker zuschauend. In diesem Augenblick stürzte mit Winken, Entsetzen im Antlitz, einer der Kaufleute, ein gewisser Battista Gritti, herbei und schrie über das Wasser hin, daß Girolamo noch einmal zurückkehre. Am Lande berichtete er, man hätte in dem hinteren Keller, einem Verwesungsgeruch nachgehend, einen bis auf die Knochen abgezehrten Jüngling aufgefunden, der, an der Brust verwundet, sein Leben von dem Fleisch eines neben ihm liegenden Kadavers gefristet, eines Schweines, das man vordem in dem Hofe des Fondaco den Ungläubigen zu Schimpf und Schreck gehalten habe, und nur noch geringe Zeichen des Lebens von sich gebe.

Inzwischen hatte man den Sterbenden aus dem Moder und Dunkel auf einer schnell aus Matten hergestellten Bahre in den Hof hinaufgetragen und erkannte bei dem Licht des Tages an seiner Kleidung, daß er dem venezianischen Adel angehöre. Girolamo, der auf dem Schlachtfelde und auf seinen Reisen schon manches Furchtbare gesehen und erlebt hatte, konnte doch bei dem Anblick des Unglücklichen, dem die Haut nur noch lose wie ein Leinentuch über Kiefer und Backenknochen lag und dessen Augenhöhlen, da sie tief eingesunken waren, leer erscheinen ließ wie bei einem Skelett, seines Entsetzens und Abscheues kaum Herr werden, zumal die Schlagschatten, die der helle Tag warf, das Grausige noch mehr herausarbeiteten und von der Wunde in der Brust ein stechender Dunst ausging. Aber dann, nur des Nötigsten gedenkend, forderte er griechischen Wein, kniete nieder und netzte die schlaffen Lippen, ob es möglich wäre, den Jüngling aus seinem Schlaf oder seiner Ohnmacht zu erwecken. Alle Bemühungen waren umsonst. Einmal wohl schlug er die Augen auf, aber sie blickten wirr und stumpf und ließen keinen Zweifel, daß der Kranke nicht bei sich wäre. So ließ Girolamo ihn auf sein Schiff bringen, vielleicht, daß es ihm glückte, ihn lebendig nach Venedig zu führen, vielleicht auch, daß die heilende Seeluft ihn allmählich zur Genesung brächte und damit auch in die so rätselhafte Angelegenheit Licht käme. Aber diese Erwartungen erfüllten sich nicht. Zwar war es augenscheinlich, daß die kühlende Brise, die über das Deck strich und den im Schatten eines Segels Gelagerten sanft umfächelte, von wohltätigem und belebendem Einfluß war, wie sich in dem tiefer werdenden Atem und wiederholtem Seufzen kund tat, aber am Abend, als die Sonne sank, hauchte er mit dem allmählich sterbenden Wind auf der Höhe von Accon seine Seele aus. Zuvor aber, wie das bei Sterbenden häufig ist, kam ihm auf Augenblicke das Bewußtsein zurück. Und da er die Augen aufschlug, jämmerlich und suchend um sich blickte, trat Girolamo Minotto, der beobachtend beiseite stand, hinzu, und wie er nun die blassen Lippen bewegte, neigte er sein Ohr und vernahm, daß der Sohn des ihm nicht unbekannten Edelmannes Andrea Contarini di Marino vor ihm lag, aus dem Kirchspiel San Cossiano in der Sestiere di San Paolo, und ihn bat, seinen Tod dem Vater kund zu tun. In einen Mantel von Purpurtuch gewickelt, wurde die Leiche des jungen und auf so traurige und unerklärliche Weise ums Leben gekommenen Venezianers in das Meer versenkt, und wie die Lichter des glühenden Abendrotes über die Kämme der Wogen strichen, schien es, als ginge das Licht von der in die Tiefe sinkenden Leiche aus.

Kaum hatte Girolamo Minotto nach

Digitized by Google

dreißigtägiger glücklicher Fahrt den Boden Venedigs wieder betreten und dem Dogen Bericht erstattet, als er eilte, Andrea Contarini aufzusuchen, denn er war der Meinung, daß der Auftrag eines Sterbenden keinen Aufschub erdulden dürfe, und daß ein um das Schicksal seines Sohnes bangender Vater nichts geringeres zu beanspruchen habe als die um die Staatsangelegenheit besorgte Signoria.

Er fand einen weniger vom Alter als vom Kummer gebeugten Mann, der in einem nicht besonders reich ausgestatteten Gemach über einer Schrift nachdenkend und in sich versunken saß. Während er sich mit Mühe aus den Lehnen des Sessels hob, fragte er, als wäre er darauf vorbereitet und gefaßt, ob Girolamo, von dessen alexandrinischer Sendung er unterrichtet war, ihm Nachricht von seinem Sohne bringe. Und wie Girolamo merkte, daß er mit seinen Blicken angstvoll forschte und wartete, welcher Art die Nachricht sein könnte, und durch seinen Ausdruck kundgab, daß er auf Schlimmes gefaßt wäre, hielt er Aufrichtigkeit und Schnelligkeit für die beste und mildeste Art, und berichtete ihm, daß sein Sohn tot sei. Andrea sank stöhnend in seinen Stuhl zurück, lud mit einer matten Handbewegung Girolamo zum Sitzen ein und hörte, die mageren Finger über die Stirn gebreitet, welch trauriges Ende es mit Giacomo, seinem jüngsten und letzten Sohn, genommen hätte. Der älteste war bei einem Ausfall aus der Festung Maggiore von den Mailändern erschlagen worden, den zweiten hatten die Hunde von St. Bénoit auf der Insel San Giorgio, als er beim Baden dem Ufer unversehens zu nahe gekommen war, zerrissen und den dritten, Giacomo, hatte er in Anbetracht seiner durch Prozesse und Bürgschaften mißlich gewordenen Vermögenslage mit drei Galeeren nach Ägypten geschickt, um durch Einhandeln von Edelsteinen und kostbaren Gewürzen der Familie wieder zu Wohlstand und vielleicht Reichtum zu verhelfen. Und wie Andrea so über das ungewisse Schicksal und den Wechsel menschlichen Glückes klagte, daß ihm von seinen drei hoffnungsvollen Söhnen, dem Stolz seines Lebens, keiner geblieben wäre, und er nun die Tochter Elena einer ungewissen Zukunft überlassen müsse, denn ihre Mutter wäre längst dahin, er selbst ein gebrochener Mann und dem Grabe nahe, erklang aus einem der anstoßenden Gemächer ein Liebeslied, tändelnd, noch ohne Sehnsucht und ohne Glut gesungen, und im nächsten Augenblick trat hinter dem kunstvoll gewirkten Vorhang eines Seiteneingangs ein junges Mädchen hervor, eben dem Kindesalter entwachsen, in dem geheimnisvollen Übergang zur Jungfrau. Von erkenntnisloser Unbefangenheit umschlossen und doch dem Ruf des Lebens schon entgegenhorchend, träumend noch, aber hinter den Träumen eine Wirklichkeit ahnend: so stand sie vor den beiden Männern, denen das Leben keine Geheimnisse mehr barg, in ihrer Lieblichkeit und Unschuld, daß Girolamo erschrak und über die kummervollen Züge des Andrea ein Schein der Freude ging. Dann aber kam das Bewußtsein des schmerzlichen Verlustes mit erneuter Macht über ihn, und mit mühsam gehaltener Stimme teilte er der Tochter die Botschaft Girolamo Minottos mit. Als dieser sah, daß die Augen des Mädchens sich mit Tränen füllten und sie sich vor Zittern nur mit Anstrengung aufrechthalten konnte, hielt er es für angemessen, sich mit einigen wohltuenden Worten des Trostes zu verabschieden, damit die Gegenwart des Fremden Vater und Kind in dem erleichternden Ausbruch des Schmerzes nicht bedrücke oder beschäme. In dieser Stunde hatte das Schicksal weiter gesponnen, was es in Alexandrien begonnen hatte.

⁂

Hatte Girolamo bisher, nach der Richtung der Liebe hin beinahe mönchisch veranlagt, in bewußtem Gegensatz zu der Sinnenfreudigkeit seiner Zeit stehend, des Weibes nicht bedurft, weder als Ergänzung seiner geistigen Fähigkeiten, noch in Erfüllung einer naturgemäßen Bestimmung, so merkte er nun mit Widerwillen, daß auch er sich dem allgemeinen Gesetz nicht werde entziehen können. Zuerst als in den vielen politischen und privaten Geschäften, wie sie die nächsten Tage mit sich brachten, das Bild der im Schmerz erbebenden Elena ihm immer wieder vor die Seele trat, die tränenerfüllten Augen auf ihn richtend, neben der zusammengesunkenen Gestalt des gebrochenen Vaters, glaubte er sich damit beruhigen zu können, daß es das Mitleid

Digitized by Google

wäre, das sein Herz bewegte. Aber nach der dritten schlaflosen Nacht, in der ein furchtbares Fieber der Sehnsucht und Leidenschaft ihn schüttelte und er krank und elend den dämmernden Tag heraufkommen sah, konnte er sich nicht mehr verhehlen, daß er, der Sechsundfünfzigjährige, der Liebe verfallen wäre, schlimmer und hoffnungsloser als ein unerfahrener Jüngling. Zugleich aber ward ihm auch das Lächerliche seines Zustandes klar und die Unmöglichkeit, sich durch eine Ehe mit der um fast vierzig Jahre jüngeren Elena, der er besser Vater als Geliebter sein konnte, sich nicht sowohl dem allgemeinen Spott als noch mehr der eigenen Mißachtung preiszugeben. So verbarg er, obwohl die Flamme schmerzhaft brannte, alles in seinem innersten Herzen und sah es als eine glückliche Fügung an, daß ihm nach kurzer Zeit das Amt eines Kommandanten der Handelsgaleeren nach Griechenland übertragen wurde und seine sofortige Ausreise erforderlich ward. Vorher aber gelobte er dem Bilde der heiligen Katharina in Santa Maria Formosa, der allzeit Reinen, einen Altar, wenn sie ihn von seiner Liebe geheilt in das Vaterland wieder zurückbringen würde. — Aber die heilige Katharina erhielt diesen Altar nicht.

⁂ ⁂ ⁂

Freilich, solange Girolamo Minotto, seines Amtes als Kommandant der Handelsflotte waltend und ganz von der neuen wichtigen Sendung hingenommen, am Hof von Byzanz, unterstützt von dem Bailo der Republik, vor dem Kaiser Johannes Palaeologus den Kampf um die gefährdeten Privilegien der Venezianer und um ihren Schutz vor griechischer Willkür gegen die verschlagenen und ränkesüchtigen Diplomaten führte und alles aufbieten mußte, um nebenbei die 14000 Hyperpera, um die der Kaiser der Republik schadenersatzpflichtig geworden war, und eine Schuld von 500 Denaren, die der Neffe Girolamos, Zuan Alvise, der Despita, der Nichte des Kaisers Johannes, bei ihrem letzten Aufenthalt in Venedig geliehen hatte, aufzutreiben, konnte er allerdings meinen, von seiner Liebe zu der schönen Elena geheilt zu sein. Aber als er dann die Kuppeln von Byzanz im Morgenlicht hinter sich versinken sah und der Wind die Segel der Heimat entgegenblähte, fühlte er, wie die Empfindungen, die er tot geglaubt hatte, wieder lebendig wurden, langsam zwar, aber stetig wuchsen, je näher er den Lagunen kam, bis die Leidenschaft wie ein Sturm durch das Takelwerk seiner Seele fuhr und ihn, wie er des Engels von San Marco ansichtig ward, mit der gleichen, ja mit heftigerer Gewalt erschütterte als damals, da er vor ihr fliehen zu können gemeint hatte. Und nie hatte Girolamo in heißerer Schlacht gestanden als jetzt, da seine Vernunft gegen sein Herz zu Felde zog — und unterlag.

Am zweiten Tage nach seiner Ankunft erhob er sich mit wankenden Knien von dem Ruhebett, auf dem er, Speise und Trank verschmähend, den Leib noch in fast völliger Erstarrung, sich gestreckt hatte, während in seinem Innern das Begehren wild und ungebändigt über den Haufen rannte, was immer der kühle Verstand an unwilligen Söldnern auf den Plan brachte, legte sein kostbarstes Gewand an und machte sich auf, um die Hand Elenas zu werben.

Bleich und mit hohlen Augen, in denen das verborgene Feuer glimmend stand, von Scham erfüllt, daß er, ein Mann in all den großen Kämpfen der Welt erprobt, der Liebe erlegen war, wie ein Milchbart, und doch von einer ungekannten, traumhaften Süßigkeit umfangen, mit der die endliche Erfüllung seines Lebens lockte, fuhr er, ohne des langentbehrten Treibens auf dem Rialto und auf dem Kanal zu achten, in seiner Gondel dahin, bald in die stillen Gassen einbiegend, wo aus hängenden Gärten und hohen Fenstern rankende Blumen dem Wasser entgegendrängten und die Luft voll war von zitternden, zaghaften Liedern, die Mädchen heimlich von dem Geliebten sangen.

Und wie er über sich leise zwar, aber doch deutlich hörte:

> O wie schön ist doch die Jugend,
> Die uns immer mehr entschwebt,
> Niemand weiß, wer morgen lebt,
> Drum ist Frohsinn heute Tugend —

trieb er den Gondelführer zur Eile, und die Ungeduld erfaßte ihn, vor Elena und ihrem Vater zu stehen.

Er fand sie in Trauerkleidern, und indem sie, Girolamo begrüßend, aufstand, das weiße Malteserhündchen sanft von

Digitized by Google

ihrem Schoß gleiten ließ, gab sie mit zarter und schüchterner Stimme, die in Girolamos Ohren so süß klang wie die Musik des Südwindes in den Rahen, ihrem Bedauern Ausdruck, daß er ihren Vater nicht mehr sehen könnte, denn er wäre seit einem halben Jahre tot. Der Schmerz über das traurige Ende Giacomos hätte seine letzten Kräfte verzehrt. Und wie ihr Blick an seinem Blicke hing, voll Kindlichkeit und Zutrauen, wie sie wohl die Augen zu dem Bilde eines Heiligen aufheben mochte, voller Erwartung und in dem schwebenden Gefühl, daß ihr, der Verlassenen und Ungeschützten, der Himmel in dieser Stunde den Freund sende, dessen sie bedürfe, begann Girolamo Minotto mit mühsam gebändigter Bewegung von dem Auf und Ab des Lebens zu sprechen, von dem Kommen und Gehen der Geschlechter, von dem Ausgleich im Diesseits schon und nach dem Tode, bot ihr, wenn sie es annehmen möchte, väterliche Hilfe und Beistand an, und bat sie, sich aller Sorgen um die Zukunft zu entschlagen, bis die Leidenschaft das künstliche Maß seiner Rede durchbrach und ihm Worte auf die Lippen drängte, daß Elena errötend und verwirrt die Augen zu Boden schlug und in jähem Erschrecken begriff, weshalb Girolamo gekommen war.

Dieser durch soviel holde Verwirrtheit und Hilflosigkeit noch mehr entflammt und von einem ähnlichen Ungestüm ergriffen, wie wenn es in der Schlacht den Kranz des Siegers gälte, nahm, aller Schonung und Rücksicht vergessend, Elenas süße Gestalt wie eine Beute, und ehe sie sich noch zurechtfinden konnte, fühlte sie sich in den starken Armen Girolamos. Und wenn sie auch nicht in jenen Empfindungen erbebte, von denen sie in Liedern und Gedichten die Liebe begleitet gefunden hatte, schien ihr ein beruhigendes und wohltuendes Gefühl der Sicherheit und Geborgenheit hinreichend zu sein, und sie wußte aus der Geschichte ihres Hauses und dem Schicksal ihres Vaters zur Genüge, was Reichtum und festgegründete Verhältnisse in diesem Leben bedeuten. Wohl hatte sie in ihren Träumen und Gedanken den Geliebten sich anders gebildet und ersehnt, aber so, wie ihr Schicksal sich gestaltet hatte, hätte sie wohl ihr Leben lang des Freiers warten mögen, und lieber wollte sie an der Seite des bei weitem älteren Mannes, der zu den ersten der Republik zählte, einen Platz finden, ob er wohl ihr Vater sein konnte, als arm und unbegehrt dahinwelken.

So von niemandem beraten und allein auf ihr schwankendes Gefühl angewiesen, gab sie sich in Girolamos zuverlässige Hände, bei ihm eine neue Heimat zu finden. Ob auch ihres Lebens Glück und ihrer Seele Erfüllung — sie war zu jung, zu unerfahren und der Liebe noch nicht fähig genug, um lange danach zu fragen.

⁂ ⁂ ⁂

Wie eine Krankheit, die naturgemäß dem frühen Alter eigen ist, um so hitziger auftritt, wenn sie uns entgegen den Gesetzen im Mannesalter ergreift, so wirkte in dem Organismus Girolamos die Liebe mit der stürmischen Gewalt eines Giftes, das alles aus den Fugen bringt.

Aber ob auch in seinem Innern Aufruhr war, so wahrte er doch nach außen hin in der Kraft und Würde seiner Männlichkeit die Besonnenheit und Haltung, wie sie seinen Jahren und seiner Stellung zukam und äußerte seine Liebe nicht in überschwenglicher Zudringlichkeit, in leidenschaftlichen Ausbrüchen und Beteuerungen, sondern war, in der ernsten Fürsorge und zärtlichen Behutsamkeit des Mannes, nur darauf bedacht, die Geliebte durch Geschenke zu erfreuen, indem er immer neue Dinge fand, die sie überraschten und beglückten. Und wenn sie die golddurchwirkten Brokate aus dem Morgenland im Lichte spielen oder mit der Ahnungslosigkeit eines Kindes, des ungeheuren Wertes unbewußt, den Schmuck seiner Muttter durch die zarten Finger gleiten ließ, die Meerperlen und Ballasrubine, daß sie sich mengten wie Blut und Tränen und über das funkelnde Spielzeug jauchzte, war ihm ihre Freude Dank genug, und ihre Kindlichkeit, die das flammende Begehren in seiner Brust nicht ahnte, rührte ihn aufs tiefste.

Fern von ihr und in der Verborgenheit seiner Gemächer, lebte er doch nur in ihrer Gegenwart, rief sie und gab ihr die zärtlichsten Namen, beschwor in Gedanken ihr holdes Bild, ohne daß es ihm gelingen wollte, ihre Züge festzuhalten. Er ließ sie malen; aber das tote Gemälde, so lebenswahr die Kunst des Meisters es geschaffen hatte, vermehrte nur noch die

Digitized by Google

Qual seiner Liebe und seiner Sehnsucht, die ständig wuchs, je näher der Tag kam, an dem ihm das Süßeste werden sollte, was es auf Erden gab.

Ein wenig freilich ward zuzeiten das Fieber in seinen Gliedern durch die mancherlei Geschäfte gemildert, die für die bevorstehende Ehe erforderlich waren.

Die Frauengemächer, die so viel Jahre hindurch verschlossen gewesen waren, wurden aufs neue hergerichtet. Die Meister von Murano malten den Palast aufs kostbarste aus, an Gold und Indigo wurde nichts gespart. Künstler in Holz und Elfenbein und allerlei Erz gaben den bunten Gebilden ihrer Phantasie Gestalt und Form, und was an seltenen Geweben und Teppichen in jenen Tagen auf dem Rialto von fremden oder venezianischen Kauffahrern feilgeboten ward, wanderte in Girolamos Palast, und seine Freunde nahmen mit Erstaunen und ein wenig Spott wahr, wie der Mann, dessen Leben bisher keinen anderen Aufgaben gehört hatte als denen der Politik und des Staatswohls, auf seine alten Tage der Liebe noch so gründlich ins Netz gegangen war.

Im übrigen ward der Schritt Minottos je nach Temperament und Anlage bald so, bald so gedeutet, und es gab nicht wenige, die dieser Ehe ein übles Ende voraussagten, während andere es mit Schmerz beklagten, daß der hervorragende Mann der Republik hinfort kaum in dem Maße dienen werde als bisher. Hatte doch Girolamo den Antrag der Signoria, in Mailand, wo mit dem Tode des letzten Visconti neue Schwierigkeiten entstanden waren, die heikle Sache der Republik zu führen, abgelehnt und die Bitte ausgesprochen, bei den auswärtigen Angelegenheiten von seiner Person abzusehen, da er nach den mannigfachen und schweren Diensten, die er dem Staate zu leisten die Ehre gehabt habe, und in Anbetracht seiner nahe bevorstehenden Vermählung nunmehr innerhalb des Rates zum Wohle des Gemeinwesens wirken möchte. Mit schwerem Herzen hatte die Signoria diesem Wunsche nachgegeben und einen gewissen Pancrazio Capello mit der Vertretung der Republik in Mailand betraut, während sie den bewährten und auf eine gewisse Ruhe Anspruch habenden Girolamo Minotto mit dem Amt eines Prokurators von San Marco belohnte, einem der höchsten, das innerhalb der Stadt selbst zu vergeben war und von dem man zu keiner anderen Würde aufsteigen konnte, als zu der eines Dogen.

Die Vermählung Girolamos war ein Fest, wie es selbst in Venedig nicht gewöhnlich war und dessen Glanz die Chronisten jener Zeit mit tönenden Worten schildern. Zwanzig junge Paare, denen Girolamo die Hochzeit ausrichtete, heirateten an dem gleichen Tage, und alle Armen seines Kirchspiels wurden eine Woche hindurch auf seine Kosten gespeist, und ihre Gebete für das Glück ihres Wohltäters stiegen dem Weihrauch gleich zum Himmel empor.

— — — — — — — — —

Wenn Girolamo geglaubt hatte, daß ihm mit der Gegenwart Elenas die Ruhe und das Gleichmaß seiner Seele wiederkehren, die Ehe ihm ein Brunnen der Jugend werden und einen neuen Abschnitt seines Lebens bedeuten würde, sah er sich in dieser Hoffnung auf das empfindlichste betrogen. Es ging ihm, wie seine Freunde es vorausgesehen hatten und wie es den Männern zu gehen pflegt, die in vorgerückten Jahren der Liebe anheimfallen und ein Mädchen, dem sie Vater sein könnten, auf irgendeine Weise gewinnen, erwerben, aber nicht erobern: sie besitzen, was ihnen nicht gehört, sie umfangen, was sich nicht erwärmt, sie suchen Liebe und finden Gehorsam. So ruhte Elena in Girolamos Armen, floh vor ihm, während sie ihm sich hingab, und während sie vor der Glut seiner Liebe erzitterte, ward ihr das Herz in der Brust fühllos wie ein Stein, und sie duldete alles, wie einen bösen Traum. Ihre Scham und Keuschheit sank vor dem Feuer seiner Leidenschaft nicht dahin, und ihr eheliches Verhältnis, ob es gleich von der Kirche gesegnet und geheiligt war, empfand sie als brennende Sünde, von der nur eine aufrichtige Beichte vor dem Priester sie immer wieder reinigen konnte.

Genug, ob auch Weib geworden, blieb Elena in ihrem Herzen doch jungfräulich und unberührt, ja, sie gewann in dem beständigen Kampf ihrer Seele einen Ausdruck rührender Verklärtheit, einen madonnenhaften Zug schmerzvoller Unschuld, der ihre Süßigkeit fast überirdisch machte, aber dadurch um so mehr begehrenswert.

Digitized by Google

Girolamo indessen, unfähig in der Seele einer so gearteten Frau zu lesen, zu alt und zu ernst, um das Herz der Jugend zu verstehen, zu nüchtern und zu ausschließlich der Wirklichkeit zugewandt, als daß er die wahren Hindernisse seines Liebeswerbens hätte ergründen können, verlor von Tag zu Tag an innerer Haltung und Würde um so mehr, je unbefriedigter seine Leidenschaft blieb. Und er, dem alle Eitelkeit und Buhlerei im tiefsten zuwider gewesen war, versuchte, indem er seinem Alter die Schuld an Elenas Sprödigkeit zumaß, in Tracht und Ansehen Jugend vorzutäuschen, überhäufte die Geliebte wahllos mit kostbarem Tand, der in seinem Übermaß schließlich jeden Wert einbüßen mußte, und umgirrte sie nach der Art verliebter Gecken mit brünstigen Liebesliedern, die in ihrer Deutlichkeit ihr die Scham in die Wangen trieben und auch ihre kindliche, dankbare Zärtlichkeit zuerst einschüchterten, dann erstickten.

Wie nun Girolamo wahrnahm, daß Elena ihm völlig entglitt, wie er auch ihr kindliches Zutrauen schwinden sah und ihm alle Hoffnung wie Wasser durch die Finger rinnen wollte, meinte er nicht anders, als daß das Bild eines Fremden sie betört und eine heimliche ehebrecherische Neigung von ihrem Herzen Besitz ergriffen hätte. Und hatte er bisher jede Gelegenheit benutzt, sich um sein Glück, das er in Wahrheit nicht besaß, beneiden zu lassen und mit der Schönheit Elenas zu prahlen, indem er kein öffentliches Fest versäumte, auf dem er sie der allgemeinen Bewunderung darstellen konnte, ohne zu bedenken, daß er damit in Liebeshändeln erfahrene Abenteurer auf das leichtfertigste herausforderte, und gewiß, daß keiner die Augen zu der Gemahlin eines Girolamo Minotto werde zu erheben wagen, so ward er jetzt von Mißtrauen und qualvoller Eifersucht ergriffen und begann Elena in seinem Palast zu hüten wie ein Geizhals seinen Schatz und traf eine Reihe höchst unwürdiger Maßnahmen, die ihn selbst in der Meinung der Dienerschaft herabsetzten. Nicht nur, daß er strengen Befehl gab, ohne sein Wissen keine der Gondeln zu lösen, und dem Torhüter unter Androhung harter Strafe einschärfte, ihm jeden zu melden, der den Palast beträte oder verließe, sondern er ließ auch in seinem Studierzimmer ein heimliches Fenster ausbrechen, um von hier aus die Hinterpforte, die auf die Gasse führte, ungesehen beobachten zu können. Ja er scheute sich nicht, den Wegen Elenas nachzuspüren, ob er sie gleich zu seiner Enttäuschung und Erbitterung nie anders fand als vor dem Muttergottesbild zu Santa Maria Formosa. Aber selbst ihr frommes Beten schien ihm verdächtig, denn er war der Ansicht, daß, wer ein gutes Gewissen habe, der Fürsprache der Heiligen nicht so dringend bedürfe, und während sie bei der Schmerzensreichen Linderung und Balsam für ihr wundes Herz fand, wühlte ein teuflischer Argwohn nur um so schneidender in seinen Eingeweiden.

Wenn Elena, durch diese ungerechtfertigte Eifersucht und den furchtbaren erniedrigenden Argwohn zum Wahnsinn getrieben, sich eines Giftes bedient hätte, des Gemahls ledig zu werden, so wäre sie nicht die erste gewesen, die zu diesem Mittel der Verzweiflung gegriffen hätte. Aber da sie nicht von der Art jener Frauen war, die von der Scham, erniedrigt worden zu sein, zu erschreckender Heldenhaftigkeit emporgerissen, aus ihren Schranken treten und an *einem* Manne rächen, was Tausende an ihrem Geschlecht gesündigt haben, sondern den andern zugehörte, die schweigend und duldend dahingehen, bis nach ihrem schließlichen Untergang das Herz ihres Mannes den rächenden Qualen des Gewissens, der Selbstanklagen und der Verzweiflung zum Raube fällt, so kam ihr kein unseliger und verführerischer Gedanke zu nahe, der den reinen Spiegel ihrer Seele getrübt hätte. Nur daß sie oft heimliche Tränen weinte, weil Girolamo, den ganz Venedig als einen der besten und edelsten gerühmt und zu dem sie einst in kindlicher Ehrfurcht die Augen erhoben hatte, ihr klein und verächtlich geworden war.

Auch dem Senat und den Freunden konnte auf die Dauer die Veränderung, die sich im Charakter Girolamos vollzogen hatte, nicht verborgen bleiben, und es war ihnen eine schmerzliche und unbegreifliche Erfahrung, wie ein Mann, dessen ganzes Herz der Republik und ihrem Ruhm gehört hatte, ungerührt und gleichmütig das verruchte Mailand triumphieren sehen konnte, nach dem verhängnisvollen Krieg,

Digitized by Google

den das Ungeschick Pancrazio Capellos, des venezianischen Gesandten, heraufbeschworen hatte und für den man heimlich Girolamo verantwortlich machte, weil er sich geweigert hatte, die Sache Venedigs in Mailand zu vertreten.

Freilich, nicht als ob in Girolamo Minotto alle großen Gefühle, die ihn einst zu kühnen Taten getragen und zu außergewöhnlichen Dingen befähigt hatten, völlig erstorben gewesen wären. Aber sie waren von verwirrenden und verfinsternden Dünsten und Nebeln umhüllt, wie solche in jedem Menschenherzen, wenn Wolken einer Leidenschaft der Sonne des Pflichtgefühls ihre beherrschende Kraft nehmen, aus den Niederungen, aus Schluchten und Sümpfen unheilvoll aufsteigen, bis vielleicht unter Sturm und Blitz und gewaltsamen Erschütterungen die Stunde und die Macht des Lichtes wiederkehrt und das befreite Herz neuer, großer Dinge fähig wird.

⁂ ⁂ ⁂

Es war im dritten Jahr von Girolamo Minottos kinderlos gebliebener, trüber Ehe, daß Kaiser Friedrich III., der Steiermärker, auf dem Zuge nach Neapel begriffen, wo sich der Siebenunddreißigjährige mit der kaum siebzehnjährigen Infantin Eleonore von Portugal vermählen wollte, seinen Weg über Venedig nahm, um auch hier Beziehungen anzuknüpfen, die für eine spätere Zeit von Vorteil werden konnten. Die Republik empfing den erlauchten und mächtigen Gast um so lieber und glänzender, als sie mit seiner Hilfe für die noch nicht vernarbten Wunden, die Mailand ihr bei Casale Maggiore und Caravaggio geschlagen hatte, Rache nehmen zu können hoffte und auch angesichts des drohenden Wetters, das im nahen Osten aufzog, indem der Türke zur Eroberung Konstantinopels und zur Zertrümmerung des lateinischen Kaiserreichs sich anschickte, für alle Fälle der Freundschaft oder gar Bundesgenossenschaft des Kaisers versichert zu sein.

Während die Signoria und der gesamte Adel mit ihr in Gemessenheit und Würde die Ankunft des Kaisers erwartete und, der Größe, der Bedeutung und Macht der Republik eingedenk, in diesem Besuch nicht so sehr eine Gunst und Gnade als vielmehr eine Anerkennung ihrer Stellung in der Welt erblickte, war das stets zu Festen bereite Volk, lüstern nach weinspendenden Springbrunnen, gebratenen Hühnern und einem Regen von Gold und Silber und all den Festlichkeiten und Spielen, wie sie zehn Jahre zuvor der Besuch des Kaisers Kolojanni von Byzanz gebracht hatte, geschäftiger Freude voll und harrte mit wachsender Ungeduld des großen Augenblicks, an dem es für die ernsten und weihevollen Förmlichkeiten des Empfanges den bunten und lebensfrohen Hintergrund wirken sollte. Und als der Bucintoro, den Dogen samt den Edelsten des Staates an Bord, auf dem Vorderschiff unter der goldthronenden Gestalt der Venezia die Admiralität, umringt von den Trompetern und Schildträgern des Dogen, am Heck die wehende Fahne mit dem Löwen von San Marco, langsam, ein schwimmender Palast, von der Piazzetta dahinglitt, den Kaiser von San Niccolo del Lido einzuholen, und als das stolze Schiff von der Sonne in tausend züngelnden Flammen umspielt ward und der rote, golddurchwirkte Teppich wie eine Schleppe über dem Steuer sich blähte, schrie die Menge und warf die Mützen in die Luft und jauchzte, bis der Bucintoro in Dunst und Flimmern verschwunden war, um nun in den Kneipen oder bei den bunten Bannern und den flatternden Tauben von San Marco, in der Sonne oder im Schatten, am Wasser oder in den Gassen, wie es jedem beliebte, zu warten, bis die Glocken der hundert Kirchen das Nahen des Kaisers anzeigten und das Schreien und Jauchzen von neuem anhob, steigend, fallend und schließlich anschwellend zu dem Brausen des Sturmes, in dem selbst das mächtige Geläut des Campanile Atem und Stimme verlor. —

Hatte Girolamo von Anbeginn dem kaiserlichen Besuch mit Mißbehagen und Unruhe entgegengesehen, indem er sich sagte, daß er diesmal um des Kaisers und der Öffentlichkeit willen Elena von den kommenden Festlichkeiten nicht fernhalten dürfe und sie seinen wachsamen Augen nicht wie bisher werde erreichbar sein, zumal ihn selbst die Verpflichtungen, die Amt und Namen ihm auferlegten, im Übermaß in Anspruch nehmen würden, so erschrak er vollends, als der Kaiser, dessen Großkanzler Kaspar Schlick durch seine Gemahlin,

Digitized by Google

eine Gräfin Collalto, dem Hause Minotto versippt war und bei dem daher dies alte berühmte Geschlecht Venedigs in hoher Gunst stand, alle Vorbereitungen der Signoria durchkreuzend, die Absicht kund tat, im Palast der Minotto zu Santa Maria Formosa Quartier zu nehmen, und mit einer unheimlichen Gewalt kam ihm die Gewißheit, daß jetzt das Schicksal zu einem Schlage aushole, den es je verborgener, um so boshafter vorbereitet habe.

Und ob Girolamo der größten Ehre teilhaft ward, die einem Bürger der Republik bisher widerfahren war, so daß es den Anschein gewann, als gelte der Besuch der Majestät nicht sowohl dem Gemeinwesen als einem einzelnen, um so mehr, da der Kaiser, indem er den auf dem Hinterschiff erhöhten Thron bestieg, Girolamo an den Platz zu seiner Linken rief, ihn vor allem Volk nicht minder achtend als den Dogen zu seiner Rechten, war er der einzige, der an dem allgemeinen Jubel keinen Anteil nahm und dessen Antlitz die Freude des Volkes nicht widerspiegelte. Während rings das Jauchzen brandend sich überschlug, die Glocken klangen, die Trompeten schmetterten und der helle Sonnenschein flimmernd über der Menge stand, gingen Girolamos Gedanken die lautlosen und finstern Wege des Mißtrauens und der Eifersucht, und seine Phantasie ließ ihn Elena, ob er sie bisher auch nicht auf dem geringsten Unrecht betroffen hatte, als eine der Leichtverführbaren erscheinen, die, unbekannt mit der großen Welt und ihren Fallen, die leichte Beute eines witternden Abenteurers werden. Und dermaßen war Girolamo in das Gestrüpp seiner selbstquälerischen Gedanken verstrickt, daß er, dem so leicht keiner an Geschicklichkeit der Rede und Feinheit der Sitten gleichkam, dem Kaiser, als er ihn, den Räten und dem engeren Gefolge voran, in der Staatspeota der Republik zu seinem Palast geleitete, mit großer Zerstreuung antwortete, was die Majestät freilich dem verwirrenden Eindruck ungewohnter Gnade zuschrieb und in Milde entschuldigte.

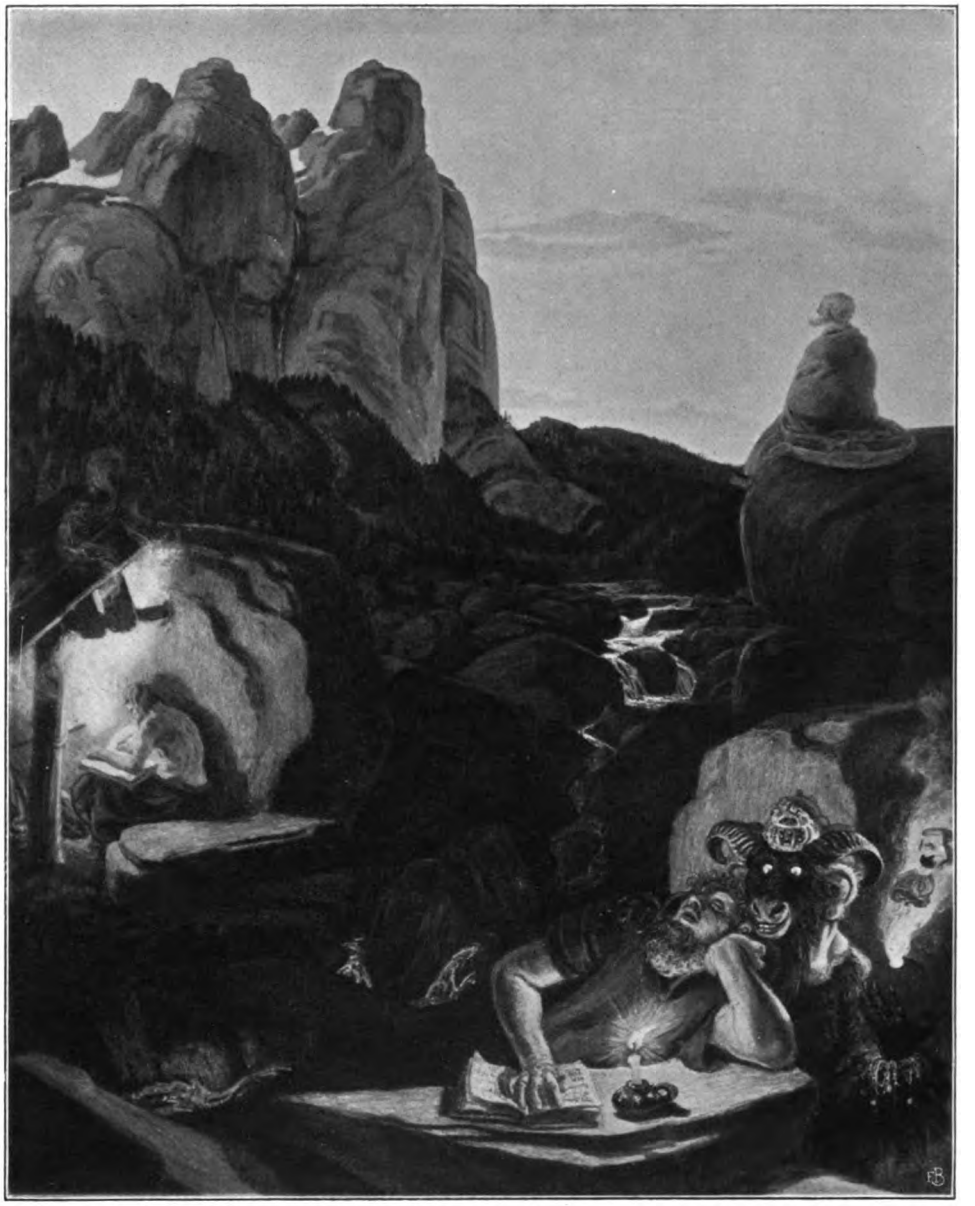
Dank einer geschickten Dienerschaft und der Umsicht des trefflichen Schaffners Bareggio, eines Paduaners, den eine schnelle Botschaft verständigt hatte, fand der Kaiser alles aufs sorgfältigste vorbereitet und geschmückt und sah sich von den Prunkgemächern empfangen, als hätten sie schon tagelang seiner gewartet.

Als dann das Mahl gerüstet war und die erlauchte Gesellschaft in dem Festsaal sich gesammelt hatte, führte Girolamo, Unwillen und Bitterkeit im Herzen, seine Gemahlin dem Kaiser zu, der sich huldvoll zu ihr neigte, die Errötende auf die Stirn küßte und, von ihrer Schönheit, der das heimliche Leid auf den Augenlidern und um den feinen Strich der Lippen einen Schein überirdischen Glanzes lieh, bezaubert und ergriffen, sich der Stunde getröstete, da auch ihm ein so holdseliges Glück im Arme liegen würde. Zugleich überschlug er den Altersunterschied zwischen Girolamo und seiner liebreizenden Gemahlin und fand, daß auch für ihn die portugiesische Infantin gewiß nicht zu jung wäre.

Unter den Rittern, die um den Kaiser waren, befand sich auch ein gewisser Hofer von Lobenstein, ein Abenteurer, in gleicher Weise erfahren in der Eroberung von Burgen und Frauen, ein Meister mehr im Bändigen der Rosse als der Leidenschaften; kein Vogel war ihm und keine Unschuld zu hoch, er holte sie herunter in den Staub und kannte nicht Mitleid und Reue. In seinen Wangen standen tiefe runde Narben, auf einer Fahrt nach Morgenland davongetragen, da die Türken ihm das Gesicht derart mit Pfeilen spickten, daß er die Spitzen hatte ausrosten lassen müssen, und gaben ihm das Ansehen eines in vielen Kämpfen erprobten Helden.

Und wie nun Elena in ihrer Befangenheit vor so viel Männerblicken, die sich bewundernd auf sie richteten, die Wimpern niederschlug, auf solche Weise ihre Schönheit, ohne es zu wollen, erst recht preisgebend, ließ Girolamo seine drohenden Augen durch die Reihen der Ritter gehen, ob nur einer es wagen wollte, die zwar Wehrlose aber nicht Schutzlose anders zu betrachten, als es sich geziemte, und hätte um ein geringes sich selbst und seine Umgebung vergessen, als er von unwiderstehlicher Gewalt gezogen jenes Ritters von Lobenstein gewahr ward, wie er, dem die Narben auf den Wangen wie Rosen blühten, mit begehrlichen, unreinen Blicken die Gestalt seiner Gemahlin betastete und besudelte, und es ihm wie ein Blitz durch die

Digitized by Google



Die Eremiten

Gemälde von Albert Welti

(Im Besitz der Öffentlichen Kunstsammlung zu Basel)

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

Seele ging, woher er Gefahr und Unheil für die Ehre seines Weibes und seines Hauses zu erwarten habe.

Es würgte ihn, als sollte er ersticken, und die Rechte fuhr ihm suchend nach links, wo sonst das Schwert steckte, da bot der Kaiser der anmutig sich Neigenden den Arm, und das Mahl begann.

Der Wein von Chios hatte bald die Gemüter erhitzt und die Sprache gelöst, und nachdem die Deutschen mit freilich ungenügenden Wendungen die Schönheit der südlichen Bezirke gepriesen und den unerhörten Reichtum Venedigs bewundert hatten, ließen sie bald manch unbesonnenes Wort laut werden, verrieten deutlich ihre Begehrlichkeit und verfochten mit Kühnheit und Leidenschaft die Meinung, daß Habsburg nicht länger dem Meere fernbleiben dürfe, um auch an diesen unermeßlichen Reichtümern des Ostens teilzuhaben, um so unbesorgter in ihren Reden, als sie Girolamo, der zudem ein Freund des Kaisers und dem Großkanzler verschwägert war, des Deutschen nicht für mächtig hielten. Immerhin aber verstand Girolamo, der zwischen dem Kaiser und dem Kanzler saß, so viel, daß ihm der Sinn ihrer Worte und das Ziel ihrer Pläne klar ward. Und als auch der Kanzler, die verwandtschaftlichen Beziehungen benutzend, bei ihm, wenn auch aufs vorsichtigste zu erkunden suchte, wo für seinen Kaiser und sein Vaterland Vorteile zu holen sein möchten, ahnte er, daß der Republik dieser Besuch Friedrichs noch teuer zu stehen kommen würde. Und in der Tat bezahlte wenige Jahre später Venedig die kaiserliche Gunst mit dem Verlust von Triest.

Während Girolamo seine ganze Aufmerksamkeit aufbot, um den listigen Fragen Kaspar Schlicks zu entgehen und ihn verlieren zu lassen, wo er gewinnen wollte, ließ er den Lobensteiner gegenüber am Ende der Tafel nicht aus den Augen, auch hier auf der Hut ein Spiel zu durchkreuzen, das zwar nicht der Republik, wohl aber ihm selbst verderblich werden konnte.

Jener aber, den Nacken voll Trotz und die Stirn voll Kühnheit, tat seinen Blicken nicht den geringsten Zwang an, ja die Eifersucht, die Girolamos finsterer und drohender Ausdruck ihm deutlich genug verriet, dazu der Wein, dem er eifrig zusprach, ließen es ihn nur um so toller treiben, bis Elena, sein auffälliges Gebaren endlich wahrnehmend, über sein lüsternes und grausames Lächeln entsetzt und erschreckt, den Kaiser fragte, wer denn jener wenig gesittete Ritter wäre, der sie wie ein wildes Tier betrachtete, und der Kaiser ihm daraufhin winkte und ihn mit dem Auftrag entließ, nach den Knappen zu gehen, ob sie sich ehrbar und wie es kaiserlichem Troß geziemte, in den Schenken und auf den Straßen betrügen.

Elena, die die Ursache dieser auffallenden, wenn auch gerechtfertigten Maßregelung geworden war, war auf das peinlichste berührt und empfand mit dem Lobensteiner, dessen Betragen sie jetzt mehr dem Übermut der Jugend und dem ungeschlachten Temperament der Deutschen zuzuschreiben geneigt war, eine Art von Mitleid, wie die Frau sich immer auf die Seite des Unterliegenden stellt, während Girolamo, um so heftiger erbittert, als er nicht sowohl den Ritter als vielmehr seine Gemahlin und sich selbst beleidigt sah, es für Schimpf genug hielt, daß zwischen Elena und dem Ritter eine Beziehung, wenn auch nur dieser Art, geknüpft war.

Als so das Mahl weniger fröhlich als es begonnen hatte, zu Ende gegangen war, zog sich der Kaiser, unmutig über den ärgerlichen Vorfall, in seine Gemächer zurück, um nach den Anstrengungen des Tages der Ruhe zu pflegen und sich für die Feste, die seiner warteten, zu stärken und zu rüsten, nicht ohne vorher Elena und Girolamo seiner großen Gunst zu versichern.

Inzwischen fiel die Dämmerung, und auf dem Kanal sammelten sich die Geschwader der Gondeln, mit bunten und leuchtenden Ballonen verschwenderisch geschmückt, schossen hin und wieder, bildeten kunstvolle Reihen und sinnreiche Figuren, verschlangen und entwirrten sich, und im Takt der Ruder wiegten sich süße Lieder über dem flimmernden Wasser.

Elena, noch zitternd von den sengenden Blicken des Fremden, war auf den Balkon hinausgetreten, damit die feuchte und erquickende Luft des Abends ihr die Stirn umkühle und bei dem leichten Tanz der Gondeln und dem weichen Klang der Gesänge die Unruhe schwände, die der Lobensteiner, sein Spiel nicht schlecht berechnend,

Digitized by Google

ihr ins Herz geworfen hatte, indem er sie zwang, sich mit ihm zu beschäftigen, als Girolamo, von Argwohn getrieben, sich suchend nahte, um, wenn es möglich wäre, zu erfahren, wieviel Anteil ihr Herz selbst an dem Ritter nähme. Und indem sie nun, in diesem Augenblick der Erregung das böse Mißtrauen ihres Gemahls vergessend, die Rede auf jenen brachte, glaubte er für seine eifersüchtige Mutmaßung die Bestätigung gefunden zu haben, und ohne zu bedenken, daß noch keine Gefahr wäre, solange Elena noch so mit ihm über einen Mann sprechen konnte, ließ er sie härtere und schonungslosere Worte hören denn je zuvor, warnte sie unter heftigen und grausamen Drohungen vor den Listen und Künsten der Verführer und ahnte nicht, daß er damit für sich selber nichts gewann, sondern nur Gedanken und Vorstellungen in ihre Seele warf, die ihr bis dahin fern und fremd gewesen waren.

So brachte ihr die kühle Abendluft und der bunte Reigen auf dem Wasser nicht Gleichgewicht noch Ruhe. Auch die Stille der Nacht legte sich nicht sanft und wohltuend über ihr aufgescheuchtes Herz. Schlaflos zerwühlte sie die Kissen ihres Lagers, und mit brennenden Augen sah sie den Morgen heraufdämmern.

⁂ ⁂ ⁂

Das Volk war schon früh auf den Beinen und rüstete sich auf den Kanälen und in den Gassen mit viel Lärm und Geschrei für den festlichen Tag.

Der Campo Santa Margeritta, mit Girlanden, Fahnen und seidenen Bändern aufs bunteste für den Stierkampf hergerichtet, schwoll von dem dumpfen und ängstlichen Brüllen der vierundzwanzig auserlesenen Tiere und dem Geheul der ungeduldigen und blutgierigen Meute.

Auf der Piazzetta drängten sich seit Sonnenaufgang die Scharen zum Dogenpalast, wo der Kaiser, nachdem er auf dem Throne sitzend die Signoria empfangen hatte, zwischen den Porphyrsäulen sich dem Volke zeigen würde. Schon war das Seil gespannt, auf dem der Matrose, in der Gestalt Merkurs Venedigs Handel versinnbildlichend, vom Campanile herniederschweben und, Sonette in die Winde streuend, der Majestät mit einem Strauß kostbarer Blumen huldigen sollte, um danach wieder zur Höhe zu steigen und nach der Wasserseite zu dem reichbewimpelten Mast eines Kriegsschiffes hinunter zu fahren. Mit der Sonne stieg Ungeduld und Erwartung, bis endlich der ersehnte Augenblick kam, das Volk in Ehrfurcht in den Staub fiel und das Spiel begann.

Zu dieser Stunde erging sich Elena in der Säulenhalle des still und leer gewordenen Hofes, um unter dem lichten Schein des Marmors und dem reinen Hauch einer sprudelnden Wasserkunst die Seele frei zu machen von den ängstlichen Gedanken der Nacht. Als sie so in innerer Bewegung dahinschritt und, sich unbeobachtet wähnend, ihre Seele sich sorglos auf ihrem Antlitz widerspiegeln ließ, stand plötzlich, aus einer Nische hervortretend, der Lobensteiner vor ihr, neigte sich mit Ehrerbietung und vollendetem Anstand und bat in reiner italienischer Sprache die gnädige Herrin um Gehör. Und ehe sie noch eine Antwort zu geben vermochte, hub er an, sich wegen seines gestrigen Benehmens zu entschuldigen, aber ihre unvergleichliche Schönheit habe ihn fast von Sinnen gebracht, und diesem Umstande allein möge sie alle Schuld beimessen. Und indem er sie ersuchte, auch bei ihrem Gemahl, diesem glücklichsten aller Männer, dem ein so unschätzbares Kleinod zugefallen sei, ein Wort einzulegen, schickte er sich an, Girolamo um seiner Tugenden willen, seines Edelmutes, seiner Gerechtigkeit, seines Vertrauens zu rühmen, wie sehr er ihrer würdig wäre und was es für eine Frau, die um ihrer Schönheit willen vielen Gefahren ausgesetzt sei, bedeute, sich der sicheren Hut eines ehrenfesten Mannes erfreuen zu können. Und indem nun Elena ihm, der die Wirkung seiner Worte lauernd beobachtete, durch unterdrückte Seufzer und durch den Ausdruck ihres Gesichts den Widerspruch zu seinen Worten ohne Willen verriet, kam er, mit ihr in der Säulenhalle auf- und niederschreitend, wie von ungefähr auf die Verlobung des Kaisers zu sprechen, und beklagte mit Heftigkeit das Los der Infantin Eleonore, daß sie um einer Krone willen sich einem um soviel Jahre älteren Manne hingeben wolle und eine Ehe schließen, in der sie nimmer ihr Glück finden, sondern nur ihre Schönheit und ihre Jugend zu Grabe tragen werde, wie es denn über-

Digitized by Google

haupt ein furchtbares Ding um eine unglückliche Ehe sei, denn es gäbe daraus nur eine Rettung, durch große Sünde oder freiwilligen Tod.

Elena, bei diesen Worten ihres eigenen Schicksals gedenkend und ihr verborgenes Leid um so bitterer empfindend, fühlte mit Scham und Bestürzung die Tränen in ihre Augen steigen; aber, ob sie auch noch so schnell ihr Antlitz zur Seite wandte, waren sie ihrem Begleiter doch nicht entgangen. Er legte die Hand auf sein Herz, und indem er mit der anderen an das Schwert griff, beteuerte er, daß er zu rächen bereit sei, wenn jemand ihr ein Leids getan, denn das sei seines heiligen Rittergelübdes Verpflichtung, den Schwachen und Unterdrückten die Kraft des Schwertes zu leihen. „Euch gehört Arm und Schwert. Gebietet über mich, Madonna."

Damit neigte er sich auf das Knie und ließ Elena verwirrt und hilflos zurück, indem er, für den Augenblick zufrieden, sich der Gelegenheit getröstete, dies Herz von einer anderen Seite her noch härter bestürmen zu können, und seinem Glück vertraute, das ihn bislang in solchen Angelegenheiten noch nie im Stiche gelassen hatte, und das ihm auch am anderen Tage schon, als der Kaiser der Stadt auf dem Giudecca-Kanal eine große Regatta gab, Elena wieder zuführte.

War es an sich schon ein günstiger Umstand, daß aus der Zahl der Prokuratoren von San Marco, denen die Fürsorge für diese Wettkämpfe oblag, Girolamo für die Leitung des Festes ausersehen und ferngehalten war, so suchte auch Elena, ob sie es sich auch selber nicht eingestehen wollte, eine Begegnung herbeizuführen und den Fremden wiederzusehen.

Und als sie nun, für eine Weile ihrer Gondel entstiegen, inmitten reichgeschmückter Frauen am Ufer sich erging, und der Fremde, der sie schon längst erspäht hatte und unbemerkt der in den Farben der Minotto blau und golden schimmernden Bissone gefolgt war, wie von ungefähr in ihren Gesichtskreis trat, machte sie es ihm leicht, in ihre Nähe zu gelangen, und ließ sich, als würde sie von dem allgemeinen Strom mitgenommen, bereitwillig in das Gedränge führen, erfreut, wieder seine ritterliche Sprache vernehmen zu können, in der so edler Sinn und soviel Ehrfurcht vor der Hoheit des Weibes offenbar ward.

Und wenn auch Elena ihre Blicke über das bunte Leben auf dem Wasser gehen ließ, bald einer prächtigen Patrizierbissone nachschauend, bald einer über zwei Fahrzeugen erbauten Gallegianti, in deren von Spiegeln blitzendem Gezelt eine fröhliche Gesellschaft bei Becher und Laute saß, und zerstreut und gleichgültig gegen ihren Begleiter schien, ging ihr doch keines der Worte verloren, die er zu ihr sprach, die Musik und Gesang ringsum übertönten und mit denen der aus fremdem Land ihre Seele mit fremden und nie erlebten Süßigkeiten verlockte und betörte.

Leicht vorgebeugt neben ihr gehend und ihre Augen suchend, die sich noch nicht finden lassen wollten, deutete er auf die Barke der Perlenfabrikanten von Murano, die, in der Sonne flammend, tausendfarbig die Strahlen wiedergab, als wäre sie aus lauter Gold und Edelgestein, beteuerte, daß ihm in ihrer Gegenwart die Welt in noch schönerem Glanze leuchte, und dankte der Gunst der Stunde, daß seine Seele so bald schon wieder ihre lautere Nähe atmen dürfte und der Erquickung und Wegstärkung genießen, die von einer heiligen Frau auf ein von Leidenschaft hin- und hergeworfenes Menschenherz ausginge. An dem demantenen Felsen ihrer Reinheit müsse jede trübe Flut der Leidenschaft zerschellen, müßten alle Stimmen sündigen Begehrens verstummen, und keiner, er könnte des unheiligsten Weges kommen, würde von ihr gehen, er wäre denn der wahren Ritterschaft wiedergegeben. Und indem er die Röte, die ihr bei diesen Worten in die Wangen stieg, mit Genugtuung bemerkte, fuhr er fort und bat flehentlich, sie möge es ihm nicht verargen, daß er seine Gedanken ihr offenbare und so unverhüllt von seiner und aller Männer Brunst und Schlechtigkeit spreche, aber sie wisse ja nicht, wieviel Schuld daran die Frauen der Welt selbst trügen, und wie schwer es wäre, ihrer sündlichen Macht zu widerstehen und den Adel zu wahren. Hätte doch sogar eine Prinzessin von Frankreich seiner ohne sein Zutun begehrt, er aber wäre vor ihr geflohen um ihres Gemahles willen.

Elena hatte das Gefühl, wie wenn ein eiserner Ring sich ihr um das Herz lege,

Digitized by Google

daß sie fliehen müßte, und fühlte sich doch gehalten, als der Kanonendonner von der Punta di Sant' Antonio her, der den Beginn der Regatta kund tat, den schwülen Augenblick zerriß und sie wieder des Festes gedenken machte.

Und während die Ruderer, nicht mehr durch das hemmende Seil in ihrem Eifer gebändigt, vorerst noch dichtgedrängt und ohne den Sieger zu zeigen, durch das schäumende Wasser einem Troß jagender Hunde vergleichbar dahinstürmten, mußte der Lobensteiner des weiteren seine Ungeduld zügeln und, des Preises wohl, aber des Zeitpunktes nicht gewiß, Elena in den Kreis ihrer Damen zurückzuführen. Doch ehe sie ihn mit Dank entlassen konnte, warf er, wie ein Feind griechisches Feuer in eine belagerte Festung, ein letztes unheilvolles Wort in ihre Seele, indem er leise bat: „Flehet für mich zur heiligen Frau, daß endlich mein heißes Herz zur Ruhe komme."

Ermattet von dem Widerstreit ihrer Gedanken und noch geängstigt von den Gesichten, die aus dem Dunkel der Nacht vor ihrer Seele aufgestiegen waren, lag Elena am andern Morgen früh in Santa Maria Formosa vor dem Gnadenbilde der heiligen Katharina, der allzeit Reinen, der Schutzpatronin des Hauses Minotto, und flehte, allein des Fremden gedenkend, um seine Rettung vor den Gewalten der Leidenschaft und der Sündhaftigkeit seines Herzens, mit seiner Wandlung auch ihres Heils gewärtig. Aber wie viele Gebete sie auch mit den Wolken des Weihrauchs emporsteigen ließ, und wie oft sie auch von neuem anhob, immer inniger und immer verzweiflungsvoller das Herz der Heiligen zu bestürmen, die Gewißheit der Erhörung stellte sich nicht ein; vielmehr merkte sie, wie eine unheimliche Macht Gewalt über sie gewann, wie unerhörte Vorstellungen und Bilder sie zur Erde niederrissen, und sie betete sich mit jedem neuen Anlauf, den ihre verzagte Seele nahm, ein unreines Verlangen immer tiefer in das verirrte Herz.

So lag sie, die schweißbedeckte Stirn auf dem kalten Marmor, weinte und rang die Hände, aber das Bild sah ernst und streng und unerbittlich auf sie herab, und das Gift, das einmal in den Kreislauf ihrer Gedanken eingedrungen war, wütete weiter.

In die gefahrvolle Einsamkeit ihrer Gemächer zurückgekehrt, allein gelassen von Girolamo, dessen bloße Gegenwart vielleicht jetzt noch das Äußerste verhütet und die noch Schwankende an ihre Pflicht erinnert hätte, warf sich Elena stöhnend und klagend auf das Ruhebett, und durch das Verschmähen von Speise und Trank zu Tode matt, ließ sie widerstandslos die Flut der Leidenschaft steigen und schwellen, und ehe noch der Tag sich neigte, nannte sie mit Schmerzen zwar doch ohne Scheu Liebe, was sie am Morgen erst Sünde geheißen hatte. Und wenn auch ihrer Sehnsucht die letzte Erfüllung versagt blieb und der Ritter in der Frühe des anderen Morgens mit dem Kaiser von hinnen ziehen mußte und es sein würde, als wäre es nie gewesen, war ihr der Rausch einer verbotenen Leidenschaft doch Glück genug, ja sie gab sich um so willenloser dem Spiel ihrer Gedanken hin und ward in müder Gelöstheit von ihren heißen Tränen dahingetrieben wie ein Vogel im Südwind. —

Schon fiel die späte Dämmerung auf das Wasser und in die engen Gassen. Im Dogenpalast sammelten sich die Edlen, um im Bankett der Majestät den Abschied zu trinken. Das Volk, an den weinsprudelnden Brunnen gelagert, tat sich an den gebratenen Hühnern gütlich, lärmte und spielte, sang und jauchzte dem deutschen Herrn und ließ das Geld klimpern, das seine Ritter unter die Menge gestreut hatten. Von Gesims zu Gesims gezogen, flammten Lampions in bunten Girlanden; in ihrem milden Schein wiegten sich tanzende Paare, und Liebende suchten still das verschwiegene Dunkel.

An diesem Abend, da jegliches Verlangen seine Erfüllung fand, glaubte der Lobensteiner, der, durch vielfache Erfahrung gewitzigt, die Wirkung seiner Künste richtig berechnet hatte und die Gunst der Stunde nahe sah, das Äußerste und Letzte wagen zu dürfen. Als die Freude des Banketts zum Brausen geworden war, stand er verstohlen auf und machte sich, in einen venezianischen Mantel gehüllt, heimlich davon. Und während Girolamo, dessen Besorgnis und Argwohn mit jedem Tage, der den Abschied des Kaisers näher brachte, geringer geworden war, zumal dieser, bald hier, bald da zu Gast, Elena

Digitized by Google

Bildnis

Gemälde von Prof. Moritz Röbbecke

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

der gefahrvollen Hausfrauenpflicht enthoben und damit ein Wiedersehen mit dem Fremden unmöglich gemacht hatte, sorglos dem heiteren Genuß sich hingab und, vom Weine erhitzt, jeglicher Gefahr spottete, brachte der Ritter Elenas und seines Hauses Ehre zu Fall.

⁂ ⁂ ⁂

Am andern Morgen lagen die Gassen still und tot. Der laue Wind spielte lässig mit welken Blumen und bunten Bändern, und der süße Duft verschütteten Weines stieg an den Wänden der Häuser betäubend empor.

In dunkler Frühe schon war der Kaiser fort, und nun machten Müdigkeit und Ernüchterung den klaren Tag trübe und schal.

Elena, von der Schuld, da sie vollendet war, im Innersten aufgewühlt, von dem zu erschreckender Macht wiedererwachten Gewissen verwundet und zerschlagen, vor Angst zitternd, in Blick und Mienen sich zu verraten, kam Girolamo unter der Maske zärtlicher Hingebung in scheinbarer Unbefangenheit entgegen, als wäre sie froh, ihn, den Langentbehrten, endlich wieder nahe zu wissen. Aber in der Kunst der Verstellung nicht geübt, verriet sie gerade mit ihrem veränderten und erzwungenen Gebaren genug, um sein Mißtrauen erst recht zu wecken. Und je mehr er sie beobachtete, ihren unfreien Gang, ihre, wie unter schwerer Last gehaltenen Schultern, ihr verzagtes Auge, die unehrliche Stirn, ihren Mund, ihre Wangen — um so mehr wollte es ihm zur Gewißheit werden, daß ihr Herz ein böses Geheimnis hütete und verbarg. Und als er sie zur Zeit der Vesper von seinem Studierzimmer aus durch den hinteren Hof auf die Gasse treten sah, legte er den dunkelblauen Mantel der Prokuratoren von San Marco an, um ihr zu folgen und vielleicht ergründen zu können, was ihre Seele bewegte und erschütterte. Aber es war wie immer: sie nahm den Weg zur Kirche. Und als er, durch eine Seitenpforte in die sanfte Dämmerung der Basilika eintretend, unter dem hohen, hallenden Bogen des Kreuzganges schwerer Gedanken voll dahinschritt, sah er, wo der stille blutrote Schein der ewigen Lampe die Gegenwart des Allerheiligsten kund tat und sich mit dem gelben flackernden Licht der Altarkerzen mengte, Elena inmitten einer kleinen Schar auf den Stufen zum Hochaltare knien. Behutsam, fromme Andacht nicht zu stören, trat er in einen nahen Beichtstuhl und wandte, ungesehen und verborgen, kein Auge von ihrem bleichen, leidzerrissenen Gesicht.

Hinter den Schranken erhöht, zur Rechten und zur Linken, saßen die geistlichen Herren des Chors, die Vesper lesend, schlugen mit Bewegung und mit dem Ausdruck schmerzlicher Reue an die Brust, drückten mit Inbrunst das heilige Buch an die Lippen, machten das Zeichen des Kreuzes über Stirn und Mund und wandten, der Erhörung gewiß, in gläubiger Hingabe den Blick auf das Bild der Gottesmutter oder empor zu den blinkenden Sternen der steigenden Kuppel.

Elena aber fand nicht Trost noch Ruhe. Auch Maria, die Schmerzensreiche und Mitleidsvolle, sonst wohl aller geängsteten Frauen hilfreicher Beistand, wollte ihr ebensowenig gnädig sein, wie die heilige Katharina der Minotto.

So stand sie wie eine Verurteilte auf, und da sie in dem Beichtstuhl zur Seite einen Priester vermutete, zog sie den Schleier vor ihr Antlitz und ging, die Füße kaum von den Fliesen des Bodens hebend, darauf zu, um das letzte und härteste Mittel zu versuchen, ihrer großen Schuld ledig zu werden. Und ehe Girolamo noch den Augenblick begriff, hörte er die süße, leidbewegte Stimme der Knienden an seinem Ohr und die Bitte, der ehrwürdige Vater möge die Beichte einer armen und verzweifelten Sünderin hören.

Girolamo, über diese Wendung aufs höchste bestürzt und die Macht des Schicksals ahnend, war sich des unerhörten Frevels, den er mit der Entweihung des hohen Sakraments zu begehen im Begriff stand, wohl bewußt, aber obwohl die innere Stimme ihn deutlich warnte, scheute er sich nicht, des aufgedrängten Amtes zu walten, indem er sich erinnerte, daß die heilige Kirche dem Laien in besonderen Fällen solche Ermächtigung gäbe, und in solcher Schickung einen Wink des Himmels selber sah, der ihn aus seinen Nöten und Zweifeln erlösen wollte.

Zaghaft erst und die Stimme fast von Tränen erstickt, dann mit jedem Wort mutiger und schonungsloser gegen sich selbst, deckte Elena alles auf und verschwieg nichts,

Digitized by Google

und jedes Wort, das von ihren zitternden Lippen kam, war in seinem Herzen ein feuriger Brand. Vor Scham und Schmerz und Wut fast von Sinnen, machte er in seiner Erregung den Beichtstuhl zittern. Aber dann, in dem Spiegel ihrer Leiden seine eigene Verfehlung sehend, ging er mit sich selber zu Gericht, und wie Elenas Gewissen immer leichter und freier, ward das seine immer beladener und schwerer. Er merkte es nicht, daß sie schon lange schwieg und auf die Lossprechung wartete. Und als sie noch einmal mit leiser Bitte flehte und er, aus schwerem Sinnen zurückkehrend, anhob: „Misereatur te omnipotens Deus," schrie sie, seine Stimme erkennend, auf und stürzte, die Hände vor das Antlitz schlagend, dem Ausgange zu. —

Girolamo rührte sich nicht. Die Kirche wurde leer. Aus einer der Kapellen, irgendwoher aus der Dämmerung, erscholl Gesang, leise, sanft und süß:

Hilf, daß ich die Schuld bezahle,
Und mein Herz die bleichen Male
Des Gekreuzigten empfängt.
Teile mit mir, was an Schulden
Wundgehetzt für mich zu dulden
Dein erhabener Sohn sich drängt.

Die Chorherren klappten die Bücher zu, bekreuzten sich und gingen fort. Die Lichter auf dem Altar waren erloschen, und in dem dunklen Gotteshaus leuchtete nichts als die ewige Lampe mit ihrem Schein wie Blut. Und Girolamo saß und sann, und vergaß Zeit und Ort, bis ein Gedanke ihn aufschreckte, der ihn von hinnen trieb. So wenig war er bei sich, daß er seinen Mantel im Beichtstuhl vergaß.

Aber die er mit so steigender Angst suchte, fand er nicht mehr am Leben, und alle Reue kam zu spät.

Und als er, ihr Schlafgemach betretend und sie im milden Licht der Kerze auf ihrem Bette schlafend wähnend, ihren Namen leise rief, ihre Hand faßte und sie kalt und schwer und leblos fühlte und, indem er das zerbrochene Kristallfläschchen am Boden gewahrte, mit Entsetzen inne wurde, daß sie aus der Welt und von ihm gegangen wäre, stürzte er, den bisher im Leben noch nichts zu Boden geschlagen hatte, neben ihrem Lager nieder, als wäre er Stein.

Nachdem er den teuren mit bittrer Buße beklagten Leichnam in der Gruft seines Geschlechts zur Ruhe bestattet hatte, erbat er von der Signoria Urlaub, denn es blieb ihm als die Aufgabe seines ihm noch zugemessenen Lebens nur noch, die fremde Schuld einzutreiben und den Ritter mit seinem Blut bezahlen zu lassen, was er an der unschuldigen Seele Elenas gefrevelt hatte.

Doch auch um seine Rache wurde er betrogen.

Als er in Neapel des Kaisers Troß erreichte, erfuhr er, daß der Lobensteiner vor geraumer Zeit schon zu Schiffe gegangen wäre, am Hof des Königs von Cypern sein Glück zu versuchen. Eine Galeere, die im Hafen zum Auslaufen in jene Gewässer bereit war, führte ihn nach Nicoria, aber den er suchte, fand er nicht. Man wies ihn zu den Johannitern nach Rhodus, wohin der Fremde sich nach kurzem Aufenthalt begeben hätte. Auch hier traf er ihn nicht mehr an. Der Orden hatte ihn alsbald wieder seiner Wege geschickt und er wäre durch das Sultanat zum Kaiser David Komenos nach Trapezunt gezogen, um unter ihm gegen die Ungläubigen zu kämpfen.

So wurde Girolamo es müde, seines Lebens Rest an die Fahndung eines ehrlosen Abenteurers zu setzen, und wandte sich, da ihm die Kunde ward, daß der Sultan Muhammed II. sich anschicke, dem oströmischen Reich den Todesstoß zu versetzen, nach Konstantinopel, um hier, wenn es sein sollte, in den Reihen seiner Landsleute streitend, einen ruhmvollen Tod zu finden und sein Leben zu beschließen, wie es sich für einen Minotto geziemte.

Es gelang ihm, von den türkischen Schiffen unbemerkt, mit seiner Galeere in den Hafen der eingeschlossenen und hartbelagerten Stadt zu dringen, um nun, von der Kolonie mit Jubel empfangen, noch einmal auf die Höhe des Lebens und Heldentums geführt zu werden.

Er fiel am Tore des heiligen Romanos, wo die Venezianer, von ihm geführt, Wunder der Tapferkeit vollbrachten, als er den Kaiser Konstantin mit eigenem Leibe gegen die Streiche der Türken deckte.

Digitized by Google

Ein nordfranzösisches Dorf

Von Fritz Endres

Wer an einem schönen Frühlingstage auf der großen Route nationale von Douai nach Arras fährt oder geht, der wird, wenn er Brébières und, an einer malerischen Windmühle vorbei, die Bahnunterfahrt passiert hat, plötzlich in der weiten Ebene den weißen Kirchtum von Vitry aufschimmern sehen: viereckig, massig, aber mit schlanker Spitze, eine dunkle Schar von Häusern überragend und beherrschend. Mitten durch reiches, fruchtbares Land führt uns die belebte Straße: neben den schweren, braunen Schollen der Getreideäcker leuchtet freudig das junge Grün der Wiesen; zart, wie eine Tuschzeichnung, heben sich links die Weiden an der Scarpe ab von den hellen Hügeln und von dem sanften Blau des Horizontes, während rechts dunkle, graue Wetterwolken, von der Sonne bestrahlt, die Farben der fast unbegrenzten Fläche tiefer und satter erglänzen lassen. Mehr geahnt als gesehen, grüßen weit im Osten rotbraune Wälder und hinter uns, in dunstiger Ferne halbverschwimmend, erscheinen noch einmal die spitzen Türme und die hohen Zinnen von Douai. Wer den Zauber der Ebene noch nie auf sich hat wirken lassen, hier kann, hier muß er ihn verspüren.

Freilich so schnell und gewaltig, wie im Hochgebirge, wird diese vielgestaltige, rätselvolle Natur Herz und Phantasie des Wanderers nicht überwältigen; langsam nur entschleiern sich ihre Formen, langsamer ihre Reize. Wer im Schnellzug Nordfrankreich durchrasen muß, der wird nur die weite Fläche sehen, wenig belebt von ein paar Häusern, ein paar Windmühlen, ein paar Strohhaufen; sicher wird er Feld und Wald kaum eines flüchtigen Blickes würdigen. Wer aber im hellen Morgenschimmer und im gespenstischen Mondenschein, unter bleigrauem Regenhimmel und im strahlenden Licht der Mittagssonne oder in den roten Gluten des Sonnenuntergangs durch dies Land gezogen ist, jeden Kirchturm kennt und jedes Kreuz am Wege, jede Höhe und jeden Wald; wer in dunkler Nacht dem Donner der Geschütze gelauscht, wer an manchem Soldatengrab unserer Toten gedacht, wer im Sternenglanz des Weihnachtsabends von der fernen Heimat geträumt hat, der weiß, wie schön Nordfrankreich sein kann, der wird, der will es nimmer vergessen. —

Fast undenkbar erscheint es uns heute, daß wenige Kilometer vor uns der eiserne Ring beginnt, mit dem Deutschlands Heere das feindliche Frankreich umschlossen haben. Denn an Bildern des Friedens fahren wir vorüber: an pflügenden Bauern, die den fruchtbaren Boden bestellen, an Dreschmaschinen, an Rübenfeldern, an den charakteristischen zweiräderigen Karren mit den mageren, aber ausdauernden Pferden, die, wenn sie unser Signal hören, nach einigem Überlegen ausweichen von der steingepflasterten Straßenmitte hinab in den immer noch grundlosen Schmutz zu beiden Seiten des Weges. Da auf einmal verlangsamt der Führer unseres Wagens das rasende Tempo: eine Munitionskolonne zieht gemächlich an uns vorbei, ein langer Zug von Wagen und Pferden; die Führer und Kanoniere mit ihren wetterharten, vollbärtigen Gesichtern sind altbayrische Landsleute, und manchem hoffe ich in Wald und Berg der Heimat wieder zu begegnen. Und nun folgt Fuhrwerk auf Fuhrwerk, Reiter auf Reiter; schwerfällig rasselnd mächtige Lastautos; dann wieder auf schönen Pferden ein paar schlanke, sehnige Kavalleristen; ein hübscher Landauer mit vier lustigen, jungen Offizieren; ein Feldpostwagen; Feldgendarmen; ein Sanitätsauto mit dem roten Kreuz. Plötzlich ein schrilles Pfeifen, einen Augenblick wird die viereckige Flagge des Generalkommandos sichtbar, mit freundlichem Gruß fährt ein hoher Offizier an uns vorüber. An der Front aber haben die Geschütze eingesetzt mit dumpfrollendem Donner, als dröhnte fern ein schweres Gewitter. Und jetzt wissen wir's wieder, daß der Krieg in diesem Lande herrscht, seit langem, seit vielen schweren Monaten. Denn schon im Oktober hat unser Korps Douai genommen, hat in der Begegnungsschlacht bei Fresnes feindliche Massen energisch angegriffen und vollkommen geworfen, hat in blutigen Kämpfen die Höhen von Arras erstürmt und sie in zähem Ringen gehalten. Unser ist dies schöne Land; in zahllosen Gefechten haben wir es erstritten; noch sind sie zu sehen, die Schützengräben aus den Herbstkämpfen; noch liegen vergilbte Kränze auf den Gräbern der gefallenen Offiziere, rührende Beweise deutscher Soldatentreue; noch tragen die Häuser, tief eingegraben, die scharfen Spuren der Infanteriegeschosse; noch erzählen fast überall wüste Schutthaufen von der grausamen Arbeit der Schrapnells und der Granaten. Niemals sollte die Heimat vergessen, welche Schrecken ihre tapferen Söhne mit Blut und Leben ihr ferngehalten haben! —

Inzwischen sind wir schon bei Port Vitry, d. h. bei ein paar Estaminets angelangt, die auf beiden Seiten der Straße wie Scylla und Charybdis den Fremdling bedrohen; schon ist unser Wagen links eingebogen, und nach wenigen Sekunden fahren wir an den ersten

Digitized by Google

Häusern Vitrys vorüber. Aber bevor wir den Ort selbst betrachten, müssen wir als gewissenhafte Deutsche die Geschichte dieses nordfranzösischen Dorfes, und zwar Altertum, Mittelalter und Neuzeit über uns ergehn lassen.

Der Name Vitry, lateinisch Vitriacum, ist keltischen Ursprungs, setzt sich aus vic = Schloß und ac = Wasser zusammen und bedeutet also etwa „Wasserburg". Kirchenpatron ist der heilige Martin, der diese Gegend in der Mitte des 4. Jahrhunderts christianisiert hat. Bei dem Bekehrungswerk scheint außer den sanften Beweisgründen des frommen Mannes auch eine ungewöhnliche Dürre mitgewirkt zu haben, die der Himmel — so erzählt die Legende — durch einen dann reichlichen Mannaregen dauernd beseitigt hat. Heutzutage ist vom Manna nichts mehr zu spüren, um so mehr vom Regen, der eine besondere Vorliebe für die Umgebung von Arras und damit für unsere Schützengräben zu haben scheint und, außer den Liebesgaben, das einzige ist, was unsere braven Altbayern an die heimatlichen Gefilde erinnert.

Allezeit haben die Übergänge über die Scarpe zwischen Douai und Arras für strategisch wichtige Punkte gegolten; wer sie beherrschte, hatte zugleich die großen Römerstraßen von Cambrai und Thérouanne, sowie die Heeresstraßen von Henin-Liétard, Evin und Orchies-Douai in seiner Hand, während der Wasserweg der Scarpe für die Herbeischaffung von Munition und Proviant nicht ohne Bedeutung war. Deshalb hat schon Kaiser Valentinian im 4. Jahrhundert ein befestigtes Lager bei Vitry, nahe der Straße Cambrai—Lens, angelegt. Da von dem künstlichen Erdhügel, auf dem dies mächtige Castrum Romanum stand, heute nichts mehr zu sehen ist, wird — ein ärgerlicher Gedanke für jeden Kompagniechef — wohl auch von der liebevollen Arbeit an unserem kunstvollen Grabensystem in einigen Jahrhunderten nur mehr in gelehrten Büchern zu lesen sein. Jedenfalls aber haben wir — und das ist ein kleiner Trost — unsern Zweck besser erreicht als der römische Kaiser, dem es trotz aller Festungswerke nicht gelang, die Germanen fernzuhalten. Die Franken kamen doch ins Land, richteten sich in dem von den Römern verlassenen Castrum von Vitry häuslich ein und haben dort ein großes, stark befestigtes Residenzschloß angelegt. Unter den Merowingern gelangte Vitry sogar, allerdings ohne sein Zutun, zu einer gewissen historischen Bedeutung: hier hat Fredegunde ihren Schwager, Sigebert von Austrasien, durch zwei gedungene Leute, und zwar, um ganz sicher zu gehen, mit vergifteten Dolchen, ermorden lassen. Diese unfreundliche Behandlung hatte Sigebert allerdings insofern verdient, als er gerade damals seinen Bruder, den Gemahl Fredegundens, Chilperich, in Tournai belagern ließ, und nach Einnahme der Stadt beiden kaum wohlwollender entgegengekommen wäre. Bedauerlicherweise machte Fredegundens gründliches Vorgehen Schule: von jetzt an brachte ein Merowinger den andern um, um dann seinerseits ganz folgerichtig von einem Dritten mit Gift oder Dolch aus der Welt geschafft zu werden, ein etwas eintöniges Verfahren, das schließlich aus Mangel an tauglichen Objekten eingestellt werden mußte. Jedenfalls aber sind diese Jahrhunderte Vitrys geschichtliche Glanzzeit.

Unter den Karolingern kamen ruhigere, aber auch langweiligere Zeiten; erst die Einfälle der Hunnen und Normannen brachten wieder einiges Leben nach Artois. Schließlich kamen auch die Deutschen: 1054 überschritt das Heer Kaiser Heinrichs III., des „Schwarzen", die Scarpe bei Vitry, um gegen Balduin VIII. von Flandern vorzugehen. Es ist gerade jetzt nicht uninteressant, daß unter diesem Kaiser Deutschland seine größte Ausdehnung erreicht und daß der Adler des Reichs sich damals bei Welschen und Slawen in gebührendes Ansehen zu setzen gewußt hat, während der König von England nicht einmal seine Lehnsleute geschweige denn die Wellen des Weltmeeres beherrschte. Von nun an hat Vitry von all den zahllosen Kämpfen, die in Artois wüteten, zwischen Flamen und Franzosen, zwischen Franzosen und dem Hause Habsburg, zwischen Franzosen und Deutschen, sein meist reichlich bemessenes Teil abbekommen. Vierzig Tage lang bleibt im Jahre 1243 Philipp der Schöne mit 80 000 Mann in Vitry; die Frage, wo diese Truppenmassen untergebracht wurden, hat mir leider selbst der Herr Ortskommandant von Vitry nicht beantworten können. 1654 schiebt sich der große Turenne bei Vitry zwischen die spanische Belagerungsarmee vor Arras und das spanische Reserveheer bei Douai, und es gelingt ihm tatsächlich, Arras am 24. August zu entsetzen.

Aber auf so schöne Zeiten folgten schlimmere. Am 22. April 1710 überschritten Prinz Eugen und der Herzog von Marlborough mit 120 000 Mann die Scarpe bei Vitry, und Eugen schlug während der Belagerung von Douai hier, in Vitry, sein Hauptquartier auf. Am 30. Mai hat dann auch ein französisches Heer unter Villars den Übergang über die Scarpe bei Vitry gewagt, aber den Prinzen nicht zum Aufgeben der Belagerung zwingen können. Dann hat dieser Teil von Artois sich fast zwei Jahrhunderte lang von den Leiden der feindlichen Invasion erholt. Selbst der Krieg von 1870 ist fast spurlos an unserer Gegend vorübergegangen. Nur nach den Dezemberschlachten hat Faidherbe seine Truppen einige Zeit zwischen Arras und Douai ausruhen lassen; fünf Tage lang, vom 25. bis 30. Dezember, hat damals Vitry den tapferen General, der mit seinem Gelehrtengesicht und seiner großen Brille seinem Gegner Goeben so spaßhaft ähnlich sieht, beherbergen dürfen. Der längste feindliche Einfall freilich stand dem Orte noch bevor, und mit Recht können wir

Digitized by Google

Bayern stolz darauf sein, die Geschichte Vitrys um einige inhaltsreiche Blätter vermehrt zu haben. —

Etwas erschöpft von dieser schnellen Wanderung durch die Jahrhunderte sind wir kaum noch imstande, die Schönheiten Vitrys in uns aufzunehmen. Das ist um so bedauerlicher, als nur ein Auge, das selbst den bescheidensten Reiz nicht übersieht, in Vitry überhaupt Anschauenswertes finden kann. Der erste Eindruck ist der aller nordfranzösischen Dörfer: ein paar breite, in der Mitte gepflasterte Straßen und eine Unmenge kleiner und kleinster, unsagbar schmutziger, krummer Gassen und Wege. Unschöne, rote, nur zum Teil einstöckige Häuser, jämmerliche Erzeugnisse geistlosester Maschinenarbeit, und daneben alte, ehemals weiße, jetzt aber nur mehr schmutzige Baracken. Wenige stattlichere Gebäude: die beiden Brauereien, die Mairie, die Gendarmerie, die Mühle an der Scarpe, die Zuckerfabrik, das Hospice St. Joseph, keines davon irgendwie charakteristisch oder eigenartig. Selbst die Kirche hat in der Ferne schöner und interessanter ausgesehen, als sie jetzt auf dem dürftigen Marktplatze erscheint. In ihrer Nähe liegen ein paar ärmliche Läden — eine Bijouterie wirkt in diesem Neste wie eine Satire. Denn von Schmuck ist in dem ganzen Orte nichts zu spüren; nur da und dort leuchten ein paar rote Geranien vor reinen, weißen Gardinen. Und man darf hier getrost vom Äußeren auf das Innere schließen: der Unvorsichtige, der in eines der Häuser, in das Wohnzimmer eines Bauern oder Fabrikarbeiters einzutreten wagt, prallt zunächst entsetzt zurück: der aus Zwiebeln und Knoblauch gemischte, für Nordfrankreich typische Küchengeruch, der durch die ungewaschenen Kinder nicht gerade verbessert wird, läßt jede Weiterforschung als Unmöglichkeit erscheinen. Ein hexenähnliches, altes Weib, im günstigsten Fall ein hübsches, aber verwahrlostes Mädel fragt brummend nach unserm Begehr und versteht unser — hoffentlich elegantes — Pariser Französisch so wenig, wie wir ihr alle Nasallaute verschmähendes und alle Endungen gründlich beseitigendes Patois. Und wehe dem, der eine jener menschlichen Anwandlungen verspürt, die selbst den Höchststehenden manchmal überwältigen: er geht der bittersten Enttäuschung erst entgegen. Denn Furchtbares birgt der schlichte Bretterverschlag im Hofe, und es ist für uns moderne Kulturmenschen nur ein geringer Trost, daß der „Sonnenkönig" Ludwig XIV. noch ursprünglichere Gelasse betreten mußte und doch das angebetete Vorbild Europas bleiben konnte. Stark herabgestimmt versucht man nach guter deutscher Sitte in einem Wirtshaus, bei einem Glase Bier, die geschwächten Lebensgeister wieder aufzufrischen. Aber keine „Post", kein „Adler", kein „Bär", kein „Franziskaner" oder „Augustiner" nimmt sich des müden Fremdlings freundlich an. Zwar gibt es ein „Hotel des Voyageurs", aber wer daran vorbeigeht, wird die französischen Geschäftsreisenden nur bedauern oder ihre Anspruchslosigkeit bewundern. So betritt man denn endlich zögernd eines der zahllosen „Estaminets", um beim Anblick des Steinbodens und des winzigen Ofens fröstelnd die Schultern emporzuziehen und beim Betrachten der alten, kleinen, hüstelnden und schnupfenden Clemence oder der zwar jungen und zierlichen, aber ebenso schmutzigen und schlampigen Constance sehnsüchtig der sauberen Kathl und der reschen Resl in der Heimat zu gedenken. In dem mäßig großen Gemach wohnt, kocht, schwätzt, spielt, arbeitet die ganze Familie, wodurch sie zwar die Betriebskosten stark verringert, die Behaglichkeit, die der deutsche Gast von seiner heimischen Wirtsstube gewöhnt ist, aber nicht erhöht. Indes, der Kaffee ist gut, und das dünne Bier wird sich durch einige Kognaks wohl bändigen lassen. Und das breite, französische Bett ist auch nicht zu verachten, wenngleich das Zimmer so kalt und feucht ist, daß die Zähne klappern. —

Langsam erst beginnt man sich einzugewöhnen, und langsam beginnt man Reizvolles zu sehen, wo man anfangs nur Häßliches und Abstoßendes zu gewahren glaubte. Zwar bleiben die meisten Häuser von Vitry und Wargene, wie der Teil des Ortes südlich der Scarpe genannt wird, nach wie vor unschön und langweilig. Nur das weiße Pfarrhaus ist hübsch mit seinen vielen Blumen an den Fenstern und mit dem etwas koketten Drachentöter Michael über der Tür; es ist das älteste Haus im Orte und in seinen hochgewölbten Zimmern sollen schon im späten Mittelalter die Verwalter des damaligen Grundherrn dieser Gegend, des Bischofs von Arras, gewohnt und getagt haben. Auch die paar wehrhaften Bauernhöfe verdienen wenigstens einen Blick, mit ihren starken Umwallungen und ihren stattlichen Tortürmen: bei St. Laurent hat im Oktober solch ein burgartiges Gehöft unsern Bayern genug zu schaffen gemacht. Wenn nur die Stallungen nicht so erbärmlich, die Wirtschaftsräume nicht so verwahrlost wären! Nur am Sonnabend kommt der wilde Geist des Reinemachens über die Frauen: dann wogt das Wasser in Gang und Stube, und unablässig arbeiten die Putzhadern und Besen, bis der Boden blank und mit weißem, feinem Sande bestreut ist. Eine höchst notwendige Vorsichtsmaßregel, da die Franzosen, wie die Italiener, beim Rauchen unaufhörlich ausspucken und nur die „bons fumeurs", wie mir meine Wirtin versichert, mit ihren Expektorationen etwas haushälterischer umgehen sollen. Jedenfalls tut man an solchem Scheuertage gut, sein Quartier zu meiden und lieber zur Scarpe hinunterzuschlendern. Bescheiden, wie man im Lauf der Zeit geworden ist, bewundert man gern den reizenden, im Rokokogeschmack verschnittenen Garten an der Mühle und den nahen Miniaturpark mit seinen hochstämmigen Ul-

Digitized by Google

men und Birken. Und es ist tatsächlich hübsch, wie sich das Rot der Stechpalmen und Hagebutten von den grünen Hecken abhebt, und wie der Efeu das alte Gemäuer an der Scarpe freundlich umschlingt, um sich träumerisch in den müden Wellen zu spiegeln. Aber noch schöner ist der Blick, der sich an halbbedeckten Tagen von der Scarpebrücke aus bietet: auf das Gewinkel der spitzgiebligen Häuser, auf das träge fließende, mattschimmernde Wasser, auf die schwanke Reihe schlanker Weiden und auf den stolzen, breiten Kirchturm, der, wo man auch stehen mag, das Bild des Ortes beherrscht und bestimmt.

Die Kirche ist hier, wie in vielen nordfranzösischen Dörfern, das Gebäude. Neben ihrem stattlichen Turm kommen die paar Fabrikschlote an der Scarpe kaum zur Geltung. Erfreulicherweise; denn nichts verdirbt die Silhouette eines Ortes so, wie diese langweiligen schwarzen oder roten Röhren, deren altherkömmliche Form noch kein Architekt zu ändern gewagt hat. Freilich auch die Kirche von Vitry hält, wie schon gesagt, in der Nähe nicht alles, was sie in der Entfernung versprochen hat. Zwar der Turm bleibt eindrucksvoll, aber er ist breiter als man glaubt, wenn man ihn zum erstenmal am Horizont auftauchen sieht. Auf der Plattform eines mächtigen, viereckigen Campanile aus gutem, weißlich-grauem Kalkstein erhebt sich die schlanke, dunkle Spitze mit dem seltsamen Wetterhahn. Die massige Form des Turmes wird nur wenig belebt durch die Strebepfeiler an den Ecken, durch die Gesimse, die die kahle Fläche in mehrere Stockwerke teilen, durch die Rundbogenfenster, aus denen man einen prächtigen Ausblick über das schöne Land haben muß.

An einem hellen Sonnentage bin ich die enge Wendeltreppe hinaufgestiegen, zuerst mühsam im Dunkeln tappend und vorsichtig Stufe auf Stufe suchend, dann, von der Glockenstube an, auf schadhaften Leitern emporklimmend. Bis zur Brustwehr kann man kaum gelangen; dort oben scheint nur das kirchenschändende Volk der Tauben zu hausen, das ärgerlich aufflattert, wenn ein Vorwitziger die Ruhe seiner luftigen Wohnungen stört. Ein gewandter Turner könnte trotzdem bis zum Ansatz der Spitze klettern; Bescheideneren genügt schon der Ausblick aus den runden Turmfenstern.

Wie entzückend ist heute dies nordfranzösische Land! Weite, leichtgewellte Ebenen, begrenzt von dunklen Wäldern; zartgrüne Wiesen und Äcker und dazwischen gelblichgrau die mächtigen, kegelförmigen Strohhaufen und die schönen, von der Patina des Alters überzogenen Windmühlen, die an Posthorn- und Mondscheinromantik gemahnen. Ein Maler möchte man sein, um die zarten Abstufungen dieses Vorfrühlings, um das weiche Zusammenklingen von Silbergrau und Grün und Gelb und mattem Rot wiedergeben zu können, diese gedämpften, wohltuenden Farben, die nur ein Corot auf die Leinwand zaubern konnte. Selbst die roten unschönen Häuser des Ortes können heute das reizende Bild kaum stören; nicht auf ihnen bleibt das Auge haften: es folgt dem stumpfglänzenden Wasser der Scarpe, hinauf bis zu dem Höhenrand, der uns die „heilige Stadt" Arras verbirgt; hinauf zu unseren Truppen, die dort oben schon monatelang ausharren, in zähem Ringen gegen einen tapferen Feind, in Regen und Schnee, Tag und Nacht, heldenhaft, ohne zu klagen. Die Schlachtfelder des Oktober liegen vor uns: Quiery und Izel, Fresnes und Gavrelle und Oppy; dies blühende Land hat — wir wissen's alle — viel edles deutsches Blut getrunken. Aber heute liegt Auferstehungsstimmung über der sonnigen Weite, und unsere Gedanken fliegen ostwärts zum herberen Frühling unserer Heimat, die zu neuem, reicherem Leben auferstehen soll, die auferstehen kann, weil ihre Söhne für sie starben. —

Nachdenklicher, als man gekommen, steigt man Leitern und Treppen hinunter; ein in die Wand eingelassener Stein „Pie Decrot", darunter das Revolutionsjahr 1794, und ein paar halbzerschlagene, tönerne Heiligenfiguren im Turmzimmer lassen den Gedanken an die neue Zeit, der wir entgegengehen, weiterklingen, an die Zeit, die alte Heilige entthronen, die unter gewaltigen Erschütterungen neue schaffen wird.

Aber genug des Symbolischen! Schon stehen wir wieder außen in der strahlenden Sonne, die Vergangenheit und Zukunft vergessen, die nur die Gegenwart gelten und genießen läßt. Langsam und aufmerksam, als wär's der Florentiner Dom, den wir betrachten, gehen wir um die Kirche herum. Schiff und Chor, dieser aus rotem Backstein, jenes ebenso wie die Kapellen aus weißem Kalkstein, wirken von außen unregelmäßig und zu wuchtig und geben ein wenig klares baukünstlerisches Bild. Die Jahreszahlen 1692 an der Südfront des Schiffes, 1528 über der rechten Seitenkapelle, 1739 an der Sakristei lassen auf Bau- und Umbauperioden schließen; die nähere Erörterung bleibt aber besser den Lokalhistorikern überlassen, die allein Interesse dafür haben und allein Interesse dafür finden können. Für uns ist der gutfranzösische Unrat charakteristischer, der die dürftigen Rasenstreifen um das Gotteshaus herum deckt und der so wenig Achtung vor der Heiligkeit des Gebäudes verrät: Stroh und Schutt und Steine und Trümmer zerbrochner Säulen. Aber es wäre irrig, daraus auf Mangel an Frömmigkeit bei diesem Volke zu schließen. Männer und Frauen sind gläubige Katholiken; die Gottesdienste sind gefüllt; überall im Lande finden sich die kleinen Kapellen mit dem Schutzheiligen, die kleinen Hügel mit dem Kruzifix, die religiösen Bilder, die oft den einzigen Schmuck der dumpfen Stuben bilden. Freilich ist's französische Religiosität, die auch im Gebete ein leises Gespräch mit der andächtigen Nachbarin, ein

Digitized by Google

flinkes Hinüberschauen nach der Freundin (der Freund steht leider bei Arras oder ist gar schon von den deutschen „Ketzern" gefangen) nicht verwehrt. Alles ist Leben und Bewegung, die Köpfe heben und senken sich, die Lieder klingen wie flotte, kriegerische Weisen, ja am Schluß geht die Orgel in fast walzermäßige Melodien über. Und kaum ist die schwere Tür geschlossen, da ist alles verflogen und vergessen, die Pflicht gegen Gott ist ja erfüllt.

Unwillkürlich denkt man an deutsche Frömmigkeit, an die Feldgottesdienste unserer deutschen Soldaten, die ich draußen an der Front so manches Mal miterlebt habe. Ein einfacher Saal, ein Tisch als Altar, ein kunstloses Engelbild darüber, ein paar Lorbeerbäume zur Seite. Nur die bunten Gewänder des Priesters, dem zwei Soldaten ministrieren, leuchten in Gottes heller Sonne. Ein altes, schepperiges Harmonium muß die Orgel ersetzen, aber das herrliche „Vater, ich rufe dich!", das einer der Ärzte klangschön singt, läßt alle Unvollkommenheiten des Instrumentes vergessen. Dichtgedrängt, in schweigendem Ernste stehen sie da, die bärtigen Männer, den Rosenkranz um die harten Fäuste geschlungen, die feldgrauen Uniformen verwittert und unauslöschlich von dem Schlamm der Schützengräben gekennzeichnet. Tag für Tag haben diese ruhigen Augen dem furchtbarsten Tode, der schrecklichsten Verstümmelung entgegengesehen; manch einem ist Gott erst im Krachen der Granaten wieder lebendig geworden, und manchem hat sich erst in letzter Not ein stammelndes Gebet von den Lippen gerungen. Das Menschenleben hat allen Wert in diesem wilden Kriege verloren; der liebe Kamerad von heute kann schon morgen als stiller Mann drüben im zerschossenen Leichenhause liegen. Und doch werden diesen harten Männern die Augen feucht, wenn der Pfarrer in ihrer Sprache von Deutschland erzählt, von der schönen Sitte in manchen bayrischen Dörfern, wo die Frauen die ganze Nacht in den Kirchen beten für die Lieben, die fern in Frankreich und Rußland wachen und kämpfen. Bitterschwer mag's manchem fallen, immer wieder hinauszuziehen in Not und Tod; aber die kurze Stunde am Altar, das stille Gedenken an die alte Heimat hat doch allen neuen Trost und neue Hoffnung gegeben; wer wäre vermessen, wer gewissenlos genug, um unserm deutschen Soldaten seinen schlichten Gottesdienst zu rauben! —

Der Zugang zum Innern der Kirche von Vitry führt merkwürdigerweise durch den Turm, der somit eine Art Vorhalle bildet. Über dem Hauptportal steht ein Standbild des heiligen Martin: „St. Martin, notre patron, prie pour nous!" Darunter die Jahreszahlen 1701 und 1899, letztere augenscheinlich das Datum der jüngsten Instandsetzung. Sonst weist das Äußere des Gebäudes, von ein paar Grabtafeln abgesehen, keinen bildnerischen Schmuck auf. Dafür ist der erste Eindruck, den wir beim Betreten des Innern empfangen, vielversprechend: eine helle, dreischiffige Basilika der Frühgotik mit kräftigen Säulen, Querschiff, langem Chor und Chorkapellen, die sich durch leichte Krümmung ihrer Achsen an den Chor anschmiegen. All das könnte für frühe Jahrhunderte sprechen. Bei näherer Betrachtung aber, besonders wenn ein kunstverständiger Freund den Führer macht, beginnt man an dem Alter des Baus zu zweifeln. Die Kapitäle, an denen die Frühgotik ihre phantastischen Pflanzennachahmungen in unerschöpflicher Lebendigkeit anzubringen pflegte, sind in rohbehauenem Zustand gelassen; erst im Chor sind einige ausgeführt, aber auch hier nur trocken und schablonenhaft. Selten findet sich, wenn der Blick über die Wände streift, ein Stein, der mit einiger Sicherheit einer früheren Bauzeit zugewiesen werden könnte. Also nichts von dem, was wir in älteren, wenn auch noch so oft umgebauten Kirchen zu suchen und zu finden gewohnt sind. Vielleicht ist indes — und das wäre immerhin nicht ohne Interesse — der Neubau auf den Grundmauern und nach dem Vorbild eines älteren aufgeführt; vielleicht ist aber selbst der Plan von anderswoher entlehnt. Sicher entstammt die Kirche, so wie sie jetzt dasteht, einer späteren Zeit.

Doch kann uns hoffentlich die Innenausstattung ein wenig für diese Enttäuschung entschädigen. Die Meermuscheln am Eingang, die als Weihwasserbecken dienen, lassen freilich Böses ahnen; auch der Grabstein vor dem Portal, dessen Bild und Schrift von den derben Schuhen der Kirchenbesucher fast bis zur Unleserlichkeit verwischt sind, kann geschichtliche Neugier nicht befriedigen: er stammt höchstens aus dem 18. Jahrhundert. Dafür wirken die neuzeitlichen, bunten Glasfenster, die Geschichte Jesu, die Mutter Gottes, die die heilige Katharina darstellen, trotz ihrer glatten Farben nicht unerfreulich; sorglich haben die Stifter Damlencour, Leroy, Carpentier usw., sicher die Standespersonen des kleinen Ortes, ihre Namen auf den Scheiben anbringen lassen. Die hübsche Barockschnitzerei der Kanzel, die allerdings nicht, wie Mr. le Doyen versichert, zur Zeit Heinrichs II., sondern frühestens im 17. Jahrhundert entstanden ist, fällt ebenso angenehm auf, wie die reizenden Rokokoverzierungen der Beichtstühle, wie die geschmackvollen marmornen Altarschranken, wie ein zierliches Marmorstandbild des heiligen Martin auf dem Hauptaltar. Auch vor einer „Kreuzabnahme" von Oskar de Haes mag man ein paar Minuten verweilen: der Maler hat sein Vorbild, van Dyk, zwar keineswegs erreicht, aber wenigstens ein gutes Vorbild gewählt. Aber damit ist auch alles genannt, was sich loben oder wenigstens anerkennen läßt. Was sich sonst noch in der Kirche an Bildern, an Altären, namentlich aber an Standbildern findet, das zeugt von geradezu beleidigender Geschmacklosigkeit. Muß es denn diese gräßlichen, neuzeit-

Digitized by Google

lichen Heiligen- und Marienbildwerke aus schlechtem Material wirklich geben, diese Maschinenarbeiten mit den charakterlosen, weißen und roten Gesichtern, den grellen Farben an Mantel, Kleid oder Rüstung, den gezierten, unwahren Bewegungen! Wer nur etwas künstlerisch empfindet, muß doch vor dieser Dutzendware jede andächtige Stimmung verlieren. Und wenn uns die Hervorbringungen des französischen Provinzgeschmacks wenigstens gleichgültig sein könnten! Aber all diese Schrecknisse, die sich christliche Kunst nennen, sind seit den achtziger Jahren auch in unsere reizenden Dorfkirchen, sind selbst in die prachtvollen Dome unserer Städte eingedrungen. Es wäre auch ein deutscher Sieg und nicht der kleinste, wenn es unseren Pfarrern, unter denen es an feinen Kunstkennern nicht fehlt, gelänge, das Eindringen der Lourdesgrotten und der rot und blau und weiß und golden angestrichenen Erzengel abzuwehren und neue, eigenartige Kunstschöpfungen oder schöne Kopien alter deutscher Meisterwerke an deren Stelle zu setzen. Die Kirche aber, in früheren Zeiten stets die Schirmherrin edelster Kunst, könnte dadurch nur gewinnen. —

Unwillkürlich sucht der Deutsche neben der Kirche den Friedhof: fast immer liegt ja in unsern lieben, altbayrischen Bergdörfern der Gottesacker beim Gotteshause, und auch in Nordfrankreich hat manche Gemeinde an diesem schönen Brauche festgehalten. In Vitry freilich erinnern nur mehr die paar Grabtafeln an der Kirchenmauer, daß auch hier ursprünglich die Lebenden bei jedem Kirchgang der Toten gedenken sollten. Jetzt muß man den Friedhof weit außen vor dem Dorfe suchen, an der Bahn, deren Lärm die Stille verscheucht, die bei uns Kreuz und Zypresse umweht. Der nüchterne Nordfranzose ist eben, trotz aller sentimentalen Redensarten, kein Träumer; seine prosaische Geschmacklosigkeit macht selbst vor geweihten Stätten nicht halt. Sicher könnte nur ein rohes Herz an den schlichten, weißen oder bunten Holzkreuzen der Armen über das rührende Vergreifen in der äußeren Form spotten. Aber der protzige Ungeschmack der Reichen erhält auch durch den Friedhof, auf dem sonst die Kritik am liebsten ehrfürchtig schweigen möchte, keinen Freibrief. Abscheulich, diese riesigen, runden Blechschachteln mit ihren Perlenkränzen und gipsernen Heiligen! Abscheulich diese Marmorkissen und Marmorgewinde, die nicht frommes Gedenken, sondern überhebliche Eitelkeit auf die mächtigen Grabplatten gelegt hat! Der ganze lächerliche Kastengeist eines kleinen Ortes spricht aus dieser pomphaften Materialvergeudung, die auch jetzt noch zeigen soll, daß hier ein wohlhäbiger Bürger liegt, der mit dem armen Schlucker dort drüben selbst im Tode nichts gemeinsam haben will. Schon dreht man der unbeabsichtigten Satire ärgerlich den Rücken, als ein ungewohnter Anblick das Auge fesselt: auf langgestrecktem Grabe eine Reihe schwarzer Holzkreuze mit großen, weißen Buchstaben; dazwischen, vom Regen halbverwaschen, vom Winde halbzerfetzt, weißblaue Fähnchen. Dort müssen bayerische Soldaten liegen! Und tatsächlich sind's Altbayern und Schwaben vom 2. und 12. Reserve-Infanterieregiment, die hier in französischer Erde ruhen: Leutnant Halu und die Infanteristen Ludwig Braun, Ulrich Erl, Karl Rieß und Lorenz Straßer. Im selben Grabe aber, neben ihnen, schlafen acht Franzosen: Laudreau, Dubeau, Roblin, Berteau, Marois, Patriach, Steier, Bouillon, und die Flaggen unserer Heimat wehen auch über ihnen. Mit einem Male ist alle Kritik vergessen; nur das ernste „Pulvis es et in pulverem reverteris" klingt uns mahnend ins Ohr. Und nun erst wissen wir, warum wir dies fremde Land lieben, nicht wegen seiner Formen, nicht wegen seiner Farben. Aber wegen der Toten, die diese heilige Erde birgt, wegen unserer Brüder, die auf ihr gefochten haben und auf ihr gefallen sind, damit unsere Kinder leben, damit das Licht eines neuen Tages leuchtend aufgehe über Deutschland.

Vitry-en-Artois, 5. März 1915.

Reife

Die Schwalben kreisen auf dem toten Teich
Und spiegeln ihrer Brüste weiß Gefieder.
Die Sonne segnet alle Dinge reich ...
Die Halme hängen ihre Häupter nieder.

Aus Äckern ringt sich heiß ein schwerer Duft
Gereifter Früchte und zermürbter Erde.
Ein Zirpen zittert müde in die Luft;
Ein Hirte träumt inmitten seiner Herde.

Die Bäume stehen wie Soldaten steif;
Die Äste haben sich gesenkt vor Segen.
Das Schicksal ist erfüllt und alles reif
Der Ernte und der Sichel und dem Regen.

Paul Altheer

Digitized by Google

Bonaventura Genelli. Von Paul Friedrich

Der innerlich griechischste unter den deutschen Klassizisten, an deren Anfang der Zeitgenosse und Schüler Winckelmanns, Jakob Asmus Carstens, steht und deren Entwicklung durch die Namen Genelli, Preller, Feuerbach, Böcklin, Hans von Marées und Klinger, ja Ludwig von Hofmann, Otto Greiner und Sascha Schneider verkörpert wird, ist unstreitig Bonaventura Genelli. Der „letzte Centaur", wie ihn Paul Heyse in einer seiner köstlichsten Novellen verherrlicht hat, ein Herakles an stattlichem, muskulösem Körperbau, mit einem Gesicht, das an einen Sokrates oder Aristophanes gemahnt. Während die Griechen eines Carstens von dem originellen, kraftgenialischen Maler Müller als „holstische Bauernschulzen" bezeichnet wurden und die Iphigenien und Medeen eines Feuerbach vielleicht allzusehr die zeitliche Nähe Goethes fühlbar machen, ist in Genelli das eigentlich naive Heidentum erwacht, woran eine spätere zeitliche Anpassung an die fünfziger und sechziger Jahre des 19. Jahrhunderts mit ihrer Idealisierung der Familie und ihrer einseitigen Schwärmerei für das „Harmonisch-Schöne", als dessen höchste Repräsentation Raffaels Sixtina galt, nichts zu ändern vermag.

Bonaventura Genelli, der große Schönheitsheide, wurde seltsamerweise in Berlin geboren (1798). Sein Großvater, Franziskus Josephus Genelli, war wohl in Dänemark geboren, wo er sich als Kunststicker hervortat. Friedrich der Große, der jedes bedeutende ausländische Streben in Kunst und Wissenschaft an sich zu ziehen versuchte, berief ihn als Professor nach Berlin. Von seinen beiden Söhnen war Hans Christian, der als Kunsttheoretiker fruchtbare Anregungen in Berlin ausstreute, der begabtere. Er hat Janus, Bonaventuras Vater, überlebt und ist dem jungen Titanen ein feinfühliger geistiger Erzieher und Förderer geworden.

Es war damals die Zeit der deutschen Romschwärmerei, wie sie Goethe durch die „Italienische Reise" und die „Römischen Elegien" in Deutschland begründet hatte, und jeder junge Kunsteleve hatte nur den sehnlichsten Wunsch in der ewigen Stadt leben oder wenigstens sterben zu dürfen.

Die Nazarener wie Veit, Schnorr, Führich, Overbeck waren aus katholischer Schwärmerei nach Rom gepilgert und verbanden sich dort mit den deutschen Nachkömmlingen des Sturmes und Dranges,

Bonaventura Genelli. Gemälde von James Marshall
(In der Bildnissammlung der Kgl. Nationalgalerie zu Berlin)

Digitized by Google

die sich um den Teufelsmüller, den Dichter der pfälzischen Idyllen, und den dicken Tiroler Joseph Anton Koch scharten. In ihren fröhlichen, lebenslustigen Kreis, den das auf S. 394 abgebildete Blatt 20 der Folge „Aus dem Leben eines Künstlers" uns in Bildnissen vor Augen stellt, wurde 1822 der junge Genelli aufgenommen. Hier in Rom fand er neben einem freien, heiteren und manchmal sehr ungebundenen Künstlerleben aber auch die großen Meister der

Caroline Genelli, Bonaventuras Mutter. Bleistiftzeichnung des Sohnes aus dem Jahre 1817. (Im Besitz des Justizrats Dr. J. Gensel in Leipzig)

Vergangenheit und eine starke Überlieferung, die die Heimat im Norden ihm nicht bieten konnte. Kein Wunder, wenn er Rom als den Inbegriff aller Kunst zeitlebens feierte und wenn alle seine großen Entwürfe und Zeichnungen ihre geistige Entstehung seinem römischen Aufenthalte verdankten. Es war gleichsam der wahre Heimatsboden, der dem jungen, so unpreußischen Antäus all seine Kräfte verlieh. Denn wer konnte wohl besser vorbereitet zu Michelangelo kommen, als ein Kraftmensch wie er, der eigentlich nur die Ilias, den Don Quichote und Dante zu lesen vermochte?

Das Stipendium der Prinzessin von Preußen, der späteren Königin der Niederlande, verlor Genelli, einer Anekdote zufolge, dadurch, daß er in seinem Atelier sich paradiesischer Unbeengtheit durch die Kleider, die für ihn nur „Lumpen" waren, und zugleich aus Armut dem Selbststudium hingebend, einst von der hohen Frau in einem ganz und gar gesellschaftsunfähigen Zustand überrascht wurde. Aber er darbte freudig für seine heißgeliebte Kunst und wäre lieber verhungert, als daß er in ihr je auch nur die allergeringsten Konzessionen an den Geschmack des Publikums gemacht hätte. Diese Armut hat ihn sicher vor vielem bewahrt, aber seiner künstlerischen Ausbildung auch stark geschadet. Abgesehen davon, daß Genelli aus Mangel an Modellen, in fast all seinen Arbeiten sich selbst zum Vorbild für seine Ajasse und Dämonen nahm, und er dadurch Fehler seines zwar im ganzen vollkommenen Körpers, wie zum Beispiel zu starke Knöchel und Unterschenkel in seinen Kompositionen immer wiederholte, so war ihm auch das Studium der Farbe versagt, und er hat es in späteren Jahren oft bitter bereut, früher nicht besser „malen" gelernt zu haben. Und trotzdem hat er für Farbe ein viel feineres Verständnis gehabt als viele seiner Zeitgenossen in Deutschland, was manche selbständige Ölgemälde seiner Hand in der Schack-Galerie zu München beweisen.

Hier in Rom entstanden Kompositionen, die er erst vierzig Jahre später ausführen sollte. So Herkules bei Omphale, umgeben von Phantasus, Zephyr, Pan, einem

Digitized by Google

Aus den Zeichnungen zu Dantes Hölle: Charon setzt die Seelen über den Acheron (3. Gesang, Vers 97—120)

Satyr und Amor. Im oberen Teil dieses Bildes eine Reihe Darstellungen der Ganymedsage, im unteren Felde als Predellen die Hochzeit des Bacchus und der Ariadne. Ferner fällt in diese Frühzeit ein seine Gesänge vortragender Homer und ein seine Fabeln erzählender Äsop. Es ist keine Frage, daß gerade diese Beschaulichkeit der malerischen Idee, eine Figur anderen etwas erzählen zu lassen, dem epischen Charakter des frühgriechischen Lebens am nächsten kommt.

Das spezifisch Moderne an Genelli, seine großartige Einfühlung in die Tierphysiognomien im Gegensatz zu seinen allzu stereotypen Menschengesichtern, in denen das Selbstbildnis übergebührlich hervortritt, zeigt bereits in vollem Glanz eine seiner figurenreichsten Arbeiten, der „Raub der Europa", an deren malerischer Ausführung für Schack dann sein späterer bester Freund Karl Rahl mitgeholfen hat. Hier sehen wir eine Unmenge von Tritonen und Nereiden neben Löwen, Seepferden und Delphinen; aber Genellis Dionysismus bleibt in der reinen, göttlichen Freude am Sichselbstdarstellen der Wesen und Dinge, ohne wie Rubens in einem Triumph der Fleischlichkeit oder wie Böcklin in einem fesselosen Übermutstaumel des Lebensgefühls zu münden. Man fühlt eben immer — und das ist die Grenze von Genellis Talent — die ungeheure, allerdings in Fleisch und Blut übergegangene Überlieferung der Antike, der das edle Maß eben die Krone aller Kunst bedeutete, weshalb ja auch die griechische Malerei nie aus den Fesseln einer Reliefkunst sich herauswand.

Aber gerade ein Künstler wie Genelli zeigt, daß man bei allem grundlegenden Epigonismus der Gesamtanlage doch ein Eigenwertiger sein kann, der manche ursprünglichere Sonderart kraft seiner geistigen Werte überdauert.

Auch die ersten Entwürfe zu der ebenfalls viel später erst ausgeführten Lykurgosschlacht fallen in die römische

Aus den Zeichnungen zu Dantes Hölle: Phlegyas nimmt Dante und Virgil in den Kahn, um sie über den Sumpf der Zornigen zu setzen (9. Gesang, Vers 13—63)

Digitized by Google

Aus den Zeichnungen zum Homer: Achill und der sterbende Hektor (Ilias Gesang 22, Vers 361—366)

Zeit, die Zeit seines reichsten und intensivsten Erlebens. 1829 kam sein späterer treuer Freund, Friedrich Preller, den Goethe hatte Maler werden lassen, nach Rom, und bald darauf besuchte diesen ein leidenschaftlicher Kunstfreund aus Leipzig, der Verlagsbuchhändler Dr. Hermann Härtel. Der geriet bei der Bekanntschaft mit Genellis Entwürfen in die größte Bewunderung und schlug ihm vor, im Speisesaal seines neuen Leipziger Hauses Fresken zu malen. Man kann sagen, daß Härtel, dem Preller später soviel verdankte, für Genelli eine Art Verhängnis wurde. Denn wer weiß, ob ohne diesen großen Auftrag Genelli je wieder nach dem ihm wenig sympathischen Deutschland zurückgekehrt wäre. 1832, nach zehnjähriger Abwesenheit, kehrte er heim. Mit den Arbeiten in Leipzig gings nicht nach Wunsch, es fehlten Genelli die nötigen Erfahrungen in der Fresko-Technik. So kam er denn über einige Anfänge nicht hinaus, die Arbeit stockte und hatte schließlich noch einen für ihn ungünstigen Prozeß zur Folge. Die einzige Entschädigung, die dieser Leipziger Aufenthalt Genelli bot, war, daß er in Karoline Kübler eine Frau gewann, die ihm bis an sein Lebensende mutig und treu zur Seite stand, und die ihm drei bildschöne Kinder, die Sonne seiner späteren trüben Jahre, schenkte.

Nachdem er sich noch kürzere Zeit in Leipzig durch Porträtaufträge über Wasser gehalten hatte, siedelte Genelli 1836 nach München über. Aber auch hier wollte man von ihm, als einem idealen Sonderling, nichts wissen. Noch nach zehn Jahren Münchner Kümmernis gelang es weder Schwinds Befürwortung, ihm in Dresden, noch Peter von Cornelius, ihm in Berlin eine Professur zu erwirken. Ganz unverständlich erscheint dies Schicksal uns Späteren heut ebensowenig, wie das Böcklins. Solche starken Subjektivisten und genialen Außenseiter sind sicher als Lehrer meist am falschen Platze, denn das ihnen Spezifische, was ihre Sonderart und Größe ausmacht, läßt sich anderen nicht oder nur zum Schaden der Kunst übertragen. So hauste denn

Aus den Zeichnungen zum Homer: Odysseus, bei Eumaios zu Gast, erblickt seinen Sohn Telemachos (Odyssee Gesang 16, Vers 1—14)

Digitized by Google

Die Schlacht des Lykurgos mit Bacchus und den Bacchantinnen (Ilias VI. Gesang, Vers 130)
Gemälde von Bonaventura Genelli in der Schack-Galerie zu München

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
NIVERSITY OF ILLINO

Digitized by Google

Aus der Folge „Das Leben einer Hexe": Die Kindheit des von einer alten Hexe geraubten Mädchens

der geniale Eigenbrödler in einer ärmlichen Wohnung am Sendlinger Tor, „aber," wie Hans Marshall, sein Enkel so schön in seinem gediegenen, 1912 erschienenen Büchlein*) sagt, „des alten Hellas' Götter und Heroen kehrten als Traumgestalten aus einer heiteren Welt bei ihm ein". Alle Wochen einmal versammelten sich seine Freunde um ihn als den geistsprühendsten Prytanen in der Weinstube des alten Schimon. Da thronte er wie ein seliger Herakles zwischen Heyse, Geibel, Grosse, Rahl, Flüggen und dem Kunsthistoriker Friedrich Pecht. Bezahlen konnte er nicht, aber der alte Schimon wußte, was für einen seltenen Gast er an ihm besaß und kreidete keinen Tropfen an. Diesem Symposion der „Krokodile" entsprang Heyses entzückende Novelle, in der er Genelli als Centaur mitten in eine bayrische Kirmes hineintraben läßt.

Den ersten Jahren in München entstammen neben einer Flut witziger Karikaturen, die namentlich dem ihm verhaßten Wilhelm von Kaulbach galten, vor allem jene Serien von Umrißzeichnungen, die Genellis Namen nach und nach bekannt und berühmt machten. Zunächst die Zeichnungen zum Homer, die, ganz frei von der Vasenmanier des Engländers Flaxman, vor allem durch die Weichheit und Feinheit der Kontur fesseln.

Vergebens hofft man bei ihm als einem Kraftgenie wildbewegte Troerschlachten zu finden. Auch hier wieder wendet sich der Künstler der Darstellung idyllischer Phantasien zu, ohne sich streng an sein Thema zu halten.

Strenger hielt ihn Dante in seinem Rahmen. In den Zeichnungen zu dem großen Gedicht von der Erlösungswanderung hat er fast alle wesentlichen Momente festgehalten, auch er, wie so viele seiner Konkurrenten auf diesem Gebiet, im „Inferno" zweifellos sein Bestes und Stärkstes bietend. Ganz besonders sind ihm Motive wie Bild 1:

Aus der Folge „Das Leben einer Hexe": Die Erziehung zur Sünde
In Gemeinschaft mit der alten Hexe hat die zur Jungfrau erblühte Kleine ein berühmtes Zauberbuch gestohlen, um dessen Besitz mit der seitherigen Eigentümerin in den Lüften gekämpft wird

*) „Bonaventura Genelli", Band II der Samml. „Der Künstler und sein Werk", herausgegeb. von Dr. Robert Corwegh (Leipzig, Xenien-Verlag).

Digitized by Google

„Charon setzt die Seelen über den Acheron", Bild 6: „Phlegyas nimmt Dante und Virgil in seinen Kahn, um sie über den Sumpf der Zornigen zu setzen" und Bild 9: „Ein Teufel schleudert einen Ratsherrn in siedendes Pech" gelungen. Und mir scheint, daß Genelli in der Darstellung des Dämonischen, das trotz aller Heiterkeit tief und mächtig in ihm lebte, stets sein Größtes gegeben hat. Hier erhalten seine Figuren Ausdruck und Physiognomie, ohne daß die Schönheit der Linie je wie in den grausigen Darstellungen Böcklins verletzt wird*).

Genellis Gattin. Bleistiftzeichnung aus dem Jahre 1856 (Im Besitz des Justizrats Dr. J. Gensel in Leipzig)

Nachdem sich Genellis Phantasie an diesen großen Vorwürfen entzündet hatte, drängte es ihn, nun selbständig Visionen zu dichten, und so entstanden die beiden eigenen Bilderreihen „Aus dem Leben einer Hexe", das eine Art weiblichen Faust schildert, und „Aus dem Leben eines Wüstlings". —

Das Leben der Hexe zeigt uns in zehn Blättern Entführung und Verführung eines Mädchens durch eine Hexe, das von ihr auf den Hexenberuf vorbereitet, bald einem jungen Teufel verfällt, aber schließlich durch eine reine Liebe „entsündigt und entsühnt wird". Pecht sagt über dies Werk: „Es paßt durchaus zu der Seltsamkeit der Motive, daß sich Genelli um den Ausdruck des wirklichen Lebens wenig kümmert, so daß seine Figuren nur zu oft durch eine unsichtbare Gewalt traumartig getrieben, nicht durch sich selbst bestimmt erscheinen."

Bedeutender als das faustische Werk ist das zweite, das den Typus des „Don Juan" schildert und richtet. Die etwas unterstrichene Moral verkündet schon das biblische Motto: „Wenn die Lust empfangen hat, gebiert sie die Sünde; die Sünde aber, wenn sie vollendet ist, gebiert den Tod." Die achtzehn Blatt, die zunächst vom Prinzgemahl Albert von England erworben waren und dann 1850 neu für Heinrich Brockhaus entworfen wurden, erschienen Mitte der fünfziger Jahre und machten infolge ihrer dämonischen Innerlichkeit und völligen Selbständigkeit bedeutendes Aufsehen. Gewiß, auch über dies starke und wahrhaft genial inspirierte Werk aus einer Zeit des traurigsten

*) Die Homer- und Dante-Zyklen Genellis sind jetzt zu billigen Preisen in einer volkstümlichen Ausgabe im Verlag von Walter Seifert in Stuttgart von neuem erschienen.

Digitized by Google

Der Raub der Europa. Gemälde von Bonaventura Genelli in der Schackgalerie zu München. Nach dem Kupferstich von J. Burger

. . . . . rasch hüpfte der Stier fort
Mit dem ersehnten Raub, und eilig gelangt er zum Meere.
Rückwärts wandte sie sich und rief und streckte die Hände
Gegen die Freundinnen aus, doch konnten ihr diese nicht nahen.
Da lag heiter beruhigt die Flut beim Nahen des Stieres,
Wassergetier sprang auf zu den Füßen des Zeus in der Runde,
Und auf dem Schwall hingaukelte froh der Delphin aus der Tiefe.

Aber die Nereustöchter entstiegen der See, im Vereine
Ritten sie all' ihm entgegen auf Rücken von Wassergetieren.
Und der über die Flut hinbraust, der Ländererschüttrer,
Ebnete selber die Wellen und schritt als Führer den Seepfad
Hin vor dem leiblichen Bruder; es drängten sofort die Tritonen
Sich zu dem Gotte heran, dumpfschmetternde Meertrompeter,
Auf gewundenen Muscheln ausschmetternd das Lied der Vermählung.

Aus der zweiten Idylle des Moschus

Digitized by Google

Blatt 8 der Folge „Aus dem Leben eines Wüstlings": Der Wüstling begegnet dem Leichenzuge seiner Gattin (Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig)

künstlerischen Tiefstandes hat sich bereits die Patina der Vergangenheit gelegt, aber noch immer sind einige der Blätter, namentlich ein wüstes Bacchanal, eine an Richard III. erinnernde Begegnung des Wüstlings mit der Leiche seiner Gattin und endlich ein Zwiegespräch zwischen Denker und Mönch Kronzeugen für unseres Künstlers zeitlos nach reiner Formschönheit strebendes Genie.

In den fünfziger Jahren beschloß Genelli diese Zyklen, Vorläufer von Klingers geistreicher Schwarz-Weiß-Kunst, mit einer Selbstbiographie „Aus dem Leben eines Künstlers", einer der interessantesten Selbstoffenbarungen der Kunst überhaupt. Hier wechseln idyllische Szenen mit solchen voll ausgelassener Lustigkeit, wie der figurenreichen eines römischen Trinkgelages, wir sehen den Künstler in der Anatomie vor der Leiche eines Selbstmörders, dessen blutiger Schatten vor seinem entsetzten Blick aufsteigt. Ein sehr interessantes Blatt zeigt den Jüngling auf einer Wanderung durchs deutsche Flachland, zwei alte Juden schleppen sich mit schweren Säcken beladen an dem in Träumen verlorenen Künstler vorbei. Das Schlußblatt „Die Genossenschaft des Jenseits" faßt noch einmal all seine Erinnerung an ihm Verwandte zusammen, und auch Friedrich Maler Müller hat hier dicht bei Jakob Carstens einen olympischen Ehrenplatz gefunden.

Jetzt endlich wurde Genelli allmählich auch die langentbehrte materielle Wertschätzung zuteil. Nachdem er durch seines treuen Karl Rahls Vermittlung mehrere Kompositionen für Baron Sina in Wien ausgeführt hatte, leuchtete auch ihm wie Böcklin, Lenbach und Feuerbach der Stern des um die deutsche Kunst des 19. Jahrhun-

Blatt 3 der Folge „Aus dem Leben eines Wüstlings": Frevelhaftes Betragen während eines Gewitters

Digitized by Google

Ein Theatervorhang. Gemälde von Bonaventura Genelli in der Schackgalerie zu München

Digitized by Google

Blatt 7 der Folge „Aus dem Leben eines Künstlers" Phantasus

derts so hochverdienten Grafen Schack. — Schack suchte, wenn auch, wie Genelli an Rahl schrieb, „etwas zu spät", das von andern Versäumte gutzumachen und gab endlich dem Künstler Gelegenheit, zahlreiche seiner römischen Entwürfe nun noch malerisch zur Ausführung zu bringen. Das erste der für Schack ausgeführten Gemälde, „Die Vision des Ezechiel", ist noch dünn im Kolorit und farbenarm, doch behält es seinen Wert durch die glänzende Anordnung der Engel und die großartige Darstellung tiermenschlicher Symbole. Daß Gott-Vater, wie fast immer bei Genelli, stark an sein Vorbild bei Michelangelo erinnert, tut der Schönheit des Ganzen keinen Eintrag. 1858 und 1859 entstand für die Schackgalerie dann Genellis farbenreichstes Gemälde: der „Raub der Europa". Alles, Wasser, Luft und Erde, Fabeltiere und Götter verschmilzt zu einem brausenden Akkord.

In Weimar, als der geistigen Zentralstätte des deutschen Klassizismus, wohin der kunstsinnige Großherzog Karl Alexander Genelli 1859 als Professor ohne Lehramt berief, und wo dieser seine letzten Jahre in inniger Freundschaft mit Friedrich Preller und regem geistigem Verkehr mit Böcklin, Lenbach, Otto Lehfeld, Alexander Rost, einem Grabbe in Duodez, verlebte, schuf er dann noch für Schack sein größtes Gemälde, den „Herkules bei Omphale", in enger Anlehnung an den Entwurf aus Rom. Die ganze ausgelassene Sinnenfreude der Alten mit all ihren grotesken Naturgöttern feiert in diesem Werk ein Fest, und endlich bekannte sich sogar sein alter Gegner

Blatt 20 der Folge „Aus dem Leben eines Künstlers": Römisches Trinkgelage (Aus toller Zeit)

Digitized by Google

Eros mit Anteros, seinem Gegner im Wettkampf der Liebe
Aus „Satura". (Verlag von Alphons Dürr, jetzt Hegel & Schade, in Leipzig)

Kaulbach zu dieser griechisch-dionysischen Kunst. Kühler im Kolorit, wenn auch dramatisch reicher ist das nächste seiner Bilder für Schack, die „Lykurgosschlacht", die Genelli im Gegensatz zur „Amazonenschlacht" Feuerbachs mehr in die Breite drängte, um in die Mitte den dichtesten Knäuel der Kämpfenden zu türmen.

Noch andere größere Gemälde folgten, doch haben die späteren die schon genannten weder an Leuchtkraft der Farbe noch an Kühnheit der Komposition erreicht. Man kann auch hier sehen, wie allmählich die kühlere Atmosphäre des Alters und des fest in Überlieferungen gefahrenen Weimar sich dämpfend und schwächend auf diese ursprünglich so kraftgeniale Natur legte.

Eine ganze Reihe teilweise herrlicher Federkompositionen entströmten noch immer der schaffensfrohen Meisterhand. Max Jordan, der Genelli

Der gefesselte Prometheus. Aus „Satura"

Digitized by Google

in inniger Seelenfreundschaft verbunden war, hat sie drei Jahre nach dem Tod des Künstlers, der, vor allem durch den frühen Tod seines einzigen, sehr talentvollen Sohnes gebrochen, 1868 in Weimar starb, unter dem Titel „Satura" gesammelt herausgegeben. Neben den erwähnten Schwächen Genellis, zu denen auch eine geringe Beherrschung des Gewandes kam, „die Lumpen genieren mich", hatte der alte Heide stets gesagt, finden wir hier noch einmal seine stilreine, klassische Kunst in einzelnen herrlichen und unvergänglichen Schöpfungen wieder.

Mars und Amor. Aus „Satura".

Ein reiches, auch heute leider noch zu wenig bekanntes Leben liegt vor uns, geadelt von dem idealsten Streben nach reiner, zeitloser Schönheit. Gewiß hat dieses reiche Schaffen Mängel, wie sie ja den meisten Großen anhaften; vor allem wird man ihm immer wieder den allzu engen Zusammenhang mit der Antike zum Vorwurf machen. Aber nichtsdestoweniger ist Genelli kein geistloser Nachbeter und reiner Epigone, sondern bei ihm ist Wahlverwandtschaft, was oberflächlichen Betrachtern als Nachahmung erscheint. Genellis Griechentum ist ursprünglicher, undeutscher als das Goethes. Es ist nicht sentimentale Rückerinnerung eines Schwärmers wie Hölderlin, sondern es steht fest und sicher im tiefen Boden einer kraftstolzen, urwüchsig-starken Persönlichkeit.

Kentaurenfamilie. Aus „Satura" (Verlag von Alphons Dürr, jetzt Hegel & Schade, in Leipzig)

Digitized by Google

Herkules Musagetes bei Omphale. Gemälde von Bonaventura Genelli in der Schack-Galerie zu München

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

Im Weltkriege von Südchile zur Front

Von Erich von Salzmann

In den letzten Julitagen des vergangenen Jahres befand ich mich auf der Wiederausreise von Deutschland nach Ostasien gerade in Südchile. Dieser Weg mag zwar etwas ungewöhnlich erscheinen, aber da, bei dem außerordentlichen Zunehmen unseres Überseehandels, die südamerikanischen Republiken von Jahr zu Jahr mehr das Interesse der deutschen Fabrikanten in Anspruch nehmen, drängte es mich, dieses Gebiet — das riesige Möglichkeiten für Deutschlands Zukunftsausfuhr bietet — mit meinen eigenen Augen kennen zu lernen.

Zugleich verband ich damit einen Besuch von Blutsverwandten, denn mein Bruder, der jetzt auch schon längst an der Front ist, farmte damals noch in Paraguay, und einer meiner Urgroßväter, der in Deutschland auf einer Staatsdomäne saß, ist in der Konfliktszeit um 1848 herum nach Südchile ausgewandert, um dort im Urwald zu kolonisieren. Seine Nachkommen, meine Vettern, sitzen heute noch dort, es geht ihnen gut. Sie sind bodenständige Chilenen geworden, aber trotzdem im Herzen noch treu deutsch geblieben.

So traf mich der Krieg am Ende der Welt. Das Kabel, das Deutschland mit Südamerika verbindet, hatte uns schon seit Wochen die sich zuspitzende Lage gemeldet. Man war im Auslande besser unterrichtet über das, was in der Heimat vorging, als man vielleicht im allgemeinen hier annimmt.

Gerade an jenem ersten Augustabend hatte der Flotten- und Militärverein Valdivias, der größten Stadt Südchiles mit ausgesprochen deutschem Gepräge, zu einer seiner allmonatlichen Veranstaltungen eingeladen. Als ich an jenem Abend um halb acht Uhr mit meinen Verwandten zu dem Vereinshause ging und in die Halle trat, hörte ich schon von Mund zu Munde gehen: „Deutschland hat an Rußland den Krieg erklärt, und sofort hat Frankreich mit Deutschland auch die Feindseligkeiten aufgenommen.“ Da herrschte eine begreifliche Unruhe unter den zahlreich Versammelten. Der seit Wochen gefürchtete Ausbruch des Weltkrieges war in greifbare Nähe gerückt. Die meisten konnten das Riesenhafte der Ereignisse noch nicht erfassen, und mit nervöser Ungeduld erwartete die Versammlung nähere und genauere Mitteilungen. Die ließen nicht lange auf sich warten. Der Vorsitzende, Oberlehrer Frey, gab dem einen der deutschen Buchhändler des Ortes, der die deutschen Kabelmeldungen in den spanischen Zeitungen täglich veröffentlichte, das Wort, und dieser las kurz die Depesche der Gesandtschaft aus Santiago vor, nach der Rußland die Feindseligkeiten begonnen habe und der Krieg mit Frankreich unvermeidlich sei. Das war eine Erlösung aus einer seit Wochen fast unerträglich werdenden Spannung. Man glaubt in Deutschland nicht, wie aufmerksam der Deutsche im Auslande alles, was in der Heimat vorfällt, beobachtet. Wie zündend hatten die Worte des Kaisers, die er vom Schlosse aus zur Menge gesprochen, und die uns das Kabel sofort wörtlich überbracht hatte, hier gewirkt!

Hier draußen fühlt man sich nicht als Kosmopolit, hier draußen ist man gut deutsch und wird es nach dem Kriege noch zehntausendmal mehr sein, denn gerade die Engländer haben die wenigen schwachen Deutschen, die ihr Volkstum zu verlieren begannen, jetzt als Deutsche gebrandmarkt, und wir, denen diese Leute seit Jahrzehnten kein geringer Dorn im Auge waren, freuten uns dessen, jetzt nach diesem Weltkriege mit doppeltem Stolz im Auslande sagen zu können: „Ich bin ein Deutscher — civis germanus sum.“

Stehend sang die Versammlung die Nationalhymne.

Der Augenblick, uns unsere Flotte in Lichtbildern vorzuführen, konnte nicht besser gewählt sein. Gerade vor kurzer Zeit war Prinz Heinrich mit der schnellen „Straßburg“ und den mächtigen Panzerkolossen „Kaiser“ und „König Albert“ hier gewesen, und jeder Deutsche hatte seine helle Freude an unseren schönen Schiffen und unseren blauen Jungen gehabt. Nicht weit von hier liegt jener für die künftige Weltgeschichte berühmte Hafen Coronel, in dessen Nähe Graf Spee ein englisches Geschwader vernichtete. Graf Spee hatte hier und besonders in Ostasien einen guten Namen. Ich selbst habe das große Glück gehabt, vor einundeinhalb Jahren als sein Gast auf der „Scharnhorst“ mitgenommen zu werden, Augenblicke, die mir unvergeßlich bleiben und mir als Landratte von neuem unbegrenzte Ehrfurcht vor dem Tun und Treiben unserer famosen blauen Jungen abgenötigt haben. Ich sehe ihn heute noch vor mir, den Grafen, hochgewachsen, blaue Augen, breitschultrig und nervige Fäuste — der Typ eines Seemannes. Sein Name wird in Südchile ebenso unvergeßlich bleiben, wie der Ruhm seiner Schiffe in der Geschichte.

Mit dem alten Trutzlied der Deutschen „Die Wacht am Rhein“ schloß die Versammlung und ging still auseinander. Da war nichts von ruhmrediger Siegesvorfreude, wie

Digitized by Google

ich sie auf meiner Reise in allen der mit dem Dreiverband sympathisierenden Republiken der Neuen Welt überall fand. Da betrank sich niemand, wie ich es später in New York oft bei englischen und französischen Matrosen, aus bloßer Vorfreude am Raufen oder vielleicht auch aus Angst, sah. Aber da war auch kein Deutscher, der nicht sofort, auch mit dem sicheren Tode vor Augen, das Gewehr geschultert hätte, nur um seinem Vaterlande einen Dienst erweisen zu können.

Der 2. August fand mich bereits auf der Fahrt nach Norden durch die langgestreckte schmale Küstenrepublik am Stillen Ozean. Am Nachmittag blitzten und glühten die schneebedeckten Anden vom Osten herüber, deren lebensgefährliche Pässe ich mit drei Führern in einer langen Winterwanderung — denn wir sind hier auf der südlichen Halbkugel —, von Mendoza im argentinischen Tiefland bis nach Los Andes in der chilenischen Republik, Anfang Juli überquert hatte.

Wer zustieg oder auch nur einen Bekannten traf, sprach von nichts anderem als vom Kriege.

Die riesigen, nach nordamerikanischem Muster aufgemachten Zeitungen brachten Hunderte und aber Hunderte von Depeschen über den Krieg, Depeschen, die meist wohl in den Redaktionsräumen der großen Städte des Nordens gemacht worden waren. Da war schon am 2. August das deutsche Heer vor Lüttich vollkommen geschlagen und vernichtet. Ganze Regimenter von Ulanen waren gefangen genommen, — selbstverständlich ist seit 1870/71 jeder deutsche Kavallerist im Auslande ein Ulan! Da waren Hunderte von deutschen Kanonen und Maschinengewehren erbeutet und der ganze Fall für Deutschland schon jetzt am zweiten Tage des Krieges als vollkommen hoffnungslos dargestellt. Es war wirklich nicht schwer zu sehen, auf welcher Seite die Sympathien dieser halb indianischen, halb romanischen Rasse, die nur geringe germanische Blutbeimischung aufweist, lagen. Andererseits konnte man schon jetzt leicht aus den Zeitungen herauslesen, daß das Eingreifen Englands nur noch eine Frage von Tagen war. Die Neutralität Italiens wurde als sichere Voraussetzung behandelt, sein späteres Einschwenken zum Dreiverband, trotz aller bestehenden Verträge, als gesichert betrachtet.

Am 3. August morgens befand ich mich in Valparaiso, dem größten Hafen des Landes. Dort war die Aufregung nicht gering. Unsere tapfere „Goeben" und „Breslau" waren — sage und schreibe — von den Franzosen gekapert und unter dem Jubel der Bevölkerung nach Toulon geschleppt. Der kleine „Panther", seligen Agadir-Angedenkens, war bei den Azoren vernichtet worden. Der Kaiser Franz Joseph war ermordet, ebenso der König von Italien. Das Bild des greisen Kaisers von Österreich stand tatsächlich umflort in so manchem Schaufenster, und die Depeschen, die bei allen Zeitungsbureaus und noch in vielen anderen Schaufenstern aushingen, wiederholten sich mit solcher Bestimmtheit, daß man beinahe die Wahrheit derselben glauben konnte.

Die Banken zahlten nur noch an besonders Begünstigte Geld aus. Bares Gold und der Paß erlangten bald eine Wichtigkeit, wie sie sie seit mittelalterlichen Zeiten nur noch in Rußland und dem Innern Chinas gehabt haben. Über den schönsten Kreditbrief hohnlachten die englischen oder französischen Bankbeamten. Man konnte daheim Millionen besitzen und hätte doch hier im Auslande verhungern können, denn ohne persönliche Beziehung bekam man keinen Pfennig aus den Banken heraus. Wie so oft in meinem Leben hatte ich auch hier wieder mal Glück, man nennt es wohl Dusel. Auf der deutschen Banco Transatlantico traf ich in höherer Stellung einen alten Bekannten aus Deutschland und China, einen Herrn von Holleben, und bekam auf dessen Fürsprache genügend Gold auf meinen Kreditbrief herausgezahlt, um der Reise nach Deutschland mit einer gewissen Zuversicht entgegenzusehen. Niemals galt das Sprichwort mehr: „Bar Geld lacht."

Wieder versammelten sich hier in Valparaiso die Deutschen, um zu beraten, was zu geschehen habe. Wieder erlebte ich den erhebenden Moment, daß die große Masse der Auslandsdeutschen treu zum alten Vaterlande stand, bereit ihm alles, und sei es auch sein Leben, darzubringen! In diesen schweren Tagen war es ein Mann, der es besonders verstand, die Deutschen zusammenzuhalten, der mit vollendetem Takt und Meisterung des Wortes vor der großen Masse den richtigen Ton fand, um zum Herzen zu reden und aller Gemüt für das Vaterland zu entflammen, — das war der chilenische Instruktionsoffizier Lothes, ein deutscher Generalstabsmajor, dessen beide Söhne bereits vor dem Feinde standen.

In den Straßen staute sich die Menge vor den aushängenden Telegrammen, die die unglaublichsten Gerüchte brachten.

Noch war der Krieg mit England nicht ausgebrochen, aber die in Gruppen stehenden Engländer auf der Straße verstummten, wenn ein Deutscher zufällig dazutrat, und man sah oft recht feindselige Blicke. Trotzdem stand bereits in den Telegrammen, die sogar öffentlich halboffiziell in der „Moneda" angeschlagen waren, von großen Schlachten zwischen den beiden seefahrenden Nationen.

Ich selbst, der ich von jeher ein Freund, um nicht zu sagen Bewunderer der Engländer gewesen war — heute ist es an Hand der Tatsachen anders geworden —, glaubte nicht an den Krieg mit England. Ich konnte mir nicht vorstellen, daß dieses große Volk, mit dessen Volksgenossen ich seit Jahren gute Freundschaft gehalten hatte, das Volk, das eine so stolze Geschichte aufweist, feige und hinterlistig einen so kläglichen Vorwand,

Digitized by Google

wie unsern Einmarsch in Belgien, als Neutralitätsbruch in alle Welt ausposaunen würde, um damit als Vorwand, im Verein mit dem barbarischen Rußland und dem niedergehenden Frankreich, über den lästig werdenden Konkurrenten herzufallen. Damals glaubte und wußte ich es noch nicht, daß dem stolzen England keine Lüge gemein und niedrig genug sei, um sie über uns zu verbreiten, daß die Männer dieses Volkes, deren hochfahrenden Stolz gegenüber den Eingeborenen ich auf allen Teilen der Erde beobachtet hatte, nun dieselben Eingeborenen gegen die Söhne unseres Vaterlandes hetzen und mit ihnen Schulter an Schulter kämpfen würden.

Ich nahm einen Fahrschein nach Norden auf der „Orissa", einem englischen Dampfer, der nach Panama bestimmt war. Das erschien mir als der beste und schnellste Weg, die Zentrale der Neuen Welt zu erreichen, New York. Von dort aus erhoffte ich sicher Gelegenheit zur Heimfahrt nach dem Vaterlande zu finden.

In wunderbarem Sonnenglast lag der alte Hafen Valparaiso da, ein Platz, der seinen Namen „das Paradiestal" nicht umsonst trägt. Terrassenförmig bauen sich die Villen bis an den fernen Horizont auf, und man versteht, warum die Flibustier, deren kühner Seefahrtsgeschichten ich mich aus meiner Jungenzeit noch mit dem größten Genuß erinnere, und die die Vorgänger der modernen Engländer waren, in früheren Jahrhunderten gerade diesen Ort mit ihren Brandschatzungen und mörderischen Überfällen heimgesucht haben.

Der nächste Morgen fand uns vor Coquimbo im Nebel. Der Engländer fuhr am Hafen vorbei, wir Deutsche sagten: „Selbstverständlich." Wir mußten tatsächlich kehrtmachen, und als wir auf der Reede lagen, schoß bereits die Dampfpinasse mit der englischen Konsularflagge heran, es mußte also etwas Besonderes geschehen sein, daß Seine Hochmögende Exzellenz „der Konsul" Seiner britischen Majestät in Person an Bord kam. Erregtes Durcheinanderreden am Fallreep bestätigte das. Kurz darauf wußte es jeder an Bord: „England hat an Deutschland den Krieg erklärt."

Ich konnte und wollte es zuerst nicht glauben, aber bald darauf bestätigte die Nachricht einen Funkspruch aus Santiago, und ein Zweifel war nicht mehr möglich. Da saß ich nun an Bord des Engländers und kam mir vor wie die Maus in der Falle. Die Franzosen hohnlachten bereits taktloserweise. Noch betrugen sich die Engländer tadellos. Augenscheinlich hatte der Kapitän Weisung gegeben, daß man den Deutschen an Bord höflich gegenübertreten solle. Mehr als einer der Söhne Albions trat an mich heran, um mir sein persönliches Bedauern über das Verhalten seiner Regierung auszusprechen, aber immer merkte man den Unterton: ‚Poor Germany! Jetzt müssen wir auch mit diesem Lande Krieg führen, müssen es vereinnahmen, wie wir Kanada, Indien, das Kapland weggenommen haben. Wir müssen die deutsche Flotte versenken, das Heer vernichten und Deutschland zu England schlagen, — aber das tut ja unseren persönlichen Beziehungen zu dem einzelnen Individuum keinen Abbruch, und weshalb sollen alte Freundschaften daher in die Brüche gehen? Auch dem Neger gefällt es ja unter unserer Herrschaft, also wird es auch dem Deutschen gefallen.' So dachten die anmaßenden Engländer, und mancher denkt heute immer noch so. Sie ließen uns das in einem höflichen Mitleid fühlen, das doppelt erboste.

Jetzt mag sich endlich langsam in England die Erkenntnis Bahn brechen, daß das Vetternvolk jenseits der Nordsee zum mindesten gleichberechtigt auf diesem Planeten ist. Die große Rechnung, die Sir Grey und Genossen aufgemacht haben, stimmt nicht mehr ganz. Heute kämpft nicht nur der verachtete bezahlte Söldner, heute muß auch auch mancher Sohn des Landes heran, obwohl noch immer nicht allen Engländern der Ernst des Augenblicks, der den Wendepunkt im Schicksal des größten aller je vorhanden gewesenen Weltreiche bedeutet, wirklich klar geworden ist.

Kapitän wie Offiziere versicherten mich ein über das andere Mal ihrer Hochachtung für die Deutschen, die zur Fahne in die Heimat eilten. Sie sagten, die Engländer dächten gar nicht daran, nach Hause zu gehen: „Was ist uns der Krieg! Dieser Krieg ist ein government business — Regierungsgeschäft —, das uns gar nichts angeht."

Nun kamen neue Passagiere. Da standen vier wettergebräunte, schlanke Gestalten auf dem Promenadendeck im typischen blauen Jakettanzug, schmale, energische Gesichter, blaue Augen. Das waren unverkennbar deutsche Marine-Reserveoffiziere. Und richtig waren es die Offiziere des Segelschulschiffes des Norddeutschen Lloyd, die sich sofort mit der Kriegserklärung, getreu ihrem Fahneneid, auf den Weg gemacht hatten, um sich nach der Heimat durchzubetteln. „Betteln" klingt hier wie ein bitteres Wort, aber es war wirklich so. Die armen Kerls hatten nur soviel Geld in der Tasche, um notdürftig wie ein Eingeborener, schlechter als Zwischendeck, unterzukommen. Niemand unterstützte sie, niemand half ihnen weiter. Sie waren auf sich selbst gestellt, und ich habe mit ihnen in diesen Tagen an Land wohl viel große Worte hören müssen, aber von materieller Unterstützung für diese Offiziere, — wie sie zum Beispiel jedem einzelnen Franzosen von seiten seines Landesvertreters zuteil wurde —, war keine Rede. Wer Geld in Händen hatte, hielt es an sich, und alle Quellen versagten. Der Kapitän, ein Schotte, hatte die Deutschen nur gegen die Versicherung aufgenommen, daß sie, auf den erwarteten Befehl von der englischen Gesandtschaft aus Santiago, im nächsten Hafen sein Schiff verlassen würden.

Digitized by Google

Als wir Coquimbo verlassen hatten, kamen uns backbord die Rauchfahnen zweier Schiffe in Sicht, die wir bald als Kriegsschiffe erkannten. Unser Kapitän hielt merkwürdig dicht zur chilenischen Küste, um sich die chilenische Neutralitätsgrenze für alle Fälle zu sichern. Hierbei mag heute nur an unsere arme „Dresden" erinnert sein! Bald erkannten wir in den beiden Schiffen chilenische Kreuzer, die nach Norden fuhren, um erwartete Unruhen der Salpeterarbeiter in den Küstenstädten des nördlichen Chile unterdrücken zu helfen.

Dem Kapitän fiel wohl ein Stein vom Herzen, als er die Chilenen erkannte. Denn schon spukten durch den Funkentelegraph Gerüchte von der Anwesenheit deutscher Kreuzer, besonders unsere tapfere „Emden" wurde damals an der südamerikanischen Westküste schon viel genannt. Nachtsüber fuhren wir mit halber Fahrt und abgeblendeten Lichtern.

Am 6. August lagen wir vor Antofagasta, jenem übelberüchtigten Ausfuhrplatze des Salpeters, der den Reichtum der nördlichen Gebiete der Republik Chile ausmacht. Wieder kam der englische Regierungsvertreter an Bord. Die Deutschen wurden zum Kapitän gerufen, der uns in kühler aber höflicher Weise eröffnete, er bedaure, auf Befehl seiner Gesandtschaft aus Santiago hin, uns nicht weiter mitnehmen zu können, wir müßten das Schiff verlassen.

Es war Abend.

Die hier wirklich fast wahnsinnig gewordenen Zeitungen verbreiteten die unglaublichsten Geschichten über den Kriegszustand. Da hatte der Kronprinz den Kaiser zu ermorden versucht, nur um die Regierungsgewalt an sich zu reißen. Da war der Kaiser nach Norwegen geflohen. Alles Volk in Deutschland hungerte, und ganze deutsche Divisionenen rechneten es sich mit ihren Offizieren zur höchsten Ehre an, vor den „edlen" Franzosen die Waffen zu strecken. Die Engländer waren in Belgien so unglaublich tapfer gewesen, daß sie die Deutschen in Karreeform, wie zuzeiten Wellingtons, erwartet und selbstverständlich alle Deutschen kurz und klein geschossen hatten.

Die Franzosen an Bord triumphierten. Man hörte schon laute Hohnrufe auf die Deutschen, und schon hier kam uns das bittere Gefühl, daß wir fast heimat- und rechtlos geworden waren, sich alle Welt gegen uns wandte, daß man nur auf sich selbst stand und nur durch eigene Kraft sich weiter zu helfen vermochte.

Schlecht und recht kamen wir in diesem schrecklichsten aller Orte in einem Hotel unter. Engländer und Amerikaner rekelten sich in der Halle in den Liegestühlen und besprachen mit einer äußerlich betonten Wurstigkeit die Kriegsnachrichten, als ob sie das Resultat des Derby oder irgendeines anderen sportlichen Ereignisses erörterten. Man trank Whisky dazu und schloß Wetten ab. Uns hat es oft gekocht zu hören, wie diese Dollarjäger da über Zehntausende von erschlagenen Soldaten mit einer Gleichgültigkeit sprachen, die geradezu beispiellos war.

Hier regnet es nie. Die vollkommen vegetationslosen Berge, hinter denen die Salpeterwüsten liegen, starren kahl und ausgetrocknet herüber. Etwas Trostloseres, als diese nur vom Salpeter-Export lebenden Städte an dem schmalen Küstenstreifen, kann man sich gar nicht vorstellen. Wie ein scharfer Dunst von pulverisiertem Pferdeunrat und von Indianerschweiß lag es über allem und jedem, über den Straßen und Häusern und auch über den paar kümmerlichen, grünen Fleckchen, die man auf der Plaza unter außerordentlichem Aufwand von Wasser aufrechterhält.

Kein Schiff wollte uns Deutsche mehr aufnehmen. Wir waren schon wie geächtet und gebrandmarkt. Wir mußten volle neun Tage warten, bis endlich ein chilenischer Dampfer — dessen Aktionäre übrigens auch Engländer sind — nach Norden ging. Der Agent des Dampfers war natürlich derselbe Engländer, der auch der Agent für die „Orissa" war. Mit der rechten Hand zahlte er uns den nicht abgelaufenen englischen Fahrschein nach Panama in chilenischem Geld aus, kniff das linke Auge zu, barbierte uns schnell über die Ohren und nahm uns mit der linken Hand für den neuen chilenischen Fahrschein seiner Agentur das Doppelte in englischem Gold ab, was uns die Weiterfahrt auf der „Orissa" gekostet hätte. Andere Passagiere zahlten zu dieser Zeit fünfzig Prozent des gewöhnlichen Fahrpreises, da die Küstenlinien untereinander alle in scharfer Konkurrenz lagen. Wir Deutsche mußten natürlich voll nach dem Tarif zahlen, und wir waren vollkommen hilflos dagegen, mußten überhaupt dankbar sein, daß er uns noch mitnehmen wollte, denn sonst hätten wir in diesem nervenverzehrenden Höllenloch bis zum Weltuntergang sitzen können.

Um diese Zeit trieben sich bereits Tausende von brot- und beschäftigungslosen Salpeterarbeitern, die man wie das liebe Vieh behandelte, in den Straßen herum und warteten auf den Abtransport nach dem Süden durch die Regierung. Tausende hatte man der Einfachheit halber in die verschlossene Rennbahn eingesperrt. Wären die chilenischen Kriegsschiffe nicht draußen gewesen, so hätte es sicher Skandal, Mord, Totschlag, Raub und Plünderung gegeben, aber hierzulande weiß man, daß die Soldateska nicht mit sich spaßen läßt, und ein Menschenleben ist überhaupt nichts wert.

Das Glück war uns insofern günstig, als uns der im Hafen stilliegende deutsche Kosmosdampfer „Hathor" durch Vermittlung des Konsuls gleichsam als Einquartierung aufnahm, so daß wir wenigstens menschlich untergebracht waren. Neun Tage dauerte, wie gesagt, diese unfreiwillige Gefangenschaft.

Endlich am 15. August war der chilenische Dampfer „Valena" eingelaufen, der uns

Digitized by Google

weiter nach Norden mitnehmen sollte. Das schreckliche Wartenmüssen, die absolute Unmöglichkeit des schnelleren Vorwärtskommens, weil man eben Deutscher war, und die Ungeduld, die uns schließlich erfaßt hatte, die uns unaufhaltsam vorwärtstrieb — dahin wo wir hingehörten, nämlich zum deutschen Heer, um den Boden unserer Altvorderen mit verteidigen zu helfen, kann vielleicht niemand in der Heimat voll ermessen!

Wieder war es fast wie eine Erlösung, als wir an Bord der „Palena" waren, denn man war bis zum letzten Augenblick, ehe nicht die Koffer an Bord waren, nie sicher, ob nicht ein niederträchtiger englischer, französischer oder sonstiger Kapitän — denn die Schiffe dieser Küstenlinien fahren alle mit fremden Kapitänen —, die Mitnahme der deutschen Passagiere verweigern würde. Aber es ging alles gut.

Ein kleiner Hafenort der Westküste Südamerikas folgte nun monoton dem andern. Es war immer dasselbe Bild.

Engländer und Franzosen verbrüderten sich unter Champagner- und Whiskygelagen und feierten bereits riesige Siege, die wahrscheinlich nie stattgefunden hatten. Da warfen die sonst so unnahbar tuenden Söhne Albions in Iquique voll Heldenmut Fensterscheiben zur Siegesfeier ein und mußten sich von ihrem eigenen Konsul abrüffeln und in Strafe nehmen lassen, indem er ihnen das zurückhaltende Benehmen der Deutschen als Beispiel vorhielt. Wir Deutsche konnten nichts tun, wir mußten gedrückt zusehen, wie die andern taten, als ob die Welt ihnen gehörte und wir Deutsche gar nicht existierten. Was kümmerte heute die Passagiere, als wir in Callao einliefen, die neueste Nachricht, daß der Papst gestorben sei, die sonst hier in den mehr als strengkatholischen Ländern das äußerste Aufsehen erregt hätte!

Man griff nach den übrigens infolge Papiermangels sehr dünn gewordenen Zeitungen, nur um gierig nach den neuesten Depeschen vom Kriegsschauplatz zu sehen, und trotz aller englischen und französischen Siegesmeldungen war es unverkennbar: die Deutschen rückten vor, halb Belgien war schon unser, und das Herz schwoll uns da draußen vor Stolz.

Alle diese Halbindianer-Republiken hier kamen durch den Stillstand des Warenverkehrs mit Europa und die Kreditverweigerung seitens der europäischen Großhäuser in die übelste Klemme. So durfte zum Beispiel in Peru kein Passagier mehr Gold mit sich nehmen, als vierzig englische Pfund. Niemand durfte damals von seinem Bankguthaben mehr abheben als fünf Prozent und wer gestern noch an reich besetzten Tischen tafelte, konnte heute vielleicht seine Markteinkäufe nicht mehr bar bezahlen.

Auch hier wieder strömten die Deutschen herbei, um zu den alten, ruhmumrauschten Fahnen der Heimat zu eilen. Ich traf einen guten Bekannten, den Hauptmann Muther, der aus Bolivien kam, und mit dem ich den China- und Afrika-Feldzug mitgemacht hatte. Auch er ist durchgekommen und heute längst an der Front.

Am 20. abends endlich kamen wir aus dem verwünschten Callao heraus. Chilenen und Peruaner sind Todfeinde, und die peruanische Hafenbehörde machte dem chilenischen Dampfer jede mögliche Schwierigkeit, um ihn aufzuhalten und damit dem peruanischen Konkurrenzdampfer Passagiere zuzuführen.

Bis Panama mußten wir, nach den strengen nordamerikanischen Quarantänegesetzen, des gelben Fiebers halber, das stets in Guayaquil in der Nachbarrepublik Ecuador wütet, in See sein. Diese Strecke liegt bereits in den dichtesten Tropen, und die Fahrt wurde bei der miserablen Verpflegung nach spanischer Art, und da wir sehr dicht untergebracht waren, eine reine Tierquälerei. Aber wir ertrugen das gern, denn wir kamen ja der Heimat näher.

Am 26. ganz früh morgens sahen wir die Lichter des Kanals von Panama vor uns.

Wir glaubten nun beinahe, daß wir geborgen seien und ahnten nicht, daß die Hauptschwierigkeiten jetzt erst beginnen sollten.

Der schwüle Tropentag kam herauf.

Man sah deutlich, wie auf den Inseln vor der Kanaleinfahrt gesprengt wurde. Die Vereinigten Staaten arbeiteten dort an Befestigungen, die dem freundlichen „Japs" einmal die Einfahrt verwehren sollen, denn der Kanal selbst mit seinen Schleusen und den fortwährenden Erdrutschen, besonders an dem bekannten Culebra-Durchstich, ist ein recht empfindliches Sorgenkind der sowieso, mit kaum verhehlter Angst im Herzen, nach dem fernen Osten schauenden großen Republik. Ich persönlich halte die Kanalbauten für so empfindlich, daß die Bomben eines einzigen japanischen Marinefliegers die Durchfahrt eines amerikanischen Geschwaders womöglich auf Wochen hinaus unmöglich machen werden.

Dicke weiße Wolkenballen lagen über der kaum erkennbaren tropischen Uferlandschaft. Der Hafenarzt kam an Bord. Er ist die gefürchtetste Persönlichkeit weit ringsum. Denn auch nur ein Wort von ihm genügt schon, um so einen Unglücksdampfer der südamerikanischen Republiken für Wochen — mit Fieberverdacht — festzulegen. Es ging aber alles gut. Die neuesten Nachrichten, die selbstverständlich nur deutsche Niederlagen meldeten, brachten die Agenten der nach Nordamerika gehenden Schiffslinien mit. Eine taktlose Französin setzte sich mit großem Geschnatter ans Klavier und drosch die Marseillaise, obwohl der Kapitän ausdrücklich, auf großen aushängenden Plakaten in vier Sprachen, jede Äußerung über Politik und den Krieg — bei Strafe des sofortigen An-Land-setzens — verboten hatte, um den begreiflicherweise ständig in der Luft liegenden öffentlichen Skandal zu vermeiden.

Die Visitation der Passagiere war ver-

Digitized by Google

hältnismäßig mild. Es wurde, um der Form und den Gesetzen zu genügen, nur an einer Stelle an Deck ausgeschwefelt, was einige Ratten zur schleunigen Flucht über die Sonnensegel veranlaßte.

Nun rissen sich die Agenten der Linien um die Passagiere für New York, um ihre Provision einzustecken. Wir erfuhren, daß man sämtliche Deutsche von einem amerikanischen Dampfer der United Fruit Company in Kingston, ohne irgendeinen Protest anzuhören, heruntergeholt und gefangengesetzt hatte. Diese Linie ließ auch prompt anschlagen, daß sie Passagiere für ihre Dampfer nicht mehr mitnähme. Unter „Passagiere" verstand man in diesem Falle und zu dieser Zeit tatsächlich wieder nur Deutsche und Österreicher. Jedem Engländer und Franzosen stand es frei, zu reisen mit wem oder wie er nur wollte.

Die einzige wirklich amerikanische von Colon aus gehende Linie war die der Panama-Eisenbahn gehörige, deren Agent es auch wieder als eine persönliche Vergünstigung betrachtete, wenn er einen Passagier für die Überfahrt buchte. Der Mann war allerdings insofern im Recht, als diese Linie eigentlich nur für den Verkehr der Angehörigen der Kanalbaugesellschaft eingerichtet war.

Wieder kamen Tage des Wartens. Wieder zuckten englische Agenten von nach New Orleans gehenden Linien höhnisch die Achseln, wenn man rein geschäftsmäßig nach Überfahrtsgelegenheit fragte, und sie merkten, man war ein Deutscher. Wieder mußte man neun Tage lang die Zähne aufeinanderbeißen und die Faust in der Tasche ballen, wenn es auch innerlich kochte. Denn nur mit äußerlich eisiger Höflichkeit war die Möglichkeit des Vorwärtskommens zu erlangen. Ich erlebte es, daß mir die Firma Ehrmann auf meinen Kreditbrief nicht einen Cent zahlte, sondern mich nur höhnisch abwies: das Deutsche Reich sei in ihren Augen bankrott. Ich erlebte es ferner in Colon, daß der englische Konsul am Aufgang eines nach Europa bestimmten italienischen Dampfers stand und dem Kapitän klipp und klar erklärte, er würde nach dem nächsten englischen Hafen depeschieren, falls er auch nur einen Deutschen mitnähme. Derselbe Konsul kontrollierte jeden an Bord des Italieners Gehenden, nur um den verhaßten Deutschen die Möglichkeit des Heimkommens zu verwehren. Und der nach seiner Heimat fahrende italienische Gesandte aus Lima erklärte öffentlich, er protestiere gegen die Mitnahme von deutschen Passagieren, denn er habe nicht Lust, sich deshalb Unannehmlichkeiten auszusetzen. Da waren zwei Brüder Schroeder, die mir lebhaft in Erinnerung geblieben sind. Es waren die Söhne eines in Peru vor Jahrzehnten eingewanderten deutschen Kavallerieoffiziers, also richtige echte Peruaner, die nur mühsam deutsch sprachen. Denn wer auf dem Grund und Boden einer der südamerikanischen Republiken — gleichgültig von Eltern welcher Nationalität — geboren ist, wird dadurch von selbst Bürger des betreffenden Staates. Der Vater Schröder, der das Eiserne Kreuz von 70 trug, hatte seine Jungens ohne Besinnen auf den Weg geschickt, damit sie sich in der alten Heimat als Freiwillige stellten. Sie hatten richtige, echte Papiere mit Geburtsschein und Paß, und doch wies sie der Italiener höhnisch ab, als sie, auf ihre Papiere hin, Passage verlangten, nur weil der englische Konsul sie mit Deutschen zusammen gesehen und daraufhin denunziert hatte.

Wieder mußten wir volle neun Tage in diesen häßlichen Tropenorten bis zu unserem Fortkommen warten. Diese Plätze, die schlimmer als Port Said oder Suez seligen Andenkens sind, weisen ein Menschengewimmel auf, dessen Blutmischung der größte Fachgelehrte nicht mehr auseinanderfinden würde. Hier sah man Varietäten weißer, gelber, roter und schwarzer Abstammung mit allen möglichen Abstufungen.

Schließlich kamen wir fort, und das kam so: Der übersmarte amerikanische Agent der Panama-Eisenbahngesellschaft merkte, daß bares Gold außerordentlich hoch im Kurse stieg. Gnädig, wie er war, gestattete er uns — gegen Bezahlung des vollen Überfahrtpreises erster Klasse — im Zwischendeck seines Dampfers, dem „Advance", mitzufahren, nachdem wir uns feierlich mit unserer Namensunterschrift verbürgt hatten, niemals auch nur den geringsten Geldanspruch an ihn persönlich oder seine Linie zu stellen. Er machte ein dreifaches Geschäft, denn erstens verdiente er dreißig Prozent am Kurse, zweitens dadurch, daß er Gold, das hier selten wurde, in die Hand bekam — denn er nahm uns nur gegen Goldzahlung — und drittens steckte er uns in die Luken, also schlechter wie Zwischendeck, und schob den Geldunterschied in die eigene Tasche. Ganz Colon lachte über den glänzenden Kniff und die Smartneß des Amerikaners. Wir zahlten gern, denn wir kamen wieder mal ein Stück vorwärts und der ersehnten Heimat näher.

Heil dir, freies Amerika! So dachten wir, als wir unsere Schiffskarte in der Tasche hatten. Diesmal hatten wir aber die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Nirgends wird man mehr von Beamten schikaniert, als jetzt in dem freien Amerika, und der russische Unteroffizier an den Grenzen des heiligen russischen Reiches, der verstohlen die Hand aufmacht, damit der Rubel hineinrollt, ist, wenn man nicht sofort zahlt, geradezu ein Waisenknabe gegen diese amerikanischen Beamten. Mit einer wahren Raffiniertheit hat man ein System herausgefunden, um diejenigen, die den Boden des großen, freien Amerika betreten wollen, nach Möglichkeit zu quälen. Wer kennt nicht in unserer Heimat den protzigen Onkel aus Amerika, der auf dem Luxusdampfer, dem Luxushotel oder im D-Zug für sein Geld die unmöglichsten Anforderungen stellt und hochmütig protzig auftritt? Derselbe Mann wird drüben vor

Digitized by Google

seinen Beamten so klein wie eine Maus und zeigt gegenüber den ausgeklügelten Finessen der Kontrolle, ehe man an Bord kommt, eine Lammsgeduld, die uns fast bewunderungswürdig vorkam. Man ließ uns seelenruhig etwa eine Stunde in der brütenden Mittagstropensonne am Landungssteg warten. Ob da Damen umfielen oder Kranke keine Sitzgelegenheit hatten, was kümmerte das den freien Amerikaner! Ich habe, ehe ich an Bord kam, wohl ein dutzendmal Erklärungen abgegeben oder unterschrieben, Gepäck abstempeln, die Fahrkarten ein paarmal kontrollieren lassen, und wurde schließlich, mit einer Fahrkarte erster Klasse, kurz und schroff irgendwo eine schmale Treppe hinunter ins Zwischendeck gewiesen. Dabei hielten es die Schiffskellner nicht einmal für notwendig, uns Passagieren erster Klasse das Gesicht zuzukehren. Sie beugten sich in Reihe über die Reeling und wollten sich vor Lachen über die bloody dutchmen ausschütten.

Im Zwischendeck bauten Schiffszimmerleute aus Bambus und gespanntem Segeltuch auf dem winzigen Raum gerade über der Luke sechsunddreißig Betten, immer je drei übereinander, zusammen. Das waren unsere Erste Klasse-Kabinen für die Überfahrt nach New York. Für je zwölf Mann gab es ein Waschbecken. Seife und Handtuch, auf die wir natürlich Anspruch hatten, gab es nur nach erregten Auseinandersetzungen mit dem Schiffspersonal. Schon bei der Abfahrt total betrunkene Matrosen und Soldaten, die viel besser untergebracht waren, als wir, nahmen uns Deutsche als willkommenes Objekt ihrer boshaften und unflätigen Bemerkungen und Witze. Wieder hieß es: Maul halten und still sein, denn sonst hätte man uns womöglich noch im letzten Augenblick von Bord gewiesen, und wir waren froh, daß uns wenigstens die so viel gepriesenen Streifen und Sterne des amerikanischen Banners — das England damals wenigstens noch auf den amerikanischen Schiffen respektierte — schützten.

Im übrigen kann ich heute wohl ruhig erzählen, daß wir acht deutsche Offiziere an Bord des „Advance" waren, die kein Engländer ohne Gewalt von den amerikanischen Planken heruntergeholt hätte, und daß wir fest entschlossen waren, unser Leben dafür einzusetzen und es daher für die Engländer nicht ratsam war, solange wir auf amerikanischem Grund und Boden waren, mit uns anzubinden.

Wir verließen Cristobal, wie der Hafenplatz auf der atlantischen Seite heißt, am 3. September unter der fürchterlichsten Hitze und lagen bis zum 10. September bei wechselnder Witterung in See. Zum Teil hatten wir so schwere Dünung, daß alle Luken geschlossen werden mußten. Unser Dampfer war ein sechsunddreißig Jahre alter Kasten ohne jegliche Schotteneinrichtung, schlingerte und stampfte schlimmer als ich es je erlebt habe. Man sperrte uns abends nicht nur das Badewasser, sogar auch das Trinkwasser ab. Morgens war an die Bäder nicht heranzukommen, da die Passagiere, die die Kabinen der wirklichen ersten Klasse bewohnten, sie besetzt hielten. Die Luft in den uns angewiesenen Räumen, in denen Dutzende von Seekranken herumlagen, war fürchterlich. An Deck kam meist die See über. Im Salon lagen seekranke Damen herum, und im Rauchzimmer saßen fast alle männlichen Amerikaner in Hemdsärmeln und spielten „hoch, bar und hitzig". Überall stand es angeschlagen: Spielen ist auf das strengste verboten! Wer kümmerte sich darum? Niemand. Im Salon legten die Spieler die Füße mit den riesigen Schnürstiefeln auf den Tisch, das Geld und der Whisky — beides war nicht wenig — lagen dazwischen. Da war für uns kein Platz zu finden. Im Vordeck kauerten Dutzende herum um eine weitere Spielbank. Trat man näher, so bekam man feindselige Blicke und unverschämte Bemerkungen zu hören. Auch hier wechselte das Geld schnell den Besitzer, und die Köpfe waren hochrot vor Aufregung. Kein Offizier der Besatzung kümmerte sich, trotz aller ausgehangenen Verbote, darum. Die angenehmere Windseite war von den Damen besetzt. Auf uns Deutsche nahm man keine Rücksicht, höchstens bespöttelte man uns, und an einem der letzten Tage trat eine ganze Gruppe von Amerikanern auf uns zu und fragte uns: „Hallo, Boys! Wieviel Geld kriegt ihr denn dafür, daß ihr zum Heere geht?" Es war den Leuten vollkommen unfaßbar, daß wir für unser eigenes Geld und nur um der Ehre unserer alten heiligen Fahnen willen, zum Vaterland zurückeilten. Man steckte die Köpfe an Bord zusammen und schüttelte sie ungläubig: Das war denn doch noch nicht dagewesen. Daß jemand etwas unternahm, ohne bare Dollars dafür zu beanspruchen, solches war den Dollarmenschen unfaßbar. Nochmals kamen sie in großer Gruppe zu uns und präsentierten uns einen dieser aufgedunsenen widerlichen Burschen: „Hier nehmt diesen, das ist fighting Jack, der wird einen famosen deutschen Offizier abgeben. Wieviel Gehalt zahlt man denn drüben?" Was die wohl dachten von uns und unserem Volksheer!

So ist die Meinung da drüben, so hat sie die englisch-französische Presse ungestört mehr als ein volles Jahrzehnt beackert und die Saat so vorbereitet, wie wir sie jetzt herrlich aufgehen sehen, nämlich: daß die ganze Welt uns als Barbaren und Hunnen verflucht, und die Russen und Serben, die Senegalesen, die Neger vom Kongo, aus dem Sudan, die Turkos und Inder und all das andere schmutzige Pack als die Träger der höchsten Kultur in den Himmel hebt, wie ich es tausendmal in den amerikanischen Zeitungen gelesen habe. Besonders bei den Indern war das Epitheton „God like" das stehende.

(Schluß folgt)

Digitized by Google

Die Bitte. Von Thaddäus Rittner

Auf dem Gang vor dem Zimmer des Rates Glick war ein Plüschsofa, aber die wenigsten wagten es, sich daraufzusetzen.

‚Es kann schaden,‘ dachte der alte Kirrer im gelben Mantel.

Und er führte stehend, unmerklich an die Wand gelehnt, die Unterhaltung mit dem blinden Komponisten und der Frau mit dem einnehmenden Gesichtsausdruck.

Die drei kamen öfter als andere in das Wohltätigkeitsamt des Ministeriums, kannten sich daher und plauderten miteinander während des Wartens über allgemeine oder persönliche Sachen.

Beim Glick befand sich eben der Greis mit den Tränen in den Augen.

Die Frau bemerkte: „Es muß ein hartes Los sein, unausgesetzt zu weinen. Ich könnte es nicht, wenn ich auch Grund dazu habe. Und schließlich ... der Greis bekommt deswegen keinen Heller mehr, das ist sicher.“

Kirrer seufzte: „Wie lang wird er noch drinnen sitzen! Er hat wohl keine andere Arbeit.“

„Ich möchte nur darum reich sein,“ sprach der blinde Komponist, „um niemand bitten zu müssen. Man sollte nur Gott bitten oder die Heiligen.“

„Die Reichen bitten ja auch,“ wendete die Frau lebhaft ein, „sogar ihren Diener um ein Glas Wasser oder den Kassierer um eine Fahrkarte. Es ist also eine Art Vergnügen ...“

Der Blinde lächelte.

„Wenn man nicht muß,“ sagte er ohne Bitterkeit.

Aber gleich darauf verzog er schmerzlich das Gesicht, denn eine Frau erkundigte sich mit viel zu lauter Stimme: „Ist Herr Rat Glick anwesend?“

„Anwesend wohl ...“ begann langsam der Amtsdiener.

Doch die sehr beleibte Frau mit strengen Zügen und herrischen Augen ließ ihn nicht ausreden, sondern gab ihm die Karte mit dem Befehl, sie gleich anzumelden.

Geradezu mit dem Befehl. Und dann setzte sie sich wahrhaftig auf das Sofa.

Das Gespräch stockte. Selbst der Blinde wendete der Fremden seinen Kopf zu, als faßte er sie scharf ins Auge.

Dann kam der Amtsdiener wieder heraus und meldete der Dame auffallend ehrerbietig, der Herr Rat ließen sie bitten, sich eine Sekunde zu gedulden. Dabei reichte er ihr gar die Morgenzeitung.

Man hielt den Atem an. Der Hals des Blinden, der in seiner Weise die Frau fixierte, wurde länger und länger.

Bald trat der Greis mit den Tränen in den Augen aus dem Zimmer des Rates; er hielt ein nasses Taschentuch in der Hand.

Der alte Kirrer wäre nun der Nächste gewesen, aber er verbeugte sich tief vor der ausgezeichneten fremden Dame und wies mit einer runden Bewegung einladend auf die Tür.

Die Dame bemerkte es gar nicht; so rasch ging sie von selbst hinein.

Rat Glick kam ihr entgegen.

„Guten Tag, Eugenie,“ sagte er möglichst freundlich.

Die Dicke nickte nur mit dem Kopf, und ihre schnellen Augen redeten schon gleichsam zur Sache.

Sie reichte ihrem Vetter die Hand, die er gewissenhaft drückte; dabei erinnerte sie sich, daß sie diesen Druck seit Jahren tunlichst vermied und haßte.

„Der alte Mann, der eben hinausging, weinte,“ bemerkte sie ohne andere Einleitung.

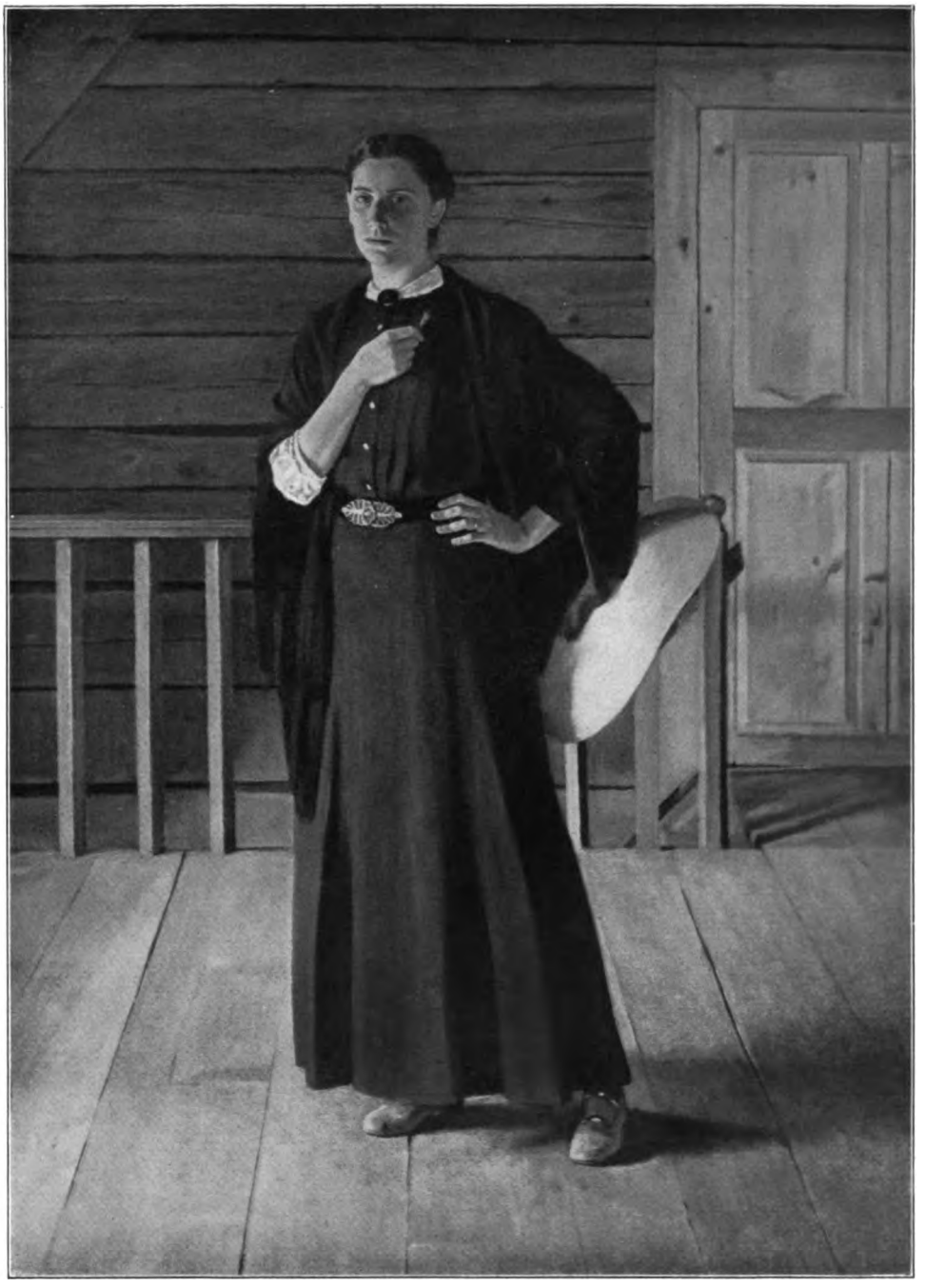
Glick zuckte die Achseln.

„Ja ...“ erklärte er, „ich leite nämlich die Wohltätigkeitsabteilung. Der Mann, der hinausging, weint immer. Ich bin schon daran gewöhnt. Bitte, nimm Platz.“

Die Dicke streifte mit einem kühlen Blick seine Erscheinung, die kein Alter hatte. Er bestand vorzugsweise aus Knochen, einem dunklen Anzug, grauem Spitzbart und blauem Zwicker.

„Du hast kein Herz,“ stellte sie ruhig und gleichgültig fest.

Digitized by Google



Bildnis

Gemälde von Viktor Hammer

Digitized by Google

LIBRA
OF T
UNIVERSITY (

Digitized by Google

Glick rechtfertigte sich: „Ich bin sicher nicht ohne Mitleid, aber ... ich leite dies Bureau schon dreißig Jahre. Da kommt ein anderer her, der sich mir zu Füßen wirft. Und eine Frau wieder bekommt manchmal Lachkrämpfe. Man kann nicht darauf achten. Sonst würde man nicht objektiv vorgehen."

Die Dame sagte ungeduldig: „Dreißig Jahre? Unsinn! Solange bist du nicht hier, sonst wärst du mindestens sechzig. Und wir beide sind doch im gleichen Alter."

Glick schüttelte den Kopf. „Nein, Eugenie. Ich bin um fünf Jahre jünger. Ich bin einundsechzig und du ..."

Eugenie wurde feuerrot. „Dummes Zeug. Als mein Vater zu deinem Vormund bestellt wurde, war ich neunzehn und Cecilie zwanzig — ja, Cecilie ist die älteste Schwester. Und als mein Vater Exzellenz geworden ist, da war — ich kann's beschwören! — eben dein Geburtstag, dein vierzigster."

Glick lächelte überlegen. „Ich will nicht mit dir streiten, Eugenie ..."

„Dazu bin ich auch nicht gekommen," unterbrach sie ihn heftig und stand sofort auf vor innerer Hitze.

Als peinlich wohlerzogener Mann erhob er sich gleichfalls.

„O, es fällt mir noch nicht ein, zu gehen," rief sie schadenfroh und zornig.

Worauf sie sich beide wieder setzten.

„Daß du heute gewiß nicht die Stellung hättest, wenn nicht mein Vater ..."

„Das bestreit' ich ja gar nicht," unterbrach sie Glick und lächelte verletzt.

Und da er es nicht bestritt, kam Eugenie sogleich zur Tagesordnung.

„Cecilie muß eine Tabaktrafik bekommen," sagte sie, „denn sie tut riesig viel für ihre Kinder und Enkel. Unendlich viel. Mehr als ein Mann wie du begreifen kann. Als ich in dieses Amtsgebäude eintrat, da wurde es mir kalt, trostlos kalt — Spürt man hier auch nur etwas von dem Feuer der Erde? Was weiß man hier von Menschlichkeit, von Schmerzen, von Kindern, von ... O, dort im Gang sitzt ein armer Mann mit blinden Augen und ..."

Glick beugte sich vor, wie ein Schwerhöriger und fragte: „Cecilie will eine Tabaktrafik? Aber du weißt natürlich, daß diese Angelegenheiten nicht zu uns ressortieren?"

Eugenie lachte schrill und höhnisch: „Sicher gehört's nicht hierher! Ich weiß es selbst. Für so dumm brauchst du mich nicht zu halten. Aber ich glaube, es wäre nicht zuviel von dir verlangt, wenn du ins Finanzministerium zum Referenten Schindler gingest und dich ein wenig für uns ..."

Glick machte eine beschwörende Geste.

„Höre, Eugenie, ich bin ja selbstredend bereit ..."

Er bekam nervöse Zuckungen in der linken Gesichtshälfte. „... bereit, zum Schindler zu gehen. Ich habe mich doch nicht geweigert. Ich mache, wie du dir denken kannst, alles, was ihr wollt. Obwohl ..."

Eugenie wurde wieder feuerrot.

„Was, obwohl!? Was, obwohl?!"

Glick vollendete den Satz mit heldenhafter Selbstbeherrschung. „... ich natürlich für den Erfolg nicht einstehe, denn es gibt da unzählige Bewerberinnen und ..."

„Ich bitte dich!" lachte Eugenie. „Ich bitte dich!"

Sie stand wieder vor ihm, und auch er erhob sich fast gleichzeitig.

„Ich sage dir nur eins, mein Lieber: willst du, so hat Cecilie die Trafik ... Bekommt sie nichts, so weiß ich, daß du nicht wolltest. Also, merk' dir: eine größere Trafik, hier, loco —"

Sie ging zur Tür, warf einen Seitenblick in den großen Wandspiegel und wiederholte mit unerklärlicher Befriedigung: „Loco."

Auf der Schwelle drehte sie sich noch einmal um.

„Aber du gehst heute — nicht übermorgen — heute. Sonst ist's zu spät! Sofort! Zwischen eins und zwei ist Schindler zu sprechen."

Auf dem Gange sagte sie schließlich und sah ihm dabei strenge, warnend in die Augen: „Morgen um die Zeit komm' ich wieder! Wir werden sehen, was du getan hast! Adieu!"

Glick blickte ihr einen Augenblick düster nach.

„Wer ist der Nächste?" fragte er in einem bösen Ton die wartende Gesellschaft.

Der alte Kirrer tänzelte vor die Front. Er grüßte den Rat mit einem vertraulichen

Digitized by Google

Lächeln, wie ein erfahrener Oberkellner einen alten Stammgast, und folgte ihm wedelnd ins Zimmer.

„Was wünschen Sie schon wieder?“ fragte Glick fast brutal.

Aber die Freundlichkeit Kirrers war unverwundbar.

„Herr Rat haben sich die Ärmel weiß gemacht,“ flüsterte er besorgt, holte eine Bürste von dem in der Ecke verborgenen Tischchen und putzte den Rock des Rates trotz dessen übellauniger Proteste.

Das Peinlichste dabei war für Glick, daß Kirrer wußte, wo die Bürste lag.

Der Rat wollte seine Frage wiederholen, vermochte aber nur zu sagen: „Nehmen Sie Platz!“

Und Kirrer erzählte zum hundertsten Male im Leben die nämliche Geschichte; diesmal zur Begründung seiner Ansprüche auf die eben ausgeschriebene Podelbinskysche Stiftung.

Glick unterbrach ihn ironisch.

„Merkwürdig — jedesmal haben Sie das Vorrecht. Ob es sich um die Stiftung handelt, oder um eine andere, immer sind Sie der nächste lebende Verwandte des Stifters.“

Kirrer lächelte nachsichtig. Er machte höflichst aufmerksam, daß diesmal nicht die Verwandtschaft, sondern ganz andere Momente bestimmend wären. Dabei schaute er in die Luft, als wollte er aus Feingefühl nicht merken, daß sich der Rat eine Blöße gegeben habe.

Einmal unterbrach er sich und konstatierte nebenbei, halblaut, wie ein alter Freund des Hauses: „Viktor ist eingetreten, um die Akten für die Revision zu holen.“

Er wußte, daß der Amtsdiener Viktor hieß, daß die Akten zur „Revision“ gingen. Natürlich, so ein Intimus —

Glick empfand heute einen ganz ausgesprochenen Haß gegen den weißhaarigen Mann mit der frühlingsfrischen Krawatte.

„Alles umsonst!“ erklärte er zornig. „Schon darum geb' ich Ihnen gar nichts, weil Sie jedes Jahr wiederkommen. Glauben Sie, daß alle öffentlichen und privaten Fonds nur für Sie bestehen?! Vorigen Herbst bekamen Sie tausendfünfhundert, vor zwei Jahren zusammen zweitausend Kronen, vor drei Jahren ...“

Es zuckte in der linken Gesichtshälfte des Rates, und Kirrer sah auffallend zum Plafond hinauf, um seine Diskretion zu zeigen.

„Ja, ja, gewiß,“ sagte er im Ton unendlicher Güte, als der Rat eine Sekunde innehielt, „ich weiß, Herr Rat würden mir alles geben, wenn es auf Sie allein ankäme, aber ...“

Er fragte kindlich: „— Wäre es nicht gut, wenn ich bei Seiner Exzellenz selbst vorsprechen würde?“

Glick sagte grob: „Sie können tun, was Sie wollen.“

„O, nicht gegen Ihren Willen!“ beteuerte Kirrer erschrocken. „Nicht, wenn Sie, mein Wohltäter, es mir verbieten!“

Glick sprach mit den Augen: ‚Du weißt gut, daß ich es dir nicht verbieten könnte.‘

Und Kirrer entgegnete in derselben stummen Sprache: ‚Ich weiß es. Und ich weiß, daß alles, was ich bisher erreicht habe, gegen deinen Willen geschehen ist.‘

Glick glaubte sogar zu sehen, daß Kirrer höhnisch grinste, als prahlte er: ‚Ich bin der siegreiche Bettler! Ich bin stärker als zehn Milliarden Ungeziefer! Ich bin ein Talent, eine Macht!‘

Glick stand auf und erklärte ruhig: „Ich bin nicht Ihr Wohltäter.“

Aber Kirrer schüttelte herzlich die ihm nicht gereichte Hand und verschwand schließlich unter Versicherungen tiefster Ergebenheit und ewiger Dankbarkeit.

Der Amtsdiener meldete nun den Blinden an.

„Wie viele warten noch draußen?“ fragte der Rat.

„Sieben ... nein, acht.“

Glick sagte: „Ich kann nicht mehr als eine Person empfangen; ich muß dann fort. Teilen Sie's den ... Herrschaften mit.“

Dann hörte er das Nahen des Blinden. Ein vierbeiniges, zögerndes Etwas; charakteristische, wie aus schlechten Träumen bekannte Schritte. Wie immer, öffnete die Tür ein Knabe und schob den Erwachsenen hinein, der zuerst auf den Ofen stierte. Dann näherten sich beide langsam und vorsichtig dem Schreibtisch.

„Guten Tag!“ grüßte der Blinde, wie herablassend, und setzte sich. Der Knabe atmete auf, wie ein Arbeiter beim Mittags-

Digitized by Google

läuten; er blieb im Zimmer, das er ohne Rücksicht auf den Hausherrn kreuz und quer durchforschte.

„Ihr Gesuch ist ja bereits erledigt," bemerkte Glick ruhig, aber mißmutig.

Es dauerte eine Weile, bis der Komponist antwortete. Seine Züge waren von einer edlen, ja stolzen Harmonie, die Glick höchst unpassend für einen Bittsteller fand. Seine immer gesenkten Augenlider erweckten in Glick nicht das geringste Mitleid, sondern ärgerten ihn, wie eine besondere Affektiertheit.

„Aber ich habe noch immer nicht das Geld," wendete der Blinde ein.

‚Er spricht in einem Ton,' dachte Glick, ‚als würde ihm die Subvention gebühren. Er ist von einem Hochmut ...'

Und auch der Knabe starrte den Rat unverschämt an, als wollte er fragen: ‚Nun?! Du hörst — mein Onkel hat noch immer nicht sein Geld! Was kannst du zu deiner Rechtfertigung vorbringen?!'

Der Rat beherrschte sich.

„Von uns ist es ja schon entschieden," erklärte er. „Wenn der Ihnen gewährte Betrag noch immer nicht zur Flüssigmachung gelangt ist, so wenden Sie sich gefälligst an die erste Instanz!"

Der Komponist schwieg eine Weile und fragte dann in aristokratisch-leisem Ton eines zarten Intellektuellen: „Erste Instanz? Flüssigmachung?"

Er lachte plötzlich, indem er hinzufügte: „Entschuldigen Sie, aber ... ich verstehe nicht die Ausdrücke. Ich bin darin wie ein Kind." Der Rat wehrte sich gegen die Versuchung, den Knaben, der laut mitlachte, beim Kragen zu nehmen und hinauszuwerfen. Aber er sagte sich: das wäre eine Art Roheit gegen den Blinden. Und er begann, dem Bittsteller ruhig alles zu erklären, unwillkürlich in dem leisen, zarten Ton, in dem dieser gesprochen hatte.

Es verging viel Zeit.

„Meine Lebensbedürfnisse," sprach der Blinde, „spielen da die geringste Rolle. Es handelt sich um meine Kunst. Um die unerläßliche Ruhe zu meiner weiteren Arbeit."

Glick unterbrach ihn ungeduldig: „Dann halten Sie sich nur genau an meine Ratschläge. Begeben Sie sich unverzüglich zum Rechnungs-Departement der Statthalterei und berufen Sie sich auf die hieramtliche Geschäftszahl, die Sie im hiesigen Einreichungs-Protokoll bekommen werden. Verstehen Sie?"

Der Komponist schwieg.

Glick schaute auf sein Marmorgesicht mit den ewig gesenkten Augenlidern und dachte: ‚Er ist stolz — auf sein Gebrechen oder auf seine Kunst, und er verachtet mich, weil ich ein kalter Bureaukrat bin, der von der ‚ersten Instanz' redet. Er schreit innerlich, wie vorhin Eugenie: Was spürt ihr hier vom Feuer der Erde! Was wißt ihr hier! Was?!'

In dem Moment entsann er sich des Auftrags seiner Verwandten und blickte rasch auf die Uhr.

„Es ist gleich eins," sagte er rasch, „Sie entschuldigen, aber jetzt muß ich leider das Bureau verlassen."

Seine Aufregung wirkte nur langsam auf den Künstler. Es dauerte wieder geraume Zeit, bis dieser verstand, sich erhob und endlich, vom Knaben geführt, gemächlich sich entfernte.

Nun kleidete sich schleunigst der Rat an; dabei grübelte er, warum sich der Blinde so ganz und gar nicht beeile. ‚Ist er durch sein Unglück vorzeitig alt, oder durch seine Kunst ganz außerhalb der Zeit? Übrigens, wie unsympathisch ist sein Unglück!'

Er bürstete seinen Zylinder und dachte: ‚Sein Unglück, Gott, es ist sicher eines der größten, aber ... warum rührt es mich nicht? Habe ich wirklich kein Herz? Ja, ja — ja, ihr könnt mir's nicht absprechen! Es tut mir sogar weh ... hier und da ... Ich möchte weinen. Aber ich habe mein Herz nicht für euch, die ihr mich überlauft! Nicht für euch, die ihr einkassieren kommt auf Grund eures Unglücks ...'

Er war fertig und ging.

Trotz seines dem Amtsdiener gegebenen Auftrags standen noch auf dem Gang zwei Frauen mit einem Kind.

‚Natürlich,' dachte Glick, ‚die Weiber lassen sich nicht von einem Diener die letzte Hoffnung nehmen. Aber nun sehen sie selbst; für heute ist's aus.'

Wie sie ihm nachschauen! Als hätten sie sich zum Zug verspätet. Und er fühlte fast Schadenfreude.

Das Kind aber lief ihm auf die Treppe nach und guckte ihm gerade ins Gesicht,

Digitized by Google

als fragte es: ‚Du, du — gehst wirklich auf und davon?‘

Das Kind war sehr schön, dünkte es ihn. Als er schon unten war, entsann er sich der Riesenaugen des Kindes und er sprach zu sich selbst, mit schmerzhaftem Zweifel: ‚Ich habe es doch nicht etwa weggeschoben? Wie? Ich habe es doch nicht von mir gestoßen?‘

Er war schon auf der Straße und dachte noch immer an das Kind ... an die erstaunten, großen Augen, die nicht baten, um gar nichts baten. Wie selten waren solche Augen! Aber einst hatten sie auch Erwachsene, als das verdammte Bitten noch nicht auf der Welt war, als man noch raubte, was man nicht hatte.

Plötzlich blieb er stehen und sagte sich: ‚Ich gehe zu jenem Schindler.‘

Erst jetzt kam es ihm zum Bewußtsein.

‚Teufel, ich gehe zum Schindler.‘

Er ging mit dem größten Widerwillen, nur, weil er mußte. Die dicke Eugenie hat ihn eingespannt, wie einen wehrlosen Gaul, und nun hörte er ihre Peitsche über seinen Kopf sausen. Man zwang ihn zu ganz ungewohnten Bemühungen um eine Tabaktrafik.

Und in dieser sonderbaren Sache hatte er mit einem Menschen zu reden, der für ihn bisher nur ein Abstraktum war, ein Amt, eine zuständige Stelle. Wenn man doch nur wenigstens wüßte, ob der Mann groß war oder klein, ob er einen Vollbart trug oder bloß einen Schnurrbart?

‚Daß ich das Äußere dieses Schindler so ganz und gar vergessen konnte!‘ quälte sich der Rat, ‚Eugenie ist schrecklich. Sie erscheint in gewissen Zeitabständen wie eine schlimme Krankheit und verlangt von einem dies und jenes, immer Schwieriges, Hartes, Unmögliches.‘

Glück blieb stehen und sah wie ein Stier vor sich. ‚Und wenn ich ihr nicht folgte?! He? Bin ich denn verpflichtet?!‘

Aber Eugenie würde sagen: ‚... daß du die Stellung nicht hättest, wenn nicht mein Vater, dein Vormund ...‘

Das war's. Die dicke Eugenie würde ihn vor der Welt zum undankbaren Scheusal machen, ihn vielleicht öffentlich beschimpfen, ohrfeigen, bespeien ...

Glück erinnerte sich plötzlich: ‚Schindler hat nur einen Schnurrbart und ist mittelgroß.‘

Das beruhigte ihn seltsamerweise.

Aber bald darauf, schon in der Nähe des Finanzministeriums, fragte er sich aufgeregt: ‚Hat denn Cecilie ein gesetzliches Recht auf die Trafik? Woher? Der mittelgroße Mann mit dem Schnurrbart sagt mir bestenfalls: ‚Oh, Herr Rat, es sind schon so viele andere Beamtenwaisen seit Jahren vorgemerkt. Ich bedauere lebhaft ...

Aber Eugenie nimmt das Bedauern sicherlich mit höhnischem Gelächter auf ...

„Ich sage dir nur eines, mein Lieber: willst du, so wird es gehen; geht es nicht, so ...“

Die Situation war hoffnungslos.

Im Flur des fremden Ministeriums sagte sich Glück: ‚Hier ist es aber ganz entsetzlich kalt. Oder klappere ich nur darum mit den Zähnen, weil ich meine Aufgabe unter allen Umständen erfüllen muß? Jedenfalls helfen mir keine Ausreden. Es gelten keine Krankheiten, Zufälle, Katastrophen. Ich muß.‘

Er saß bald darauf auf einem Plüschsofa.

Man meldete ihm, der Herr Rat Schindler wäre augenblicklich durch jemand anderen in Anspruch genommen, aber das tröstete ihn eigentlich. Er hatte etwas Zeit zu überlegen, was er sprechen würde.

‚Meine Verwandte hat zweifellos keinen gesetzlichen Anspruch auf eine Tabaktrafik, aber ...‘

Was? Was? Hat sie kein Recht, so handelt es sich um eine Gnade, und da müßte er sozusagen ... bitten. Er sah sich plötzlich als „Greis mit Tränen in den Augen“ und ...

Da setzte sich jemand neben ihn. Eine Frau im undeutlich braunen, ärmlichen Kleid. Sie war weder jung noch alt, weder hübsch noch häßlich; sie war — eine Bittstellerin.

Er brauchte sie nicht anzusehen; er erkannte sie nach dem Duft. Nach jenem charakteristischen Duft, den er seit dreißig Jahren täglich im Amte spürte.

Kalter Schweiß trat ihm auf die Stirn.

‚Ich kann ja nicht bitten,‘ sagte er sich mit innerem Beben, ‚ich habe ja nie im Leben ... ich bin ja nicht geübt. Es ist nicht meine Kompetenz.‘

Er stand auf, um nicht neben der Person

Digitized by Google

mit dem Bittstellerduft zu sitzen, und wiederholte mechanisch in Gedanken: ‚Ich bin ja seit dreißig Jahren Chef des Wohltätigkeitsamtes. Wie kann ich da als Petent auftreten? Wie kann ich — ich, der ich nie im Leben ...‘

Nun hatte er die bedenkliche Empfindung einer kleinen Panik oder Revolution in seinem inneren Reich. Und mit schwach aufflackernder Energie nahm er gleichsam die Zügel der Regierung in die Hand.

Er redete sich zu: ‚Es ist ja kein eigentliches Bitten. Nein, nein! Es ist vielmehr, wenn man so sagen darf, ein kollegiales Ersuchen. Ich bin ein Rat, und Schindler ist ein Rat. Wir stehen auf einer Leitersprosse. Es handelt sich um eine ganz kleine Gefälligkeit unter Gleichgestellten.‘

Demgemäß hatte man sich zu benehmen. Man hatte in das Zimmer Schindlers mit leichten, sorglosen Schritten einzutreten, mit kaum merklichem, heiterem Kopfnicken zu grüßen und dann zu sagen: ‚Lieber Rat, entschuldigen Sie die Störung. Ich komme, Sie um eine kleine Gefälligkeit zu ersuchen, die Sie mir sicher ...‘

Da trat der Amtsdiener auf ihn zu, sagte ihm etwas, und ... er hörte kein Wort.

„Wie meinen Sie?“ fragte er.

Der Amtsdiener wiederholte seine Meldung, aber er erriet nur, daß er zum Schindler gebeten wurde.

Ach ja, sofort.

Er lächelte verwirrt, ging mit einem sonderbaren Gefühle, als schritte er über etwas Weiches, Dumpfes, Charakterloses, über Heu oder Federpolster und öffnete die Tür zum Zimmer des Rates.

‚Jetzt die leichten, sorglosen Schritte,‘ ermahnte er sich, spürte aber sofort: ‚Ich bin jetzt ganz wie — der alte Kirrer.‘

Und die Empfindung, daß er wie der alte Kirrer wäre, nahm ihm den letzten Rest von Selbstbewußtsein. Sie entsetzte ihn so heftig, daß er kein Wort hervorbringen konnte.

Da stand vor ihm, wie hinter einem dunklen Flor, ein schmächtiger Mann, mit traurig herabhängendem Schnurrbart und fragte, wie von weitem: „Was fehlt Ihnen, Herr Glick? Gott, sind Sie krank? Sind Sie krank?“

Heiter und leicht schüttelte Glick den Kopf, ließ sich, vielleicht etwas zu rasch, auf einen Fauteuil nieder, versuchte dann nonchalant das rechte Bein über das linke zu schlagen und stotterte kaum hörbar: „Lieber Rat, entschuldigen Sie die Störung ...“

Und weil er dann trotz der größten Anstrengung nichts mehr sagen konnte, kam ihm der Gedanke: ‚Ich bin ein Unglücklicher, ich bin, wie ... der blinde Komponist.‘ Nun wollte er sich ganz an das Beispiel des blinden Komponisten halten und mit dieser prächtigen Methode das Unglaublichste beim Schindler erreichen.

Er saß da und fühlte fast mit Wollust die edle, stolze Harmonie seiner eigenen Gesichtszüge. Und es war gleichsam sein Wille, daß er die Augenlider schloß und wie eine Figur von Marmor, steif und leblos wirkte.

Nur, daß er dann später die Augen nicht wieder öffnen und auch die feierliche Steifheit nicht aufgeben konnte, war gewiß nicht mehr sein Wille.

Ja, er mußte kurz darauf hinausgetragen und mit einigem Aufsehen in eine Rettungsstation gebracht werden. —

Den nächsten Tag sagte Eugenie zu ihrer Schwester Cecilie: „Diesmal hat es ihn nur gestreift.“

... Aber in sein Wohltätigkeitsbureau kam der Rat nicht mehr zurück.

Mädchenträume

Mädchenträume sind so rätselhaft,
Daß man nie aus ihnen klug kann werden,
Lebt man tausend Jahre auch auf Erden.
Mädchenträume sind so rätselhaft.

Mädchenträume sind noch nicht besiegt
Und durch wilde Küsse nicht begraben ...
Jene Träume, die die Mädchen haben:
Wenn man glaubt, daß man sie eingewiegt!...

August Martinelli

Digitized by Google

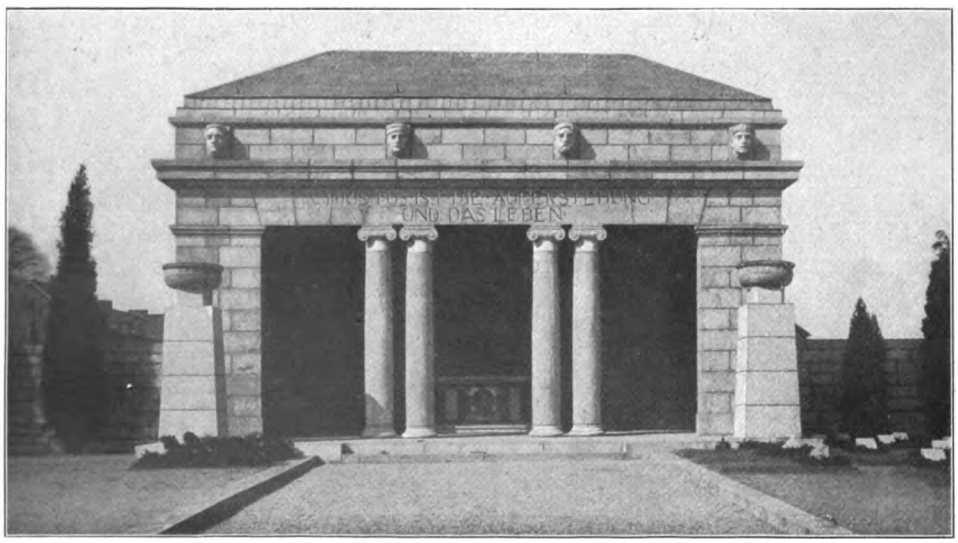
Illustrierte Rundschau

Viktor Hammer in Wien, Selbstbildnis — Ehrendenkmal deutscher Krieger auf dem Friedhof zu Namur — Kriegs- und Spottmedaillen von Karl Goetz in München — Stickereien von Josephine Vieler in Saarbrücken — Bau- und Innenkunst von Ernst Haiger in München — Zu unseren Bildern

Als eines der Einschaltbilder dieses Heftes finden unsere Leser ein Frauenbildnis von ausgesprochener Eigenart. Herb, fast klösterlich streng steht die Gestalt in einfachster Umgebung, auf dem Treppenflur anscheinend eines einfachen Hauses; sie steht ohne jede Pose, die linke Hand auf die Hüfte gestützt, die rechte leicht gehoben; am Arm trägt sie einen breitrandigen Strohhut. Das Bildnis ist vor der schweren Zeit gemalt, in der wir leben und kämpfen. Aber es ist, als ob aus dieser Figur die schwere, große Zeit zu uns spräche: spräche vom Leid und doch auch vom festen Gottvertrauen. Das Bildnis kommt uns aus Wien — und es ist wieder, als ob es noch etwas anderes erzählte: nichts von dem alten, immer fröhlichen Wien, sondern von den Wandelungen, die auch dort die ernste Zeit geschaffen. Der junge Maler, der uns dieses gute Stück Malerei gab, ist Mitglied der Wiener Sezession, er heißt Viktor Hammer. Man wird sich den Namen merken müssen. Auch sein Selbstbildnis, mit dem wir die Reihe der Abbildungen dieser Rundschau eröffnen, wird Anteilnahme erwecken. —

Selbstbildnis Viktor Hammers, des Malers des Damenbildnisses zw. S. 404 u. S. 405

Unseren Tapferen im Felde ist es eine Ehrenpflicht, die Gräber der gefallenen Kameraden zu schmücken. Rührend immer, mit den bescheidensten Mitteln, mit dem schlichten Kreuz, mit dem Helm des Verewigten und stets mit frischem Grün und mit Blumen, wo sie sich nur finden ließen; selbst auf den verschneiten Feldern von Russisch-Polen durften ein paar Fichtenzweige nicht fehlen. In einzelnen Orten hat man den Kameraden größere, stattliche Denkmäler geweiht. Überall stehen ja



Das Ehrendenkmal deutscher Krieger auf dem Friedhof zu Namur
In freiwilliger Arbeit von unserem Landsturm erbaut nach Plänen des Posten-Offiz. Reg.-Baumeister Helbig unter Mitwirkung von Prof. F. W. Kreis in Düsseldorf u. a. — Feierlich eingeweiht am 15. März 1915

Digitized by Google

in den Reihen unserer Feldgrauen Bildhauer, Baukünstler, Steinmetzen. Besonders schön und würdig erhebt sich das Ehrendenkmal deutscher Krieger auf dem Friedhof von Namur, der Ruhestätte derer, die in den kurzen heißen Kämpfen um die Festung den Heldentod fanden. Meister Kreis, der Düsseldorfer Professor, ist für den Entwurf tätig gewesen, den Baumeister Helbig im einzelnen durchführte und zur Ausführung brachte. Wie schön es klingt: „in freiwilliger Arbeit von unserm Landsturm erbaut!“ —

Der Tätigkeit unserer Medaillenkünstler bietet der Weltkrieg, in dem wir stehen, fortgesetzt neue Anregungen. So hat Karl Goetz in München eine Reihe von eigenartigen Kriegs- und Spottmedaillen geschaffen, die bei den Sammlern und über deren Kreis hinaus viel Anklang finden werden; es liegt eine starke künstlerische Kraft, etwas Kerniges, fest Zupackendes in diesen Werken der Kleinkunst. —

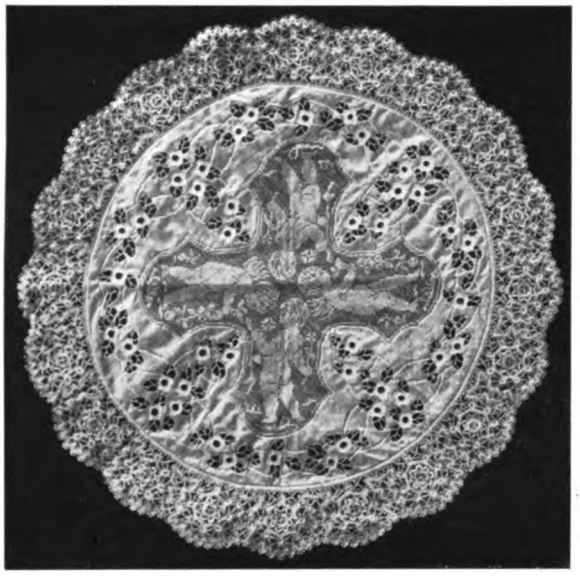
Die Spitzenkunst von Josephine Vieler-Saarbrücken rief schon voriges Jahr auf der Kölner Werkbundausstellung reinstes Entzücken hervor. In wieviel stärkerem Maße freuen

Auf Frankreichs Revanchegelüste

Auf Englands Flaggenschwindel

Kriegs- und Spott-Medaillen von Karl Goetz in München

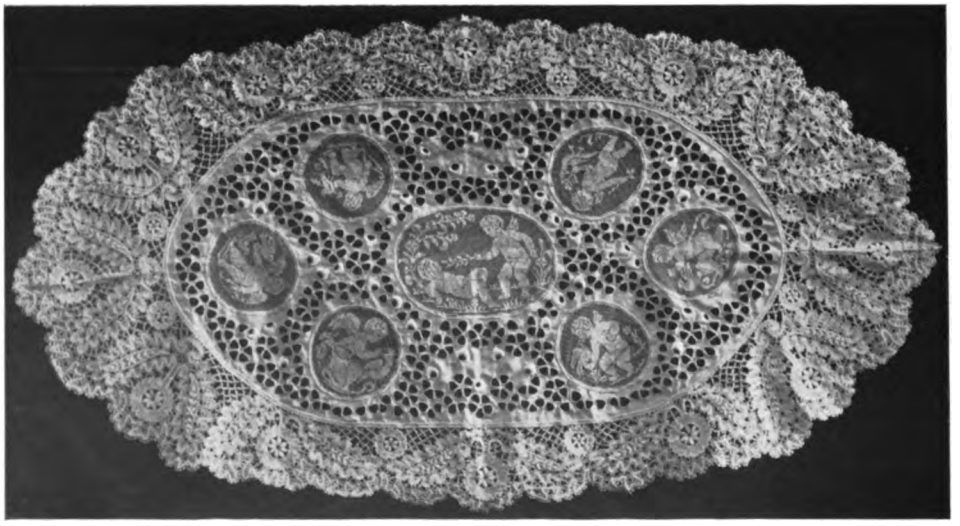
Digitized by Google



Batistdecke mit Filetmitte und Spitzenrand. Stickerei nach eigenem Entwurf (Filet nur teilweise) von Josephine Vieler

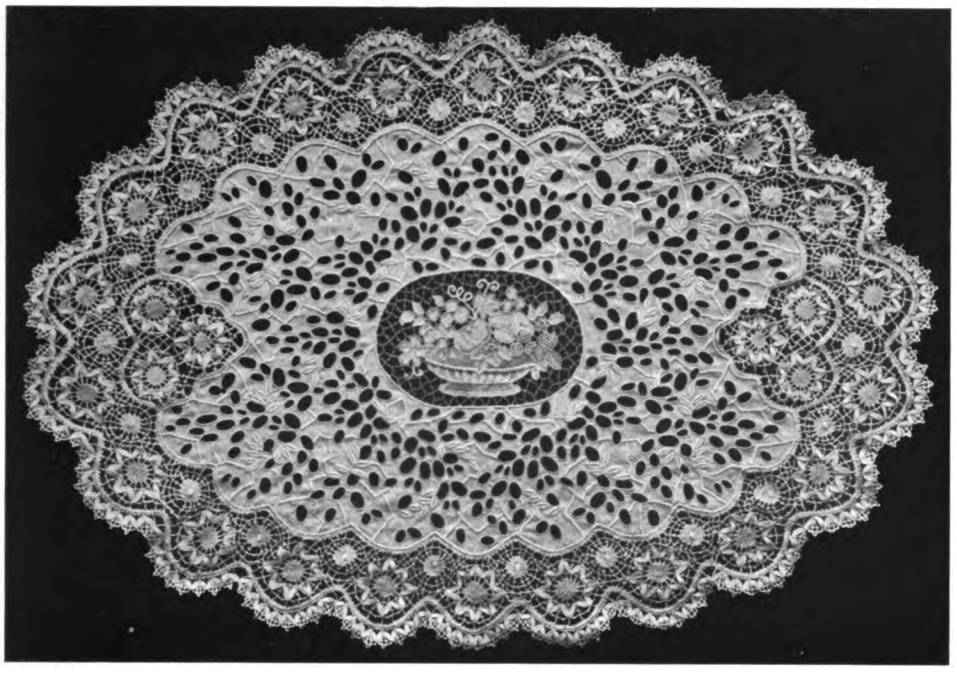
wir uns nun erst heute solcher Meisterschaft, solcher geschmackvoller Schönheit, solcher deutscher, absolut deutscher Nadelkunstwerke! Das Merkmal all der wundervollen Decken der rheinländischen Kunstgewerblerin ist die Zusammenwirkung von stark durchbrochener Batiststickerei, die den edlen Holzarten der Tischplatten ihre Wirkung läßt, mit eingearbeiteten handgenähten Spitzenmotiven oder Filetmotiven zu Klöppelumrandungen von ganz eigener, entzückender Gestalt. —

Die oft beklagte Abneigung leitender Kreise gegen moderne Bau- und Wohnungskunst mag ihren Grund mit darin haben, daß die neuen Ideen und Formen oft zu absichtlich jeden Zusammenhang mit all dem Echten und Vorbildlichen vermeiden, was im Laufe der Jahrhunderte vor uns gewachsen ist. In der jeder Überlieferung feindlichen Geringschätzung ererbter Kulturformen und dem Streben nach dem durchaus Neuen sieht mancher eine geistige Verwandtschaft mit dem Emporkömmling, der sich rücksichtslos seinen Weg bahnt. Wohl gehörte Ernst Haiger, der Münchner Architekt, von dessen neueren Bauten wir hier einige im Bilde zeigen, zu den ersten Kämpfern im Streit gegen jenes Künstlergeschlecht, das im spielenden Beherrschen sämtlicher Baustile, in der Fähigkeit, sich in den Geist vergangener Zeiten zu versetzen, sein höchstes Ziel sah, aber er wandte sich ebenso gegen das geistlose Nachahmen wie gegen das verächtliche Beiseiteschieben alten Kulturguts. Auch er will das Nützliche, Zweckmäßige, aber er will es mit aller Schönheit umgeben, die es auch den durch die Reize klassischer Formen verwöhnten Augen gefällig macht. Erinnert so auch die Villa de Osa, die er an dem Ufer des Starnberger Sees für eine Pariserin baute, in manchem an die kapriziösen Lustschlößchen, die kleine Sonnenkönige amoureusen Favoritinnen in verschwiegenen Parks zur Verfügung stellten, so ist das Haus in seiner ganzen Anlage und Durch-



Batistdecke mit reichgemustertem Klöppelrand und Fileteinsätzen
Nach eigenem Entwurf (Filets nur teilweise) gearbeitet von Josephine Vieler in Saarbrücken

Digitized by Google



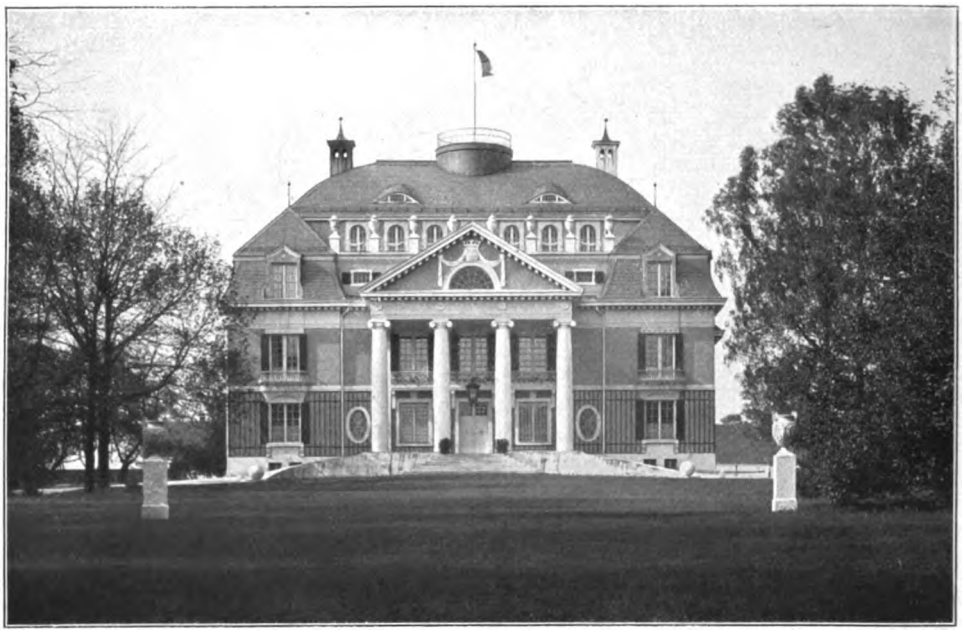
Decke in Batiststickerei mit geklöppeltem Rand und handgenähter Spitzenmitte
Nach durchaus eigenem Entwurf gearbeitet von Josephine Vieler in Saarbrücken

bildung doch ein durchaus moderner Bau. Die Räume, die im Halbrund die sonnige, windgeschützte Terrasse umschließen, von der eine stattliche Freitreppe zum Seeufer hinabführt, haben Luft und Sonne im reichsten Maße, und ihre Anordnung: Schlaf- und Ankleidezimmer im linken, östlichen Flügel, in der Mitte ein großes rundes Wohnzimmer, von dem ein reizender ovaler Salon zu dem freundlichen, vom Licht durchfluteten Speisezimmer führt, trägt allen Ansprüchen, die eine verwöhnte Dame an ein wohnliches Sommerheim stellen kann, Rechnung; die Gästezimmer, Wirtschafts- und Dienstbotenräume sind im Obergeschoß untergebracht und ebenfalls durch einen sich an der rückwärtigen Eingangsseite entlang ziehenden Korridor zugänglich. Die Villa Dr. Reiß zeigt mehr bürgerlichen Charakter; hier gibt das nach der Aussichtsseite herausgezogene Halbrund des Vorbaus, dessen große Fenster im Untergeschoß dem Wohnzimmer, im Obergeschoß dem Schlafzimmer reichlich Luft und Sonne zuführen, der äußeren Erscheinung die bestimmende Note. Dem Schloß Ober-Lubie, ursprünglich ein unförmiger, reizloser Kasten, dem Haiger durch Um- und Anbau seine jetzige Gestalt gab, verleihen reiche Mittel die stattliche, vornehme Schönheit alter ländlicher Herrensitze. —

Kissendeckchen in reicher Weißstickerei mit breiter geklöppelter Falbel
Von Josephine Vieler in Saarbrücken

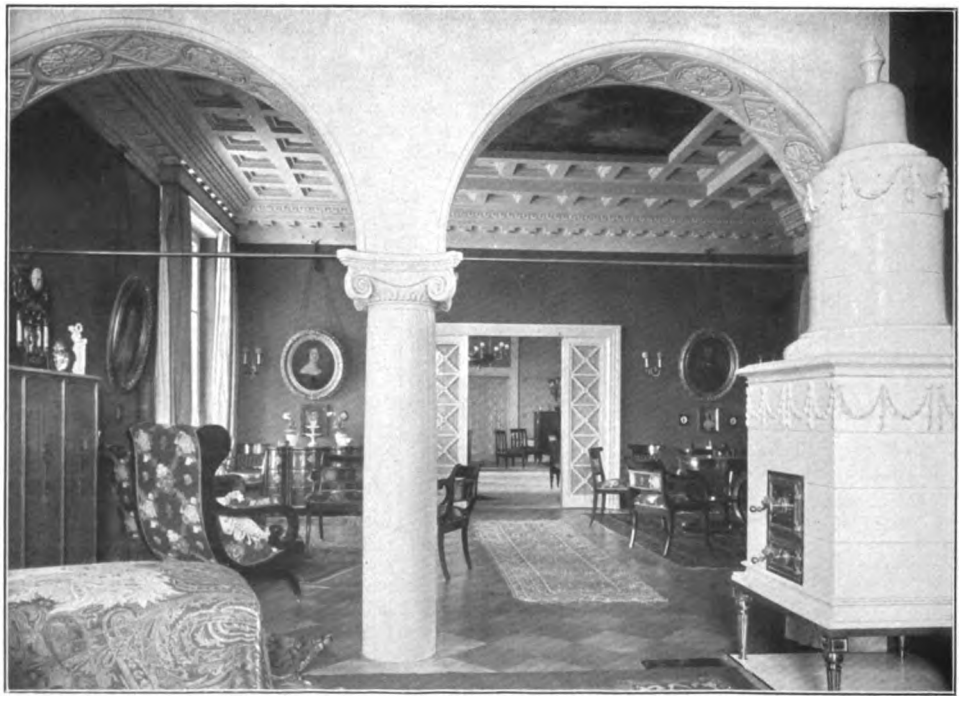
Unser farbiges Titelblatt spiegelt den Sommer wider: ein Feld im Blütenprangen, eine junge Frau darin, die einen Strauß pflückt, der blaue Himmel darüber. Man freut sich des Friedens, der auf diesem Bilde ruht, und doch klingt in unserer Seele immer wieder bange die Frage auf: Was wird uns dieser Sommer bringen? — Der in weiteren Kreisen bislang eigentlich nur als Silhouettist bekannt gewordene, jetzt in Schwetzingen wohnende Maler schrieb uns auf unsere Bitte einen Lebensabriß, der, das Persönliche spricht ja immer besonders an, auszugsweise hier Platz finden möge: „Ich — Carlos Eduard Wolfgang Tips — wurde am 28. August 1891

Digitized by Google



Schloß Ober-Lubie in Oberschlesien. Entwurf von Architekt Ernst Haiger-München

zu San Antonio im Staate Texas geboren. Meine Eltern kehrten schon vier Jahre später in die deutsche Heimat zurück. In Spanien, wo ich entscheidende Knabenjahre in der wildromantischen Gebirgswelt der Ebrolandschaft von meinem achten bis dreizehnten Jahre verlebte, verfehlte die damalige Einsamkeit ihre melancholische Wirkung auf



Wohnzimmer in dem oben abgebildeten Schloß Ober-Lubie

Digitized by Google

Villa de Osa am Starnberger See. Entwurf von Architekt Ernst Haiger-München

mich nicht. Doch brachte sie nicht eine Melancholie der Schwäche hervor, sondern eine Vertiefung meines ernsten Empfindens. Nach Deutschland zurückgekehrt, faßte ich den Plan Offizier zu werden, blieb aber der bereits eingeschlagenen Offizierslaufbahn nicht lange treu und sattelte endgültig zur Kunst über. In Berlin erhielt ich bei Becker-Tempelburg, Ludwig Erich Stahl und Hoffmann meine erste Ausbildung. Nach Dessau verzogen, erhielt ich vorübergehend an der Kunstgewerbeschule eine Anstellung als Lehrer für Malen, Zeichnen und Ornamentik mit knapp dreiundzwanzig Jahren (Oktober 1913 bis Ostern 1914) an Stelle eines erkrankten Lehrers." — An Kunstbeilagen bringen wir weiterhin (zwischen S. 300 u. S. 301) eine feine, stimmungsvolle bayerische Landschaft „Sonntag in Prien am Chiemsee" von Professor F. Messerschmitt, dem treuen Freunde der Monatshefte. Als alten treuen Gönner dürfen wir auch Professor Moritz Röbbecke ansprechen, der diesmal mit einem überaus liebenswürdigen Bildnis einer jung Verstorbenen (zwischen S. 376 u. S. 377) vertreten ist. Dem Düsseldorfer Fritz Reusing, einem Schüler von Professor Claus Meyer, verdanken wir das schöne Frauenbildnis (nach S. 364), das besonders fein in der Farbenzusammenstellung und Abstimmung genannt werden darf. So

Villa Dr. Reiß in Tübingen, Entwurf von Architekt Ernst Haiger-München

Digitized by Google

Speisezimmer in der auf Seite 415 abgebildeten Villa de Osa. Ausgeführt nach den Entwürfen von Architekt Ernst Haiger in München

recht für die farbige Wiedergabe geeignet erschien uns das Bild „Aus Alt-Weimar" von Professor Otto Rasch, der selbst in Ilm-Athen lebt und arbeitet (nach S. 328). Der Herr Landkammerrat Kirms, in dessen jetzt zweihundert Jahre alten Garten das Bild hineingestellt ist, spielte im Weimar der Goethezeit als erster geschäftlicher Leiter des Hoftheaters eine gewisse Rolle. Dem letzten unserer mehrfarbigen Kunstblätter, dem Entenbilde von Alexander Koster (zw. S. 420 und 421) eine politische Anspielung zu unterlegen möchte ich mich nicht vermessen. — Es bleiben noch einige Tondruck-Blätter zu erwähnen: einmal das ernste, schwere Gemälde von Albert Welti: „Die Eremiten" (eingeschaltet nach S. 372); dann eine schöne schlichte Landschaft von den Ufern des Starnberger Sees (zw. S. 340 und S. 341) von Oswald Gottfried und endlich eine Plastik von E. von Benzinger „Zur Tränke" (zwischen S. 308 u. 309) — der Künstler ist, beiläufig bemerkt, General z. D. und lebt in Stuttgart. H. v. Sp.

Salon in der Villa de Osa

Digitized by Google

Neues vom Büchertisch

Von Carl Busse

Peter Dörfler, Der Weltkrieg im schwäbischen Himmelreich (Kempten, Jos. Köselsche Buchh.) — Wilhelm Schussen, Im großen Jahr (Reuß & Itta) — General Tod. Kriegsnovellen. Ausgewählt und herausgegeben von Joachim Delbrück (München, Georg Müller) — Carl Hauptmann, Rübezahlbuch (Leipzig, Kurt Wolff) — Emil Ertl, Das Lächeln Ginevras (Leipzig, L. Staackmann) — Julius Levin, Das Lächeln des Herrn von Golubice-Golubicki (Berlin, S. Fischer)

Heut habe ich die Freude, gleich am Anfang von einem lieben, tapfren und grunddeutschen Buche reden zu können.

Es handelt vom Weltkrieg, aber es läßt nicht eine einzige Kanone brüllen. Draußen in weiter Ferne klirren die deutschen Waffen, hier jedoch, uns heimlich nahe, sinnt und singt die deutsche Seele. Aus der Stille eines abgelegenen Tales singt sie ein inniges, starkes, im schönsten Sinne frommes Lied. Wer es hört, wird nicht an den Dichter denken; er denkt auch nicht in erster Linie an den Krieg. Sondern er denkt an die Heimat, in der wir leben und sterben wollen; er fühlt sich in einem wundersam erweiternden Gemeinschaftsgefühl mit seinem Volke verschwistert — mit dem namenlosen Volke der Tiefe, das da pflügt und sät, betet und arbeitet, wie es die Väter getan haben; er glaubt und vertraut endlich, daß solch ein Volk über jede Not siegen muß und seine Rolle in der Weltentwicklung noch lange nicht ausgespielt hat.

Man spürt hier wieder die seltsame Macht des Dichters. Hundert Schriftsteller und Berichterstatter haben uns zu Heldentaten und Sturmangriffen mitgenommen, haben uns aus eigenem Augenschein von Schlachten und Siegen erzählt, haben uns mitten hineinversetzt in das gewaltige Ringen. Was will da solch ein stilles Waldschulmeisterlein, das in seinem verlorenen schwäbischen Winkel sitzt und die Nase überhaupt nicht nach draußen gesteckt hat? Aber das ist ja eben das Merkwürdige: dieser Peter Dörfler hat nur seine bäurischen Nachbarn angeguckt und die Rückwirkungen des Krieges auf seine Nächsten gesehen, er hat in der Hauptsache nur ein paar idyllische Züge zusammengerafft und sie gegen den düsteren, blitzdurchlohten Horizont gestellt — doch da er ein Dichter ist, genügt das vollständig, und fast wie am ersten Tage packt uns die allmählich gewohnt gewordene Furchtbarkeit und Macht unserer Zeit. Wir spüren noch einmal die jagenden Schauer, wir werden alle wieder Söhne einer Mutter, und gewaltiger als aus den Schlünden der 42-Zentimeter-Geschütze redet hier aus der Stille die unüberwindliche Kraft der Nation.

Einen schwäbischen Waldschulmeister habe ich vorhin den Dichter und Prediger Peter Dörfler genannt. Aber das Wort ist mir nur so herausgefahren: es will wohl die geistige Wesenheit bezeichnen, nicht jedoch einen bürgerlichen Beruf. Ich habe keine Ahnung, in welcher Gestalt und Tätigkeit unser Erzähler durch die Welt läuft; ich weiß nicht einmal, ob sein sinn- und beziehungsvoller Name der rechte ist; ich weiß nur, daß er ein Dichter ist. Und zwar ein Volksdichter vom Schlage Roseggers, einer, der Lachen und Weinen des Volkes teilt, der sein Glück und seine Nöte mitfühlt, der in dem gleichen Glauben verankert ist und aus seiner Seele heraus reden kann. Gerade jetzt fühlen wir doppelt, daß dies etwas Gutes und Schönes ist. Und deshalb leben wir mit seinem Kriegsbuche mit, spüren alles Erhebende und Bedrückende der Zeit mit den schlichten Dorfbewohnern und erhalten auf diese Weise tiefere Eindrücke vermittelt, als wenn uns von stürmenden Regimentern, Drahtverhauen und Maschinengewehren berichtet würde.

Dieser „Weltkrieg im schwäbischen Himmelreich“ (Kempten, Jos. Köselsche Buchhandlung) ist eine Erzählung, die sich nicht nacherzählen läßt. Es gibt keinen Helden darin und keine Verwicklung — der Held müßte denn das ganze Dorf sein und die Verwicklung der Krieg. Wie ich es hier beschrieben habe, scheint der Dichter zu sagen, so hat mein Dorf von der Mobilmachung an bis etwa um Weihnachten herum gelebt. So hat es in der ersten Erregung gezittert, so sind die Männer von Haus und Hof fortgezogen, so haben es die Frauen getragen, so sind sie in der alten Kirche vor ihren Gott getreten, so haben sie voll Bangen gewartet, so die ersten Siegesnachrichten aufgenommen, so Verkrüppelung oder Tod ihrer Lieben erfahren! Und dieses weltferne schwäbische Dorf, von dem man die Häupter der Alpenkette ragen sieht, ist ja im Grunde nichts anderes als das Vaterland im kleinen. Alle Typen sind darin versammelt: Leichtblütige und Schwerblütige, Menschen, die durch die Erregungen der Zeit aus ihren Angeln gehoben werden, und andere, die nun doppelt fest in ihren Stiefeln stehen, Opferfrohe mit starken und gläubigen Herzen und filzige, verengte Seelen, die auch

Digitized by Google

unter der Gewalt der Stunde ihre Kleinlichkeit und Selbstsucht nicht vergessen können. Alle Freuden und Schmerzen, die durch Deutschland gingen, gehen auch durch das Dorf: Hier steht die Frau, die ihren Mann ins Feld ziehen sieht; hier die Braut, die den Bräutigam nicht wiedersehen soll; hier die Eltern, die ihren Sohn nur als Krüppel zurückempfangen; hier die Mutter, die brennend alle anderen Mütter um ihre gesunden Söhne beneidet. Hier spielen auch fröhlich und ahnungslos die Kinder; hier klingen bei der Siegesmeldung die Böllerschläge durchs Tal, und obwohl die Freude der stillen Dörfler nicht branden kann wie die großstädtische, weil der Schwall des einzelnen nicht vom Schwall der Tausende geschoben wird: die Freude ist doch nicht minder stark. Ein glücklicher Blick auf die Fluren, die nun vor feindlicher Verheerung sicher sind, und stärker straffen sich die Arme, die hoch die Fülle der Garben auf die Fuhre legen. Auch die großen Propheten, die alles immer vorhergesagt haben und besser wissen, fehlen im Schwabendorf nicht, kurz, die Galerie ist vollzählig und führt vom Pfarrer, vom Lehrer und vom Bürgermeister Korbinian Hofer bis hinab zum Leichenbitter und zur Babelebäs.

In kurzen, krausen Zügen sind alle diese Himmelreichler abkonterfeit und in die Predigt verwoben — keiner ist für sich etwas Besonderes, so daß er nun die anderen verdrängte, sondern sie schwimmen neben- und durcheinander in der herzlichen Wärme des Vortrags dahin, machen die Enge mannigfaltig und spiegeln jeder nach seiner Art die großen Ereignisse, die Wirkungen und Stimmungen der Zeit wider. So steht das Idyllische im Vordergrunde, aber es bleibt in steter Abhängigkeit vom Gewaltigen; allerlei Humore huschen über die dunklen Horizonte; seltsam mischen sich Dorffrieden und Weltkrieg; Zartes wird mit Grausigem zusammengebündelt, und auf der kleinen engen Bühne spielt, wie gesagt, am Ende ein Welttheater. Ein Welttheater, bei dem nicht nur die Menschen, sondern auch ihre vierbeinigen Genossen mitwirken. Ich finde es prachtvoll, wenn die treuen Haustiere, von der Unruhe angesteckt, ihren Herren in die Kirche und die Kriegsandacht nachlaufen. Und was den unheimlichen Kriegsgaul, das „Haiele", mit seinen Schürfungen und Eiterbeulen anbelangt, so hat er einen tiefen Eindruck auf mich gemacht.

Peter Dörfler, der dieses gute Buch geschrieben hat, gilt als „katholischer Dichter". Ich lese das in einer Anzeige, und in der Tat: er selbst ist auch nach dieser Erzählung ein treuer Katholik gleich dem Dorfvolk, das er vorführt. Aber ich wäre nie darauf gekommen, das zu erwähnen. Welch ein Bekenntnis einer hat, ist gleichgültig. Jedes kann erweitern oder verengen. Es kommt nur auf den Menschen an. Hier ist es ein fester, durchwärmender, das Menschliche nicht unterbindender, sondern tragender Glaube, und also ist es gut und schön, und ich würde mich an dem Werk erquicken, ob ich für meine Person zu Buddha oder Konfutse, Luther oder Häckel neigte. Es soll jeder nur aus seinem Glauben das Beste, die Liebe, herausholen und in seiner Sphäre bleiben. Das tut Peter Dörfler. Ich sagte schon, daß er ein Volksdichter ist. Damit ist gleichzeitig gesagt, daß er nicht in die Geisteskämpfe der Literatur eingreifen und für die Suchenden etwas werden kann. Er darf sein kleines Heimatstal nicht verlassen; er würde alles, was wir heut an ihm schätzen, verlieren, wenn er seinen bodenständigen Bauern untreu würde. Schon jetzt merkt man, wie seine Sicherheit und Kraft beim leisesten Schritt nach aufwärts abnimmt. Die Zenzi z. B., das „feine Mädchen", das von ihren studierten Brüdern „das Denken gelernt hat", fällt als einzige Figur ins Blasse und Sentimentale. Der Acker unseres Erzählers kann solches Pflänzlein nicht mehr recht nähren. Da wachsen strotzend nur die Bauern, und es klingt so recht aus dem Herzen des Dichters, wenn ein bäuerlicher Soldat aus dem Kriege schreibt: „Was haben doch wir Bauern für ein schönes Handwerk: Säen, pflanzen, züchten, dem lieben Herrgott beim Allmachtswerk helfen. Nun, so müssen wir ihm jetzt halt beim Hageln helfen, beim Stürmen und Erdbeben, beim Sündfluten und Feuerregnen!"

Nach meinem Gefühl müßte solch ein einziger Satz schon einen gewissen Hunger nach dem Buche hervorrufen. Natürlich nur bei denen, die überhaupt auf Naturen wie Peter Dörfler gestimmt sind. Sie werden auch nicht enttäuscht werden; sie werden etwas herzlich Deutsches finden, das sättigt, wärmt und Mut macht. —

Ein anderer Schwabe, Wilhelm Schussen, hat unter dem Titel „Im großen Jahr" ein paar kleinere Kriegserzählungen zusammengerafft (Konstanz, Reuß & Itta). Und ob es nun vom Wein kommt oder woher sonst: auch in das Schwere bringen diese wackeren Schwaben immer noch etwas Leichtes hinein, und selbst um ein so schreckliches Ding, wie es der Krieg ist, spielt noch der Schalk. Als Ausdruck tapferer und fröhlicher Herzen soll es gelten; wir können ein Lächeln gut gebrauchen. Mit solchem Lächeln liest man das Geschichtlein vom „heroischen Albert", der zum großen Kriegshelden wird, — wenigstens in der Phantasie seiner Stadtgenossen; mit solchem Lächeln macht man die Bekanntschaft des Oberleutnants „Schlachtenarm", und auch in den übrigen Erzählungen, zwischen denen wie Rittersporn am trennenden Rain manch Gedicht blüht, versteckt sich ein Fünkchen Ironie. Das war von dem Verfasser des Schelmenromans „Vinzenz Faulhaber" nicht anders zu erwarten. Es ist auch selbstverständlich, daß diese Ironie nicht an Dinge rührt, vor denen wir sie nicht vertragen würden. Sie ist herzlich und humorver-

Digitized by Google

schwistert; sie nimmt der Größe und dem Ernst der Zeit gar nichts; sie gedeiht neben der felsenfesten Überzeugung, daß wir „diesmal Sturm, Eisen und Feuer zugleich" sein müssen, um nicht zerdrückt und zertreten zu werden. Vielleicht fehlt den kleinen Skizzen hier und da die letzte Rundung: auch das ist die Art von Wilhelm Schussen, der immer nahe daran ist, etwas Ganzes herauszubringen und dann schließlich doch den Punkt über das i zu setzen vergißt.

Nur im Vorübergehen sei an dritter Stelle eine größere Anthologie von Kriegsnovellen gestreift, die Joachim Delbrück unter dem Titel „General Tod" bei Georg Müller in München herausgegeben hat. Sie will die besten Kriegsnovellen der letzten hundert Jahre sammeln; sie beginnt mit einer Erzählung von Ewald Gerhard Seeliger aus dem Unglücksjahr 1806 und schließt mit einer harmlosen Kleinigkeit, die Fritz Müller im Erinnerungsjahr 1913 aufgelesen hat. Dazwischen stehen Arbeiten von Prosper Mérimée, zwei großartige Skizzen Tolstojs, darunter natürlich eine Sewastopolskizze, ein Kapitel aus Zolas „Zusammenbruch", eine Kriegsnovelle Liliencrons und allerhand Kleinzeug vom braven Hackländer, von Daudet und den verschiedensten modernen Franzosen. Also ein wunderlicher Speisezettel. Ein bunt zusammengewürfeltes Buch, das den Ehrgeiz zu haben scheint, uns auf die Schauplätze sämtlicher Kriege und Kriegchen des Jahrhunderts mitzunehmen ... auch auf solche von exotischer Unbekanntheit. Das Ergebnis ist ziemlich jämmerlich. Wenn auch gute Kriegsnovellen verhältnismäßig selten sind, so sind sie doch nicht ganz so selten, wie es nach dieser „Blütenlese" scheint. Ich will mich verpflichten, allein aus der deutschen Literatur der letzten hundert Jahre ein besseres Buch zusammenzustellen, das zugleich kriegerischer und menschlicher ist. Will man nun gar durch die Weltdichtung schweifen, so hat man noch größere Möglichkeiten — Möglichkeiten, die Joachim Delbrück im Drang der Stunde leider nicht ausgenutzt hat.

Damit wollen wir für heute den augenblicklich bevorzugtesten Stoffkreis unsrer Erzähler verlassen und uns noch nach einigen friedlicheren Büchern umsehen. Da sie trotz der waffenklirrenden Zeit erscheinen, so müssen doch auch sie noch immer ihre Leser finden, und man sagt mir, daß gerade unsere Kämpfer draußen lieber nach ihnen greifen, als nach der Blut- und Eisenpoesie. Das wäre psychologisch ja auch sehr verständlich.

Machen wir den Anfang mit dem „Rübezahlbuch" des Schlesiers Carl Hauptmann! Mit ein paar lästerlichen Schwartenhälsen wetterleuchtet an seinem Beginn noch die Zeit des Dreißigjährigen Krieges empor, und gegen den Schluß hin flammen die Fanale von 1813 über die Höhen. Aber das ist auch alles, was an europäische Sturmzeiten erinnert. Sonst treibt darin nur der Berg- und Neckgeist Rübezahl in neun Kapiteln sein Wesen oder Unwesen.

Es ist auffällig, wie wenig sich die deutsche Dichtung gerade mit dieser Gestalt der Volkssage beschäftigt hat. Doppelt auffällig, weil diejenigen, die die nächsten dazu waren, die Schlesier, es doch sonst an Sangesfreudigkeit und literarischem Eifer nicht fehlen ließen. Seit Musäus in den „Volksmärchen der Deutschen" seine fünf Legenden vom Rübezahl erzählt hat, sind mehr als ein Dutzend Jahrzehnte vergangen, aber abgesehen von Freiligrath und seinem Gedicht „Aus dem schlesischen Gebirge" wüßte ich keinen Poeten zu nennen, der den offenbar vom wilden Jäger abstammenden „Wetterherrn" des Riesengebirges dichterisch verwertet hätte. Wahrscheinlich ist das auch kein Zufall. Aus phantastischen Nebelfetzen mag die arbeitende Volksphantasie den Berggeist einst gebildet haben, und eigentlich hat er immer etwas Gestaltloses behalten. Es fehlt ihm eine beherrschende Grundeigenschaft, aus der er sich wie andere Sagengestalten aufbaut. Der alte Musäus sagt von ihm, er sei „geartet wie ein Kraftgenie, launisch, ungestüm, sonderbar; bengelhaft, roh, unbescheiden; stolz, eitel, wankelmütig, heute der wärmste Freund, morgen fremd und kalt; zuzeiten gutmütig, edel und empfindsam; aber mit sich selbst in stetem Widerspruch; albern und weise, oft weich und hart in zween Augenblicken, wie ein Ei, das in siedend Wasser fällt; schalkhaft und bieder, störrisch und beugsam; nach der Stimmung, wie ihn Humor und innerer Drang beim ersten Anblick jedes Ding ergreifen läßt."

Carl Hauptmann hat den Charakter Rübezahls nicht verändert. Er ist auch ihm ein sonderbares, unbegreifliches Wesen: frech und tückisch wie ein alter Gorilla, manchmal auch wieder so treuherzig und zutunlich wie ein vertiefter, sanfter Sorgenvater; ein Necker, ein toller Marktschreier und Bauernklotz, ein Unfaßbarer, der seit Urzeiten in tausend lebendigen und toten Gestalten erscheint, der schrankenlos ist wie die Natur selber, den die Menschen niemals ganz verstehen können, „weder in seinen letzten Frohheiten, noch in seinen letzten Tücken". Denn Rübezahl „ist nicht menschlich".

Schön! Aber ein gewisser Goethe hat das Wort gesagt, daß wir nur eine Kunst wollen, die ein Abdruck menschlichen Bezuges ist. Und wenn der Berggeist nichts Menschliches hat, so liegt darin vielleicht der Grund, daß die Dichtung so auffällig an ihm vorbeiging. Um so neugieriger ist man, was Carl Hauptmann aus Rübezahl zu machen versteht. Unwillkürlich hat man den Verdacht, daß gerade das Gestaltlose den schlesischen Halbdichter, dem jede Gestalt unter den Händen zerrinnt, gereizt hat. So liest man denn die neun Kapitel, die neue Abenteuer Rübezahls erzählen. Und um es gleich vorwegzunehmen: von einem zum andern ist meine Verständnislosigkeit gewachsen. Ich habe

Digitized by Google

mich nie für den Spiritismus interessiert, weil Geister, die Tische rücken, Klopftöne hervorbringen und anderen Unfug stiften, mir zu dumm sind. Was aber treibt Rübezahl? Er läßt zwei Kerle den Hang hinunterpurzeln, er weht Tischtücher in den Abgrund, er grölt als Bauchredner aus einem gebratenen Hecht, er teilt Goldstücke aus, die nachher zu Pferdeäpfeln werden, und schwelgt in ähnlichen Lausbubstreichen. Wenn es ihm Vergnügen macht — meinetwegen! Aber Carl Hauptmann erzählt diese ziemlich geist- und sinnlosen Späße mit einem Stilaufwand, als ob er Offenbarungen zu verkünden hätte oder als ob das Welträtsel dahintersteckte. Dieses Mißverhältnis zwischen Gehalt und dichterischer Aufbauschung empfinde ich als geradezu niederschmetternd. Es zeigt von neuem die unkünstlerische Formlosigkeit, die ich als Erbteil Carl Hauptmanns schon oft an dieser Stelle beklagen mußte. — Auf drei Wegen konnte man an den Stoff herankommen. Man konnte es einmal wie der alte Musäus machen und alte oder neue Abenteuer des Berggeistes zu phantasiereichen und spannenden Novellen oder Kunstmärchen ausspinnen. Man konnte ferner, was einem modernen Dichter besser ansteht, aus der Mischung realistischer und mystisch-phantastischer Stoffelemente eine große Wirkung ziehen und Symbolisches ahnen lassen — etwa wie es Selma Lagerlöf tut, wenn sie Gestalten der Volkssage aufgreift. Und endlich wäre es auch denkbar, daß ein Dichter ganz naiv, in Saftigkeit und spielender Laune allerlei tolle Streiche Rübezahls nacherzählte und uns durch elementare Kraft, Heiterkeit und Natureinigkeit gefangen nähme. Es scheint, als ob Carl Hauptmann auf dieser dritten Linie hätte marschieren wollen. Aber er ist nicht leicht, nicht heiter, nicht naiv, nicht saftig genug dazu. Er macht krampfhafte Anstrengungen, dies alles zu sein, aber man fragt nur immer kopfschüttelnd: Was soll das? Er ist im Grunde doch bei aller Naturandacht mit der Natur entzweit, ein Sentimentaler (im Schillerschen Sinne), der naiv sein will. Dabei kommen dann solche Werke heraus, wie das „Rübezahlbuch", das nicht Fisch, nicht Fleisch ist — das Buch eines sich immer neu bemühenden Mannes, den die Natur bedauerlicherweise dazu verurteilte, ein Halber zu sein.

Zwei Romane, die beide ein „Lächeln" im Titel haben, mögen den Beschluß der diesmaligen Bücherschau bilden.

Der eine stammt von Emil Ertl, heißt „Das Lächeln Ginevras" (Leipzig, L. Staackmann) und verübt eigentlich durch seine Bezeichnung als „Roman" eine kleine Mogelei. Denn ebensogut wie ihn könnte man Boccaccios Dekamerone oder Chaucers „Canterbury-Geschichten" Romane nennen. Ertl hat nach berühmten Mustern eine Reihe von Novellen — wenn ich richtig zählte, sind es neun — aneinandergereiht und sie durch Gespräche einer kleinen Gesellschaft lose verbunden. Bezüglich der Umrahmung hat er sich auch nicht gerade in dichterische Unkosten gestürzt. Er bleibt da recht konventionell. Wenn es bei Boccaccio die Pest ist, die einen Kreis von Leuten in der Einsamkeit abschneidet und festhält, so ist es bei dem bergfrohen Ertl der Schnee. Bei einem kleinen Feste schneit der Präsident eines großen Grubenunternehmens mit seiner Frau, mit Direktoren, Ingenieuren, Volontären und Adjunkten auf dem hochgelegenen Werkhaus ein, der Hunger rückt bedrohlich näher, und um ihn zu vergessen, um die schreckliche Wartezeit totzuschlagen, erzählt man sich eben Geschichten. Die eine davon, die dem ganzen Buche den Namen gab, zielt noch ein wenig weiter: sie gibt der jungen Frau des Präsidenten, die einem Jugendgespielen allzu verheißungsvoll zugelächelt hat, ein Warnungszeichen, indem sie von dem „Lächeln Ginevras" berichtet — von dem Lächeln, das Lanzelot ersehnt, das über die Züge von Francesca da Rimini geht, als Paolo mit ihr die berühmte Stelle des Buches liest, das unsterbliche, süße, stumme Lächeln der Frau, das Verführung, Hingabe, Verheißung ist und deutlicher als Worte sagt: „Küsse mich, Liebster!"

Die Geschichte erfüllt auch unter Beihilfe anderer Umstände ihren Zweck, so daß der Rahmenroman im Keim stecken bleibt. Es wäre gewiß besser gewesen, Ertl hätte ihn kurz entschlossen über Bord geworfen und das Buch ehrlich das sein lassen, was es ist: eine Novellensammlung. Es brauchte dann nicht mit Rücksicht auf das liebe Publikum unter falscher Flagge zu segeln, und man würde es schon wegen der ersten Erzählung freudig begrüßt haben. Denn diese erste Erzählung von dem Wunder des heiligen Franziskus ist ganz ausgezeichnet. Sie teilt es mit Kellers „Sieben Legenden", daß ihr Antlitz vom Verfasser nach einer anderen Himmelsgegend hingewendet wurde, als nach welcher sie in der überkommenen Gestalt schaute. Mit einer heiteren Ironie, die keine Spur von Bosheit oder Aufdringlichkeit hat, wird der alten frommen Mönchslegende die Stirn ins Weltliche gedreht: Sankt Franziskus hat einer sündhaften Stadt mit solchem Erfolg gepredigt, daß jedermann in sich geht, bußfertig alles stehen und liegen läßt, daß Eltern ihre Kinder und Männer ihre Frauen verlassen, daß keiner mehr arbeiten und irdische Geschäfte irgendwelcher Art besorgen, sondern jeder allein in der Nachfolge Christi leben will. Die Folge sind natürlich schreckliche Zustände, und am Ende muß Sankt Franziskus dem Übermaß der Tugend ebenso steuern, wie erst dem Übermaß der Sünde. „Wenn alle Menschen Heilige wären," sagt Bruder Elias, „so hätten wir die Hölle auf Erden!"

Das ist ganz prächtig erzählt, mit einer versteckten Schalkhaftigkeit, und gehört sicherlich mit zu dem Hübschesten, was Emil Ertl

Digitized by Google

Vor dem Stall. Gemälde von Alexander Koester

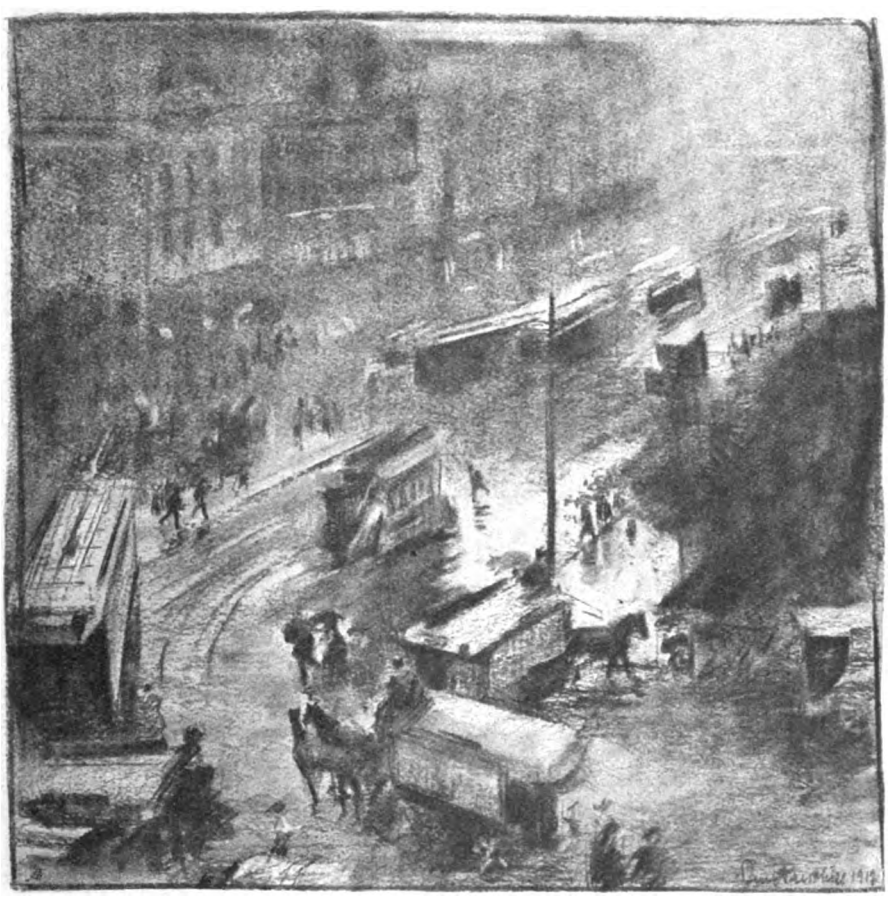
Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

bisher geschaffen hat. Die übrigen Novellen spielen durch alle Register des Heiteren und Tragischen, ohne doch die erste auch nur annähernd zu erreichen.

Lächelt Ginevra nur selten, so lächelt Herr von Golubicki immer. Der Roman von Julius Levin, der sich mit ihm als Helden beschäftigt, knüpft im Titel daran an und nennt sich „Das Lächeln des Herrn von Golubice-Golubicki" (Berlin, S. Fischer). Dieses Lächeln ist seltsam und vieldeutig, einmal gütig, einmal ironisch, manchmal sogar etwas blöde und ab und zu so beängstigend, als wenn es eine furchtbare Vision verscheuchen wolle. Auf welche Weise der Schlachtschitz zu solchem Lächeln kam, will das Buch erzählen und bringt deshalb nach unverhältnismäßig langen Umschweifen die Selbstbekenntnisse des polnischen Edelmannes. Alles in allem genommen ist es die alte Geschichte: Weiber, Duelle, Schulden, schließlich Ungarwein, Mystik und heulendes Elend. Die Mischung ist nicht recht erquicklich, aber echt; doch Julius Levin hält sie offenbar für origineller, als sie ist. Das Beste an dem Roman dürfte die Schilderung der Typen einer Posenschen Kleinstadt, die Darstellung des polnischen Adels, kurz gesagt, die Milieu-Wiedergabe sein. Es waren Heimatlaute, die ich mit psia krew und psia dusza aus dem Buche vernahm. Auch die Gestalten haben manches Reizvolle, wenn auch nur zwei Episodenfiguren, der jüdische Buchhalter und sein Bruder, aus schöpferischer Wärme stammen. Alles andere ist nicht das Werk eines instinktsicheren Dichters, sondern eines literarisch kultivierten Mannes, der großen Wert darauf legt, Haltung zu bewahren und Feinheit zu beweisen. Er verrät sich dabei gelegentlich durch Gewolltheiten, Unterstreichungen und kleine Falschheiten. Immerhin ist der Roman lesenswert, wenn er auch die Art so vieler Romane des Verlages S. Fischer teilt, daß die aparte literarische Aufmachung den Mangel an dichterischer Ursprünglichkeit verdecken muß.



Straßenbild aus Berlin. Zeichnung von Paul Paeschke

Digitized by Google

Letzter Wille Jussufs, des Sattlers

Ballade von Börries, Freiherrn von Münchhausen

Als der Abend gnädig kühlend
Labung für Algerien brachte,
Blies der Sattler Jussuf spielend
In den Nargileh und dachte:

„Pferde, Fraun und Leder duften
Derben Duft, - ihn liebt nicht jeder,
Jeder nicht von diesen Schuften
Würdigt Pferde, Fraun und Leder,

Würdigt Leder, Fraun und Pferde
So wie ich mit süßem Grauen,
Denn ich kannte auf der Erde
Nichts als Leder, Pferde, Frauen!

Ledersättel, glattgesessne,
Hundert Pferde, die mich trugen,
Tausend Frauen, bald vergessne,
Die die Arme um mich schlugen, -

Auf der Fahrt zum Paradiese
Will ich keine andern Gaben,
Will ich andres nicht, als diese
Süßen Düfte um mich haben!"

Und der greise Lederhändler
In der Obern Stadt Algerien
Brauchte einen Unterhändler
Für des Sterbens Nachtmysterien.

Kam der Mollah angeschloffen
In Pantoffeln grün geflochten,
Weit stand ihm der Kaftan offen,
Mittagsglut die Adern kochten.

Digitized by Google

Zu dem Hitzigen sprach der Kühle:
„Leg mein Haupt in Mekkas Richtung,
Doch dem toten Leib zum Pfühle
Häufe Stroh in wirrer Schichtung

Unter Rücken, Haupt und Füße,
Daß des dumpfigen Pferdestalles
Lebenslang gewohnte Süße
Würze und durchströme alles!

Und auf einen Sattel leg mir
Meinen wachsnen Totenschädel,
Daß er auf dem langen Weg mir
Ruhe zunftgerecht und edel,

Ja, den Kopf auf einen Sattel!
Doch auf meiner Lippen Paarung
Tu mir nicht der süßen Dattel
Abgebrauchte Totennahrung!

Leg ein langes seidenweiches
Frauenhaar darüberhin mild
Als des mir versunknen Reiches
Auserlesnes Bild und Sinnbild!"-

Jussuf starb. Ob sein Verfügen
Ausgeführt wie er begehrte,-
Weise lügen, Dichter lügen,
Dichter lügen und Gelehrte.

Wahr ist: Bei den Oleandern
Küßte, die das Haar gegeben,
Abends durstig einen andern,
Denn Lebendiges will Leben!

Digitized by Google

Der Dreibund und sein Ende

Von Prof. Dr. Paul Herre (Leipzig)

Das mitteleuropäische Bündnis, das ein Menschenalter lang das europäische Staats- und Völkerleben bestimmt hat, gehört der Vergangenheit an. Der schnöde Verrat Italiens, das die Verbündeten in schwerer Stunde im Stiche ließ, um sich der feindlichen Allianz anzuschließen, hat es zerbrochen. Heiliger Zorn über die unwürdige Treulosigkeit unseres einstigen Verbündeten erfüllt uns, und wir fragen uns, wie dieser in der Weltgeschichte beispiellose Vertrauensbruch im Bereiche der Kulturvölker des 20. Jahrhunderts möglich war.

Die Grundlage des Dreibunds bildet das Bündnis, das unter dem Drucke russisch-panslawistischer Offensivbestrebungen am 7. Oktober 1879 zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn abgeschlossen wurde. Die geschichtlich und kulturell begründete Interessengemeinschaft, die durch den Kampf zwischen Preußen und dem österreichischen Kaiserstaat um die Vorherrschaft in Deutschland unterbrochen worden war, führte nach der endgültigen Beseitigung der alten Nebenbuhlerschaft die beiden mitteleuropäischen Großmächte wieder zusammen. Der neu sich gestaltende Nationalitätenstaat an der Donau mit seinen ostwärts gerichteten Machtzielen, die ihn in steigenden Gegensatz zu dem ebenfalls nach dem Balkan Ausbreitung suchenden Rußland brachten, bedurfte der Anlehnung. Das neue Deutsche Reich aber, dessen staatliches und wirtschaftliches Emporstreben von allen Seiten gefährdet war, brauchte diesen Zusammenschluß nicht weniger notwendig. Eingeengt zwischen feindlichen Völkern in Ost und West und von weltpolitischem Betätigungsdrange vorwärtsgetragen, war es auf die kontinentale Sicherung gewiesen, die sich in dieser mitteleuropäischen Verbindung bot. Der Schutz Österreich-Ungarns bedeutete zugleich Deutschlands Schutz, und das eigene Lebensinteresse verbot es, zuzulassen, daß gegnerische Volks- und Staatskräfte auch im Südosten Europas die Herrschaft gewannen. Das Gleichgewicht Europas machte die Erhaltung der Donaumonarchie als starker Großmacht erforderlich, und so wuchsen, von übereinstimmenden stärksten Interessen bestimmt, Deutschland und Österreich-Ungarn zu einer immer enger werdenden Gemeinschaft zusammen.

Das deutsch-österreichisch-ungarische Bündnis wurde als eine unbefristete Defensivallianz abgeschlossen, die sich ausdrücklich und ausschließlich den russischen Angriffsgelüsten entgegenstellte. Es war als eine elastische Verbindung gedacht, die den Partnern weitgehende Bewegungsfreiheit ließ. Tatsächlich hat sie Bismarck zur weiteren Sicherung des staatlichen Interesses in den Rückversicherungsverträgen mit Rußland ausgenutzt, aber diese waren in keiner Weise gegen den Verbündeten gerichtet, sollten ihn vielmehr von offensiven Bestrebungen zurückhalten, die den Rahmen des Verteidigungsbundes überschritten und dessen Grundlagen gefährdeten. Der dauernde Zusammenschluß der beiden mitteleuropäischen Großmächte blieb der Eckpfeiler seines politischen Systems, und das bedeutete zugleich die klare Einsicht in die Notwendigkeit ihrer Zusammengehörigkeit.

Durch Italiens Beitritt wurde am 20. Mai 1882 der Zweibund zum Dreibund. Es waren durchaus anders geartete Voraussetzungen, die diese Erweiterung des mitteleuropäischen Bündnisses herbeiführten. Der neue Nationalstaat des Mittelmeerraumes strebte aus der Isolierung heraus, die ihn aus den Verhandlungen des Berliner Kongresses ohne Gewinn hatten hervorgehen lassen. Das staatliche Interesse, das auf einen Anteil des Entfaltung suchenden Volkes an der Herrschaft im Mittelmeer drängte, nötigte zu einer Wendung gegen Frankreich, das zwar einst der Errichtung des italienischen Einheitsstaates wirksame Beihilfe geliehen hatte, jetzt aber dem romanischen Nebenbuhler mißgünstig gegenüberstand, und dafür fühlte sich der junge Staat nicht stark genug. Wohl gewährte England, das mit seiner Flottenmacht das Mittelmeer beherrschte und um seines Gegensatzes gegen Frankreich willen Italien unter seinen besonderen Schutz nahm, hinreichend Sicherung gegen maritime Feindseligkeiten, aber sie bedurfte der Ergänzung durch eine Stärkung der Verteidigungsstellung zu Lande. Eine solche bot sich in der Verbindung mit der deutschen Militärmacht, die ihrerseits Frankreichs scharfe Gegnerschaft genoß. Die Schwierigkeit aber war, daß Deutschland inzwischen den engen Bund mit Österreich-Ungarn abgeschlossen hatte, das weiten Kreisen des italienischen Volkes der Erbfeind geblieben war. Die Erinnerung an die ehemalige Fremdherrschaft des Hauses Habsburg wirkte als lebendige Kraft nach und steigerte sich infolge des Mangels eines positiven staatlichen Ziels seit der Mitte der siebziger Jahre zu der irredentistischen Bewegung, die mit unrealen und gefühlsmäßigen Motiven die Einverleibung der „unerlösten" Gebiete Südtirols, des österreichischen Küstenlandes, zumal Triests, sowie Istriens und Dalmatiens mit ihren achthunderttausend Italienern in den italienischen Einheitsstaat forderte. Indessen, der Bardovertrag, der im Mai 1881 Tunis, das koloniale Zukunftsland Italiens, an Frankreich auslieferte, verschaffte den realpolitischen Erwägungen den Sieg. Die Regierung brach

Digitized by Google

mit den irredentistischen Bestrebungen ebenso wie mit dem romanischen Gemeinschaftsgefühl, das als starke Unterströmung im Volke lebte, und begab sich in das politische Lager der mitteleuropäischen Großmächte.

Am liebsten hätte Italien mit Deutschland allein abgeschlossen, aber Bismarck gab deutlich zu verstehen, daß der Weg nach Berlin über Wien führe. Hier wie dort fand es jedoch die Tore geöffnet, und in zwei nebeneinander mit dem Deutschen Reich und der Donaumonarchie abgeschlossenen Verträgen vollzog es seinen Beitritt zum Zweibund. Was die beiden verbündeten Mächte auf den Anschluß Italiens eingehen ließ, hat laut einer jüngst erfolgten amtlichen Veröffentlichung Bismarck mit dem für den Staat der Apenninhalbinsel nicht gerade schmeichelhaften Ausspruch dargelegt: daß man Italien dadurch verhindern wollte, im Falle eines Krieges mit Rußland, „Österreich in die Beine zu beißen". Nicht entscheidende Lebensinteressen waren die Bande, die den neuen Genossen mit den beiden alten vereinigte, und es waren auch ziemlich ungleiche Partner, die sich zu engem Bund zusammenfanden. Italien war durchaus das nehmende und zumal Deutschland das gebende Glied, aber die Sicherung Österreich-Ungarns konnte die Verpflichtung der Bundeshilfe im Falle eines französischen Angriffes auf Italien aufwiegen, mochte auch das von Italien gemachte Gegenzugeständnis sehr viel weniger wert sein. Man band sich auf dieser Grundlage für fünf Jahre.

Aber die Gemeinschaft des Dreibundes machte sich wirksamer geltend, als man gerechnet hatte. Italien zeigte sich ohne Hintergedanken dem mitteleuropäischen Bündnissystem zugehörig. Der Irredentismus trat in den Hintergrund, und wenn er einmal sein Haupt erhob, konnte er unter dem Beifall der Mehrheit des italienischen Volkes von der Regierung in die Schranken gewiesen werden. Dagegen wurde eine scharf gegen Frankreich gerichtete Politik immer bestimmender, um schließlich in einem zehnjährigen Handelskrieg sich zu entladen. Aber nicht so sehr das Bündnis mit Deutschland und Österreich-Ungarn war dafür Voraussetzung als die gleichzeitig nebenherlaufende Verbindung mit England, die immer enger wurde und zugleich Italiens Wert im Dreibunde steigerte. Des Dreibunds Feinde waren auch Englands Feinde: das machte Italien zu einem treuen und überzeugten Bundesgenossen. So wurden im Februar 1887 die Bündnisverträge auf weitere fünf Jahre erneuert, unter Formen, die der weniger bedrängten Stellung Italiens Rechnung trugen. Selbst der Abschluß einer Militärkonvention wurde damals ins Auge gefaßt, kam indessen aus unbekannt gebliebenen Gründen nicht zustande, vermutlich weil sie den Genossen allzu ungleiche Opfer auferlegt hätte. Wieder blieb der Dreibund eine rein friedlichen und Sicherungszwecken dienende Defensivallianz, die die Verbündeten zur gegenseitigen Hilfe im Falle eines französischen oder russischen Angriffes, sonst aber zu wohlwollender Neutralität verpflichtete. Auf derselben Grundlage erfolgte die Erneuerung der Verträge im Juni 1891, und ihre Geltung wurde nunmehr auf die Frist von sechs Jahren ausgedehnt, die sich automatisch um weitere sechs Jahre verlängerte, falls die Kündigung nicht ein Jahr vor ihrem Ablauf von einer Seite erfolgte. Damals verdichtete sich im Zusammenhang mit der deutsch-englischen Kolonialverständigung und dem Abschluß der russisch-französischen Allianz die Verbindung zwischen Italien und England zu einer ausdrücklichen Vereinbarung maritimer Hilfeleistung, die, englischem Brauche entsprechend, zwar nicht vertraglich festgelegt, aber von seiten Englands als tatsächliche Ergänzung des Dreibundes angesehen wurde. Es war die Blütezeit des mitteleuropäischen Bündnisses, und obschon der Rückversicherungsvertrag Deutschlands mit Rußland nach Bismarcks Rücktritt nicht erneuert worden war, so widersprach es weder dem Geiste noch dem Wortlaute des Vertrags, wenn Italien im Oktober 1891 seinerseits rückversichernde Abmachungen mit dem Zarenreich traf, die schädlichen Wirkungen der orientalischen Angelegenheit vorbeugen, vielleicht auch eine Abschwächung der überscharfen Gegnerschaft gegen Frankreich herbeiführen sollten.

Die anderthalb Jahrzehnte festen Zusammenhalts waren zugleich Jahre einer emsigen staatlichen Tätigkeit der Dreibundsgenossen. Österreich-Ungarn freilich war durch seine Nationalitätenkämpfe im Innern stark in Anspruch genommen und konnte sich außerpolitischen Aufgaben kaum zuwenden. Zwar leistete es in der kulturellen Erschließung der okkupierten Provinzen Bosnien und Herzegowina Erhebliches, aber es verzichtete zunächst auf eine Fortführung der von Julius Andrássy betätigten aktiven Balkanpolitik, und wenn es, wie in der bulgarischen Krise des Jahres 1887, einmal aus seiner Zurückhaltung heraustrat, so geschah es im Einverständnis mit dem verbündeten Italien, das im Gefolge Englands dem ungestüm vordrängenden Rußland den Zutritt zum Mittelmeer zu wehren suchte. Denn Italien trieb in dieser Zeit, im Schutze des Dreibunds innerlich sich ausbauend und wirtschaftlich erstarkend, weitschauende Mittelmeerpolitik. Für das verloren gegangene Tunis erstrebte es an anderer Stelle kolonialen Besitz, um Anteil an der Herrschaft über den Meeresraum zu gewinnen. In Abessinien schien sich das koloniale Zukunftsland Italiens gefunden zu haben, und das Bündnissystem machte die Erwerbung möglich. Aber wie alle selbständigen Unternehmungen Italiens erlitt auch die abessinische Schiffbruch; die schwere Niederlage von Adua am 1. März 1896 ließ die weitgreifenden kolonialen Pläne am Roten Meer

Digitized by Google

scheitern und warf das italienische Staatsschiff mit jäher Wendung in eine neue Richtung.

Entscheidend war, daß dieser Zusammenbruch in derselben Zeit erfolgte, die eine umstürzende Veränderung der Weltverhältnisse sah. Die koloniale und weltwirtschaftliche Politik, der sich Deutschland seit dem Beginn der achtziger Jahre zugewandt hatte und deren Durchführung es zunächst in Verständigung mit England suchte, brachte es allmählich doch in scharfen Gegensatz zu dem mißtrauischen Inselreich, und seit der Mitte der neunziger Jahre setzte die Spannung ein, die in wachsendem Maße das staatliche Leben des Erdballs beherrschte und die Gruppierungen der Mächte umstieß. Der englisch-deutschen Entfremdung entsprach eine englisch-französische Annäherung, der eine englisch-russische als letztes Glied schließlich folgte. Für den Geltungsbereich des Dreibundes aber gewann mit diesem Umschwung der Zweifel Bismarcks Bedeutung: „es sei fraglich, wie unsere italienischen Beziehungen sich gestalten würden, wenn Italien in die Lage gebracht würde, mit England und Deutschland nicht mehr in gleichem Maße befreundet bleiben zu können." In der Tat trat an die Stelle der eindeutigen Bündnispolitik Italiens eine zweideutige Lavierungspolitik, die zwar bemüht war, den Zusammenschluß mit den beiden Verbündeten um seines politischen Vorteils willen aufrecht zu erhalten, aber zugleich dafür Sorge trug, daß die enge Verbindung mit der seebeherrschenden Inselmacht bewahrt blieb und, deren Vorgehen folgend, sich auf Englands Ententegenossen ausdehnte. Das war eine Haltung, die einer wahren Großmacht wenig entsprach; sie mußte den Wert eines Bündnisses mit einem solchen Staate erheblich herabmindern. Vollends bedenklich aber war es, daß Italien nunmehr seine Feindschaft gegen Frankreich aufgab und mit scharfer Schwenkung sich gegen Österreich-Ungarn, die eng verbündete Macht, wandte. Mußte das nicht Anlaß werden, den Dreibund aufzugeben, den der eine Partner nur noch benutzte, um die daraus gewonnenen Rechte gegen die beiden anderen auszuspielen?

Das Kündigungsjahr 1896 verstrich, ohne daß einer der Dreibundsgenossen von seinem Rechte Gebrauch machte. Aber schon nötigte Italien nun seinen Verbündeten an der Donau zu ergänzenden Abmachungen in bezug auf das Gebiet, das Österreich-Ungarns Lebensinteressen umfaßte: den Balkan. Von einer leidenschaftlichen nationalistischen Bewegung aufgestachelt, richteten Volk und Regierung ihre Blicke auf das adriatische Gegengestade, und indem man sich willig von den lockenden Erinnerungen an eine große Vergangenheit vorwärtstragen ließ, schuf man aus einem Nichts ein „westbalkanisches Problem", das einen scharfen Gegensatz zwischen Österreich-Ungarn und Italien zum Inhalt hat. Die Heirat des Kronprinzen Viktor Emanuel mit der montenegrinischen Fürstentochter Helene, die, von der bereits zusammenarbeitenden englischen und französischen Diplomatie gefördert, 1897 zustandekam, drückte das Siegel auf den Umschwung der Dinge. Namentlich wurde eine Festsetzung in Albanien ins Auge gefaßt, und in den beiden Abkommen von 1897 und 1900 verhindert, daß Österreich-Ungarn die Hand nach diesem Gebiete ausstreckte. Das Gefährlichste aber war, daß die neuen westbalkanischen Pläne sich mit den irredentistischen Bestrebungen verbanden, zu dem letzten Ziel, Österreich-Ungarn vom Meere abzudrängen und die Adria italienisch zu machen.

Das war die Politik eines Feindes, nicht aber die eines Freundes, und mehr und mehr machte sich nun für das Verhältnis zwischen Italien und Österreich-Ungarn das paradoxe Wort des Grafen Nigra geltend: „Österreich und Italien können nur Alliierte oder Feinde sein." Gleichzeitig begann die lange Reihe der „Extratouren", wie Fürst Bülow nachsichtig die italienische Rückversicherungspolitik nannte, vollends seitdem das in der Faschoda-Angelegenheit neu gedemütigte Frankreich sich mit dem überlegenen England verständigte. Der Sudanvertrag vom 21. März 1899, der ohne Hinzuziehung Italiens zwischen den beiden Mittelmeermächten abgeschlossen wurde und das Schicksal Tripolitaniens, des dritten kolonialen Zukunftslandes Italiens, schwer gefährdete, gab den Ausschlag. Die Regierung näherte sich nach Beilegung des zehnjährigen Handelskriegs dem rivalisierenden Frankreich, und das Tripolisabkommen, das Italien die Vorhand auf die letzte türkische Provinz Nordafrikas verschaffte, Frankreich aber den Weg nach Marokko freigab, war der erste Ertrag des neuen Kurses. Daß es damals nicht nur mit kolonialen Abmachungen sein Bewenden hatte, sondern daß noch weitergehende politische Vereinbarungen getroffen wurden, die dem Geiste des Dreibundes widersprachen, geht aus den Anstrengungen hervor, die Italien bald darauf bei den Verhandlungen über die Erneuerung des mitteleuropäischen Bündnisses machte, um eine Abänderung des Vertrags herbeizuführen oder doch wenigstens den Anschein zu erwecken, als ob eine Revision des Wortlauts erfolgt sei, die den veränderten französisch-italienischen Beziehungen Rechnung trug. Trotz dieser immer offener werdenden Abkehr des Bundesgenossen entschlossen sich Österreich-Ungarn und Deutschland, das Bundesverhältnis fortzusetzen, da andernfalls Italien vollständig in das gegnerische Lager übergegangen wäre und die Donaumonarchie damit ihre Rückendeckung eingebüßt hätte. Durch Vereinbarungen besonderer Art, die die allgemeinen Dreibundsbestimmungen ergänzten und die Gefahren eines tatsächlichen Konflikts zwischen den

Digitized by Google

beiden Adriarivalen ausschalten sollten, wurden Italien und Österreich-Ungarn für den Balkanbereich aneinander gekettet. Es wurde den beiden Mächten verboten, ohne Zustimmung der anderen etwas zu unternehmen, und im Falle der Bereicherung des einen Partners wurde dem anderen das Recht auf Kompensation zugebilligt. In weltpolitischer Hinsicht aber mußten Deutschland und Österreich-Ungarn ihrem Verbündeten auf dessen Vorstellung zugestehen, daß die Fortführung seiner alten unveränderten Beziehungen zu England mit dem Verbleiben im mitteleuropäischen Bündnis wohl vereinbar sei. Auf dieser Grundlage wurde der Dreibund mit der gleichen Befristung wie 1891 im Juni 1902 erneuert.

Aus einem aufrichtigen, in den Lebensinteressen der Bundesgenossen begründeten Verhältnis war ein unwahres und künstliches geworden. Während die beiden nördlichen Mächte in der zunehmenden Spannung der Weltverhältnisse immer enger miteinander verwuchsen, war die Verbindung mit der südlichen Macht kaum noch mehr als eine Rückversicherung. Als solche behielt sie jedoch ihren Wert und unter der vorsichtigen Behandlung der realpolitischen Regierungen lebte der Dreibund weiter. Aber zumal im Gefühl der Völker büßte er seine Bedeutung ein. In Italien erhob der Irredentismus von neuem sein Haupt und gewann trotz aller Zurückweisung durch die verantwortlichen Staatsmänner an Boden. Das romanische Gemeinschaftsgefühl trat, genährt durch freimaurerische und radikale Strömungen, wieder in den Vordergrund, und die große Zahl französisch-italienischer Verbrüderungsfeste fand ihr Widerspiel in immer neuen Österreich feindlichen Ausschreitungen und Lärmszenen, die in den Ländern der Donaumonarchie begreiflicherweise nicht unerwidert blieben. Das wirkte auf die offizielle Politik der beiden Staaten zurück, und so wuchs die Entfremdung unaufhaltsam. Unter der Einwirkung des wachsenden Gegensatzes zwischen Deutschland und England und des Abschlusses der französisch-englischen Entente von 1904 dehnte sie sich auch auf die italienisch-deutschen Beziehungen aus, und als der zwischen Frankreich und dem Deutschen Reich ausgebrochene Marokkokonflikt im Frühjahr 1906 auf der Konferenz von Algeciras zur Beilegung gelangte, befand sich Italien zugleich im Lager der Dreibundsgenossen wie in dem Englands und Frankreichs. Trotzdem machte keiner der Dreibundsgenossen 1907 von dem Kündigungsrecht Gebrauch, und die Verträge liefen bis Mitte 1914 weiter.

Um so unbekümmerter setzte Italien seine gegen Österreich-Ungarn gerichtete Politik auf dem Balkan fort. Es knüpfte jetzt auch Beziehungen zu Rumänien und Serbien an, trat den wirtschaftlichen Plänen des Verbündeten auf der Halbinsel entgegen und nahm schließlich auch zu Rußland enge Fühlung, das nach der Niederlage in Ostasien sich mit England verständigt hatte und in scharfer Bekämpfung der österreichischen Bestrebungen sich wieder offensiv dem näheren Orient zuwandte. Allerdings machte sich das besondere Balkanabkommen insofern wirksam geltend, als die verantwortliche italienische Staatsleitung der von der Wiener Regierung geplanten Annexion Bosniens und der Herzegowina ihre Zustimmung erteilte, wogegen die Donaumonarchie auf ihre Rechte am Sandschak Novibazar verzichtete und damit ihren aussichtsvoll nach Süden vorgesetzten Fuß zurücknahm. Aber durch die Blitzesschnelle, mit der Österreich von dieser italienischen wie von der gleichzeitig erteilten russischen Erlaubnis Gebrauch machte und die Annexion der okkupierten Provinzen vollzog, fühlte sich mit der russischen auch die italienische Regierung düpiert, und die völlig überraschte öffentliche Meinung Italiens begehrte leidenschaftlich gegen Österreich-Ungarn auf. Schritt für Schritt mußte die Staatsleitung vor dem Ansturm der radikalen und irredentistischen Elemente zurückweichen und von der Gemeinschaft mit dem Rivalen an der Adria abrücken. Bundestreue hat die friedliche Lösung dieser Krise, in der zum erstenmal die Gegner von heute geschlossen dem mitteleuropäischen System entgegentraten, schließlich herbeigeführt. Deutschland stellte sich schützend hinter den in seinen Daseinsgrundlagen bedrohten Verbündeten an der Donau, und die Tripelentente trat den Rückzug an. Italien aber stand in dieser Konfliktsgefahr trotz aller Verträge und Vereinbarungen, gegen die keiner der Bundesgenossen verstoßen hatte, im gegnerischen Lager, und es ist anzunehmen, daß, wenn es zum Waffengang gekommen wäre, schon damals unser Verbündeter sich unsern Feinden angeschlossen hätte. Nach der Beilegung der Krise fand sich Italien, durch den Ausgang ernüchtert, wieder im Dreibundlager ein. Daß es aber nicht gewillt war, eine andere Politik zu treiben wie in den Jahren zuvor, darauf deutete die neue Rückversicherung hin, die es anläßlich der Herrscherbegegnung in Racconigi Ende 1909 mit Rußland abschloß und die eine geradezu gegen die verbündete Donaumonarchie gerichtete Gemeinschaft im Orient herstellte. Ja, die Verbindung Italiens mit dem slawischen Großstaat, um dessentwillen einst der Dreibund zustandegekommen und dessen Abwehr jetzt wieder seine vornehmste Aufgabe geworden war, verengerte sich derart, daß die römische Regierung in der Folgezeit geheime politische Gedanken und Absichten dem befreundeten Rußland bekannt gab und mit der Petersburger Regierung in einer Weise erörterte, die mit dem Geiste des Bündnisses kaum mehr in Einklang zu bringen war.

Und nun sollte die Frucht all dieser Politik des Lavierens und Liebäugelns geerntet werden. Durch eine zielbewußte Staatspolitik vorbereitet, die Italiens innere Kräfte

Digitized by Google

zusammenfaßte, und durch nationalistische Antriebe zur Entfaltung gebracht, wuchs die imperialistische Politik empor, die die Sehnsucht nach einem Anteil an der Mittelmeerherrschaft stillte. In der Zeit der schweren Marokkokrise des Jahres 1911, da die Mächte beider Lager in Anspruch genommen waren, schien die günstige Gelegenheit gekommen, den kolonialen Gewinn zu erlangen. Von der öffentlichen Meinung getragen, brach die Regierung einen Krieg mit der Türkei vom Zaune, und Tripolitanien wurde in Besitz genommen. Trotz ihrer engen Verbindung mit dem Osmanischen Reiche legten Deutschland und Österreich-Ungarn ihrem Verbündeten keinerlei Hindernisse in den Weg, und erst als Italien zur schnelleren Niederwerfung der Türkei den Krieg auch auf den Balkan hinüber und vor die Dardanellen zu tragen suchte, wiesen sie es in die Schranken der Verträge, die das verboten. Es muß allen nachträglichen Verdrehungskünsten zum Trotz betont werden, daß die beiden Dreibundsgenossen dem tripolitanischen Unternehmen gegenüber wohlwollend Stellung nahmen und sich nur der unzulässigen Erweiterung des Kriegsschauplatzes widersetzten, die die Gefahr einer Aufrollung der orientalischen Frage hervorrief, während das befreundete Frankreich sich von Anfang an mißtrauisch und übelwollend verhielt und England die Gelegenheit benutzte, Sollum, den wertvollen Hafen der östlichen Cyrenaica, Ägypten einzufügen.

Tatsächlich schien es, als ob mit der Erwerbung Tripolitaniens durch Italien die innere Entfremdung zwischen den Dreibundsgenossen ihre Höhe überschritten habe und einer von aufrichtigerem Geiste getragenen Annäherung weichen werde. Die Volksstimmung begann einzulenken, der Irredentismus trat wieder ein wenig zurück und die Hitze der Gegensätze gegen die Donaumonarchie kühlte sich ab. Mit dem Gewinn neuen Kolonialgebiets erstanden dem Staats- und Volksleben Italiens neue Aufgaben, die an Bedeutung alle bisherigen in den Schatten zu stellen schienen. Über den näheren Bereich hinaus aber faßte man weitere Ziele im östlichen Mittelmeer ins Auge und suchte auch an der wirtschaftlichen Erschließung der Türkei Anteil zu gewinnen. So war es von Bedeutung, daß, während die Balkankrise der Jahre 1908/09 das Bundesverhältnis bis nahe an den Bruch geführt hatte, die beiden Balkankriege der Jahre 1912/13 die Verbündeten zu gemeinsamer Arbeit zusammenschlossen. Das übereinstimmende Interesse an der Fernhaltung der Balkanstaaten vom albanesischen Gebiete band zumal die beiden Adriamächte aneinander und vereinigte sie auf dem Programm der Schaffung eines selbständigen Albanien. Aus dieser Gemeinsamkeit, die sich namentlich gegen Rußland richtete, ging der Entschluß hervor, den Dreibund neunzehn Monate vor seinem Ablaufen zu erneuern, und mit lange Zeit nicht gehörten Versicherungen erklärte auch Italien vor aller Öffentlichkeit wieder seine feste Zugehörigkeit zum mitteleuropäischen Bündnis. Unter Änderungen, die lediglich den neuen Besitzverhältnissen im Balkangebiet wie in Nordafrika Rechnung trugen, aber den allgemeinen Charakter nicht betrafen, wurde die Erneuerung des Vertrages am 5. Dezember 1912 vollzogen.

Was Deutschland und Österreich-Ungarn veranlaßte, trotz der ihnen von seiten ihres Verbündeten bereiteten wiederholten Enttäuschungen in dieser starken Betonung das innerlich gelockerte Bündnis wieder aufzunehmen, war sicherlich nicht nur die alte Rechnung, daß der Donaumonarchie dadurch die Rückendeckung gewahrt blieb, die in der Krise von 1908/09 versagt hatte. Darüber hinaus sprach die Annahme mit, daß die durch Tripolitaniens Erwerbung eingeleitete innere Gesundung Italiens fortschreiten und daß die Erschließung neuer Zukunftsaufgaben Italiens Blick von der Adria weg mehr dem allgemeinen Mittelmeer zuwenden werde. Eine solche Erwartung war nicht unbegründet und hätte sich vielleicht erfüllt, wenn die italienische Entwicklung unter einer verständnisvollen Leitung ihrer friedlichen Weiterführung überlassen geblieben wäre. Aber es war Italiens Verhängnis, daß diese Voraussetzung nicht eintraf.

Es verdient Beachtung, daß die Erneuerung des Dreibundes in einer Zeit erfolgte, wo nicht nur die Dreibundsgenossen, sondern mit ihnen auch England und in dessen Gefolge Frankreich gemeinsam an der Erhaltung des Weltfriedens arbeiteten. Italien hatte daher nicht zwischen den beiden Lagern zu wählen wie in der vorangehenden Krise, sondern konnte sich der Gemeinschaft anschließen, an der lediglich Rußland keinen Anteil hatte. In dem Maße aber, wie sich nach der Beilegung der Krise die alte Zweiteilung Europas wiederherstellte, fiel Italien auch wieder den alten Verführungen zum Opfer, die ihm von allen Seiten entgegentraten. Anstatt sich ehrlich mit den Lebensbedürfnissen seines adriatischen Nebenbuhlers abzufinden, wälzte es Österreich-Ungarn wieder Steine in den Weg, als dieses im August 1913 den Entschluß faßte, Rußlands panslawistischen Prellbock auf dem Balkan zurückzustoßen. Unter Berufung auf die besonderen Abmachungen, den § 7 des österreichisch-ungarisch-italienischen Vertrages, verweigerte es dem geplanten Schritte zur Unterdrückung der großserbischen Bewegung, die am Marke des Donaureichs nagte, seine Zustimmung. Mit französischer Vermittlung stellte es seine gelockerten Beziehungen zu Rußland wieder her; ja es scheint, als ob es diesem zur schnelleren Festigung der zurückgewonnenen Verbindung illoyal von dem geplanten Vorhaben der Donaumonarchie gegen Serbien Mitteilung gemacht und so zur Stärkung der Petersburger Kriegspartei beigetragen habe. Das Freundschaftsverhält-

Digitized by Google

nis zu England, wider dessen Stachel man nach wie vor nicht zu löcken wagte, und zu Frankreich, dem man gefühlsmäßig nahe blieb, wurde wieder bestimmend für die italienische Politik, und indem die Staatsleitung von neuem zu erkennen gab, daß das mitteleuropäische Bündnis im Ernstfalle nicht als Dreibund, sondern nur als Zweibund in Aktion treten werde, machte sie sich mitschuldig an der großen Kriegsverschwörung, die gegen Deutschland und Österreich-Ungarn im Gange war. Man darf sogar gewissen Zeitungsnachrichten Glauben schenken, die von ausdrücklichen vertraglichen Vereinbarungen zwischen Italien und den Mächten der Tripleentente berichten.

So durften die Verbündeten trotz der verheißungsvollen Vertragserneuerung vom Dezember 1912 im Falle eines Krieges nicht auf Italiens Beistand rechnen. Von dieser Gewißheit ging die Wiener Regierung aus, als sie es im Juli 1914 unterließ, Italien über das an Serbien zu richtende Ultimatum Mitteilung zu machen, und gegenüber dem § 7 des österreichisch-ungarisch-italienischen Vertrages konnte sie darauf hinweisen, daß sie von vornherein den Verzicht auf territoriale Erwerbungen ausgesprochen hatte. Die Verbündeten mußten vor Augen haben, daß das nach allen Seiten gebundene Italien auch dieses Geheimnis seinen Rückversicherungspartnern preisgeben und die auf die Bestrafung Serbiens gerichtete Aktion aufs schwerste schädigen könnte. Es war ihnen sicher, daß sich der südliche Bundesgenosse unter Berufung auf die elastische Formel des unprovozierten Angriffs den aktiven Vertragspflichten entziehen werde, daß sie es nur mit einem neutralen Italien zu tun haben würden. Aber wenigstens die Neutralität sollte nach dem Vertrage seitens desjenigen Partners gewährleistet sein, der sich von einem ausbrechenden Kriege fernhält.

Tatsächlich hat Italien so vor und nach Ausbruch des Weltkrieges Stellung genommen. Wenn auch die Rabulistik gewissenloser Staatsmänner die Dinge auf den Kopf zu stellen sucht, so schließen die bekannt gewordenen amtlichen Dokumente jeden Zweifel der Beurteilung aus. Die italienische Regierung vertrat zunächst klar den Standpunkt, daß der Dreibund fortbestehe und daß sie zu einer wohlwollenden Neutralität verpflichtet sei vorbehaltlich einer Inanspruchnahme des ihr nach § 7 des Vertrags zustehenden Rechtes auf Kompensation. Die Wiener Staatsleitung erklärte sich ihrerseits sogleich bereit, in einen Meinungsaustausch über diesen Punkt einzutreten, falls es zu einer als nicht nur vorübergehend anzusehenden Okkupation serbischen Gebietes komme, und beide Parteien waren sich in diesen ersten Wochen des Weltkonflikts durchaus einig, daß dabei lediglich Kompensationen auf dem Balkan in Frage kämen. Nach S. Giulianos Tod und Sonninos Eintritt in das Ministerium Salandra änderte sich die Sachlage. Die radikalen und irredentistischen Elemente erhoben ihre Stimme und forderten, daß Italien die günstige Stunde benutze, um lange gehegte nationale Wünsche zu verwirklichen. Elemente des Umsturzes suchten das Land in den Krieg zu treiben, um ihrer eigenen Sache zu dienen. Das Gold Englands und Frankreichs leistete erfolgreiche Wühlarbeit, und die Forderungen, die man an den Verbündeten gestellt haben wollte, stiegen von Woche zu Woche. Das Ministerium seinerseits ließ sich nicht willenlos von dieser anschwellenden Kriegsströmung tragen, sondern ermutigte vielmehr die Kriegstreiber, um mit Bewußtheit die Dinge zu dem erstrebten Ziele zu führen: zum Kriege.

Demgemäß leitete die Regierung gegen Ende des Jahres auf neuer Grundlage Kompensationsverhandlungen mit der österreichisch-ungarischen Staatsleitung ein. Sie forderte nunmehr die Abtretung habsburgischen Gebiets und setzte nach langwierigem Hin und Her die Anerkennung dieses Anspruches durch. Deutschland übernahm die Garantie für die Durchführung der zu treffenden Vereinbarungen. Aber die Verständigung über die einzelnen Gebiete, die Italien für die Bewahrung der Neutralität überlassen werden sollten, stieß auf unüberwindliche Schwierigkeiten. Österreich-Ungarn bot Ende März erhebliche Stücke des von Italienern bewohnten Südtirol und erweiterte dieses Angebot Anfang Mai auf das gesamte Südtirol und rechtsseitige Isonzogebiet, soweit sie italienischen Charakter haben, indem es zugleich die Autonomie Triests, die Errichtung einer italienischen Universität daselbst und die Anerkennung der italienischen Herrschaft in Valona zusagte. Die italienischen Gegenforderungen rührten jedoch in einem Umfange an den Daseinsgrundlagen der Donaumonarchie und gingen in dem Maße über alle nationalen Grundsätze hinaus, daß der Wille klar zu erkennen war, die Verhandlungen zum Scheitern zu bringen. Tatsächlich kündigte die italienische Regierung unter Berufung auf den § 7 des Vertrages und unter Zurückziehung aller bis dahin erfolgten Vorschläge am 4. Mai 1915 in Wien das Bundesverhältnis und setzte gleichzeitig Deutschland davon in Kenntnis. Die von neuem bezeugte Nachgiebigkeit Österreich-Ungarns war wirkungslos, denn das Ministerium hatte sich noch vor der Kündigung des Dreibunds so tief mit der Tripleentente eingelassen, daß es seine Handlungsfreiheit nicht mehr besaß. Der Terrorismus der Straße schüchterte die friedlichen Elemente ein, die die große Mehrheit des Volkes bildeten; die schwächliche Angst vor einer republikanischen Erhebung ließ den König sein neun Monate zuvor gegebenes Wort vergessen; Kammer und Senat unterwarfen sich wider ihre Überzeugung dem von allen Seiten ausgeübten Druck: so wurde der Verrat durchgesetzt. Aber nicht Italiens

Digitized by Google

Kündigung machte dem Dreibund ein Ende. Mit einem höchst geschickten diplomatischen Schachzuge lehnte die Wiener Staatsleitung unter Berufung auf die allgemeinen vertraglichen Verpflichtungen die Anerkennung der Kündigung ab; erst Italiens Kriegserklärung vom 23. Mai blies dem mitteleuropäischen Bündnis das Lebenslicht aus.

Gewogen und zu leicht befunden! so wird dereinst die Geschichte über den Entschluß Italiens urteilen, die Genossen eines Bündnisses von dreiunddreißig Jahren im Stich zu lassen und die Waffen gegen sie zu erheben. Was diese Handlung so verächtlich macht, ist nicht die Tatsache, daß Italien einer Allianz den Garaus machte, der es mehr als die beiden Partner zu tiefem Dank verpflichtet war, sondern wie es geschah. Wäre durch ein weiteres Festhalten am Dreibund ein italienisches Lebensinteresse gefährdet worden, so hätte die Trennung von den Verbündeten ihre politische Rechtfertigung. Aber das Gegenteil war der Fall. Österreich-Ungarn war bereit, Italien wertvolle Landesteile zu überlassen, mehr als nationalistische Heißsporne im Ernst gehofft hatten und bei weitem mehr als besonnene Politiker zur Kompensation für die Aufrechterhaltung der Neutralität forderten: Gebiete wie das italienische Südtirol, das, mit Ausnahme der napoleonischen Zeit, der Zeit der Fremdherrschaft, niemals zu Italien gehört hat; Gebiete wie die Gradiska, von der aus Österreichs Haupthafen Triest mit weittragenden Geschützen unter Feuer genommen werden kann; Gebiete wie Valona, von dem ein italienischer Minister behauptet hat, sein Besitz gewährleiste die unumschränkte Herrschaft über die Adria. Indem die Donaumonarchie so weitgehende Zugeständnisse machte, ging sie bis an die Grenze des Möglichen und gab damit der Hoffnung Ausdruck, daß ein Eingehen auf Italiens nationalistische Bestrebungen eine dauernde Verständigung mit dem Nebenbuhler für die Zukunft herbeiführen werde. Italiens Absage läßt demgegenüber erkennen, daß ihm nicht an einer Festigung seines Verhältnisses zur Donaumonarchie unter Anerkennung ihrer Daseinsgrundlagen gelegen war, sondern daß es ihm auf die Vernichtung dieses Nationalitätenstaates an der Pforte des Orients ankam, und Hoffnungen auf einen Anteil an der türkischen Beute sprachen mit. Das Volk aber machte sich an dem Verrat mitschuldig. Nicht nur jenes Italienertum, das die Straße zum Schauplatz seiner nationalen Taten macht und einen Mann sich zum geistigen Führer erkor, dessen Wesen durch innere Unsauberkeit und äußeres Geckentum gekennzeichnet wird, sondern auch jene besonnenen Elemente, die die große Mehrheit bilden und doch nicht den Mut und die Kraft besaßen, ihren Willen geltend zu machen.

Wie das furchtbare Ringen auch ausgehen mag: es ist ausgeschlossen, daß es Italien eine Erfüllung seiner Hoffnungen bringt. Die große Stunde, wahrhaft Großmacht zu werden, die es noch nie gewesen ist, und als Erbe Frankreichs die Führerschaft des Romanentums zu erringen, hat Italien in unbegreiflicher Verblendung verstreichen lassen. Nur auf dem Wege innerer Wiedergeburt und Einkehr wird es seine Zukunftsaussichten auf die Entwicklung zu einem freien und großen Volke zurückgewinnen können. Ob dann der Augenblick für ein neues mitteleuropäisches Bündnis gekommen ist: wer will es sagen? Die starke Gemeinschaft, die Deutschland und Österreich-Ungarn bilden und die die Zweibundmächte siegreich einer Welt von Feinden trotzen läßt, wird uns wählerischer in der Auslese unserer künftigen Verbündeten machen, als wir es jetzt waren. Indessen vergessen wir auch nicht, daß die Begriffe Strafe, Lohn und Rache nicht zur Natur politischer Dinge gehören. Seien wir auch in dieser Stunde berechtigten menschlichen Zorns des Wortes Bismarcks eingedenk, das er in einer Zeit ähnlicher Erbitterung und Bekämpfung sprach: „Die Politik hat nicht die Aufgabe der Nemesis.“

Vom Zaune Gebrochenes

Splitter von Martha Rubinstein

Das Talent will mehr, als es kann, — das Genie kann mehr, als es will.

Besser ein herbes «Nein», als ein nie erfülltes «Vielleicht».

Die ärmsten Leute haben den besten Koch.

Wenn der Prahler gar nichts mehr zu bieten hat, so erzählt er sicher, daß es ihm früher glänzend ergangen ist.

Nichts gesteht eine Frau so freimütig ein, wie das Alter einer anderen.

Für etwas leben, für etwas sterben, — das erleichtert uns beides.

Digitized by Google

Zeitgeschichtlicher Rückblick

Von Prof. Dr. Otto Hoetzsch, Berlin

Abgeschlossen am 15. Juni 1915

Am 23. Mai hat Italien an Österreich-Ungarn den Krieg erklärt. Man muß sich die Reihe der einzelnen Daten, die bis zu diesem letzten Entschluß hinführten, mehrmals klarmachen, um — auch dann noch nicht zu verstehen, warum Italien in den Krieg eintrat. Obwohl dieser Krieg für uns, wenn je einer, ein Verteidigungskrieg war, hat Italien den Bündnisfall des Dreibundes, dem es seit dem 20. Mai 1882 angehörte, nicht für gegeben gehalten. Aber wenn auch darin ein Bruch des Bundes lag, fanden wir uns darein, daß Italien wenigstens wohlwollend neutral bleiben wollte, wie das König Viktor Emanuel in seinem Telegramm an Kaiser Franz Joseph vom 2. August auch ausdrücklich aussprach. Damals hat es noch nichts im Vorgehen Österreichs gefunden, was dem Dreibundvertrage zuwider gewesen wäre. In diesem steht nämlich (Artikel 7) eine Bestimmung, daß sich Österreich und Italien gegenseitig darüber verständigen sollten, wenn eine der beiden Mächte sich zu einer Veränderung des sogenannten status quo auf der Balkanhalbinsel gezwungen sähe. Eine solche war auch von Österreich von vornherein nicht beabsichtigt, hatte es doch gleich zu Beginn seines Vorgehens gegen Serbien klipp und klar erklärt, es strebe dort keine territorialen Erwerbungen an. Damit schien eine Lage gegeben, die durch den Krieg hindurch hätte dauern können. Und selbstverständlich hätte Italien beim Friedensschluß ein gewichtiges Wort mitgesprochen und auf Berücksichtigung seiner Interessen rechnen können, wenn der Krieg die Lage auf der Balkanhalbinsel durchgreifend verändert hätte. So etwa hat auch der damalige Minister des Äußeren, San Giuliano, die Lage angesehen. Am 16. Oktober 1914 ist er aber gestorben. Nun bekamen im Kabinett die Männer die Oberhand, die schon während des Krieges allerlei Geschäfte für Italien machen wollten, der Ministerpräsident Salandra und der neue Minister des Auswärtigen, Sonnino, ein halber Engländer (sein Vorname ist Sidney).

Am 4. Dezember 1914 hielt Salandra in der Kammer eine Rede, die auch hier gewürdigt worden ist. Sie ließ nach außen den Willen zum Eintritt in den Krieg noch nicht erkennen. Aber schon damals stand er den leitenden Männern Italiens durchaus fest. Und nun beginnt — inzwischen war Fürst Bülow mit der Vertretung des Deutschen Reiches in Rom beauftragt worden — ein diplomatischer Feldzug, der auf der italienischen Seite immer mehr den Charakter gemeiner Erpressung annahm. Im Dezember erklärte sich Österreich bereit, über die Ansprüche Italiens in einen Meinungsaustausch einzutreten, obwohl für diese wirklich kein Recht konstruiert werden konnte. Denn jener Artikel des Dreibundvertrages, mit dem dann Italien glücklich seine Kriegserklärung zustande gebracht hat, war gar nicht verletzt. Wohl aber verletzte ihn Italien, als es Ende Dezember Valona in Albanien besetzte. Was es wünschte, trat im Januar zutage mit der Forderung der Abtretung des Trentino und der Stadt Triest. Obgleich diese Forderung Lebensinteressen Österreichs berührte, verhandelte letzteres weiter. Von Deutschland bestärkt, machte es große Zugeständnisse, da beiden Mächten daran lag, Italiens Eintritt in den Krieg zu verhindern.

Daraufhin hat sich von Anfang März bis Ende Mai ein diplomatisches Spiel abgespielt, das auf der italienischen Seite immer unwürdiger wurde. Nachher haben wir gesehen, daß sich die verantwortlichen Staatsmänner bereits am 25. April feierlich gegenüber dem Dreiverband gebunden hatten. Es kam ihnen nur darauf an, die Zeit für eine vollständige Rüstung, namentlich auch für die Versorgung mit Kohle, in die Länge zu ziehen. Dazu wurde ununterbrochen weiter die Straße zur Stimmungsmache herangezogen, und, von der bestochenen Presse geschürt, stieg die Stimmung für den Krieg höher und höher. Schon bei der Garibaldi-Feier am 5. Mai schien die Entscheidung zu fallen. Da bot Österreich noch weitergehende Zugeständisse an, die der deutsche Reichskanzler am 18. Mai mitteilte, und von denen wir heute sagen dürfen, daß sie über das hinausgingen, was Österreich zugestehen durfte. Denn es handelte sich darin nicht mehr nur um das Trentino, das italienische Südtirol, das von Deutschland und Österreich entbehrt werden kann, sondern auch um die Zukunft von Triest, an dem Österreichs und Deutschlands direkte Verbindung mit dem Mittelländischen Meere hängt. Als am 13. Mai unerwartet das italienische Kabinett zurücktrat, glaubte man auch hoffen zu können, daß diese weitreichenden Zugeständnisse Eindruck gemacht hätten. Bald aber zeigte sich, daß der Rücktritt nur eine Farce war, um die Mehrheit im Parlament zu sichern und die an sich schon recht wenig klare und unentschiedene Friedenspolitik des früheren Ministers Giolitti lahmzulegen. Das ist denn auch in vollem Umfange gelungen.

Digitized by Google

Beide Kammern gewährten der Regierung die Kriegsvollmachten, obwohl der Krieg noch gar nicht erklärt war. Und am 23. Mai ließ Italien in Wien eine Kriegserklärung überreichen, die so erbärmlich begründet war, wie noch keine in diesem Weltkampfe. Es versuchte, indem es immer nur auf Österreich abzielte, Deutschland noch aus dem Spiele zu lassen. Aber natürlich war das ein vergebliches Unterfangen. Denn Deutschland berief sofort auch seinen Vertreter in Rom ab, und wir betrachten uns, obwohl eine Kriegserklärung noch nicht erfolgt ist, heute schon im Kriegszustande mit Italien. Das ist an sich schon gar nicht anders denkbar, weil die deutschen und österreichischen Formationen so durcheinandergeschoben sind, daß die Italiener sogleich auch auf deutsches Militär stoßen. Zwischen der Türkei und Italien ist die Erklärung des Kriegszustandes erst recht noch nicht ausgesprochen; sogar die Botschafter sind in Konstantinopel und Rom noch an Ort und Stelle. Denn auf alle Weise möchte Italien Rumäniens wegen eine Lage herbeiführen, daß ihm von Deutschland und der Türkei der Krieg erklärt wird.

So stand ein neuer Gegner gegen uns auf, und durch Treubruch und Verrat hat er sich den Weg gebahnt zu diesem letzten Entschlusse. Selbst die englische Politik vor Kriegsbeginn reicht in der Skrupellosigkeit an diese Handlungsweise Italiens nicht heran. Daß England einmal unser Feind sein könnte, darauf waren wir vorbereitet. Aber Italien war seit Jahrzehnten unser Bundesgenosse, in einem Verhältnis, das von den Hohenzollern und ihren Ministern immer besonders herzlich gepflegt worden ist. Darum zerbricht mit diesem Schritte Italiens vielen Deutschen ein Stück ihres Lebens. Unendlich viele von uns hingen an diesem Lande, dem die Sehnsucht der Nordländer seit Jahrhunderten galt. So manchem unserer größten Genien sind die Schwingen erst unter dem Himmel Italiens gewachsen. Und alles, was es heute in der Welt ist, dankt Italien den deutschen Waffen, der Staatskunst Bismarcks und der deutschen Wirtschaftskraft. Alle diese Zusammenhänge wurden von solcher Treulosigkeit im Nu zerrissen, und wir glauben, daß der Schmerz und Groll darüber sich in den Herzen besonders unserer Gebildeten noch tiefer und dauerhafter festsetzen wird, als der gegen England.

Jetzt aber geben wir uns diesen Gefühlen nicht hin. Wir unterschätzen den Gegner nicht, der mit frischen Kräften, sogleich mit über einer Million Soldaten, in den Kampf eintritt. Aber wir fürchten ihn auch nicht, auch deshalb nicht, weil unzweifelhaft der Hinzutritt Italiens zu der uns feindlichen Koalition den Krieg in die Länge zieht und weil er vielleicht die ungeheure Spannung in den Balkanstaaten zu einer Entladung bringt. Wir stehen Schulter an Schulter mit unseren Bundesgenossen auch in diesem Kampfe. Und besonders in Österreich hat schließlich die Lösung dieser Spannung eine bisher noch nicht dagewesene Begeisterung für den Krieg hervorgerufen. Alles fühlt dort so, wie der Führer der ungarischen Opposition, Graf Albert Appony, in einem prächtigen Worte es ausgedrückt hat: „Wir werden die Tiroler Alpen verteidigen, wie die Tiroler Kaiserjäger die Karpathen verteidigt haben!“ Gerade dieser Krieg gegen Italien, auf den man ja in Österreich trotz des Dreibundes innerlich und auch äußerlich schon seit langem vorbereitet war, schweißt so erneut den Kaiserstaat zusammen.

Nur kurz sei angemerkt, daß die Kriegserklärung Italiens den Vatikan in eine sehr schwierige Lage gebracht hat. Obwohl der Papst an sich mit dieser Kriegserklärung nichts zu tun hat, haben die Vertreter Deutschlands und Österreichs bei ihm auch sofort Rom verlassen und damit ist der Verkehr mit dem Vatikan für uns unterbrochen. Die Abberufung erfolgte auf Wunsch des Papstes, weil Italien nicht die geringste Sicherheit dafür bot, daß die Souveränität des Papstes im Kriege gewahrt würde. Italien hätte es vermeiden können, diese Frage aufzurollen, wenn es rechtzeitig erklärt hätte, der Krieg ändere an dem sogenannten Garantiegesetze für den Papst nichts. Es hat dies nicht getan. Daher hat die damit bewiesene Unsicherheit des Papsttums bei den Katholiken der ganzen Welt von neuem und mit größtem Nachdruck die Frage wachgerufen, was geschehen müsse, um dem obersten Hirten der katholischen Kirche Sicherheit und Souveränität unbedingt zu garantieren. Eine Frage ist wieder gestellt, die wir seit 1870 begraben glaubten, die Frage nach dem selbständigen Kirchenstaate — auch sie muß durch diesen Krieg ihre Lösung finden, und nun nicht so, wie Italien es wünscht.

Der Feldzug wurde von ihm in einer Weise langsam begonnen, die seltsam ist. Ob es bereits verpflichtet ist, seine Truppen auf französischen Kriegsschauplätzen oder an den Dardanellen für seine neuen Verbündeten mit fechten zu lassen, ist nicht sicher. Vielmehr scheint Italien solche festen Bindungen noch nicht eingegangen zu sein. Offenbar sucht es sein nächstes Ziel nur gegen Österreich, und zwar nach Norden und Nordosten, und dahinter im Westen der Balkanhalbinsel, wo es gleichfalls erobern will. Vom Stilfser Joch bis herüber nach Kärnten und Krain haben einzelne Gefechte stattgefunden, bisher ohne jede strategische Bedeutung. Es ist auch nicht anzunehmen, daß die Italiener durch die Befestigungen im Trentino oder am Isonzo durchzustoßen in der Lage sein werden. Begonnen haben sie mit diesen Vorstößen in der Ecke zwischen der Etsch, der bisherigen Grenze und der Val-Sugana-Bahn, sowie im Osten in der Gegend von Görz und Gradiska, Stätten und Namen, die vielen Deutschen aus Fe-

Digitized by Google

rienreisen und Sommerfrischen so vertraut sind. Sehr entschlossen und erfolgreich hat Österreich gleich zu Anfang am 24. Mai der Kriegserklärung geantwortet mit Beschießung und Luftangriffen auf Venedig, Ancona und Barletta. Die österreichischen Truppen werden kommandiert von dem Erzherzog Eugen (bisher Oberkommandierender gegen Serbien), und unter ihm von dem in Galizien hochbewährten General Dankl, während der Nachfolger des Erzherzogs Eugen gegen Serbien der General Boroevic geworden ist, gleichfalls rühmlichst bekannt aus den Kämpfen in den Karpathen.

⁂ ⁂ ⁂

Der Dreiverband hat keine sonderliche Freude geäußert über den Hinzutritt Italiens. Denn wenn wir auch dessen Streitmacht nicht unterschätzen wollen, irgendwie Anspruch auf militärische Beachtung hat sich Italien bisher noch nicht erworben, das, wo es selbständig gefochten hat, bisher immer geschlagen worden ist. Vielmehr liegt für den Dreiverband der Vorteil, den er sich von dem neuen Bundesgenossen verspricht, in der Rückwirkung dieses Entschlusses auf die Balkanhalbinsel. Bisher ist diese noch nicht hervorgetreten, und wir warten sie in Ruhe ab. Dafür aber haben, während in Sofia und Bukarest eifrigst verhandelt wird, die Deutschen und Österreicher in Galizien weiter gehandelt. Der am 2. Mai glorreich begonnene Mai-Feldzug ist am 3. Juni mit der Rückeroberung Przemysls zu seinem ersten strahlenden Abschlusse gekommen. Unaufhaltsam ist das Vordringen gegen den Osten weitergeführt worden. Während nördlich der galizischen Grenze in dem Raume zwischen der oberen Weichsel und der Pilica, in der Gegend von Kielce, von dem linken Flügel weiter gekämpft wurde, ist das Zentrum, die Armeen des Erzherzogs Joseph Ferdinand und Mackensen, über den San gedrungen und hat Przemysl zurückerobert. Gleich südlich davon, bei Sambor, beginnt der rechte Flügel, den die Armeen Puhallo, von der Marwitz, Böhm-Ermolli und Linsingen bilden, und an den sich die Armee Pflanzer-Baltin, diese mit der Front nach Norden, und seit dem 10. Juni eine äußerste Gruppe aus der Bukowina anschließen.

Zuerst, bis zur Rückeroberung von Przemysl, lag der Hauptkampf beim Zentrum. Dieses eroberte am 15. Mai Jaroslau, überschritt den San, kreiste von drei Seiten Przemysl ein, beschoß dieses mit schwerster Artillerie und eroberte die Hauptfestung Galiziens nach einer Belagerung von nur vier Tagen mit stürmender Hand. Am 3. Juni morgens um drei Uhr rückte als erste Gruppe ein Bataillon des 3. Garderegiments ein. Die Hauptarbeit aber hatten, soweit die deutsche Beteiligung in Frage kam, die Bayern geleistet unter dem General von Kneußl. Man weiß nicht, was man bei diesem Feldzug von vier Wochen mehr bewundern soll, die Kühnheit und Tatkraft der Führung, die Leistungsfähigkeit und den stürmischen Opfermut der Truppen oder die Geschicklichkeit, auch das schwerste Geschütz so rasch von Kampfstellung zu Kampfstellung zu bringen, daß stets eine wirksame Vorbereitung durch schweres Artilleriefeuer möglich wurde und überall der Sturm durch die Infanterie mit dem Bajonett erfolgen konnte. Die Rückeroberung Przemysls schließt sich den glänzendsten Siegen dieses ganzen Feldzugs an, auf sie können die Deutschen, die Österreicher und Ungarn gemeinsam stolz sein. Am Eindruck, den sie auf die Feinde wie auf die Neutralen gemacht hat, hatten wir die beste Probe darauf.

Danach verschob sich das Schwergewicht dieser Operationen, deren Ziel ja in Lemberg ohne weiteres gegeben ist, in die südlich davon am Dnjestr kämpfende Gruppe, namentlich in die Armee des Generals von Linsingen. Sambor, Drohobicz, Stryj, Stanislau wurden erobert. Die daran anschließende Armee im Südosten rückte gleichfalls vor, und aus der Bukowina wurde dazu vorgestoßen. Damit ergab sich Mitte Juni folgende von Südost nach Nordwest verlaufende Linie: Kotzmann (im Nordosten der Bukowina) — Horodenka — Obertyn — Halicz — Zurawno — Drohobicz — Sambor — Husjakow und Mosciska (beide schon östlich Przemysls und hart an der wichtigen Bahn nach Lemberg) — vorwärts Przemysl und Jaroslau — Sieniawa — Maydan — Radom. Die Linie der Kämpfe von Sieniawa bis in den Bereich unserer 9. Armee in Russisch-Polen ist indes genauer nicht bekannt.

An die glorreichsten Zeiten unserer Kriegsgeschichte erinnert dieser Mai-Feldzug, der in vier Wochen die Russen aus dem größten Teil von Galizien herauswarf, wiederum riesige Beute und 300 000 Gefangene brachte und unsere Stellungen bis auf 50 und 70 Kilometer südlich und westlich von Lemberg herangeführt hat. Der Zeitpunkt ist abzusehen, an dem die Russen gezwungen sind, auch diese Stadt und danach vielleicht ganz Galizien zu räumen. Das ist das militärische und politische Ziel dieser Kämpfe, in denen unsere und die österreichisch-ungarische Heeresmacht so ineinander geschoben sind, daß sie ein operierendes Ganze bilden.

⁂ ⁂ ⁂

Nach Norden anschließend hat sich die Lage im Bereiche unserer 9. und 8. Armee nicht geändert. Angreifende Kämpfe der Russen, immer siegreiche Abwehr durch die Unseren — das war hier auch in diesem Monat das Zeichen, unter dem diese Armeen zu fechten hatten. Dagegen wurde nördlich davon weiter angegriffen, nicht, wie man immer fälschlich in unseren Zeitungen sagt, in Kurland. Denn von diesem Gouvernement ist nur das Stück um Libau und die Stadt selbst in unserer Hand. Die Unternehmung im Norden, die der Generalfeldmarschall von Hindenburg leitet, spielt sich vielmehr fast ausschließlich auf litauischem Gebiete

Digitized by Google

ab, in dem Gouvernement Kowno, in dem die Kämpfe längs der Dubissa stattfinden. Diese ist ein Nebenfluß des Njemen, der von Norden nach Süden läuft und westlich der Eisenbahnlinie, die, durch Litauen hindurchgehend, Libau mit der großen Linie nach Petersburg verbindet. Die Aufgabe dieser Kämpfe ist, feindliche Truppen in größerem Umfange zu binden, und das gelingt auf das glänzendste, so daß nicht unbeträchtliche russische Kräfte von den Entscheidungen in Galizien abgezogen sind, die unten empfindlich fehlten. Mußte man doch auf der russischen Seite in Galizien schon auf die so genannte Bosporus-Armee zurückgreifen, die hierher transportiert wurde — ohne etwas nützen zu können.

Fast seltsam berührt es uns heute, daß die Kämpfe auf dem Kriegsschauplatz im Westen immer mehr in die zweite Linie rücken. Gewißlich sind sie keineswegs an sich bedeutungsloser als die im Osten. Aber der Krieg hat sich im ganzen so gestaltet, daß sich die Entscheidung immer mehr nach dem Osten verlegt hat, und daß wirklich weittragende Entscheidungen im Westen von uns erst gedacht werden können, wenn wir im Osten zu einem gewissen Abschlusse gekommen sind. So hat sich auch diesmal im Kampfe unserer Westfront von der Nordsee bis an die Schweizer Grenze Wesentliches nicht verändert. Sie hält sich strategisch jetzt überall defensiv, auch am Yserkanal, wo am 17. Mai die auf dem Westufer eroberten Stellungen wieder aufgegeben wurden. Demnächst waren Angriffe zu bestehen zwischen Lille und Arras, wo im besonderen die Lorettohöhe ein von beiden Seiten auf das erbittertste umfochtener Punkt war, der in den Meldungen unserer Heeresleitung immer wiederkehrte. Auch Givenchy, Souchez mit seiner Zuckerfabrik, Carency, Ablain in derselben Gegend haben sich dem Gedächtnis gar vieler daheim eingeprägt, die ihre Angehörigen in den hartnäckigen Kämpfen dort wußten. Zwischen Maas und Mosel sind es ebenfalls nach wie vor der Priesterwald und die Gegend von Combres, in denen das Ringen um die einzelnen Stellungen weiter geht. Ununterbrochen donnern dort die Geschütze, ununterbrochen laufen die Gegner an diesen selben Durchbruchsstellen an, und immer werden sie überall zurückgeworfen. Wird einmal ein kleiner Erfolg von ihnen errungen, so ist er im ganzen Zusammenhange unserer Aufstellung völlig belanglos. Sie ist, wie wir sagen dürfen, uneinnehmbar, und im Anrennen gegen sie verbluten sich die englischen und französischen Streitkräfte nur. Damit wird das erreicht, was wir festgehalten wissen wollen, bis die Ereignisse im Osten uns auch hier den Beginn einer neuen Phase ermöglichen.

Auch die Kämpfe der Engländer und Franzosen gegen die Befestigungen der Dardanellen wurden fortgesetzt. In sie ist, am 26. Mai zum ersten Male gemeldet, ein neues, unseren Feinden sehr unangenehmes Element hereingekommen: deutsche U-Boote sind im Mittelmeer aufgetaucht und haben sich gleich höchst erfolgreich an die Arbeit gemacht. Was ist das für eine Leistung! Von den Häfen der Nordsee bis zur Türkei ist der nächste Weg zu Wasser mehr als 6100 Kilometer lang! Diesen Weg zu durchlaufen, ohne vom Feinde, dem man fortwährend begegnet, beschädigt zu werden, in einem kleinen Fahrzeug mit einer Besatzung von ein paar Dutzend Köpfen Fahrten zu machen, die so weit sind, wie von Hamburg nach New York —, das übertrifft alles, was unsere U-Bootswaffe bisher schon geleistet hat. In der Nähe der Straße von Gibraltar, in der Nähe der Kanalmündung von Suez, an den Dardanellen, kurz in Gebieten, die unbestrittene Herrschaftsfluren der englischen Flotte waren, erscheint diese fürchterliche deutsche Waffe und greift in die Kämpfe an den Dardanellen bestimmend mit ein. Bestimmend nämlich insofern, als die U-Boote die feindlichen Schlachtschiffe zwingen, sich von den Dardanellen zurückzuziehen. Damit wird das Landungskorps aus Engländern und Franzosen in eine, wie es scheint, zunehmende Gefahr gebracht. Rund 60000 Mann mögen auf dieser Halbinsel kämpfen, die kein Trinkwasser hat, und sind abhängig in aller Zufuhr von ihren Linienschiffen und Kreuzern, die aber durch die deutschen U-Boote immer mehr ferngehalten werden. Man sieht nicht, wie die Zurückziehung dieses Landungskorps, das von den Türken mit größter Tapferkeit zurückgedrängt wird, möglich sein soll, zumal die weittragenden Schiffsgeschütze der Engländer und Franzosen schon sehr stark verbraucht sind, weil in den ersten Tagen der Kämpfe zuviel daraus geschossen worden ist. Ruhig und fest steht die türkische und deutsche Macht in dem Kampfe auf der Halbinsel Gallipoli, alles schlägt sich ausgezeichnet, die U-Boote erledigen ein feindliches Schiff nach dem anderen — so ist die Erwartung heute wohl begründet, daß es gelingt, die Dardanellen gegen diesen Sturm zu halten. Was das für den ganzen Zusammenhang des Krieges bedeutet, liegt auf der Hand.

Aber auch sonst haben die deutschen U-Boote ihre Arbeit unentwegt mit gleichem Erfolge weitergeführt. Einige Zahlen seien über die Verluste unserer Gegner zur See überhaupt mitgeteilt. Zunächst die Kriegsschiffe. Daran hat England verloren: 9 Linienschiffe, 7 Panzerkreuzer, 5 geschützte Kreuzer, 6 Torpedobootszerstörer, 10 Unterseeboote und 5 Hilfskreuzer (unter diesen die Lusitania). Frankreichs Verlust: 1 Linienschiff, 2 Panzerkreuzer, 1 Kanonenboot, 1 Torpedobootszerstörer, 2 Unterseeboote. Rußlands Verlust: je ein Linienschiff, Panzerkreuzer, geschützter Kreuzer und ungeschützter Kreuzer,

Digitized by Google

sowie eine Anzahl von Torpedobooten. Das ist nur die Rechnung, die unbedingt feststeht. Begründete Annahme von noch höheren tatsächlichen Verlusten — z. B. sind die Verluste aus dem Gefecht bei Helgoland und den Aktionen gegen die englische Küste nicht eingerechnet — liegt vor. Aber es ist richtig, wenn unsere Marine derartige Verluste der Gegner noch nicht mit einrechnet, obwohl wir überzeugt sein können, daß sie von den feindlichen Streitkräften zur See abgestrichen werden müssen.

Am 18. Mai war ein Vierteljahr vergangen, seitdem die U-Boots-Kampagne gegen die englische Handelsflotte begonnen hatte. Deshalb ist von uns jetzt eine Übersicht über die dadurch unseren Feinden beigebrachten Verluste veröffentlicht worden. Diese Liste zählt für die drei Monate 111 feindliche Schiffe auf, die durch unsere U-Boote versenkt worden sind, mit genauer Angabe des Tages und der Stelle, wo die Versenkung vor sich gegangen ist. Mit neun Ausnahmen sind es englische Schiffe. England hat verloren: 102 Schiffe mit über 215000 Tonnen. Da bereits vor dem 18. Februar (durch unsere Kreuzer) den Engländern ein Verlust von 52 Schiffen mit 205000 Tonnen zugefügt war, so stand am 18. Mai ein Gesamtverlust Englands von 154 Handelsschiffen mit 420000 Tonnen Rauminhalt fest. Noch schmerzlicher vielleicht als dieser tatsächliche Verlust dürfte für England die Betrachtung der Karte sein, die anzeigt, wo die Untergangsstellen vor allem waren. Sie liegen nämlich am dichtesten im Kanal, zwischen der englischen und französischen Küste bis zur Insel Wight, demnächst an der englischen Ostküste von Yarmouth bis an die schottische Grenze. Aber auch außerhalb dieser Stellen haben die U-Boote ihr Werk getan, an der Dogger-Bank, an der schottischen Küste, im Kanal, wo er sich nach dem Ozean öffnet, und im sogenannten Georgs-Kanal zwischen Irland und England.

Wer sich heute an die Geschichte der U-Bootswaffe zu erinnern vermag, wird bewundernd vor diesen deutschen Leistungen stehen. Welch ein Lärm wurde vor zehn und mehr Jahren gemacht, als die französische Marine so stolz war auf ihre „Sous-marins", und was leisten diese heute? Von französischen U-Booten hören wir überhaupt nichts, von englischen fast nichts. Dafür stehen die deutschen und, nicht zu vergessen, die österreichischen an der Spitze dieser ganz modernen, an die Geistes- und Nervenkraft ihrer Offiziere und Besatzung die höchsten Anforderungen stellenden Waffe. Für uns ist keine Frage, daß ihr die Freiheit bleiben muß, in der bisherigen glänzenden und bewährten Weise weiter zu arbeiten. Die Engländer können uns diese Freiheit nicht beschränken, sie mögen protestieren und die Welt mit ihrem Geschrei über Völkerrechtsbruch und Grausamkeit der deutschen Marine erfüllen. Tatsächlich sind sie hier die Schwächeren und müssen mit knirschenden Zähnen zusehen, daß überall auf den Hochstraßen des Völkerverkehrs, die angeblich die englische Flagge allein beherrschte und schützte, die Boote sich zeigen und dazu mit einer Präzision, die beweist, daß sie nicht eine Waffe des Zufalls ist, sondern eine solche der berechneten Überlegung und technischen Fertigkeit, wie das komplizierteste Geschütz.

Unter den Taten der U-Boote war am 7. Mai eine besondere, die Versenkung der „Lusitania". Da sich auf ihr Amerikaner befanden, die mit ertranken, ist die Rückwirkung dieses Ereignisses in den Vereinigten Staaten ganz besonders groß gewesen. Und menschlich begreifen wir gar wohl den Schmerz um diese Opfer des U-Bootskrieges, die sich freilich selbst und vielfach gewarnt in die große Gefahr begeben haben. Aber der gesunde Menschenverstand der Amerikaner hat gleich von vornherein die Erregung gezügelt. Ihnen ist die Verschärfung der Beziehungen zu Deutschland auch unangenehm. Sie können sich der Einsicht nicht verschließen, daß sie an dieser Spannung selbst schuld sind und daß Deutschland, weil in der Notwehr befindlich, nicht anders handeln kann. Darum ließ ihre Presse aller Spielarten, so scharfe Töne sie gegen uns anschlug, doch fast einstimmig erkennen, daß die Vereinigten Staaten einen Krieg mit Deutschland, wenn irgend möglich, vermeiden möchten. Man mahnte zur Besonnenheit, und mit Absicht schrieben selbst deutschfeindliche Zeitungen von den engen wirtschaftlichen Beziehungen zwischen beiden Ländern: über fünfhundert Millionen Dollar (= zwei Milliarden Mark) jährlichen Handelsaustausches, große Anlagen Amerikas in Deutschland, große Anlagen Deutschlands (sechs Milliarden Mark, etwa ein Sechstel der Auslandsanlagen des deutschen Kapitals überhaupt) in Amerika.

So hat sich Amerika zunächst auf Verhandlungen durch diplomatische Noten beschränkt. Freilich sind sie, zwar in der Form immer freundschaftlich gehalten, in der Sache immer bestimmter geworden. In der Vorbereitung zu der letzten, am 11. Juni in Berlin überreichten Note ist es sogar zu einer großen und nicht zu überwindenden Differenz im amerikanischen Kabinett gekommen, sodaß der Staatssekretär des Auswärtigen, W. J. Bryan, zurücktrat. Denn er vertrat die nur auf Überredung und friedliche Haltung gehende gemäßigtere Tonart, während Präsident Wilson, so sehr er selbst Anhänger der Friedensrichtung ist, entschiedener auftreten wollte, auch auf die Gefahr eines ernsteren Konflikts hin. Da die amerikanischen Staatssekretäre lediglich Beamte des Präsidenten sind, hat sein Wille natürlich gesiegt.

Noch steht es nicht fest, ob daraus eine weitere Verschärfung unserer Beziehungen zur Union hervorgehen wird. Erfreulich ist es nicht, wenn in die Reihe unserer Gegner

Digitized by Google

auch die Vereinigten Staaten treten sollten. Aber der Standpunkt, zu dem Deutschland in dem Kampfe auf hoher See gekommen ist, für den das bisherige Völkerrecht noch gar keine Regeln bot, weil das U-Boot eine völlig neue Waffe ist, der ist so aus unserer Not geboren, daß er nicht aufgegeben werden kann. Und so müssen auch diese Schwierigkeiten durchgefochten werden, wie so viele sonst in diesem ungeheuren Ringen.

Je rascher der Feldzug in Galizien sein nächstes Ziel, die Räumung des Landes durch die Russen, erreicht, um so näher rückt er mit seinen Schlachtfeldern dem Gebiete der orientalischen Frage. Immer höher steigt daher die gewaltige Spannung, die über den Balkanstaaten lagert. Manche von ihnen, wie Bulgarien, möchten sich gern dauernd fernhalten, aber es wird ihnen nicht möglich sein. Mit unbarmherziger Folgerichtigkeit kehrt die ungeheure Weltkrisis, die wir durchleben, jetzt zu ihrem Ausgangspunkte nach der Balkanhalbinsel zurück. Um Rumänien vor allem gehen die Werbungen des Dreiverbandes immer dringender, damit es in den Kampf eintrete und so den Ring der Aktionen von Rußland, Italien, Frankreich und England um die Zentralmächte herum gewissermaßen als Schlußstein abschließe. Noch wissen wir nicht, wie in diesem Lande die Entscheidung fallen wird; einer Entscheidung wird es nicht ausweichen können. Zu ihr wird der König und sein Land um so eher gedrängt, je näher seiner Grenze die deutschen und österreichischen Waffen dringen.

Inzwischen haben die Serben nicht gewartet, bis sich das aufziehende Gewitter über der Balkanhalbinsel entlüde. Sondern mit einer Spannkraft, die in Europa Überraschung erregte, haben sie einen Vormarsch nach Albanien begonnen, auf dem sie anscheinend wenige Hindernisse fanden. Sie streben natürlich danach, Skutari, San Giovanni di Medua, Durazzo in ihre Hand zu bringen und denken damit eine Lage zu schaffen, mit der sich Europa eben abfinden müsse. Man versteht den inneren Grund zu dieser Unternehmung, so wenig durchsichtig sie an sich ist, ohne weiteres. Es liegt in dem Eintritt Italiens in den Weltkrieg. Denn dieser hat das Gesicht der orientalischen Frage sogleich verändert. Italien will in dem westlichen Teile der Balkanhalbinsel für sich erobern, auf Kosten Österreichs, aber auch auf Kosten der Slawen, deren Gebiet Serben und Montenegriner schon für sich in Anspruch nahmen. Trotz der Gegenbemühungen der Serben hat auch der bisherige Dreiverband das den Italienern eingeräumt, die ja schon vorher, als sie noch neutral waren, sich Valonas versichert und damit Albanien in den Krieg hereingezogen hatten. Da denkt Serbien, das Rußland im Kriege gegen Österreich so gar nicht hat schützen können und das Rußland auch in den Ansprüchen auf das slawische Land der westlichen und nordwestlichen Balkanhalbinsel im Stiche läßt, mit eigener Waffengewalt sich dort festzusetzen. Denn es meint, daß es von da durch die Großmächte nicht wieder vertrieben werden wird.

Indes sind darüber die Akten noch durchaus nicht geschlossen. Wir leben nicht mehr im angeblichen Frieden einer Botschafterkonferenz, von deren Uneinigkeit diese Balkanstaaten fröhlich zehrten, sondern im Kriege, in dem die Großmächte auch diese Fragen unter sich durchfechten. Es kann keine Rede davon sein, daß Serbien, weil nun Italiens Eintritt die Lage so verwickelt hat, mit einem leichten Sonderfrieden mit Österreich herauskäme. An Serbiens Agitation und Ruchlosigkeit ist der Weltkrieg entbrannt. Die Würde unseres österreichisch-ungarischen Bundesgenossen fordert daher, daß es dafür auch büße.

Ungeklärt sind noch die Verhältnisse auf der Balkanhalbinsel, und die Entscheidungen stehen noch bevor. Aber wir sollten meinen, daß die unwiderstehliche Macht unserer Waffen den Balkanstaaten, in erster Linie Rumänien, klarmachen müßte, wo der Erfolg in diesem Kriege liegt. Und weil wir dieses Erfolges sicher sind und jeden Tag darin bestärkt werden, können wir auch die weitere Entwicklung auf der Balkanhalbinsel mit verhältnismäßiger Ruhe erwarten. Ja, wir glauben, daß es, soll der Friede, um den wir kämpfen, von Dauer sein, nur nützlich ist, wenn diese ganze wirrenreiche orientalische Frage durch ihn, sei es auch um den Preis erneuter großer Kämpfe, ein gut Stück ihrer Lösung weitergeführt werde. Unsere Stellung dazu steht ja fest: die Sicherung der Türkei, die Abwehr des russischen Panslawismus, der über die ganze Halbinsel hinweggreifen möchte, die Zurückweisung der italienischen Begehrlichkeit in ihr. Dann heben sich für den schon weiter in die Zukunft dringenden Blick Möglichkeiten und Gestaltungen heraus, die vielleicht dauernde Ruhe und geordnete Verhältnisse auf der Balkanhalbinsel ermöglichen. Gelingt es uns, das zu erreichen, dann haben wir nicht nur für uns, sondern auch für diese jungen Balkanstaaten mit den Erfolg erzielt, nach dem wir streben. Nur müssen diese Balkanstaaten selbst das von uns wollen.

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften, Berlin W. 50. — Für die Redaktion verantwortlich: Hanns von Zobeltitz in Berlin. — Für Österreich-Ungarn Herausgabe: Friese & Lang, Wien I. Verantwortlicher Redakteur: Carl von Vincenti, Wien III, Richardgasse 1. Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien. Druck: Fischer & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

Brienzer Bäuerin
Gemälde von Max Buri

Digitized by Google

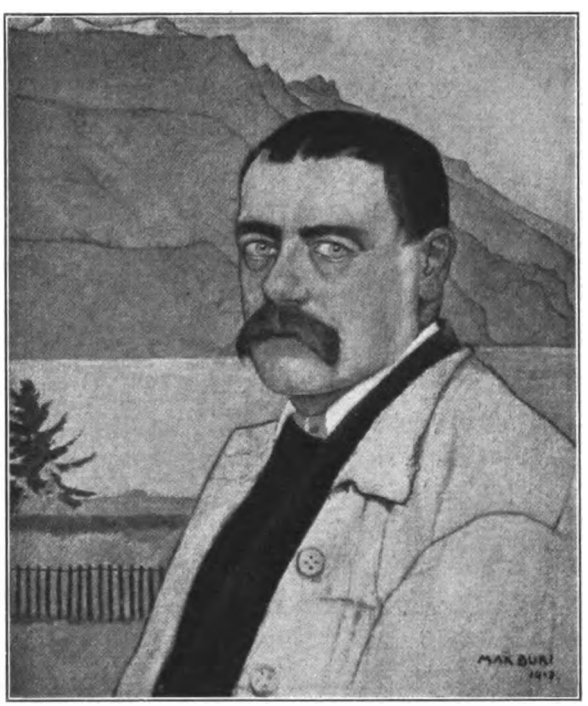
Velhagen & Klasings
Monatshefte
Herausgeber: Hanns von Zobeltitz
und Paul Oskar Höcker

XXIX. Jahrgang 1914/1915 — Heft 12. August 1915

Max Buri. Von Hans Rosenhagen

Um die letzte Jahrhundertwende setzte, die gewaltige Erhebung im Kriegsjahre 1914 gewissermaßen schon ankündigend, in Deutschland eine Bewegung zugunsten einer nationalen Kunst ein. Man war sich klar geworden, daß in den damals noch wenig gewürdigten Schöpfungen der Böcklin, Thoma und Klinger, der Menzel, Leibl, Trübner und Uhde der gleiche Geist lebte und webte wie in den Werken der Grünewald, Dürer, Cranach, Holbein und Altdorfer. Die deutschen Künstler wurden damals ermahnt und aufgemuntert, die heimatliche Art wieder aufzunehmen und es als höchstes Ziel zu betrachten, mit dem Volke wieder Fühlung zu gewinnen. Diese Bewegung hätte alle Aussicht gehabt, sich durchzusetzen, wenn nicht kurze Zeit nach ihrem Aufflammen der französische Impressionismus gegen sie ins Feld geführt worden wäre. Er zog sofort die volle Teilnahme der Künstler und des Publikums auf sich, und da seine Einführung mit außerordentlichen kunsthändlerischen und Ausstellungs-Erfolgen verbunden war, verblaßte das wie eine holde Ahnung aufgestiegene Bild von einer vaterländischen Kunst mehr und mehr, um in der unerfreulichen Verwirrung aller Kunstempfindungen, die den Impressionismus ablöste, fast zu verschwinden.

Aber während der Gedanke, daß es nötig und wichtig sei, nationale, bodenständige Kunst zu machen, in Deutschland bald fallen gelassen wurde, schlug er überraschenderweise in der Schweiz schnell und fest Wurzel. Das kleine Volk, das da, zwischen drei durch Sprache und Kultur scharf unterschiedenen Nationen, auf seinen Ber-



Selbstbildnis Max Buris. Gemälde
Hier veröffentlicht mit Genehmigung des Frankfurter Kunstvereins

 Nachdruck verboten. Copyright 1915 by Velhagen & Klasing

Digitized by Google

Politiker. Gemälde

gen haust und durch einen alles Maß übersteigenden Fremdenverkehr in seinem Lande der Internationalisierung besonders ausgesetzt ist, hat es von jeher als eine Ehre betrachtet, seine Eigenart treu zu wahren, wobei allerdings das Überwiegen des alemannischen Elementes den Ausschlag gab. Es ist nicht zuviel behauptet, wenn man sagt, daß das Deutschtum in Literatur und Kunst in der deutschen Schweiz sein stärkstes Bollwerk hat und daß Deutschland von dort im Laufe der letzten Jahrhunderte viele und fruchtbare Anregungen für sein nationales Leben erhielt. Während also die deutsche Kunst mit dem französischen Impressionismus sich beschäftigte, suchte die Schweizer Kunst Befreiung vom französischen Einfluß und fand solche, indem sie teils Anschluß an Böcklins Art suchte, teils an ihrer Vergangenheit sich aufrichtete. Auf der Böcklinseite stehen oder standen vielmehr, denn beide Künstler sind tot, Hans Sandreuter und Albert Welti, auf der anderen Seite, über die man zur Kennzeichnung ruhig den Namen des jüngeren Hans Holbein setzen dürfte, treten als überragende Erscheinungen Ferdinand Hodler und Max Buri hervor. Die beiden Schweizer Künstler ergänzen einander, aber man darf Buri nachrühmen, daß er in seiner Art sich in jeder Weise freigehalten hat von der Beeinflussung durch seinen Landsmann und sicherlich einer der selbständigsten Maler der Gegenwart gewesen ist. Leider muß man sagen: gewesen ist; denn durch einen unglückseligen Zufall ist Buri Mitte Mai dieses Jahres ums Leben gekommen, und, aufrichtig betrauert von seinen Landesgenossen, zu Grabe getragen worden.

Was Buri ganz scharf von Hodler unterscheidet und ihm eigene Bedeutung verleiht, ist, daß seine Kunst nichts gemein hat mit dessen Verstandesmalerei. Buri entnahm das Gegenständliche seiner Kunst ausschließlich dem Leben. Er war weit davon entfernt, sich um den Symbolismus der Linie, um Rhythmus, Parallelismus oder Formenprobleme, kurz um das ganze theoretische Rüstzeug des Genfer Malers zu kümmern. Sein Streben ging dahin, ein Stück liebevoll aufgenommene Natur so kraft- und eindrucksvoll wie möglich im Bilde zu geben. Buri stand aber noch einem anderen großen deutschen Maler nahe — Wilhelm Leibl, dessen Stern über seiner Entwicklung zum Künstler geleuchtet hatte. Nicht, daß der Schweizer in den Leiblkreis eingeordnet werden könnte oder daß er sich nach dem Vorbilde des großen Meisters um das schöne Handwerk besonders bemüht hätte.

Digitized by Google

Aber er hat sich, wie der Einsiedler von Kutterling, mitten unter die bäuerische Bevölkerung seines Landes gesetzt, um sie im täglichen Verkehr ganz genau kennen zu lernen, um sie wahrheitsgetreu darstellen zu können. Der Schweizer Bauer ist freilich von anderer Art als der oberbayerische, er ist weniger urwüchsig, zeigt sich in der Landestracht fast nur Sonntags und hat schon hier und dort vielleicht den Ehrgeiz, für einen Städter gehalten zu werden. Trotzdem ist er keineswegs arm an Eigenart — im Gegenteil: es ist, als ob der besondere Schweizer Charakter gerade im Verkehr mit Fremden sich erst recht gestärkt und befestigt hätte. Die Schweiz ist an Originalen menschlichen Geschlechts vielleicht reicher als irgendein anderes Land der Erde, und Gottfried Keller hat sicherlich sehr viel mehr davon gesehen, als er in seinen unsterblichen Seldwylern verewigt hat.

Da der Name des großen Schweizer Dichters hier gefallen ist, soll nicht verschwiegen werden, daß Buri im Grunde eine verwandte Natur ist. Er steht den Menschen gegenüber wenigstens auf einer gleich hohen Warte. Wie Gottfried Keller hat er sie sehr liebevoll beobachtet, sah er ihre Vorzüge und Schwächen, daneben aber auch den Humor ihres Daseins, ihres von Gewohnheiten oder Armseligkeiten durchsetzten Lebens. Man betrachte nur aufmerksam seine Gestalten und Bildnisse, ob nicht jede und jedes eine ganze Geschichte erzählt von guten und verfehlten Jahren, von eigener oder fremder Schuld, von gebändigten oder freigelassenen Leidenschaften, von davongeflogenem oder wohlbewahrtem Glück. Der Maler steht aber daneben nicht als ein Richter oder Spötter, sondern als einer, der den Sinn der großen Komödie erkannt hat und sich der handelnden Personen erfreut, deren jede einen eigenen Reiz für ihn besitzt. Damit hat Buri die Bauernmalerei zur letzten Höhe gebracht. Sie begann einst mit viel Unwahrheiten. Noch Knaus, Vautier, Defregger und andere malten den Bauer etwa wie man ihn aus den Dorfgeschichten Berthold Auerbachs kennt. Wilhelm Leibl hat ihn als erster so dargestellt wie er wirklich ist, und Buri vollendete sein Werk, indem er den Bauern zwar auch malte wie er ihn inmitten seiner Umgebung fand, aber das Typische, den

Nach dem Begräbnis. Gemälde im Museum der Stadt Bern

Digitized by Google

Sonntagsruhe. Gemälde

Digitized by Google

Dampfschiffahrt. Gemälde

Digitized by Google

Unterhaltung. Gemälde

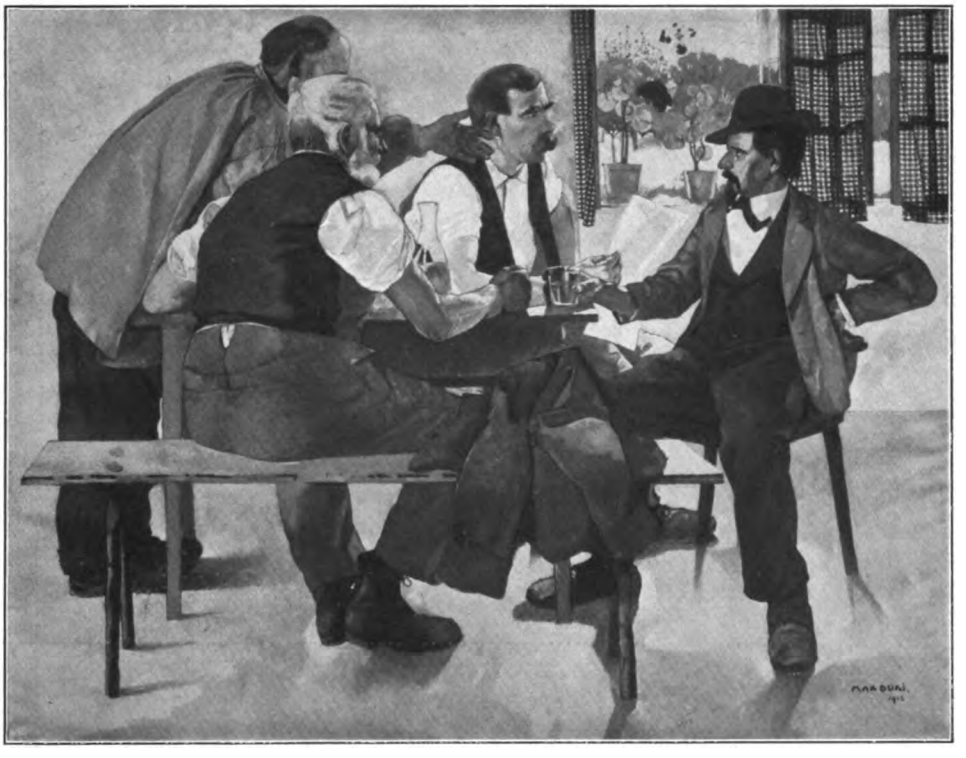
ewiggültigen menschlichen Untergrund hervorhob, ohne in das Anekdotische oder Reinpsychologische zu fallen. Man merkt, daß er die Bauern liebt und durchaus kennt, zugleich aber das feinste Verständnis für ihr Wesen hat. Dieses Wesen herauszubringen, sichtbar zu machen, schien ihm das Wichtigste. Darum hat er sich wohl gehütet, wie Millet, Breton oder Liebermann, den Bauer bei der Arbeit zu zeigen. Der arbeitende Mensch drückt immer nur den Charakter seiner Arbeit aus, nicht seinen eigenen.

Max Buri ist in Burgdorf in der Schweiz am 24. Juli 1868 als Sohn eines Kaufmanns zur Welt gekommen, besuchte das dortige Progymnasium und wurde, da er Talent verriet, 1885 nach Basel geschickt, wo er an der dortigen Hochschule zunächst einmal von Leibls Jugendfreund, dem Maler Fritz Schider, im Zeichnen unterrichtet wurde. Auf dessen Einfluß ist es wohl zurückzuführen, daß er sich entschied, die Kunst des Malens in München zu erlernen. Er siedelte 1886 dorthin über, besuchte anfangs auch die Akademie, trat aber bald in die Malschule des Ungarn Simon Hollosſy ein, die ihres anregenden Lehrers halber von jungen Kunstschülern damals bevorzugt wurde. Aus eigenem Antriebe schloß er sich 1889 einigen Freunden an, die nach Paris gingen. Indessen das hielt ihn nicht lange. Er ließ sich wieder in München nieder und suchte dort auf eigene Hand weiterzukommen. Eine gewisse Förderung fand er durch seinen Landsmann Albert von Keller, der seine Arbeiten korrigierte. Buri begann nun die Ausstellungen mit Bildern zu beschicken, meist genrehafter Art und sehr dunkel. Er war schon dreißig Jahr geworden, als sich die innere und äußere Wandlung zu dem Künstler, als der er bekannt geworden ist, vollzog. Hodler war es, der ihm die Augen öffnete für die Malerei, die nicht an Einzelheiten sich mehr hält, die Einfachheit in Linie und Farbe sucht und sich dem Monumentalen nähert. Buri begriff sofort, worauf es ankam; aber er hütete sich, Hodler auf das Gebiet der stilisierten Historie oder

Digitized by Google

des ästhetisch hergerichteten Symbolismus zu folgen. Zulange hatte er in München gelebt, zu lebhaft für die Redlichkeit und sorgsame Arbeit Leibls mit den Genossen seiner Jugend geschwärmt, als daß er sich hätte entschließen können, mit seiner Vergangenheit völlig zu brechen. Aber er wollte sie in einer neuen Weise lebendig machen. Nachdem er 1898 eine liebe und ansehnliche Burgdorferin, Frida Schenk, geheiratet, ließ er sich zu dauerndem Aufenthalt in dem schönen Schweizer Pfarrdorf Brienz nieder. Hier hatte er alles, was er brauchte: die wunderbarste Natur, Bauernmodelle in Hülle und Fülle und Ruhe, um zu sich selbst und zu ungestörter Arbeit zu kommen.

Der Wandel in der künstlerischen Ausdrucksweise Buris war groß. Hatte er sich während seiner Münchner Jahre in Bildern bescheidenen Umfangs betätigt, so mußten die Gestalten, die er jetzt malte, lebensgroß sein. War er damals darauf bedacht, seine Farben möglichst wenig laut sprechen zu lassen und mehr durch „Ton" zu wirken, so setzte er jetzt möglichst keck lichtes Blau und Grün, leuchtendes Gelb, tiefstes Schwarz und grelles Weiß nebeneinander. Und damit die Farben in ihrer ganzen Stärke und Kraft zur Geltung kamen, zeigte er seine Menschen gern vor reinweißen Hintergründen, der Raumgestaltung bewußt aus dem Wege gehend. Das Publikum, das diese heftigen Bilder zu sehen bekam, schrie beim ersten Anblick vor Entsetzen auf. Hodler war ihm auch widerwärtig und dazu unverständlich; aber diesen Buri fand es roh, plakathaft und beleidigend für das Auge. Und doch war Buri nur ein um einen die Natur nicht vergewaltigenden Stil ringender Realist. Wenn die Wahrheit als solche schon eine Art Schönheit ist, wenn die Kunst darin besteht, den besonderen Charakter einer Erscheinung erkennbar zu machen und mit möglichst wenigen Mitteln überzeugend zum Ausdruck zu bringen, so wird niemand dem Schweizer Maler abstreiten können, daß er Schönheit und Kunst in seinen Schöpfungen



Das tapfere Schneiderlein. Gemälde

Digitized by Google

Die Alten. Gemälde
Hier veröffentlicht mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft, Berlin-Charlottenburg

Digitized by Google

Tanzmusikanten. Gemälde von Max Buri

Hier veröffentlicht mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft, Berlin-Charlottenburg

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

Blick auf den Brienzer See. Gemälde

zu geben gesucht hat. Und ein paar Fragen: Verraten die meisterhaft gezeichneten, dem Organischen der Bildungen liebevoll nachfühlenden Schöpfungen Buris nicht unendlich mehr künstlerischen Ernst, eine höhere Auffassung vom Wesen der Kunst als alle die Genialität heuchelnden, in jeder Beziehung unvollkommenen, häufig in Nachahmung schlechter französischer Vorbilder entstandenen Schmierereien, mit denen bis vor Ausbruch des Krieges die Ausstellungen überschwemmt wurden? Ist die Vereinfachung, nach der Buri strebte, dem Empfinden der Gegenwart wirklich fern? Ist sie nicht viel natürlicher und annehmbarer als die jener Maler, die sich und andere glauben machen wollen, daß es richtig und notwendig sei, die Kunst auf ihren Kindheitsstandpunkt herabzuschrauben? Kennen wir nicht alle die Menschen als gute Freunde wieder, die wir auf Buris Bildern sehen: Die behagliche, wohlhabende Bäuerin, die sich einen guten Tag macht; den Schneider, der den wilden Anarchisten mimt; die an den Klippen des Lebens und der Töne mühselig vorübersegelnden Musikanten, die zugleich die vier Temperamente vorstellen; die Leidtragenden, die beim Wein mit unheimlicher Schnelligkeit die Trauer vergessen; das alte Ehepaar, dem beim Ausruhen die Zeit zu lang wird; die Bauern, die an der Wirtstafel so klug die ganze Welt verteilen und an Einsicht alle Regierenden übertreffen? Sehen wir sie nicht noch alle Tage, wie Dürer, Schongauer, Beham und andere Beobachter des Lebens sie schon vor Jahrhunderten gesehen?

Das Leben von außen betrachtet ist selten eine Komposition im Sinne des Malers, und so gibt es auch Buri als ein Nebeneinander von Erscheinungen, ohne Verschönerung. Er schenkt dem Betrachter

Digitized by Google

seiner Bilder keine Einzelheit, die irgendwie charakterisieren könnte, keine verarbeitete Hand, keine vernachlässigte Frisur, keinen verpaßten Rock, keinen vertretenen Stiefel, keine unmögliche Kopfbedeckung. Diese Wahrheitsliebe ist rührend und erstaunlich und unter den Künstlern leider außerordentlich selten geworden. Mit ihr aber hat Buri schließlich sich das Herz des Volkes gewonnen und allmählich auch den Beifall des für die Wahrheit nicht immer sehr eingenommenen Ausstellungspublikums.

Da Buri wohl so ziemlich alles selbst vernichtet hat, was er in den Tagen des Suchens und Ringens geschaffen hat, lernt ihn die Mit- und Nachwelt nur aus den Bildern kennen, die er von 1899 bis jetzt gemalt. In der Schweiz ist seine Bedeutung bald erkannt worden. Alle wichtigeren Schweizer Galerien besitzen Werke von ihm. In Deutschland ist Buri bisher nur in der Münchner Sezessionsgalerie mit einem Bildnis vertreten. Leider! Aber es ist nun einmal so, daß ein problematischer französischer, in Mode gekommener Maler bessere Aussichten hat, mit seinen Machwerken in eine deutsche Kunstsammlung aufgenommen zu werden, als ein Künstler, der deutsch fühlt und sieht und gute Kunst aus Eigenem macht. Anstatt mißratener Arbeiten Hodlers hätten gewisse deutsche Galeriedirektoren lieber einige der in sich immer vollendeten und vollkommenen Bilder Buris erwerben sollen. Vielleicht beeilen sie sich jetzt, nach seinem Tode, das Versäumte nachzuholen; denn daß Buri zu den selbständigsten und kraftvollsten Vertretern der deutschen Kunst des 20. Jahrhunderts gehört, können nur die noch bezweifeln, die aus böser Absicht oder aus mangelhaftem Verständnis alles eigenartige deutsche Kunstschaffen von vorn herein für minderwertig halten.

Politiker von 1847. Gemälde

Digitized by Google

Der Herrgotts-Turm

Von Friedrich Alfred Schmid-Noerr

(Schluß)

Nächsten Tages schon erfuhr Cyriak Döderlein bei seiner Heimkunft diesen neuesten Handel, da ihm die Schwester in ihrer einmal angenommenen Schroffheit geradezu entgegenhielt, den Herrgottsturm hab' er dem Leonhardle mit klaren Worten geschenkt; sie werde das Gehäuse dem Hölzlemathes in ihres Kindes Namen zum Verkauf anvertrauen und vom Erlös könne zugesehen werden, wie man dem Kind vielleicht sein Glück mache.

Den Döderlein überrann bei diesem unerwarteten Redeausbruch der Schwester wieder ein über das andere Mal die starre Verwunderung. Und so war es zunächst das bloße Staunen, nach so lang und stumm abgetrennten Daseinskreisen die widerspenstige Stimme der Schwester wieder an sein Ohr tönen zu hören, was ihm die Sprache verschlug. Als aber jene schon glaubte, ihren Willen, und diesmal leichter als gehofft, durchgesetzt zu haben, da erst tat der Bruder höhnisch einen Huster, spuckte aus, sagte kurz: „Grüß' Gott die neue Frau Vormünderin," griff, ohne weiter ein Wort zu verlieren, das Kästchen, trug es hinüber in den Altladen und schloß es bei zweimal umgedrehtem Schlüssel in seinen Sekretär. Die Schmäh- und Drohreden der Schwester ließ er unbeachtet.

Tags darauf entschloß er sich anders. Der Schreck war ihm doch durch die Glieder gefahren, daß nun ein anderer noch, und just der geschwätzige Hölzlemathes von dem Stück wußte. Es schien ihm also geratener, die bisherige Maßregel fortzusetzen und das Kästchen offen, aber an einer geringschätzigen Stelle, wie vergessen, stehen zu lassen. Zugleich auch hatte seinen gierigen Ohren die Preisabschätzung des alten Vergolders gar lieblich geklungen; denn er brauchte Geld, nichts nötiger, als Geld; teils, um dies und jenes inzwischen ausgeschnüffelte Erwerbstück sofort in Gewinn umzusetzen, teils auch, um von den allgemach angehäuften Verpflichtungen auch nur die drängendsten einzulösen. Er hoffte also, in unauffälliger Weise das Kästchen einmal einem fremd vorbeikommenden Käufer vor das Gesicht schieben zu können; falls diese Gelegenheit aber auf sich warten ließ, so war er entschlossen, nach einiger Zeit einen entschiedenen Schritt zu wagen.

So holte er also den Streitgegenstand wieder hervor und stellte ihn offen auf das oberste Bord, hoch oben in einem dunklen Winkel des Verkaufsraumes, davor ein breiter Bauernschrank stand, so daß der Herrgottsturm immerhin in einer schwer erreichbaren und dämmerigen Abgeschiedenheit schwebte. Zur Schwester aber sagte er spöttisch, doch so, daß die unspaßhafte Drohung deutlich genug heraus zu hören war: „'s ist Sündengut, wie du weißt. Vergreif' dich nicht daran. 's käm' dir und dem Buben kein Glück davon, verstanden? Dafür bin ich dir gut."

Mit diesen Worten baute der Flickschuster nicht schlecht auf die Denkweise der Schwester. Denn diese, in ihrem abergläubischen Sinn aufs neue ergriffen, ließ den ihr kaum aufgedrungenen Plan um so lieber wieder fallen, als ein solches Verhalten ihrem willensschwachen Wesen auf das bequemste entgegenkam. Und so warf sie, gänzlich eingeschüchtert, nur selten und widerwillig einen flüchtigen Blick auf das Gehäuse in der Ecke droben, das ihr, je länger, je mehr, einen unerklärlich unheimlichen Eindruck machte.

Denn es leuchteten im ungewissen Licht die matten Reste der alten Vergoldung manchmal am Herrgottsturm mit so sonderbar dunklem Schein auf, wenn ein sparsamer Sonnenstrahl, oder der Widerschein eines solchen, durch die Stube huschte. Und die milchig erloschenen, oder auch opalartig blinden, großen Schmucksteine schossen manchmal einen verdeckten Glanz hervor, gleich dem Blick aus einem bösen Auge. Und während nun von Tag zu Tag die Zustände im ehemaligen Schusterhäuschen sich immer armseliger und trost-

Digitized by Google

loser gestalteten, kam es dem bedrückten Weib so vor, als sammle sich alles Dunkel, das auch sonst und von jeher reichlich in diesem Raum umhergekrochen war, und häufe sich in jener Ecke über dem plumpen, dunkelgetönten Nußbaumschrank zu schwarzvioletten Massen, daraus der Herrgottsturm mit seinen trübstarren Steinaugen stumm, drohend und gleichsam abwartend niederblinzelte. —

Inzwischen ging es im Spittel draußen mit der Schnitzung des Holzbeins munter vorwärts, und auch schon einige Proben der Bemalung und Vergoldung machten, unter des Alten anfeuernder Teilnahme, die rüstigsten und das Beste versprechenden Fortschritte. Dagegen blieben diejenigen der Genesung des Kranken völlig aus. Es war so eine hingeschleppte Schwäche und ein Fortkränkeln von Tag zu Tag; und dem Hölzlemathes kamen manchesmal die trüben und besorglichen Gedanken wieder, welche ihm das fromme Werk seiner Beinverklärung in einem heiligen Lichte erscheinen ließen. Desto dringender waren seine Versuche, die so plötzlich wieder veränderte Gesinnung bei Leonhards Mutter zu nochmaliger Umkehr zu bewegen; aber vergebens. Und je mehr er dabei fluchte, desto gewisser blieb das verstörte Weib dabei, der Schacher mit dem Türmchen, darinnen der Leib des Herrn gewohnt, bringe keinen Segen. Ohnmächtig in seinem Zorn schmiß sich der Kranke im Bett herum und ergoß sein ermattetes Schimpfen gegen die Wand: Das war just ebensogut, als an ein vernunftloses Frauenzimmer Verstand hinpredigen.

Plötzlich, am Abend, machte der Spitalarzt bei seinem Besuche ein bedenkliches Gesicht, behorchte den Kranken und stellte den Hinzutritt einer Lungenentzündung fest. Es war in demselben Augenblick, als der kleine Leonhard mit leuchtenden Augen herzutrat, ungeduldig, bis er dran käme; denn der Stelzfuß war im Schnitzwerk fertig, in der probeweisen Vergoldung schon bis zu einem stattlichen Grade der Schönheit gediehen.

Da bemerkte der Arzt das Kind und erklärte kurz, weitere Besuche bei dem Kranken seien im Hinblick auf dessen Zustand bis auf weiteres zu unterlassen.

Den beiden Freunden blieben bei diesem Befehl die Augen weit offen stehen; dem Kinde vor verständnislosem Schmerz, daß ihm die feindlichen Menschen schon wieder seine einzige Freude nicht gönnten; dem Alten vor Schreck und Trübsal, weil er bei sich dachte: ‚Jetzt ist Matthäi am letzten.‘

Aber der Arzt duldete keine Umstände. Er nahm das Leonhardle bei der Hand, welches indessen in stummem Widerstand sein Schnitzbein festhielt und es dem kranken Freund hinstreckte. Der hob sich mühsam aus den Kissen, lächelte so schön, wie wohl noch nie in seinem Leben, ergriff den prächtig, ja schier unirdisch in der Dämmerung leuchtenden Stelzfuß, preßte ihn an seine Brust, indem er die Hände darüber faltete, sank dann zurück und keuchte: „Laß dir's gut gehen, Bürschle. Sie müssen mir's mitgeben, daß du mich drüben wiederkennst.“

Das Kind schrie mit jener letzten Gewalt, die allem erdgeborenen Jammer in tiefster Not verliehen ist: „Hölzlemathes!“ und ward vom Arzt auf den Armen hinausgetragen.

⁂ ⁂ ⁂

Man muß nicht denken, es habe in all der Zeit der Althändler von Ulm auf der faulen Haut gelegen; eine Handlungsweise, die seinen eingeborenen Trieben nur schlecht angestanden hätte. Er ließ vielmehr ebensowenig die Vorgänge außer acht, die den betrügerischen Küster betrafen, als er das Bronzekästchen aus den Augen verlor, welches er zur größten Kränkung seines Geschäftsgeistes als ein vorläufig Besiegter in den Klauen des Döderlein hatte zurücklassen müssen. Und während dieser nach wie vor planlos mit der Stange im Nebel herumstocherte, legte sich der geduldige Handelsmann sacht, aber fest ans Steuer, ließ die Dinge treiben und spähte sorgsam nach dem ersten, klaren Riß in dem grauen Schleier dieser Ungewißheiten, der ihm die nötige Gelegenheitserkundung ermöglichen sollte. Und zwar entfaltete sich dieser erste Ausblick ins Helle für ihn soeben aufs beste. Seine Handelsfahrten nämlich hatten ihn neuerdings einmal bis München verschlagen; und da er nun, all seine Zwecke jederzeit hübsch vor Augen, bei einem der großen Antiquitätenhäuser dieser Stadt haltmachte, so sprach er zu seiner Seele:

Digitized by Google

„Nebbich, was stehste vor ere Schmiede, un läßde dei Gäulche net for umsunst beschlage?“ faßte sich ein Herz und trat lächelnd und bescheiden ein.

Als er aus dem Handelspalast wieder herauskam, waren seine Mienen hart von Entschlossenheit. Und auf der ganzen Heimfahrt bis Ulm klang vor seinem inneren Gehör immer wieder das halb ungläubige, halb gewinnwitternde Lachen des Geschäftsführers im schwarzen Gehrock und mit der grausam teuren Brillantnadel vorn am Halse; und immer wieder lauschte er auf den Tonfall jener Worte, mit denen der Herr das arme Schmuserlein höflich zur Tür geleitet hatte, wie einen Kollegen und achtbaren Handelsfeind: „Bringen Sie uns jedenfalls dieses Kästchen. Wenn es Ihren Beschreibungen entspricht, so zahlen wir anstandslos den geforderten Preis.“

Der Mann aus Ulm hatte, trotz seines kurzen Aufenthaltes in jenen Prunkräumen, mit seinen feinen Ohren da und dort aus halblautgeführten Gesprächen Zahlen und Summen nennen hören, daß ihm schwindlig geworden war. Und schnell gefaßt, weil's nun doch schon auf eines herauskam und er die Sache sogleich bis auf den Grund erforschen wollte, hatte er, unterwürfig und frech sowie ohne alles Besinnen, tausend Mark gefordert. Und darauf jene Antwort. Das hieß: man zahlte ihm auch den dreifachen Preis für das Wunderstück, wenn er's von jetzt ab schlau genug anfing.

Das nächste war, daß er sich in Biberach ein Geschäft machte, und daselbst zuerst einmal seiner Hochwürden, dem Herrn Dekan und weiland Stadtpfarrer Eisenhuth einen Besuch abstattete.

Der alte Herr war ein leidenschaftlicher Sammler von jeder Art Petrefakten, sowie ein großer Liebhaber von allerhand Ausgegrabenem. Indessen vermochten solche Altertümer sein genaueres und dauerhaftes Interesse nur zu fesseln, wenn sie prähistorischen oder wenigstens römischen Ursprungs waren; wohingegen ihm etwa eine verrostete Speerspitze, oder der mit Grünspan überzogene Überrest eines mittelalterlichen Panzergurts, oder ferner vielleicht das Bruchstück einer Haubitzenkugel aus der Franzosenzeit, wie solche Sachen, die Bauern aus dem Felde pflügten und ihm zutrugen, nur insoweit eine gewisse Aufmerksamkeit abnötigten, als es ihm gelang, sie sachgemäß und mit einem beträchtlichen Aufwand von Gelehrsamkeit zu bestimmen und womöglich in einen Zusammenhang mit der Geschichte der Stadt Biberach zu bringen. Was aber überhaupt noch nicht im Erdboden gesteckt hatte, das betrachtete er insgesamt, es mochte nun sonst vorstellen, was es wollte, mit unverhohlener Verachtung und ließ es auch nur im Hinblick auf die Ortsgeschichte allenfalls notdürftig gelten. Seit einer unnachweislichen Reihe von Jahren nämlich arbeitete der geistliche Herr an einem umfassenden, ja grundlegenden Werke, das den Titel führen sollte: „Biberach, wie es war und ist. Geschichte der uralten, freien und Reichsstadt von ihren Anfängen bis auf die Gegenwart, unter besonderer Berücksichtigung . . .“

Weiter jedoch war bis jetzt dies schön entworfene Titelblatt noch nicht gediehen, indem, die Wahrheit zu sagen, der hochwürdige Verfasser sich noch immer nicht völlig klar und schlüssig darüber zu werden vermochte, ob er nun in seiner Geschichte mehr die geologisch-paläontologischen oder mehr die römisch-kolonisatorischen Gesichtspunkte berücksichtigen sollte. Auf solche Weise hatte sich im Lauf der vielen Jahre eine ansehnliche Sammlung der merkwürdigsten Dinge bei ihm angehäuft; und zwar dermaßen, daß man schon beim Eintritt in den Vorflur seines Hauses meinen konnte, in eine leibhaftige, römische Töpferwerkstatt zu treten, die freilich vorzeiten einmal durch irgendein heftiges Ereignis weidlich in Scherben geschlagen schien. Sodann war der kleine Hof hinter dem Hause kaum anders, als ein einziges, frühgermanisches oder keltisches Gräberfeld zu nennen; und im anschließenden Gemüsegarten kämpfte die alte Köchin für ihr bißchen Petersilie, Lauch und Gelbrüben einen erbitterten und verzweiflungsreichen Kampf um jeden Zollbreit Erde mit wild herumgestreuten Ammoniten, eisernen und steinernen Grabplatten, mächtigen Gesteinsstufen und zahllosen Versteinerungen. Denn es war unter diesen anhaltenden und gelehrten Beschäftigungen der ehrwürdige Dekan Eisenhuth nun allgemach schon ein bißchen wunder-

Digitized by Google

lich geworden; und es gehörte zu den Gesetzmäßigkeiten seiner Schrulle, daß, wo irgend ihm ein nur recht unkenntliches und vom Rost zerfressenes Stück Altertum für billiges Geld angeboten wurde, er solches sich aufschwatzen ließ, es historisch bestimmte und das Ergebnis dann an irgendeiner Stelle seiner weitläufigen Listen, „Die Funde innert Weichbilds der ehemals freien und Reichsstadt Biberach betreffend", befriedigungsvoll vermerkte. Worauf ihm das Ding selber zur Last ward und er es gemeinhin als Tauschmittel gegen würdigere Dinge, als etwa Bruchstücke von terra sigillata, oder gar für eine vorzeitliche Gräberbeigabe, wieder fahren ließ.

Auf alle diese ihm wohlbekannten Umstände baute der Ulmer seinen Plan, als er vor den alten Herrn trat und ihm als das Neueste mitteilte, daß beim Döderlein sich ein frühmittelalterliches Sakramentsgefäß befinde; zwar leider nicht ausgegraben, aber darum auch billig zu kaufen. Es möge der hochwürdige Herr Dekan doch nur sofort hingehen und es sich erwerben. Er verrate ihm herzlich gerne die Gelegenheit, aus Eifer teils, dem Herrn Dekan zu dienen: nicht anders; teils auch in Hoffnung auf die Gelegenheit, mit dem hochwürdigen Herrn Kirchenrat auch einmal ein Geschäft zu machen.

Der seelengute Greis dankte gerührt und eifrig und versprach, binnen einer halben Stunde beim Döderlein vorsprechen zu wollen; worauf, nach einigen Zwischenreden, der Althändler sich zu Geneigtheit empfahl.

Als er dann so von ungefähr beim Döderlein vorbeikam, trat er dort ein, bot die Zeit, als ob nie etwas zwischen ihnen vorgefallen sei und frug mit gleichgültiger Miene um ein paar Zinnteller, die im Fenster lagen: er brauche so Sachen. Der Döderlein, gegen so unvermutete Gesinnungsschwankungen auch seinerseits schon längst hinlänglich abgestumpft, verriet seinen unvergessenen Haß auf keine andere Weise, als durch einen brummig geforderten, recht unverschämten Preis. Der Jude handelte nicht länger daran herum, als wie es der gute Ton verlangt und zahlte eine überaus anständige Summe. Auch wurde er unter dem Einpacken der Ware behutsam zutraulicher; und auch der Döderlein konnte sich der guten Laune schwer erwehren, die ihm aus diesem plötzlichen und recht willkommenen Geschäfte erwuchs. So kam ein halb hinterhältiges, halb erheuchelt versöhnliches Geschmuse in Gang, das der Händler geflissentlich hinzog und in welches er die gelegentliche Bemerkung warf, er sei froh, das Kästchen damals nicht genommen zu haben. Die Sachen mit dem Sigrist stünden schlecht; es sei auch ein Verzeichnis abhanden gekommener, altkirchlicher Geräte aufgenommen worden. Was nun ihn betreffe, so sei ihm dies zwar einerlei, denn Gott sei Dank finde sich bei ihm nichts von dem gesuchten Gut. Aber neugierig sei er schon, was der Döderlein mit dem auffälligen Gehäuse anfangen wolle.

An dieser Erzählung war nun allerdings soviel wahr, daß man bei einer Durchsuchung der Sigristenwohnung auch auf ein Gebündel alter Meßgewand-Fetzen und anderen wertlosen Gerümpels gestoßen war, über dessen Herkunft der Kirchendiener nicht anders auszusagen wußte, als daß er's auf dem Kirchenboden gefunden und, als besonderer Anzeige unwert, einstweilen beiseite gelegt habe. Das Gericht nahm Akt davon, ohne übrigens auf diese scheinbar wirklich geringfügige Angelegenheit besonderes Augenmerk zu richten, zumal es sich bei dem schwebenden Verfahren um ganz andere Dinge handelte. Aber auch dem Döderlein war schon das vergrößerte Gerücht von jenem Protokoll zu Ohren gedrungen, und desto mehr erschrak er darum bei den Worten seines zweifelhaften Freundes, dem er unter anderen Umständen schwerlich so leicht auf den Leim gekrochen wäre. So aber besann er sich seiner eigenen Erwägungen und Ängste, und wie gerne er das segenslose Stück sich aus dem Hause gewünscht hatte; und schon fing er von ferne an, zwar einstweilen noch mit Mißtrauen förmlich geladen, gewisse Andeutungen fallen zu lassen, die darauf abzielten, daß ihm das Kästchen ehnder auch bald leid sei; so daß es der feinöhrige Jud deutlich genug verstehen konnte, indes er mit jedem seiner Worte auf der Lauer vorsichtig liegen blieb.

Da trat mitten in dieses Katzmauseſpiel der Dekan Eisenhuth und machte dem anmutigen Gespräch vorläufig ein Ende.

Digitized by Google

Zum größten Erstaunen des Döderlein ging der würdige Herr sogleich und geradeswegs auf den just in Frage stehenden Herrgottsturm los und ließ sich das Gehäuse herabreichen. Er besah sich den Gegenstand obenhin, wie es einer Sache zukam, die sich nicht als das Ergebnis einer Grabung ausweisen konnte; indessen, da ihm auch bei so geringschätziger Prüfung das hohe Alter und die Schönheit des Stückes keineswegs entging, so hoffte er davon noch mangelnde Aufschlüsse über Kunst- und Handelsbeziehungen der alten Reichsstadt Biberach zu gewinnen, beschloß den Ankauf und fragte nach dem Preis.

Der überraschte Döderlein, zwischen Verkaufsbegier und Gewinnsucht von den verschiedensten Instinkten so ganz mit einem Male hin- und hergezerrt, wagte keine Preisnennung, sondern bat um ein Gebot des hochwürdigen Liebhabers. Dieser, ebenso ehrlich wie unbehilflich in solchen Geschäften, überschlug in der Eile den durchschnittlichen Ablauf seiner bisherigen Kaufhandlungen und bot die für seine Verhältnisse schon recht beträchtliche Summe von dreißig Mark.

Der Ulmer, als er die Dinge solchermaßen den erwünschtesten Verlauf antreten sah, summte im Hintergrund einen mißtönigen Gassenhauer, währenddem ihm das Blut bald im Herzen stockte, bald in stürmischen Wellen bis in die Fingerspitzen wallte. Er sah den Döderlein zögern und überlegen. Und jetzt, wo er seines Sieges ganz gewiß war, ergriff ihn eine unerklärliche und aufgeregte Lust, grundlos das Überflüssigste zu wagen und mit dem eignen Einsatz blank zu spielen: welches nicht selten beobachtete Verhalten übermütiger Gewinner nicht anders zu verstehen ist, als daß das Übermaß von Freude, aus Angst, sich sonst in Gelächter, Händeklatschen oder anderen Ungebärdigkeiten zu verraten, irgendeines neuen Widerstandes bedarf, um schließlich den Triumph nur desto ungemessener zu genießen. Kurz, der Händler, der sich selbst nicht mehr kannte, warf hier plötzlich die Bemerkung ein: Da hab' er selbst ja auf das Stück schon mehr geboten, und fünfzig Mark seien nicht zuviel für das Gehäus.

Der Döderlein wollte seinen Ohren nicht trauen, wie er den Jud so uneigennützig daher lügen hörte. Und in seiner schwarzen Seele tauchte blitzschnell der Verdacht auf, es wolle ihm sein Feind mit dieser Finte das Geschäft verderben. Noch offenen Mundes also war er schon bereit, dem Pfarrherrn auf mehr als halbem Weg entgegenzukommen, als dieser etwas tat, was den Ulmer mit einem Schlag einer völlig veränderten Sachlage gegenüberstellte.

Der würdige Dekan nämlich stutzte zuerst gleichfalls einen Augenblick, als er den Vermittler so unversehens auf der Gegenseite traf; aber halb zerstreut, wie immer, und in der gütigen Art seines Wesens nahm er daraus nicht den geringsten Anlaß zur Ungehaltenheit. Vielmehr machte er dem Döderlein den Vorschlag, er wolle das immerhin beachtenswerte Stück einem ihm befreundeten Professor und Kunsthistoriker in Stuttgart einsenden, der es begutachten und nicht nur die Herkunft, sondern auch den Wert des Sakramentbehälters bestimmen möge. Sei dann der abgeschätzte Preis für ihn erschwinglich, so lasse sich ja weiter über die Sache reden.

Das war nun freilich eine Wendung für den Ulmer, die zum Verderb und jähen Untergang seines ganzen, schon fast so wohlgelungenen Planes zu führen drohte: durch Vorschiebung des Zwischenkäufers auf die bequemste Weise in den Besitz des ersehnten Stückes zu gelangen.

Wer indessen des Glaubens wäre, hier habe nun der überschlaue Jäger sich in seiner eigenen Falle festgeklemmt, der dächte allzu unterschätzig von der Erfindungskraft, welche in solchem Stande der Not und dringenden Gefahr dem in Listen ergrauten Handelsmann zu Gebote stand.

Der nämlich wandte sich, wenn schon die Gänsehaut des Schreckens ihm kühl über den Buckel hinablief, das Unheil geistesgegenwärtig jetzt erst recht zum völligen Siege, indem er mit künstlicher Unauffälligkeit rasch hinter den Rücken des Dekans trat und von dorther gegen den Döderlein die heftigsten Abwehrzeichen machte, deren Meinung leicht zu erraten war: daß nämlich der Dekan nichts anderes bezwecke, als, sei es aus plötzlichem, sei es aus vorbereitetem Verdacht, das Kästchen offenbar zur ferneren Nachforschung an die Behörden auszuliefern. Und weil das schlechte Gewissen das Entlegenste am liebsten auf-

Digitized by Google

greift, so sah der Döderlein das Verhängnis plötzlich schon zum Greifen nah vor Augen; und schnell, ja beinah schroff, nahm er das Kleinod aus der Hand des Pfarrers und erklärte unter verworrenen Ausflüchten, daß er sich's überlegt habe und daß das Stück fürs nächste überhaupt nicht feil sei. Da weitere Reden zu nichts führten, so verließ der Herr Dekan Eisenhuth den Laden, nun doch nicht ohne einiges Schütteln des weißen Hauptes und ein bißchen ärgerlich, daß man ihn so für nichts von seinen Studien abgezogen habe.

In seiner Höhle aber stand der Döderlein, noch kalt an allen Gliedern vom gehabten Schreck und sagte zu dem Ulmer: Wenn's auch gelogen gewesen sei von ihm, er wisse nicht warum, daß er ihm fünfzig Mark für das verfluchte Kästchen geboten habe, so sei's ihm jetzt schon recht so; und er mög' es denn in Teufels Namen für das gleiche Geld nur auf der Stelle forttragen.

Das aber war nun keineswegs des Händlers Meinung. Zwar war das heißersehnte Wertstück nun doch endlich sein, das ohne die gelungene List dem Döderlein zu entreißen, ihm ganz unmöglich gewesen wäre; und er griff mit zitternden, feuchten Händen danach und schloß die Augen, weil ihm schwindelte vor dem Geschäft, das er hier endlich zwischen seinen Fingern hielt: ein Geschäft, wie ihm noch keines in seinem Leben vorgekommen war.

Doch war dies Fühlen nur die Schwäche eines Augenblicks und nur wie Anwandlung vorzeitig ruhenden Genusses; und er besann sich. Denn es galt nun, noch die eigene, im Übermute aufgeworfene Schanze zurückzugewinnen. Und Geiz und Schadenfreude legten sein Gesicht aufs neue in wehleidig besorgte Falten: „Wie heißt?" rief er. „Wenn ich dir hab' einen Gefallen getan und hab' dir die Preis' in die Höh' getrieben, was wird es mir einfallen, daß ich sie selber zahl'?

„Es ist kein Geschäft," fuhr er mit emporgezogenen Achseln fort, entschlossen, den geringsten Gegeneinwand im Aufglimmen niederzutrampeln: „Es ist kein Geschäft! Es ist die Katz im Sack. Es ist schlimmer als wie die Katz im Sack, soll mich Gott strafen. Wer weiß, es ist mein Ruin. Ich bin meschugge, daß ich will die Gefahr in mein Haus nehmen."

Und er bot fünfundzwanzig Mark.

Der Döderlein erschrak und wehrte sich, fauchend und fluchend, aus allen Kräften der Gewinnsucht und der Empörung. Er schlug um sich, wie ein aus dem Nest gefallener junger Habicht in den Umschlingungen einer hungrigen, alten Natter.

Die Augen des Ulmers wurden klein und funkelten. Er spürte das Zerren, das Zucken, das Erlahmen und das Wiederaufflackern des feindlichen Willens: das war, was er nicht vertrug; er erblindete daran, wie ein blutgieriges Tier am warmen Dunste seines Opfers. Und aus der Wollust dieses Ringens, mit der wilden Sehnsucht nach dem unbedingten Triumph über den niedergezwungenen Gegner, brach plötzlich und unwiderstehlich die einzige Leidenschaft hervor, deren sein sonst so kalter und kleinmütiger Händlergeist fähig war. Hätte es nun Zehntausende gegolten, er hätte sich in die zehn Mark, die es zu erobern galt, verbeißen können, wie ein rasender Bulldogg in einen vorgeworfenen Prügel. So begann der Schacher. Der Döderlein gebärdete sich verzweifelt. Er brauchte Geld. Schließlich blieb er auf vierzig Mark stehen.

Der Althändler umklammerte die Knie Abrahams und fluchte den Erzvätern.

Dreißig Mark war sein letztes Gebot. Und dergestalt ritt ihn nun der sichelzähnige, mit blutunterlaufenen Augen schielende Dämon der Handelswut, daß er gänzlich vergaß, wie er doch anfangs nichts weiter gewollt hatte, als die bloße Genugtuung des Nackentritts über den besiegten Feind, über diesen Elendesten unter den Gojim, den er nicht minder verachtete als wie er ihn haßte.

Dazu verschärfte das Gefühl, so völlig der Herr der Lage zu sein, das sichere Bewußtsein des nunmehr unanfechtbaren Besitzes und die Erkenntnis, daß der Herrgottsturm, wenn für vierzig, dann auch wenigstens für fünfunddreißig Mark zu haben sei, seinen Zorn derart, daß er in diesem letzten Wider-den-Stachel-Löcken des Flickschusters nur eine sinnlose und lediglich boshafte Widerstandsvergeudung zu erkennen meinte. Kurz, da er übrigens und endlich darüber gänzlich beruhigt war,

Digitized by Google

Sommermorgen. Motiv aus Wimpfen am Neckar

Gemälde von Alfred Wiener

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

daß für den Döderlein nach dieser Stunde die Unverkäuflichkeit des Kleinods angstvoll feststand, so schob er mit ruhigem Hohn den Herrgottsturm auf den Tisch zurück und sagte: „Dreißig Mark, zum dritten und letzten Male. — Morgen abend komme ich des Wegs zurück und hol' ihn mir ab, wenn ihn bis dahin nicht die Polizei hat mitgehen heißen.

„Übermorgen hat mich der Handel gereut."

Und ging.

* * *

Am Vormittag desselben Tages ließ der kleine Leonhard in seinem Küchenwinkel das Schnitzmesser müßig in den Schoß fallen.

Er sah seinen Freund unter der rotgewürfelten Decke des Spitalbettes liegen, und der vergoldete Stelzfuß auf seiner Brust leuchtete in der Dämmerung. Wenn nun der Hölzlemathes in den Himmel ging mit dem unfertigen Bein, so mußten am Ende die Engelein und die hochgekrönte Gottesmutter ärgerlich werden über die unpünktliche Arbeit. Zwar würden sie gewiß so bös nicht schelten wie der Oheim; aber es schnitt dem Büblein doch bitter in die Seele, wenn es überlegte, daß man gerade von dort mißbilligend auf ihn hernieder schauen könnte. Warum aber hatte man ihn auch von seinem Freunde abgeschieden? Er hörte wohl die Mutter sagen, wenn sie vom Spital nach Hause kam, mit dem Hölzlemathes stehe es schlimm, und er kenne schon die Leut' nicht mehr. Aber ihn, den Leonhardle, hätt' er gewiß gekannt, und sie hätten zusammen noch schnell das Holzbein fertig machen können, bevor die Himmelsreise begann.

Welchen Weg man da überhaupt einschlug? Der kleine Leonhard war gar kein Träumer. Er wußte so gut wie einer, daß man die Leute zuerst im Sarg auf den Kirchhof fährt und dort in die Erde tut. Aber wie es von dort aus dann weiter geht: das war's, was man nicht wußte. Ob die Reise abwärts, immer durch die Erde hindurch sich fortsetzte? Oder, etwa des Nachts, geradeswegs in die Sterne hinauf? Genauer genommen dachte sich das Leonhardle eigentlich so etwas, wie einen schimmernden Fluß, viel breiter als die Riß, auf dem das Sarghaus irgendwo hinaus in einen großen Glanz fuhr. Und er meinte auch, seit diesem Morgen, manchmal bei geschlossenen Augen ein Flimmern zu sehen, wie von entgegenrauschendem Engelsgefieder. Und in seinen Ohren brauste der Strom mit seltsamem Getön. Es war kühl auf dem schimmernden Wasser. Ihn fror. Er zuckte auf aus seinen Träumen und griff wieder nach den Hölzern. Er schämte sich seiner Trägheit heute, bis er glühte. Wieder setzte er das Messer ab. Nun war's auf einmal sehr heiß in der Küche. Das Feuer surrte, der Suppentopf zum Mittag brodelte. Die Mutter war fortgegangen, rasch noch ein paar Einkäufe zu machen.

Eigentlich wäre er am liebsten zum Hölzlemathes gelaufen und hätt' zu ihm gesagt: „Weißt was? Ich geh' mit. Gleich im Himmel wollen wir das Bein fertig malen. Es dürft's der liebe Gott selber nicht merken, daß es eigentlich kein Altstück ist, so fein will ich alles nachmachen."

Ach! Was mußte es im Himmel doch für wundervolle Dinge geben, wo doch das mindeste und geringste strahlte wie Schaumgold! Ob man da nicht die Sonntagskleider anziehen muß, wenn man hinein will? Der Schreck stach ihn mit Eisnadeln, wie ihm jetzt einfiel, daß sein Sonntagskittel ein schlecht gestopftes Loch am Ellenbogen aufwies. Da mußte die Mutter einen sauberen Fleck darauf tun.

Er sprang von der Bank und taumelte. Die Küche ging im Kreis. Er sah undeutlich die Mutter in der Tür, hörte unverstandene Worte und wußte dann nichts mehr.

Später lag er in seinem Bettchen in der Kammer neben der Küche. Die Mutter lamentierte laut, was er denn für Sachen mache. Da, die Suppe sei gar. Zu wenig im Magen hab' er gehabt. Heiß sei die Suppe. Das tue gut. Ihn ekelte vor der dampfenden Brühe. Aber er aß folgsam. Das Fieber ließ das schwache Körperchen unter den Decken zittern.

Die Mutter merkte bald, daß sich da eine heftigere Krankheit anmeldete. Sie hatte bei ihrem Spitaldienst auch einiges von der Krankenwartung abgeguckt. Und nach der Art der Leute, die, wie sie, in irgendwelcher entfernten Verbindung mit der Heilkunst stehen, hatte sich bei ihr eine überlegene Meinung von ihrem eigenen

Digitized by Google

Heil- und Pflegeverstand eingeniſtet, zumal ſie mit einigen Hausmitteln Beſcheid wußte.

Sie beſchloß daher, das Fieber mit einem kräftigen Kräutertee zu vertreiben und lief am frühen Nachmittag zur Drogerie. Herr Wipplich, der Drogiſt, ſeines beſonderen Zeichens das anerkannt beſtbediente Zeitungsblättle von Biberach, das ſtets, bei Tag und bei Nacht, das Neueſte aus Stadt und Umgebung wußte, fiel denn auch alsbald unterm Abwägen der Kamillenblumen das Weib mit der Frage an: „Wißt Ihr auch ſchon, Jungfer Döderlein, daß heute, gegen Mittag, der Landgerichtsrat oder auch der Herr Staatsanwalt aus Stuttgart hierſelbſt friſch eingetroffen ſind? Als welcher ſichtlich in geheimer Miſſion daſige Stadt beehrt, indem man ja insgemein und männiglich wiſſen dürfte oder auch möchte, wasmaßen ſich ein benachbartes, kirchliches Subjekt oder auch ein Diener der Kirche oder endlich auch ein Sigriſt, vergangen, ſowie unterſchläglicher Weiſe gewiſſe Kirchengüter auch nach auswärts oder auch ſelbſt bis nach Biberach kommuniziert hat.“ Dies alles beruhe auf beſtinformierter Quelle, verſicherte Herr Wipplich. Denn im Hotel ‚Zur Poſt‘ ſei der Herr Unterſuchungsrichter abgeſtiegen; das wiſſe er vom Office oder auch Hausknecht. Und zwar unauffälligerweiſe in Touriſtenkleidung oder auch im Sportsanzug.

„Macht zuſammen dreiundſechzig Pfennige, wenn ich bitten darf.“

Der Frau wankten die Knie. Denn ſchon im Spittel war ihr die ganze Zeit her der Tratſch über den Fall des Kirchendieners nachgelaufen, und es gab ſelbſtverſtändlich auch Klatſchmäuler, die von den nicht unbekannt gebliebenen Beziehungen des Döderlein zu dem Inkulpaten allerhand zu tuſcheln wußten. Wie ſehr ihr aber ihres Bruders Treiben auch zuwider war, ſo dachte ſie doch an ſolches Schreckensende durch Landjäger, Gericht und Gefängnis mit ſo übermäßigem Entſetzen, daß ſie nun, im Angeſicht der augenſcheinlichen Gefahr, wie ſelbſt ſchon halb vernichtet ſtand. Sie eilte alſo, kaum daß ſie ſich zuſammennahm, etwas Abweſendes zu ſagen und ihre Schuldigkeit auf den Ladentiſch zu zählen, wie gejagt nach Hauſe, und das Zeitungsblättle ſchaute aus ſeiner Türe kopfſchüttelnd, ſowie mancherlei vermutend oder auch vorausſehend, hinter ihr drein. So daß Herr Wipplich ſchon dem nächſteintretenden Kunden aus eingeweihten Kreiſen mitzuteilen vermochte, wie im Hauſe des Flickſchuſters oder auch Altklöders Döderlein demnächſt wohl ein in der Öffentlichkeit Aufſehen erregendes Ereignis ſich vielleicht begeben könnte oder auch dürfte.

Währenddeſſen verſetzte den Döderlein die Nachricht der Schweſter, welche ſie mit ſo großer Beſtimmtheit vortrug, daß ihn der Gedanke eines Zweifels im entfernteſten nicht ankam, in die aufgeregteſte Verlegenheit. Er verlor ſeine Zeit erſt gar nicht mit Verteidigungen, als die Schweſter ihn des Diebſtahls und Betrugs bezichtigte, ſondern er horchte mit willfährigem Eifer auf jeden Rettungsvorſchlag, den ſie nur hören laſſen wollte. Das Weib aber, mit der doppelten Not zweier ſchwerer Sorgen ſo plötzlich und zur ſelben Stunde überrannt, rief dem Bruder zu, warum er denn das verräteriſche Gut nicht längſt an ſeinen ſauberen Kumpan, den Jud von Ulm, weitergegeben habe? So wär's doch ſchon das Beſte, wenn wenigſtens der Hehler mit dem Stehler zuſammen ins Zuchthaus wanderte.

Dem Döderlein ſchlug dieſe überhitzte Rede wie mit Fauſtknöcheln vor die verwirrte Stirn; und jetzt erſt befiel ihn jäh die Erkenntnis, daß er wenige Stunden zuvor ſeine Rettung in Händen gehabt hatte und daß ſomit alles gut geweſen wäre, wenn ihm der Jud von Ulm die lumpigen zehn Mark mehr auf das Käſtchen gegeben hätte. Ein heiliges Himmeldonnerwetter! Und wegen der zehn Mark ſollte jetzt der Krug entzweigehen?

Er hörte noch in den Ohren die ſpöttiſchen Worte des Händlers: ‚Morgen abend, wenn's bis dahin die Polizei nicht hat mitgehen heißen.‘ Er ſah ſein hämiſches Grinſen, wenn ſie ihn nun gefaßt haben würden; und die unmenſchliche Wut des betrogenen, dummen Teufels gegen ſeinen unbarmherzigen Halsabſchneider ſchoß ihm zu Kopfe, gegen welche all ſein bisheriger Haß nur für eine Abart des alltäglichen Geſchäftsneids gelten mochte. Allein im Augenblick halfen weder verſpätete Einſicht, noch blinde Leidenſchaft

Digitized by Google

das mindeste; und da auch die Schwester sich von ihm gewandt hatte und beschäftigt war, dem fiebernden Kinde den Tee zu bereiten, so trieb ihn die Unruhe zwecklos im Haus umher, und alle seine Überlegungen, wie er am besten den Herrgottsturm verschwinden lassen könne, ohne seinen Gewinn daran völlig einzubüßen, blieben ohne Ergebnis. Alle paar Minuten auch lief er vor die Haustüre und spähte scheu die krumme Gasse hinauf und hinab, ob nicht das Verhängnis heranklirre.

Die Straße lag mittagstill. Einige Gänse schnatterten aus dem Gewinkel. Kaum ein Kind lief einmal von einer Hofeinfahrt in die andere.

Da, gegen drei Uhr, ward am oberen Weg, der von der Stadtkirche herunterführte, eine fremde Dame sichtbar. Sie kam die Straße herab, wie jemand, der Zeit hat und nach Art solcher Stadtleute durch alte Gassen läuft, um von dem Häusergerümpel wer weiß was für Schönheiten abzulesen. Der Döderlein kannte das. Ein Schein von Hoffnung glitt durch sein Gemüt. Er trat bedachtsam zwischen Haustür und Ladenfenster und grüßte die vergnügt Vorüberschreitende bemerklich, doch bescheiden. Die Dame wandte den Blick, dankte und sah die Auslagenscheibe.

„Ach, Antiquitäten!" rief sie. „Gibt's also hier auch sowas?" Und trat ein.

Der Döderlein biß die Zähne aufeinander vor Angst und planloser Entschlossenheit. Die Dame, übrigens durch ihre kurzangebundenen Bewegungen und ihr knappsitzendes Lodenkleid als ein in mancherlei Wanderungen und Stöberungen erfahrenes Wesen gekennzeichnet, begab sich alsbald an die Prüfung der ringsum aufgestapelten, im ganzen freilich recht dürftigen Kaufdinge und griff mit ersichtlicher Kennerschaft die tauglichsten Stücke heraus. Indessen schien ihr doch auf die Dauer nichts hinlänglich zu gefallen und ihre Mienen enttäuschten sich. „Das ist wohl alles, was es bei Ihnen zu sehen gibt?"

Der Döderlein schluckte trocken, holte den Herrgottsturm aus der dunklen Ecke, in die er ihn geschoben hatte, räusperte sich mühsam und sagte: „Hier hätt' ich noch was."

Die Dame besah das Geräte genau; wandte sich dann wieder zu anderem, kehrte zurück und schwieg lange. Es war dem Döderlein auf seiner Folter, als büße er mit diesem Hinwarten, in welchem nun jedes Wort eine entscheidende Bedeutung gewinnen mußte, die Sünden seines ganzen bisherigen Trödlergewerbes ab. Endlich bemerkte die Dame, das Kästchen möchte ihr schon zusagen, wenn es nicht zu teuer wäre.

Im Augenblick, da das Unverhoffte sich zur Wirklichkeit zu wandeln schien, erwachte auch im Döderlein sofort wieder die Gewinnsucht; und unter vielen Redensarten und vorsichtigen Einschränkungen nannte er den Preis von fünfzig Mark, den er sich nun einmal in den Kopf gesetzt hatte.

Die Dame bot nach einigem Besinnen just genau soviel wie der Dekan und der Jud: dreißig Mark. Da ging der Döderlein herunter auf fünfundvierzig, dann auf vierzig. Die Dame erhöhte klug und langsam ihr Angebot auf fünfunddreißig.

Es wurde eine Tür geöffnet. Leonhards Mutter ging in die Küche. Kamillengeruch verbreitete sich, und man hörte das Kind nebenan in seinem Bettchen stöhnend sich bewegen. Die Dame merkte auf und frug mit jener Teilnahme, die uns so leicht und wohlgefällig aus der Vorfreude an einem vorteilhaften Handel erblüht, ob da ein Kranker im Hause sei?

Diese Gelegenheit schien dem Döderlein geeignet, eine zweckvolle Lamentation zu erheben über sein leidendes Kind, welches auch ohnedem ein unglücklicher Krüppel sei; sowie über die Not der armen Leute in diesem bösen Drang der Zeiten; und er versicherte mit Treuherzigkeit, das Kästchen sei um den geforderten Preis überhaupt nur zu haben, weil er sonst nicht wisse, wie er Arzt und Apotheke bezahlen solle. Da nahm die Dame noch fünf Mark aus ihrer Tasche, legte sie zu ihrem Angebot und sagte: „Da es so steht, nehmen Sie an, dies sei für Ihr krankes Kind."

So waren sie handelseinig. Die Dame ließ sich ihren Kauf einpacken, über den sie glücklich war, weil ihr das Ding gefiel, obschon sie weiter gar nichts davon verstand. Der Döderlein geleitete sie unter vielen Bücklingen, die seinen inneren Jubel verbergen mußten, hinaus. Er konnte nicht ahnen, daß diese Dame die Gattin

Digitized by Google

des angemeldeten Landgerichtsrates aus Stuttgart war, der, ein eifriger Fußreisender und Liebhaber alter Nester, im Begriff stand, mit seiner Frau den Osterurlaub auf einer Rundfahrt durch die altertümlichen Schwabenstädte zu verbringen. Von verschiedenen Aufenthaltsorten nämlich einander entgegenkommend, hatte sich das Ehepaar an diesem Tage in Biberach getroffen.

Nebenan, in der Kammer, hörte der Glückliche, nachdem er ins Haus zurückgetreten war, die leise, kränkelnde Stimme des kleinen Leonhard zur Mutter sagen: „Gelt, Mutterle, vergiß den Fleck nicht auf dem Sonntagsärmel. Und gib mir auch mein Turmhäuschen, denn weißt du, ich hab' doch wahrscheinlich nicht alles gut gemacht; aber jetzt will ich mir Mühe geben, daß die Mutter Gottes mit mir zufrieden ist."

Da drehte und besah der Döderlein das Fünfmarkstück, für das er die Freude des kleinen Leonhard verkauft hatte. Und plötzlich mußte er an das Fünfmarkstück der Witwe denken, um das er jene beim Abschluß seines ersten Altertumshandels geprellt hatte.

⁂ ⁂ ⁂

Zwischen Besorgnis und Zuversicht ging dem Döderlein dieser Tag zu Ende, ohne daß weiterhin die geringste Gefahr spürbar geworden wäre. Das gab ihm auf den Abend eine solche Kräftigung, daß er erhobenen Mutes und mit den Mienen eines Mannes, für den es auf der Welt noch nie einen schwarzen Gedanken gegeben hat, in die nächste Wirtschaft lief und dort, den Spießbürgern unter die Nase, den Biedermann spielte. Und da er mancherorts auf Unglauben und Widerstand zu stoßen meinte, so erhitzte er sich beim Aufdrehen seiner Ehrbarkeit dermaßen, daß es ihm in die Krone stieg und er nach wüstem Umzug in den Kneipen sich erst spät gegen Mitternacht unter freiem Himmel wiederfand.

Den folgenden Morgen stellte sich dann auch heraus, daß ihm, nach Ausgleich seiner nächsten Verpflichtungen, von dem gestern errungenen Gelde just soviel hätte übrigbleiben können, als er in der Nacht zur Wiederherstellung seines guten Rufes, nicht in jedem Betracht zweckmäßig, vertan hatte.

Inzwischen war auch der Landgerichtsrat aus Stuttgart mit dem ersten Morgen aus Biberach abgereist, ohne im geringsten mit den Biberacher Amtsorganen in ein dienstliches Benehmen getreten zu sein. Und diese Nachricht erregte, durch Vermittlung des Herrn Wipplich, ein in der Bevölkerung rasch verbreitetes Erstaunen, sowie eine Enttäuschung der Gerechten.

Und endlich brach auch dem kleinen Leonhard und seiner Mutter der Tag in Frieden und zur Wohltat an, denn es nahm den Anschein, als wolle sich die Krankheit in einer leichten Grippe auslaufen.

Auf solche Weise schlich dieser Tag an Biberach vorbei, ohne alle Aufregung und ganz wie jeder andere auch; und war für den Döderlein zumal angefüllt mit einer währenden Befriedigung, sowie mit einer tückischen Lust auf den Abend, zu welchem er den Jud von Ulm mit höhnischem Behagen vor das geleerte Nest zu führen dachte.

Der Abend kam. Die Schwester war zu Besorgungen ausgegangen; und der Döderlein blieb allein in der Kammer bei dem Kinde, um ihm, mürrisch genug, einige Handreichungen zu tun.

Da, mit der ersten Dämmerung schon, denn das mißliche Gefühl gewagten Spiels trieb ihn heftig an, nichts mehr zu versäumen, trat auch der Ulmer über die Schwelle: gemächlich und schlendernden Ganges, seitdem er von der letzten Straßenecke aus zu seiner Beruhigung das Häuschen friedlich und unangefochten in der Abendstille hatte liegen sehen, sowie mit der Miene gönnerhafter Milde. Der Döderlein hieß ihn warten. Dann kam er langsam aus der Kammer und öffnete die gegenüberliegende Ladentür mit Gleichmut. Die Kammertür, schlecht hinter ihm geschlossen, folgte indessen einem Zug der Schwere in ihren Angeln und fiel wieder knarrend zurück, so daß sie offen stehenblieb.

Der Döderlein fragte jetzt den Händler so harmlos und gelassen nach seinen Wünschen, als hab' er sein Lebtag noch nichts von einem schwebenden Handel zwischen sich und jenem gehört.

Der Ulmer quittierte seinerseits für die ihn nutzlos dünkende Schlußfinte des

Digitized by Google

Döderlein mit einem barmherzigen Lächeln der Geringschätzung; hielt aber nun dafür, daß es der einleitenden, symbolischen Gebärden genug sei und fragte unvermittelt und mit dem barschen Ton des Gegners, der sein gewonnenes Spiel aufdeckt: „Nun, wie steht's mit meinem Herrgottsturm, Döderlein? Hätt' ihn am Ende der Teufel geholt und dich hätt' er stehen lassen?"

„Nicht daß ich wüßte, daß der Teufel zeither im Haus gewesen wär', seitdem Ihr zuletzt hinausgegangen seid," antwortete der Döderlein ruhig und hinterhältig.

„Dann so gib mir meine War' und nimm dein Geld; und sei froh, daß die Gerichte Gottes und die Landjäger hierzuland so langsam mahlen," witzelte der Ulmer.

Der Döderlein sagte bedächtig: „Die Landjäger können mich alle im ‚Schwarzen Adler' treffen. Bei mir findet keiner nichts Unrechtes mehr."

„Ist ein Glück, daß du hast Vernunft angenommen," erwiderte der andere; „und daß du einsiehst, wie ich das Risiko trag' und das Geläuf und Gebocher hab' für mein schönes Geld. Also gib sie her, meine War'."

Der Döderlein achtete geflissentlich nicht auf den vertraulichen Ton.

„Von einer War', die Euch gehört," höhnte er jetzt langsam, „ist mir nichts bekannt."

Dem Handelsmann, der ein feines Gehör besaß, wurde es allmählich unheimlich bei den sonderbaren Reden seines Gegners, und mit schlecht verhehlter Aufregung rief er: „Was soll mir dein Gespiel und Gesaires? Gib ihn jetzt heraus, den Herrgottsturm, da liegt dein bar Geld!" und er ließ die paar Goldmünzen auf den Tisch klirren.

„Ach so," tat der Döderlein auf einmal verwundert, „der Herrgottsturm." Und fügte trocken hinzu: „Der ist verkauft."

Es wäre in dem beginnenden Zwielicht schwer zu sagen gewesen, ob der Ulmer, dessen Gestalt im Schatten an der Tischkante lehnte, vor unmäßiger Heiterkeit oder vor jählings aufspringendem Entsetzen so heftig ins Schwanken geriet. Jedenfalls ließ er ein klanglos blechernes Gelächter hören, ehe er antwortete: „Ist mir ein Spaß, Döderlein, und meinst wohl, er soll mir einen Taler Aufgeld wert sein, weil wir den Handel um den einen Tag gestundet haben und du hast ihn gelten lassen? Aber ein Geschäft unter Brüdern ist ein Geschäft so gut so, wie auch so; und verkauft ist verkauft."

„Das letzte stimmt," lachte der Döderlein.

Man hörte jetzt durch die plötzlich eingetretene Stille den Atem des Handelsmannes schwer gehen. „Ist schön, so leg' ich den Taler dazu," sagte er.

„Ihr habt heut die Ohren scheint's im Sack," rief nun der Döderlein grob. „Hab' ich's Euch gesagt oder nicht, daß der Herrgottsturm verkauft ist? Schon seit gestern mittag ist er fort; und bereits besser als mit Eurem Lumpengebott."

„Verkauft?!" schrie der andere, und seine Stimme überschlug sich: „Wie heißt verkauft?! Wieso verkauft?! An wen verkauft? Gott der Lebendige steh mir bei, was ist mir das for ein Geuz!?"

„Das ist gar kein Geuz, Freundle," trumpfte der Döderlein. „Eine fremde Dame, verstanden, eine feine Dame hat mir das Stück abgekauft für vierzig Mark, und das ohne zu handeln." Es schien sich wirkungsvoller zu machen, hier nicht die strenge Wahrheit zu sagen.

Der Händler hatte sich völlig verwandelt. „Wer ist die Dame? Wie heißt se? Wo wohnt se?" jammerte er in aufgelöster Verzweiflung, und der Döderlein sah auf ihn hinab mit dem kalten Triumph gebüßter Rache: „Das weiß ich alles miteinander nicht. Und ich denk', ich hab's Euch schon einmal gesagt: die Dame war fremd hier, Gott sei Dank."

„Schaff' mir den Herrgottsturm zurück!" schrie außer sich der Ulmer dazwischen. „Schaff' ihn zurück, versimpelter Flickschuster, hörst du mich? Ich zahl' dir das Doppelte dafür auf der Stelle! Ich zahl' dir hundert Mark dafür, wenn du willst, nur schaff' mir das Stück her, Barmherzigkeit, es ist mein, ich hab's gekauft, ich hab's bezahlt, ich bin ein geschlagener Mann!"

Dem Döderlein war, als treffe ihn ein Hieb ins Genick. Alsbald merkte er mit dem kundigen Argwohn der Spitzbubenseele, daß dieser überschnappende Jammer des Händlers aus tieferen Ursachen hervor-

Digitized by Google

brechen müsse, als aus der bloßen Scham des Betrogenseins.

Es war nun an ihm, mühsam zu lachen; und die Angst machte ihm die Kehle heiser, als er sagte: „Mit solchen Fisimatenten macht Ihr mir den Gaul nicht scheu. Ihr wär't mir der Rechte dazu, der mir hundert Mark bietet."

„Schafft mir meinen Herrgottsturm," wimmerte der andere in einem fort, „und ich geb' Euch hundertfünfzig Mark dafür. Zweihundert Mark biet' ich! Dreihundert sollen mir nicht zu viel sein, Döderlein. Ich geb' auch dreihundert!"

Da wich dem Döderlein alle Farbe aus dem Gesicht. Er taumelte langsam auf den Ulmer los. Die Worte fielen ihm unnatürlich gedämpft und schwerfällig von den vorgeschobenen Lippen: „So. Und wenn der Herrgottsturm aber verkauft ist? Und fort ist?"

Er ließ die Schultern fallen.

„Er hat dir gut gestanden ein halbes Jahr," übertrieb und jammerte jener dagegen, „wer heißt dich, dein Glück zu verschenken auf einmal über Nacht?"

Der Döderlein antwortete, ohne den Tonfall seiner Stimme zu ändern: „Und wenn doch schon Landjäger und Gericht dahinter her waren, daß man hätt' in ein Mausloch kriechen mögen, wenn eins dagewesen wär'?"

Der Händler lachte übergell auf. Denn entsetzensvoll fing er an, Zusammenhänge zu ahnen. Und er rief: „Ist mir ein Mann, kennt die Welt und hat Angst vor den Gerichten, wo doch weit und breit nirgends keines was von ihm will! Oder hast du vielleicht einen Landjäger gesehen? Mir ist keiner begegnet!"

Die Stimme des Flickschusters war fast zum Flüstern herabgesunken, als er antwortete: „Wer hat gesagt, die Polizei säß' mir auf dem Hals?"

„Nichts hab' ich gesagt," lamentierte der andere. „Ein Geschäft hab' ich mit dir bered't, wie's der Handelsbrauch ist. Und jetzt frag' ich: Wo ist mein Geschäft? Wo bleibt mein Geschäft? Und warum ist es kapores?"

„So. Also gelogen war's; auch das mit der Polizei. Gut."

Der Flickschuster häufte förmlich jede neue Erkenntnis auf die vorige mit einer Art von dumpfer Gelassenheit, deren Ziel und Ende ungewiß blieb: „Und um zehn Mark habt Ihr mich gepreßt. Um vierzig Mark war er Euer, der Turm. Jetzt lauft ihm nach."

„Fünfhundert!" krächzte der Händler.

Der Döderlein wischte sich einen Schwindel von der feuchten Stirn. Ein fürchterlich aufwürgendes Gefühl im Halse schluckte er nieder. Dann ruhig: „Bei dir ist eine Schraube verbogen, Jud. Woher weißt du, daß das Kästchen auch bloß den zehnten Teil soviel wert ist?"

Da schlug des Händlers Verzweiflung auf einmal in unsinnige Wut um, und er schrie: „So? Meint ihr Bauerndummschädel, man müßt euch vielleicht alles schön auf die Nas binden? Schaff' mir mein Eigentum her, und das Geld ist dein. Was geht's dich weiter an?"

„Was mich das angeht?" lallte der Flickschuster.

Auf einmal packte er mit beiden schweren Fäusten den viel kleineren, schlenkerigen Ulmer zwischen Kragen und Schultern. Und indem er anfing, mit dem Tonfall und im Takte seiner Worte den grauköpfigen Gegner in seinen Händen hin und her zu schwingen, wiederholte er: „Was mich das angeht, wenn du mir fünfundzwanzig Mark bietest für eine War', die dir gerade so gut fünfhundert wert ist, und willst mich um zehn Mark abwürgen, du Galgenstrick? Und ist sie dir erst fünfhundert wert, sell weiß ich genau: so am End' auch noch tausend und mehr, du verfluchter Gauner?

„Was mich das angeht, wenn du mir die Höll' heiß machst mit Polizei und Gericht, daß du mich über den Löffel balbierst, und es ist erstunken und erlogen, du Lugbeutel, du elendiger?

„Was mich das angeht, wenn du einen armen Teufel um Verdienst und Gerechtigkeit und um sein gut Gewissen bestiehlst und dafür noch das Fett allein abschöpfen willst, Blutwucherer du?

„Was mich das angeht, wenn du vielleicht noch einmal denkst, wie du mit zwei Rössern durch Ulm karossierst, und ich kann hier derweil im Dreck und in der Armut verrecken, weil ich dir tausend Mark hinschmeißen muß für fünfundzwanzig?!"

Digitized by Google

Und bei jeder dieser Fragen rückten seine Hände von beiden Seiten her höher gegen den Hals des Geschüttelten und die breiten Daumen legten sich hart um seine Gurgel.

Da schaute der Händler wie aus betrunkenen Augen dem Döderlein ins Gesicht, wand sich zuckend und röchelte: „Tausend Mark — für den Herrgottsturm. Aber los — lassen — — los — — —"

Das Geräusch malmender und knirschender Zähne, das aus dem Munde des Döderlein drang, mischte sich in den Ohren des Händlers mit einem wild heranstürzenden Singen und Brausen.

Die Fingernägel der Schustersfäuste, noch immer angeschwärzt vom Pechdraht, bohrten sich von hinten und unten zwischen Gurgel und Unterkiefer. Und der Döderlein brüllte: „Tausend Mark kannst du bieten, wo nichts mehr zu holen ist, Hundsfötter, miserabliger?! So gib sie her, die tausend Mark! Heraus mit den tausend Mark! Heraus mit den tausend Mark, sonst —"

Er hielt ein und ließ los. Was da seinen Händen entglitt, das — das war wohl kein Mensch mehr? Das knickte ohne Widerstand und Halt mehrmals in sich zusammen, wie ein ungebackener Kuchenmann und legte sich als ein stummer Gegenstand vor seine Füße.

Der Döderlein, dessen grobe Stimme soeben noch lärmend den Raum erfüllt hatte, erschrak sich an der Lautlosigkeit, die ihm antwortete. Auch war es unvermerkt vollends dunkel geworden in der Stube. Er starrte jetzt blöd auf die schwarze Masse und stieß dann tastend mit dem Fuß dagegen. Das Ding war weich und gab nach. Der Döderlein wich zurück.

Plötzlich durchfuhr ihn vom Kopf bis in die Zehen ein blendender Schreck: Ein breiter Lichtstreif griff auf einmal mit gelblich bleicher Geisterhand durchs Ladenfenster herein und flackerte tastend und suchte nach dem zweiten Mann, der in der Stube war.

Draußen pfiff der Laternenanzünder vorüber.

Jetzt lag das Häuflein Unglück da im fahlen Licht. Verkrümmt und regungslos. Und quer über die Türschwelle, als wolle es den letzten Ausweg versperren. Der Döderlein wandte den Blick ab und ließ ihn, vor Entsetzen stumpf und unsicher, durch den Raum gleiten.

Der Lichtkegel der Straßenlaterne bedeckte den entlegenen Winkel über dem alten Bauernschrank, wo der Herrgottsturm gestanden hatte, auf eine merkwürdige Weise. Dem Flickschuster versagte der Atem: Aus dem samtenen Dunkel starrte ihn ein bleiches und blindes Auge an: opalig starr, wie ein Fischauge. Tückisch und unablässig, wie das Auge der Rache. Der glasig lauernde Blick, den es herüberschoß, schien zwischen dem Döderlein und seinem Opfer langsam, regelmäßig hin und wider zu blinzeln.

Da lief durch den Leib des gebannten Menschen ein sonderbares Schütteln. Er schluckte hörbar, wischte sich den Schweiß und stieg über den Körper am Boden. Er ging schwerfällig zum Tisch, griff dort eine derbe Packschnur und stolperte desselben Weges zurück bis zur Tür. Dann schweifte sein Blick noch einmal mit einem blöden Ausdruck hinüber zu dem wachsam abwartenden Auge, hoch oben im nächtlichen Winkel der Stube.

Und henkte sich an den Kleiderhaken, der aus dem Türpfosten ragte.

Ein paarmal noch zuckten seine Fußspitzen über den Körper des unter ihm Liegenden hin. Dann war es still.

Nebenan, in der Kammer, saß der kleine Leonhard in seinem Bettchen aufrecht, mit rückwärts gestemmten Armen und sah alles mit Augen, die ihm, wie gelähmt, aufgerissen standen.

Der laute Wortstreit anfangs, von dem er nichts begriff, war ihm nichts Ungewohntes. Er fuhr erst empor, als Stille eintrat, ohne daß jemand fortgegangen war. Nun sah er in der ungewissen Beleuchtung den Oheim allein herumhantieren und endlich ihn bewegungslos scheinbar am Pfosten der Ladentür lehnen. Was tat der Oheim? Warum verharrte er so?

Und plötzlich sah das Kind, wie sich zu des Oheims Füßen etwas regte, dann allmählich und ruckweise sich entknäuelte, wie ein vorsichtiges Tier, dann taumelig aufschaute, daß auf eine Sekundenlänge das Weiße in seinem Auge mit entsetzlichem Schielen herauszutreten schien, und endlich auf allen vieren unter den Füßen des Oheims durch und über die Schwelle kroch,

Digitized by Google

so daß es dessen beide Beine schleifend mitzog. Jetzt erst richtete sich das Wesen völlig auf, und es war der Jud von Ulm; der dann plötzlich einen schrillen, ganz unmenschlichen Laut hören ließ und fliehend zum Haus hinaustorkelte. Schwerfällig klatschend schlurrten die Füße des Oheims gegen den Türrahmen zurück.

Da löste sich das namenlose Entsetzen des kleinen Leonhard in blitzartigem Verstehen. Die Angst schlug ihm mit einem gellenden Schrei aus dem Halse; und das Kind sprang aus dem Bett, lief aus der Kammer, am gehenkten Oheim vorbei auf die Gasse und lief so, in seinem kurzen, dünnen Hemdchen, durch die nachtstille Straße fort, von einem einzigen, unstillbaren Schrei begleitet.

Als kurz darauf die Mutter von ihrem Ausgang nach Hause kam und den Flur betrat, baumelte ihr, im Schein der Straßenlaterne, vom Pfosten herunter der Bruder entgegen und streckte ihr die Zunge heraus. Bettchen und Kammer des Kindes waren leer.

Nachbarn brachten nach einer Weile mit Gelärm und Getuschel das fortschluchzende und in seinem Hemdchen jämmerlich vom Frost geschüttelte Kind. Männer schnitten den Cyriak Döderlein vom Haken. Viel zu spät.

Wider alles Vermuten hatte also Herr Wipplich, der Drogist, dennoch mit seiner unmaßgeblichen Voraussage recht behalten. Das in der Öffentlichkeit größtes Aufsehen erregende Ereignis im Schusterhause war eingetreten.

⁂ ⁂ ⁂

Eine mit aller Gewalt ausbrechende Lungenentzündung hatte unter den kümmerlichen Hilfskräften, welche dem Lebenstrieb des kranken Kindes zu Gebote standen, schnell genug aufgeräumt. Am Abend des dritten Tages war der kleine Leonhard tot.

Er starb in derselben Stunde, in welcher Cyriak Döderlein, nachdem die Gerichtsbehörde den Körper freigegeben hatte, im Friedhofwinkel zur Erde bestattet wurde. Die Schwester saß unterdem am Sterbebett ihres Kindes, stumpf in ihrer Seele und ohne Trost, und sah das Flämmlein erlöschen. Nur einmal fuhr sie auf und besann sich, daß sie nun den Bruder verscharrten. Und indem sie die Händchen des kleinen Leonhard mit ihren rauhen und ungelenken Arbeitshänden umklammert hielt, betete sie, da diese Worte ihr eingebrannt im Gedächtnis saßen, aus ihrer Gedankenleere heraus mit halblauter Stimme:

„Heilig Gut in Narrenhänden
Tut nicht gut, dieweilen sie's schänden,
Amen." Und schlug drei Kreuze.

Dann trugen sie auch den kleinen Leonhard hinaus; und es war eine wahre Gottesstunde am frühen Frühsommermorgen, als man das ärmliche Särglein zwischen den süßduftenden Steinklee, der hier im Armenfeld durchs wilde Gras wucherte, in die wärmelige Erde hinabsenkte. Es flöteten Distelfinken und Blaumeisen auf den betauten Holunderbüschen, die sich über die Kirchhofsmauer bogen, und brüsteten sich so laut, als habe sie der kleine Leonhard in seiner fröhlichsten Stunde angemalt: dafür sie sich nun mit zarten Tönen zu bedanken kamen. Und aus dem klaren Himmel fiel ein Glanz, daß es auffallend genug war, um schier auf den Gedanken zu geraten, es dränge sich da eine leichtgefiederte Engelsschar von allen Seiten ob Biberach zusammen, um dem kleinen Leonhard einen gar lieblich harfenierenden Himmelsempfang zu bereiten. Kurz, es war für die reine, kleine Seele ein schöner Reisetag.

Seit zwei Tagen war der Hölzlemathes wieder außer Bett, und seine zähe Natur sammelte sich im Eilschritt zu einer rüstigen Genesung. Zwar wollte ihn der schnelle Tod seines kleinen Freundes, welchen ihm zu verheimlichen man umsonst bemüht gewesen war, vor Schreck und sonach vor großem Kummer fast aufs neue in Siechtum zurückwerfen; und sogar der Gedanke wandelte ihn an, durch ein gewaltsames Sichpreisgeben an die rauhe Abendluft dem verlorenen Spielkameraden nachzustreben. Aber er ward zurückgehalten, und auch dieses gab sich.

Acht Tage später aber, als am Tage seines ersten Ausganges, war es zuvörderst für die Spittelinsassen, sodann aber auch für die gesamte Einwohnerschaft der alten Reichsstadt Biberach ein namhaftes, ja einzigartiges Spektakel, den alten Hölzemathes wie einen Bramarbas auf einem wunderschönen, gotischen Strebepfeiler,

Digitized by Google

Flora. Marmorbildwerk von Prof. Arthur Volkmann

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

welcher mit grüner, roter und blauer Farbe sowie mit einer herrlich leuchtenden Vergoldung weithin die Gassen vorausstrahlte, einherstolzieren zu sehen. Und wenn, obschon im Städtchen jedermann wußte, welche Bewandtnis es mit diesem teuren Vermächtnis habe, dennoch irgendein Naseweis über dem sonderbaren Aufzug etwa das Gesicht zu verziehen wagte, so stampfte der alte Haudegen auf diesen geradeswegs und mit so bedrohlicher Miene zu, daß es auch den Leichtfertigsten zur Achtung zwang. Und auch Herr Wipplich bestätigte oder auch versicherte hinter seiner Dezimalwage, daß dieser öffentliche Auftritt ein gewisses Maß von Pietät oder auch von treuer Anhänglichkeit des Alters an die Jugend nicht verkennen lasse.

Der Hölzlemathes selbst aber hielt darauf, daß es zu jedermanns Ohren drang, wenn er sagte: „Es ist noch selten ein Mensch mit zwei so kostbaren Beinen seinem Ende entgegengelaufen, wie ich hier tu': Denn das eine davon hat mich, so wahr ich hier lebend vom Platze gehen will, durch fleißiges Hüpfen aus der Schlacht getragen, als mir das andere unter dem Leibe weggeschossen war, bei Gravelotte. Und das andere soll mich, wenn es Gottes Wille ist, dereinst in die himmlische Seligkeit hineintragen" — bei diesen Worten stockte der Hölzlemathes, blinzelte auf eine unbeschreiblich mißtrauische Weise und knaukte: „zur Vergebung meiner Sünden. Denn es hat's, ihr Leut', ein kleiner Engel gemacht, in Menschengestalt verkleidet."

Niemand widersprach ihm.

Nach drei Monaten erhielt die Jungfer Döderlein eines Tages vom Stadtschultheißenamt eine Vorladung. Nachdem sie sich auf dem Rathaus zurechtgefunden hatte, eröffnete man ihr: „Daß ein Herr Landgerichtsrat Soundso aus Stuttgart, in Erwägung, daß bei einem stattgehabten Kaufgeschäft zwischen dessen Gemahlin einerseits und dem inzwischen mit Tod abgegangenen Schuhmacher und Altwarenhändler Döderlein anderseits, besagtem weiland Döderlein nach inzwischen erhobenem Gutachten von Sachkennern, ein dem realen Werte des obgedachten Stückes nicht in jeder Weise als angemessen zu betrachtender Preis gezahlt worden sein dürfte; sowie in nachachtender Berücksichtigung, daß besagte Ehegattin des p. p. Kaufinhabers schon während des Kaufaktes die deutliche Absicht bekundet habe, einem zur selben Zeit krank daniederliegenden, männlichen Kinde des p. p. Ehepaares Döderlein den schon damals bewilligten Mehrpreis von fünf Mark zugewendet zu wissen, sich dahin entschieden habe, zugunsten jenes obstehenden Knaben, insonderheit zu dessen fernerer, körperlichen wie geistigen Ausbildung eine aus freiwilliger Entschließung erfolgende Nachzahlung von fünfhundert Mark, in Worten: fünfhundert Mark an denselben, und im Todesfalle an dessen gesetzlichen Rechtsnachfolger, ergehen zu lassen."

Von alledem verstand Leonhards Mutter, die bei Nennung ihres toten Kindes sogleich in Tränen ausbrach, nur soviel, daß sie fünfhundert Mark geschenkt erhalten sollte, gleichsam als eine Erbschaft ihres armen, kleinen Krüppels, welche er ihr aus seiner Verklärung wunderbar und liebreich herunterreichte; und sie nahm das Geld alsbald gegen Unterschrift in Empfang. Es war mehr, als das Weib je in ihrem Leben beisammen gesehen, geschweige denn in Händen gehalten hatte.

Sie lief mit dem Himmelsgeld sogleich ins Spital, und das Ergebnis aus einer umständlichen Unterredung mit Pfleger und Verwalter war, daß man ihrem Wunsche stattgab, wonach die Summe, bis auf die Kosten für einen schönen Grabstein auf das Grab des Leonhardle, dem Spitalfonds zufallen sollte, wohingegen dem alleinstehenden Frauenzimmer eine dauernde Stelle in dieser Anstalt gesichert und bei eintretender Arbeitsunfähigkeit ein leidlicher Platz im Spittel bis zu ihrem Ende bedungen war.

So siedelte sie, als die fleißige Schafferin, Putzfrau und Obermagd, die sie nun wieder sein durfte, gänzlich ins Spital über. Endlich löste sie auch aus dem Verkauf des Häuschens, nach Abzug aller Kosten, noch soviel, daß sie eine wenn auch sehr bescheidene Pfründnerin vorstellen konnte; und so saß sie nun, nach unermüdlich arbeitsamem Tagewerk, des Abends mitunter zwischen den vollberechtigten Austragleuten, als eine von ihresgleichen. Und allmählich fand sie so einen in Frieden sich wieder zurechtstellenden Sinn.

Digitized by Google

Manchmal setzte sich dann auch der Hölzlemathes zu ihr, und sie redeten wie Leute, die zusammengehören, vom kleinen Leonhard.

Bei dieser Gelegenheit geschah's einmal, daß der Hölzlemathes, nachdem er nachdenklich mit dem Sacktuch an der Glanzvergoldung seines Stelzfußes herumpoliert hatte, zu reden anhub: „Seht nur, Jungfer Döderlein, wenn man's recht nimmt, so ist dem Leonhardle wohlgeschehen.

„Schaut Euch einmal mein schönes Holzbein an. Ist es nicht eine unbegreiflich wundersame Arbeit für solch ein Kind? Aber gucket, Frau, es mag nun kommen, daß sich solch eine Gottesgabe rechtschaffen durchschlagen möcht, so ist es damit ein Kreuz: denn wer frägt heute noch nach einem so schönen Handwerk? Den besten Kopf, ist er nun einmal arm und ohne Gönnerschaft geboren, stellt man Euch an die Maschine, mag er die Kunst sonst spüren, soviel er will. Und geht es gut, so verdirbt ihn der Betrieb; geht's aber schlecht, ei, so betrachtet einmal mich: Ich mein' als, ich seh' noch den strammen Kerl auf zwei gesunden Füßen, der ich war. Aber im Vertrauen gesagt" — und in Wahrheit senkte hier der Hölzlemathes seine Stimme, als wie ein Lausbub in seinem ersten Beichtstuhl — „im Vertrauen gesagt, bleibt Euch an einem schönen Tag Arm oder Bein in der Kreissäge hängen, so spricht dann keiner: ‚Verloren auf dem Felde der Ehre.'

„Ist das nun nicht gehupft wie gesprungen? Ich sag' Euch, es ist so, wie anders, ein böser Handel. Ein böser Handel, wie unser ganzes Leben.

„Was hätt' dazu das bresthaft Büblein getaugt? Ich schätz', zu einem künftigen Unterducken war's zu gescheit; und zu einer herzhaften Lug zu gut. Dankt unserem Herrgott seine Fürsorg' für das Leonhardle. Es ruht nun in Frieden."

Das war das letztemal, daß die beiden zusammen weinten.

⁂ ⁂ ⁂

Es wäre vielleicht noch zu sagen übrig, daß der Stuttgarter Landgerichtsrat, der ein größerer Naturfreund als Altertumssammler war, sich übers Spätjahr am Bodensee eine schöne Villa bauen ließ, darinnen er mit seiner Familie manche frohe Ferienzeit zu verleben gedachte.

Er konnte sich die Erfüllung dieses lange gehegten Herzenswunsches gestatten, nachdem ihm nahegelegt worden war, die frühgotische Pyxis in Gestalt eines Herrgottsturmes, daran auffälligerweise nur ein einziger, großer Glasflußstein ausgefallen und verloren war, für dreißigtausend Mark an einen rheinischen Altertumshändler zu verkaufen.

Das Stück befand sich übrigens in einem Zustande tadelloser Erhaltung und stellte eines der ganz wenigen, uns erhaltenen Erzeugnisse der berühmten Augsburger Emaillierungs- und Goldschmiedewerkstatt dar, welche um die Wende des vierzehnten Jahrhunderts und nur kurze Zeit geblüht hat.

Das Kleinod ist von dort aus nach Amerika gegangen.

Des Waldes Riesen

Der rote Schein im tiefen West verblich,
Da geht geheimnisvoll und feierlich
Des Nachtwinds Rauschen durch der Tannen Runde.
Die Kleinen in der Schonung schlafen lang',
Längst schläft das goldne Ginsterkraut am Hang,
Längst auch das zarte Rispengras im Grunde.

Es wachen nur des Waldes Riesen noch,
Die majestätisch in die Lüfte hoch
Mit ihren vielgezackten Kronen steigen.
Sie warten ruhig auf der Sterne Zeit,
Dann blicken sie in die Unendlichkeit
Empor, umhüllt von Dunkelheit und Schweigen.

Adelheid Stier

Digitized by Google

Der göttliche Gabriele

Auch ein Kriegskapitel. Von Dr. Carl Busse

Am 24. August 1897 stellte sich ein glatzköpfiger Lebemann von dreiunddreißig Jahren, der einen Sitz in der italienischen Deputiertenkammer begehrte, mit einer wunderlichen Kandidatenrede seinen Wählern vor.

Die Wähler waren kleine Bauern und Handwerker, Angehörige der sozialistischen Partei. Man hatte sie in einen großen Saal geladen, von dessen Pfeilern ihnen allerlei Inschriften entgegensprangen. Hier las man „Odi navali", dort „Elegie romane"; an anderen Stellen „Poema paradisiaco", „L'Innocente", „Il trionfo della morte" und anderes mehr.

Es war nicht ohne weiteres klar, was die Worte bedeuteten. Aber bald begriff man. Es war eine Reklame für den Redner, den man erwartete. Es waren die Titel der Bücher, die er verfaßt hatte. Sie stellten sich um ihn herum, „wie der Sterne Kreis um die Sonne sich stellt" — er selbst, der eingebildetste aller Sterblichen, hatte das so angeordnet. Und wenn auch nur die allerwenigsten der im Saale Versammelten je etwas von diesen Büchern gehört hatten: der Mann, der zu ihnen sprechen wollte, der ihre Stimmen begehrte, war doch ein maëstro, ein divino. Der boshafte Zufall hatte ihm zwar nur den bürgerlichen Namen Rapagnetta gegeben, d. h. „Rübchen", unter dem sie ihn wählen mußten, aber er selber hatte sich längst einen viel tönenderen und beziehungsreicheren verliehen — einen Namen, der selbst bis zu den nordischen Barbaren gedrungen war: Gabriele d'Annunzio!

Und Gabriele sprach. Man konnte neugierig sein, was er den armen Bauern zu sagen hatte — er, der in den Großstädten ein zügelloses Genußleben geführt, der noch mehr fremdes als eigenes Gold in toller Verschwendungssucht verschleudert, der in einer grenzenlosen Eitelkeit, ein neuer Narziß, sich immer nur selbst bespiegelt hatte. Doch als glänzender Seiltänzer des Wortes führte er seine Sache auch diesmal zum Siege. Er machte den Bauern klar, daß sie ihm eigentlich ungeheuer dankbar sein müßten. Sie brauchten nur seinen „Triumph des Todes" zu lesen, worin er das langsame Sterben eines der Liebe und des Lebens unwürdigen Menschen geschildert habe, — und um so heiliger würde ihnen gegenüber solcher Unwürdigkeit ihr eigenes würdiges ländliches Leben erscheinen. Er, dessen Gegenwart „voll einer erhabenen und wohltätigen Bedeutung wäre", hätte ihnen damit gezeigt, was sie Gutes hätten, und in Ehrfurcht müßten sie sich vor ihm, der eine solche Macht über ihr Dasein besäße, beugen.

Mit diesem Advokatenkunststück, kraft dessen der selige Sacher-Masoch sich schließlich auch um die Ehrenmitgliedschaft eines Keuschheitsbundes hätte bewerben können, schlug der Divino also eine Luftbrücke zwischen seinem Werk und dem Werk der Bauern. Und indem er den Blick zu den Pfeilern hob, von wo ihm die Titel seiner Bücher entgegenleuchteten, pries er die Macht und Herrlichkeit des Dichters, seine eigene Macht und Herrlichkeit, pries er Italien, die Mutter der Schönheit. Immer trunkener, glühender wurden seine Worte, immer blumiger sein Pathos. Nicht länger mehr, rief er aus, dürfe er jetzt einsam im Schatten des Lorbeers und der Myrte träumen. Die Zeit der Taten sei herangekommen: deshalb verlange er vom Volke bürgerliche, politische Macht. Denn wie in einem Kriege gelte es nun, die Sache des Geistes gegen die Barbarei zu verteidigen und dem lateinischen Geiste die Vorherrschaft in der Welt zurückzuerobern.

Was er eigentlich wollte, haben die braven Leute, die ihm zuhörten, wahrscheinlich nicht verstanden. Aber sie waren berauscht vom üppigen Fluß seiner Rede, berauscht von dem Überschwang seiner Worte. So gingen sie hin und wählten den Göttlichen zum Deputierten, weil er eine so schöne Sprache hatte ...

Das ist lange her. Den Kammersitz gab der Ehrgeizige schon bald darauf wieder ab, da sich die Gelegenheit zu der großen Rolle nicht fand. In Paris wartete er auf seine Stunde, auf die Auferstehung des lateinischen Geistes, die er immer von neuem verkündete. Zwischen Schulden- und Liebeskandalen führte er inzwischen (nach seiner Meinung wenigstens) den Sonnenaufgang der lateinischen Poesie herbei, und als Italien sein zweifelhaftes tripolitanisches Abenteuer begann, spitzte er die Ohren und sang unglaublich chauvinistische Hymnen. Aber besagtes Abenteuer konnte selbst er nicht zu einem Heldenstück aufbauschen. So wartete er weiter. Und nun hat er erreicht, was er ersehnte: er hat die Bombenrolle spielen, er hat mit allen Mitteln des Wortes dazu beitragen können, sein Volk in den furchtbarsten aller Kriege hineinzuhetzen — in den Krieg gegen die verhaßten Barbaren — in den Krieg, der die germanische Weltmacht zerschmettern und den glorreichen Neuaufstieg der Lateiner heraufführen soll. Und er, d'Annunzio, ist der Herold und der Herr der ersehnten Zukunft, ihr „Nuntius", ihr Bote, ihr Verkünder, wie es schon sein Wahlname in doppelter Weise ausdrückt. Denn auch das Gabriele soll ja auf den Engel der Verkündigung hindeuten.

So fährt er zur Garibaldifeier nach Quarto bei Genua und hält seine berüchtigte Rede. So zieht er wie ein Triumphator nach Rom, schürend, hetzend, alle Hörer durch den Wirbel seiner blumigen und glühenden Phrasen berauschend. Seine Macht wächst von Tag

Digitized by Google

zu Tag; er ist der Herr der Straße, der Herr Italiens. In einer schon zum Kreischen werdenden Wut beschimpft er alle Friedensfreunde als Landesverräter. Er fordert das Volk auf, diese „Verbrecher“ zu züchtigen und droht offen mit der Revolution: keinen Anhänger Giolittis würde man zu der entscheidenden Sitzung die Aula von Montecitorio betreten lassen Im Teatro Costanzi steht er während des Zwischenaktes auf und erregt die Menge so, daß sie nachher Barrikaden baut. Auf dem Kapitol zieht er vor Hunderttausenden, die ihm frenetisch zujubeln, den verrosteten Säbel eines alten Freiheitskämpfers aus der Scheide und küßt ihn inbrünstig mit theatralischer Gebärde. „Seid die Sturmfackeln des Vaterlands!“ ruft er den Studenten zu und ermahnt sie, nach Wien zu marschieren. Als er das Parlament betritt, erheben sich alle Abgeordneten; Minister umarmen ihn und sprechen in seinen Worten. Der König empfängt ihn an der Parkpforte der Villa Ada, überhäuft ihn mit Ausdrücken seiner Bewunderung und macht ihn durch Verleihung des Annunziatenordens zu seinem Vetter — zum „cousin du roi“. An sein Pariser Leibblatt aber, den „Gaulois“, telegraphiert der berauschte Divino: „Die Schlacht ist gewonnen, ich habe von der Höhe des Kapitols aus zu einer unermeßlichen begeisterten Volksmenge gesprochen. Die Glocken läuten Sturm, und die Rufe des Volkes dringen zum schönsten Himmel der Welt empor; ich bin trunken vor Wonne. Nach dem französischen Wunder werdet ihr das italienische Wunder erleben.“

Daß dieses verheißene Wunder nur auf dem gemeinsten und niederträchtigsten Vertrauensbruch der ganzen Weltgeschichte erblühen konnte, hat den großen Gabriele sicherlich keinen Augenblick beunruhigt. Wenn man die alten Erpressermanieren der Abruzzenbanditen, die liebenswürdigeren der Fremdenausplünderung auf die hohe Politik übertrug, so blieb man am Ende in der nationalen Tradition. Mit einer Verständnislosigkeit, von der man sagen darf, daß sie uns Ehre macht, haben wir nordischen Barbaren den italienischen Hexensabbat betrachtet. Und in die zornige Verachtung der verräterischen Hinterlist mischten Hunderttausende die verwunderte Frage: Wer ist dieser d'Annunzio, der ein ganzes Volk in den Wahnsinn eines unnötigen Krieges hineinhetzt? Wie ist es möglich, daß ein Mensch, dessen Lebensführung mit Skandalen allerart befleckt ist, der Nation so die Besinnung rauben kann? Daß ein Dichter, der sich mit offenem Zynismus seiner Ausschweifungen rühmte, der sich vor Größenwahn überschlägt, der lieber noch in Paris als in der Heimat lebt, solche verderbliche Macht gewinnt?

Um einiges Verständnis für seine historische Stellung und seine Ziele zu gewinnen, muß man einen Augenblick ins Allgemeine schweifen. Ältere Kulturen müssen sich, um nicht zu ermatten und zu verkalken, immer an jüngeren erfrischen. Wo romanisches Wesen auf sich allein gestellt ist, erscheint es schon heut überaltert und unfruchtbar — siehe Spanien. In Frankreich und Italien kann es sich durch die Berührung mit germanischem Geiste verjüngen, und es ist leicht zu beobachten, wie sich in beiden Ländern das Zentrum der kulturschöpferischen Kräfte nach den Grenzen verschiebt. Die germanisch durchsetzten Grenzgebiete beider Staaten reißen in wirtschaftlicher und kultureller Beziehung immer mehr die Führung an sich, während mit der Entfernung davon die übrigen Landschaften ermatten.

So hat — um von Frankreich in diesem Zusammenhange abzusehen — das von lombardisch-germanischem Blut erfrischte Oberitalien in jeder Beziehung dem mittleren und südlichen Teil des Landes den Rang abgelaufen. Wer Italien auch nur oberflächlich kennt, weiß auch, wie ungern Mittel- und Süditaliener daran erinnert werden. Und von Zeit zu Zeit setzt eine Reaktion des „reinen“ lateinischen Geistes gegen den lombardisch-germanischen ein. In der Literatur war Carducci solche Reaktion gegen den „deutschen“ Manzoni, ist heute d'Annunzio die Reaktion gegen den „deutschen“ Fogazzaro und seine Schule. Es sind stets Mittelitaliener, die so gegen die Lombarden vorstoßen; sie hassen die Barbaren, die Deutschen, weniger noch aus irgendwelchen bestimmten Gründen, als aus einem Rassegefühl, aus dem Gefühl des Zurückgedrängtwerdens, aus einem Instinkt ihres Wesens, und um ihnen Widerpart halten zu können, schließen sie sich eng an die lateinische Schwesternation, an Frankreich an. Das ist auch der Fall d'Annunzio. Er ist so sehr „Lateiner“, er bringt die unterscheidenden, uns wesensfremden lateinischen Rasseeigenschaften in solcher Überspannung zum Ausdruck, daß von vornherein jeder bodenständige Deutsche ein gleich heftiges Gefühl der Abneigung gegen ihn verspüren wird, wie er gegen uns hat. Als ich vor zwanzig Jahren, ohne im geringsten etwas von ihm zu wissen, zum ersten Male ein Buch von ihm las, hatte ich diesen unbeirrbaren Instinkt einer Todfeindschaft, und Anno 1901 habe ich in der damaligen Lohmeyerschen „Deutschen Monatsschrift“ nicht nur heftig gegen ihn und seine deutschen Bewunderer Front gemacht, sondern die deutschen Staatsmänner beschworen, weniger auf die Berichte ihrer Diplomaten und etwas mehr auf die Wirkungen dieses Dichters zu achten, der den Zukunftsweg Italiens mitbestimmen würde.

Aus diesen Worten geht mindestens das eine hervor, daß d'Annunzio seine Grundanschauungen niemals geändert hat und daß die Rolle, die er im Mai dieses Schicksaljahres als wildester Kriegshetzer spielte, nicht weiter überraschen konnte. In seiner Bombastik und Theatralik, in seinem Immoralismus und seinem Mangel an Scham, in dieser Mischung von trunkener Wollust und kalter

Digitized by Google

Grausamkeit, von äußerer Überhitzung und innerer Kälte, von lyrischer Wortschwelgerei und brutalstem Egoismus, von ungeheuerlichstem Protzentum und ausschweifendem Größenwahn: in diesem allen ist er der radikalste Gegensatz deutschen Wesens, der Inbegriff alles dessen, was unserer eigensten Natur fremd und feindlich ist.

Im Jahre 1864 ist dieser Mann irgendwo auf dem Adriatischen Meere geboren — und auch dies mußte dem neuen Messias zum Besten dienen: nicht auf dem nüchternen Boden, den der Fuß der übrigen Sterblichen betritt, sondern nur auf dem leidenschaftlich wogenden Element, zwischen der Feste des Himmels und der Feste der Erde, konnte des göttlichen Gabriele gebenedeite Heimat sein. Als Sänger der „bitteren Adria" hat er auch verkündet, er würde auf einem Kriegsschiff den Kampf mitmachen und gegebenen Falles „in Glorie und Schönheit" in dem Meere, das ihn gewiegt habe, versinken.

Seine Kindheit verbrachte er in Pescara in den Abruzzen — in jenem Pescara, das die Österreicher mehr als einmal, zuletzt vor gerade einem Jahrhundert, belagert haben und in dem die Gegnerschaft gegen die „Barbaren" also wohl Tradition ist. Knapp sechzehnjährig, noch Schüler des Collegio nazionale in Prato, gab er unter dem übermächtigen Eindruck von Carduccis „Odi barbare" sein erstes Gedichtbuch „Primo vere" heraus, dem bald ein zweites folgte. Sie machten ihn zum Hätschelkind der literarischen Gesellschaftskreise Roms, und als der Zwanzigjährige Rom betrat, als er sich überall verwöhnt sah, da kannten seine Eitelkeit, seine Ruhmsucht, vor allem seine Genußgier bald keine Schranken mehr. Er versank in einen wahren Taumel der Lüste; er ging — wie er selber prahlerisch erzählt — durch die rasendsten Orgien der Verderbtheit und Unzucht. Es war so schlimm, daß die Kritiker, die ihn bisher gefeiert hatten, sich öffentlich von ihm und den „unreinen Verirrungen" seines Talentes lossagten. Sein von maßloser Sinnlichkeit, ja von ekelhafter Brunst und fast perverser Lüsternheit erfülltes „Intermezzo di rime" erweckte in Italien Abscheu, und seine späteren zahlreichen Gedichtbände hatten noch lange gegen eine starke Gegnerschaft zu kämpfen, obwohl die Meisterschaft der Sprachbehandlung immer weitere Kreise bezwang. Selbst sein Antipode Fogazzaro sagte von ihm: „Qualis artifex!" Was für ein Künstler! Er sagte nicht: ‚Welch ein Dichter!' Denn nur ein artifex, ein Künstler, ein Ästhet, ein mit Kunst geradezu verseuchter Preziöser ist dieser d'Annunzio immerdar gewesen. Die „Macht des Verses an sich", die reine, abgelöste Form, die Klangberauschung hat er verkündet. Was bei uns literarische Stilübung blieb und bleiben mußte, weil es dem Geist der Nation und dem herberen Charakter unserer Sprache widerstritt, das fand in Italien, bei den musikalischen und rhetorischen Anlagen des Volkes, einen natürlichen Boden. Mit seiner Rhythmenpracht und Klangüppigkeit, der musikalischen Abgestimmtheit seiner Lautfolge, mit seiner ganzen blühenden, glühenden Diktion hat d'Annunzio seine Landsleute einfach betäubt, hingerissen, trunken gemacht. Und wo wir kühleren Nordländer oft nur blumig-bombastisches Pathos, künstlich aufgeblasenen Schwulst sehen, erkennen die Italiener die höchste Poesie. Immer wieder kann man von ihnen die Beweisführung hören: solch ein Italienisch habe seit Jahrhunderten niemand geschrieben, deshalb sei der göttliche Gabriele einer der größten Dichter aller Zeiten. Hier gibt es keine Verständigung mehr ...

Immerhin: Lyrik ist in ihrem Kerne ganz national und schwebt so in der sprachlichen Form, daß der Angehörige eines anderen Volkes oder gar einer anderen Rasse sie niemals völlig beurteilen kann. Aber d'Annunzio ging weiter: er wandte sich erst dem Roman, dann dem Drama zu. Nachdem er anfangs im Häßlichen, Abnormen und Krankhaften mit einer gewissen perversen Wollust gewühlt und dabei Franzosen und Russen so nachgeahmt hatte, daß der „Figaro" ihm eine ganze Liste von Entlehnungen aus Maupassant, Flaubert usw. nachwies, fand er in seiner zweiten Periode einen neuen Romanstil, der sich in drei großen Zyklen ausbildet und zu peinlichster Manier wird: in den „Romanen der Rose", den „Romanen der Lilie", den „Romanen des Granatapfels". Die bekanntesten Werke daraus sind „Lust", das üppige Bild der genußgierigen römischen Adelsgesellschaft, „Der Unschuldige", die Beichte eines durch weibliche Untreue zum Verbrechen getriebenen Mannes, der schon früher genannte „Triumph des Todes", der Nietzsche-Roman „Die Jungfraun vom Felsen" und der von schamlosester Selbstbeweihräucherung strotzende Duse-Roman „Feuer". Sie alle haben das Gemeinsame, daß sie auf jedes natürliche Empfinden abstoßend wirken. Die Welt, die sich in ihnen auftut, wird von zwei Mächten beherrscht: von Liebe und Tod. Liebe — das ist bei d'Annunzio immer Brunst, Fieber, Raserei, Trunkenheit. Es ist das wilde Verlangen, „in alle irdischen Früchte mit gesunden, weißen, gierigen Zähnen zu beißen". Seine Helden brennen in einer Begehrlichkeit, die in allen groben und feinen Reizungen der Wollust nach Sättigung lechzt. Und weil diese Begehrlichkeit die Sättigung nicht findet, schweift sie aus und verirrt sich ins Krankhafte, Abnorme, Perverse. Die schaffende und zeugende Kraft überschlägt sich und wird zur zerstörenden; aus furchtbarer Begierde erwächst Mordlust; aus dem Triumph der Liebe wird ein Triumph des Todes. Die „entsetzliche Traurigkeit des unreinen Fleisches" stellt sich ein, der Katzenjammer nach der Lust, das Elend der Überreizung, der tödliche Haß der Geschlechter. Neben Eros erscheint der blutige Reiter auf schwarzem Roß; Sterbeschauer

Digitized by Google

zittern durch Lebensekstasen; Wollust wird Schmerz, Grausamkeit, Rachsucht; Sinnlichkeit wird Blutgier. Es steht auf demselben Blatte, wenn die Verzückungen katholisch-christlicher Mystik sich mit unerträglicher Sinnenbrunst mischen; wenn der Apostel der Schönheit unter Wollustschauern im Abscheulichen wühlt. Das ist Überkultur, die nach neuen Reizerregern sucht. Und die Darstellung dieser neuen Reize, die trunkene Hingabe an sie, die Ekstase und Berauschung ist für d'Annunzio durchaus die Hauptsache. Von einer objektiven Gestaltung ist kaum die Rede. Zwischen üppige Dekorationen ist ein Liebespaar gestellt. Die männlichen Partner immer nach dem gleichen Muster: Spiegelbilder des göttlichen Gabriele, Gefäße seines Überschwangs, Ich-Anbeter, Künstler, Ästheten, aristokratische Genießer — deutsch gesprochen: Ekelkerle, falsch, grausam, ungeheuer egoistisch. Nach Orgien, die schon das Gebiet der Psychopathia sexualis streifen, nach prahlerischen Bekenntnissen ihrer Verderbtheit verfallen sie in billige Rührung und preisen die Unschuld der Kindheit oder die kernige Schlichtheit des Landvolks. Zu tun haben sie sonst nichts, als ihrer Umgebung ihren Stil zu verleihen und sich in ihrer tragischen Liebe selber zu genießen. Ihre Reden strömen dabei hin wie aufgezogene Wasserfälle. Man hat hübsch von ihnen gesagt, daß sie ihre Liebe reden und ihre Rede lieben.

Aber der Ehrgeiz d'Annunzios blieb auch beim Roman nicht stehen. Er griff weiter und berauschte sich an dem stolzen Gedanken, den Italienern endlich ein großes nationales Theater zu schaffen. Die modernen Franzosen konnten das Vorbild dazu ebensowenig liefern wie die Russen, doch merkwürdigerweise hatten die nordischen Barbaren da ein Rauschgenie hervorgebracht, das etwas Ähnliches erreicht hatte: Richard Wagner. Im Musikdrama Richard Wagners — verkündete der Lateiner, der vom tiefsten deutschen Wesen keine Ahnung hatte, — wäre die höchste Blüte germanischen Geistes erreicht, wäre alles erfüllt und zusammengefaßt, was die deutschen Dichter und Musiker je geträumt und erstrebt hätten. Aber immerhin wäre auch das nur eine Kunst für den Norden. Man stelle sich, sagt er, Wagners Musikdramen an den Gestaden des Mittelmeeres vor, zwischen unseren hohen Lorbeerbäumen, unter der Glorie des lateinischen Himmels: sie würden erbleichen und vergehen! Wir Italiener müssen noch etwas Höheres und Vollendeteres schaffen, wir sind jetzt an der Reihe, und ich, Gabriele d'Annunzio, prophezeihe die Herankunft einer neuen oder wieder erneuerten lateinischen Kunst, die durch ihre kraftvolle Anmut, durch die Glut ihres Geistes, durch die Macht ihrer Harmonien alles andere überstrahlen wird. Aus unserem Geiste wird diese Kunst erblühen; denn wir Italiener, wir sind das auserwählte Volk. „Ich rühme mich, ein Italiener zu sein, und erkenne in jedem Menschen von andrem Blut einen Barbaren!"

Also brüllte der peskarische Löwe. Er hatte im Augenblick die Kleinigkeit vergessen, daß von den vier Genies, die er am meisten zu bewundern vorgibt und deren Totenmasken in seinem Schlafzimmer hängen, nicht weniger als drei, nämlich Goethe, Beethoven, Wagner, deutsche Barbaren waren; daß Nietzsche, Ibsen, die großen Russen und viele sonstige „Menschen von andrem Blut" ihn fortgesetzt beeinflußt haben. Offenbar bedarf der verkündete lateinische Sonnenaufgang recht kräftig barbarischer Nachhilfe und bleibt ohne sie im Entstehen stecken. Aus dem italienischen Bayreuth, zu dem die Völker der Welt wallfahren sollten, um anbetend die neulateinische Höhenkunst zu genießen, ist bisher noch immer nichts geworden. Und die Dramen, die d'Annunzio im Hinblick darauf geschaffen hat, konnte nur das Genie der Duse zu einem Scheinleben auf der Bühne erwecken. „Die tote Stadt", die „Gioconda", eine „Francesca von Rimini", die „Tochter des Jorio" sind die bekanntesten dieser Tragödien. Zwei andere, „Gloria" und „Das Schiff", interessieren heut um der jüngsten Ereignisse willen. „Das Schiff" hetzt ganz im irredentistischen Sinne gegen Österreich; „Gloria" bringt die Figur eines ehrgeizigen Volkstribunen, die doch auf die neueste Kriegshetzerrolle d'Annunzios merkwürdige Schlaglichter wirft. Der Tribun nämlich ist in Wirklichkeit gar nicht die große Natur, die das Volk in ihm sieht, sondern er giert nur nach Erregung und Taumel und hofft auf sie, weil sich dann erst sein im Grunde leeres Wesen füllt — füllt mit der Leidenschaft der andern, mit der Leidenschaft des Volkes, die in berauschten Worten dann aus ihm redet und ihm eigene Leidenschaft, eigene Macht vortäuscht. Bedenkt man, daß der göttliche Gabriele immer nur Selbstbilder zu geben vermag, so wird man daraus wichtige psychologische Schlüsse bezüglich seiner mailichen Volkstribunenrolle ziehen dürfen.

Er braucht die Sensation, den Skandal, die Reklame. Wie er dafür gesorgt hat, daß sein Verhältnis zu Eleonore Duse weltbekannt wurde, wie er sich nicht gescheut hat, in einem empörenden Roman dieses Verhältnis auszuschlachten, nachdem er das Vermögen der großen Tragödin durchgebracht hatte, so hat er dafür gesorgt, daß die Zeitungen immer neue Nachrichten von seinen Plänen und Absichten, immer neue Fabeldinge von seinen Luxusbedürfnissen brachten. Man kannte die Ausstattung seines Schlafzimmers; man hörte Wunderdinge von seiner Villa „Capponcina", deren Inneres ganz in Grün und Rot gehalten ist: in Rot alle Gemächer, die „anregen" sollen, in Grün alle Räume, die der Erholung bestimmt sind; man bekam ihn in Photographien an einem köstlichen Lesepult vorgesetzt und sah ihn als Sportsmann hoch zu Roß; man hörte von

Digitized by Google

den ungeheuren Summen, die sein fürstlicher Luxus verschlang, und vernahm endlich, daß seine bedauernswerten Gläubiger den neuen Messias so verfolgt hätten, daß er nach Frankreich entwichen wäre. Höchstwahrscheinlich hat die französische Regierung auch tief in den Säckel greifen müssen, um ihm im Mai die Rückkehr nach Italien und damit die Kriegshetze zu ermöglichen. Aber dies alles ficht seine Landsleute nicht an. Gewiß gibt es in Italien Tausende, die ganz genau über die sittlichen Qualitäten des Divino Bescheid wissen; doch als die Straße erst einmal durch seine Brandreden aufgerufen und in Siedehitze geraten war, fand keiner mehr den moralischen Mut, sich dem unverantwortlichen Volkstribunen entgegenzuwerfen. Nur der sozialistische „Avanti" wagte es. „Welche Anzeichen von Verfall und moralischem Tiefstand!" rief er aus. „Dieser Mensch, das offenkundigste Beispiel widerlicher Unsittlichkeit, der Sänger jeder strafbaren Entartung, der stets die hochmütigste Verachtung aller Gesetze zur Schau trug, der mit seinem Talent ekelhaften Handel getrieben hat, der der italienischen Skandalchronik die schändlichsten Beiträge lieferte, dessen Name sich im Verzeichnis der Bankerotteure verunehrte, und der schließlich wegen seiner zügellosen Ausschweifungen in Frankreich Zuflucht suchte, von wo aus er einige Winter Italien und die Italiener mit Bosheiten spickte, — dieser d'Annunzio wirft sich plötzlich zum Ratgeber und Führer der Nation auf und predigt den Krieg. Den Krieg, dessen ganzes Elend wir allein zu tragen haben werden, denn wenn die Not über uns kommt, wird der Poet wiederum die Alpen überschritten haben, um unter Fremden behaglich die Frucht ausgestandener Mühen zu genießen, die das italienische Volk ins Blutbad trieben ..."

Und nun noch ein letztes kurzes Wort über die literarhistorische Stellung des göttlichen Gabriele. Es wiederholt sich alles auf Erden, und was Italien heute an d'Annunzio besitzt, hat es schon einmal besessen. Das war im Anfang des siebzehnten Jahrhunderts. Auch da hatte das Land einen Dichter, auf den die Nation als auf den Messias der lateinischen Kunst schwor, der, von Paris zurückkehrend, wie ein Triumphator begrüßt wurde, der — ein ähnlicher Weibernarr und Verschwender — gleichfalls durch Liebeshändel und luxuriöse Ausschweifungen allerart von sich reden machte, der, Kunstmensch durch und durch, seine Villa mit den teuersten Gemälden und Statuen schmückte und als kostbarer Asthet das literarische Europa in Atem hielt. Genau wie d'Annunzio berauschte er seine Landsleute durch eine virtuose Formkunst, durch Wortpracht und preziösen Asthetizismus; genau wie der heutige Divino war er ein abstoßendes Gemisch von äußerer Überhitztheit und innerer Kälte, von Wollust und Grausamkeit, von lyrischer Wortschwelgerei und brutalstem Egoismus, ja die lächerliche Übereinstimmung geht so weit, daß man auch ihn „artig ausgeführter Plagiate" beschuldigte, und daß auch er einen „Sonnenaufgang" der lateinischen Poesie herbeiführte.

Dieser Mann hieß Marini, und nur als Vater einer überladenen, berüchtigten Stilmanier lebt er in der Literaturgeschichte fort. Gabriele d'Annunzio ist der Marini des zwanzigsten Jahrhunderts.

Und das verheißene „risorgimento", der verkündigte „Sonnenaufgang" der lateinischen Kunst? Ach, die Sonnenaufgänge der Marinis sind immer nur künstlich ... Dekoration und Feuerwerk. Sie können kurze Zeit blenden, aber nicht lange. Die Dichtung, die als Verkünderin der nationalen Wiedergeburt auftrat, ist durchsetzt mit allen Zügen der Entartung. Und der Krieg, der die Wiedergeburt herbeiführen soll, ist nur ermöglicht worden durch den schnödesten Vertrauensbruch, durch die gewissenlose Aufpeitschung der Straße. Nimmt man dazu, daß tönende Hetzworte eines ziemlich fleckigen, genuß- und ichsüchtigen, nach Sensationen gierenden Wortapostels diesem Krieg als Fahnenbänder vorauflattern, so mag man mit einer gewissen kalten Zornfreude der „Wiedergeburt" entgegensehen.

Der „Sonnenaufgang", den der göttliche Gabriele verheißt, könnte am Ende ein Sonnenuntergang werden ...

Gabriele d'Annunzio
Karikaturzeichnung von Olaf Gulbransson
Aus dessen Album „Berühmte Zeitgenossen"
(Verlag Albert Langen, München)

Digitized by Google

Jugenderinnerungen von Hanns von Zobeltitz

Leutnantsjahre. II

Die Anfänge meiner schriftstellerischen Tätigkeit waren sehr schwer, und die Erfolge nach der Erwerbsseite hin zunächst äußerst gering. Denn es bot sich mir in den ersten Jahren nur die Gelegenheit, mich auf militärisch-literarischem Gebiet zu betätigen, und da waren die Honorare spottschlecht. Aber auch sie waren eine Hilfe.

Ich wurde mit einem Herrn von Glasenapp bekannt, der damals die recht angesehenen „Neuen militärischen Blätter" herausgab, einen kleinen eignen Verlag besaß und später die ziemlich verbreitete „Unteroffizier-Zeitung" gründete. Glasenapp war ein außerordentlich intelligenter Mann, frisch, beweglich, lebenslustig, ein wenig von Papas Art mit seinem ewigen Pläneschmieden und seiner ewigen Geldverlegenheit. Auf die Honorarzahlung mußte man oft abscheulich lange warten; bis er dann am Kneiptisch sein Portemonnaie zog und brüderlich den Inhalt teilte.

Seine Mitarbeiter, unter denen ein einbeiniger Major von Marées (wenn ich recht unterrichtet bin, der Bruder des in jenen Tagen ganz unbekannten Malers) der bedeutendste war, versammelten sich alle Monate einmal in einer kleinen dumpfigen Weinstube in der Zimmerstraße. Es war ein anregender Kreis, an den ich mich gern anschloß. Auch Graf Goltz, der Mann der schönen, damals hochgefeierten Schauspielerin Erhardt, gehörte zu ihm; er hatte sich mit seiner Frau heimlich in Helgoland trauen lassen, hatte den Abschied nehmen müssen, war aber dann wieder im Generalstab beschäftigt worden; als Luise Erhardt endlich von der Bühne schied, ist er wieder eingetreten und hat es auch noch zum Divisionskommandeur gebracht. Ab und zu erschien im Glasenappschen Kreise auch der Leutnant Konstantin von Grimm vom ersten Garde-Regiment, der schon damals durch seine glänzenden Karikaturenzeichnungen bekannt war; ein genialer junger Mann, von dem sich aber voraussehen ließ, daß er sich im militärischen Leben nicht würde halten können. Grimm nahm denn auch bald den Abschied, wurde Zeichner am Kladderadatsch (einige der besten, von diesem Blatt gebrachten Bismarckköpfe stammen von ihm), beteiligte sich später an dem neugegründeten „Schalk", ging endlich nach Amerika, verdiente dort zeitweise fabelhaftes Geld — und ist dennoch in Sorgen umgekommen.

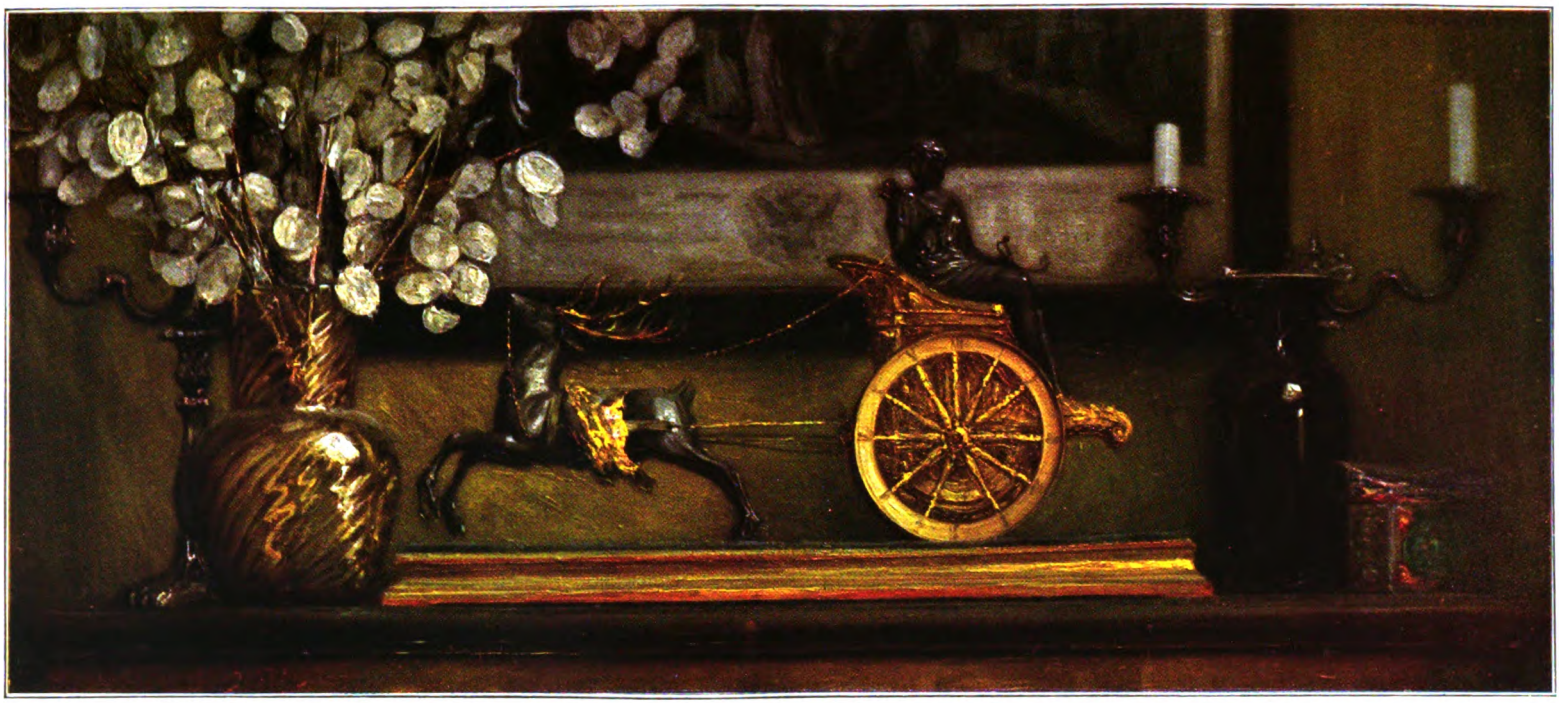
Für Glasenapp also schrieb ich schon 1872 73 allerlei kleine Artikel; ich bearbeitete dann für ihn ein Kompendium des Reichs-Militär-Gesetzes — eine umfangreiche Arbeit, die mir ganze fünfundzwanzig Taler einbrachte; 1873 schickte er mich blutjungen Offizier nach Wien, um über den militärischen Teil der dortigen Weltausstellung zu berichten.

Es war meine erste größere Reise, und ihre Eindrücke sind mir — so sehr mir meine äußerst beschränkten Mittel den Genuß beengten — unvergeßlich geblieben.

Wien machte mir einen gewaltigen Eindruck. Es überragte damals unser Berlin noch bei weitem in seiner älteren Kultur, in der Intensivität seines Lebens. Dazu die Weltausstellung selbst! Diese von seltenem Unglück verfolgte, in ihrer Anlage doch so überaus geschickte, glänzende Ausstellung, die uns vor allem zum erstenmal einen Einblick in die ostasiatische Kunst eröffnete. Mit staunenden Augen schritt ich durch weite Hallen, die reizvollen Gärten, die im Prater aufgebaut waren, sah die wogenden Massen der Besucher aus aller Herren Ländern, sah den breiten Luxus des Wiener Hofes, der österreichischen Magnaten, gegen die unser heimischer Zuschnitt noch so stark abstach. Sah die wunderschöne Kaiserin Elisabeth — und im damals berühmten „Speel", dem elegantesten Tanzlokal, ihr Ebenbild, die „Fiaker-Milly", die sich ihre Zigaretten mit Zehnguldennoten anzündete. Wien schwamm damals im Goldstrom einer gewaltigen Gründerzeit. Aber noch während meines Aufenthaltes brach jäh die Cholera aus, gleich darauf kam der große Börsenkrach, den Österreich in Jahrzehnten nicht überwinden konnte, und damit wurde der Weltausstellung der volle Erfolg, den sie verdient hätte, wie keine andere, zerstört.

Ich hatte in Wien einen ebenso originellen, wie geistreichen Führer. Einen Freund meines Vaters, der ja fast überall in Europa dank seiner unwiderstehlichen Liebenswürdigkeit gute Freunde und Bekannte besaß. Professor Pernice — der dickste Mann, den ich je gesehen — war bis 1866 Professor der Staatswissenschaften in Göttingen gewesen und hatte schon in ganz jungen Jahren als Leuchte seiner Wissenschaft gegolten. Dann war er gewissermaßen als Anwalt König Georgs, überhaupt als Verfechter der Rechte der 1866 entthronten Fürsten nach Wien übergesiedelt, wo er mit dem hannoverschen Hof in Hietzing nahe Fühlung hatte und finanziell von ihm gehalten wurde. Für seine politische Überzeugungstreue will ich nicht eintreten; mir gegenüber hat er nie seine welfischen Gesinnungen betont. Jedenfalls aber war er ein Mann von geradezu ungeheuerlichem Wissen, weit über seine Sondergebiete hinaus, fast ein Polyhistor im

Digitized by Google



Stilleben. Gemälde von Alois Hänisch

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

alten Sinne. In dem Riesenschädel schien sich eine ganze Bibliothek zu bergen; wo man anpochte, überall war Pernice zu Hause, überall wußte er gründlich Bescheid. Dabei sprudelte der unheimlich beleibte Mann von Humor, war ganz das Gegenteil eines trocknen Stubengelehrten. Ich habe in meinem Leben viele Schlemmer kennen gelernt: er war der größte von allen. Scheinbar von der grobkörnigeren Art: er konnte geradezu ungeheuerliche Massen festen und flüssigen Stoffs vertilgen. Aber selbst das umkleidete er mit Grazie.

Als ich ihn in Wien aufsuchte, fand ich ihn in einem Bett, das so riesig war wie der ganze Mann; ganz niedrig, nahm es den größeren Teil eines recht geräumigen Zimmers ein. Er war Rekonvaleszent, hatte gerade eine schwere Krankheit überstanden und fieberte noch. Aber das hinderte ihn nicht. Tags darauf gab er ein kleines, sehr feines Herrendiner, und saß dabei mit jedem Fuß in einem Kübel voll Eis. In der ganzen nächsten Woche trieben wir uns in der Ausstellung umher, er stöhnend und schweißtriefend, aber unermüdlich; in jedem der unzähligen Restaurants stürzte er Pilsner oder Champagner hinunter, in jeder Abteilung der Ausstellung aber wußte er Bescheid, hatte er ein eigenes, selbständiges Urteil.

Ich habe Pernice in den nächsten Jahren noch oft in Berlin getroffen. Er benachrichtigte mich jedesmal durch eine kurze Karte, und jedesmal gab es dann eine unheimliche Trinkerei bei Rudolf Dressel, der damals noch an der Ecke der Linden und der Neustädter Kirchstraße hauste, oder in irgendeiner anderen verschwiegenen Weinstube, ein Trinkgelage mit viel Gesang und geistreichen, freilich nicht für Frauenohren geeigneten Gesprächen. Seine letzte „Tat" war eine große Verteidigungsschrift für den Fürsten von Putbus, als dieser wegen seiner Beteiligung an der üblen Gründung der Nordbahn (damals „Mordbahn" genannt) heftig angegriffen worden war. Der Fürst hatte ihm, um ihn hübsch bei der Arbeit zu halten, sein schönes Jagdschloß in der Granitz eingeräumt. Ich habe später den Kastellan einmal nach Pernice gefragt. „So was von Super hab' ich noch nie gesehen!" sagte der. „Der dicke Professor hat in ein paar Monaten den ganzen Keller leer getrunken. Sogar wenn er nachmittags spazieren fuhr, mußte er immer einen Kübel mit einer Flasche Champagner neben sich stehen haben."

Schließlich machte Pernice seinen Frieden mit der preußischen Regierung und erhielt sichere Aussicht auf eine Stellung im Staatsdienst. Er söhnte sich gleichzeitig mit seiner Familie aus. Das mußte, hat man mir erzählt, mit einer großen Pfirsichbowle gefeiert werden. Die setzte er eigenhändig mit all seiner bewährten Kunstfertigkeit an. Und als die Mischung vollendet war, leerte er in einem Zuge einen Riesenhumpen, sprach: „Kinder, ist das schön! —" fiel um und war tot. — — —

Durch Pernice lernte ich bei einem seiner Besuche eines der größten Originale kennen, die damals in Berlin lebten. Eines Tages führte er mich nach dem kleinen Hotel Janson in der Mittelstraße. Dort saß unten im verräucherten Gastzimmer, ein Blatt Papier vor sich, den Bleistift zwischen den Lippen, rechts und links von sich einen Berg Zeitungen, vor sich ein dampfendes Glas Grog, ein einsamer Mann und — dichtete. Es war George Belly. Heut ist sein Name verweht, damals hatte er einen guten Klang in der Welt des Theaters und — in der Berliner Boheme.

Belly war der Sohn eines wohlhabenden Konditors; auch er stammte aus einer jener Engadiner Familien, deren Enkel als Zuckerbäcker über ganz Norddeutschland zerstreut waren. Von klein auf hatte in dem hochbegabten Jungen ein unbändiger Hang zum Zigeunertum gesteckt. Als er sein Erbteil in Händen hatte, zog er jahrelang mit einer wandernden Zirkustruppe herum. Bei seiner grenzenlosen Gutmütigkeit, seiner unbändigen Lust zum Schenken war das Geld bald genug vertan. So begann er denn — übrigens ein Mann von guter Erziehung und vielseitiger Bildung — für das Theater zu arbeiten und erntete schnell ein paar gute Erfolge und damit tüchtig Kassenscheine ein, die aber stets wieder den Weg gingen, der ihm der einzig richtige für allen schnöden Mammon erschien: was er nicht selber rasch verschwenden konnte, mußten seine guten Freunde vertun helfen. Von all den vielen, meist im Wallnertheater zuerst aufgeführten Stücken, die Belly geschrieben, hat sich wohl nur der unverwüstliche „Monsieur Herkules" auf den Bühnen gehalten, ist wenigstens für Dilettantenaufführungen noch immer beliebt.

Als ich ihn kennen lernte, war die Zeit seiner großen Erfolge schon vorüber. Er lebte von der Hilfsarbeit für andere, von der Tagesmode emporgehobenen Possenfabrikanten, denen er Ideen und Couplets lieferte, und von humoristischen Beiträgen für einzelne Blätter, besonders für den damals neugegründeten „Ulk". Es ging ihm oft recht schlecht, aber er fühlte sich doch als König der Berliner Boheme. Im Hotel Janson bewohnte er irgendein kleines Zimmer, zahlte, wenn er etwas hatte, und ließ anschreiben, wenn er ohne Moneten war. Der Wirt kam nicht zu kurz dabei. Denn einmal waren Bellys Ansprüche denkbar gering: er aß fast nichts und trank fast nur Grog; dann aber zog er in die niedrige Gaststube stets viele Bekannte. Die Leute vom Zirkus Renz, der noch auf der Höhe seines Ruhmes stand, waren durch ihn ständige Gäste des Hotels geworden; dazu gesellten sich Schauspieler, Literaten, Künstler. So manchen interessanten Abend habe ich dort verlebt. Man saß mit den Renzschen Söhnen und Schwiegersöhnen zusammen,

Digitized by Google

aber auch mit Schulreiterinnen, Ringkämpfern, Clowns, Taschenspielern und lernte ein ganz fremdes Milieu kennen. Auch mit der bildschönen, wunderbar geschmeidigen Drahtseilkünstlerin Oceana Renz — eine der schönsten Frauen, die ich je gesehen — wurde ich damals bekannt. Ein halb Dutzend Jahre später sah ich sie im Hotel de Rome wieder; sie war schon geschieden und stark auf der gleitenden Bahn; wenigstens erzählte mir der alte Mühling, der Besitzer des Hotels, schmunzelnd, daß sie ihn wegen der Rechnung auf ihr Zimmer hätte bitten lassen und ihn in seidenen Höschen und Korsett empfangen hätte. Es wohnten im sonst so soliden Hotel de Rome, neben vielen Fürstlichkeiten, überhaupt manche seltsame Gäste. So lernte ich dort, Mitte der siebziger Jahre, auch Helene von Racowitza, geborene von Dönniges, kennen, um die Lassalle im Zweikampf gefallen war. Damals immer noch eine imponierende Erscheinung mit ihrem üppigen rotblonden Haar, aber auch auf dem Wege nach abwärts.

Von Belly erzählte man sich die lustigsten Geschichten, und am lustigsten waren sie, wenn er sie mit todernstem Gesicht selbst erzählte. Er hatte mehr Schulden als Haare auf dem Kopfe. Da stand eines Tages, von irgendeinem guten, spaßhaften Freund hineingeschoben, eine Notiz in den Zeitungen: George Belly hätte ein Viertel des großen Loses gewonnen. Sofort stürmten alle seine, sonst an viel Geduld gewöhnten Gläubiger auf ihn ein: jetzt oder nie sollte er zahlen. Er durchlebte schwere Tage, verwünschte alle Gläubiger und alle Lotterien der Welt. Schließlich erließ er eine öffentliche Erklärung: Fortuna, die Metze, hätte ihm gar nicht wohlgewollt; er wäre ein armer deutscher Dichter wie bisher ... und seine guten Freunde und Gönner möchten sich gedulden wie bisher. Noch ein anderes Geschichtchen. Kommt da eines Tages der Exekutor ins Hotel; solch Exekutor war, nebenbei bemerkt, meist ein freundliches Männchen, nicht so bärbeißig wie sein Nachfolger, der Gerichtsvollzieher, vielmehr von einem persönlichen Verhältnis zu allen Notleidenden erfüllt. „Ist Herr Belly oben?“ fragt der Exekutor den Portier. „Ja — gehen Sie nur nicht erst hinauf,“ erwidert der allwissende Torhüter. „Er hat wieder nichts.“ Der Mann des Gesetzes sinnt ein paar Augenblicke nach; er kennt ja seine Pappenheimer. Dann siegt doch das Amtsgewissen, er klimmt die steilen, engen Treppen empor. Aber nach zehn Minuten kommt er zurück und, mit tiefbetrübtem Gesicht, wieder an der Loge des Portiers vorüber. „Na?“ fragt der. „Nichts gekriegt?“ Da bleibt der Exekutor stehen, kraut sich hinter dem Ohr und sagt trauernd: „Nee — gekriegt hab' ich nischt. Aber zehn Taler hat er mir abgepumpt.“

Viele Jahre später habe ich George Belly in meiner Berliner Zigeunergeschichte „Lichterfelder Straße Nr. 1“ als Episodengestalt verwendet — er ruhte damals längst im Grabe. — —

Trotz all meiner Geldsorgen lebte ich in den Jahren 1874—76 noch gesellschaftlicher als vorher. Ich ging bei Hofe aus und ein und gedenke heut noch gern der Bälle im Kaiserschloß an der Spree, die freilich nicht so prunkvoll waren wie neuerdings, aber auch nicht so überfüllt. Man nahm das Souper noch nicht an kleinen Tischen, sondern es waren langgestreckte Büfetts aufgebaut, um die sich dann kleine Kämpfe abspielten, bis man endlich mit seiner Dame in einer der tiefen Fensternischen hockte, einen Teller und ein Spitzglas Sekt balancierend. Eine bedeutsame Rolle spielten auch die Subskriptionsbälle im Opernhause, auf denen der greise Kaiser immer noch seinen berühmten Rundgang unternahm, meist die Frau Kronprinzessin am Arm, gefolgt von allen Prinzen und Prinzessinnen. Etwa bis ein Uhr tanzte das, was man unter „Gesellschaft“ verstand. Es war guter Ton, daß dann die Damen dieser Gesellschaft verschwanden. Dafür tauchten plötzlich die Koryphäen des Balletts auf, damals meist junge, bildschöne Mädchen, wie die Wisotzki, die Trepplin, die Farchows, und der Leutnant tanzte sich mit ihnen ordentlich satt.

Am letzten Subskriptionsball, den ich als „Maikäfer“ mitmachte, zwischen dem lichterstrahlenden Saal, in dem die Geigen klangen, und der kleinen Budike, die neuerdings hinter der Bühne für Freunde eines Trunks echten Biers eingerichtet war — tobte ich mit einem lieben Regimentskameraden und Duzfreund herum — unserm übermütigen Leutnant von Kalkreuth. Ich muß seiner an dieser Stelle kurz gedenken, denn die Erinnerung an ihn ist mir gerade in den letzten Monaten, wo unsere Schutztruppe in Ostafrika einen verzweifelten Kampf mit englischer Übermacht kämpft, oft vor die Seele getreten. Kalkreuth war ein flotter, frischer, lieber — leichtsinniger Mensch von glänzenden Anlagen; dazu eine Jeuratte und eine Abenteurernatur. Als er einige Jahre Offizier war, faßte ihn ein unwiderstehlicher Drang nach Afrika, was damals etwas ganz Außergewöhnliches, zumal für einen preußischen Leutnant, war. Was galt uns der schwarze Erdteil? Er bereiste zuerst Nordafrika; dann ließ er sich à la suite stellen, bereitete sehr sorgsam eine Expedition vor — mit gepumptem Gelde und gepumpten Tauschwaren — und ging nach Ostafrika. Lange vor Karl Peters bereiste er größere Teile unseres heutigen Gebiets mit dem lebendigen Bewußtsein der Notwendigkeit deutscher Kolonisation. Begeistert kam er heim — aber die Zeit war noch nicht reif. Man hatte für den „Phantasten“ nur ein mitleidiges Lächeln. So gab er seine Bestrebungen auf, und sie fielen der Vergessenheit anheim; so sehr, daß selbst Karl Peters, mit dem ich vor Jahresfrist darüber sprach, von ihm nichts wußte. Kalk-

Digitized by Google

reuth selbst hat sich dann mit dem Schicksal des Verkannten ziemlich schmerzlos abgefunden. Er wurde ein solider Herr, machte eine sehr gute Karriere — und ist, allzufrüh, als Kommandeur des Ölser Jägerbataillons gestorben. — — —

Plötzlich und unerwartet wurde ich 1876 abkommandiert, zu dem damals neugebildeten Eisenbahn-Regiment. Beinah auf den Rücken bin ich gefallen, und dann hab' ich so weidlich geschimpft, wie nur ein junger Leutnant schimpfen kann. Auf ein Jahr von den schönen „Maikäfern" getrennt sein! Unerhört! Was sollte ich denn bei den Leutchen mit dem schwarzen Kragen?!

Als ich mich am nächsten Mittag bei dem Regimentskommandeur, dem trefflichen von Sannow, der bei Bionville so wacker mitgetan hatte, meldete, zog ich wohl ein höchst mißgelauntes Gesicht. Da setzte er mir auseinander, daß er mich ganz besonders ausgesucht hätte; daß er wüßte, wie ich mich immer für die Technik interessiert, daß ich ja eigentlich hätte Ingenieur werden wollen. Im übrigen sei es eine Auszeichnung, denn es dürften zu der neuen Formation nur vorzüglich „qualifizierte" Offiziere kommandiert werden. Viel nutzte mir das nicht, und mein Gesicht wird wohl nicht freundlicher und schicksalsergebener gewesen sein, als ich mich bei meinem neuen Regimentskommandeur meldete. Das war ein höchst gescheiter und außerordentlich liebenswürdiger Herr: der alte Schultz. Er würdigte mich einer längeren Unterhaltung, und wie ich ihm offen sagte: ich verstünde ja von dem ganzen Krempel gar nichts, lachte er und meinte: der preußische Leutnant könne alles, was ihm befohlen würde. Einigermaßen glatt aber ging mir doch herunter, daß auch er hinzusetzte: er hätte schon viele gute „Qualifikationsberichte" gesehen, aber noch keinen solchen, wie man mir mit auf den Weg gegeben. Wobei ich, um der lieben Wahrheit willen, einschalten muß, daß zwar viele Regimentskommandeure „vorzügliche Qualifikationen" schreiben möchten, aber nur wenige so den rechten Ton zu treffen wissen, wie wahrscheinlich damals Sannow.

Unvergeßlich ist mir der Dienstbeginn. Ich hatte mein Trüpplein von den Moabiter Baracken — die Unterkunft war, wie alles, provisorisch — ich finde kein recht passendes deutsches Wort — nach dem Übungsplatz in Schöneberg geführt. Da hielt schon der Hauptmann, zeigte mit der Hand auf ein höchst seltsam anmutendes Bauwerk und befahl: „Bitte, steigen Sie dort hinauf und beaufsichtigen Sie die Arbeit!"

Das Ding, vor dem ich stand, war ein sogenannter amerikanischer Bock, aus dünnen Latten gefügt, etwa in der Höhe eines zweistöckigen Hauses — auch ein Provisorium, das zum Ersatz gesprengter Brückenpfeiler dienen sollte. Ich klomm also eine Leiter hinauf, dann noch eine. Dabei wurde mir schon unheimlich flau. Ich hatte nämlich zeitlebens zu Schwindelanfällen geneigt. Nun kam noch eine Leiter und wieder eine — und dann stand ich oben. Ein schmales Brett führte über das Nichts hinweg zur andern Seite, an der die Mannschaft schon hämmerte und bohrte, die ich beaufsichtigen sollte. Ich mußte also hinüber. Wer das gräßliche Schwindelgefühl kennt, wird mir recht geben: ich hatte im Feldzug die Kugeln pfeifen hören, das war aber nichts im Vergleich zu der Gewißheit: wenn du das Brett betrittst, fällst du rettungslos in die Leere. Einen Augenblick stand ich, fassungslos. Dann kam die andere Gewißheit: betrittst du das Brett nicht, so bist du ein elender Feigling. Also biß ich die Zähne zusammen, sah nicht rechts und nicht links und nicht nach unten — und war auch schon drüben und den Schwindel ein für alle Male los.

Es ging überhaupt. Der Herr Oberst hatte schon recht: der preußische Leutnant kann alles, was ihm befohlen wird. Rätsel wurden uns ja nicht aufgegeben, mit gesundem Menschenverstand kam man überall durch, und mit Fleiß. Denn man mußte sich doch auch auf die Höslein setzen, wenn man allerlei ganz fremde Aufgaben — wie etwa die Berechnung von Eisenbahnweichen oder die statische Berechnung von Brückenteilen — leidlich lösen wollte. Da aber überall die theoretische Unterweisung mit der holden Praxis Hand in Hand ging, wurde auch das geschafft.

Es war etwas Merkwürdiges um die Zusammensetzung des Offizierkorps des neuen Regiments, das aus allen Teilen der Armee zusammenströmte und neben einem Stamm durchgebildeter Ingenieure aus Infanteristen bestand. Ich sagte es schon: aus vorzüglich qualifizierten Herren. Aber sie brachten fast alle auch eine überschäumende Lebenslust mit, die Berlin nach allen Richtungen auskosten wollte. Die Leitung der Jüngeren durch die Älteren fehlte fast ganz. Der Dienst litt darunter nicht. Mit Feuereifer stürzten wir uns auf die neuen Aufgaben, die sich uns boten. Aber das Leben außer Dienst war recht toll. Auch mich zog es in seinen Strudel. Die nächsten Jahre wurden die liederlichsten — ich finde keinen anderen Ausdruck —, die ich durchlebte. Vielleicht macht ja jeder junge Mann solch eine Periode durch, und es schadet wohl auch nicht allzuviel, wenn man sich nur rechtzeitig aus ihr zu lösen vermag. Aber es war schon arg; es stellte auch an den Körper übergroße Ansprüche. Wenn der sehr anstrengende Dienst zu Ende war, schlief man eine oder zwei Stunden, dann begann bei Tisch schon die Kneiperei, die sich fast immer bis zum Abend ausdehnte. Darauf zog man im Gewande des friedlichen Bürgers in die Stadt, oder man jeute die ganze Nacht hindurch. Vor drei oder vier Uhr kam ich nie nach Hause, und um fünf oder sechs Uhr begann der Dienst wieder mit dem endlosen Marsche von Moabit

Digitized by Google

nach dem Schöneberger Übungsplatz. Das Schlimmste war das Spiel. Ich habe damals mit viel Glück gespielt, kann nicht verhehlen, daß mir die lustige Sieben und das Makao zeitweise das übermütige Leben ermöglichten: aber ich empfand dabei doch oft all die Gefahren, die das Spiel für unsere Charaktere mit sich brachte. Ich selbst wurde übrigens maßlos verwöhnt, besonders von dem Regimentskommandeur. Ich war wohl ein eleganter junger Mensch, hatte gute Umgangsformen, eine gewisse Sicherheit des Auftretens, verstand, was der Oberst sehr liebte, die kleinen Regimentsfeste hübsch zu arrangieren. So konnte ich tun, was ich wollte — der Oberst hatte immer nur ein Lächeln für mich. Damit fehlte, wie die kameradschaftliche Selbstzucht, auch die energische Einwirkung von oben.

Gerade in jener Zeit habe ich recht erkannt, welch ein Segen in einem festgefügten Offizierkorps ruht, in der gegenseitigen Beaufsichtigung und Führung, aber auch in rechter Strenge des Kommandeurs. Unser Oberst war ohne Zweifel ein ganz hervorragender Offizier; aber er ließ die Zügel außer Dienst allzusehr schleppen. Es war fast ein Wunder, daß im allgemeinen alles leidlich glatt abging. Und schließlich doch wohl darauf zurückzuführen, daß in den meisten von uns ein guter Kern steckte. Der Most gärte, aber er wurde doch Wein.

Eine Fülle starker Begabungen war unter uns. Da war der Premierleutnant Schulz, im Kameradenkreise „der Rotationsschulz" genannt, ein mathematisches Genie erster Ordnung, der jeden Tag Dozent an irgendeiner Hochschule hätte werden können. Er konstruierte damals die erste, völlig zerlegbare, aus verhältnismäßig leichten Teilen zusammensetzbare Eisenbrücke, die sich in kurzer Zeit an Stelle einer gesprengten aufbauen ließ — eine Erfindung, die im In- und Auslande das größte Aufsehen machte; es handelte sich auch wirklich um eine technische Großtat. Ich erinnere mich, daß der greise Moltke, der Chef des Regiments war, selbst nach dem Übungsplatz herauskam, als sie zum erstenmal eingebaut wurde. Und da ich bei dem Einbau dienstlich beschäftigt war, erinnere ich mich auch, wie wir alle vor Erwartung bebten, ob das so zerbrechlich ausschauende Ding auch unter der Belastung mit zwei kräftigen Lokomotiven halten würde. Denn wir wußten, der Erfinder hatte seinen besonderen Stolz in das Kunststück gesetzt, alle Teile so zu berechnen, daß sie so leicht wie möglich waren. Aber die Brücke hielt. Wenn der „Rotationsschulze" rechnete, rechnete er richtig.

Wir hatten auch noch ein anderes besonderes Genie, den Premierleutnant Charlier. Eines Tages war er verschwunden, und erst etwas später erfuhren wir durch den Kommandeur, daß er inzwischen — Generaldirektor der rumänischen Bahnen geworden war. Das hing so zusammen. Wir standen im Zeichen des russisch-türkischen Krieges, und da hatte sich eines Tages der rumänische Gesandte in heller Verzweiflung an unseren Oberst gewandt: auf den rumänischen Bahnen hätten die russischen Transporte eine geradezu heillose Verwirrung angerichtet; Hunderte und aber Hunderte von Zügen versperrten alle Bahnhöfe; man wisse nicht mehr aus noch ein; ob er nicht mit Genehmigung des Generalstabs der Verwaltung einen besonders befähigten Offizier überlassen könnte, der den Wirrwarr wieder in Ordnung bringen könnte. Dazu war unser Charlier gerade der rechte Mann. Er löste seine Aufgabe glänzend, kam nach Jahr und Tag zurück und wurde aus dem Generaldirektor wieder preußischer Premierleutnant. Übrigens erzählte er damals die schönsten Geschichten von der russischen Wirtschaft. Die hübscheste war die von dem hohen Befehlshaber, der jedem durch Bukarest kommenden Regiment herrliche Pelze überreichen sollte. Das geschah denn auch. Aber auf dem nächsten Bahnhof wurden jeder Truppe die Pelze wieder ausgezogen, wanderten nach Bukarest zurück und fanden sofort wieder die gleiche Verwendung; den Profit teilte sich die Intendantur mit dem General, und die Soldaten zogen frierend in den Winterfeldzug. Es soll ja jetzt besser geworden sein, wenigstens wird die Ausrüstung und Bewaffnung der Russen, die in Ostpreußen hausten, gelobt. Auf die Dauer wird die russische Art sich aber gewiß nicht verleugnen. Die Katze kann das Mausen nicht lassen. —

Da war ferner der Leutnant Friedrich, der sich zuerst einen Namen machte, seltsam genug, als Verfasser eines großen Werkes — über spanische Briefmarken, der vierzig Jahre später Chef der kriegsgeschichtlichen Abteilung im Großen Generalstab war und jetzt als General im Felde steht. Dann der Leutnant von Tschudi, der zu den Mitbegründern der deutschen Luftschiffahrt gehört. Er hat mir damals oft erklärt und erläutert, daß das lenkbare Luftschiff seiner Ansicht nach nur eine Geldfrage wäre — man müsse eben ein paar Millionen für Versuche opfern. Aber Moltke war dafür nicht zu haben. Er war in dieser Beziehung äußerst skeptisch: „Wenn ein Erfinder hier vor dem Generalstabsgebäude aufsteigt und in einer Stunde wieder hier landet," meinte er, „soll er meine Unterstützung haben. Sonst nicht." So mußte sich auch der treffliche, geistvolle zweite Kommandeur des Regiments, Oberst Goltz, später Generalinspekteur der Festungen und allzufrüh als General der Infanterie in Homburg gestorben, bescheiden. Immerhin ging die Formation der kleinen ersten Luftschifferabteilung des deutschen Heeres vom Eisenbahn-Regiment aus.

Wir besaßen damals auch schon unser Bähnchen, die jetzt wesentlich vergrößerte Militär-Eisenbahn, die damals nur von Berlin bis zum Artillerie-Schießplatz Sperenberg führte. Einer von uns Leutnants hatte im-

Digitized by Google

mer eine Woche Betriebsdienst, mußte jeden Zug begleiten, sich um alle Einzelheiten kümmern, von der Sauberkeit der Bahnhöfe und der Wagen bis zur Tätigkeit von Führer und Heizer auf der Lokomotive. Heute habe ich's längst vergessen, aber damals kannte ich jede Schraube an der Maschine so gut wie jedes Schräubchen am Gewehr, und ich tippte am Morseapparat gleich einem gelernten Telegraphisten. Mittagsstation war der Schießplatz Sperenberg, inmitten großer Forste gelegen. In denen jagte der Reichspostmeister Stephan, der ja ein leidenschaftlicher Weidmann war, viel und gern und benutzte zur Fahrt meist unser Bähnchen. Wir alle kannten den Allverehrten, und er kannte die meisten von uns. Eines Tages kommt er draußen in großer Erregung zu mir, der ich gerade bei meinem einfachen Mittagessen sitze. „Ich habe soeben eine Depesche erhalten, ich muß um drei Uhr zu Majestät zum Vortrag. Wie mache ich das? Sie müssen mir helfen." Nun — es war gegen jede Kleiderordnung —, aber was tat man nicht für Stephan?! Ich rechnete schnell nach. Die Maschine stand noch geheizt; wenn wir ein gutes Tempo vorlegten, faßten wir in Zossen einen Zug der Dresdener Bahn. „Exzellenz, ich darf eigentlich nicht. Wenn Exzellenz aber auf der Maschine fahren wollen —". Er wollte. Wir bekamen auch noch mit Ach und Krach den Zug. Und beim eiligen Abschied schüttelte er mir die Hand, lachend: „Sie bekommen Portofreiheit für das ganze Deutsche Reich!"

Das war nun freilich ein Scherz. Aber freie Bahnfahrt auf allen deutschen Bahnen, sogar auf dem ganzen Verkehrsnetz des Vereins deutscher Eisenbahnen, das sich auch über Österreich, die Schweiz usw. erstreckt, hab' ich Jahr und Tag genossen; sogar erster Klasse, was für einen jungen, nicht gerade mit Erdengütern gesegneten Leutnant etwas besagen wollte. Ich war nämlich längere Zeit auf dem Bureau (heut sagt man selbstverständlich Geschäftszimmer) der Direktion (Oberleitung) der Militär-Eisenbahn tätig; diese gehörte zu dem genannten Verein, und wir erfreuten uns als „Beamte" der Freifahrtkarte. Wie beweglich war man damals! Was taten mir einige zwanzig Stunden Eisenbahnfahrt. Wie oft bin ich über Sonntag nach dem Rhein gefahren oder nach Wien, in der einen Nacht hin, in der nächsten zurück. Es gab aber auch reizvolle dienstliche Reiseaufträge. So wurde ich, als die große Theißüberschwemmung die Stadt Szegedin und ihre ganze Umgegend weithin überflutete, nach Ungarn geschickt, um an Ort und Stelle die Wiederherstellungsarbeiten an den Eisenbahnen zu studieren. Ich erhielt durch Moltke ein Empfehlungsschreiben der österreichisch-ungarischen Botschaft und wurde daraufhin von den Truppen unserer heutigen Bundesgenossen in Szegedin auf das kameradschaftlichste aufgenommen und unterstützt. Vom ersten Tage an stand ein Ponton mit einem Unteroffizier und einigen Pionieren zu meiner Verfügung — notabene vor dem Fenster des zweiten Stockwerks meines Hotels, denn die unteren Stockwerke waren unter Wasser, wie die ganze Stadt und die ausgedehnten Vorstädte. Unvergeßlich ist mir das Bild dieser Vorstädte geblieben. Die Flut hatte die Häuser vollständig unterwühlt und untergraben, bis die Strohdächer auseinandergeklappt waren. Sie bezeichneten noch, schwimmend, die ursprünglichen Straßenzeilen; zwischen ihnen aber war das Wasser fast überall blutrot gefärbt — von der letzten Paprikaernte — und auf den Dächern hockten, hungernd und heulend, Hunderte von Hunden. Übrigens trug mir diese Reise ins Ungarland die erste und einzige Strafe in meinem militärischen Leben ein. Der preußische Fiskus ist bekanntlich ein höchst sparsamer Herr, und ich wußte, als ich kommandiert wurde, im voraus, daß ich mit dem Reisezuschuß, den ich erhielt, auch nicht annähernd würde auskommen können. Die journalistische Ader war auch wohl schon zu stark in mir; kurz, ich übernahm für eine große Berliner Tageszeitung, leichtsinnigerweise, ohne vorher um Erlaubnis zu bitten, die Berichterstattung über die Katastrophe, die damals ganz Europa beschäftigte. Gegen alle Erwartung erregten meine Briefe, die ich mit meinem Pseudonym Hans v. Spielberg zeichnete, ein starkes Aufsehen. Und als ich heimkehrte, war das Geheimnis jenes Pseudonyms gelüftet: mit einem leisen Schmunzeln diktierte mir der wohlwollende Regimentskommandeur einen „Verweis" zu. Damit war die Sache erledigt. Ich würde aber wohl nicht so gnädig fortgekommen sein, wenn der Kommandeur den ganzen Umfang meiner journalistischen Verbrechertätigkeit gekannt hätte.

Ich mußte nämlich täglich auch ein Telegramm an die Redaktion absenden. Das war gar nicht so leicht, denn die Sachlage wollte sich in Szegedin nicht ändern, es gab bald nichts Neues mehr zu berichten, was des Telegraphierens gelohnt hätte. So hockte ich denn eines Tages auf dem Theißdamm mit einem Berichterstatter des Pesther Lloyd zusammen, den ich zufällig kennen gelernt hatte, und wir klagten uns gegenseitig vor, daß wir gar nichts zu telegraphieren hätten. Plötzlich kam mir ein Einfall. Wir stürzten beide nach dem Telegraphenamt und schickten eine Depesche in die Welt hinaus, etwa des Inhalts: „Tierkadaver und menschliche Leichen im Überschwemmungsgebiet erregen größte Besorgnis für sanitäre Verhältnisse. Durchgreifende sofortige Maßregeln erscheinen dringendst geboten." Kein Wort davon war wahr, die ganze Depesche aus den eigens dazu mitgebrachten Fingern gesogen. Aber sie schlug durch, sie flog durch ganz Europa. Ich müßte mich heut noch schämen. Aber ich bringe keine rechte Entrüstung auf und kann nur lächeln über den Jugendstreich: zumal wenn ich mir vorstelle,

Digitized by Google

wie viele der Kriegstelegramme, die uns heut aus aller Welt vorgesetzt werden, ganz gleicher journalistischer Verlegenheit ihren Ursprung verdanken. —

Nach Jahr und Tag, als mein Kommando abgelaufen, war ich in das Eisenbahn-Regiment versetzt worden. Es galt also, schmerzlich genug, die liebe Maikäferuniform auszuziehen. Endgültig: ich ahnte ja nicht, daß ich sie viele, viele Jahre später durch die Gnade des Kaisers wieder verliehen erhalten sollte.

Inzwischen klärte sich allmählich der wilde Most im Offizierkorps. Unser Leben lenkte in ruhigere Strömungen.

Mir war die Erkenntnis, daß es so nicht weiter gehen könne, eigentlich im Knödelländchen, im alten Spiegelberg, gekommen. Meine gute Mutter lebte dort damals allein, und sie gewann mit ihrer sanften Milde während eines Urlaubs, den ich bei ihr verbrachte, wieder starken Einfluß auf mich.

Ein Muster von Solidität wurde ich freilich nicht, aber ich lernte doch wieder die Notwendigkeit kennen, meine Mußestunden mit Arbeit zu füllen, wie mir denn die Arbeit in allen Lebenslagen zur Retterin wurde. Mit aller Kraft warf ich mich auf den Dienst und alles, was damit zusammenhing. Und das war gerade bei dieser Truppe ein sehr, sehr weiter Begriff. Denn es galt nicht nur die verschiedenen Zweige des Eisenbahnbaus kennen zu lernen; wir mußten uns auch mit dem Bahnbetriebsdienst, mit dem Telegraphenwesen, mit der Maschinentechnik vertraut machen — ich habe sogar mit Nitroglyzerin und Dynamit und anderen schönen Dingen gearbeitet. In vielem erwarb man ja, selbstverständlich, nur oberflächliche Kenntnisse, aber man erhielt doch einen Überblick über das gesamte Gebiet. Nach meiner alten Art, mich selber weiter zu bilden, las ich sehr viel aus der umfangreichen technischen Bücherei des Regiments. Vorträge im Offizierkorps, auf die Goltz große Stücke hielt, Beziehungen zu den Reserveoffizieren, die ausnahmslos im Dienst der Technik standen, verhalfen zu mancher anderen Anknüpfung. Mir haben jedenfalls die Jahre, die ich bei der Eisenbahntruppe verlebte, eine Fülle von Anregungen gegeben, meine Augen für jede Frage der Technik geschärft, in mir auch das Interesse für die Bedeutung der Industrie geweckt.

Das förderte wiederum meine kleinen schriftstellerischen Erfolge. Es gab damals und gibt merkwürdigerweise auch heut noch in deutschen Landen sehr wenig Autoren, die einen technischen Vorgang ansprechend darzustellen, einen Industriezweig in allgemeinverständlicher Weise zu schildern wissen. Daß ich diese Fähigkeit besaß, verdanke ich in erster Linie meiner Dienstzeit beim Eisenbahn-Regiment. Auf Jahre hinaus wurden derartige Beiträge für mich eine Art von Spezialität, die mindestens das Gute hatte, daß ich durch sie mit den angesehensten deutschen Zeitschriften in Verbindung kam. Darüber weit hinaus aber hat das Interesse, das ich damals für Technik und Industrie gewonnen, später auf mich als Romanschriftsteller eingewirkt. Ich habe vielfach und mit Vorliebe unser Volk bei der Arbeit aufgesucht, bin ihm in seiner gewerblichen Tätigkeit nachgegangen. So hätte ich z. B. meinen Roman „Antje Bergholm“ (später unter dem Titel „Zwischen zwei Meeren“ erschienen), der dem Bau des Nordostsee-Kanals gewidmet ist, hätte „Der besiegte Stein“, der auf dem Hintergrund des Baus des Simplontunnels spielt, so wenig schreiben können, wie den Roman „Arbeit“, der das Werden eines deutschen Großindustriellen schildert, wenn mir nicht der Dienst in einer technischen Truppe das Verständnis für alle in Betracht kommenden Fragen geweckt hätte.

Meine früheren gesellschaftlichen Beziehungen schliefen in dieser Zeit fast gänzlich ein. Dafür wurde ich aber ein kleiner Epikuräer. Ich gewöhnte mich daran, bei Hiller und Dressel zu verkehren, möglichst gut zu essen und zu trinken. Das war nicht so gefährlich, wie das wüste Leben der letzten Zeit, aber für meine, trotz literarischer Nebeneinnahmen sehr bedrängte wirtschaftliche Lage doch recht bedenklich. Sein Gutes hatte es aber dennoch, obwohl ich daran wahrlich damals nicht dachte: ich lernte wieder eine ganz neue Schicht Menschen kennen. Und man mag sagen, was man will: der Schriftsteller braucht das wie das tägliche Brot. Ich schreibe das Versagen der schöpferischen Kraft, das bei vielen Autoren merkwürdig früh auftritt, nicht zuletzt dem Umstand zu, daß sie zu wenig Menschen, zu wenig verschiedene Lebenskreise kennen lernten.

Bei Hiller hatte sich ein Tisch zusammengefunden, an dem der alte Justizrat Riemann, mein besonderer Gönner, allabendlich präsidierte. Auch er ein Original, im damaligen Berlin wohlbekannt unter dem Spitznamen des „Sachverständigen für echte Biere“, obwohl ich ihn fast niemals etwas anderes als Bordeaux oder Sekt trinken sah. Von ihm, aber noch mehr von dem großen Weinhändler und Weinspekulanten Wutzdorf, der mit zwei sehr hübschen, sehr eleganten Töchtern häufig bei Hiller erschien, lernte ich Bordeaux nach Jahrgängen und Lagen ebensogut unterscheiden wie holländische von englischen Austern. Und wenn wir gelegentlich über eine kulinarische Frage nicht ins reine kommen konnten, so wurde der liebenswürdigen, umsichtigen, vielerfahrenen Wirtin, Frau Hiller, die sachverständige Entscheidung überlassen. Es kam wohl vor, daß wir uns gewichtig von unserem Tisch „§ 11“ erhoben und mit ihr in die blitzsauberen Küchenregionen hinabstiegen, um uns zeigen zu lassen, daß man ein Lendenstück kunstgerecht in zwei Pfannen braten müsse, in der ersten mit Rinderfett, in der zweiten darauf mit bester Butter.

Mit dem ruhigen Abend bei Hiller war

Digitized by Google

es aber fast nie getan. Gegen elf Uhr brachen Riemann und ich dort meist unsere Zelte ab, zogen zu Dressel um und meist von dort noch zu Landvogt, dem früheren Schauspieler, der auf der anderen Seite der Linden ein Pilsener Bierlokal aufgetan hatte (das Pilsener war damals für Berlin noch eine neue Entdeckung), oder in den Kapkeller, wo es zu unsagbar schwerem Kap Constantia die besten Beefsteaks, von einem alten Faktotum auf einer Gasflamme bereitet, geben sollte; oft genug kauften wir uns beim Abschiednehmen nebenan in der Hofbäckerei gleich die frische Backware für den Frühstückstisch.

Rudolf Dressel habe ich in diesen Blättern schon mehrfach erwähnt. Er war der originellste Wirt, den man sich denken konnte — Berlin sah seinesgleichen nicht wieder. Es war ihm gelungen, schon in seinem ersten, kleinen Lokal, ein paar Zimmerchen im Erdgeschoß und darunter im Keller höchst verschwiegene „Katakomben", einen ganz eigenen Kreis um sich zu versammeln: Schriftsteller, Theaterleute, kleine Finanzmänner. Sie alle blieben ihm treu, als er einige Häuser weiter ein sehr elegantes Restaurant eröffnete, aber ihnen gesellten sich jetzt die Aristokratie, die höhere Beamtenwelt, vor allem die wirklichen Finanzgrößen zu — und das Offizierkorps, für das Dressel als „alter Franzer" schwärmte. Für jeden wußte Rudolf Dressel den rechten Ton zu finden, hier dienernd, dort dienernd, die Hände reibend, die Speisewahl beratend und noch mehr die Auswahl aus seiner reichhaltigen Weinkarte (seine Spezialität war ganz alter, fast überalter Bordeaux): alles mit einer gewissen drolligen, echt Berliner Derbheit, die überall entzückte.

Unendlich groß ist die Zahl der interessanten Persönlichkeiten, die ich in jenen Nächten bei Dressel kennen lernte: Lebrun, den Direktor des Wallnertheaters, und Hugo Müller, seinen Kollegen; den alten Strantz, der, glaube ich, erst zum vierten Male verheiratet war; Paul Lindau, der als glänzender Feuilletonist damals auf der Höhe stand und sich mit seinem „Erfolg" die Sporen als Dramatiker verdient hatte — und viele, viele andere.

Zu den eigenartigsten Erscheinungen dieses Kreises gehörte auch der berühmte Zuckerchemiker Professor Scheibler, einer von jenen Männern, die scheinbar täglich aufs neue beweisen wollen, daß man jede Nacht hindurch bummeln und doch scharf arbeiten kann. Ein stattlicher Mann mit einem sehr energischen, ausdrucksvollen Kopf; geistreich, in religiöser Hinsicht — es wurde viel debattiert — bis zum äußersten freidenkend, in politischer fast konservativ. Er hatte damals seine großen Erfindungen, die ihn zum Millionär machten, noch nicht abgeschlossen, bewohnte noch nicht seine prächtige Villa in der Buchenstraße, sondern hatte ein kleines Laboratorium im Osten Berlins. Abend für Abend saß er bei Dressel; vor der Tür fand sich ganz von selbst stets dieselbe Droschke ein, deren Führer seines Bartes halber allgemein der „Christus" hieß; zwischen ein und zwei Uhr fuhr Scheibler mit ihm zum Kapkeller und nach einer weiteren Sitzung oft nach dem Café National, dann endlich nach Hause, wo er vor vier Uhr sicher niemals anlangte. Zeitlich vorgreifend, möchte ich hier ein wenig bekanntes Geschichtchen von Scheibler einflechten, das sich etwa ein Jahrzehnt später abspielte. In Frankreich war ein „furchtbarer" Sprengstoff, das Melinit, erfunden worden. Die ganze Welt sprach davon, das „Melinit" sollte Frankreich unbesiegbar machen. Scheibler, der sich für alles interessierte, interessierte sich auch für das Melinit. Er wußte sich ein Pröbchen zu verschaffen und machte die merkwürdige Entdeckung, daß der furchtbare Stoff sich beim Lagern ganz artig — in Zucker wandelte. Insgeheim ließ er durch seinen Freund Rottenburg davon Bismarck Mitteilung zukommen. Wenn ich recht unterrichtet bin, ließ man den Franzosen ruhig ihre Freude am Melinit, bis sie selber, um Jahre später, dahinter kamen, daß ihre großen Vorräte in unschuldige Süßigkeit übergegangen waren. Scheibler aber wurde jäh, zur ziemlichen Überraschung seiner Freunde, Geheimer Regierungsrat. —

Im Kapkeller verkehrte wieder eine ganz andere Gesellschaft. Hier lernte ich zuerst Johannes Trojan kennen, den Chefredakteur des Kladderadatsch, und mit ihm seinen Freund, den wunderlichen, verbummelten Musikdirektor Truhn, zu dessen Unterstützung Trojan einen eigenen Verein gründete mit dem Leitmotiv:

„Lasset uns den Truhn erhalten,
Denn er ist doch nun mal da —"

Im Kapkeller oder bei Landvogt traf man auch den alten Hein, den Direktor des Schauspielhauses, nicht selten Betz und Niemann, die berühmten Sänger, und den jungen Kadelburg. Dann wurde ein anderer Theaterdirektor bisweilen sichtbar, der Mann einer sehr schönen Frau. Man erzählte sich allerlei Geschichten von ihm und ihr. So sollte er eines Morgens in aller Frühe unangemeldet von einer Reise heimgekehrt sein, habe an seiner Tür geklingelt — worauf sich diese öffnete, eine starke Männerfaust sich herausstreckte mit zwei mächtigen Kürassierstiefeln, und eine tiefe Stimme kurzweg donnerte: „Putzen!"

Ich hatte damals eine höchst seltsame Wohnung am Fuß des Kreuzbergs. Wer sich dafür interessiert, wie diese Wohnung beschaffen war und in welchen Umkreis ich durch sie geriet, mög's in meiner Erzählung „Lichterfelderstraße Nr. 1" nachlesen. Jedenfalls hatte sie ihre Reize, u. a. ein Wirtspaar, das unpünktlichem Zahlen gegenüber sehr nachsichtig war. Gesegnet seien sie beide heute noch, Herr Piper mit den schlurchenden

Digitized by Google

Babuschen an den Riesenflossen und seine Eheliebste, genannt Pipusa. Auch mein Bruder Fedor, der inzwischen die Ulanenuniform ausgezogen hatte und sich ebenfalls auf die Schriftstellerei warf, zog hierher. Früher oder später, wahrscheinlich wenn er wie ich das sechzigste Jahr überschritten hat, wird er gewiß auch die „Irrungen und Wirrungen" seines Lebens beschreiben und der Lichterfelderstraße Nr. 1 gerecht werden. Das kann höchst lustig werden. Wir betrieben damals so was wie ein „Literarisches Bureau", und wenn ich an jene Tage denke, sehe ich Fedor wieder vor mir, an der Feder kauend und ein gewaltiges Feuilleton beginnend über die Vorzüge des weiblichen Ballettkorps: „Weiße Ratten," hub es an, „ihr lieben weißen Ratten vom Ballett . . ."

Es war schon ein merkwürdiges Leben, das ich damals führte; heut wär's für einen königlich preußischen Leutnant kaum möglich. Auf der einen Seite galt ich für einen tüchtigen, strebsamen Offizier und tat wacker meinen Dienst. Zum zweiten „wirkte" ich wie ein freier Schriftsteller und verfaßte mit unermüdlichem Fleiß die allerschönsten Artikel und Artikelchen, die gewöhnlich bei einer ganzen Reihe Zeitschriften und Zeitungen herumwandern mußten, bis sie endlich ihrem hohen Wert nach gewürdigt wurden, ein Unterkommen fanden und ein Honorarchen einbrachten. Am Abend und die halbe Nacht hindurch aber saß ich bei Hiller und Dressel, schulte meine sehr aufnahmefähige Zunge und schwatzte klug. Am Morgen wußte ich meist nicht, wie ich über den Tag hinweg kommen sollte, denn der Inhalt meines Portemonnaies war meist = 0,000. Erstaunlicherweise fand sich aber immer ein Ausweg; am erstaunlichsten war, daß all die guten Leutchen, denen ich Geld schuldig war, ein unerschütterliches Vertrauen zu mir hatten. Lange freilich konnte es so nicht weiter gehen. Es gab doch schon Stunden, in denen ich mir die Zukunft grau in grau ausmalte und dazu den Weg über den großen Ententeich, den vor mir schon so viele Bekannte gegangen waren, um drüben Stiefeln zu putzen oder Biergläser zu spülen.

In jenen Tagen der Lichterfelderstraße Nr. 1 aber, in all der Wirrnis meines Lebens, leuchtete mir plötzlich ein holder, lieber Stern auf, der mir den besseren Weg in eine andere Zukunft wies. Ich lernte meine Frau kennen.

Frieden

Wolken heben den blassen
Mond aus dem Tann;
Der Abend geht durch die Gassen
Und zündet die Lichter an.

Über Türme und Dächer
Schwingt Glockenton —
Schwächer, immer schwächer —
Verklungen schon.

Als ob eins auf Sammet schritte,
Scheu und sacht,
Tasten leise, leichte Tritte:
Die Nacht.

Aus den Apfelblüten
Noch ein Vogelschall —
Nun tiefer, tiefer Frieden
Überall.

Bruno Wunderlich

Einst im Rosengarten

Denkst du, wie wir beide jung
Einst in stiller Dämmerung
Auf der Bank im Garten saßen
Und zu reden gar vergaßen?

Fern, verflog'nen Vögeln gleich
Klang uns in dies Dämmerreich
Silberleises Geigenbeben,
Sehnsuchtsvoll wie Traum und Leben.

Rings, ein duftgetränktes Meer,
Wogten Rosen um uns her.
Eine dunkle abzupflücken,
Wandtest du mir halb den Rücken.

Doch du brachst die Blume nicht,
Sondern hobst nur dein Gesicht
Und den Zweig herunterneigend,
Küßtest du die Rose schweigend.

Den zurückschnellenden Strauch
Fing ich auf und tat es auch.
Und wir saßen ruhumfangen,
Unsre jungen Herzen sangen.

A. Fürst

Digitized by Google

Ein von Schrapnells durchlöchertes Haus

Kriegsbriefe eines Malers. Dritte Folge

Mit vierzehn Bildern aus der Studienmappe des Schlachtenmalers Theodor Rocholl

Ihnen das Material des dritten Aufsatzes übersendend, möchte ich bemerken, daß ich absichtlich besonderen Wert auf das Landschaftliche legte. Es sind Ansichten darin, wie zum Beispiel die beiden von Neuve Chapelle und die von Herlies (im Hintergrunde, 9. Mai d. J.), die für unser VII. Armeekorps besondere Bedeutung haben.

Neuve Chapelle wird, solange es Kriegsgeschichte geben wird, stets mit besonderem Klang und Ausdruck genannt werden.

Ich halte es deshalb für gerechtfertigt, Ihnen gerade diese und ähnliche Studien zu senden und Sie zu bitten, sie in meinem Aufsatze auszustreuen. Es wird mancher Soldat und mancher Offizier jetzt wie später auf diesen bescheidenen Blättern seine Augen mit größtem Interesse ruhen lassen, da mit ihnen tiefernste wie erhebende Erinnerungen auf das engste verknüpft sind.

Und so hoffe ich, daß man Ihren Veröffentlichungen mit Spannung entgegensehen muß.

Ganz ergebenst

Th. Rocholl, M. G. K. J. R. 13
13. Division, VII. Armeekorps

16. 4. 15.

Lieber Mühlig!

Von ganzem Herzen froh bin ich, endlich wieder frisch und hoffnungsvoll hier dicht hinter der unendlich in Zickzack- oder Wellenlinien von der Nordsee bis zur Schweiz sich hinziehenden Linie unserer Schützengräben mich wiederzufinden, trotzdem ich mit aufrichtiger Dankbarkeit unseres stillen Düsseldorfer Marienhospitals gedenke, der treuen, lautlosen Pflege der Schwestern.

Inzwischen ist meine M. G. K. 13 von Herlies nach hier übergesiedelt und hat ihren Führer gewechselt. Es haust sich in unserem neuen Quartier, in einem großen, noch wenig vom Kriege mitgenommenen Orte, recht gut.

Die Abendunterhaltung an unserem runden Tische kehrt immer wieder, ganz naturgemäß, zurück zu den Tagen vom 9. bis zum 14. März, den Tagen von Neuve Chapelle, die unserm Regiment so gewaltige Verluste brachten, die größten im ganzen Feldzuge. Leutnant G., der alte Bekannte vom Angriffe bei La Boulette, erzählte anschaulich, wie er mit seiner Kompagnie vorgegangen, wie Inder ihre Messer schleuderten, wie er, um der Gefangenschaft zu entgehen, ins Wasser sprang und untertauchte. Wenn man monatelang sozusagen zum Regiment gehörte, ist die Anteilnahme groß. Und das Eiserne Kreuz erster Klasse unter dem Herzen des Erzählers erhält erhöhte Bedeutung.

Mein Zimmer liegt gerade über der Küche, unseres Adorfs Reich. Der Fußboden, sehr durchlässig, bringt mir stets die Unterhaltung unserer Leute herauf: Adorf, Kamus und Schlüter, der Bursche unseres neuen Führers Freiherrn von Loë, ein gewesener Jockei.

Eben geht unser Entfernungsschätzer Kroschinsky fort. Er erzählte, daß unser zweites Maschinengewehr, hinter dem ich (vor Weihnachten) fünf Tage im Unterstand lag, den Tag nach meinem Fortgange angegriffen wurde. Von den fünf Mann fielen zwei. Er meinte, ich würde von den Engländern einfach totgeschlagen oder bestenfalls gefangen genommen sein.

Heute morgen trieb sich, so gegen drei-

Digitized by Google

hundert Meter hoch, da oben wieder ein Flieger herum. Von allen Seiten wurde ihm zugesetzt. Schien sich verflucht wenig daraus zu machen, bis — plötzlich — so ein zartes, rundes, von der Morgensonne vergoldetes Wölkchen einige Meter davon erschien. Da hatte er die Nase voll und strebte eiligst den eigenen Schützengräben zu.

Besten Gruß Euch allen.

Dein

Th. Rocholl.

(Feldpostkarte.)

S., 19. 4. 15.

Lieber Landser!

Du gestattest einen kurzen Beitrag zu unserem weltberüchtigten „Barbarentum".

Wie ich Dir schrieb, höre ich jeden Ton aus der Küche herauf. — Adorf, unser Küchenchef, benutzt jetzt jede freie Minute, die ihm sein verantwortungsvolles Amt läßt, um sich mit dem jüngsten Kinde unserer Wirtin zu unterhalten. Ein dreijähriges Mädelchen, Marie Françoise, mit blondem Haar. Dem Kinde versucht er langsam unsere Muttersprache beizubringen. Es sitzt ihm auf der Schulter und zaust ihm das Haar. Wenn es dort nicht sitzen darf, schreit's fortdauernd.

Ein anderes Bild. Vor einigen Tagen äußerte ich am Mittagstisch: „Diesem Schreihals gehörten eigentlich ein paar Jagdhiebe!" Ich kam schön an. Ganz ruhig meinte Herr von Loë: „Ja — eigentlich — aber — die Frau hat schon drei Kinder durch den Tod verloren. Da müssen wir ihr zugute halten, daß sie so nachsichtig gegen diese kleine Blonde ist." Und so schreit die Kleine immerfort, um zwischendurch auf Adorfs Arm oder Schulter ein paar Minuten zu jauchzen. Und jeder von der M. G. K. 13 verzieht sie gründlich.

Besten Gruß von

Deinem

Döres.

S., 21. 4. 15.

Lieber Freund!

Das war gestern ein wunderbar sonniger Frühlingstag — gegenüber Neuve Chapelle und den Engländern. Saß hinter dem Giebel eines fabelhaft zerstörten Gehöftes und malte durch das Scherenfernrohr. Jeden Dachsparren an den zerschossenen Bauernhäusern hinter den englischen Schützengräben konnte man sehen.

Als ich so recht im Zuge war, fingen die englischen Mörser an zu knurren, die bis dahin eine Granate nach der andern einer Zuckerfabrik südlich von uns zugeschleudert hatten, und nahmen unsere Ferme aufs Korn.

Das erste Dutzend sauste über uns hinweg in der Richtung Illies. Dann aber begannen sie rund um unser Gehöft zu platzen. Und der Hauptmann stand schon unten an der Leiter, um mich zu bitten, herunterzukommen.

Ich mußte also meinen wunderbaren „Lugins-Land" im Stich lassen. Wir nahmen unser Scherenfernrohr mit, und alles versammelte sich im Unterstand, zwei Stock tiefer. Dicht über uns standen anderthalbmannsdicke Pappelstämme, überdeckt von Sandsäcken, Erde, Gras usw., und durch einen schmalen Schlitz drang schwach das Tageslicht und tastete über die Soldatenköpfe, während mit mir die beiden Batterieführer auf einem schmalen Bänkchen saßen, und ab und zu Staub und Gestank von in der Nähe platzenden Granaten durch den schmalen Schlitz drangen. Granate über Granate heult über unsere Ferme. Eine saust in das Wasser neben unserer Hauswand. Als es ruhiger wurde, kletterte ich wieder die Leiter zur Beobachtung hinauf und arbeitete weiter.

Wurde dann zum Frühstück eingeladen. Aber als wir, die Löffel in der Faust, erwartungsvoll um den Tisch saßen, kamen die Essenholer ohne Suppe zurück. Unterwegs, kurz vor dem Hofe, war neben der Chaussee eines der groben Dinger geplatzt und hatte den Suppeneimer mit Splittern und Erdklumpen bedeckt.

Dann Abschied von Neuve Chapelle und den liebenswürdigen Soldaten. Bummelte, die Mappe unterm Arm, an der Reihe strohgedeckter Katen von Vitry le petit vorbei. Auf strohgeflochtenen Stühlen saßen 55er in der Nachmittagssonne, ihr Pfeifchen rauchend, plaudernd. Ließ mich dann im Schatten eines schrapnelldurchsiebten Häuschens nieder, auf dem bombensicheren Unterstand, unter dem drei Kerle behaglich schnarchten. Die Plattform meines kleinen Unterstandes war in ein Gärtchen umgewandelt, und die Krone und Zierde der Anlage, ein hübscher Johannisbeerstrauch, grünte bereits lustig aus saftigen Rasenstücken heraus. Im Hausschatten neben mir, auf derselben Bank, saß ein bärtiger Landwehrmann, der Landschaftsgärtner selbst, schmauchte behaglich sein Pfeifchen und blies die blauen Wolken in die Frühlingsluft. Ein Bild tiefsten Völkerfriedens. Und das alles in der nächsten Nähe der feuerspeienden englischen Schützengräben von Neuve Chapelle. Saß urbehaglich, mit sich und dem lieben Gott zufrieden, in seinem Gärtchen, und über uns beide und unsere Kate hinweg — in hohem Bogen — sausten die englischen Granaten nach Illies hinüber, um dort rund um die Kirche mit donnergleichem Krachen in einer zwanzig Meter hohen greulichen Wolke zu zerkrachen.

Das Gefühl, jede Minute an diesem so weit vorgeschobenen Posten dem Tode ins Angesicht zu sehen, hat all unsere Leute fest gemacht und so völlig abgestumpft, daß man nicht genug staunen kann. Es sind alte Feldsoldaten geworden, auch die, die erst seit Monaten und Wochen in der Front sind. Die Donnermusik ist alltäglich geworden. Und nun, nach langer Regenzeit, kommen sie aus all ihren Schlupfwinkeln heraus, recken und dehnen sich in der unvergleichlichen Frühlingssonne und blinzeln zu den Lerchen dort oben im blauen Himmel hin-

Digitized by Google

Straße Ligny le Petit

Digitized by Google

auf und lassen die Granaten Granaten sein, die da oben zwischen den jubelnden Lerchen hindurchfliegen, und von denen eine einzige genügen würde, die Kate mit sämtlichen Insassen in einer Sekunde zu zerschmettern.

Dann gibt's noch ein herrliches Abendessen bei der dritten Batterie (der Führer, Oberleutnant von Briesen, Schwiegersohn unseres Kollegen Professor Brütt in Cronberg). Das sehr gut gemalte Bildnis einer alten Französin in der Tracht der sechziger Jahre des letzten Jahrhunderts, ein nachdenkliches, tiefernstes, feingeschnittenes Gesicht, sieht still auf unsere Tafelrunde.

Dann stampft der Einspänner-Schimmel das Hofpflaster. „Auf Wiedersehen!" Der Schimmel zieht an, und das Wägelchen rollt in die kalte Nacht hinein. Durch das zerschossene und tote Illies rattert der Wagen, während ringsum über den Horizont sich zahllose Leuchtkugeln erheben, um nach kurzem Stillstand langsam herabzusinken.

Das Geknatter der Maschinengewehre hinter uns wird schwächer und schwächer. An den Dorfeingängen rufen uns die Posten ihr „Halt!" zu und lassen uns dann passieren. Um Mitternacht rasselt unser Wägelchen auf unseren schlafenden Hof. Mach's gut, Landser!

Dein

alter Durchgänger.

Sainghin, 23. 4. 15.

Lieber Mühlig!

Wieder ein Prachttag heute! Und wieder nach Ligny le petit, mit dem kleinen Schimmel und dem großen Gehling. Fuhren durch das unbeschreibliche Gewirr von Ziegeln, Steinen und Glassplittern von Illies, wurden aber am Anfang des Dorfes Halpegarbe von dem Posten genötigt, unser Gefährt einzustellen. Ein 55er nahm dort meine Feldstaffelei unter den Arm und wanderte mit mir durch Halpegarbe, das jetzt mächtig befunkt wird, nach Ligny le petit, dessen Katen lange Zeit der Straße nach Estaires folgen. Suchte Schutz vor dem starken Ostwinde hinter einer grünknospenden Weißdornhecke. Da trat aus einer strohgedeckten, kleinen, armseligen Kate jenseits des Chausseegrabens ein 55er Offizier, stellte mir bereitwillig einen Mann zum Festhalten meiner Staffelei und bestimmte einen zweiten zur Ablösung. Da wurde von kräftigen Westfälinger Fäusten die windige Feldstaffelei an den Boden festgenagelt, daß der Ostwind vergeblich pustete.

An der Biegung der Straße, einige hundert Meter vor mir, schimmerte das zerrissene Rotdach der Ferme vom zwanzigsten, zeitweise ganz eingehüllt von Granatdämpfen. Dann fliegen die Geschosse, Tommy liebt die Abwechslung, wieder in die Zuckerfabrik. Und dann wieder fallen sie, gewaltige schwarze Massen aufpeitschend, in einen Weiler, dessen durchlöcherte Hütten wie Gerippe gegen den Horizont stehen, an dem sich in langer, blauer Wellenlinie unsere Berge von Ampres, Givenchy und Notre Dame de Lorette hinziehen.

Und jetzt kommen hohe, grüne Granatwolken dazu, deren Qualm unsere Leute in den Gräben mit ekelhaft schwefelgrüner Farbe überzieht. Eine dieser greulichen Fahnen nach der anderen fährt, halblinks von mir, über dem saftiggrünen, riesigen, flachen Kornfelde in die Höhe.

21 cm-Mörser in Feuerstellung

Dann kommen die runden bleichen Wölkchen der Schrapnells, um meine „Musterkarte" zu vervollständigen. Das erste krachte dreihundert Meter vor mir in die Straße, alles in gelben Staub hüllend. Die nächsten heulen im Bogen darüber hinweg und platzen einige hundert Meter links zwischen dem Weiler und meinem Platze.

Dann platzte eine, wohl in dem Bestreben mir gefällig zu sein, etwa achtzig Meter links in dem Kornfeld.

„Das is en richtiger Aufschläger," meinte der Westfälinger schmunzelnd. — Wir hatten heute Glück. Der Wind verhinderte die englischen Flieger vollständig am Ausfliegen. Gerade

Bei Neuve Chapelle, im Hintergrunde links die Kirche von Estaires

Digitized by Google

diese überall über das flache, grüne Land hin zerstreuten, zerrissenen Katen werden sonst unaufhörlich von ihnen heimgesucht. Nur wenige hundert Meter hoch oft brausen sie über das Land hin und streuen Tod und Verderben. Sowie das Kommando „Fliegerdeckung" tönt, beeilt sich alles den Unterstand aufzusuchen auf dem nächstbesten Wege.

Der Wind hatte inzwischen meine Studie mit Straßenstaub förmlich übersät, und so bastelte ich meinen Kram zusammen und begab mich in die Kate rechts, wo vier Offiziere mich zu ihrem Mittagsmahl einluden.

Auf der Straße Lille — La Bassee

Es gab Schweinebraten und das den Franzosen so unverständliche Sauerkraut. Kartoffeln fehlen leider schon länger. Ein buntgeflickter Vorhang verdeckte ein paar alte nicht ganz unverdächtige Matratzen, das Nachtlager dreier Herren. Und doch; wie zufrieden alle. Keine Klage. Der Humor blitzt jeden Augenblick aus den Gesichtern.

Dann zurück nach Halpegarbe. Der Schimmel zieht an. Durch Illies hindurch, wo der prophezeite Abendsegen ausblieb. Fahren beim Regiment vor, um die Feldpost der M. G. K. mitzunehmen und bald in unserem Gehöft zu landen.

An unserem Abendtisch erfuhr ich dann: Leutnant W. ist mit unserm großen Staatswagen, einem alten Hotelwagen, über Land gefahren, um in einem Nachbardorfe einen Freund zu besuchen. Während er in das Haus getreten ist, fällt eine Fliegerbombe vom Himmel, kracht dicht neben unserem Hotelwagen in die Straße, tötet eines der Pferde auf der Stelle, verletzt das andere, und dem Fahrer, der die Pferde hält, wird kein Haar gekrümmt! Aber einige Gestücksel dringen durch den Wagen und zersplittern die Scheiben. C'est la guerre.

Da tritt, mit vor Erregung unsicherer Stimme, mein alter Bursche Kamus ein, (mein jetziger heißt Vogelsang) und meldet: „soeben ist eine telegraphische Meldung eingetroffen, daß wir die Engländer bei Ypern zurückgeworfen und dabei 1600 Gefangene gemacht und dreißig Geschütze erbeutet haben."

Einen besseren Schluß kann ich diesem Feldpostbrief kaum geben, lieber Landser. Mach's gut, sei nicht zu fleißig. Wirst doch noch frühe genug unser Renommier-Millionär. Ich an Deiner Stelle führe längst viere lang und hielt mir einen Marokkaner mit fletschenden Zähnen hinten drauf. Dein Döres.

Sainghin, 25. 4. 15.

Lieber Professor!

Weißt Du: der Verkehr hier mit den Einwohnern hat oft für mich etwas Rührendes. Kam da gestern Kamus aus der Küche herauf, und trat, trotz seiner Kommißstiefeln, so sanft auf, daß er plötzlich wie ein Geist vor mir stand. „Aber Kamus — warum denn auf einmal so leise?" „Der kleine Heinrich schläft," war die gleichmütige Antwort.

Sowas sollte man doch uns „Barbaren" gar nicht zutrauen. Aber: so geht's doch nicht bei uns allein zu, sondern in allen Höfen und Häusern, in denen die Einwohner so vernünftig waren daheimzubleiben. Bände könnte man damit füllen.

Gestern nahm Kamus Unterricht im französischen 1 × 1 bei dem halbwüchsigen Mädel unten. Bis zehn ging's glatt. Aber sein Ehrgeiz treibt ihn weiter.

Und in dem Verkehr mit dem erwachsenen weiblichen Geschlecht habe ich wirklich noch nichts Unangenehmes bemerkt, ausgenommen einige Fälle, bei denen die Anregung von französischer Seite ausging.

Digitized by Google

Aus der Front zurück. Zwischen Herlies und Fournes

Digitized by Google

So erinnere ich mich noch lebhaft der beiden Tage in Orenville in der Champagne, als ich eben vom Gardekorps zur M. G. K. übergesiedelt war. Die ganze männliche Bevölkerung war in der Kirche wegen dringlichen Spionageverdachts eingesperrt, während die Weiber, jung und alt, schön und häßlich, in ihren Häusern hausten, unter dem Schutze unserer Leute. In meinem Quatiere ging ein hübsches 17jähriges Mädchen aus und ein. Niemand trat ihr zu nahe, und sie ging einher, so frei und anmutig, daß es eine Freude war; sie natürlich innerlich freute sich über den Beifall, der ihr aus tausend Augen entgegenblickte. Je länger je mehr Respekt überhaupt bekomme ich vor der Zurückhaltung und der gar nicht zu beschreibenden Zähigkeit unserer lieben Schützengräbler.

Landser, ich stand am Tage meiner Abreise neulich auf dem Düsseldorfer Bahnhof und erwartete meinen Zug. Da wurde ich, unfreiwillig und recht widerwillig, Zeuge einer Zwiesprache zwischen zwei wohlgenährten Herren, offenbar Reisenden.

Der eine — ich sehe noch sein wohlgenährtes, starkgerötetes schmunzelndes Gesicht — trat auf den anderen zu: „Nun — lange nicht gesehen. Aber — Sie sehen ja so blühend aus, als kämen Sie eben aus dem Schützengraben." — „Wieso denn?" — „Ja, die kommen doch alle so gesund und fröhlich daher, wie ein Fisch im Wasser, bei der guten Luft dort."

Ich liebe keine Auftritte an öffentlichen, menschenwimmelnden Orten. Aber — mir lag so allerhand auf der Zunge, wie etwa: „Gute Luft — sagen Sie? Sie meinen wohl ‚dicke Luft'? — Möchten Sie, Verehrtester, doch nur einmal acht Tage die gute Luft dort kennen lernen! Stehen sollten Sie, wenn der Regen gießt Tag und Nacht, dort im engen Schützengraben mit den glitschigen, schmierigen Lehmwänden, in finsterer Nacht, dicht hinterm Stacheldraht, an den sich die Gurkas vom Himalaja heranschleichen, das Messer zwischen den Zähnen, dort, wo die Minenwerfer hereinplatzen und die groben Granaten krachen, von denen Sie dann, hochverehrter Herr, wenn Ihnen sonst nicht eines der vielzackigen Stücke die Gurgel zerreißt, grasgrün überzogen und in eine peststinkende Wolke eingedreht werden! Und vor und zwischen den Stacheldrähten liegen viele Hunderte von Toten, seit vielen Wochen schon!"

Dies und noch einiges ganz Persönliche hätte man dem Herrn entgegnen können. Nun — vielleicht hat er, als seine Zeit kam, mit dem ungedienten Landsturm inzwischen Gelegenheit gehabt, hier draußen irgendwo, den Spaten auf dem Buckel, die Erfahrung zu machen, daß sich „dicke Luft" wesentlich von „guter Luft" unterscheidet. Schwamm drüber!

Dein Th. Rocholl.

⁂ ⁂ ⁂

Sainghin 1. Mai 1915.

Lieber Freund!

Das war gestern wieder einmal eine entzückende Ausfahrt, einen kleinen lebhaften Braunen in der Schere, der erst ein paar Tage eingefahren und noch etwas aufgeregt ist. Wir fuhren zu unserer Kölner Mörserbatterie hinaus. Sie steht auf mehreren Baumwiesen verteilt, zwischen hohen Hecken und Veilchen, die im verborgenen blühen. Üppig blütenbehangene Apfelzweige neigen sich über die ungewaschenen Mäuler der Ungetüme. Und dicke Reiserbündel liegen über den Kolossen. Die Honneurs machte der Oberleutnant, den man durchs Telephon, vorsichtigerweise, herbeigeholt hatte (trau schau wem), ehe mich der Feldwebel an die Geschütze, seine großen Kinder, heranließ. Er ist im Leben zweiter Bürgermeister von Köln am Rheine.

Die Mannschaften tummelten sich in den grünen Gärten umher, wo die schweren Pferde im hohen Grase gingen. Hier und dort sangen sie: „Der Mai ist gekommen, die Bäume schlagen aus." Viele waren in Hemdsärmeln, rangen miteinander, wie die jungen Bullen, die zum ersten Male auf die Weide kommen. Überall Frühling, überall Friede und Fröhlichkeit. Nur hinten weit bei Ypern vielleicht brummen hundert Geschütze und rufen die Wirklichkeit zurück.

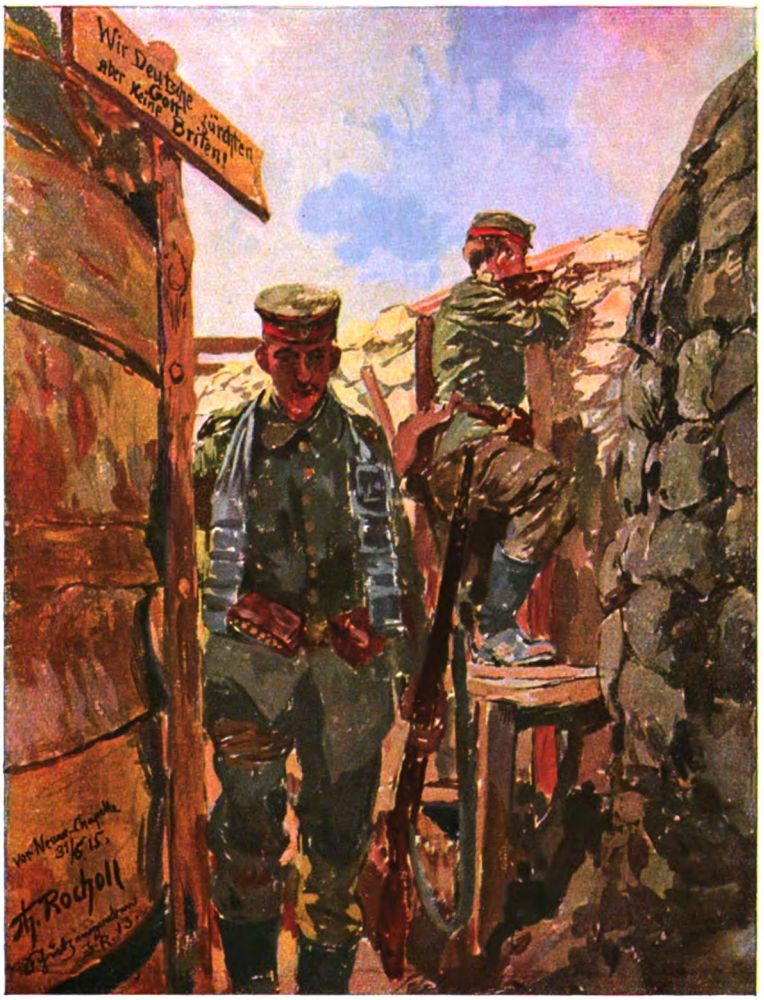
Dann ging's heim auf der Landstraße La Bassée-Lille, wo zu beiden Seiten doppeltmannsdicke Pappeln mittendurchgerissen sind wie dünne Streichhölzer. Unser Rößlein wird ausgespannt und darf am Straßenrande das saftige Gras abmähen. Und behaglich sitzt sich's im Wagen und bei der Arbeit. Stabsautos und Rote Kreuz-Autos fauchen vorbei. Offiziere und Unteroffiziere der überall in den Gehöften versteckt hausenden Munitionskolonnen tummeln ihre vom Frühling und vom Haarwechsel etwas nervösen Pferde auf der breiten mächtigen Heerstraße. Da beginnt der „Englische Gruß", der „Abendsegen". Granate über Granate saust nach Herlies hinüber und bestreut das arme Nest mit schwarzen, grünen und fleischroten Granaten.

Heimfahrend durch unser Dorf, hören wir, es ist Abend, auch hier überall in den blühenden Gärten Scherzen und Singen, heitere und ernste, ja wehmütige Weisen. Und im Innern fühlt man die Dankbarkeit heraufquellen für diesen großen Schatz kerniger Lieder und Melodien, die uns unsere besten Geister hinterließen, und die jetzt genau so überall in französischen Gärten erschallen, wie vor vierundvierzig Jahren, und die stets von neuem aufleben werden, wenn ihre Zeit gekommen ist.

Das war gestern, Landser.

Heute morgen, am ersten Maimorgen, wurde ich wach zwischen Tau und Tag vom Zittern des Hauses und einem Donnergeroll halb links. Die vier Ungetüme brüllten die Blütenblättchen von den Obstbäumen, unter denen sie gestern so friedlich schliefen und schnarchten. Und in diesen Grundbaß mischten sich Hunderte von Abschüssen, bis das entferntere Infanteriefeuer ganz verschwand unter einem Sturmgeheul, aus dem einzelne

Digitized by Google



Im Schützengraben vor Neuve Chapelle

Schüsse gar nicht mehr herauszuhören waren. Das Höllenkonzert kommt von Halpegarbe herüber, und, wie wir hören, erlitten die 55er starke Verluste, noch weit mehr aber die Engländer; diese von unseren Geschützen.

Mitten in diesem Geheul, unter diesem fortwährenden Zittern und Schwanken des Bodens, sitzt ein Fliegenfänger auf dem Apfelbaum vor meinem Fenster und singt unbeirrt sein allersüßestes Morgenlied. Ich folge seinen Melodien, bis die freche Spatzenschar aufwacht und die feinen Melodien mit ihrem Gassenjungengeschrei übertönt.

Um acht Uhr verstummte das gewaltige Konzert urplötzlich, wie es begonnen hatte.

Dein Th. R.

Sainghin, 20. 5. 15.

Lieber Kollege!

Das waren acht Tage, unruhig und bewegt wie noch nie.

Feindliche Granaten jeden Kalibers haben die Schützengräben unserer Division umgestürzt. Der Kanonendonner hat Menschen wahnsinnig gemacht, hat vielen Gebete ins Gedächtnis zurückgerufen aus ihrer Kinderzeit. Lebendig sind sie oft in ihren Unterständen begraben. Alles umsonst: das groß-

Digitized by Google

spurig angekündigte Vorrücken der Verbündeten ist eben in sich zusammengebrochen. Da der Schützengraben keinen Schutz mehr bot, haben sie sich sektionsweise in die frischen Granattrichter geworfen und weiter geschossen, unsere braven Kerle. Ein hohes Lob ist ihnen im Tagesbefehl ausgesprochen. Sie haben's verdient. Wagen über Wagen voll Verwundeter fuhr am Lazarett vor, unserem Gehöft gegenüber.

Endlich konnte das Regiment 55 zurückgenommen werden zu wohlverdienter Rast. Und nun, Landser, marschierte das zu seiner Ablösung bestimmte Regiment durch die Straße unseres Ortes, laut und fröhlich singend, heitere Soldatenlieder, als marschierten sie zu Spiel und Tanz. Lauter kernige, ausgeruhte Gestalten, von denen aber früher die meisten schon bei Ypern gestritten und gelitten haben.

Abends sieben Uhr. Leutnant Gepser war da mit seinem Burschen Paul Türk. Die Erlebnisse G's. wirst Du vielleicht aus der „Kölnischen" kennen. Sein Bursche Türk wurde von unserem Hauptmann von Schade, der das erste Bataillon (bei Neuve Chapelle) führte, als Ordonnanz benutzt und führte, auf seinen Befehl, einen vollen Zug, der ein wenig den Kopf verloren hatte und den Führer, vor bei dem unbeschreiblichen Artilleriefeuer; auch sonst noch führte er allerhand Befehle aus, wobei man Kopf und Herz auf dem rechten Fleck haben muß. Beide, der Leutnant und sein treuer Bursche, tragen nun das Eiserne Kreuz erster Klasse unter der linken Brust.

Dein Rocholl.

„Der Türk", Bursche des Leutnants Gebser, gleich diesem mit dem Eisernen Kreuz I. Klasse ausgezeichnet

Feldpostkarte

Sainghin,
21. 5. 15.

Lieber Junge!

Um sieben Uhr heute fuhr ich mit Vizefeldwebel Hölscher, den Du auf dem Aquarell „Eine Partie Schach im Schützengraben" in meinen ersten Feldpostbriefen zu suchen hast, nach einem Dorfe jenseits Herlies. Der Nebel erlaubte uns, mit dem Wagen bis zur vierten Batterie der siebenten Fußartillerie zu fahren. Nie hab ich so von Granaten zerwühlte Felder gesehen.

Leutnant Gebser

Freundlich empfangen, malte ich eine famos maskierte Haubitze unter Blüten, hinter dem zerschossenen, langgestreckten Dache eines Bauernhofes. Es gab dann ein humoristisches Frühstück im Pferdestalle, wo die Herren den dicken Vorratskorb an einer Schnur von der Decke herabhängen hatten wegen der zahlreichen Ratten, sonst aber bei gutem Bayerischen und vortrefflicher heimischer Mettwurst und noch vortrefflicherem Humor sich's wohl sein ließen.

Sollte dann mit allerhöchster Erlaubnis des gestrengen und liebenswürdigen Batteriechefs das dritte Geschütz abziehen und damit das Signal zu dem für die schwere Artillerie angesagten Artillerieüberfall geben — da kam uns der böse Feind zuvor. Und seine Geschosse zogen den Kreis immer enger um uns, so daß wir alle in den bombensicheren Unterstand flüchten mußten, wo das Telephon stand, durch dessen Vermittelung dann das Feuer der beiden Batterien geleitet wurde.

Mach's gut. Dein Th. R.

Nachschrift: Die ungeheuren Verluste der Engländer der letzten Tage werden immer mehr bekannt. So liegen bei einer einzigen Kompagnie der 55er 87 englische Tote vor und zwischen den Stacheldrähten. Aber ebenso ist's doch eine Stimme, daß die englischen Offiziere durchweg tapfer vorgehen. Doch schließlich war unser Geschützfeuer dermaßen stark, daß ihre Leute fast nur noch

Digitized by Google

mit Gewalt aus ihren Gräben vorzubringen waren. Einen englischen Offizier sah man, der zweimal Leute aus dem Graben hervorzerrte, bis sie wieder kehrtmachten. Beim drittenmal traf ihn ein Kopfschuß.

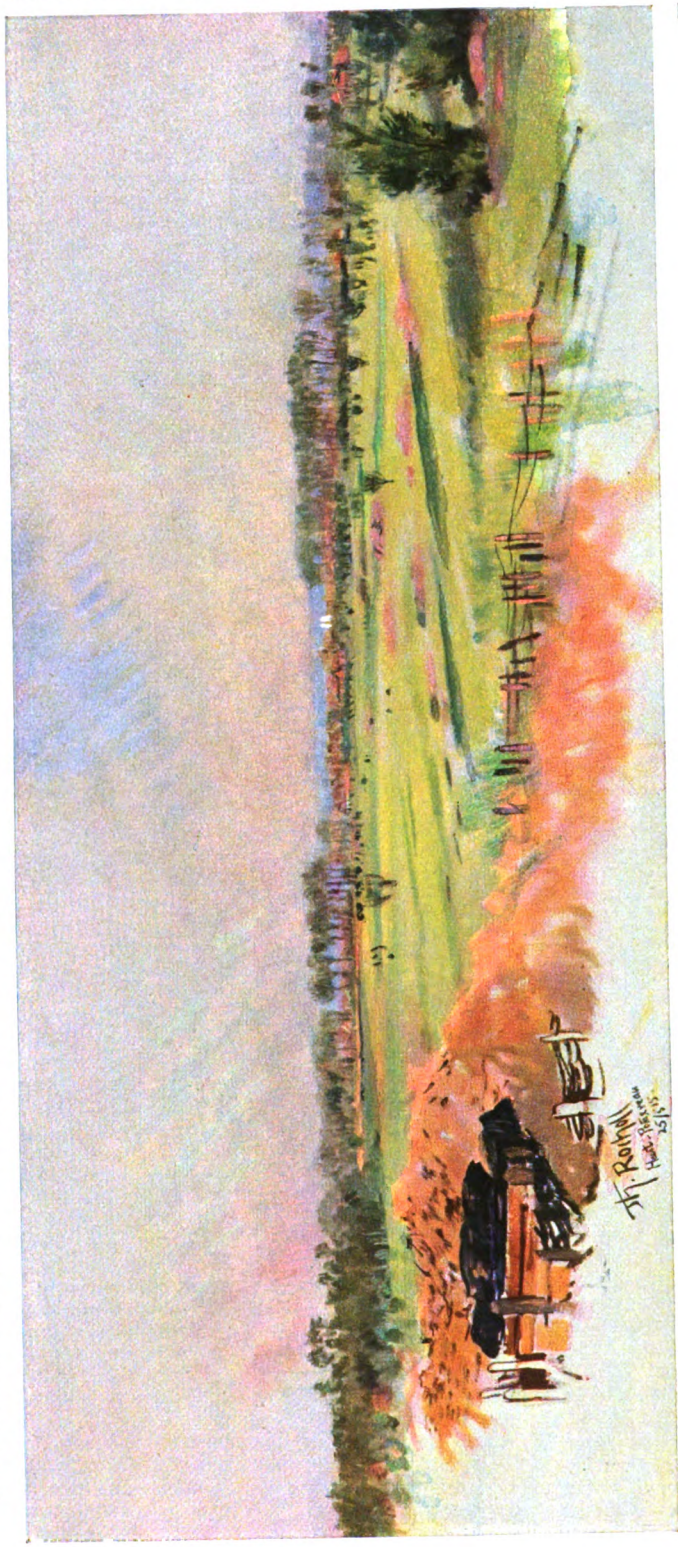
⊠ ⊠ ⊠

Sainghin, 31. 5. 15.

Mein lieber Sohn!

Sitze hier auf der sogenannten Veranda vor unserem Geschützführer-Unterstand der M. G. K. und nicht hinter dem Schützengraben. Wunderbar blauer Himmel wölbt sich über uns. Und auf unserer Veranda sitzend, könnte man sich in der Heimat und im tiefsten Frieden wähnen, wenn nicht unsere Artillerie ihren Feuerüberfall, der uns telephonisch (wir haben ein sehr nettes Telephon in unserem Zimmer) auf neun Uhr angesagt war, damit wir die Wirkung zurückmelden sollten, schon seit einer Stunde ihre Granaten und Schrapnells auf die englischen Schützengräben 150 Meter vor uns mit großem Gerechtigkeitssinn gleichmäßig verteilte; so daß es einen zwickt und zwackt, den Kopf über die Sandsäcke zu stekken und die gewaltigen Rauchsäulen zu beobachten, die da drüben aufgehen.

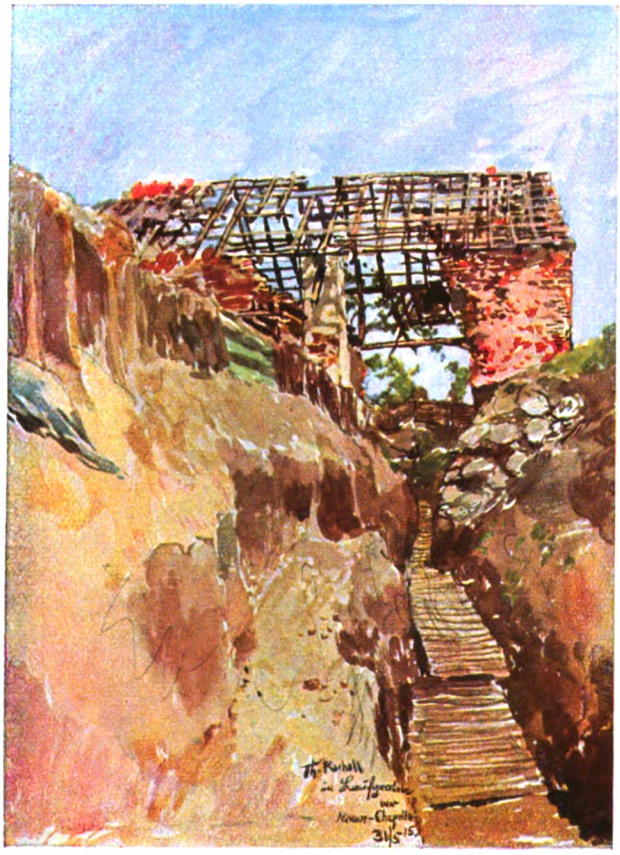
Ab und zu klatschen, wie scharfe ohrenbetäubende Peitschenschläge, die Aufschläge der englischen Dumdumgeschosse in die Deckungen oder auf die von tausend Granaten arg zerzausten alten Obstbäume des Bauerngartens hinter unserer Front. Oder bei irgendeiner Nachbarkompagnie kracht ein Minenwerfer an die Deckung.



Bei Haut Pommereau

Digitized by Google

Sonst ist's so heimlich. Der vom Feldwebel Ulrich entworfene und angelegte Unterstand ist trocken, mit weichen Stoffen ausgeschlagen, mit zwei recht einfachen Bettstellen, übereinander, versehen. Das Netteste aber ist unsere Veranda, umgeben von grünen Pflanzen, die zwischen dem üppig aufgeschossenen Rasen aufragen. Zwei Lorbeerbäumchen, aus irgendeinem der längst verödeten und zerschossenen Gehöfte geholt. In der Mitte eine Porzellanvase im „Jugendstil", flankiert von zwei Schrapnellausbläsern.



Im Laufgraben vor Neuve Chapelle

Über die zarten, tiefgrünen Grashalme lugt unser blankes Fensterchen hervor. Und über dem allen vielfarbige Sandsäcke, die unser Knusperhäuschen schützen und schirmen gegen Schrapnells; gegen schwere Granaten freilich ist kein Kraut gewachsen.

Am ersten Abend, als wir eben angelangt waren im Schützengraben, wurden zwei Mann verwundet, die vor unserem Schützengraben den Stacheldrahtverhau ausbesserten. Dem einen war durch ein Dumdum das ganze Fleisch vom rechten Arm gerissen. Traurig meinte er: „Und morgen sollte ich auf Urlaub nach der Heimat gehen."

Dann kam die Wanderung mit meinem Vogelsang und der Mappe durch den Laufgraben und die letzte Einkehr bei dem „Grabenoffizier" Leutnant Schmidt, in dessen neuerstandenem Unterstand, einem ganz allerliebsten Zimmerchen, weiß und schwarz ausgeschlagen, wir uns glücklich zu Kameraden zusammenfanden. Habe nie so etwas Gemütliches erlebt. Nun — es wird diesem gastfrohen Kameraden in seiner allerliebsten Behausung wohl kaum je an Zuspruch fehlen.

Dann fuhren mich Leutnant Philippi und Vogelsang noch einen Kilometer in einem der Feldbahnwägelchen, in denen die Sandsäcke von weither von den Stationen herangebracht werden. Bei Aubers stand in voller Dämmerung der Schimmel, von Eickermann gezügelt. Und vorbei an dem Riesentrümmerhaufen, der einmal die Kirche von Aubers war, und alten und neuen Granatlöchern rechts und links der Straße ging's durch das zerschossene Herlies der Heimat zu.

Für heute meine kameradschaftlichen Grüße. Sei nicht zu fleißig. Dein Döres.

Nachschrift: Vor ein paar Tagen habe ich stundenlang an einer Anhöhe gesessen und die Talebene von Neuve Chapelle gemalt, bis die Infanteriegeschosse zu dicht kamen. Man mußte mich wohl entdeckt haben. Dann ging's zur vierten Fußbatterie. Sofort schlug dort eine schwere Granate in den kleinen Unterstand einen Meter vom dritten Geschütz. Der gerade ankommende Oberleutnant Littmann kriegt davon einen Granatsplitter in den linken Arm.

⊠ ⊠ ⊠

Sainghin, 3. Juni 1915.

Lieber Landser!

Diese Nacht gab's für mich stundenlang keinen Schlaf. Um elf Uhr kam unser Leutant O., mit dem ich am Sonnabend hinausfuhr, aus dem Schützengraben zurück, ziemlich übel zugerichtet von einem englischen Minenwerfer. Von der neunten Kompagnie dicht bei uns bekam einer im Laufgraben einen Kopfschuß. So gibt's stets etwas Unerfreuliches.

Und dann schwoll der Geschützkampf bei Angres so riesenhaft an, daß ich beide Fensterflügel öffnen mußte, um dem Donner zu folgen. So um zwei Uhr verstummte alles ganz plötzlich.

Habe dann mit Leutnant von Loe am Kaffeetisch gesessen, als er aus dem Schützengraben

Digitized by Google

Aus Haut Pommereau

und von der Gefechtsstelle des zweiten Bataillons zurückkam. Weiß nicht, ob ich Dir erzählte, daß er, unser jetziger Führer der M. G. K. 13, beim Fort Brimont vor Reims Ende September schwer verwundet wurde.

Das Regiment lag schwere Stunden im vollen schweren Granatfeuer unweit des Aisne-Kanals und hatte große Verluste. Aber es hieß: ausharren, komme, was da wolle. Die Sonne schien heiß. Die Granaten kamen mit jeder Sekunde toller, und es war kein Ende abzusehen.

„Herr Leutnant, ich habe Frau und drei Kinder zu Hause," hört v. L. dicht neben sich. — „Herr Leutnant," murmelt eine Stimme, der man es anmerkt, daß die Zunge am Gaumen klebt, „Herr Leutnant, meine arme alte Mutter. Was fängt sie an, wenn ich nicht zurückkomme?"

Die Stimmung wird immer unerträglicher. Und bei den zahllosen vor wahnsinnigen Schmerzen wimmernden und sich krümmenden Opfern scheint es nur eine Frage weniger Minuten und die Standhaftigkeit, die das Regiment nun schon so oft bewiesen, muß zusammenbrechen.

Da tönt — erst leise und zaghaft, dann laut und helle durch all das Stöhnen der Sterbenden und das Jammern der Schwerverwundeten — die Stimme eines blutjungen Kriegsfreiwilligen, dessen Feuertaufe dieser Tag war:

„O Deutschland, hoch in Ehren, du heil'ges Land der Treu',
Stets leuchtet deines Ruhmes Glanz in Ost und West aufs neu'!
Du stehst wie deine Berge fest gen Feindes Macht und Trug,
Und wie des Adlers Flug vom Nest geht deines Geistes Zug.
Haltet aus, — haltet aus! Lasset hoch das Banner wehn,
Zeigt der Welt — zeigt der Welt, wie wir treu zusammenstehn!
Daß sich unsre alte Kraft erprobt, wenn der Schlachtruf uns entgegentobt!
Haltet aus im Sturmgebraus! Haltet aus!"

Und alles Klagen und Jammern verstummt vor der Stimme dieses Jünglings, und aller Augen ringsum suchen nach dem Sänger, und Aktive, Reserve und Landwehrmänner legen die Hand wie schmeichelnd an ihr Gewehr, schieben Patronenrahmen nach Patronenrahmen hinein und — halten aus, bis der Abend naht und mit ihm — die Erlösung.

Der Einfluß der frischen und noch begeisterungsfähigen „Kriegsfreiwilligen", die vor Monaten schon bei Ypern mit dem Gesang „Deutschland, Deutschland über alles" dem Granatregen entgegengingen, ist gar nicht hoch genug anzuschlagen. Und jedesmal, wenn ich so einen jungen, lebfrischen Burschen beobachte, geht mir helle Freude auf.

Herzlichen Gruß!

Dein Th. Rocholl.

Nachschrift. Von unten aus der Küche herauf tönt Adorfs Stimme: „Herr Rocholl! Herr Rocholl! Die Festung Przemysl ist gefallen. Die Beute ist unübersehbar!" So mußte es kommen! Nun wird diese frohe Siegesbotschaft die unendlichen Schützengräben entlang rasen von der Nordsee bis zur Schweizer Grenze, und diesseits wird wie Donnerrollen ein millionenstimmiges „Hurra" sich

Digitized by Google

vereinen, dem uns gegenüber ein zähneknirschendes „Goddam“ antwortet.

⊠ ⊠ ⊠

Sainghin, 4. 8. 15.

Feldpostkarte.

Lieber Freund!

Gestern abend fuhr ich Leutnant Löbker zu seiner Kompagnie nach Ligny nahe Aventure. Er hat sich, einige Wochen nach unserem Gefecht bei Angres, das Eiserne Kreuz erster Klasse geholt, durch eine sehr schneidige Patrouille.

Wir fuhren an einer einsam im Felde gelegenen alten Kate vorbei, an die sich eine kleine ernste Begebenheit knüpft. Als die Einwohner von Illies, Aventure usw. ihr Heim im Stich ließen, da die feindliche Artillerie immer heftiger dorthin streute, war in dieser Kate bei einer ganz alten Frau mit ihrer bildhübschen Enkelin ein Leutnant einquartiert.

Die Greisin und das Mädchen waren nicht zu bewegen, ihr Häuschen im Stich zu lassen, und sie waren bei dem Leutnant mit seinen Mannschaften aufs sorgsamste aufgehoben.

Trotz heftigen Granatfeuers blieb die kleine Kate verschont. Unser Brigadegeneral kam eines Tages vorüber, sprach in dem Häuschen vor, sprach noch gütig mit der alten Frau und der anmutigen Enkelin und drückte beim Fortgehen noch dem Leutnant seine Überraschung aus über die Anmut der blutjungen Französin.

⊠ Unser Feldwebel ⊠

Kurz nachher platzte ein Schrapnell, und eine Kugel durchschlägt die Stirn des Mädchens, das am Fenster eifrig nähend saß. Unser Leutnant und seine Leute versuchten vergeblich, die alte Frau zu trösten, der in einer Sekunde der Trost und die Freude ihres Alters genommen waren.

Nachdem ich Leutnant Löbker und seinen Burschen, einen Landwehrmann, den sein Herr nicht genug loben konnte (über alle mir bekanntgewordenen Verhältnisse unserer Offiziere und ihrer Burschen, die oft rührend sind, könnte man Bücher schreiben), in seinem Bauernhofe abgesetzt hatte, fuhr ich auf die Höhe zwischen Illies und la Bassée, um von da aus la Bassée und den Einschlag unserer Granaten westlich davon zu skizzieren.

Die Engländer beantworteten das lebhafte Feuer unserer Feldgeschütze, Haubitzen und Mörser schwach, und es kamen nur fünf Granaten über unsere Chaussee geflogen mitten in das Feld hinein. Für heute genug.

Dein Th. Rocholl.

Der Rest des Kirchturms von Fromelles

Digitized by Google

Karthago und England

Ein Rückblick und Ausblick

Von Prof. Theodor Birt in Marburg a. L.

Schön ist es, im Aeroplan als Kundschafter hoch zu steigen und in einem Blick von oben bis ins Unendliche Länder und Städte zusammenzufassen. Wie mit Adlerblick sieht der Flieger, wenn er will, in einer Tagesfahrt Brüssel und London, Köln und Paris und kann über Ähnlichkeiten und Verschiedenheiten der Völker im Feldbau, in der Kultur und im Städtebau mit rascher Beobachtung Vergleiche anstellen. Auch der Historiker ist solch ein Flieger. Wie der Flieger über den Raum, ganz ebenso erhebt sich der Historiker über die Zeit, um im Hochflug die Flächen der Jahrhunderte und Jahrtausende aus der Vogelperspektive zu überschauen und in einem Blick zusammenzufassen. Und auch ihn fesselt, was er da sieht; denn in der Geschichte der Menschheit nimmt er inmitten des fabelhaften Wechsels des Völkerschicksals zugleich die auffälligen und lehrreichen Ähnlichkeiten wahr, die im Aufbau der Staaten, in ihrem Hochkommen und in ihren Katastrophen bestehen.

Deutschland kämpft heut gegen eine Welt. War es anders, als vor zwei Jahrtausenden der Grieche Themistokles das kleine Hellas gegen die erdrückende asiatische Übermacht, gegen das Vasallenheer des Xerxes führte? Hellas siegte, und unser Herz jubelt der sittlichen Größe des Siegers zu; denn es ging ihm damals wie uns heute. Fesselnder vielleicht ist noch der Untergang Karthagos und sein Kampf mit Rom. Indem wir ihm zuschauen, gleitet unser Flug in das 3. Jahrhundert vor Christi zurück, aber wir behalten dabei zugleich England im Auge, England, das gegenwärtig die Kriegsfurie über die Länder hetzt und sich an Deutschland zu vergreifen wagt.

Gern und oft hat man England mit Karthago verglichen. Auch die Engländer selbst haben das getan. Hier genügt es, die Worte Barrères, die man jüngst in Erinnerung gebracht hat, als besonders denkwürdig zu wiederholen. Im Konvent des Jahres 1793 (am 1. August) rief Barrère von Paris aus in die Welt: „Eines Tages werden die europäischen Völker über die Handelstyrannei der englischen Regierung im Interesse der Freiheit sich vereinigen . . ., Catos Wort verwirklichen und das moderne Karthago zerstören!“ So redete schon damals die Entrüstung, und man sieht: das Vergleichen genügt nicht; sofort stellt auch die Weissagung von der Zerstörung sich ein.

Soll sie gelten? Wird sich heute das Rom finden, das dies Neu-Karthago niederzwingt? Wird der deutsche Kaiser der Scipio sein, der in England landet? Wird er einst als Britanniens Besieger sich so „Britannicus“ nennen können, wie jener Scipio sich „Africanus“ nannte?

Nähern wir uns denn dem „wogenbeherrschenden“ Karthago selbst. Wir müssen dabei unsern Blick, der heut an das Riesige gewöhnt ist, auf kleinere Aspekte einstellen. Denn das ganze Altertum ist Miniatur im Vergleich zu unsrer Zeit, und ein enger Rahmen umschließt das Bild des Lebens der Antike. Heut greifen die Seemächte über alle Ozeane und über beide Hälften der Erdkugel aus; damals war das eine Mittelländische Meer, dies schmächtige Binnenwasser, das Weltmeer. Wo heut das nichts bedeutende Tripolis und Tunis liegt, stand die Karthagermacht an der Küste Afrikas; ihr gegenüber in Italien Rom. Das ist alles. Die Heeresmassen, die sich schlagen, zählen auch nicht nach Millionen, sondern nach Tausenden. Keine Bomben krachen, keine Panzerkolosse dampfen und stampfen durch die See. Nur im primitiven Nahkampf wird mit Spieß und Schwert gefochten, und die Kriegsgaleeren waren lange schlanke Holzkähne ohne Tiefgang, ohne Deck, die nur bei stillem Wetter die See halten und so leicht sind, daß man sie über Land ziehen kann.

Ein Kolonialreich wurde gegründet. Punier, Phönizier haben es getan. Es waren Handelsleute, und sie schufen keine Ackerbaukolonien, sondern nur befestigte Faktoreien und Militärplätze am Strand Nordafrikas von Tripolis bis Marokko und weiter bei Gibraltar, hinüber bis nach Cadix in Spanien. Früh erhob sich dort Karthago als die punische Zentralmacht, und es entstand ein Reich von Kaufleuten wie das englische, ein Reich ohne Raumeinheit, das nur zur See sich verwalten ließ und dessen Straßen Wasserstraßen waren. Die großen Bevölkerungsmassen der von Karthago okkupierten Landstrecken mit ihren Fürsten und Häuptlingen waren kulturlos und wild. Sie glichen der Ware, mit der man Handel treibt. Was kostet der Kopf? In der Tat, so dachte England. Der Engländer hat die schwächlichen Indianer ausgerottet, die starken Neger gejagt, gefangen und als Arbeitssklaven verschachert. Soweit aber ist der Karthager im Mißbrauch der Übermacht anscheinend nie gegangen.

Karthago blieb regsam; es griff nach Sizilien, Sardinien über, schloß mit Marseille, mit Rom Handels- und Grenzverträge, sogar ein Bündnis mit den Etruskern und vermied nach Möglichkeit alle Kriege, die ein Risiko brachten, so wie es auch England gemacht hat, das zumeist nur die schwachen

Digitized by Google

Bevölkerungen mit Truppen anfällt. Die Verfassung war streng aristokratisch, eine Geldaristokratie (Plutokratie). Diese Herren dachten vor allem nur an ihr Bankguthaben und wollten mit möglichst niedrigem Budget arbeiten. Sie nahmen die Methode Gladstones und der englischen „Liberalen" vorweg. Trotzdem rühmen wir den Unternehmungsgeist dieser Kauffahrer. Der Karthager Hanno war der Christoph Kolumbus jener alten Zeiten, der sich im Handelsinteresse mit sechzig Schiffen aus dem Wassertor von Gibraltar ohne Kompaß auf die unerforschte atlantische See hinauswagte, über Cap Verde hinweg bis zum heißen Aquator vordrang und die geheimnisvollen Küsten Westafrikas abtastete: der erste berühmte Versuch zu einer Weltumseglung. Damals entdeckte Hanno auch den furchtbaren Menschenaffen, den Gorilla.

Es war das 5. Jahrhundert vor Christo. Rom lag noch still. Zwei Jahrhunderte früher als Rom stand Karthago schon auf der Höhe seines Daseins, als beneidete Beherrscherin der Wogen, ganz so, wie unser Deutschland, nachdem England sein Kolonialreich um die Erde spannte, noch zwei Jahrhunderte unfertig gelegen und gewartet hat. Ernste Konflikte gab es damals nur mit den rührigen Griechen auf Sizilien. Karthago nahm dort zeitweilig Palermo, Girgenti, gewaltig volkreiche Griechenstädte, die ihm Tribut zahlten. Seine Konkurrenten zu vernichten, daran dachte Karthago nicht. Wer zugleich Tunis und Sizilien in der Hand hat, der hat über die gesamte Mittelmeerfahrt von Ost und West die Handelskontrolle, und so glich dort die punische Seeherrschaft dem Seepiratentum; denn das fremde Schiff, das die karthagische Wasserstraße vertragswidrig befuhr, wurde unbedenklich gekapert und zur Prise gemacht.

Wie viele uralte Städte der Mittelmeerwelt leben in der modernen Zeit in irgendeiner Verwandlung weiter! Ich nenne Palermo, Syrakus, Girgenti, Messina, Patras, Athen. Das „große Karthago" dagegen ist für uns wie ins Meer versunken, abgrundtief. Das Meer der Vergessenheit deckt es völlig zu, und nur wie in gebrochenen Reflexen steigt sein Bild vor uns dämmernd aus der Tiefe. Eine Stadt voll tätigen Gewerbes, voll regen merkantilen Treibens, eine Stadt voll Reichtum und Genußsucht, das muß Karthago gewesen sein. Auf einer kleinen Halbinsel stand sie vorgestreckt über dem Meeresstrand, hoch gemauert wie ein Riesenkastell, das herausfordernd über das Wasser spähte und in dem an die 200000 Menschen hausten. Sie lag im üppigsten Kornland der Welt, handelte nach allen Hauptplätzen mit Elfenbein, Straußenfedern, Fellen und Edelsteinen und hatte vor allem die Goldzufuhr vom Senegal in Händen — Gold, Gold! Auch England liebt die Goldküsten und weiß die Goldminen von Johannesburg zu schätzen. Nichts von religiösem Schwung, von philosophischen Problemen. Auch eine Kunst hat Karthago nicht erzeugt. Es nahm (wie Rom) seine Kunst von den Griechen. Ja, auch von einer Literatur hören wir wenig, und Dauerwert hatte nur eine grundlegende karthagische Lehrschrift über Agrarwesen, die späterhin von Rom benutzt und hoch gehalten wurde.

In mächtigen Mauern steckte der Hafen mit seinen Arsenalen. An den engen Stadtgassen drängten sich, kasernenhaft und trivial genug, die sechsstöckigen Häuser, Schulter an Schulter; die Verkaufsbuden verengten die Brücken. Aber golden waren die Statuen in den Tempeln, massiv golden die Kapellen selbst, golden schimmerten die hohen Zinnen der Byrsa: salomonischer Tempelprunk. Aus wundervollen Bechern tranken die Offiziere im Felde. Der Löwe wurde gebändigt und zum Haustier des Vornehmen. Auf Elefanten ritt man zur Löwenjagd, wie die Engländer in Indiens Dschungeln zur Tigerjagd. Aber es waren keine goldblonden Germanen, sondern schwarzbärtige, dunkeläugige Semiten, diese Punier, und kein Londoner Nebel drückte ihre Stadt, wo die reine Glut der afrikanischen Wüste sich mit dem Hauch des anflutenden Meeres mischte: ein südländisch berauschendes Dasein, wir dürfen es glauben.

Wozu der rastlose Erwerbstrieb? Wozu die Habsucht? Man frage England. Freude am Plusmachen, Freude an der Ausnutzung der Unterjochten, Raffinierung des Wohllebens, Machtgefühl, Rassenstolz, das ist höchster Daseinszweck. Dafür lebt man! Daher schien es nun aber auch den karthagischen Kaufherren eine Torheit, im Kriegsfall selbst ihr Blut zu verspritzen. Es genügte ihnen, für den Kriegsapparat gesorgt zu haben; sie hielten die Kriegsmarine instand; in den Waffenfabriken und Werften wurde gehämmert; auch im Militärstraßenbau, im Geschützwesen, im Bau von Belagerungstürmen waren sie tüchtig und zeitweilig die Lehrmeister ihrer Feinde. Für den Ernstfall aber warben sie Truppen an. Hannoveraner und Hessen haben Englands beste Siege auf dem Festland erfochten. Mit Söldnern hat Napier Indiens Aufstände gedämpft, ist England 1860 in Peking eingezogen, hat Kitchener 1899 den Sudan, Lord Roberts die Buren vergewaltigt. So hat sich damals auch Karthago seine Söldner aus Italien, Spanien, Numidien, Südfrankreich gekauft. Der Geldmann sitzt indes im Kontor. Die Verlustlisten berühren ihn nicht. Wer tot ist, hat nichts mehr zu fordern, und für Geld ist in der weiten Welt immer Ersatz zu haben.

Daher aber regte sich nur zu oft der Haß in den ausgenutzten Völkern, in den Soldtruppen selber. Oft genug hat Karthago Aufstände niederzwingen müssen, in Afrika selbst und in unmittelbarster Nähe der Hauptstadt. Es war ein Krebsschaden am Leibe des Staats, für den der heutige Engländer

Digitized by Google

wiederum das vollste Verständnis hat. Denn wir wissen alle, was heute Irland für England bedeutet, Irland, das jahrhundertelang schmählich mißhandelte. Der Fenieraufruhr, die Dynamitverschwörung in London, die fluchtartigen Massenauswanderungen aus Irland nach Nordamerika sind unvergessen, und sie wirken noch nach. Viele im grünen Eiland hoffen heute auf Deutschlands Sieg, sie hoffen auf den „Untergang Karthagos".

Zwei Jahrhunderte hat sich Karthago trotz jener Schäden glänzend behauptet, und das Reich der Kaufleute gedieh unbestritten, ohne doch große Menschheitswerte auszulösen. Da erhebt sich endlich auf dem gegenüberliegenden italienischen Festland Rom, als Vormacht einer starken Ackerbaubevölkerung. Man stand im 3. Jahrhundert v. Chr., und alles ändert sich plötzlich ins ereignisreich Großartige und Schicksalsvolle; unser Vergleich mit England aber, mit dem England der Gegenwart, das im Bund mit Halbeuropa unser deutsches Land bekriegt, gerät nunmehr bedenklich ins Wanken. Denn in dem Konflikt, der sich jetzt erhebt, ist nicht etwa Karthago, sondern das immer dreist zufassende Rom der Herausfordernde gewesen. Karthago muß sich Roms erwehren, und die berühmten punischen Helden erwachen. Weltmacht stürzt sich gegen Weltmacht: *eine* von beiden kann nur das Meer beherrschen. Wann hat England solches Duell gewagt? und wo sind, frag' ich, heut Englands Helden?

In Shakespeares Königsdramen, da sind die Helden, nach denen ich frage, zu finden, die englischen Eduarde und Heinriche des Mittelalters, der schwarze Prinz, Richard Löwenherz. Es ist lange her. Damals hat es England noch gewagt, im ehrlichen Duell, Land gegen Land, mit Frankreich sich zu messen, als es die Jungfrau von Orléans auf den Scheiterhaufen zwang. So hat es auch noch unter Elisabeth gegen Spaniens Armada nicht ohne wirklichen Heldengeist gerungen. Seitdem England jedoch die koloniale Weltmacht wurde, die noch heute die Welt einengt, ist sein normannisch-germanisches Rittertum dahin, und nur die großartige und doch so feige Piratenraubsucht ist übrig geblieben, deren Größe nur darin besteht, daß sie sich auf große Objekte richtet. Die Billigkeit ihrer überseeischen Erfolge hat die Moral der Engländer verdorben und sie laß und hochmütig und zur selbständigen Offensive unfähig gemacht. 1655 rauben sie den Spaniern Jamaika, 1667 den Holländern Neujork, 1763 den Franzosen Kanada, und so geht es weiter, in aller Bequemlichkeit. Jeder Zweikampf auf dem Kontinent wird sorglich vermieden. Nur wenn andre Staaten unter sich im Krieg liegen, tun sie mit und verbinden sich, wenn ihnen Frankreichs oder Hollands Macht zu lästig scheint, in Koalitionen mit den Feinden Frankreichs oder Hollands. So ging England auch noch 1854 gegen Rußland vor; so heute gegen Deutschland. Immer nur Mitläufer. Es macht sich kein Gewissen daraus, auch die ihm unbequemen Neutralen, wie Kopenhagen im Jahre 1807, hinterrücks zu überfallen; und beiläufig streicht England dann im Verlauf all der Kriege jenseits des Ozeans die Kolonialgebiete ein, die von den in den Landkrieg verstrickten Kontinentalmächten im Augenblick nicht verteidigt werden können. Marlborough, Wellington, Nelson, das sind die drei großen Feldherren, deren sich England zu rühmen pflegt; aber Marlboroughs Erfolge waren nichts ohne Prinz Eugen, Wellingtons Großtat nichts ohne Blücher, und Nelsons, dieses anrüchigen Helden, Seesieg bei Trafalgar hätte im Napoleonischen Weltkrieg schließlich gleichfalls nichts bedeutet, wäre Napoleon 1812 in Rußland Sieger geblieben.

Und heute, wo sind die Nelson und Wellington? Auch heute schieben die Engländer wieder Belgier, Franzosen und Russen vor, die unter dem Feuer der deutschen Sprenggeschosse und Maschinengewehre sich verbluten, begnügen sich ihrerseits bei Ypern, solange es geht, ein Paar Quadratmeilen bundesgenössisches Land zu schützen und suchen währenddessen das deutsche Ost- und Westafrika zu schlucken, womöglich auch noch den neutralen Griechen ein paar Inseln zu rauben, und sie werden obendrein ihren französischen Freunden Calais wegnehmen, wenn wir Deutschen es nicht verhindern.

Wie anders Karthago! Wo ist der Hannibal Englands, wo der Hamilkar Barkas? Die Frage klingt wie Hohn. *Ohne* Bundesgenossen geht Karthago in den Kampf. Gereizt, springt es Rom an die Gurgel, zwei wilde Bestien, die sich ineinander verbeißen, und die weite Welt der neutralen Mächte, Syrien, Pergamon, Ägypten, Mazedonien, alle Königreiche am Mittelmeer, lagern als staunende Zuschauer an ihren Ufern und sehen atemlos untätig dem großen Völkerduell zu.

Zu allen Zeiten hatte es in Karthago tatkräftige, heißblütige Patrioten, kriegerisch hochstrebende Männer fürstlichen Ranges gegeben, die unter den oft wiederkehrenden Namen Mago, Gisgo, Hanno, Hamilkar, Hasdrubal im Buch der Geschichte stehen. Inmitten der Krämer waren sie Träger des imperialistischen Gedankens, die stolzen Verwalter des nationalen Ehrgefühls, die ihr Dasein und alles einsetzten für die große Sache ihrer Vaterstadt. Hamilkar „der Blitz": selbst ein so eingefleischter Römer wie Cato, der das «ceterum censeo» durch den Senat schrie, „Karthago müsse zerstört werden", hat diesen Hamilkar rückhaltlos gepriesen und mit einem Epaminondas gleichgesetzt. Und dazu Hannibal, der Sohn des Blitzes! Er ist das Wunder der Welt gewesen, ein Licht, das durch alle Zeiten strahlt, bewundernswert als Genie, nicht minder aber auch als ethische Größe.

In drei Akten verlief das große Drama, die punische Tragödie. Der erste Akt spielt auf dem Wasser: ein nahezu dreißigjähriger

Digitized by Google

Seekrieg um das reiche Sizilien. Rom ist anfangs nur Landmacht und hat, wie Deutschland vor 1870, keine Flotte. Aber es weiß zu lernen: schon hat es nach dem Muster des Feindes seine Flotten gebaut und stürzt sich in die Seeschlachten auf dem märchenhaft blauen, sommerlich stillen Meer unter den hallenden Felsenufern Siziliens. Der Erfolg wechselt. Nicht nur zehn oder zwölf Einheiten wie heute, nein, Hunderte von Galeeren fechten in Geschwadern auf beiden Seiten; ohne Segel; in drei oder fünf Reihen schlagen die blitzenden Ruder wie Möwenschwingen auf und ab. Rasch und rastlos. So dringen sie vor, zum spitzen Dreieck geordnet; der Gegner sucht das Dreieck zu überflügeln. Sie suchen sich zu rammen, in Brand zu stecken. Ein Krachen und Schreien und Versinken. Da erfindet der Römer die Kampfmaschine des Enterhakens, und Panik und Ratlosigkeit kommt über die Punier, so wie das neue, große deutsche Unterseeboot der Schrecken der britischen Herren der Meere geworden ist. Eine Entscheidung blieb aus; es währte zu lang; beide Kämpfer ermatten; aber Rom hat sich als der überlegene Teil erwiesen und diktiert den Frieden.

Karthago beugt sich, aber es erholt sich rasch; es will Vergeltung, und der heroische zweite Akt beginnt. Jetzt vermeidet die früher so stolze Seemacht ängstlich den Flottenkampf (so wie auch England heute seine Invincibles vor uns in der Irischen See versteckt), und die Kriegsmarine dient fast nur noch zur Deckung der Militärtransporte. Aber Karthago überbietet sich selbst. Der junge punische Reitersmann Hannibal zieht aus mit seinem herrlichen Vater und erobert Neuland; in sieben Jahren nehmen sie Spanien ein und verdoppeln damit fast ihren Landbesitz. Rom erhebt Protest und fordert eifersüchtig den Ebro als Grenze. Hannibal aber setzt über den Ebro, erzwingt in raschem Stoß den offnen Durchmarsch durch Südfrankreich, bricht über die Rhone, bricht mit seinen Elefanten über den straßenlosen Hochkamm der Alpen, ein Siegeszug und Eilmarsch durch wildfremde Länder und durch die halbe Länge Europas. Norditalien erhebt sich schon für ihn, und die Welt staunt: die römischen Armeen brachen rasch zusammen, Schlag auf Schlag, unter den Hieben Hannibals. Größeres hat kein Bonaparte vollbracht. Jedenfalls ist dies die genialste Kriegsführung der ganzen älteren Weltgeschichte, und die Menschheit wird sie noch bewundern, wenn auch Englands Siege alle vergessen sind.

Aber nun rächte sich das System. Hannibal hatte nur Söldner. Die Werbungen hörten auf; Karthago schickte kein Geld, keinen Ersatz, und des unbesieglichen Feldherrn Heer zerbröckelte ihm jammervoll unter den Händen. Im Umland Roms dagegen erhob sich der Landsturm. Die allgemeine Wehrpflicht Preußens ist römisches Gut. Sie hat sich damals wie heute glänzend bewährt; sie hat damals wie heute die Heimat aus der Vernichtung errettet und den Sieg erbracht. Militarismus. Das ganze Volk in Waffen. Ein grenzenloser Opfermut. Neu und doppelt stark wuchsen alsbald aus dem Boden Italiens die Legionen, und zehn Jahre danach stand der Römer Scipio vor den Toren Karthagos. Hannibal war ein Flüchtling. Die Landmacht Rom hatte die einstige Beherrscherin der Wogen besiegt und zwang sie jetzt zu dem demütigendsten Frieden, dem Genie Hannibals zum Trotz und kraft ihres gesunderen Wehrsystems, das allerdings vornehmlich nur den Landmächten mit einheitlicher Bevölkerungsmasse angemessen ist.

Darum prophezeien wir und ziehen die Lehre: auch in dem heutigen Weltkrieg wird das englische Söldnerwesen gegen das deutsche Volk in Waffen nichts vermögen. England wird uns kein Cannä bereiten; es hat keinen „Hannibal ante portas" für uns. Und doch sind uns gegenüber Englands Kampfkraft und Machtmittel ungleich größer als die Karthagos gegen Rom. Denn es hetzt die Millionenheere seiner Verbündeten gegen uns; es hat durch seine Gelder sogar Italien, unseren Bundesgenossen, uns abtrünnig zu machen gewußt und zum schnöden Wortbruch verleitet und spart dabei seine eigenen Kräfte für künftige Entscheidungen. Nicht nur das: auch sonst hat England Eigenschaften, durch die es die alten Punier übertrifft und die es zu einem fataleren Gegner machen, als Karthago je es gewesen ist. Denn England hat mehr Organisationstalent, nützt seine Kolonien planvoller aus und weiß seine Schutzgebiete geschickter in seine eignen Interessen hineinzuziehen; es verfügt über eine Kunst zu herrschen, die wir bewundern. Vor allem aber hat sich England die Perfidie Roms zu eigen gemacht, die Perfidie, durch die Rom die Welt unter sein Joch zwang. Mit Grauen verfolgt der Historiker die überall unfehlbar siegreiche Wirkung dieses grotesken Spiels mit der Unwahrheit.

Wir sind keine Schönfärber des klassischen Altertums; denn auch wenn wir alle kleinen Laster der Griechen, wenn wir alle großen Verbrechen Roms aufdecken: die grundlegende Bedeutung der Antike für die Menschheit bleibt in alle Zukunft dieselbe. Wer aber die Weltherrschaft Roms verstehen will, muß auch die Mittel kennen, durch die sie zustande kam. Römischer Imperialismus, römische Lüge, römische Brutalität, die sich in Tugendphrasen hüllt, römisches Raubsystem, römische Kunst Bündnisse zu schließen, in fremde Händel sich einzumischen und gegebene Versprechen nicht zu halten, römische Verunglimpfung des Gegners (denn Rom hat nicht aufgehört auf seine Gegner, die Punier, zu schimpfen und Anklagen der Niedertracht auf sie zu häufen, die unendlich viel mehr auf Rom selbst zutreffen): alles das war einst römisch; alles das ist heut englisch: englischer Imperialismus, englische Lüge und so fort. Ich will es nicht noch einmal aufzählen.

Digitized by Google

Eben darum aber muß England diesen Krieg verlieren. Es ist die sittliche Pflicht der Weltgeschichte, daß das geschieht.

Karthago wurde schließlich zerstört, vom Erdboden wegrasiert: und das ist der dritte Akt der punischen Tragödie. Rom hatte das fest beschlossen, aber es ging heimtückisch vor. Es garantiert der schon ganz geschwächten Gegnerin, wenn sie Geiseln gibt, ausdrücklich Autonomie und den Besitz seines engeren Landbesitzes, und dreihundert seiner vornehmsten Jünglinge liefert Karthago als Geiseln wirklich aus. Dann landet plötzlich Roms Heer zum Angriff und umkrallt die Stadt mit stählernen Fängen. Karthago sucht sich zu entwinden, und wieder verspricht Rom Schonung, wenn die schon halb wehrlose Stadt 200000 Rüstungen und 2000 Geschütze ausliefert. Auch das geschieht. Dann fällt Rom wortbrüchig über Karthago her und zwingt es durch Hunger. Die Einwohner wurden sämtlich massakriert oder in die Sklaverei verschleppt bis auf den letzten. Karthago war gewesen; es war pulverisiert und fiel in Staub und Asche, im buchstäblichen Sinne des Wortes. Ein jeder Toter erhält sonst sein Grab; die gestorbene Weltstadt hatte keins. So wie ein Bauer die Zwiebel aus dem Acker reißt, war es mit dieser Stadt geschehen: keine Spur im Sand ließ erraten, wo sie gestanden. Eine leere Düne am Meer, das war alles.

Und England? Sollen wir es mit ihm ebenso halten? Soll das Wort, das damals im Konvent fiel: „Eines Tages werden die Völker das moderne Karthago zerstören" zur Wahrheit werden? O nein. Es war vielleicht kein unersetzlicher Verlust, daß in jenen alten Zeiten Karthago unterging; denn Karthago war schließlich, alles in allem, nicht besser als Rom. Anders England: man soll es nicht vernichten. Aber es wird geschehen, wenn es nicht lernen will. Der erste punische Krieg zwischen Deutschland und England, den wir heut durchkämpfen, ist so gut wie entschieden. Einen zweiten wird England nicht überleben.

Was also wollen wir? Die Spinnennetze zerstören, mit denen es in allen Ecken seine Opfer fängt. Als ein wirklich gleichartiges Glied der Kulturwelt soll England in der großen Gruppierung der Erdenvölker sich bewähren. Sein Piratentum, das Weltplünderungssystem muß es aufgeben, wählerisch in seinen Mitteln werden und sich unterordnen unter den deutschen Gedanken der friedlichen Arbeit und des gleichberechtigten Wettbewerbs aller europäischen Völker.

Denn, wer weiß? ein anderer Zweikampf von unerhöhter Größe steht unserem Erdball noch bevor: der Kampf Europas mit Asien. Die gelbe Rasse gruppiert sich schon gegen die weiße, füllt schon ihre Arsenale und hat schon ihren ehrgeizigen Führer gefunden. Wir wollen England in Ziele hineinzwingen, die uns gemeinsam sind; es soll sich seiner Herkunft, seiner Rasse, seiner Tugend erinnern und mit uns einig werden als Mitstreiter in der Wahrung unserer heiligsten Güter.

Aber unsere Phantasie hat sich unvermutet in das Zukünftige verflogen. Der Luftschiffer, der seine Taube lenkt, kann auch durch Wolkenmassen dringen, und ihm ist es Wonne, aus Nebel und Dunst in fremde Meere und in das noch nie Geschaute hinauszuspähen. Der Historiker, und flöge er noch so hoch, sieht im freien Lichte immer nur die Vergangenheit und immer nur das ihm längst Vertraute; will er vorausschauen und in die Zukunft dringen, verschlingt ihn gleich die Nacht, die Steuerung versagt, und er glaubt sich ziellos im Unbekannten zu verirren. So ist es jetzt auch mir geschehen, und ich gehe rasch im Gleitflug nieder, um mit dem Leser im Gegenwärtigen zu landen. Gottlob, wir landen getrosten Mutes in der Gegenwart. Denn wir Deutschen stehen stolz und kühn auf ihrem Boden. Siegeskunden fliegen zu uns herein von allen Grenzen; und sie hören nicht auf. Die heilige Not kam über uns; unermeßliches Blut ist geflossen; aber die Notwehr hat uns stark gemacht. Mag man England, unseren Feind, mit Rom, mag man ihn mit Karthago vergleichen: du bist unvergleichlich, du Land der Ideale, du Land der Arbeit, du Land der Taten, mein teures, schwergeprüftes, mein unüberwindlich heldenhaft kämpfendes Vaterland.

Verwundetenzüge

Züge höre ich nachts auf den nahen Gleisen, —
Züge, — man meint, daß sie fiebern und schwarzrot tropfen,
Vorsichtige Züge, in denen Verwundete reisen,
Züge, die Herzen haben. Man hört sie klopfen.

Die kühlen Nächte, meint man, reichen Verbände
Hinein in die Züge Deutschlands zuckenden Söhnen.
Wenn Regen rieselt, meint man, träufelnde Hände
Besprengten die heiligen Züge, die fiebernd stöhnen.

Frida Schanz

Digitized by Google

Die Taufe im Wirtshaus

Von Marthe Renate Fischer

Sie kamen aus dem Eichbusch mit den Schäleichen. Der Knecht fuhr, der Wirtssohn ging nebenher. Die Fuhre war breit und hoch geladen, und sie hatten Mühe, daß sie durch den Torweg kamen.

Auf dem Hofe standen die Hauklötze schon bereit, und die Frauen stellten sich gleich zum Klopfen ein.

Da war die Wirtin, eine ältere Frau mit breiter Taille und einem unvergleichlichen Hüftenumfang, sodann die Tagelöhnerin, der es ebenfalls an Fleischpolstern nicht mangelte, und schließlich die kleine Matrone, Patenkind der Wirtsfrau, bisher bei ihrer Mutter im enggebetteten Dorfe fleißig, brav und folgsam gewesen, jetzt aber als Magd der Frau Pate überwiesen.

Matrone war sechzehnjährig, ein stämmiges Mädelchen mit unschuldsvollem Kindergesicht. Diesem Ausdruck der Unschuld schmolz sich ein anderer bei, der wie Dummheit aussah, aber gläubige Einfalt war. Denn dumm war Matrone nicht: sie mied die Burschen, die es alle gelüstete, das viereckige Mädelchen aufzuziehen, und hielt sich der Frau Pate zu, von dieser unter ihren breiten Schutz genommen.

Die Wirtsfrau nämlich hatte nur den einen Sohn. Darum waren mütterliche Gefühle weicher Art in ihr frei geworden, Gefühle gegen ein Unmündiges, die sie an des Sohnes Frau nicht los werden konnte. Denn die war handfest und arbeitstüchtig, ein heiteres, junges Weib, das seinen ersten Sohn schon geboren hatte. Von der Taufe, die bevorstand, sprachen sie beim Eichenklopfen.

Die junge Frau schaffte im Haus. Mitunter trat sie an das Fenster und schaute auf den Hof hinaus, wo ihr junger Ehemann das Reisig in passende Stücke zerhackte, die in die Hände der Frauen übergingen und von diesen auf ihren Hauklötzen mit der Rückseite kleiner Handbeile bearbeitet wurden, bis die Rinde sich lockerte. Es ist dasselbe Verfahren, das die Jungen in Anwendung bringen, wenn sie sich aus Weidenruten den Wuppwupp klopfen. Die nackten weißen Hölzer werden schließlich in kleine Stücke zu Brennholz zerschlagen, die Rinde fällt dem Gerber zu.

Die Frauen mochten etwa eine Stunde bei ihrer Arbeit zugebracht haben, als eins auf den Hof heraus polterte, ein junger Bursch, der noch den Mund wischte vom Trunk, den er in der Schenkstube getan hatte.

„Weißt denn du," rief er zum Wirtssohn hinüber, „daß Lattermann erschmissen ist — Philipp? Sein Eichenreisig ist umgekippt, und er ist drunter gekommen. Er ist tot. Derstickt. Er war wieder im Dampfe." Er ließ den Kopf hängen und streckte die Arme zu lächerlichen Gebärden vor. „Hier fällt einer hin — da fällt einer hin ..."

Aber die Wirtin, die erschrocken war, unterbrach ihn kurz: „E Totes soll man nicht veralbre."

„Schöne!" gab der Bursch zurück. „Aber schade ist das doch, daß er seinen Vortrag nicht mehr halten kann. Der hat immer Leben gemacht. Nun haben wir uns alle schonst auf eure Tääfte (Taufe) gefreut, daß der Zauber wieder losgehen soll, und da sterbt der dumme Kerl weg. E anderer kann das gar nicht so rausbringe. Ganz vernünftig fängt er seine Sache an, nachen wackelt er mit dem Kopfe und heult los. Dar glaubt sich seine Lügen alle selber."

„Er hat den Krieg doch mit beigewohnt," sagte die Wirtin ernst.

Da drehte der Bursch sein Schnurrbärtchen und antwortete: „Ich war auch bei'n Soldaten."

„Ja, aber zu Friedenszeiten. Du hast exelziert und den Urlauber gespielt, und er ist in den Krieg mit drinne gewesen."

Sie redeten so weiter, und die kleine Matrone hob das Kinn und fragte mit ihren Augen.

Da belehrte die Wirtsfrau, daß Philipp Lattermann den Krieg von 1870 mitgemacht habe, bei Wörth, Sedan und Paris sei er mit dabei gewesen. Er habe immer

Digitized by Google

das Signalhorn blasen müssen, woher er der Signalist benannt worden sei, Hornist aber sei er geschrieben worden. Er sei ein Bauer hier aus dem Orte. Der habe Kugeln die schwere Menge pfeifen hören.

„Hier fällt einer hin — da fällt einer hin," sagte der Bursch mit Grabesstimme.

Just in dem Augenblick trat Philipp Lattermann auf den Hof. Sein Gesicht und seine eine Hand waren vom umstürzenden Eichenreisig zerkratzt worden, die zuständige Rockseite hatte ein paar Risse davongetragen. Er war ein schmeidiger Mann mit hagerem, lederbraunem Gesicht.

Stillschweigen empfing ihn, befreite Heiterkeit folgte dem Schweigen. Ach, er sei doch totgesagt worden! Nun werde er wohl hundert Jahre alt werden. Er solle erzählen.

Ja, sagte Lattermann, die Zerrkuh sei gesund, die sei stehen geblieben, als der Wagen umgeschmissen sei. Er selbst sei dann hervorgekrochen, allzu weit habe er nicht drunter gelegen.

Er betrachtete seine rechte Hand, der Ballen hatte eine häßliche Wunde. Sein Gesicht sah schnurrig aus, halb weinerlich, halb pfiffig, dabei zeigten sich seine sämtlichen fünf Zähne. Vier kamen auf den Unterkiefer, wo sie unnachbarlich standen, einer wuchs aus dem Oberkiefer hervor. Er war so lang, daß er die untere Lücke mit ausfüllte.

Der Bursch sah den Mann an; aber er hänselte ihn nicht. Nein, davor hütete man sich. Lattermann war wie Schießpulver. Bloß wenn er seine Kriegserlebnisse vortrug, dann wurde er zu Brei, und man konnte seinen Jux mit ihm haben.

Als Lattermann die Augen von seiner Handwunde ablenkte, traf er auf die teilnahmvollen Blicke der kleinen Matrone. Mit aller herzlichen Einfalt sah sie ihn an.

Nun ließ er seine Augen mit Besinnlichkeit auf ihr ausruhen, setzte sich, da die Tagelöhnerin ins Haus gegangen war, auf deren Haukloß nieder und fing eine Unterhaltung an.

„Wie ist denn der Name?" fragte er das Mädchen.

„Der Hausname ist Spaatz."

„Und der Rufname?"

„Matrone," sagte das Mädchen, „hier nach der Frau Pate."

„Und der folgende Name?"

„Mit den heiße ich Barbara, nach der andern Frau Pate."

„Siehst du wohl —" sagte Lattermann wichtig, „no, du wirscht doch auch noch einen dritten Namen haben, nach deiner dritten Frau Pate."

Matrönchen merkte nicht die Neckerei, sondern gab ehrlich zurück: „Nee — mit meinen dritten Namen da heiße ich nach mir, da heiße ich Karline."

Lattermanns Gesicht zog sich in das Pfiffige und lachend Heitere. Er sah liebevoll väterlich aus. Aber darunter war etwas Unfestes, was einen Teil des Wertes benahm, etwas Wehleidiges. Und weil seine Augen ein wenig feucht und gerötet waren, dachte man gleich an den Trunk.

Er suchte in der Weste umher nach einer Münze, die er mit harten Fingern erwischte und dem Matrönlein zusteckte.

„Spar's!" sagte er. Und dann kam ihm das Unbehagliche und Unrastige, und er erzählte allerlei von seinem Unfall.

Dabei hielt er die Augen auf seine Hand gerichtet, die die Schrammen und die Wunde zeigte, strich daran umher, sprach vom Verbinden und förderte schließlich seine Schnapsflasche zutage.

Mit der verfügte er sich ins Haus und holte seinen Trunk.

⁂ ⁂ ⁂

Die Taufe, die die Wirtsfrau für das Enkelsöhnchen herrichtete, war groß. Vier doppelte Gevattern, die sich aus zwei Paar verheirateten Leuten und zwei Paar Ledigen zusammensetzten, waren geladen, außerdem an Nachbarn, Freunden und Verwandten ein großer Ring.

Die Vorrichtungen waren dem Umfang entsprechend gehalten. An trockenem Kuchen war gebacken worden der Krümelkuchen, der Mandelkuchen, der Ringel, der geschlagene Aschkuchen, der dicke Kuchen, der Schokoladenkuchen, der Hirschhornskuchen und das Gebackene — an nassem Kuchen gab es den Mohnkuchen, den Quarkkuchen, den Preiselbeerkuchen, den Hutzelkuchen und den Rhabarberkuchen mit Eierguß und Gitter.

Der Abendtisch war ebenso reich versehen. Es wurden Suppe und gespickter Rinderbraten aufgetragen. An Salaten wurden Gartensalat und Sellerisalat dar-

Digitized by Google

gereicht, Herings- und Kartoffelsalat. Mitten in der Längslinie des Tisches standen in ausgiebiger Folge kleine Näpfe mit eingebratenen Mahlbeeren (eingemachte Preiselbeeren) neben Kirschen und Zwetschen (Pflaumen). Die kalte Kost bestand in Schweinebraten, Hackebraten, Schinken und Wurst. Als Trunk wurde Weißwein geschenkt.

Das bildete aber dennoch nicht, nächst dem Taufakte, die Hauptsache zur Taufe. Die Hauptsache waren vielmehr die verschiedenen kleinen Nebensachen, die Jauchzrufe des Lebens und die allerhand Vertracktheiten, die auf altem Überkommnis beruhen, auf kleinen Spitzfindigkeiten und Klugheiten längst vermoderter Gehirne, die der Märchentrieb aufgefangen und aufbewahrt hat.

Was wird den thüringischen Müttern nicht alles geraten, im Interesse ihrer Kinder zu tun, kaum daß sie ihr Kommen gemeldet haben! Was wird ihnen nicht alles im Drohtone verboten! So eine Wöchnerin in den Keller geht, ehe denn ihr Kindlein neun Tage alt ist, so verfällt dies Kindlein dem Zuchthause.

Wessen muß sie nicht alles acht haben bei der Wahl ihrer Gevattern! Bruder und Schwester darf sie nicht zugleich als Gevattern haben, ebensowenig eine Frau, die selber der Geburt eines Kindleins entgegensieht. Dreißig, vierzig, fünfzig Verbote würde man ohne Mühe herzählen können.

Ganz amüsierliche darunter. Auf daß sein Kindlein nicht dumm werde, hat der Taufvater am Tauftag zwei bis drei Fläschchen Likör hinzustellen, von denen die Paten alle, bevor sie zur Taufhandlung gehen, zu trinken haben, ebenso haben sie von jeder Sorte Schmeerkuchen (nassen Kuchen) zu essen, den die Taufmutter dazu gestellt hat.

Beim großen Abendschmause hebt dann noch einmal der Speisezwang an.

Wenn nicht alle diese kleinen Vorsorgen wären, würde der Tauftag sich nicht genugsam abheben, würde er den kirchlichen Festtagen allzu ähnlich werden, und der Thüringer braucht Buntheit.

Auf dem Gang zur Taufe tragen die Gevattern alle den Patenbrief in der Tasche, das flache Schächtelchen mit dem Wachsengelchen und dem Eingebinde, einer Geldgabe von zehn Mark etwa, und im allerkleinsten Schächtelchen daneben, locker klappernd, in Kupfer- und Nickelgeld, einige Groschen im Wert, die Plapperpfennige des Kindes — die ein baldiges Sprechen bewirken sollen.

Wenn sie im Taufhause wieder angelangt sind, stecken sie diesen Patenbrief mit all seinen Zubehören stillschweigend jeder dem Täufling unter das Kopfkissen, und wenn sie zum Abend am festlich gedeckten Tische sitzen, vom Braten und den Salaten essen, von den Kompotten mit ihrer Gabel, ohne den Zwischenweg über einen eigenen Teller, bissenweise heranholen, und vom Weißwein trinken — tritt die Taufmutter an jeden heran und reicht jedem seine Gabe wieder dar, seine sechs oder zehn oder fünfzehn Mark, die er dem Kindchen eingebunden hatte. „Hier hast du e Geschenke," spricht sie, „weil du das Kind gehoben hast."

Unter den Gevattern war auch Lattermann. Er hatte seinen guten schwarzen Rock zur Taufe angezogen.

„Das Eingebinde geben wir zurück," hatte ihm die Wirtsfrau zuvor gesagt.

„Jo?" war seine Frage gewesen.

„Jo."

Da hatte er fünfzehn Mark eingebunden. Denn es kommt auch vor, daß das Geld nicht zurückgegeben wird, darum muß man immer unterrichtet sein.

Man merkte dem Mann den gewesenen Soldaten an: er hatte doch ein Korn Elastisches und Straffes an sich — von keinem zuviel, aber dessen genug, um den Ursprung zu verraten. Und neben dem Elastischen eine Schmeidigkeit an Gebärden und Bewegungen, die beinahe an einen Komödianten erinnerte, an einen phantasievollen Lügner, an einen Dichter, an einen Mann im ersten liebenswürdigen, schwungvollen Rausch. Er war sechsundsechzig Jahre alt. —

⁂ ⁂ ⁂

Sie saßen alle am Tisch, die Gevattern, die Gäste, der Taufvater und die Kindfrau. Die alte Hausfrau und die junge Hausfrau, sowie die kleine Magd Matrone nahmen sich der Bedienung an. Die Frauen nötigten zum Zulangen, und Matronchen schleppte herbei und trug hinweg.

Neben Philipp Lattermann saß Düppe,

Digitized by Google

Schultheiß aus einer der Nachbargemeinden, ein kleiner Mann mit grau verbrannter, fahler Gesichtsfarbe, platter Nase und schlichtem, rund geschnittenem, schwarzem Haar. Sein Kopf war groß, sein Hals nicht lang. Seine Gestalt sah aus, als ob er einen breiten Schlag auf den Kopf bekommen hätte, von dem er zusammengesackt wäre. Aber er war ein gescheiter Mann, dem die dicht herangerückten Berge den Horizont nicht abgedämmt hatten.

Auf Düppes anderer Seite saß der Lehrer, ein dickschnauzbärtiger verständiger Herr, der erst seit einem Vierteljahr im Orte war.

Er hielt eine schöne Rede auf die drei Generationen, die Großmutter, das Elternpaar und das Kind, und flocht allerlei heitere Wendungen hinein. Nach ihm hub Philipp Lattermann zu sprechen an.

Er hatte rasch gegessen und häufig sein Glas ausgetrunken. Seine Augen, ein wenig verschwommen, waren im Blick fern und erhaben, als ob ihn die Menschen alle nichts angingen. Herausfordernd stand er da, zehn Ellen hoch über ihnen.

Er schlug mit der Gabel an sein Glas und begann also: „Meine verehrten Freunde und Gevattern! Wir haben unseren Täufling in der Kirche drinne gehabt und haben unser Glaubensbekenntnis für ihn abgelegt. Da mag es an der Zeit sein, daß wir auch einmal über das Leben selbst wegsehen, wie sein Lauf ist. Ich bin 1870/71 mit in Frankreich gewesen. Ich habe bei den 95ern gestanden. Weißenburg, Wörth, Sedan, Paris, ich bin überall mit dabei gewesen. Ich wurde Hornist geschrieben, war aber Signalist. Meine Herren, in Sedan sind uns die Franzosen zugelaufen in Scharen, die haben sich freiwillig ergeben. Sie konnten in dem Stile nicht weiter machen. Sie haben sich gewehrt. Erst haben sie tapfer gekämpft, danach mit der Wut. Aber wir waren gelassener. Ich habe welche von unseren Leuten sehen mit Gesang ins Feuer ziehen. Die sangen noch, wie das Fallen schon seinen Anfang nahm. Denn sie fielen rundum" — Philipp Lattermann zeigte nach seinen Worten — „hier — da — rechts — links — hinten — vorne.

„Unsere Herren Offiziere mußten von ihren Pferden absteigen und zu Fuße kommandiere. So schlimm ging das her. Aber bei Wörth ist es noch schlechter gewesen. Ein Pferd um das andere wurde leer. Wo einer zu Pferde saß, da waren zwanzig Flintenläufe gleich hingericht'.

„Der Moltke, der hat alles geführt und ausgeführt. Der König Wilhelm fragte ihn: ‚Wie ist's?' Danach gab er Bescheid. 84 000 Mann mit dem Kaiser Napoleum an der Spitze, die haben sich bei Sedan ergeben.

„Das war e gewaltiger Tag — der Tag, wo wir in Sedan Einzug hielten — der König Wilhelm — und der Napoleum — und ich mit. — So zogen wir ein. — Und ich — mußte blasen." Er hob Kopf und Hand, als ob er das Signalhorn zu den Lippen führe. Seine Gestalt war kühn gereckt. Sein Gesicht hatte sich gerötet. Alles lebte an ihm.

Düppe sagte halblaut neben ihm: „Das ist doch unwahr. Du bist doch nicht mit drinne gewesen in Sedan. Das war doch überhaupt ganz andersch, die Zusammenkunft." Aber es änderte nichts am Ausdruck von Lattermanns Gesicht, der ein verklärter war. Er stand immer noch da mit der erhobenen Hand, die Augen weit hinausgerichtet.

Einer sagte unten am Tisch: „Er macht nichts als Lügen." Und ein anderer sagte: „Nu bringt nur balde e Taschentuch her, das Heule wird gleich losgehen." Und sie sprachen laut genug, daß Lattermann sie verstehen konnte.

Die meisten der Gäste aßen noch, sie waren bei den kalten Gerichten angelangt, beim Schweinebraten und Hackebraten, den Würsten und dem Schinken. Dazwischen streckten sie ihre Gabeln über den Tisch nach den Kompottnäpfchen aus, um einen Bissen heranzuholen, oder sie langten nach ihren Gläsern mit dem Weißwein und tranken.

Sahen zugleich zu Lattermann hin, stießen sich an und tauschten halblaute Bemerkungen aus.

Die Wirtsfrau hatte sich jetzt auch an den Tisch gesetzt. Sie nahm einen breiten Platz ein. Ihr Blick, den sie auf Lattermann heftete, hatte etwas Sinnierliches, als suche sie das andere in ihm.

Sie hatte ihn in jungen Jahren geliebt, ehe er in den Krieg gegangen war. Als

Digitized by Google

er dann heimgekommen war, hatte er seine Liebe zu ihr vergessen. Oder er hatte sich selbst vergessen in Frankreich auf den vielen Schlachtfeldern und hatte einen anderen mit heimgebracht, als der da ausgezogen war. —

Als es zu Lattermann hinschallte: „Nu bringt nur balde e Taschentuch her, das Heule wird gleich losgehen ...“ und zuvor: „Er macht nichts als Lügen ...“ da veränderte sich Lattermanns Gesicht: es sah aus, als ob es ein wenig grauer werde.

Gewiß war, daß seine Züge abschlafften. Ein bißchen verdutzt und ungewiß sah er umher. Dann aber wurde sein Gesicht allmählich pfiffig, als sei alles ja doch wahr, und er erzähle nur aus weitem Umkreise.

Er trank sein Glas aus, legte wieder den Kopf zurück, und in seine Augen trat wieder das unruhige Feuer.

So begann er aufs neue: „Lieben Freunde und Gevattern — ich bin bei Sedan verwundet worden, ich hatte einen Schuß im linken Schenkel. Es schmerzte da was — hinterher fühlte ich auch das Blut. Mein Nebenmann hatte was zwischen die Zähne genommen, wodran er kaute. Darum konnte er nicht Hurra! schreie; aber er schoß unverdrossen. Nun nahm ich auch was dazwischen, e Stückechen Holz. Es schmeckte aber nach Blut. —

„Die Spuren waren kraß, die wir hinter uns zurückließen. Wo wir über e Feld wegmarschiert waren, da lag es überall dicke voll gesät von Verwundete und Tote. Sie fielen rechts und links, vor uns und hinter uns. — Hier fiel einer um — da fiel einer um. — Das ist kein Geschicke, meine Freunde, das ist Glücke, wenn ma heile davon wegkommt.

„Wir haben das in der Instruktionsstunde gehabt“ — seine Stimme zitterte, aber er hob dennoch wieder die rundgeschlossene Hand an die Lippen, als ob er das Signalhorn führe — „daß wir uns decken sollen — aber drücken sollen wir uns nicht. — Nun mußte ich zum Sammeln blasen. — Da hatten sich welche in enen Steinbruch gelagert. Die traten wieder an. — Sie machten ihre Rücken krumm — schrien Hurra und gingen los.“ Er reckte seine schmeidigen Glieder und rief mit Kommandostimme: „Schuppenketten unters Kinn! Bataillon vorwärts! Marsch!“ Dann drückte er seine Hand vor die Augen, und seine Schultern ruckten im Schluchzen. „Von den Krieg kann ich nicht hören rede, da kann ich nicht dran zurückdenke,“ sagte er mit gänzlich zerbrochener Stimme, „ohne daß ich heule.“ Sein Gesicht war vom Kampf gegen das Weinen zusammengedrückt. Die vereinzelten langen Unterzähne griffen über die Oberlippe, und der einzige lange Oberzahn griff nach unten über. Dick flossen die Tränen.

Die Lacher waren nun doch still; aber sie stießen sich an und beobachteten, die Leiber vorgebückt, die Blicke fest an den unseligen Lattermann geklebt.

Und ihre Lippen kräuselten sich.

Und einer sagte: „Gebt ihm nur e frisches Taschentuch, seins das reicht nicht mehr hin.“

Und der Bursch, der schon bei den Soldaten seine Zeit abgedient hatte, erhob seine Stimme lauter und warf abschätzig zu dem weinenden Lattermann hinüber: „Westerwegen macht denn ihr euch krumm, wenn's ans Schießen geht? Das ist wunderbar.“

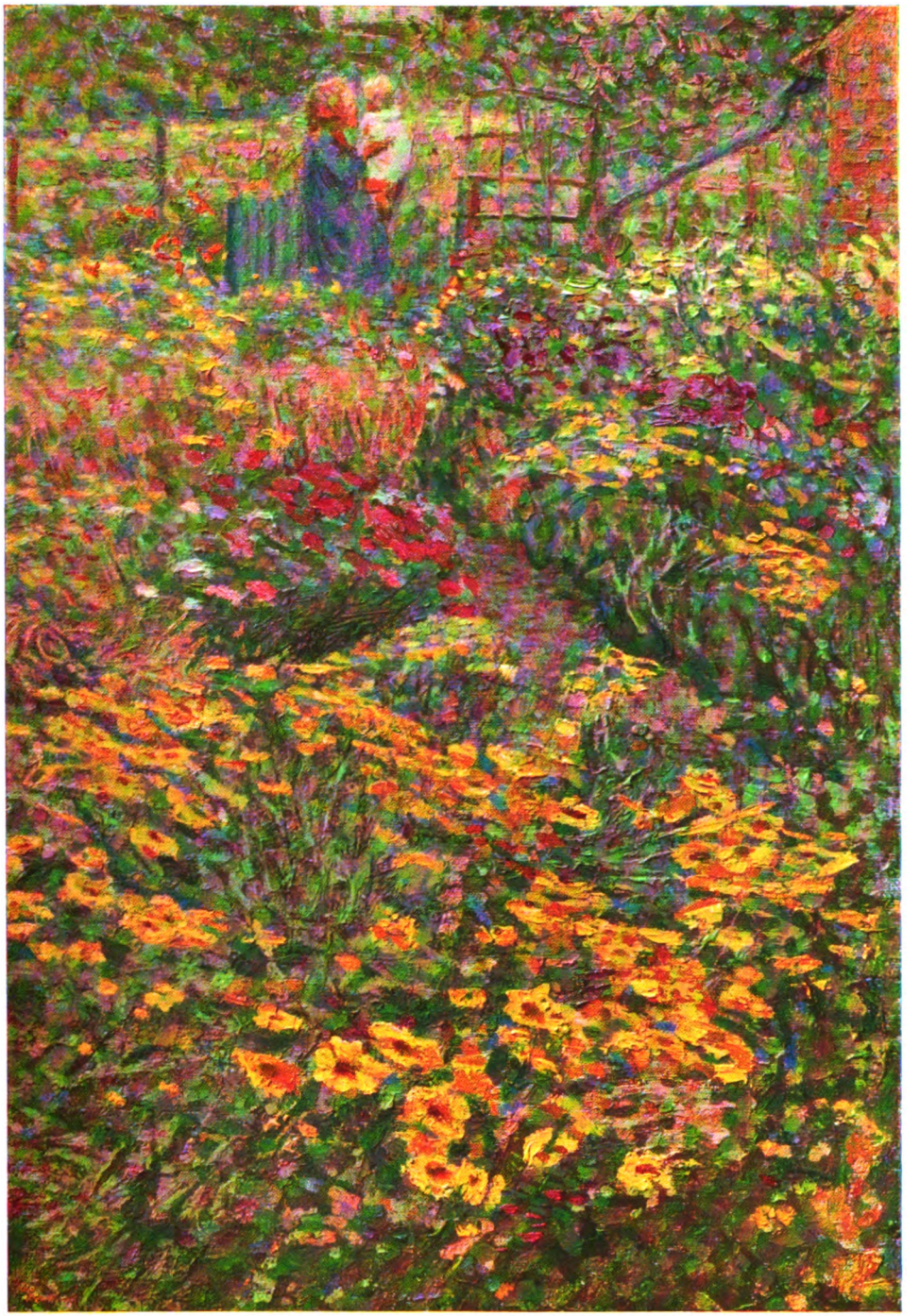
Da trocknete Lattermann seine Tränen ab, ein Ausdruck von scharfem Zorn trat in sein Gesicht und er schrie: „Das ist noch besser, als wenn ma hoch danach guckt. Manch einer hat seinen Kopfschuß daher weggekriegt. Was weeßt denn du, wie es auf enen Schlachtfelde hergeht. Die Kugeln, die haben kene Furcht nicht, die dringen überall ein. Und wo ene Granate zerplatzt, da gibt es abgerissene Glieder. Und zuletzt der Kampf mit dem Bajonett.“

Er schüttelte sich. Endlich raffte er sich wieder zusammen.

„Meine lieben Gevattern,“ hub er von neuem an, „ich habe von meiner Verwundung gered't. Ich kriegte auch noch den Typhus dazu. Da schafften sie uns nach Bremen hin, sie sollten uns auskoriere.

„Ich wurde im Verlaufe denn auch gesund und mußte mich in Gotha wieder stelle. Da kam ich um Urlaub ein. Ich wollte auf drei Tage heim und wollte Abschied nehmen. Man wußte doch nicht, wie das ablaufen würde. — Man mußte — man mußte — zu seiner Mutter — doch nochmal — Lebewohl sage.“ Die Schrammen, die sein Unfall mit dem Eichenreisig auf seinem Gesicht zurückgelassen hatte,

Digitized by Google



Mein Gärtchen

Gemälde von Clara Elisabeth Fischer

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

machten es kriegerisch. Aber wie jetzt die Unterzähne wieder über die Oberlippe hinweggriffen, kam doch das andere Gesicht wieder zum Vorschein, das ängstliche, lächerliche mit ganz verstörtem, jämmerlichem Ausdruck.

Die Männer und Burschen saßen am Tisch im weißen Schlips und dunkeln Anzug, die Frauen und Mädchen hatten ihr bestes Gewand abgelegt und ein minder gutes dafür angezogen. Neben den Tellern der Gevattern lag das Rosmarinstenglein, die steifen Handbuketts der beiden Taufjungfern aber waren in Bierflaschen gesteckt und standen mit ihren weißen Seidenbandschleifen mitten auf dem Tisch zu Zier und Putz.

Die Gäste aßen noch immer. Sie holten sich mit langer Gabel irgend etwas heran, das sie zwischen die Zähne führten. Und sie wechselten ungenierte Rede. —

Die Wirtsfrau zog ihre Lippen in den Mund und sinnierte zurück.

Als Lattermann damals heimgekehrt war, hatte er die ganze Zeit bei seiner Mutter gesessen. Nach ihr, seinem Mädchen, das im anderen Dorfe gedient, hatte er sich nicht umgesehen. Erst als er schon zu seinem Truppenkörper zurückgekehrt war, hatte sie erfahren, daß er dagewesen war. Und er hatte auch seiner Mutter damals schon vom Umfallen erzählt, von dem tückischen unvermuteten Zusammenbrechen. Er hatte es ihr beschrieben, wie es vor sich gehe: da seien welche, die, wenn sie getroffen würden, ihre Arme hoch würfen, niederstürzten und gleich stille liegen blieben. Andere wieder, hatte er gesagt, taumelten erst. Sie stürzten vornüber, hintenüber. Es fahre ihnen in den Kopf, in die Brust, in den Leib. In Arm und in Bein. Sie lägen dann und schrien und wimmerten oder bissen ihre Zähne aufeinander.

Lattermann sah, wie es unruhig am Tische wurde, er hörte auf zu weinen und wurde gelenkig, ein Gliederverrenker. Er erzählte vom Feinde. Die Franzosen seien schmeidiger als die Deutschen. Verbindlich ahmte er so Sprache wie Bewegungen nach — „bon jour, monsieur — tout de suite, monsieur.“ Mit einer großartigen Gebärde der Pfiffigkeit stand er da. „Zu den Fräuleins sagt man madame, sind sie aber noch jung, so sagt man Fräulein. Wollen Sie gefälligst eintreten, madame ... dans la chambre ...“ Er wurde frech mit Stimme und Augen. „Ich komme tout de suite, madame ...“ Er log unverschämt darauf los. Sein Gesicht, nun gerötet, sah zärtlich aus. Und dann sackte es doch wieder zusammen, und die Unterzähne griffen nach oben über. „Ich kann nicht von dem Kriege reden, ohne daß ich weine,“ sagte er mit verzweifelter Stimme. „Ich muß immer an das viele Umfallen denke.“ Und er wandte sich, schob seinen Stuhl zurück und wankte aus der Stube.

* * *

Unten am Tische saß Philipp Lattermanns Frau, die er bald nach seiner Heimkehr aus dem Kriege geheiratet hatte. Sie war lang und sehr mager. Ihre Haut war gelb vom vielen Sonnenbrand und war in tausende allerfeinster Brüche zerknittert. Ihr Hals war dick.

Sie war nicht etwa häßlich, nein! Aber sie hatte nichts von Weichem an sich — keine weiche Brust und Schulter, um ein heißes Haupt daran zur Ruhe zu betten, keine volle Hand, um eine müde Stirn damit zu streichen, hinter der die erschreckten Gedanken hasteten, oder um eine andere Hand damit zu erfassen und den Menschen fest und sachte weiter zu führen, und keinen frauenklugen, spaßhaften Mund, der mit geschickter und herzlicher Rede aufmunterte, der begütlich tat oder ein wenig schäkerte. Auch nichts von einem mütterlichen Gemüt hatte sie mit Verständnis und Entschuldigungen und Nachsichten und hunderttausend feinen Güten, und keine, keine, keine Augen mit abgrundtiefer Gnade und Geduldigkeit.

Philipp Lattermanns Frau arbeitete. Sie keifte nicht. Aber sie war von allzu vielen Sorgen ein klein wenig mundfaul geworden.

Und sie hatte keine Spur von Sinn dafür, sich einen Blumenstrauß in die Kammer zu stellen — wie es die dicke Wirtsfrau tat, die auch alle Abende, damit das Kinderherz des Dirnleins unschuldsvolle Träume habe, den Segen über das Matrönlein sprach.

Ach, was waren ihre Brust und Schulter weich! Ach, was konnte ihr Mund für herzhafte Worte sprechen! Ach, was konnten sich im schalkhaften Lächeln ihre Lippen einziehen! Sie verschwanden im Munde,

Digitized by Google

denn die Frau war alt. Aber die Wangen hoben sich davon, und die Augen glänzten.

⁂ ⁂ ⁂

Ungeachtet dessen, daß Philipp Lattermanns Frau unter ihnen saß, ging das Lachen und Spottreden ungezügelt los, als Lattermann die Stube verlassen hatte. Sein Vortrag war ein Theater gewesen. Sie ahmten ihm nach und schalten auf ihn. Ach, er saufe und lüge.

Ja, ja, sagte seine Frau, bei der Wahrheit bleibe er nicht, und daß er nicht Maß im Trinken halte, sei ein Unglück.

Die Wirtsfrau und Matrönchen nahmen die Speisen vom Tisch und trugen sie hinaus. Die Tischrunde löste sich auf.

Aber sie rückten doch bald wieder zusammen, so ältere wie junge, und fingen an Schwarzen Peter zu spielen. Als Instrument zur Hervorbringung der schwarzen Strafflecke war eine Herdkohle aus der Küche geholt worden. Die Männer kollerten mit Lachen, die Weiber kreischten, die Mädchen jauchzten.

Die Kindfrau sah nach dem Täufling, die Wirtsfrau und die kleine Magd Matrone bedienten im Schenkzimmer und wirtschafteten in der Küche, wo die Tagelöhnerin aufwusch.

Der Schultheiß Düppe und der Lehrer gingen vor die Tür. Da sahen sie in der Laube, die seitlich angebaut war, den Philipp Lattermann sitzen. Seine Arme lagen breit auf dem Tisch, die Stirn lag darauf.

Er stand gleich auf, als er die Stimme der Männer hörte, und kam herzu. Er knickte in den Knien beim Gehen, seine Augen sahen fremd und blöde aus. Dann wischte er über das Gesicht und straffte sich.

„Betrunken," sagte der Lehrer zum Schultheißen.

„Ja."

Lattermann fragte: „Was? Was?" wartete keine Antwort ab, sondern fing gleich wieder vom Krieg zu reden an, von Sedan, wo sie gedacht hatten, der Krieg habe nun sein Ende erreicht, worauf er aber erst recht begonnen habe, vom Preußenkönig und dem Franzosenkaiser, von sich selbst, der er das Signalhorn geblasen habe.

„Lügen," sagte der Lehrer leise zum Schultheißen.

„Ja."

„Was? Was?" fragte Philipp Lattermann.

Aber gleich sprach er weiter. Von zertretenen Weinbergen und zerstampften Feldern lautete seine Rede, von brennenden Dörfern, von flüchtenden und gefangenen Truppenmassen.

Und er sagte mit taumelnder Stimme: „Das ist aber alles nicht der K — Krieg, wo ich von erzählt habe —! Das — das Brennen nicht und das Schießen nicht — und das — das Röcheln und das Schreien nicht —." Seine qualmige Stimme wurde fest und laut. — „Der Krieg — ist das Umfallen!! Daß man immer — weiter — vorwärts tappt! — Und daß — immerweg einer — einer umfällt! —"

Er strich über seine Stirn. „Das Umfallen . . ." sagte er geheimnisvoll und schaute rund umher mit gläsernen Blicken, als sehe er die Fallenden alle, die die Kugel hinstreckte. Darauf wiederholte er seinen Spruch, daß rechts einer sinke — links — da — dort — daneben — vorne — hinten. Vielleicht falle man selber — und verfaule — drüben — in der fremden Erde.

Sein Gesicht schob sich zusammen, er schluchzte. „Daran kann ich nicht zurücke denken," sagte er, „ohne — ohne daß ich weine."

Er ging weg. Neben dem Wirtshaus war ein schmaler Durchlaß, der ins Feld mündete. In dem engen Gang verschwand er.

Nachher nahm ihn die breite Dämmerung auf.

„Hier fällt einer —" sagte er vor sich hin, „da — dort —." Und er sah auch hier in die Runde nach denen, die umfielen.

Sein Körper schwankte. Er kniete nieder.

Legte sich nieder.

Und er lag da mit dem Gesicht im Erdreich und weinte.

⁂ ⁂ ⁂

Düppe und der Lehrer hatten den Durchlaß auch durchschritten. Sie schauten vor sich die Feldbreiten, hinter denen die Berge aufwuchsen und zwischen denen allerlei Busch und Baum sich abhob. Philipp Lattermanns Gestalt mit dem eigentümlichen Einknicken der Knie hatten sie vor sich verdämmern sehen.

Sie sprachen von ihm.

„Schade," sagte der Schullehrer, „daß er alles durch seine Übertreibungen verdirbt."

Digitized by Google

„Übertreibt er denn?"

„Ja — die Sache mit Sedan doch zum Beispiel."

„Gewiß," sagte Düppe.

„Dadurch verliert so ziemlich alles an Wert, was er ausspricht."

„For den Uneingeweihten mog das sei— "

„Man paßt zuerst auf; aber hinterher zieht man sein Wohlwollen wieder ein."

Düppe lächelte. Er sah im Dämmern noch schwarz-grauer aus als im Tageslicht. „Er ist blessiert — —" sagte er gelassen. „Da meine ich nicht bloß seinen Schenkelschuß mit. Er hat es tiefer abgekriegt, inwendig. For den Schenkelschuß zahlen sie ihm ene kleine Rente monatlich. Aber für die große Blessur, da kriegt er nichts. Er ist aus seiner Balance 'rausgeschmissen worden, verstehen Sie wohl — —"

„Aber der Trunk —" warf der Lehrer mit tadelnder Stimme ein.

„Das eben ist seine Blessur — —."

⁂ ⁂ ⁂

Als die Männer schon heimgekehrt waren, tauchte ein anderes Paar in das enge Gäßchen neben dem Wirtshause ein — die dicke Wirtsfrau und die kleine Magd Matrone. Sie gingen durch die Feldbreiten nebeneinander dahin. Es war dunkle Nacht geworden, und die Kälte kam hervorgekrochen.

„Mer werren ihn doch auch finde?" sagte das Mädchen voll Bangen.

„Ja, ja, mer finden ihn schon."

„Wenn er nun aber häm ist, Frau Pate?"

„Der geht nicht häm."

„Frau Pate," sagte Matrönchen, „ich hätte gleich auch mocht heule, wie er hingetreten ist (seinen Vortrag gehalten hat)."

„Ja, er macht's bildlich," antwortete die Wirtsfrau. „Freilich möchte man über den heule — was er alles hat durchmachen müssen. Das viele Umfallen im Kriege, das ist ihm 'neingefahren. Da hat sich was erbrochen in ihm. Und den Zustand ist er nachen nicht wieder los geworden."

„Wieviel Kinder hat er denn?" fragte Matrönchen.

„Der hat keine."

„Ach, den mag ich leide, Frau Pate."

„Sie haben e Kind gehabt," gab die Wirtsfrau zurück. — „Wie die Frau im Bette lag, daß das Kind zur Welt gekommen war, da wurde ihm schlecht, und er legte sich auch nieder. Nun hätte die Frau mußt aufstehe. Aber sie begriff das nicht. Nachen starb das Kind. Weiter haben sie keins gehabt. Ene Frau muß fliegen können wie ein Vogel. — Gucke emal, da ist was schwarz; spring mal 'nüber."

Das Matrönchen mußte noch oft vergeblich vom Wege abzweigen nach irgendeinem Schatten auf dem Felde. Und jedesmal tat die Wirtsfrau einen Atemzug, der halb ein Seufzer war. —

Es gibt Frauen, die ihre erste Liebe nicht vergessen. Auch der Wirtsfrau erging es so. Ihr Mann war tot, und Philipp Lattermann lebte. Und er war nicht gut versorgt.

Das frauliche Mitgefühl bildete einen Steg zu ihm hinüber. Nur soviel, daß sie in die Spottreden nicht einstimmte. Und daß sie jetzt daran dachte, sie wolle ihn suchen gehen. Es war zu kalt, um draußen nächtigen zu dürfen. Und er schlief gewiß ein, betrunken wie er war.

So pilgerten sie weiter, die beiden viereckigen weiblichen Gestalten, das Matrönchen mit dem ungleichen, willigen, jugendlichen Schritt und die Wirtsfrau mit dem gelassenen Gang und den Augen, die spähend suchten.

Seelentragik

Das ist ein Ding, düster und grauenvoll
Und schicksalsschwer und macht die Seele müde,
Daß so vergebens dich mein heißes Herz
Zum seligsten Triumpf des Daseins lüde.

Das ist ein Ding, daran die Lust erstirbt,
Daran das Herz in stummer Qual verdirbt,
Daß sich zwei Seelen suchen und nicht finden,
Aus tiefstem Grunde suchen und nicht finden.

Eduard Haberman

Digitized by Google

Der Künstler und die Welt

Ein populärer Vortrag von Dr. Wilhelm Kienzl

Die nachstehend zum Abdruck kommenden Ausführungen stammen noch aus der Zeit vor Ausbruch des furchtbaren Völkerringens. Vielen Lesern wird die darin ausgesprochene Sehnsucht nach einer erhöhten künstlerischen Weltanschauung und Lebensführung angesichts der durch den Krieg bedingten Zerstörung zahlreicher Kulturwerte und -träger fast wie der Traum eines weltabgewandten Idealisten erscheinen, der abseits von den Neid-, Raub- und Morderscheinungen steht, die der — wie es scheint — unabwendbare, vom Anbeginn alles unter der Sonne Lebende in Atem haltende Kampf ums Dasein in sich schließt.

Heute, wo es unser ausschließliches Wollen sein kann, unser und der Unsrigen leibliches Leben und Besitztum und unser Vaterland vor Neid, Habsucht und Haß der uns bedrängenden Feinde zu schützen, mag das Streben nach Selbstentäußerung im Sinne der Erreichung und Erhaltung höchster geistiger Güter manchem mindestens als unzeitgemäß erscheinen. Man erwäge jedoch, ob der heilige Kampf um unsere Selbstbehauptung den hohen sittlichen Wert hätte, wenn es sich eben nicht um die erhabenen Ziele handelte, die der Verfasser darzulegen sich bestrebt hat.

Gerade das ist's, was dem Riesenkampfe des Volkes der Denker und Künstler erhöhte Bedeutung verleiht, daß er für ein hohes Menschheitsideal ausgefochten wird, in das wir Deutsche so gern alle Kulturwelt mit einbezogen gesehen hätten.

Der heutige Weltkrieg zwischen den sogenannten Kulturvölkern hat uns träumenden Deutschen endlich die Binde von den Augen gerissen und uns traurig klar sehen gelehrt. Jetzt erst erkennen wir, auf welch engen Bezirk die wahre Kultur schöpferischer Gemütskraft beschränkt ist. Es gilt nun, sie vor der Übermacht des Gemeinen in der Welt zu verteidigen.

Nach glücklich errungenem Siege kann unsere Arbeit von neuem beginnen, in der wir nie erlahmen werden, weil wir eben eine höhere Welt in uns tragen, eine Welt, aus der unsere großen Geister hervorgegangen. Wir werden dann erst recht die höchsten Ziele einer künstlerischen Kultur anzustreben das Vertrauen und die Kraft haben und werden dereinst die sieghaft reinigende Macht des Kampfes des Göttlichen mit den Dämonen des Gemeinen jubelnd preisen.

Graz, im Juni 1915.

Dr. Wilh. Kienzl.

* * *

Mag man auch in unserer, praktischen und spekulativen Richtungen huldigenden Zeit vielfach geneigt sein, die Kunst nicht als eigentlichen Kulturfaktor gelten zu lassen und den Künstler als Fremdling, ja als Eindringling im eigenen Hause zu betrachten, weil er kein Glied an der großen Werkeltagsmaschine ist, so darf uns anderseits der hohe Allgemeinstand, auf dem heute das künstlerische Schaffen aller Kunstzweige steht, ein Beweis dafür sein, daß in der heutigen Menschheit ein großes Kunstbedürfnis vorhanden ist, ja ein größeres als je; denn die unzähligen guten Bilder, dramatischen Werke und musikalischen Kompositionen und gar die Unmenge wertvoller belletristischer Bücher, die ausgestellt, beziehungsweise aufgeführt, gedruckt und gelesen und immerhin auch fleißig gekauft werden, muß uns darüber belehren, daß ein starkes, unabweisliches Bedürfnis nach künstlerischer Anregung da ist, dem nachzukommen die zahlreiche Künstlerschaft mit regstem Eifer sich bemüht. Denn es ist der menschlichen Natur eingeboren, sich nicht mit dem steten Wiederkauen des Alten, bereits Verdauten zu begnügen, sondern immer nach Neuem auszuschauen. Es ist ihr ununterdrückbares Verlangen, am „sausenden Webstuhl der Zeit" zu sitzen und dem ewigen Werden zu lauschen. Dem höher gearteten Menschen ist der Drang nach Bewegung, nach Weiterentwicklung der in seine Seele gelegten Keime eingeboren. Dem Stillstand widersetzt er sich mit aller Macht. Auf der einen Seite der Drang nach Erkenntnis, der sich in der wissenschaftlichen Forschung kundgibt, auf der anderen der Drang nach einem höheren Seelenleben, die Sehnsucht nach einer von allen irdischen Schlacken befreiten Traumwelt, der heiße Wunsch, den Menschen Wahrheit und Glück in ihr Erdenleben zu bringen. Die erste Gattung ist symbolisiert in der Gestalt des Faust, die zweite in der des Prometheus. Faust zieht seine Weisheit aus dem Reiche des Irdischen, sinnlich Greifbaren; Prometheus holt sie aus einer höheren Welt; er ist es, der die metaphysischen Bedürfnisse der Menschheit zu befriedigen sucht, der sozusagen ihre künstlerischen Sehnsuchten zum Schweigen bringt. Ich frage: Welcher von beiden trägt mehr Glück ins menschliche Erdenleben? Der Mann der Wissenschaft, der geduldig Stein auf Stein setzt, um bestenfalls einen auf sicherem Erdengrunde stehenden Turm von Babel zu errichten, der ja doch nie in den Himmel führen kann, weil er eher in sich zusammenstürzt, oder der Künstler, der uns das göttliche Feuer aus dem Himmel herabholt? — Den Unterschied ersehe ich in folgendem: Der Denker entfernt sich in der Tat vom Ziele,

Digitized by Google

das er erreichen will, um so weiter, je näher er ihm zu rücken glaubt; der Künstler hingegen gelangt mit jeder seiner Schöpfungen ans Ziel. Darum vermag er es auch, die Menscheit zu beglücken, während der Forscher sie im Grunde immer nur auf die Zukunft vertröstet. „O, ein Gott ist der Mensch, wenn er träumt, ein Bettler, wenn er nachdenkt", sagt Hölderlin.

Nie ist die Unfruchtbarkeit des Ringens des menschlichen Forscherdranges überzeugender dargelegt worden als vom Künstler Goethe im zweiten Teil seines „Faust", wo er den greisen Denker, der ein langes Leben hindurch vergebens nach den letzten Gründen irdischen Daseins geforscht hat, endlich in der Tat Erlösung und Befriedigung finden läßt, selbst wenn er sie nur in seinem engsten Umkreise zu vollziehen vermag.

Schließlich kommt es bei allem menschlichen Wirken nur darauf an, daß der Mensch es als ein tief innerliches Bedürfnis empfindet. Auch in der Kunst. Die schöpferische Kraft liegt stets im Gemüt. Ihm allein entquillt der Schöpferdrang. In diesem Sinne äußert sich auch Goethe: „Ohne Gemüt ist keine wahre Kunst denkbar." Der echte Künstler befreit sich von dem Drucke seines nach Entäußerung drängenden Gefühls durch das Gestalten des Kunstwerkes. Dieses tritt aber erst ganz in die Erscheinung, es erfüllt erst ganz seinen Daseinszweck, wenn es von anderen genossen wird, d. h. wenn es in das Gemütsleben anderer übergeht und dort weiter wirkt. Der Künstler bedarf also der Welt zu einem ersprießlichen Schaffen; er würde sein Werk sonst nicht mit Hilfe von Mitteln gestalten, die sich unmittelbar an die menschlichen Sinne wenden. Diese stellen gleichsam die Vermitttler des Gemütsgehaltes eines Kunstwerkes zwischen dem Schaffenden und Aufnehmenden dar.

Sollte es sich nicht lohnen, dieses Verhältnis von Künstler und Welt etwas näher zu untersuchen und ihm ein Stündchen der Betrachtung zu widmen?

⁂ ⁂ ⁂

Vor allem liegt die Frage nahe: Findet jeder Künstler den Weg zur Welt, oder banaler ausgedrückt: Findet jeder Künstler das Publikum, dessen er bedarf? —

Man weiß nur zu gut, daß die größten unter den schöpferischen Geistern von der Mitwelt nicht verstanden, nicht gewürdigt, besser gesagt: nicht empfunden worden sind. Das bekannte Wort, daß das Genie seiner Zeit vorauseilt, erklärt diese traurige Erscheinung einigermaßen.

Ein neuer Inhalt erfordert auch eine neue Ausdrucksweise; und die neue Sprache, die eine solch ungewohnte Ausdrucksweise spricht, ist der Allgemeinheit noch nicht verständlich. Das ärgert die Leute, und sie lehnen sich gegen eine Zumutung auf, die ihnen die Mühe auferlegt, sich erst in die neue Weise zu finden und einzuleben. Sie verurteilen den unbequemen Neuerer kurzerhand, anstatt ihre eigene Unzulänglichkeit, ihre Anpassungsunfähigkeit oder Denkfaulheit einzugestehen.

Das ist begreiflich; denn von Menschen dieser Art — und aus ihresgleichen besteht die überwiegende Mehrheit — sagt Schiller treffend: „Die Gewohnheit nennt er seine Amme," und wir erinnern uns an das Wort, das Wagners Wotan seiner, die Hüterin alter Tradition vorstellenden Gattin Fricka entgegenwirft: „Stets Gewohntes nur magst du verstehen!" — Damit müssen wir uns eben abfinden; und das um so mehr, als glücklicherweise selbst den einsamsten Großen immer ein kleiner Kreis Verstehender zur Seite stand, deren liebevolle Hingabe sie zu neuen Schöpfungen anregte. — Ich spreche nicht von dem schnurgeraden Gegenstück dieser künstlerisch Empfindenden, von der abstoßenden Gruppe der heuchlerisch-eitlen Snobs, die sich überall dort durch ihren aufdringlichen Beifall bemerkbar machen, wo etwas Neuartiges, von der ehrlichen Gesamtheit des Publikums noch Unbegriffenes zu sehen oder zu hören ist. Leider muß es gesagt werden, daß der Snobismus ein ebenso trauriges als charakteristisches Zeichen für unsere in Kunstdingen überaus zerfahrene Zeit ist, daß es heute sogar der Afterkunst, dem aufgeblasensten Dilettantismus, ja selbst der künstlerischen Hochstapelei ermöglicht ist, sich, gestützt auf den lächerlichen Snobismus, ein gewisses Ansehen zu erringen. — Hierher gehört auch die Lust der Teilnahme am Parteikampf, die mit der reinen, unpersönlichen Liebe zur Kunst nichts zu tun hat, indem sie diese in ein Abhängigkeitsverhältnis zum Götzenkult und — was noch schlimmer ist — zu vom Doktrinarismus gebildeten Schlagworten bringt, eine Erscheinung, die nicht aussterben zu können scheint (Beispiele: Gluck und Piccini, Michelangelo und Leonardo da Vinci, Beethoven und Rossini, Wagner und Brahms).

Ich meine aber, es ist immer noch besser, wenn dieses oder jenes Schlechte und Verwerfliche vorübergehend triumphiert, als wenn Großes und Edles in seiner Entwicklung und Geltung aufgehalten wird, wie das in früheren Kunstabschnitten nur allzuhäufig zu beobachten war.

Überschätzungen verbessert die Zeit immer, Unterschätzungen und Versäumnisse hingegen werden nur den hervorragendsten Erscheinungen gegenüber einigermaßen gutgemacht. Danken wir dem Himmel, daß wir den Zeiten entronnen sind, in denen es vorkommen konnte, daß ein bedeutender Künstler am Hungertuche zu nagen hatte oder unter der Wucht des Verkanntseins sein Talent nicht zur vollen Entfaltung zu bringen vermochte. Es berührt wundersam, wie rasch sich heute die Welt mit den verwickeltsten Erscheinungen ins Benehmen zu setzen versteht, wie willig und blind sie sich von den einmal als Meister Anerkannten die unzugänglichsten Pfade führen läßt. Kein Wun-

Digitized by Google

der also, wenn sich jetzt die gegenteilige Erscheinung wie in früheren Zeiten einstellt: der Widerstand der Nichtmitwollenden, der auf starke Naturen kräftigend und befestigend einwirkte, spielt heute kaum mehr eine bemerkenswerte Rolle, während die unbedingte Zustimmung von heute dem Unfehlbarkeitsdünkel, der tollsten Willkür und der Cäsarenlaune jener Künstler in die Hände arbeitet, deren tatsächliche innere Bedeutung zu den von ihnen mit erstaunlicher Technik erzielten starken äußeren Wirkungen und zu ihrer damit erlangten persönlichen Geltung in keinem entsprechenden Verhältnisse steht.

Mit solch übertriebener und vorschneller Wertung, die den Kleinen unmittelbar neben den Großen stellt, womit der Sinn für Maßenverhältnisse sozusagen aufgehoben wird, geht eine wahllose Personenverherrlichung Hand in Hand. — — — — — —

Nichts ist schöner als die Ehrung des Künstlers, der uns mit seinem Schaffen erhebt, rührt oder erheitert, mit einem Worte Glück ins Leben bringt. Zur unwürdigen Komödie aber sinkt diese Ehrung herab, wenn sie über der Person des Künstlers dessen geistige Persönlichkeit vergißt, wenn sie die Innenseite der Außenseite opfert, wenn in der Wertung der Welt das Allzumenschliche am Künstler, das Gemeine (uns Menschen allen Gemeinsame) über das Besondere an ihm die Oberhand gewinnt.

Es ist nicht zu leugnen: heute steht die Welt dem Kunstwerk gleichgültiger gegenüber als der Person seines Urhebers. Sie beschäftigt sich weit angelegentlicher mit den Gewohnheiten, der Kleidung, Haartracht, den Lieblingsspeisen des Künstlers, kurz mit allem, was um ihn herum ist, als mit dem, was in ihm lebt. (Man denke nur an die vielbesprochene Krawattensammlung Pietro Mascagnis!)

Schiller beklagt sich einmal Voß gegenüber, daß junge Leute selten in reiner Absicht zu ihm kämen und mehr wollten, als einen berühmten Mann anstaunen.

Hierher gehört auch die Krankheit des Autographensammlens, die bereits die Art der Monomanie angenommen hat. Meist halbwüchsige Jungen und Backfische, die höchstens die Namen der berühmten Künstler vom Hörensagen oder gar nur aus den Zeitungen, nicht aber durch ihre Werke, kennen, belästigen und stören diese mit ihren kindischen Bitten. Dagegen sind dem gequälten Künstler zwei Mittel an die Hand gegeben: will der also Angebettelte sich Ruhe schaffen, so mißachtet er einfach die Ansuchen und wirft sie in den Papierkorb; will er aber nicht unfreundlich sein und gleichzeitig die Probe auf die Echtheit der meist in den Bittbriefen angehäuften Huldigungen und Überschwenglichkeiten machen, so erklärt er, daß er nur gegen Ablieferung eines Geldbetrags für irgendeinen wohltätigen Zweck seine Handschrift abgibt. Auf diese Weise wird die Autographen-Sammelwut wenigstens einem idealen Ziele dienstbar gemacht, auf welche Verwertung die Umkehrung des Mephistopheles-Wortes aus der Schülerszene von Goethes „Faust" sich trefflich anwenden läßt: „Unsinn wird Vernunft, Plage — Wohltat". —

Die von mir eben angeführten Anzeichen der Verehrung der Person des Künstlers scheinen dafür zu sprechen, daß man sich heute um den Künstler weit mehr kümmert und sich für ihn lebhafter interessiert als je. — Um den Künstler vielleicht, aber nicht um die Kunst. Der glänzende Ruhm der Person eines allgefeierten Künstlers lockt viele Eitle in das Licht, das er ausstrahlt; denn gerne tummeln sich bekanntlich die Mücken im Lichte der Sonne. Ist es doch ein eigen Ding um den Ruhm. Wer ihn nicht selber erringen kann, der sonnt sich gern in seinem Glanze, weil davon auch auf ihn ein Schimmer fällt.

Der Alltagsmensch wird den Künstler, der sich durchgesetzt hat, bezeichnenderweise nur um den Glanz beneiden, der ihn umgibt, nicht aber um das, worum er eigentlich beneidet zu werden verdiente: um das unvergleichliche Glück des Schaffens. Dieses „höchste Erdenglück" begreift er nicht, ja er ahnt es nicht einmal. Ihm scheinen der Ruhm, der Erfolg und das Geld der Inbegriff des dem Künstler Erstrebenswerten zu sein, so lose diese schönen Dinge auch mit dem Begriffe des Künstlertums zusammenhängen und so unberechenbar diese launenhaften äußerlichen Begleiterscheinungen und Folgen selbst für den begabtesten und strebsamsten Künstler sind. Wie oft ereignet es sich, daß ein Maler, ein Dichter, ein Komponist ein Werk schafft, das ihm wie von selbst aus den Fingern gleitet, an das er keine harte Mühe wendet und auf das er keinen besonderen Wert legt; und dieses Bild, dieser Roman, diese Oper bahnt sich im Fluge den Weg durch die Welt, erobert sich alle Herzen, macht den Künstler mit einem Schlage berühmt, und jeder will das Werk genossen haben; ja jeder, der es noch nicht kennt, glaubt sich vor demjenigen schämen zu müssen, dem es längst wohlbekannt ist. Und derselbe Maler, Dichter, Komponist geht nun daran, diesen verhältnismäßig leicht erworbenen Ruhm gleichsam erst dadurch zu erwerben und zu verdienen, daß er sich an eine Riesenaufgabe macht, die die Grenzen seiner Begabung fast zu überschreiten droht, für die er alle seine Kräfte zusammenrafft, um das Höchste zu leisten, dessen er fähig ist. Nach langer, heißer Arbeit liegt das große Werk fertig vor ihm. Er selber staunt darüber, daß er es zustande gebracht, es seinen Gaben abzuringen — aber das Werk befriedigt niemanden oder nur wenige; alles wendet sich enttäuscht von ihm ab, und man verlangt schließlich von seinem Schöpfer, er möge doch lieber wieder etwas machen, was seinem allbeliebten ersten Werke so ähnlich sieht wie ein Ei dem anderen. Entrüstet über eine so alberne Zumutung wendet sich der echte Künstler von der Welt ab, deren Forderungen ihm nur der Geringschätzung wert erscheinen.

Digitized by Google

Er wird zum Verächter des Ruhmes und erfüllt seine Aufgabe in aller Stille und Zurückgezogenheit, indem er nicht das schafft, was die Welt von ihm verlangt, sondern was sein Genius ihm abfordert.

So halten es die Großen, Echten, Starken. Die Kleinen, Unechten und Schwachen aber bewegen sich in dem engen Gleise fort, das sie einmal zum Erfolge geführt hat und leiern das schon Gesagte immer wieder (mit Abweichungen natürlich) herunter, solange das Publikum mittut und seiner nicht überdrüssig wird. Besonders auf dem Gebiete der Malerei findet sich diese traurige Erscheinung sehr häufig. Wir haben es in diesem Falle mit dem Industrie-Künstler zu tun, der nur möglichst sicher zu Geld kommen will. Er hat seine Würde und die seines Standes äußeren Vorteilen leichtsinnig zum Opfer gebracht.

Jene Künstler aber, die Schiller mit den Worten anspricht: „Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben", kennen nur einen einzigen Leitstern ihres Schaffens: die innere Stimme ihres Schöpferherzens. Ihnen gilt das herrliche Goethe-Wort: „Die Tat ist alles, nichts der Ruhm." Der Künstler, von dem ich hier spreche, läuft weder der Masse noch seiner Zeit nach; er beansprucht vielmehr, daß man ihm folge; denn er fühlt sich mit Recht als Führer und Glückspender.

Man könnte in der Tat von einer Tragik des Ruhmes sprechen, wenn man die zahlreichen Beispiele in der Geschichte der Kunst an sich vorüberziehen läßt, in denen die Welt dem Künstler den Stempel eines einzigen seiner Werke aufdrückt, mit dem sie seine oft reiche Eigenart völlig identifiziert, womit sie ihm gleichsam das Recht absprechen will, Andersgeartetes zu schaffen, so daß er verschiedene Seiten seines Wesens zu entfalten vermöchte. Ich brauche keine Namen zu nennen, schweben sie doch auf aller Lippen.

Mit dem von der Tyrannei des Publikums dem Künstler vorgezeichneten Pfade, den er selten ungestraft verläßt, hängt meist sein materielles Sein eng zusammen. Ist es aber einem Künstler gelungen, sich auf einem breiteren Gebiete Geltung zu verschaffen, ist es ihm gelungen, nicht nur ein Werk, sondern seine besondere Art, seine künstlerische Persönlichkeit durchzusetzen, so ist er auch nach außen hin ein „gemachter Mann". Man kauft sozusagen nicht mehr seine Werke, sondern seinen Namen. Gibt es doch viele, die jeden Roman eines berühmten Schriftstellers, jedes Lied eines berühmten Liederkomponisten erwerben, nur weil es — von ihm herrührt: ein ebenso vertrauensvoller als leichtfertiger Standpunkt. Der Verleger nimmt den gleichen Standpunkt in seiner Weise ein, indem er von einem berühmten Autor jedes neue Werk unbesehen erwirbt. Er kauft also eigentlich nicht so sehr das Werk wie den Namen, indem er sich sagt: Kaufe nicht ich die „Katze im Sack", so tut es ein anderer. Nur eine Sicherheit kann ihn dabei leiten: die, daß dem berühmten Verfasser selbst daran liegen muß, kein Werk herauszugeben, das den Glanz seines Ehrenschildes trübt. Der berühmte Schriftsteller trägt doch schließlich dem Publikum gegenüber selbst jene Verantwortung, die bei einem unbekannten der Verleger, der Theaterleiter oder das Bilderausstellungskomitee auf sich nimmt. —

Ginge es nur immer nach dem inneren Wert eines Kunstwerkes, so würde gar mancher hochbegabte, aber noch unbekannte Dichter oder Komponist zu seinem Rechte kommen. Ihm fehlt eben — der Name, und es bleibt ihm daher nichts übrig, als den fast keinem schaffenden Künstler ersparten Leidensweg anzutreten, auf dem viele ermattet zusammenbrechen, manche aber doch endlich zum ersehnten Ziele gelangen. Oft muß freilich der Name für den Inhalt gelten. Wir würden schaudern, wenn wir jedem Einzelnen im Publikum in Herz und Nieren blicken könnten, um festzustellen, wie weit er wirklich in die Schöpfungen der großen Dichter und Komponisten eingedrungen ist. Wir würden zu unserer Trauer gewahr werden, daß des Geistes unserer Größten, beispielsweise Goethes, der nicht nur seiner, sondern auch unserer heutigen Zeit den Kulturstempel seiner Welt- und Lebensanschauung aufgedrückt hat, nur ein verschwindend kleiner Prozentsatz teilhaftig geworden ist, worin ich allerdings das fruchtbringende Weiterwirken seines Geistes miteinbezogen wissen möchte. Meist ist es nicht viel mehr als nur der Name des Künstlers, der wirklich Eigentum der sogenannten Gebildeten geworden ist. Das kann trotz der sich nach Bayreuth und in die Wagnervorstellungen der Operntheater drängenden Menge beispielsweise auch von dem Fortwirken des Wagnerschen Geistes und Lebenswerkes behauptet werden. Es bedarf wohl nicht der Betonung, daß das Wohlgefallen, das einzelne an den Werken der eben genannten beiden Genien finden, noch lange kein Durchdrungensein von ihrem Wesen bedeutet. Hätte der ethische, ästhetische und nationale Geist unseres Schiller in uns wirklich feste Wurzel geschlagen, so stünde es wahrlich besser um unsere deutsche Geistes- und Herzenskultur, als es heute in der Tat der Fall ist. Erst die Nutzanwendung auf unser Leben und Handeln bedeutet den wahren Erfolg des Wirkens unserer großen Künstler. Solange diese nicht allgemein bemerkbar ist, dürfen wir nicht von einer nationalen Kultur sprechen, wie sie beispielsweise einst die Griechen besessen haben, wenn auch wir Deutschen diesem Volke unter allen Heutigen an Kulturwert weitaus am nächsten stehen.

Nach dieser kurzen Abschweifung kehre ich nun wieder zum Künstler zurück.

Das Unberechenbare, fast Zufällige des Erfolges muß den auf sich selbst gestellten bedeutenden Künstler zur Erkenntnis bringen, daß ihm der Erfolg nicht als Gradmesser des

Digitized by Google

Wertes seiner Leistungen zu gelten hat. Er wird ihn daher nicht zu hoch einschätzen, sondern ihn nur als willkommene äußere Anregung zu weiterem Schaffen, vor allem aber als praktische Grundlage für jenen Grad von Sorglosigkeit betrachten, der zu jedem ersprießlichen Schaffen unbedingt nötig ist. Die Sorge ums tägliche Brot ist dem Schaffen ebenso hinderlich wie allzu günstige äußere Lebensverhältnisse. Die erste macht die Verwertung eines Großteils der verfügbaren Zeit für die Herbeischaffung des Lebensunterhaltes notwendig, wodurch Muße und Stimmung zum freien Schaffen auf ein ungenügendes Mindestmaß beschränkt werden; diese aber verweichlichen und lenken ab. Wenn man mir einwendete, einige der größten Kunstschöpfungen seien in Not und Sorge geschaffen worden, so spräche das nicht gegen meine Anschauung, sondern nur für das großen Geistern innewohnende außerordentliche künstlerische Ausdrucksbedürfnis, das sich ungeachtet aller Hemmnisse mit elementarer Gewalt geltend macht. Wissen wir aber auch — frage ich — wie viele bedeutende Talente im aufreibenden Kampfe ums Dasein untergegangen sind? Wir haben ja nur von jenen Künstlern Wissenschaft erlangt, die alle Hindernisse mit dem Aufwand ihrer ganzen Willenskraft und unter blutigen Entbehrungsopfern besiegt haben. Die in dunklen Gassen, in ungeheizten Zimmern hungernden und frierenden Künstler früherer Zeiten, denen es nie gelungen, eines ihrer Werke verlegt, aufgeführt oder ausgestellt zu sehen, deren Name nie in ein Zeitungsblatt gedrungen, kennen wir sie? Und wissen wir es, wie viele solcher Unglücklichen heute unter uns leben, die sich nach Förderung sehnen und sie niemals finden?

Freilich ist nicht jeder das, was er zu sein wähnt. Der Zaghafte verliert unter solchen Umständen das Selbstvertrauen, den Mut zum Schaffen und Wirken, der Selbstbewußte aber fühlt sich als Märtyrer seiner Kunst, als Opfer einer dummen und fühllosen Welt; er berauscht sich an der Romantik des Verkanntseins und träumt vom einstigen Siege seiner Kunst, der seiner festen Überzeugung nach nicht ausbleiben kann, weil er es ja in der Lebensgeschichte so mancher großen Meister gelesen hat, wie viel sie gelitten, wie sie sich aber schließlich doch im Triumphe durchgesetzt haben; er fühlt die Berechtigung seines einstigen Erfolges so lebhaft, daß er, selbst wenn die Sterbestunde gekommen ist, an die Sieghaftigkeit seiner Kunst und an ihr Leben nach seinem leiblichen Tode noch felsenfest glaubt. „Noch am Grabe pflanzt er die Hoffnung auf."

Es ist ein großes Glück für den Künstler, daß er mehr als irgendein anderer die Phantasiegabe der Selbsttäuschung besitzt, die ihm der feste Glaube an seine Sendung verliehen hat. Lächeln wir über solch rührenden Optimismus nicht; er ist ein Glücksbringer wie kein zweiter und immerhin ein gewisser Ausgleich für das solchen Armen von der Welt Vorenthaltene. Welcher Mensch wäre ohne Wahn! — Warum sollte man ihn gerade dem Künstler mißgönnen? Vielleicht weil man ihm das Glück des Schaffens ohnehin nicht rauben kann? — — — Würde man dem „Verkannten" klar machen wollen, daß der Erfolg nicht so hoch einzuschätzen sei, daß er seiner daher ganz gut entraten könne, so wäre das grausam. Der Erfolgreiche hat es freilich leicht, den Erfolg zu verachten, so wie der Reiche das Geld — weil er es eben hat!

Anderseits muß es nachdenklich machen, daß es unter den von Geburt aus mit großen Glücksgütern gesegneten Künstlern nur äußerst selten einen gibt, der sich zu bedeutender Höhe emporgearbeitet hat. Auch hier kann man also — wie beim Notleidenden — sagen: trotzdem! — Es gehört nicht weniger Kraft dazu, gegen den Überfluß als gegen die Entbehrung sich zu behaupten. Der gefährlichste Feind des Künstlers aber kann der Erfolg sein. Ich pflege einen Charakter an der Würde zu messen, mit dem er einen großen, berauschenden Erfolg zu ertragen vermag, und die Kraft einer Begabung danach, ob sie im Erfolg ertrinkt oder — sich ruhig und unbekümmert um die Welt weiterentwickelt.

Für das erste könnte man unzählige Beispiele anführen, für das zweite le der nur wenige.

Es gibt auch Begabungen, die verhältnismäßig wenig Kraft und Mühe aufzuwenden haben, um sich zur Höhe ihrer Leistungsfähigkeit aufzuschwingen und dauernd auf ihr zu erhalten. Ich möchte sie als glückliche Talente bezeichnen, denn sie stehen meist im Zeichen der Fruchtbarkeit, die es ihnen ermöglicht, die Welt fortwährend mit ihren Segnungen zu erfreuen. Man könnte sie mit lebenden Brunnen vergleichen, aus denen ein unversiegbarer Quell fließt, der die Menschen erquickt. Solche Talente brauchen sich nichts abzuringen, denn ein Gott hat ihnen die beneidenswerte Gabe verliehen, die Mitwelt immerfort spendend beglücken zu können. Als hervorstechende Beispiele dieser Art möchte ich Franz Schubert und Peter Rosegger nennen. Solche hervorragende Geister verlieren durch die allgemeine Zugänglichkeit ihrer Schöpfungen nichts von ihrer Bedeutung und Größe; man kann sie also als im doppelten Sinne glückliche Talente bezeichnen. Daß so freigebigen Spendern das hohe, aber auch gefährliche Glück der Volksgunst zuteil wird, kann niemanden wundernehmen. Erreicht ein Künstler solcher Art seine Volkstümlichkeit noch bei Lebzeiten, so hat ihn der Himmel vor Tausenden mit seiner Gnade gesegnet. Und dafür ist er dem Schicksal auch besondere gute Taten schuldig. Von dieser Überzeugung war beispielsweise Rosegger durchdrungen, als er den ungeheuren Einfluß seiner Beliebtheit zugunsten seiner bedrohten heimatlichen Volksgenossen durch

Digitized by Google

Aufbringung der bekannten Millionensammlung nützte. Wollten doch alle volkstümlichen Künstler seinem leuchtenden Beispiele folgen und ihre Macht über die Herzen für die Erreichung höherer menschlicher Zwecke ausnützen!

Wie geringfügig erwies sich dagegen beispielsweise seinerzeit die Macht des weltberühmten, hochgefeierten Richard Wagner, als er dem deutschen Volke mit dem Aufwande all seiner machtvollen Beredsamkeit den Gedanken von Bayreuth entwickelte, dessen Verwirklichung dem großen, reichbegabten und durch den Sieg von 1870 geeinigten und auch nach außen hin mächtig gewordenen Volke eine Pflegestätte echt deutscher Kultur mit Hilfe des neuen spezifisch deutschen Dramas schaffen sollte! Es bleibt eine ewige Schmach für das Volk der Denker und Dichter, daß es seinen größten Künstler, dessen Ruhm damals schon in allen Zonen strahlte und widerhallte, fast ganz im Stiche ließ. Wagner war eben damals wohl „berühmt", aber sein großes Wollen begriff nur eine verschwindende Minderheit. Aus des Meisters „Bayreuther Briefen" kann es jeder erfahren, der es heute noch nicht weiß, wie man ihm die schwere Sorge um die mit beispielloser Willenskraft in Angriff genommene und durchgeführte Verwirklichung des Festspielgedankens fast ganz allein überließ. Worte, nichts als Worte — keine Taten! ruft man da unwillkürlich aus. Der Deutsche schwärmt eben immer nur; zur Tat läßt er sich aber, wenn er überhaupt zu ihrer Vollbringung kommt, meist so lange Zeit, bis es zu spät geworden ist. Es ist ergreifend, zu verfolgen, wie der große Genius Wagner zur Zeit des höchsten persönlichen Ruhmes um die Verlebendigung seines Werkes ringt und neben den großen Sorgen, als welche die Beschaffung der Bau-, Ausstattungs- und Aufführungsmittel für das Riesenunternehmen zu betrachten sind, sich auch um die unwesentlichsten — aber leider unumgänglich nötigen — Dinge, wie es die Unterbringung und Verköstigung der Festspielgäste u. dgl. ist, bekümmert. Es schwindelt einen, wenn man liest, daß noch im Februar 1876 — also nur sechs Monate vor den ersten Festspielen — von 1300 ausgegebenen Patronatscheinen, deren Absatz zur geldlichen Deckung unbedingt nötig ist, erst 490 an den Mann gebracht sind. — Und wie sieht's erst nach den überaus ruhmvoll verlaufenen Festspielen aus! Da lernen wir die ganze menschliche Größe des tief enttäuschten Künstlers kennen. Der ungeheure Verlust des Unternehmens stimmt das Gemüt des von der übermenschlichen Arbeitsleistung und Nervenanstrengung der Festspielvorbereitungen erschöpften Meisters zwar tief herab; aber er, auf dessen Schultern nun die ganze Verantwortung lastet, verliert in dieser schier verzweifelten Lage den Mut nicht, ja er ist zu den äußersten Opfern entschlossen. Wagner, der in seinem herrlichen Idealismus das „im Vertrauen auf den deutschen Geist" entworfene Nibelungenwerk seinen „Freunden" ursprünglich kostenlos hatte bieten wollen, er, der aus dieser Lebensarbeit selbst nicht den geringsten Gewinn zu ziehen beabsichtigte, geht nun daran, aus eigener Kraft den Fehlbetrag zu ersetzen, indem er da und dort Konzerte dirigiert und dabei seine berühmte Persönlichkeit mit Widerwillen zur Schau stellt. Wiederholt erwägt er sogar den Gedanken, das „Unternehmen" bankerott zu erklären und die vorhandenen Werte an die Gläubiger auszuliefern, ja er ist sogar bereit, als alternder Mann sich seines ganzen Besitztums zu entäußern und für den Fall, daß alles fehlschlägt, „mit seiner ganzen Familie über das Meer zu gehen" und sich „für alle Zeiten gänzlich in Amerika niederzulassen", um sich und die Seinen vor Not zu schützen. Danken wir dem Geschick, daß es so weit nicht kommen mußte: es wäre ein unauslöschbares Schandmal für das deutsche Volk gewesen, wenn er einen seiner größten Künstler an das nüchterne „Land der unbegrenzten Möglichkeiten" verloren hätte, falls ihn „die tiefe Überzeugung vom Verfall der europäischen Kultur" dazu angetrieben haben würde, „diesen Ausweg zu beschreiten". Von seines großen Künstlers Not wußte die Welt nichts, ja sie weiß heute nur wenig davon; sonst spräche man nicht immer noch vom „beneidenswerten, weltruhmgekrönten, im Luxus schwelgenden Wagner".

⁂ ⁂ ⁂

Heute hat sich das Verhalten der Welt gegen den Künstler doch einigermaßen zum Besseren verändert. Man veranstaltete Mahler-, Strauß-, Reger-Feste und zwei von diesen Meistern schwingen mit jugendlicher Elastizität selbst noch den Taktstock zu ihren Werken, ohne sich auch nur im geringsten um die praktischen geldlichen und Verwaltungs-Vorbereitungen der im größten Stil gehaltenen Veranstaltungen kümmern zu müssen.

Die Opern von Richard Strauß werden von allen Bühnen unter noch nicht dagewesenen geldlichen Bedingungen erworben, bevor auch nur ihre Partituren vom Komponisten fertiggestellt sind. Man gewinnt eigene Sänger für die Aufführungen, erhöht die Zahl der Orchestermusiker um 20—30 Prozent des sonst Gewohnten, ja man baut teilweise die Theatersäle um, um die Orchesterräume auf Kosten des Proszeniums zu erweitern. — Kurz: jeder leise Wunsch des Vertoners ist den Intendanten und Direktoren Befehl, während ein Richard Wagner auf der strahlendsten Höhe seines Ruhmes nach Vollendung seines „Tristan" sechs volle Jahre auf die Uraufführung dieses unsterblichen Werkes mit Daseinssorgen kämpfend warten mußte!

⁂ ⁂ ⁂

Für die Aufführung der achten Symphonie Gustav Mahlers in München wurde ein ganzer Heerbann aufgeboten, und Tausende huldig-

Digitized by Google

ten dem Künstler wie dem wiedererstandenen Messias, während es unserem Franz Schubert versagt war, auch nur eine einzige seiner acht Symphonien selbst zu hören.

Und Max Regers kompliziertester, technisch und inhaltlich schwierigste und ausgedehntester Instrumentalwerke sogleich nach ihrer Publikation als erster öffentlich zu spielen, ist eine künstlerische Ehrensache geworden, um die ein förmlicher Wettlauf unter den hervorragendsten Künstlern der Zeit entbrennt.

Es ist ja erfreulich, daß es heute so weit gekommen ist, daß man den Künstler unterstützt, fördert und ehrt.

Ein schmerzlicher Gedanke nur mischt sich in die Befriedigung darüber; das ist, daß man einem Bach, Mozart, Schubert und anderen Großen der früheren Zeiten nicht entfernt so viel Liebe und Eifer entgegengebracht hat, was freilich noch lange nicht zu einem geschmacklosen Vergleiche des Wertes der früheren mit dem der heutigen Meister berechtigt.

Es macht den Eindruck, als wenn man sich heute — in der endlichen Einsicht des Unrechtes, das unsere Vorfahren begangen — nicht genug tun könnte, an den Lebenden gut zu machen, was an den großen Toten einst verbrochen worden ist. — Dieses geänderte Verhalten ist übrigens erst ein Kind der allerjüngsten Zeit; denn früher war die volle Anerkennung eines schaffenden Künstlers vor seinem Tode nur eine sehr ausnahmsweise Erscheinung; ja noch in jüngstvergangener Zeit bieten sich in Anton Bruckner und Hugo Wolf kennzeichnende Beispiele für die Unterschätzung des noch unter uns wandelnden Genius, die im Falle Hugo Wolf so weit ging, daß man selbst nach dem Eintritte des geistigen Todes des Künstlers (Wolf verbrachte die letzten $4^1/_2$ Jahre seines Lebens als Kranker in einer Irrenanstalt) mit den öffentlichen Vorführungen der herrlichen Gesänge des ja doch noch nicht ganz Toten sehr zurückhaltend war, während sich nach dem Eintritte des leiblichen Todes sämtliche Konzertsänger geradezu auf seine Schöpfungen stürzten, so daß es zu einer wahren Wolf-Lieder-Überflutung der deutschen Konzertsäle kam, und zwar mit solcher Plötzlichkeit, als hätte man auf des Künstlers letzten Atemzug wie auf ein Signal gewartet.

Der große Bahnbrecher Liszt, von dem die neueste Entwicklungsphase der Tonkunst ihren Ausgang genommen hat, und dessen Werke man zu seinen Lebzeiten sozusagen *noch nicht* aufgeführt hat, während man sie nach seinem Tode *nicht mehr* aufführt, fühlte sich in der ihm eigenen stolzen Bescheidenheit wiederholt zu dem Worte veranlaßt: „Ich kann warten!"

Er dachte eben: Ich tue meine Pflicht, indem ich das mir verliehene Pfund verwalte und Werke schaffe. Die Welt möge nun auch die ihrige erfüllen und sie aufführen. Tut sie's nicht, nun — dann heißt's eben verzichten! — Ein vornehmes, würdevolles Verhalten fürwahr!

Wir werden es wohl kaum je ändern können, daß die Allgemeinheit ihre Zuneigung, ihre Begeisterung nicht so sehr den Urhebern der Kunstschöpfungen zuwendet als denjenigen, die sie ihr vermitteln, besonders wenn sich dabei ein unmittelbarer sinnlicher Eindruck ergibt, dem ja fast jeder gesund veranlagte Mensch bis zu einem gewissen Grade zugänglich ist, während das Eindringen in die Tiefen der Kunst nur einer kleinen Minderheit möglich ist. Deshalb sind die Tenoristen und die jugendlichen Liebhaber des Schauspiels die gefeiertsten Künstler. Man jubelt dem Sänger des „Lohengrin" und „Siegfried" zu (vorausgesetzt, daß er eine berückende Stimme hat und ein hübscher Kerl ist), nicht dem Werke des Meisters. Dasselbe darf mehr oder minder vom Geiger, vom Pianisten gelten. Dafür vergeht allerdings mit dem Tode des ausübenden Künstlers der lebendige Ruhm, der dem großen Schöpfergeiste treu bleibt, wenn der Leib, der diesen barg, längst vermodert ist. — All dies ist eigentlich nur natürlich und deshalb nicht der Klage wert. Der unmittelbare Sinneseindruck wirkt am stärksten, in zweiter Linie der Inhalt des sich durch die Sinne an das Publikum wendenden Werkes. Die Schätzung seines Schöpfers aber ist schon eine Tat der Überlegung, zu dem nur ein verhältnismäßig kleiner Teil fähig ist, außer der Urheber zeigt sich selbst in äußerem Zusammenhange mit seinem Werke, etwa als dessen eigener Dolmetscher, und lenkt so die Aufmerksamkeit — wenigstens zum Teil — von seiner Schöpfung auf seine Person ab. Und dieser Fall gehört immer ein wenig ins Gebiet der Sensation; denn der Schöpfer wird dadurch meistens zur Panoptikums-Wachsfigur, zum Schauobjekt für Neugierige, herabgewürdigt. Der echte schaffende Künstler wird es daher möglichst vermeiden, sich selbst auf Kosten seines Werkes in den Vordergrund zu stellen. Er wird sich schamhaft zurückziehen und sein Werk für sich selbst sprechen lassen, außer es sei auf seine persönliche Wiedergabe unmittelbar angewiesen. Er will sich nicht begaffen lassen, wenn seine Seele weint oder jauchzt. So einer war beispielsweise Beethoven.

Aber auch daran wird dem Künstler nicht gelegen sein, daß sein Name genannt wird, daß man ihn lobt und preist, sondern es wird ihm einzig darum zu tun sein, daß man sein Werk begreift und empfindet und daß es in den Herzen derer, die es in sich aufnehmen, Wurzel schlage, Blüten treibe und Früchte zeitige. Gibt es einen schöneren Ruhm für einen Künstler als den seines Werkes; wenn es in aller Munde ist, in aller Herzen lebt? Jedes echte, große Kunstwerk sollte wie ein *Volkslied* sein, das allem Volke zum Bedürfnis geworden ist, dessen Urheber aber keiner zu nennen vermag. — Oder gibt es ein schöneres Inkognito als dasjenige des Gestalters der Venus von Milo, des Erbauers des Straßburger Münsters, des Dichters des

Digitized by Google

Nibelungenliedes, oder der Komponisten mancher herrlicher deutscher Volkslieder, deren Namen entweder gar nicht oder nur dem Gelehrten bekannt sind? In seiner Schöpfung lebt wohl der Genius des Künstlers, nicht aber sein Name fort, der ja doch nur „Schall und Rauch" ist.

In solchen Fällen liegt wirklich ein inniges Verhältnis der Welt zum Künstler vor, allerdings keines zu seiner Person, wohl aber eines zu seiner künstlerischen Persönlichkeit, wie sie sich in seiner Schöpfung offenbart. Stellt sich ein solches Verhältnis auch nur schwer von selbst ein, wie das z. B. bei artistisch komplizierten oder symbolistisch gearteten Werken der Fall ist, so hätte hier das viel mißbrauchte oder nur zu oft von unfähigen Vertretern verwaltete Amt des öffentlichen Kritikers die würdigste Pflicht zu erfüllen, nämlich nicht nur zu tadeln oder zu loben, sondern zwischen Künstler und Publikum zu vermitteln. So kann selbst der Kritiker — seine Fähigkeit vorausgesetzt — in gewissem Sinne schöpferisch wirken, Künstler und Publikum fördern, die Berührung zwischen beiden herstellen, statt entmutigend, vernichtend, geschmackverderbend und demoralisierend zu wirken. Das vielbesprochene Kapitel der öffentlichen Kunstkritik mußte ich berühren, weil es ja doch auch zum Thema meines Vortrages gehört und weil die Kritiker in der dem Künstler gegenüberstehenden Welt sozusagen eine kleine Welt für sich bilden. Ich streife es aber heute nur flüchtig, weil man ihm eine eigene ausführliche Betrachtung widmen müßte, um ihm auch nur einigermaßen gerecht werden zu können.

Ein wesentlicher Teil des Zusammenhanges von Künstler und Welt bedarf aber noch der Beleuchtung, sollen diese meine Betrachtungen einigermaßen Anspruch auf Vollständigkeit haben, die Frage: ist es Aufgabe des Künstlers, seinen Wirkungskreis über das absolut Künstlerische, und zwar nach der ethischen Seite hin auszudehnen, so daß er außer den Aufgaben des Weltentzückers und -beglückers auch die des Weltverbesserers und Erziehers erfüllen würde?

Über diesen Punkt sind bekanntlich die Meinungen geteilt. Eins aber steht fest: früher hat man ziemlich einmütig an eine sittliche Aufgabe des schaffenden Künstlers geglaubt, von der ästhetischen ganz abgesehen, deren Berechtigung heute von vielen Seiten dem Künstler sogar abgesprochen wird. Beethoven sagte einmal: „Auch der Musik liegen die hohen Zeichen des Moralismus zum Grund wie jeder Kunst; alle echte Erfindung ist ein moralischer Fortschritt." Und wir brauchen nur einen Blick in Schillers prosaische Schriften zu werfen, um dieses großen Dichters, Denkers und Menschen Standpunkt kennen zu lernen, dessen Dichtungen Schöpfungen darstellen, in denen die sittlichen und erziehlichen Werte den rein dichterischen die Wage halten. Die Aufsätze „Die Schaubühne als eine moralische Anstalt betrachtet", „Über den moralischen Nutzen ästhetischer Sitten", „Gedanken über den Gebrauch des Gemeinen und Niedrigen in der Kunst" belehren uns darüber gründlich, daß Schiller den Wirkungskreis des Dichters und Künstlers im allgemeinen ausdrücklich auch auf die sittliche Hebung der Menschheit ausgedehnt wissen wollte, wobei er dem Drama eine ganz besonders wirksame Rolle zuspricht. Einen ähnlichen Standpunkt nimmt der dem Schillerschen verwandte Genius Richard Wagners ein. Wagners Überzeugung war es, daß die Kunst nur auf dem Boden wahrer Sittlichkeit bestehen könne.

In einer seiner letzten Schriften sagt der Meister von Bayreuth, in dessen Wesen der starke Pessimismus des Erkennenden mit dem unausrottbaren Optimismus des Künstlers einen ganz einzigartigen Bund eingegangen war: „Wir erkennen den Grund des Verfalles der historischen Menschheit, sowie die Notwendigkeit einer Regeneration derselben; wir glauben an die Möglichkeit dieser Regeneration und widmen uns ihrer Durchführung in jedem Sinne." — Wagner hielt dieses Ziel für erreichbar, und zwar in erster Linie durch die Kunst als Erzieherin der Menschheit, in zweiter Linie durch die Religion. In dieser erkannte er eine die Schöpferkraft der Kunst wesentlich erhöhende innere Macht. Den heutigen Staat und die heutige Kirche aber sah er als die traurigsten Ergebnisse einer degenerierten, weil unkünstlerischen Kultur an. Nur eine hohe und edle Kunst — meinte er — sei imstande, die Menschheit aus dieser Not zu befreien. Die Kunst nennt er die „höchste gemeinschaftliche Lebensäußerung des Menschen" — ganz ähnlich wie Schiller in seinen Briefen „Über die ästhetische Erziehung des Menschen". Und Wagner führt weiter aus: Bei den Griechen sei die Kunst Allgemeingut gewesen. Unsere jetzige Kunst sei Handwerkskunst und habe für die Allgemeinheit zu bestehen aufgehört. Der Zwiespalt zwischen dem Künstler und der Öffentlichkeit mache eine Verwirklichung der Kunst unmöglich. Der Boden zur Hervorbringung einer solchen Kunst müsse aber — so meint Wagner — erst neu bereitet werden; denn aus dem Schoße unserer „degenerierten Gesellschaft" könne sich die Kunst unmöglich zu voller Höhe erheben. Dieser neue Boden könne nur durch die Religion bereitet werden. Während die Kunst nur die Wege zur Erreichung der höchsten menschlichen Ziele weise, führe uns die Religion selbst dahin, und zwar diejenige, die aus dem Geiste des Mitleidens geboren sei. Durch sie werden wir in der Geschichte nicht bloß die Handlungen, sondern vor allem die Leiden der Menschheit erkennen lernen, die nicht dem siegenden, sondern dem unterliegenden Helden unsere Teilnahme zuwende, wodurch uns erst die ungeheuere Tragik dieses Welten-Daseins zur Empfindung kommen könne, die uns, „den Blick auf den Erlöser

Digitized by Google

am Kreuze als letzte erhabene Zuflucht" richten lasse. Der künstlerische Dichter der Welt-Tragik sei es dann, der uns allein in eine versöhnende Empfindung dieses Menschenlebens beruhigend hinüberleiten könne; dieser „künstlerische Priester" sei der Menschheit in ihren schwersten Zeiten stets als vermittelnder Freund zur Seite gestanden. Die Kunst dürfe aber keine persönlich-selbstsüchtige sein, sondern eine große Gemeinsamkeit umfassen. Schon in seiner Schrift „Die Kunst und die Revolution" (1849) weist Wagner auf die höchste gemeinsame Kunst hin, an der wir alle mitwirken müssen, wobei er auf die Griechen mit den treffenden Worten münzte: „Die Tragödie des Aischylos und Sophokles war das Werk Athens." Nur eine solche Kunst könne einen segensreichen Einfluß auf die Würde eines Volkes und auf seine Religion und im weiten Sinne auf die der ganzen Menschheit ausüben. In diesem Sinne sollen alle Menschen künstlerisch werden. Dadurch würde die „Allgemeinsamkeit" der Kunst erreicht und der Begriff des sogenannten Genies, das nur als der persönliche Ausdruck einer gemeinsamen Kraft aufzufassen sei, von selbst verschwinden*).

Wir sehen also, daß Wagner den Kernpunkt der Sittlichkeit in der Betätigung des Mitleids erkennt, wie ja Sittlichkeit im Grunde nichts anderes ist als mindestenfalls die Vermeidung alles dessen, was den Mitmenschen schädigt oder an der Entfaltung seiner Rechte an das Leben und seiner höheren Kräfte hindert, höchsten Sinnes aber die Betätigung aller Kräfte zur psychischen und physischen Förderung und Hebung des Mitmenschen.

Die Kunst, vor allem aber das Drama als die alle Künste zur Einheit zusammenfassende höchste Kunstform, ist die erhabenste Lehrmeisterin in der Betätigung der Sittlichkeit.

Mehr oder minder sind uns die Schöpfungen aller großen Künstler vom altgriechischen Drama bis zum Anbruche des 20. Jahrhunderts ein Beleg für diese Auffassung des Kunstschaffens. Heute allerdings scheint es, als ob Wagners Sorge um die zunehmende Degeneration des Menschengeschlechtes tief begründet gewesen sei; denn die Zahl jener Künstler, in deren Schaffen Kunst und Sittlichkeit verschwistert sind, vermindert sich in erschreckender Weise, und wir sehen auf der einen Seite gewissenlose Verachtung alles Sittlichen, ja sogar zynisches Hervorkehren des Widernatürlichen; auf der anderen abstoßende Prüderie.

Bezeichnend für die erste Art sind die Grundsätze, die der geistreiche „Salome"-Dichter Oskar Wilde in der Vorrede seines überaus eigenartigen Romans „Das Bildnis Dorian Grays" aufstellte. Da heißt es u. a.: „Alle Kunst ist zwecklos." — „Es gibt keine moralischen oder unmoralischen Bücher. Bücher sind gut oder schlecht geschrieben. Weiter nichts;" — „Kein Künstler hat ethische Sympathien. Eine ethische Sympathie ist beim Künstler unverzeihliche Manieriertheit des Stils."

Wir dürfen in diesen Anschauungen die direkte Verneinung der Schillerschen und Wagnerschen Lehren erblicken. Und Bücher, in denen für sie gewirkt wird, kann man ohne weiteres als für noch unreife Leser gefährlich erklären. Was aber die zweite Gattung betrifft, so bedarf es nur des Hinweises auf die einst vielbesprochene famose „lex Heinze". Gegen so unberufene Einmengung in Kunstangelegenheiten, wie es die des unkünstlerischen Spießbürgers ist, der mit seinem nüchternen Alltagsblick das Natürlich-Erhabene des künstlerischen Gestaltens entweiht, möchte ich — unparteiisch — auch einen Satz aus eben der Wildeschen Vorrede zitieren, aus der ich gerade erst einige seltsam anti-ethische und zünftige Gedankensplitter anzuführen mir erlaubte: „Wer häßlichen Sinn in schönen Dingen findet, ist verderbt." Damit trifft Wilde den Nagel auf den Kopf, denn wer aus der bildenden Kunst das Nackte, aus dem Drama die sittlichen Nachtseiten des Lebens ausscheiden wollte, der würde der Kunst geradezu die Lebensbedingungen unterbinden. Die Kurzsichtigen und Heuchler, die das wollen, verwechseln eben Mittel und Zweck; und jene Kunst, die sich mit solcher Praxis einverstanden erklären würde, wäre eben — keine Kunst! Eine Afterkunst freilich, die mit niederen Trieben rechnet und ihre „Wirkungen" auf sie gründet, verdient kein besseres Los als die Unterdrückung mit allen nur zulässigen Mitteln. Von einer solchen spreche ich aber hier nicht. Echte Kunst kann nie eine Verletzung der öffentlichen Sittlichkeit begehen, und ihre Unterdrückung bedeutet ein Verbrechen an der ästhetischen und sittlichen Erziehung der Menschheit. Die echte Kunst scheint vielmehr in erster Linie dazu berufen, durch die Anregung zu natürlicher und schönheitsfreudiger Betrachtung des Ewig-Natürlichen die Sittlichkeit zu erhalten und zu fördern. Solcherart wird der Künstler nicht nur ein Könner und Verkünder, sondern geradezu ein Führer der Menschheit sein.

Will er diese Aufgaben aber vollends erfüllen, so wird er auch durch eine seines Künstlertums würdige Lebensführung der Menschheit voranleuchten; er wird sein Leben zum Kunstwerk gestalten. Ein wahrhaft großer Künstler kann nicht anders als auch ein großer Mensch sein. Das schöpferische Gemüt läßt ein Nichtübereinstimmen oder gar einen offenkundigen Zwiespalt zwischen Kunst und Leben nicht zu. Es versteht sich von selbst, daß der Begriff „großer Mensch" den des guten Menschen in sich schließt, wobei betont werden

*) Aus meinem Buche „Richard Wagner — Die Gesamtkunst des 19. Jahrhunderts" (Band des Sammelwerkes „Weltgeschichte in Charakterbildern"), 6. u. 7. Tausend, München 1908, Kirchheimsche Verlagsbuchhandlung (Kirchheim & Co. in Mainz).

Digitized by Google

muß, daß das Wort „gut“ nicht im Philisterſinne zu faſſen iſt; denn nicht das bürgerliche Sittengeſetz wird den wahrhaft ſittlichen Menſchen leiten, ſondern das ihm eingeborene Geſetz des Herzens. Blicken wir auf Männer wie Schiller, Beethoven, Wagner, ſo finden wir, daß eben ihre ſittliche Lebensanſchauung und ihre Lebensführung ſie vor anderen zu Führern der Menſchheit eignete. Sie haben ihre Kunſt wirklich gelebt.

Es gibt Künſtler, deren Kunſt nicht mehr iſt als Talent, Geſchicklichkeit und Nachempfindung. Solchen iſt ſie kein innerer heiliger Beruf, ſondern nur Anlaß zum Vergnügen, zu äußeren Ehren und klingendem Lohn.

Dem großen Genius aber bedeutet ſie ſtets ein Prieſteramt. Und wenn wir beiſpielsweiſe den mit des Lebens Not und der Menſchen Mißgunſt ringenden Wagner unermüdlich für die Förderung und Sicherung ſeines materiellen Seins und ſeiner großen künſtleriſchen Pläne ringen ſehen, ſo dürfen wir darin keinen ſelbſtſüchtigen Zug ſeines Weſens erblicken, ſondern vielmehr das unabweisliche tiefe Bedürfnis, einer höheren Pflicht zu genügen, indem er ſeiner Sache, die zu vertreten er einmal als Aufgabe ſeines Lebens erkannt hatte, mit allen Mitteln zum Durchbruche zu verhelfen trachtete.

De Vigny, der Dichter des „Chatterton“, ſagt treffend: „Die Sache iſt das Recht, das der Künſtler an das Leben hat. Sie iſt das Brot, das man ihm vorenthält, ſie iſt die ſittliche Würde, die geiſtige Wiederherſtellung, die ſoziale und religiöſe Weihe der Kunſt und des Künſtlers, deſſen Aufgabe es iſt, das menſchliche Bewußtſein nach allen Richtungen hin auszudrücken, zu betätigen, zu erhöhen und zu vergöttlichen.“

Und wenn Wagner noch in den vierziger Jahren gegen ein kleines ſicheres Jahresgehalt, das ihm ſeine Anhänger auswerfen ſollten, die Erträgniſſe des Schaffens ſeines ganzen weiteren Lebens darangeben will, ſo darf man darin weiter nichts erblicken, als die Sehnſucht nach der Bereitung eines unabhängigen Zuſtandes, der ihm die Möglichkeit an die Hand geben ſollte, der Welt den Segen ſeiner großen Kunſt angedeihen laſſen zu können. „Zum Geldverdienen bin ich nicht in der Welt, ſondern zum Schaffen,“ erklärte er. Der beſcheidene arme Wiener Vorſtadtlehrer Franz Schubert äußerte ſich einmal gegen ſeinen Freund Anſelm Hüttenbrenner in ähnlichem Sinne, weil er von gleichem Drange beſeelt war: „Mich ſoll der Staat erhalten; ich bin für nichts als das Komponieren auf die Welt gekommen.“ Ja, der Künſtler hat ein Anrecht auf die Unterſtützung jener Welt, die er ſo reich beſchenkt.

Aber der Künſtler hat auch Pflichten gegen dieſe Welt, und zwar nicht nur künſtleriſche, ſondern auch menſchliche.

Vor allem obliegt es ihm, die ihm kraft ſeines göttlichen Führeramtes zukommende Würde in jeder Lage des Lebens zu bewahren und zu behaupten. Deshalb ſoll er in ſeiner Kunſtübung keine trivialen Nebenzwecke verfolgen. Tut er es dennoch, ſo verdient er den Namen „Künſtler“ nicht mehr.

Mit ſeinem perſönlich geſtalteten Innenleben ſoll er der Welt den Weg zum Schönen und Guten weiſen.

Selbſt ein Napoleon konnte ſich der Erkenntnis von der ſittlich reinigenden Macht der Kunſt, und zwar der Muſik im beſonderen, nicht verſchließen, ſagte er doch einmal: „Von allen ſchönen Künſten hat die Muſik den meiſten Einfluß auf die Leidenſchaft und daher ſollte ſie ein Geſetzgeber am meiſten unterſtützen. Ein Muſikſtück, von Meiſterhand geſchaffen, berührt unfehlbar das Gemüt und hat viel mehr Einfluß als ein moraliſches Buch.“

Der eben geſchilderten hohen Aufgabe zu entſprechen, muß alſo das höchſte und innigſte Streben des Künſtlers ſein. Sein Lohn ſoll die Macht über die Geiſter und Herzen ſein. Iſt es ihm gleichzeitig beſchieden, ſeine Kunſt reichlich zu verwerten, ſo hat er eine weitere Gelegenheit, ſie auch in anderer Hinſicht in den Dienſt der Menſchenliebe zu ſtellen. Alle großen Künſtler haben ſich wiederholt mit Stolz in den Dienſt der Nächſtenliebe geſtellt. Als weithin leuchtendes Beiſpiel hat vor allem der edle Franz Liſzt zu gelten, der Jahre hindurch die Erträgniſſe ſeiner Kunſt ausſchließlich der Unterſtützung der Armen, Kranken, Lernbedürftigen und der Förderung idealer Zwecke zuwendete, während er ſeine äußere Lebensführung, die die eines Fürſten hätte ſein können, auf das beſcheidenſte Maß beſchränkte. — Und der große Beethoven ſchrieb die herrlichen Worte nieder: „Gottheit! du ſiehſt herab auf mein Inneres, du kennſt es, du weißt, daß Menſchenliebe und Neigung zum Wohltun darin hauſen.“

Aus dieſen Beiſpielen erſehen wir, daß dem echten Künſtler der Drang des Wohltuns und Beglückens eingeboren iſt und daß er dieſes nicht nur als ſittliche Pflicht, ſondern vielmehr als ein ihm durch die Gnade des Himmels vor anderen verliehenes Vorrecht betrachtet. So wird er denn im zweifachen Sinne zum Wohltäter der Menſchheit. Daher ſchuldet ihm die Welt auch die Zuerkennung einer Ausnahmeſtellung.

Dieſe genießt der Künſtler heute im vollſten Sinne. Die Zeiten, in denen der vierundzwanzigjährige Liſzt ſich bemüßigt fühlte, die Feder zur Hand zu nehmen, um allen Ernſtes die Gründung eines Weltverbandes vorzuſchlagen, dem die Aufgabe zufallen ſollte, die ſoziale Stellung des Künſtlers „zu heben und zu adeln durch Abſchaffung der Mißbräuche und Ungerechtigkeiten, denen ſie ausgeſetzt ſind, und die notwendigen Maßregeln im Intereſſe ihrer Würde zu treffen“, dieſe Zeiten ſind, Gott ſei Dank, vorüber.

Kommt es ſo weit, daß allen Menſchen die Kunſt zum Herzensbedürfniſſe geworden iſt — und als echte deutſche Idealiſten dürfen wir an dieſer ſchönen Möglichkeit nicht

Digitized by Google

zweifeln — so wird die Kunst allein genügen, um das uns in die Wiege gelegte metaphysische Bedürfnis zu befriedigen. Wir werden dann in ihr die höchste und erhabenste Äußerung des Göttlichen erkennen und unsere Fähigkeit, die Natur als Ausfluß des Göttlichen zu empfinden, wesentlich steigern; denn nur der in uns lebende Gott verleiht uns die Fähigkeit, die Natur künstlerisch schön empfinden zu können. Durch unser leibliches Auge blickt dieser Gott sie an, und durch dieses seelenvolle Schauen offenbart sie sich uns als höchstes Kunstwerk, dem unsere menschlich gestaltende Kunst nachzueifern sich bestrebt. Die Kunst lehrt uns, Gott zu fühlen, und sie wird uns, wenn wir einst im Sinne Wagners zu Künstlern geworden sind, endlich von dem Wahne befreien, ihn rationalistisch begreifen zu wollen, und erst recht von dem lächerlich hoffärtigen Erkenntnisdünkel, ihn — — leugnen zu dürfen.

Erlangen wir einst alle die Fähigkeit, diesen uns durch die Kunst zu innigstem Bewußtsein kommenden Gottesglauben in alle Betätigungen des Lebens hineinzutragen, so daß unser Leben von oben bis unten von künstlerischer Schönheit erfüllt wird, so wird es keine Kluft mehr geben zwischen dem „Künstler“ und der „Welt“, weil wir dann eben alle — Künstler geworden sind.

In diesem Sinne uns die „Welt“ schon hier zum Jenseits zu gestalten, in dem wir uns alle als Brüder finden, soll unser höchstes Ziel sein.

Lombardische Wanderung

Ein Lied aus vergangenen Tagen

Lombard'scher Staub deckt Hut mir und Gewand,
Dumpf pocht das Herz, apathisch geht mein Schritt
Durch Mais und Mais und Staub und Sonnenbrand,
Und viele weiße Wölkchen fliegen mit.
In Sonnenglut gebadet liegt das Land,
Kein Zweiglein rauscht am Weg, kein Lüftchen mehr,
Nur ab und zu knarrt zelttuchüberspannt
Ein Maultierkarren hoch und faul daher.
Und Maulbeerbäume stehen laubberaubt
Im goldnen Mais, der erst die Halme streckt,
Dort hebt ein Glockenturm sein weißes Haupt
Aus einem Weiler, der sich scheu versteckt.
Nun steigt der Weg. Der fernen Alpen Kranz
Wächst mählich in die Ebene hinein,
Auf fernen Kuppeln spielt der Sonnenglanz,
Und Zinnen blitzen auf aus Laub und Wein.
Die Felder weichen, Gärten blühen auf,
Ein Hirte zieht mit Schafen seinen Weg,
Bald brückt sich über eines Baches Lauf,
Der Stadt schon nahe, ein gewölbter Steg.
Ein Spielmann orgelt sich zur Stadt hinein,
Vom Felde kehrt ein Mädchenschwarm zurück,
Und nun, getaucht in Abendsonnenschein,
Liegt Bergamo vor dem erstaunten Blick. —
Wie Inselland ins unbegrenzte Meer,
So greift die Unterstadt ins eb'ne Land,
Doch wallgekrönt, in märchengrauer Wehr,
Türmt sich die Oberstadt auf grüner Wand.
Nun lug' ich oben von der höchsten Wacht,
Kastanien rauschen, und der Abend glüht.
Vom Berge schreitet schleierschwer die Nacht,
Die Winde spielen, und die Rose blüht.
Gestirne flammen auf, in tiefe Ruh
Sinkt Berg und Ebne, nun die Sonne schied,
Das Land ruht segenschwer, nur ab und zu
Klingt durch die Nacht ein altes, altes Lied. — —

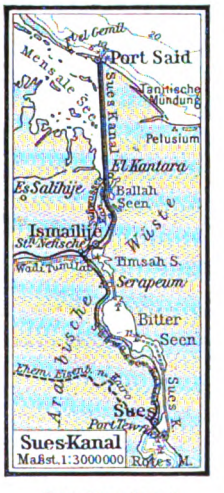
Robert Schilz

Digitized by Google

Einfahrt in den Sueskanal bei Port Said

Der Sueskanal. Von Fedor von Zobeltitz

Es sind fünf Jahre her, als ich zum letzten Male den Sueskanal durchfuhr, und damals, ich entsinne mich, sprach man von einem Experiment, das gelingen konnte, vielleicht aber auch nicht, und in diesem letzteren Falle wäre es mit allerhand zeitraubenden Unbequemlichkeiten verknüpft gewesen, uns weiter zu bringen: vorwärts oder rückwärts. Unser Fahrzeug nämlich, ein stattlicher Dampfer der Hamburg-Amerika-Linie, war einer jener Ozeanriesen, wie sie im letzten Jahrzehnt für die Welt-Vergnügungsreisen auf allen Werften erbaut wurden, und bisher hatte es noch kein Schiff größeren Typs wagen können, den Sueskanal zu befahren. „Sachte, et klemmt sich," pflegt der Berliner zu sagen, wenn irgendwo irgend etwas nicht so geht, wie es gehen soll — und diese schnoddrige Redensart traf in diesem Falle auch beim Sueskanal zu: seine Breite und Tiefe ermöglichte nur Schiffen von bestimmter Größe die Durchfahrt. Nun waren aber in den letzten Jahren die Verbreiterungsarbeiten des Kanals so weit vorgeschritten, daß man (so hieß es) nicht mehr auf die Ausweichstellen angewiesen sein sollte; vor allem war eine gleichmäßige Tiefe von zehn Metern, gegen die ursprüngliche von acht Metern, durchgeführt worden, und unser Schiff war das erste, das die Probe auf das Exempel machen sollte: „klemmt" es sich oder nicht? Ich will gleich vorausschicken, daß alles leidlich gut ablief. Die Ausweichstellen waren zwar immer noch nicht zu entbehren, aber die Tiefe genügte, und unter Kreischen, Knirschen und Krachen und ähnlichen Wehlauten unseres an eine noch immerhin so beengte Fahrt nicht gewöhnten Seeriesen gelangten wir glücklich ins Rote Meer.



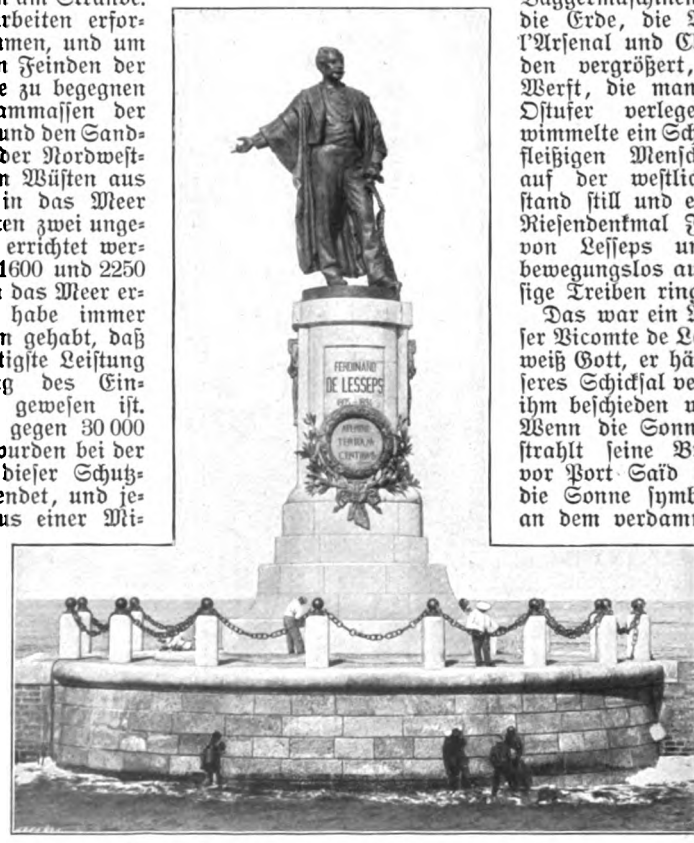
Der Sueskanal

Das war an einem Februartage, und wir kamen von Genua. In der Gegend von Neapel war es schon ganz frühlingsmäßig; bei den Liparischen Inseln konnte man den Flanellanzug aus dem Koffer holen, und unweit Sizilien begann uns der Sommer entgegen zu lachen. Nun wurde der Ätna sichtbar, und den konnte man noch lange im Auge behalten, indes sich der Dampfer östlich in die offene See wandte. Ein Tag und eine Nacht, und im Rosenschimmer der Frühsonne tauchten die Berge Kretas auf, überragt vom Phiioriti, dem Ida der antiken Welt, wo Zeus von den Nymphen eine seiner Zukunft angemessene Erziehung erhielt. Jetzt wendete das Schiff und steuerte in flotter Diagonale dem Nildelta entgegen. Von der ägyptischen Küste war noch nichts zu sehen, aber die Nähe des alten Vaters Nil merkte man doch schon: an der veränderten Farbe des Wassers. Das köstliche Tiefblau des Mittelmeeres wich zunächst einem schillernden Grün, und dies Grün tuschte sich bald zu einem äußerst schmuddligen Gelb ab: die Wirkung der Schlammfluten des Nils, die sich ähnlich äußert wie beim Ganges und Irawaddi. Nun links herum in einem Bogen um den Leuchtturm von Damiette, und dann zwischen zahllosen kleinen arabischen Fischerbarken hindurch nach Port Said.

Das ist die Kopfstation des Sueskanals, und als man mit dem Bau der neuen Wasserstraße begann, bestand die Stadt aus einigen Blockhäusern. Das sind

Digitized by Google

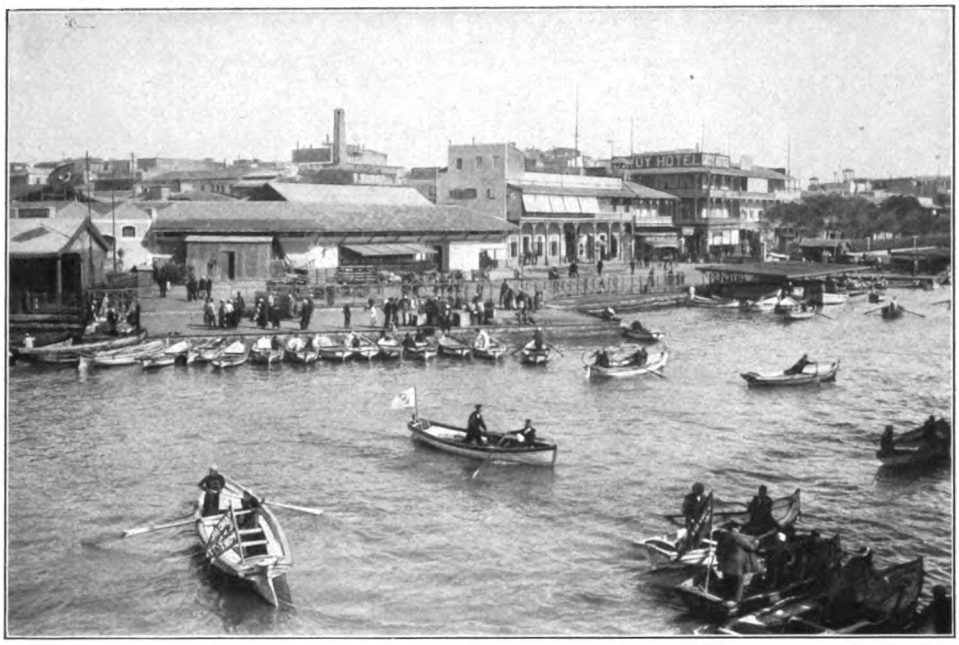
fünfzig und einige Jahre her, und inzwischen hat Port Saïd sich natürlich gewaltig gereckt, aber einen merkwürdig unfertigen, sozusagen improvisierten Eindruck macht es heute noch. Die regelmäßige Anlage des Ganzen, die Baumlosigkeit, die hölzernen Häuser, zwischen die sich geschmacklose Industriebauten schieben — das alles wirkt langweilig. Einigermaßen entschädigt das internationale Leben in den Straßen und das bunte Treiben im Araberviertel. Die Place Lesseps bildet den Mittelpunkt. Da spielt an den Nachmittagen Militärmusik, und dann taucht sich der Platz in ein Farbengewirr, und wenn es Abend wird, schleicht das Laster umher. Vom Lessepsplatze aus ziehen sich die Hauptverkehrsadern oder umkreisen ihn: die Rue de Commerce, Laden an Laden (unsichtbare Warnungstafel: Hier wird gemogelt), die Rue Osman mit den Bankhäusern und Hotels, der Quai François Joseph mit den Dampferagenturen und Konsulaten. Am interessantesten ist der Hafen. Da staunt man wahrhaftig. Fabelhaft, was Menschengeist und Menschenwille hier geschaffen haben! Man muß nur versuchen, sich sechs Jahrzehnte zurückzuversetzen. Da lag an dieser Stelle eine seichte Bucht, und ein paar Holzhütten standen am Strande. Die Baggerarbeiten erforderten Unsummen, und um den schwersten Feinden der neuen Anlage zu begegnen — den Schlammassen der Nilmündung und den Sandwolken, die der Nordwestwind von den Wüsten aus unaufhörlich in das Meer wirft — mußten zwei ungeheure Molen errichtet werden, die sich 1600 und 2250 Meter weit in das Meer erstrecken. Ich habe immer das Empfinden gehabt, daß dies die wichtigste Leistung bei Schaffung des Eingangshafens gewesen ist. Man denke: gegen 30 000 Betonblöcke wurden bei der Konstruktion dieser Schutzdämme verwendet, und jeder Block, aus einer Mischung von Wüstensand und hydraulischem Kalk bestehend, maß 10 Kubikmeter und hatte das hübsche Gewicht von 20 000 Kilogramm. So bezwang man das Meer, die Winde und den Schlamm. Zwischen den Molen dehnt der Hafen sich aus: das Bassin Ismaïl mit seinen nördlichen Seitenhäfen, den Bassins du Commerce und de l'Arsenal, zwischen denen sich protzenhaft der Kuppelbau der Kanaldirektion erhebt; südlich das Bassin Chérif mit dem gediegenen Prachtgebäude der englischen Marine, einstmals vom Prinzen Heinrich der Niederlande errichtet (dem älteren, der 1878 in zweiter Ehe die Prinzeß Maria von Preußen heiratete, Tochter des Prinzen Friedrich Karl), und das Bassin Abbas Hilmi, der Kohlenhafen. Vom Franz Josephskai aus, nördlich an der Hafeneinfahrt, sendet der Leuchtturm sein elektrisches Licht zwanzig Seemeilen weit über das Meer. Auf die Höhe dieses Pharus bin ich auch einmal geklettert, weil ich mir einbildete, von hier aus müsse man weithin über das Delta, die syrische Küste und die Sinai-Halbinsel schauen können. Aber die Phantasie galoppierte auch in diesem Falle der Wirklichkeit voran. Ich sah nichts als das Meer und dicht unter mir die kahle Stadt mit dem tristen Sand seiner Umgebung. Da war eine Bootfahrt durch die Bassins schon lohnender. Überall wurde damals gewaltig gearbeitet, gigantische Baggermaschinen bewegten die Erde, die Bassins de l'Arsenal und Chérif wurden vergrößert, auf der Werft, die man nach dem Ostufer verlegen wollte, wimmelte ein Schwarm von fleißigen Menschen. Und auf der westlichen Mole stand still und einsam das Riesendenkmal Ferdinands von Lesseps und schaute bewegungslos auf das emsige Treiben ringsum.



Das Lesseps-Denkmal auf der Mole von Port Said

Das war ein Mann, dieser Vicomte de Lesseps, und weiß Gott, er hätte ein besseres Schicksal verdient, als ihm beschieden worden ist! Wenn die Sonne leuchtet, strahlt seine Bronzestatue vor Port Saïd wie Gold; die Sonne symbolisiert — an dem verdammten Gold ist Lesseps zugrunde gegangen. Griechische Überlieferung will wissen, schon die Pharaonen des 14. Jahr-

Digitized by Google



Am Landungsplatz in Port Said. Im Vordergrund ein Hafenboot des Norddeutschen Lloyd

hunderts der vorchristlichen Zeit hätten versucht, den Isthmus vom Nil durch den Timsah-See zum Roten Meer zu durchstechen. Auch die Namen Setos und Ramses II. werden genannt, die Leuchten der neunzehnten Dynastie, jene Könige, denen Ägypten die meisten seiner Ewigkeitsbauten verdankt. Gewiß ist, daß Necho II., Psammetichs Sohn, der die Renaissanceperiode ägyptischer Kunst begründete, einen Süßwasserkanal von Bubastis am Nil (beim heutigen Zakazik) durch einen Teil des biblischen Landes Gosen und das fruchtbare Wadi Tumilat bis Pithom (dem Patumos Herodots) am Arabischen Meerbusen bauen ließ. Vielleicht ist er unvollständig geblieben, vielleicht nur verfallen; beendet wurde er jedenfalls erst unter persischer Herrschaft von Darius und später, unter den Ptolemäern, bedeutend verbessert und ausgebaut. Ptolemäus II. Philadelphus (285—247 v. Chr.) erweiterte die Anlage derart, daß man vom Nil mit Zuhilfenahme der Isthmusseen sowohl nördlich zum Mittelmeer als südlich zum Roten Meer gelangen konnte. Gegen Ende der ptolemäischen Dynastie scheint er wieder versandet gewesen zu sein — möglich aber, daß man ihn zur Römerzeit abermals instand setzte: wenigstens führte eine Wasserstraße vom Nil aus, der Stelle des heutigen Kairo, zum Meerbusen von Sues den offiziellen Namen amnis Trajanus. Als Ägypten nach der Eroberung durch die Araber eine Provinz des Kalifenreichs wurde, verlor Alexandria seine Bedeutung. Amer ibn El-Asi, der siegreiche Feldherr des Kalifen Omar, gründete als politischen Mittelpunkt des Reichs Fostat, das alte Kairo, und da die Verbindung nach Kolsum (Sues) schon der Getreidetransporte wegen von Wichtigkeit war, so ließ er den Kanal von neuem eröffnen. Nun verschwindet er für Jahrhunderte aus der Geschichte. Sieht man von seiner legendären Wiederherstellung unter den Omeijaden und Römern ab (die letzteren zogen für den Handel mit Arabien die über Koptus, das heutige Kufl an der Bahnlinie Kairo-Luksor, durch die Arabische Wüste nach dem Roten Meer führende Karawanenstraße vor), so bleibt doch immer die Tatsache übrig, daß zur Perser- und Ptolemäerzeit der Kanal existiert haben muß. Nicht nur Funde aus jener Zeit haben dies bestätigt, man hat auch Teile der alten Wasserstraße beim Bau des Sueskanals neu erschlossen, um die Arbeiter mit Trinkwasser versorgen zu können. Heute begleitet der Süßwasserwasserarm den maritimen Kanal von Zakazik bis Ismailija, vereinigt sich hier mit einer zweiten, in Kairo beginnenden Süßwasserstraße und mündet bei Sues. Obwohl er in erster Linie nur Bewässerungszwecken dienen soll, leistet er doch auch der kleineren Segelschiffahrt ersprießliche Dienste.

Im Mittelalter tauchte bei den Venezianern und einigen intelligenten Sultanen der Plan einer Durchstechung der Landenge von neuem auf, aber es kam nichts zur Ausführung. Leibniz regte 1671 bei Ludwig XIV. die Idee abermals an, auch Mustafa III. und der Mamelukenführer Ali Bei beschäftigten sich mit dem Projekt — immer erfolglos. Ernsthafter ging Bonaparte bei seiner

Digitized by Google

Straßenbild aus Port Said

ägyptiſchen Expedition zu Werke. Er beauftragte den Ingenieur Lepère mit entſprechenden Vorarbeiten, und der gute Lepère rechnete und rechnete auch eine ganze Reihe von Jahren, um dann zu dem verblüffenden Ergebnis zu kommen, daß der Spiegel des Roten Meeres beinahe zehn Meter höher liege als der des Mittelmeers. So ſcharf dieſer Behauptung auch damals ſchon widerſprochen wurde, ſo währte es doch abermals ein paar Jahrzehnte, ehe der Irrtum (1841) durch engliſche Offiziere gründlich nachgewieſen werden konnte.

Im Araberviertel von Port Said

Jetzt regte das alte Intereſſe ſich von neuem und gewann an Lebhaftigkeit. Schon 1847 und dann neun Jahre ſpäter nahm der Öſterreicher Negrelli eingehende Geländeunterſuchungen vor. Es gelang ihm auch, in Paris ein Konſortium zur Finanzierung ſeines Unternehmens zuſammenzubringen, und der in Paris erzogene Vizekönig Saïd-Paſcha, Muhammed Alis vierter Sohn, ernannte ihn zum Generalinſpektor der Sueſarbeiten. Mit dem Bau des Hafens wurde begonnen und die Kopf-

Digitized by Google

Das Verwaltungsgebäude der Sueskanal-Gesellschaft in Port Said

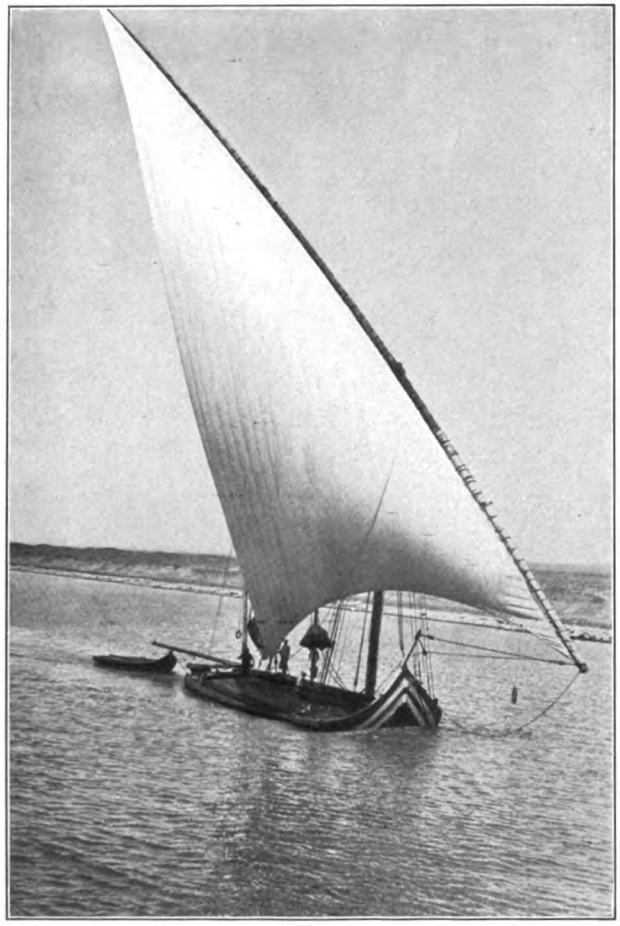
station dem Pascha zu Ehren Port Saïd getauft.

In Port Saïd hätte auch Negrelli ein Denkmal verdient. Aber wer kennt ihn heute?! Selbst im Konversationslexikon habe ich seinen Namen vergeblich gesucht, obwohl tatsächlich er es gewesen ist, der den Sueskanal ins Leben gerufen hat. Er starb am 1. Oktober 1858, und nun kam ein findiger Mann und kaufte aus seiner Hinterlassenschaft alle auf das große Unternehmen sich beziehenden Pläne und schriftlichen Vorarbeiten. Allerdings hatte auch Ferdinand von Lesseps sich schon lange mit der Idee des Isthmusdurchstichs beschäftigt, aber die Pforte hatte ihn abgewiesen, und in England fand er in Palmerston einen unversöhnlichen Gegner. Während Negrelli sich noch in Port Saïd mit seinen Arbeitern herumärgerte, setzte Lesseps in Europa Himmel und Hölle in Bewegung, um das nötige Geld aufzutreiben, und wirklich glückte es ihm, eine „Compagnie universelle du canal maritime de Suez" zusammenzutrommeln, die 400 000 Aktien zu je 500 Franken verausgabte. Was die Zeichnung nicht deckte, übernahm mit freigebiger Hand Saïd-Pascha, der sich außerdem noch 20 000 Eingeborene für die Arbeiten zu stellen verpflichtete.

Nun ging es los, und daß die ungeheuren Schwierigkeiten, die überwunden werden mußten, das riesige Unternehmen schließlich nicht doch noch in Frage stellten, war zum großen Teil dem Nachfolger Saïds zu verdanken, des genialen Ibrahim Sohn Ismail, dem ersten Pascha Kairos, der sich Khedive von Ägypten und noch dazu Hoheit nennen durfte. Ich wurde vor Jahren in Kairo mit einem alten Herrn bekannt, der zu den Vertrauten Ismails gehört hatte, der mit ihm stürzte und seinen Fall mit der Gemütsruhe des echtem Moslem ertrug. Der Brave hat mir beim Kaffee und der Zigarette mancherlei von seinem früheren Herrn erzählt, dessen größter Fehler der war, daß er zeitlebens nicht rechnen konnte. Aber seine ewig lockere Hand, die das düstere Kairo in eine prächtige Fremdenstadt verwandelte, war eine Wohltat für den Kanalbau. 160 Kilometer waren zu durchstechen. Das gesamte Material, alle Werkzeuge, Maschinen, Kohlen, Holz, Eisen, mußte aus Europa herbeigeschafft werden; 25 000 Arbeiter verlangten Unterkunft, Nahrung und Kleidung. Verlangten vor allem das nötige Trinkwasser — und das fehlte. Noch 1862 wurden von den 1800 Lastkamelen der Kompanie 1600 zur Beschaffung des Wassers benutzt, was eine Tagesausgabe von 8000 Franken verlangte. Als im Dezember 1863 der oben erwähnte Süßwasserkanal von Zakazik nach Sues vollendet war, konnte man mit einer jährlichen Ersparnis von drei Millionen Franken rechnen. Auch die politischen Schwierigkeiten häuften sich zeitweise; England blieb nach wie vor bei seiner heimlichen Wühlarbeit und beeinflußte die Pforte. Aber die Arbeit schritt stetig vor; Maschinen von

Digitized by Google

22 000 Pferdekräften förderten das Werk. Da brach die Cholera unter den Fellahs aus, und die Sterblichkeit wurde so riesig, daß der Khedive über eine Million Pfund Entschädigung an die Kompanie zahlte, um für die Eingeborenen europäische Arbeiter eintauschen zu können. Fast genau zehn Jahre währten die Kanalarbeiten. Am 18. März 1869 traten die Wasser des Mittelmeeres in die Bitterseen, die man vorher in ihrer großen Mulde trockenen Fußes durch-



Kohlentransport auf dem Sueskanal

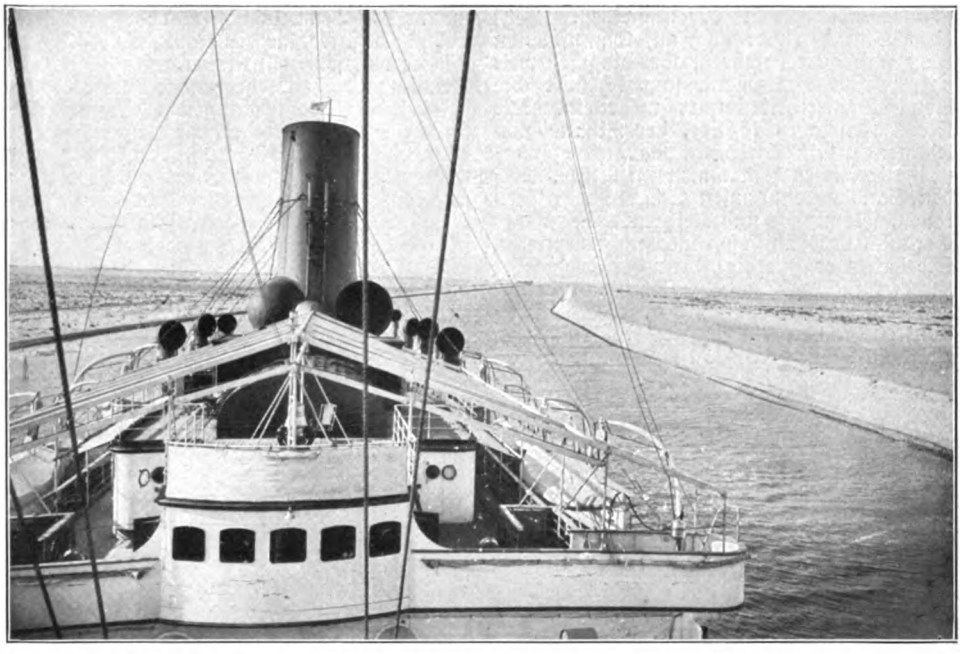
wandern konnte; am 15. August wurde der südliche Damm durchstochen und die Begegnung beider Meere hergestellt. Am 16. November endlich konnte die Eröffnung des Kanals eingeweiht werden.

Das war etwas für den Khediven Ismail. Mein alter Kairenser Freund erzählte mir, die Ausgaben für die Festlichkeiten seien tatsächlich gar nicht mehr kontrolliert worden. In den Hotels floß der Champagner in Strömen, und wenn man im Finanzministerium seine Rechnung präsentierte, wurde sie anstandslos ausgezahlt. 20 Millionen Franken kostete dem Khediven dieser Traum aus Tausendundeiner Nacht. Der treffliche Eyth, der den Dampfpflug nach Ägypten brachte und Halim-Paschas Chefingenieur war, hat in seinem Roman von der Cheops-Pyramide jene Tage voll Glanz und Gleiß wundervoll geschildert. Ismail, Lesseps und die Kaiserin Eugénie (in Vertretung Napoleons) feierten damals ihre höchsten Triumphe. Ismails Ruhm erlosch bald darauf. Seine verunglückte Expedition nach Abessinien kostete ein enormes Lösegeld für das gefangene Heer. Seine Prachtliebe und Verschwendung hatten seine Schulden auf die angenehme Höhe von hundert Millionen Pfund gebracht; 1878 mußte er seine gesamten Kanalaktien an England verkaufen — und nun hatte Old-Albion ihn und den Kanal in der Hand. An einem schönen Sommertage 1879 wurde er seines Thrones für verlustig erklärt; ein paar Jahre später sah ich ihn in Neapel spazieren fahren, wo er Wohnsitz genommen hatte. 1893 starb er in Konstantinopel. Kaiserin Eugénie aber mußte schon ein Jahr nach der großen Feier aus Paris flüchten; in Kairo hatte sie den preußischen Kronprinzen, den späteren Kaiser Friedrich, zum letzten Male gesehen. Auch der arme Lesseps verlor bald seinen Glorienschein: Panama stürzte ihn in geistige Umnachtung.

Aber sein Werk blieb und blühte auf. Die Einnahmen der Gesellschaft ergaben 1872 zum ersten Male einen Überschuß von 2 071 279 Franken, der sich 1901 bis zu 74 675 727 Franken steigerte. Von den Bruttoeinnahmen aus dem letzten Jahrzehnt liegt mir die des Jahres 1907 vor; sie betrug (gegen gelegentlich höhere aus früheren Jahren) 115 358 812 Franken, die Nettoeinnahme (bénéfice net) 71 385 915 Franken. Der Gewinn verteilt sich zu 71 Prozent an die Aktionäre; 15 Prozent fallen an die ägyptische Regierung, 10 Prozent an die Gründer, je 2 Prozent an die Administratoren und die Angestellten der Kanalgesellschaft. 1909 standen die Aktien (Nominalwert 500 Franken) auf ungefähr 5000 Franken: ein gutes Geschäft.

Ein gutes Geschäft vor allem deshalb, weil der Sueskanal konkurrenzlos ist. Ein

Digitized by Google



Auf der Fahrt durch den Kanal (Dampfer Prinzeß Alice vom Norddeutschen Lloyd)

Blick auf die Zeitersparnis im Vergleich mit dem Weg um das Kap der guten Hoffnung zeigt am schlagendsten die Wichtigkeit der Wasserstraße. Diese Zeitersparnis beträgt beispielsweise nach Bombay: von Brindisi und Trient 37, von Genua 32, von Marseille 31, von Bordeaux, Southampton, Liverpool, London, Amsterdam, Hamburg je 24 Tage. Mit dem Zeitgewinn ist natürlich auch eine große Ersparnis an Kohlen verbunden, der allerdings der recht bedeutende Kanalzoll gegenübersteht. Er beträgt für die Tonne Nettogewicht bei beladenen Schiffen heute immer noch 7,75 Franken, bei Schiffen in Ballast 6,50 Franken; außerdem sind für jeden Passagier 10 Franken zu vergüten. Der Dampfer, mit dem ich vor fünf Jahren durch den Kanal fuhr, hatte eine Gebühr von gegen 150000 Franken zu zahlen: für eine Fahrt von vierzehn Stunden! Eine verstärkte Geschwindigkeit ist nämlich nicht gestattet, weil der erhöhte Wellenschlag die Ufer unterspült. Denn das ist wiederum der Nachteil des Sueskanals, daß der lockere Wüstenboden trotz aller Sicherungsmaßregeln **der Böschungen unaufhörliche Reparaturarbeiten verlangt, die riesige Summen verschlingen. An seiner Verbreiterung und Vertiefung ist eigentlich von Anbeginn ab gearbeitet worden. Die Breite der Sohle betrug ursprünglich 22 Meter, ist aber in den letzten Jahren überall auf 37 Meter erweitert worden, während an den von fünf zu fünf Kilometern folgenden Ausweichstellen, den „gares", die untere Breite 50 Meter beträgt. Bei der Einfahrt in Port Saïd ist der Kanal oben (am Wasserspiegel) 170,** unten (an der Sohle) 70 Meter breit. Von der vermehrten Vertiefung sprach ich schon; sie genügt freilich immer noch nicht, um den Giganten der heutigen Schiffsbaukunst, den „schwimmenden Hotels" vom Typus des „Imperator", die Durchfahrt zu gestatten. Bei dem Schiffsverkehr im Kanal hat Großbritannien natürlich die Überhand, auch der Hauptteil der Aktien befindet sich in englischem Besitz. Das Privileg der Kompanie wurde von Saïd-Pascha 1856 auf 99 Jahre ausgestellt, nach deren Ablauf der Kanal an Ägypten fallen soll. Das würde also 1955 sein. Ich erlebe es nicht mehr; aber neugierig bin ich doch, was um diese Zeit aus Ägypten und dem Kanal geworden sein mag.

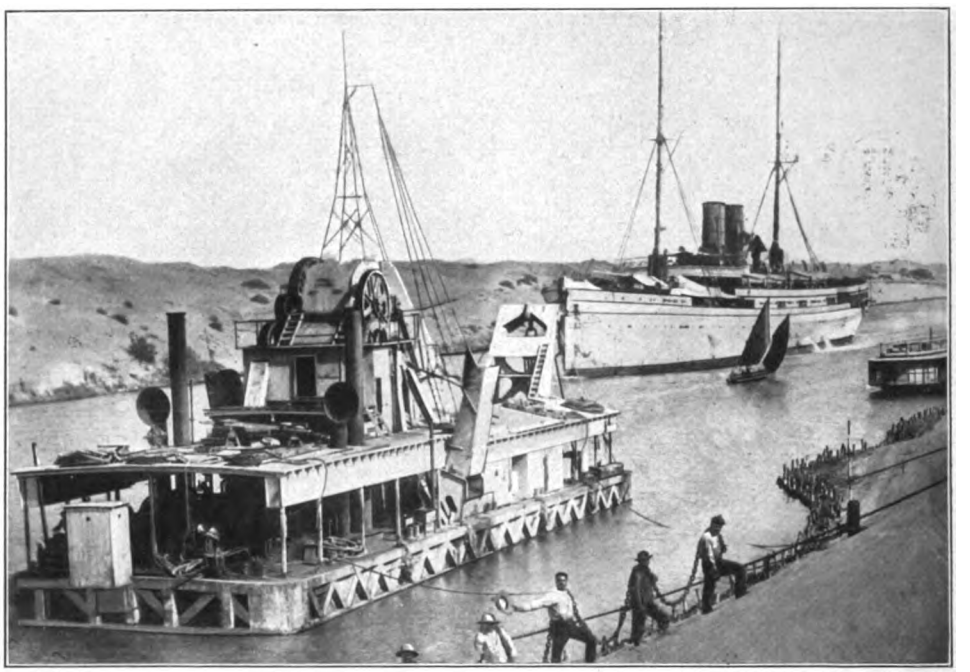
Ich habe den Leser bereits nach Port Saïd geführt, wo es schon am zweiten Aufenthaltstage langweilig zu werden beginnt. Will man sich die Kanalfahrt schenken, so kann man mit dem Expreßzuge nach Kairo und von dort mit der Bahn nach Sues bzw. nach der Hafeninsel Port Tewfik, dem Ausgangspunkt der Wasserstraße, fahren. Das machen viele so, zumal man gewöhnlich im lustigen Kairo **ein paar Tage Zeit hat und die Fahrt durch den Kanal doch nicht das bietet, was man zu erwarten pflegt. Aber die Kenntnis geht über das Vergnügen: steigen wir also in Port Saïd wieder an Bord und fahren wir los!...**

Der Pilot schwirrt voran: er hat sorgsam darauf zu achten, daß wir die Fahrgeschwindigkeit nicht eigenmächtig steigern. Zunächst geht es direkt nach Süden. Die erste Ausweichstelle liegt bei Ras-el-Esch am Menzale-See, den wir zwischen Dämmen in

Digitized by Google

schnurgerader Linie durchschneiden. Jetzt kann man den See noch auf Dampfbooten kreuz und quer befahren, aber die schon weit vorgeschrittene Trockenlegung schränkt die Bewegungsfreiheit immer mehr ein. Die Morgenfrische ist köstlich, der Himmel von leuchtender Stahlfarbe, ein paar kleine schneeweiße Wölkchen schwimmen im Äther. Auf den Sandbänken hausen Scharen von Pelikanen, Flamingos und Reihern, die auch das Geräusch der Schiffsschraube nicht vertreibt. Sie haben es gut hier, denn der See gehört zu den fischreichsten Ägyptens und bringt der Regierung noch immer gegen zwei Millionen Franken an jährlichem Pachtzins. Zahlreiche Fischerdörfer liegen an den Ufern

mauer des Tempels von Karnak eine Darstellung befände, die den König Setis I. zeigt, wie er von seinen syrischen Kriegszügen als Triumphator heimkehrt und auf einem, von gefesselten Asiaten gezogenen Streitwagen an der Spitze seines Heeres über diese Brücke rückt. El-Kantara ist auch in unsern Tagen wieder häufiger genannt worden. Es liegt auf einer Bodenerhebung zwischen dem Menzale- und dem ersten Balah-See, über die seit den ältesten Zeiten die Heerstraße von Ägypten nach Syrien führte: noch heute ein vielbereister Karawanenweg. Hier erschienen zum Schrecken Englands die ersten türkischen Streitkräfte, eine schwache Erkundungsabteilung, Ende November vorigen Jahres.

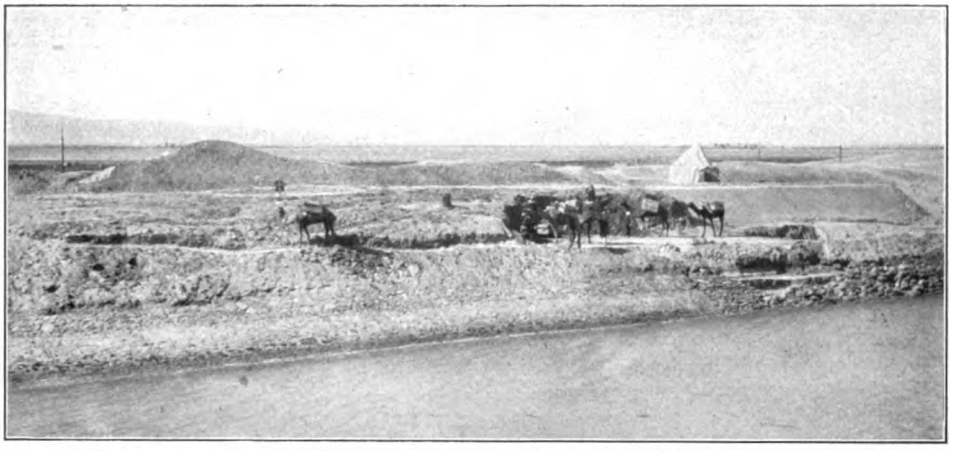


Baggerarbeiten zur Vertiefung des Fahrwassers

und auf den malerischen Inseln. In der Nähe des einen, des Dörfchens Sân, erheben sich die Ruinen der altägyptischen Königsstadt Tanis, des biblischen Zoan, von Mariette und Flinders Petrie in den achtziger Jahren v. J. ausgegraben. Der Menzale-See bedeckt eine Landschaft, die im Altertum vom pelusischen, mendesischen und tanitischen Nilarm durchschnitten war und für ungemein fruchtbar galt. Wie der Ruhm der Welt vergeht, davon erzählt auch der Flecken El-Kantara am Ausgange des Sees. El-Kantara heißt zu deutsch die Brücke, und an Stelle der heutigen Fähre stand hier wirklich einmal eine prunkhafte Brücke, aber das ist über dreitausend Jahre her, und wir wüßten es nicht, wenn sich nicht unter den berühmten Bildern an der östlichen Außen-

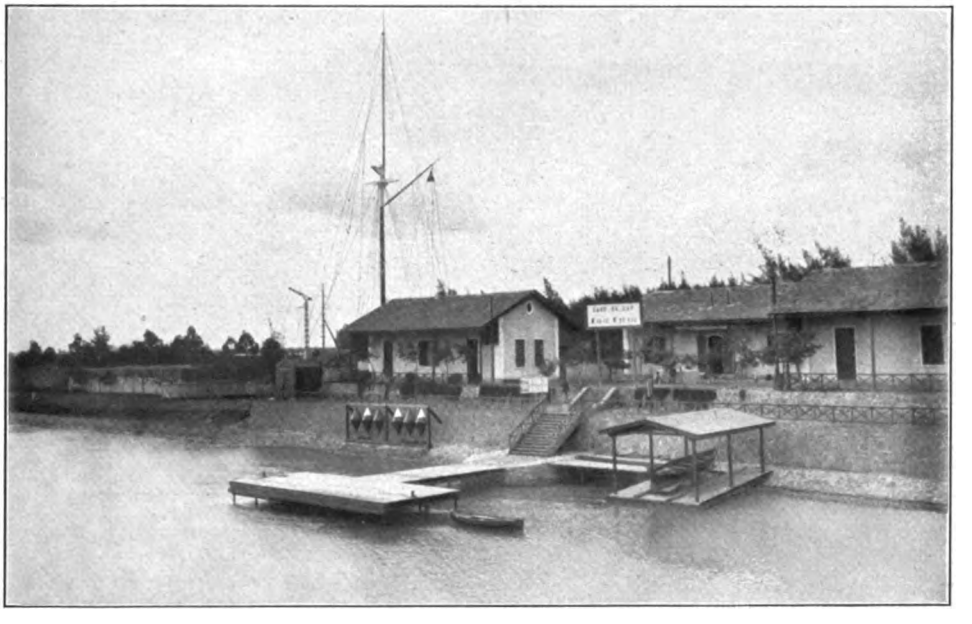
Nun tritt der Kanal in die Balah-(Dattel-) Seen, durch die er gleichfalls zwischen hohen Dämmen geführt wird, und dann beginnt die Arabische Wüste, deren Flugsand und lockerer Boden den Arbeiten ungeheuren Widerstand entgegensetzten. Bei El-Ferdân mußte eine umfangreiche Kalk- und Sandsteinschicht durchstochen werden; die schwierigste Stelle liegt einige Kilometer weiter südlich, bei dem verlassenen Dorfe El-Gisr rechts auf der Anhöhe, der höchsten Erhebung der Landenge. Hier steigen die aus Steinen aufgemauerten Böschungen bis zu 16 Meter empor; graues Tamariskengebüsch bedeckt sie streckenweise, und nackte Fellachenkinder pflegen oben umherzutanzen und um Bakschisch zu betteln. In der Ferne rechts taucht die Kuppel einer grauen Moschee, ein

Digitized by Google



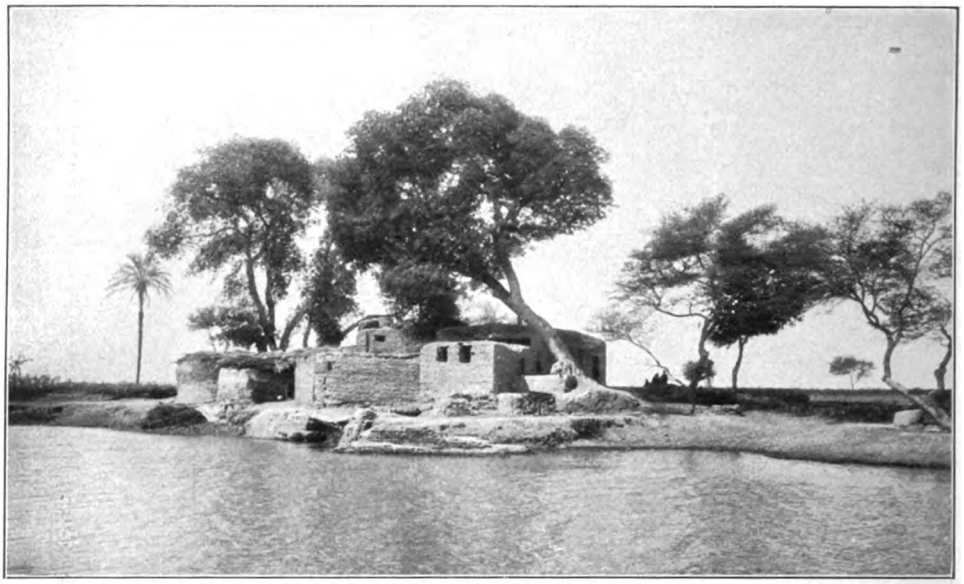
Ein Bild vom Kanalrand: Karawane auf dem Marsch

wenig weiter linkwärts der helle Bau eines vizeköniglichen Schlößchens auf. Unser Schiff fährt nun in das tiefblaue Wasser des Timsah-(Krokodil-)Sees, ehemals eine Lagune in der Wüste, mit stark erhöhtem, flachem Ostufer, dem Hyänenplateau. Ein stilles, freundliches, während des Kanalbaues entstandenes Städtchen, Ismailija, erstreckt sich mit breiten, baumbeschatteten Straßen, hübschen Plätzen und niedlichen, gartenumgebenen Häusern am Nordwestrande des Sees. Hier befindet sich das Zentralamt der Kanalgesellschaft, das während des Krieges aber weiter westlich, in die weniger gefährdete Stadt Zakazik, ungefähr mittelwegs zwischen Ismailija und Kairo, verlegt worden ist. Bei Ismailija mündet auch der Süßwasserkanal, der den Sueskanal mit dem Nil bei Kairo verbindet. Am Südwestufer des Sees steigt der Djebel Mirjam an, nach arabischer Tradition die Stätte, auf der Mirjam, die Schwester von Moses und Aaron, die gegen Moses' Verheiratung mit einer „Mohrin" geeifert hatte und deshalb vom Aussatz befallen war. Gegenüber bleibt das Städtchen Tusun mit der weithin sichtbaren Grabstätte eines Scheichs liegen, westlich wölbt sich ein Hügel mit den sogenannten Gedenksteinen des Darius Hystaspis, die bei der Wiedereröffnung des alten Süßwasserkanals gefunden wurden, und mit anderen antiken Resten. Auch hier hat der Kanalbau ein neues



Signalstation und Landungsplatz am Kanal

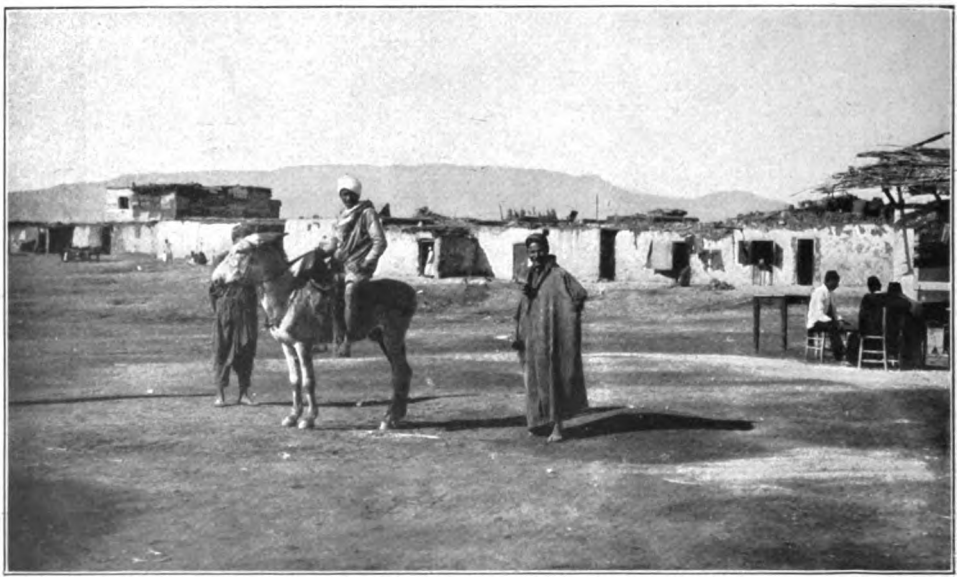
Digitized by Google



Aus der Umgebung von Ismailije

Städtchen entstehen lassen, das man etwas anspruchsvoll Serapeum getauft hat.

Durch harte Kreidefelsen, die weiß in der Sonne flimmern, tritt der Kanal nunmehr in die beiden Bitterseen ein. Jetzt schnauft unser Dampfer, die Schraube wirbelt, die Fahrt wird eiliger. Im Großen Bittersee, dem nördlichsten, ist „Volldampf" erlaubt, und das Schiff nützt die Erlaubnis aus, um noch vor Beginn der Nacht in Sues sein zu können. Brugsch hat die Bitterseen mit dem Mara der Bibel identifiziert: „Moses ließ die Kinder Israel ziehen vom Schilfmeer hinaus zu der Wüste Sur. Und sie wanderten drei Tage in der Wüste, daß sie kein Wasser fanden. Da kamen sie gen Mara; aber sie konnten das Wasser nicht trinken, denn es war fast bitter. Daher hieß man den Ort Mara." Nun ließ Moses einen Baum in das Wasser werfen, und da ward es süß (2. Moses, Kapitel 15). Ich vermute aber, daß Brugsch sich in seiner An-



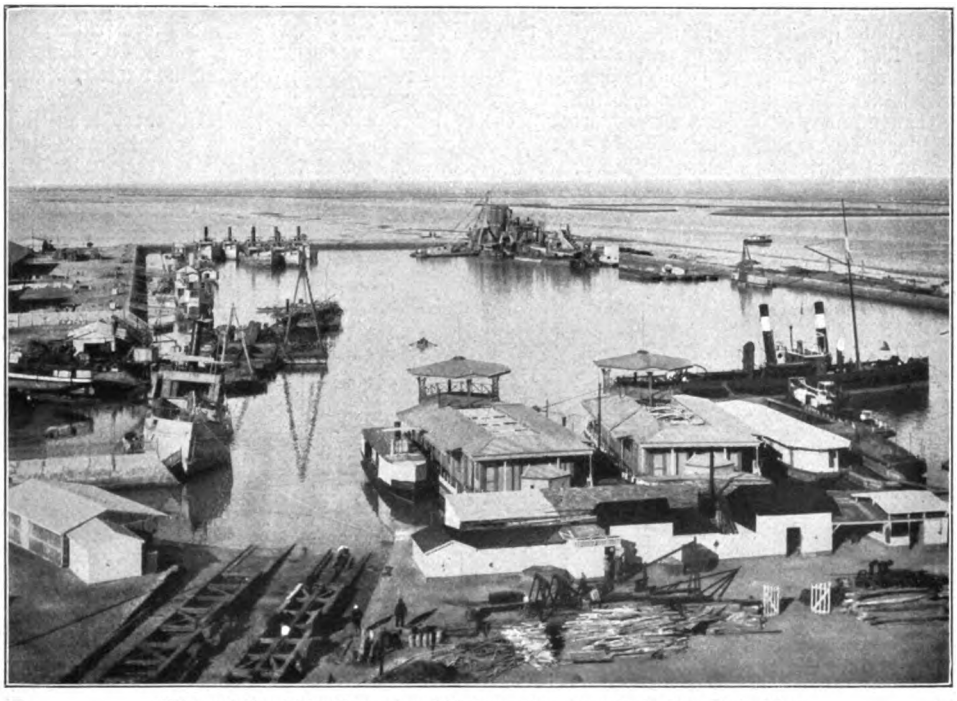
Dorf am Kanal. Im Hintergrund die Atâkaberge

Digitized by Google

nahme täuscht, wie ich weiter unten belegen werde.

Eine ausgebaggerte Fahrrinne führt vom Großen in den Kleinen Bittersee; Pfähle und Signaltonnen bezeichnen hier den Weg, der dem Dampfer vorgeschrieben ist; Leuchttürme stehen am Ein- und Ausgang der Seen. Beim Eintritt in den Kleinen See sieht man rechts die Ruinen eines Denkmals aus der Perserzeit und darüber hinaus auf der Höhe die Station Geneffe der Bahnlinie nach Sues. Nun furcht sich der Kanal wieder durch harten Boden; bei Schaluf tritt Sandstein zutage, dann folgen Hügel von lockerer Erde, fast kahl, nur dürftig mit Tamarisken bewachsen. Die Dämme steigen höher und benehmen die Aussicht, die Wasserstraße verbreitert sich. Beim sogenannten Campement Madama kreuzt ein nach Mekka führender Karawanenweg den Kanal; die Farbe der Böschungen verändert sich, die Ufer bestehen aus Mergel und Ton, die Sonne zieht ein glitzerndes Geflecht über die feuchte Oberschicht. Nach Westen zu werden neue Denksteine sichtbar, die Darius errichten ließ; Spuren von Texten in Keilschrift und in Hieroglyphen weisen daraufhin, daß auch diese Monumente an die Fertigstellung des antiken Süßwasserkanals erinnern sollen. Östlich bleiben die Trümmer der alten Perserstadt Arsinoë liegen (nicht zu verwechseln mit der Krokodilstadt Arsinoë im Fayum). Dann öffnet sich die Bai von Sues; rechts bauen die Häuser der Stadt sich auf, die Hafenanlagen von Port Ibrahim und Port Tewfik, die Avenue Helène, links liegt der riesige Wellenbrecher, den wir in weitem Bogen umfahren, um an der Reede von Port Tewfik vor Anker zu gehen.

In Sues pflegt sich der Reisende nicht allzulange aufhalten zu können, aber zu einer Umfahrt ist gewöhnlich noch Zeit. Die Araber des Mittelalters nannten die Stadt Kolsum, und damals war sie die Hauptniederlage des Handels zwischen Europa und Indien, bis sie nach Entdeckung des Seewegs um Afrika verfiel, um schließlich bei Erbauung des Kanals zu neuem Leben zu erwachen.



Blick auf Port Tewfik an der Mündung des Kanals in das Rote Meer

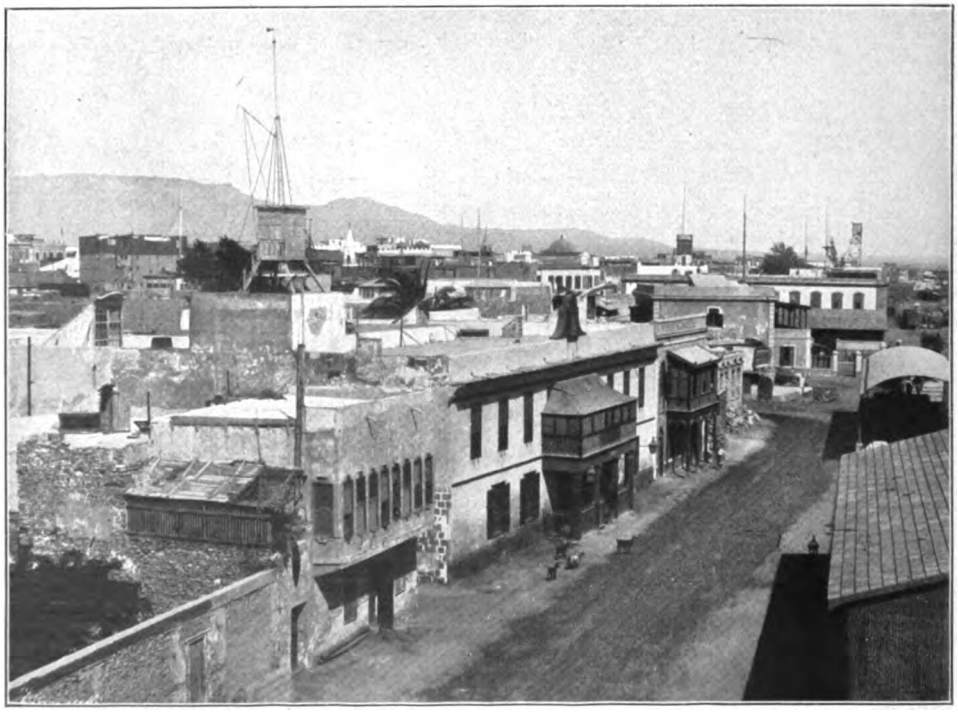
Als ich zum erstenmal in Sues war, bezauberte mich zunächst der Sonnenuntergang über dem Atâkagebirge, der einen Rausch von Farbentönen über den Himmel zauberte. Die arabischen Viertel sind malerisch, aber schmutzig wie überall, der europäische Stadtteil ist regelmäßig angelegt und sauber gehalten. Man muß den Hügel im Norden erklimmen, den Kom el-Kolsum, auf dem sich einst die alte Ptolemäerfeste Klysma erhob, um einen wundervollen Rundblick über die Stadt, die Hänge des Gebirges, die gelbe Wüste, den Kanal und das Meer und die freundlichen Anlagen an der Süßwasserstraße zu genießen, deren Schleusenwerk sich südöstlich der großartigen Hebewerke der Suesgesellschaft befindet. Unfern der letzteren

Digitized by Google

dehnt der immer buntbelebte Lagerplatz der Mekkakarawanen sich aus und südwärts der Hafen mit seinem Schiffsgewirr, dem Damm der Eisenbahn, den Bassins und Docks und den stattlichen Bauten am Kai. Die lange Avenue Helène am Hafen hieß früher Kai Waghorn, und ein Standbild des Leutnants Waghorn steht noch am Ende des Boulevards. Das war ein, angeblich von deutschen Eltern stammender englischer Offizier, der sein Leben fruchtlos der von Lesseps mit Glück durchgeführten Idee gewidmet hatte und 1850 im Elend starb. Lesseps besaß eine große Gewandtheit, sich alle Vorarbeiten zu der Isthmusdurchstechung zu eigen zu machen, und so haftet der Ruhm sich für Menschengedenken an seinem Namen, und an Negrelli und Waghorn denkt niemand mehr.

Hübsch ist der Ausflug von Sues nach Ain Musa, der Mosesquelle, entweder im Boot über das klare Wasser des Meeres mit seiner interessanten Fauna, den Quallen, Seeanemonen, Korallen und phantastischen Fischen, oder zu Esel durch die Gärten des Süßwasserkanals und ein Stück durch die Wüste. Die Mosesquelle ist eine anmutige Oase: nicht eine einzige Quelle, sondern eine ganze Anzahl von Quellen, von denen eine von altem Mauerwerk umgeben ist und für das biblische Mara gilt, das Brugsch, wie erwähnt, an die Bitterseen verlegen will. Wahrscheinlicher noch ist die Bitterquelle etwa sechzig Kilometer weiter südlich auf dem Wege zum Sinai, auf dem Hügel Ain Havara, das alte Mara, denn wenn die Juden nach ihrem Durchgang durch das Schilfmeer noch drei Tage durch die Wüste gezogen sind, so mußten sie Ain Musa längst hinter sich gelassen haben. Freilich ist auch die Frage des sogenannten Schilfmeeres noch nicht gelöst. Die starke Ebbe im Golf legt, zumal bei Nordostwinden, breite Furten frei, und im zweiten Buch Moses, Kapitel vierzehn heißt es: „Da nun Moses seine Hand reckte über das Meer, ließ es der Herr hinwegfahren durch einen starken Ostwind die ganze Nacht und machte das Meer trocken und die Wasser teilten sich voneinander." Tatsächlich hat auch noch Bonaparte hier mit einem Truppenteil das Meer passieren können. Geologisch liegt jedoch die Möglichkeit vor, daß das Rote Meer früher bis zu den Bitterseen reichte, und daß der Durchzug, wie vielfach angenommen wird, dann weiter nördlich erfolgte.

Aber um Alt-Israel kümmert man sich heutzutage am Sueskanal nicht mehr viel. Interessen der Wirklichkeit stehen auf dem Spiel. Nach dem Firman, den Lesseps erhielt, sollen alle Nationen bei der Benutzung der Wasserstraße gleiche Berechtigung haben. Doch jener Firman ist ein Stück Papier, und England hat bereits die griffige Hand fest auf den Sueskanal gelegt: die Frage ist nur, ob man diese Hand nicht in absehbarer Zeit zur Seite stoßen wird.



Straße in Sues mit Blick auf die Stadt

Digitized by Google

Die Politik der Straße

Glossen von Otto Röse

Der rote Lappen

Als ich in Reims einmal zu Markte ging, zog von weitem etwas meinen Blick an. Was es war, konnte ich nicht gleich unterscheiden: auf einem Markttisch etwas wie ein großer roter Lappen, der sich auf- und abbewegte, als würde er vom Winde gebläht und patsche dann wieder zusammen. In der Nähe sah ich dann ein seltsames Schauspiel: es lagen da Froschschenkel oder, genauer gesagt, Frösche, denen das Vorderteil nebst dem Bäuchlein weggeschnitten war, nur Hinterbeine am Rückgrat und am muskulösen Ziemer, die hüpften gemeinsam. Sobald einer zu zappeln anfing, ging der ganze Haufen hoch. Erquicklich war das Schauspiel nicht; Massenzuckungen bieten überhaupt keinen schönen Anblick, wohl aber Stoff zu sinniger Betrachtung. Ich sah in dem hüpfenden Haufen ein Stück Zeitgeschichte. Es war gerade vor dreißig Jahren, im Frühling vor den französischen Kammerwahlen 1885, als die damals noch ziemlich gemäßigt republikanische Regierung einen Übergang der Majorität zur revolutionären Linken verhütete, indem sie Straßenkrawalle in Paris veranstaltete. Dieses Mittel mochte wunderlich scheinen. Wir mit unsern deutschen Köpfen finden uns nicht gleich zurecht in den Windungen, in denen sich der politische Gedankengang des Romanen natürlich und leicht bewegt. Wir haben die Gewohnheit, gradaus zu denken, nicht um die Ecke, wie das in Staatsangelegenheiten manchmal doch auch zweckmäßig sein mag. Dazumal waren die Communards von 1871 noch nicht lange amnestiert und hatten aus Neukaledonien, Cayenne und andern überseeischen Aufenthaltsorten Keime der Gärung mitgebracht, die unbequem wurden, da sie die parlamentarische Linke revolutionär aufzutreiben drohten. Die Regierung hielt es daher für pädagogisch ratsam, durch Anschauungsunterricht zu wirken und dem französischen Volke, das größtenteils doch seine Ruhe liebt, zu zeigen, was bei Communardenwirtschaft herauskommt. Ein Teil des heimgekehrten Gesindels war, da es Hunger litt, leicht an die Strippe zu nehmen. Durch ihn ließ die Pariser Polizei ein bißchen Revolution machen, gerade genug, daß es die Landbevölkerung erschreckte, in der Hauptstadt aber nicht viel Schaden anrichtete. An den schönen langen Juniabenden wurden auf dem Bastilleplatz und im Faubourg Saint-Antoine Straßenkämpfe aufgeführt, Barrikaden gebaut, Omnibusse mit Petroleum begossen und angesteckt, kurzum alle die Kunststücke geübt, die ins Repertoire der Revolutionen fallen. Es wurde auch viel geknallt, doch entsinne ich mich nicht, daß jemand ums Leben kam. Wer eine Kugel auf den Rock abkriegte, konnte die Spur davon wegbürsten; denn die Polizei hatte, wie es schien, dafür gesorgt, daß Sicherheitsrevolver verteilt worden waren. Die Pariser Bürgerschaft nahm deshalb auch, nach dem der erste Schrecken vorbei war, die Sache nicht mehr ernst. Abends nach dem Essen machte sie ihren Verdauungsspaziergang zum Schlachtfelde, wo täglich um dieselbe Zeit der Spektakel losging. Das dauerte anderthalb Wochen und endete, wie sich voraussehen ließ, mit dem Siege der Staatsretter, so daß die Regierung dem Lande gegenüber rühmlich abgeschnitten zu haben glaubte — wobei sie freilich übers Ziel hinausschoß; denn das Landvolk war derart erschrocken, daß es zu einem beträchtlichen Teil monarchistisch wählte und daß die Republik nun wieder von der andern Seite angefochten wurde.

Diese Politik der Straße hatte ich unlängst erlebt, als ich in Reims die Frösche betrachtete, die in eben denselben schönen Junitagen reichlich gediehen waren. Nach Landessitte waren sie mit roten Läppchen geangelt worden, die so ein dummes Tier für Fleisch hält, nach dem es schnappt; und nun sahen sie selber aus wie der rote Lappen, mit dem die Regierung die Bürgerschaft scheuchte. Nur hatten sie keinen Bauch mehr, der doch in der Politik der Straße eine wesentliche Rolle spielt; denn der muß bei denen, die zur Beteiligung herangezogen werden, knurren und dann vollgeschlagen werden. Es fehlten ihnen auch die Hände, mit denen der Demonstrant Fahnen trägt, schießt und Fensterscheiben einwirft; desgleichen das Mundwerk und die Kehle, beides nötig zum Spektakel. Hirn ist hingegen entbehrlich, bei Lebewesen auf niederer Stufe auch kein wichtiges Organ. Krawall macht man am besten mit Kopflosen. Wo er geschieht, läßt sich immer mit Sicherheit schließen, daß der Kopf woanders sitzt. Das ist eine feststehende Regel. Man muß sie im Auge behalten, um auch dasjenige Stück der gegenwärtigen Geschichte zu begreifen, welches uns besonders lebhaft bewegt: den Treubruch unserer italienischen Bundesgenossen und seine Folgen für Italien selbst. Sonnino und Salandra haben ein klassisches Beispiel der Straßenpolitik geliefert, indem sie einen kopflosen Haufen amtlich galvanisierten.

Psychologie der Massen

Die Bedeutung dessen, was wir jetzt an den Italienern erleben, reicht über den unmittelbaren Einfluß, den es auf den Krieg und auf die Gruppierung der europäischen Mächte nach dem Frieden haben kann, hinaus und erhebt sich zur Höhe eines Phänomens,

Digitized by Google

das den Zustand der Gesittung in einer Reihe von Völkern enthüllt. Der Glaube oder Aberglaube an die Macht der Massen beherrscht einen großen Teil der neuzeitigen Geister; er verändert die hergebrachte Politik der Staaten, wirkt nicht aufbauend, sondern zerstörend und vollendet die Auflösung überständiger Kulturen. Die Masse wird nie von der Vernunft, sondern immer nur durch das Unbewußte beherrscht; in ihr vermindert sich das Gehirnleben, an dessen Stelle das Rückenmarksleben die Oberhand gewinnt. Die Intelligenz schwindet, die Gefühle erleiden eine Umwandlung. Ein hervorstechendes Merkmal der Menschen ist ihre Empfänglichkeit für Suggestionen; sie nehmen die in ihrem Geiste hervorgerufenen Bilder für Wirklichkeit und verschmelzen sich in ihren Einbildungen derart, daß in ihnen der Gelehrte wie der Einfaltspinsel denselben Wahngebilden folgt.

Das sind Erscheinungen, die sich erst im Staatsleben der Neuzeit übermächtig entwickeln. Wir brauchen nur ringsum zu blicken, um wahrzunehmen, welchen Einfluß sie beim jetzigen Weltkriege schon auf die Entschlüsse unserer Feinde ausüben und wie stark wir weiterhin mit ihnen zu rechnen haben. Sie sind ein eigenes Kapitel in der Geschichte der Gegenwart und verdienen an sich schon studiert zu werden. Vor zwei Jahrzehnten hat ein französischer Physiopsychologe, Gustave Le Bon, ein Schüler des in Deutschland noch höher als in seinem Heimatlande geschätzten Th. Ribot, diese Erscheinungen zum Gegenstande wissenschaftlicher Untersuchung gemacht und über sie ein Buch geschrieben, das im Urtext den Titel „La Psychologie des foules“ führt und in deutscher Übersetzung als „Psychologie der Massen“ einen Band der von Dr. Werner Klinkhardt (Leipzig) herausgegebenen philosophisch soziologischen Bücherei bildet. Wer sich über die Triebfedern der neuzeitigen Völkergeschichte, insbesondere der romanischen Nationen Klarheit schaffen will, findet in diesem Werke, das vorzugsweise aus französischen Erlebnissen geschöpft ist, reichen Stoff zum Nachdenken.

„Vor kaum einem Jahrhundert bestanden die Hauptgründe der Ereignisse in der hergebrachten Politik der Staaten und in den Rivalitäten der Fürsten. Die Meinung der Massen zählte wenig oder meist gar nicht. Heute zählen die politischen Traditionen, die individuellen Bestrebungen der Herrscher und deren Rivalitäten nichts mehr, während im Gegenteil die Volksstimme das Übergewicht erlangt hat. Die schreibt den Königen ihr Verhalten vor, und sie ist es, was die Herrscher zu vernehmen streben. Nicht mehr aus den Fürstenberatungen, sondern aus den Seelen der Massen erwachsen die Schicksale der Völker.“

So schreibt Gustave Le Bon und führt den überzeugenden Beweis, daß die Herrschaft der Massen stets eine Phase der Barbarei bedeutet. „Eine Zivilisation setzt feste Regeln, Selbstzucht, einen Übergang vom Triebhaften zum Vernunftgemäßen voraus — Bedingungen, welchen die sich selbstüberlassenen Massen nie entsprechen. Vermöge ihrer nur zerstörenden Kraft wirken sie wie Mikroben, die die Auflösung geschwächter Körper vollenden. Ist das Gebäude einer Zivilisation wurmstichig geworden, so sind es die Massen, die seinen Zusammenbruch herbeiführen.“

Diese wenigen Sätze klingen, als wären sie aus den Eindrücken der letzten Monate heraus geschrieben. Ihre Beziehung auf die italienischen Vorgänge der allerneuesten Zeit liegt nahe. Um sie jedoch richtig zu erfassen, muß man das wesentliche Merkmal der italienischen Regierungspolitik herausschälen. Nicht einmal dem Glauben an die Wucht der Volksmassen, sondern der abergläubischen Furcht vor dem Gespenst einer künstlich gemachten öffentlichen Meinung ist König Viktor Emmanuel erlegen, als er seinen Treubruch beging und sein Land in den frevelsten Feldzug führte. Nicht die breiten Schichten des Volkes, sondern einige Zehntausende, die nur einen winzigen Bruchteil der Nation bilden, haben den Krieg gewollt und ihn schließlich durchgesetzt, weil sie unter der Leitung verwegener Freibeuter, unterstützt von einer mit englischem und französischem Geld gespickten Presse den Glauben an ihre maßgebende Macht verbreiteten und infolgedessen wirklich den Ausschlag gaben.

Die italienische Nation hat sich der Politik der Straße unterworfen und opfert ihr jetzt Gut und Blut, mitsamt ihrer Großmachtstellung und Selbständigkeit.

Wie Italien zum Kriege kam

Ja, wie war das nur? Ich habe es in Rom von Tag zu Tag miterlebt, bin nach der Kriegserklärung noch beim Aufmarsch des Heeres durchs Land gefahren (mit verhängten Wagenfenstern und Verbot, durch die Löcher, die in italienischen Vorhängen natürlich nicht fehlten, zu gucken), und fasse mich noch heute an den Kopf, wenn ich mir die Frage stelle: wie war es möglich, daß ein Volk von fünfunddreißig Millionen sich von einer Handvoll Krakehler zu einem Kriege fortreißen ließ,

gegen die bewährten Freunde und Verbündeten, für seine erwiesenen Todfeinde;

gegen die Verfassung, d. h. gegen den Willen des Parlaments; denn die große Mehrheit der Kammer und alle Senatoren, bis auf zehn, waren gegen den Krieg und wurden durch Drohungen der Presse und durch Knüppelhelden der Gasse vergewaltigt;

gegen den Willen des Landes; denn von den siebenundsechzig Präfekten hatten fünfundsechzig auf amtliche Anfrage gemeldet, daß das Volk den Krieg nicht wolle?

Um das nur einigermaßen zu verstehn, muß man selbst mit angesehn haben, was Straßen-

Digitized by Google

politik in Italien bedeutet und wer die Männer sind, die dasjenige, was der Italiener die „Piazza" nennt, elektrisieren. Die Dynamomaschine erhielt ihren Antrieb von französischer und englischer Seite sofort beim Ausbruch des Weltkrieges, ja schon zuvor, noch in den Julitagen 1914. Die Vertreter Frankreichs und Englands heizten und rührten sich mit gesunden Kräften, während der deutsche Botschafter kränklich in der Sommersonne fröstelte. Doch weder der alte Schlaukopf Barrère, der frühere Journalist und Communard, der alle Schliche und Kniffe der Preßmache und der Volksaufwiegelung kennt, noch der energische Rennell Rodd, der die ganze Wucht der von Italien am meisten gefürchteten britischen Marine- und Wirtschaftsmacht einsetzte, hätten die „Piazza" derart in Schwung bringen können, daß sie das ganze Räderwerk des Staates mit fortriß, wenn die Regierung des Königreiches im Gleichgewicht geblieben wäre. Leider nur legte sich San Giuliano, der Minister des Auswärtigen, der am Dreibunde festhielt, aufs Sterbebett; Salandra stellte seinen alten Kumpan Sonnino an die Spitze der Consulta, und nun wurde auch vom Ministerium nachgeschürt. Daß unserseits etwas dagegen geschah, schien nun allerhöchste Zeit und erwies sich, da selbst hierbei noch Verzögerungen eintraten, schließlich als zu spät. Die Maschine war nicht mehr aufzuhalten.

Nicht als ob Salandra und Sonnino von vornherein auf Krieg ausgegangen wären. Wohl aber lag es in ihrem Wesen, daß sie von dem Antrieb, den sie zunächst in der Absicht eines Doppelspiels gegeben hatten, selber fortgerissen wurden. Salandra, ein oberflächlicher Süditaliener, bei dem man nicht recht weiß, ob er diesseits oder jenseits von Gut und Böse, unbewußt oder mit Bewußtsein jeder Gewissensfrage fernsteht; Sonnino, ein Mischling von Jude, Engländer und Italiener, der von jeder dieser an sich schätzbaren Rassen nur Tropfen scharfen Geschäftsblutes, aber nicht die Fähigkeit des Weitblickes abbekommen hat, ein innerlich verwachsener Mensch mit kaltem Fanatismus, der, trotz geistigen Feinschliffs, derjenigen Fähigkeit ermangelt, die Napoleon I. als die wichtigste des Staatsmannes schätzte: das Große groß und das Kleine klein zu sehen — das sind die Dioskuren, die auf Großtaten auszogen und schließlich ihr Land ins ärgste Abenteuer verwickelten.

Als Salandra bei seinem ersten Auftreten mit dem Säbel rasselte, faßte das Parlament seine Absicht dahin auf, daß er auf Österreich drücken, aber nicht den Dreibund brechen wollte. Deshalb stand ihm Giolitti, der nur auf die Erfüllung einiger irredentistischer Wünsche abzielte, damals noch zur Seite. Die „Piazza" erhielt indessen amtlichen Nachdruck. Allgemeine Regel: kommen in Italien vereinzelte Demonstrationen vor, so ist es möglich, daß sie gegen den Wunsch des Ministeriums geschehn; häufen sie sich aber, so steckt allemal die Regierung dahinter. Und sie häuften sich jetzt massenhaft. Die Regierungspresse half; das Giornale d'Italia (Hauptaktionäre Sonnino und Salandra) wetteiferte mit dem Popolo d'Italia des revolutionären Professors Mussolini und dem Messagero, von dem sich die Römer lächelnd erzählten, daß er von Barrère täglich 1000 Lire beziehe. Weshalb sollte er das nicht? Fremdes Geld ist nach italienischer Anschauung immer gut zu nehmen, nur jetzt kein deutsches, weil die „öffentliche Meinung" sich dagegen auflehnt. Die deutsche Regierung hatte italienische Journalisten zur Besichtigung unserer Westfront aufgefordert. Daraus entstand für diejenigen, die der Einladung gefolgt waren, ein Rattenkönig von Ehrengerichts- und Beleidigungsprozessen, in deren Verlauf sich einer der Beteiligten die Bemerkung erlaubte: es sei doch bekannt, daß jede Zeitung Vergünstigungen annehme. Worauf der Staatsanwalt Verwahrung einlegte: bekannt sei nur, daß die italienische Presse die ehrenhafteste der Welt sei. An dieser Stelle verzeichnete der Prozeßbericht der Dreiverbandorgane selbst: „Heiterkeit."

Der Sarg auf Nachnahme

Im Januar war die Straßenpolitik schon systematisch entfaltet, als die Leiche eines in den Argonnen gefallenen Garibaldianers nach Rom überführt wurde. Auf dem Bahnhofsplatze stauten sich die gewerbsmäßigen Demonstranten nebst den Gratisgaffern so zahlreich, daß ich von vorübergehenden Bürgern die Bemerkung hörte: „Potzwetter, was hat sich Barrère wieder in Unkosten gesteckt!" Barrère war selbst zugegen, um nach dem Rechten zu sehn; mit ihm Rennell Rodd als finanzieller Hintermann. Den beiden wurde indes, da, der Zug mit italienischer Unpünktlichkeit auf sich warten ließ, unter der eigenen Jungmannschaft so übel, daß sie sich aus dem Staube machten. Sie hopsten über die Rasenplätze am Thermenmuseum weg zum Grand Hotel, um dort das Weitere abzuwarten. Wieder verfloß eine Stunde. Noch immer nichts! Woran lag das? Das Komitee, das den Sarg in Empfang nehmen sollte, verhandelte im Bahnhof über die Herausgabe des Kollis, das auf Nachnahme spediert war, und das der verantwortliche Beamte nur gegen Barzahlung herausgeben wollte. Die Fracht war nicht billig; niemand konnte oder wollte sie auslegen. Wo steckte nur Barrère, der doch eben noch dagewesen war? Endlich, da der Spektakel gar zu arg wurde, gab der Güterinspektor das Kolli auf Kredit heraus, sodaß der Sarg, den die vereinten Trikoloren — die blau-weiß-rote und die grün-weiß-rote — bedeckten, abziehen konnte. Der Beamte hatte dann noch viel Schererei, weil die Bahnverwaltung ihn haftbar machte. Um zu seinem Geld zu kommen, ging er zunächst zum Onkel der Leiche, Ricciotti Garibaldi, der jedoch die Tasche zuhielt, wohl auch nichts drin hatte. Weiter zu den Frei-

Digitized by Google

maurern, die mit den Franzosen Hand in Hand arbeiteten. Die wiesen ihn an die Regierung. Dort bekam er den vertraulichen Rat, bei der französischen Botschaft anzuklopfen. Barrère hat dann die Nachnahme beglichen.

Die Straßenpolitik war derart im Zuge, daß auch der Beginn der Wiener Verhandlungen ihren Lauf nicht hemmte. Die Presse steigerte sogar noch die Heftigkeit ihrer Sprache. Als der Chefredakteur des Giornale d'Italia gefragt wurde, weshalb er so hetze, während die Regierung doch über einen gütlichen Ausgleich verhandle, antwortete er: „Ich habe den Auftrag, den Krieg gegen Österreich vorzubereiten und bis jetzt keinen Widerruf erhalten." Die Friedensfreunde ließen sich indes nicht irremachen. Sie zwinkerten mit den Augen und meinten: alles sei nur Spiegelfechterei. Die Regierung müsse gegen Österreich um so schärfer vorgehn, je näher die Verständigung rückte. Sonst schneide England die Getreide- und Kohlenzufuhr ab. Auch die Österreicher gäben nichts heraus, wenn ihnen nicht die Pistole auf die Brust gesetzt werde. Von Krieg könne aber nicht die Rede sein.

So haben Deputierte und Senatoren noch monatelang auf die Friedfertigkeit der Regierung gebaut, als die Straßenpolitik ihr schon über den Kopf gewachsen war. Der Zeitpunkt der kritischen Wendung ließ sich von außen nicht gewahren; der König hat später einmal angedeutet, sie sei in der ersten Hälfte des März eingetreten. So hätte sie schon zwei Monate zurückgelegen, als Giolitti, durch den am 4. Mai in Wien erklärten Bruch des italienisch-österreichischen Bundes aufgescheucht, von seinem piemontesischen Landsitze nach Rom eilte, um zu retten, was noch zu retten war. Zu spät! Ministerium und König hatten zwar ihre Teilnahme an der Denkmalsfeier in Quarto, die unmittelbar zum Krieg zu führen drohte, abgesagt, doch in allen Zentren der Straßenpolitik geriet die „Piazza" außer Rand und Band. So kam das Endspiel.

Seit dreiviertel Jahren hatte die englisch-französische Agentur unbegrenzte Mittel zur Aufwiegelung des Volkes ausgeworfen, die geschicktesten und verwegensten Spezialisten in ihren Dienst genommen und das in italienischen Städten zahlreiche Bildungsproletariat nebst der grünen Jugend angeworben, während die große Mehrzahl, wohl neun Zehntel des Volkes, rat- und tatlos zuschaute. Jeder Lumpenmatz, der sich meldete, wurde vom Kopf bis zu Fuß neu eingekleidet und noch mit Bargeld versehen, um einen für die „nationalen Aspirationen" schwärmenden „Studenten" darzustellen. Der Schwarm der Postkartenhändler und Hausierer, all das Geschmeiß, das sonst vom Fremdenverkehr lebte, fand in Barrère und Rodd freigebige Brotherren, die anderseits die sämtlichen Musikkapellen Roms gedungen hatten, um bei den Aufzügen trommeln und blasen zu lassen. Polizei und Militär bildeten auf amtliche Anordnung Spalier und hielten Wagen und Straßenbahnen auf, damit die „Piazza" freie Bahn fand. Unter ihrer Aufsicht stießen die Fahnenträger an Häusern, wo Deutsche oder Österreicher vermutet wurden, die Fensterscheiben ein, verwüstete der Pöbel Läden und Gastwirtschaften, entfaltete sich die ganze Schreckensherrschaft der Kriegspartei. Jedem Abgeordneten, jedem Senator, der als Friedensfreund galt, wurde eine Bande von Knüppel- und Revolverhelden zugeteilt. Als zwei hervorragende Parlamentarier, Bertolini und Peano, ihre Prügel weghatten, wagten die andern nicht mehr zu mucksen. Am 20. Mai, als die Kammern zusammentraten, blieben viele weg, während die andern bis auf einen geringen Bruchteil den Vollmachten, die das Ministerium für den Krieg verlangte, zustimmten.

Hinter verschlossenen Läden lauschte die Bürgerschaft bang dem Lärm der „Piazza". Draußen klebten Zettel mit der Aufschrift: „Geschlossen wegen Nationalfreude" als Mittel zum Schutz vor den Banden, die vorübertobten. Die Kriegspresse hatte die Losung gegeben: „Fahnen 'raus!" Soweit gingen die sparsamen Römer freilich selbst in ihrer Angst nicht, daß sie sich in Unkosten steckten. Kaum hie und da flatterte eine Trikolore an einem Privathause. Reich beflaggt waren nur die internationalen Hotels, die dazu ihre Gründe hatten.

Schokolade oder Dolch?

Die letzte Entscheidung lag beim König, der, wie sein griechischer Kollege, mit einem Machtwort den Unfug dämpfen und der großen Mehrheit des Volkes mitsamt den beiden Kammern zu ihrem Rechte hätte verhelfen können. Daß er dieses Wort nicht gesprochen hat, lag an einem Verhängnis, das auf dem Hause Savoyen lastet und das der schwache, an Nervenattacken leidende, neurasthenische Viktor Emmanuel II. nicht abzuschütteln vermochte. Weibliche Einflüsse, besonders die Künste seiner montenegrinischen Gattin, wirkten zur Betäubung seines am Anfang des Weltkrieges noch an der Bundestreue festhaltenden Gewissens mit. Den Ausschlag aber gab sein Erzieher, der alte Graf Morra, dessen Jugendeindrücke noch aus der Vorzeit der nationalen Einigung Italiens stammen. Er hatte es noch miterlebt, daß König Karl Albert den historischen Ausspruch tat: „ihm bleibe nur die Wahl zwischen der Schokolade der Jesuiten und dem Dolch der Carbonari." Der Graf hat aus der Geschichte jener Zeiten eine Lehre gezogen, die er dem Urenkel Karl Alberts einprägte, ein Stück Geschichtsphilosophie, das, so verfehlt und betrübend es auch ist, doch eines gewissen prickelnden Reizes nicht entbehrt.

Karl Albert kniete drei Tage und drei Nächte lang auf seinem Betstuhl und flehte um Erleuchtung, ob er sich mit Österreich schlagen oder vertragen sollte. Im ersteren

Digitized by Google

Falle fürchtete er von den Jesuiten vergiftet, im letzteren von den Carbonari erdolcht zu werden. Das war im Jahre 1848. Betend erkannte er, daß die Gefahr von der weltlichen Seite brennender war als die von der geistlichen. Er beschloß daher, der Schokolade zu trotzen und ging mit den Revolutionären in den Krieg gegen Österreich. Das führte ihn am 23. März 1849 nach Novara, wo er vernichtend geschlagen wurde und auf dem Schlachtfelde noch seine Krone niederlegte. So kam er auch um die Schokolade herum. Sein Sohn Viktor Emmanuel aber fand nun die Bahn frei, um das Ergebnis des väterlichen Gebets mit weltgeschichtlichen Taten fortzusetzen. Mit Hilfe der Revolutionäre wurden die Throne und Thrönchen der mittel- und unteritalienischen Fürstenhäuser weggefegt und Platz für das einheitliche nationale Königreich der Savoyer geschaffen.

Für das apenninische Königreich galt jetzt der Wahrspruch des alten Sallust, daß Staaten sich nur durch dieselben Kräfte und Triebe erhalten lassen, aus denen sie entstanden sind. Die Staatskunst des Hauses Savoyen und seiner klugen, tatkräftigen Diener hatte die italienische Einheit geschaffen, indem sie demokratische und revolutionäre Kräfte meisterte und zu nationalen Zielen führte, während die große Mehrheit des Volkes damals ebenso rat- und tatlos zusah wie neuerdings dem kriegerischen Treiben derselben Elemente. Mit Demokratie und Revolution blieb das Königtum auf Gedeih und Verderb verkettet; mit ihnen mußte es immer wieder rechnen, von ihnen immer neue Triebkraft beziehen. Blickt man auf das halbe Jahrhundert italienischer Staatsentwicklung zurück, so läßt sich nicht verkennen, daß das Ineinandergreifen politischer Köpfe und triebhafter Volkselemente, so schwierig es sich auch oft gestaltete, die Nation vorwärts gebracht hat — allerdings nur in Zeiten, wo die Köpfe überwogen. Immer wiederholte sich dasselbe Spiel, daß Staatsmänner, die sich nicht mit Theorien und Skrupeln aufhielten, sondern stracks zum Ziel gingen, diejenigen Strömungen der öffentlichen Meinung, die sie zu ihren Zwecken brauchten, von Fall zu Fall anregten und wieder beschwichtigten. Was Salandra und Sonnino taten, lag in der hergebrachten, aus der Eigenart der italienischen Entwicklung erwachsenen Methode, die völkischen Trieb- und Sprengkräfte zu verwenden.

Blieb nur die Frage, wie weit die beiden Dioskuren fähig waren, diese Kräfte zu meistern, und sich nicht von ihnen selbst überrennen ließen. Hier hätte das politische Augenmaß des Monarchen einsetzen müssen, das leider ebenso null war wie die Entschlußfähigkeit des Königs. Hier versagte auch Graf Morra, dessen Weisheit veraltet war und auf den gegenwärtigen Zustand der Nation nicht mehr paßte. Er predigte seinem königlichen Herrn: das Haus Savoyen habe jede Niederlage, die es auf dem Schlachtfelde erlitt, überstanden, aus fast jeder sogar noch Vorteil gezogen, aber von einem Konflikt mit den Umsturzelementen könnte es sich nie erholen; also sei jeder Krieg einem Stoß von innen vorzuziehen. — So möchte es ja nach früheren Lehren der Geschichte leidlich scheinen, nur war dabei zweierlei vergessen: erstens, daß die „Piazza“ diesmal nicht im Dienste des nationalen Königshauses, vielmehr im Solde fremder Mächte steht, von denen mindestens eine — Frankreich — auf den Umsturz des savoyischen Thrones ausgeht, um in Italien die cisalpinische Schwesterrepublik aufzurichten; zweitens, daß ein halbes Jahrhundert staatsentwickelnder und staatserhaltender Arbeit die Verhältnisse in Italien doch wesentlich verschoben, daß die Regierung, obwohl sie immer wieder mit den Revolutionären paktieren mußte, zur sachlichen Ordnung des Staates doch die ruhige Mehrheit des Volkes herangezogen, und daß gerade ein Vierteljahrhundert Giolittischer Politik ein Parlament geschaffen hat, mit dessen Hilfe sich die Politik der Straße niederwerfen und der Geburtsfehler des Königreiches überwinden ließ.

Giolitti kam; das Parlament begrüßte ihn mit Ergebenheitsbeweisen; er ging zum König und — sah ein, daß er zu spät gekommen war; es handelte sich nicht mehr um eine Regierungs-, sondern um eine Verfassungskrisis: Parlament gegen Krone. Er hätte den Monarchen zwingen müssen, ihm die Regierung zu übertragen, dann hätte in unvermeidlichen Bürgerkämpfen der König auf seiten der Revolution gegen die Volksvertretung gestanden. Als stiller Mann zog Giolitti ab, verfolgt vom Triumphgeheul der „Piazza“.

Freiheit, die ich meine

Was in Italien triumphiert, ist mehr noch als die „Piazza“: es ist das romanische Staatsideal der Freiheit, das sich aus der französischen Revolution entwickelt hat, ein Ideal, das eigentlich doch im Herzen des ganzen Volkes liegt, wenn auch seine Verkörperung in der Politik der Straße den Wünschen der Mehrheit oft genug zuwiderläuft. Während Deutschland am Beginn des vorigen Jahrhunderts die bürgerliche Freiheit auf der Selbstverwaltung, auf den Pflichten und Rechten der einzelnen aufbaute, gab Frankreich die sachlichen Rechte der bürgerlichen Selbstbestimmung preis und richtete eine administrative Vormundschaft ein, die bureaukratisch vom Sitz der Regierung über das ganze Land ausgeübt wird. Rattazzi hat dieses System schematisch auf Italien übertragen, wo das Pflichtgefühl des einzelnen gegenüber der Gesamtheit eine ebenso geringe Rolle spielt wie in der „lateinischen Schwesternation“. In beiden Ländern ist daher die Masse des Volkes der Spielball kleiner, verwegener Klüngel geworden, die natürlich auch nicht für das Wohl des Ganzen, sondern für den

Digitized by Google

eigenen Vorteil sorgen. Diesseits und jenseits des Mont Cenis ist nun der Ball geworfen. Fragt sich nur, wie er fällt.

Rührend ist es ja, wie pflichttreu die meisten Italiener für den Kreis ihrer Familie sorgen und sich patriarchalisch in ihrem Privatkreise bewähren; erschreckend aber, wie sie die Pflichten dem Staate gegenüber als unverbindlich betrachten und, wo irgend möglich, umgehen. In öffentlichen Diensten klappt daher nichts; kein Rädchen der Verwaltungsmaschine ist zuverlässig. Daß auf der Eisenbahn ein Zug zur Minute einläuft, hat noch niemand erlebt; daß Mannschaften zum Kriege ausgehoben werden, verletzt das Familiengefühl und führt zu Empörungen, wie sie schon monatelang vor der Kriegserklärung in den verschiedensten Teilen des Landes ausbrachen und zum Teil in Blut ertränkt werden mußten. Die Freiheit, die der Italiener meint, verträgt sich nicht mit der öffentlichen Ordnung; sie findet ihre Schranken nur im Zwang und nicht im Gewissen des Bürgers.

Ein Römer, der die Schwächen seiner Landsleute philosophisch belächelte, gab mir einmal folgende Begriffsbestimmung: „Was ist Freiheit? Wenn der Straßenbahnschaffner im Dienst seine Zigarette raucht und in den Wagen spuckt."

Wehleid

Am Pfingstsonntagabend, als die Sonderausgaben der Blätter die Nachricht brachten, daß in selbiger Nacht der Krieg beginne, machte Rom den Eindruck eines Trauerhauses. Auf dem Corso, auch in einigen Theatern gab es zwar patriotischen Spektakel, den Barrères Söldner besorgten, doch die ganze übrige große Stadt lag still im Wehleid. Die Leute auf der Straße flüsterten, viele Gesichter waren verweint, jede Familie klagte um Vater oder Sohn, Bruder oder Schwager, der ins Feld mußte. Nirgends frischer Opfermut, nirgends im eigentlichen Volke eine Kriegsbegeisterung, wie sie in der Hauptstadt des Reiches am Vorabend des Feldzuges zu erwarten gewesen wäre. Enthusiastisch war nur die „Piazza", die nicht mit ausmarschierte, sondern zu Hause blieb, um „evviva la guerra!" zu schreien. Das war die Frucht der vom König selbst betriebenen Politik der Straße.

Um die Zeit des Aufmarsches führte mich mein Weg durch Gegenden, in denen Truppen zusammengezogen wurden. Es war eines Morgens; der Tag graute; der Zug hielt, und ich hörte ein Gespräch zwischen einem Polizisten, der mit mir aus Rom gekommen war, und einem seiner Kollegen, der auf dem Bahnsteig stand. Der draußen fragte: „Wie ist die Stimmung in Rom?" — Antwort: „Flau, flau. Wie steht's denn hier?" — „Nicht besser. Die Leute sind gegen den Krieg." — „Ihr habt hier wohl viel zu tun?" — „Und ob! Alle zwanzig Minuten einen Militärzug." — „Geht's glatt?" — „Alle Augenblicke ein Unglück."

Das verwehte Blatt

In ein dufthauchendes Nelkenbeet,
Das ganz in flammendem Feuer steht,
Hat der Wind heut ein Blütenblatt verweht.
Ein trauriges, krankes Blütenblatt.

Das Blatt weiß ein Lied von lachenden Tagen,
Da es das Mädchen in Händen getragen.
Aber der Wind, der hat es verweht,
In das rote, glutrote Nelkenbeet,
Jetzt weiß es das Lied vom Entsagen.

Das Blatt muß nun sterben und welken,
Und die roten, glutroten Nelken
Haben das kranke Blatt verlacht.
Da hat das Blatt an sein Mädchen gedacht,
Nun kommen ihm heiße Tränen.
Und die leuchtenden Tautropfentränen
Die haben die Nelken zum Schluchzen gebracht.

Ernst Lothar

Digitized by Google

Studie zur „Reiterin"

Gemälde von Prof. Christian Speyer

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

Ein Seelchen geht

Erzählung von

Oswald Meyer

Wir hatten seltene Gäste an unserm Tisch, musikalische Größen, die wir bei Professor Grimm kennen gelernt, und die uns vielleicht nicht die Ehre gegeben hätten, würde unser Haus nicht Brahms-Erinnerungen bergen und einige Brahms-Handschriften, die man sonst nicht zu sehen bekommt. Dafür wollten sie uns eigene Sachen aus dem Manuskript spielen, in erster Linie aber sollte der Abend Brahms gehören — da durfte unser Doktor Reimers nicht fehlen. Und natürlich hatte er zugesagt.

Wir warteten und warteten. Die Musikmagnaten stimmten die Saiten. Mit der F-Moll-Sonate hatten wir Reimers besonders erfreuen wollen, nun mußten wir ohne ihn anfangen.

Es war ein wundervoller Abend, mit musikalischem Erlebnis erfüllt wie ein Sommermittag mit Sonne, Glut und Fruchtbarkeit. Wie Geigenschwirren ging Herzschlag und Rede. Von elektrischen Funken war die Luft geladen — wie hätte Reimers das empfunden! An solchen Abenden wurde der ernste, schweigsame und oft schwerfällige Mann zum fröhlichsten, leicht beschwingten Geist. — Wo blieb er?

Als ich um zehn Uhr zwischen einer Brahmsschen Rhapsodie und einer Ballade unseres Gastes an den Fernsprecher ging, war mir, als töne in meiner Stimme all die Musik und sie müsse zu Reimers hinüberklingen. — Er war noch immer nicht zu Hause.

Der folgende Tag war ein Sonntag. Wir beschlossen unsern Doktor aufzusuchen, um ihm von den Genüssen wenigstens zu berichten. Zur Vorsicht rief ich erst an, ob unser Kommen auch genehm sei. Seine Stimme antwortete mir. Aber sie war nicht fest und hell und erwartungsbereit wie sonst. Und auf meine Frage antwortete er: „Ich bin ein bißchen müde. Aber wenn Sie kommen wollen — meinetwegen." Ich kannte unsern Freund, das hieß: „Ich brauche Sie." —

Auf den ersten Blick fiel mir seine stille Traurigkeit ins Auge. Und als ich von dem gestrigen Abend sprach, hob er den Kopf: „Sehen Sie an, das habe ich vergessen. Entschuldigen Sie übrigens."

Der Abend warf seine ersten Schatten in das ernste, nur ein wenig zu düstere Zimmer. Doktor Reimers war in seinen Sessel gelehnt, müde, versunken, und rauchte langsam und mechanisch. Wir redeten fremd von gleichgültigen Dingen. Immer wieder schweiften seine Gedanken ab. Endlich legte ich ihm die Hand auf den Arm: „Lieber Doktor, kann ich Ihnen dienlich sein?"

Forschend blickte er mich an. Dann wurden seine Augen groß. „Ja," sagte er fest. „Meinetwegen können Sie es hören." Und beinahe kampflustig, als wehre er von vornherein jedem Widerspruch, sagte er: „Ich habe ein Kind verloren, eins, das mich nichts angeht — das ich erst ein paar Wochen kenne — weiß der Himmel wie das zugeht —, wir haben uns verstanden, dies kleine einfache neunjährige Mädel, dies Arbeiterkind und ich . . ."

Er stand auf, straff und hart — hart wie immer, wenn er von sich etwas gab — und nun lehnte er gegen ein Regal mit dicken goldbedruckten Bänden, ein Totenschädel sah ihm über die Schulter. Er nahm eine neue Zigarre, eine von seinen schweren Havannas, und ich sah, wie der Tabaksduft gleich frischem Blut ihm durch die Adern strömte.

„Erzählen Sie," bat ich leise.

„Ein Vierteljahr ist es her, oder wenig länger," begann er. „Es war nach der Sprechstunde, eben wollte ich das Haus verlassen, da wird noch ein Patient gemeldet. Ehrlich ärgerlich geh' ich in das Wartezimmer, da nimmt mir die Frau mit einer Entschuldigung schon den Vorwurf vom Munde — aber ich höre sie

Digitized by Google

kaum, seh' nur das Kind, ein ganz einfaches, blondes Mädel, nicht besonders hübsch, aber von einem innigen Liebreiz, und ein Paar Augen ... sie strahlten mich an, eine Güte ist in ihnen, und eine reife, ich muß es nennen, bewußte Freudigkeit wie nie bei Kindern. Und ich muß zu dem Kinde gehen, denn sie kommt mir nicht entgegen, und ich frage ganz erstaunt: „Wer bist du denn?" Leise sagt sie mir ihren Namen, mit einem Ausdruck, als müsse ich nun aufjubeln und alles Glück sei zu mir gekommen mit Lieschen Nespital. „Woher kennst du mich denn?" — Da hilft die Mutter aus, denn Reden ist nicht Lisbeths Sache. — Sie sind schon ein- oder zweimal bei mir gewesen, vor Jahresfrist. Wegen irgendeiner Kleinigkeit. Aber das Kind hat mich nicht vergessen. — Jetzt sind sie weit fortgezogen. Und seit Wochen kränkelt das Kind. Von Arzt zu Arzt sind sie gegangen. Die zucken die Achseln und vertrösten. Aber das Kind will nicht werden. Es ist nicht krank und auch nicht gesund. Und einmal sagt das Kind — das Kind: Doktor Reimers. — Und so machen sie sich auf und fahren zu mir.

Auch ich finde nichts an dem Kinde. Nur diese unbestimmten Beschwerden und ein wenig Hüsteln, aber eine beständige, leichte Fiebersteigerung und ein eigentümlich rasches Atmen, wie ein ängstlicher Vogel, so geht ihr die Brust. Und immer dabei die Güte und die Freudigkeit im Auge und die stille, schweigsame Innigkeit. Aber gerade darin ist etwas, was mich beunruhigt. — Es gibt ja so viele Kinder, die ein paar Wochen fiebern — dann geht's vorüber. Aber wenn ich das Kind ansehe, so fein und zierlich, so geistig sein Auge, so gütig sein Lächeln, dann packt es mich, und in meiner ärztlichen Überlegung taucht ein entsetzlicher Gedanke auf: Beginnende Miliartuberkulose. — Ist nicht vielleicht nur eine Atemnot, die das Kind verbergen will, schuld an seinem Schweigen; und ist nicht vielleicht sein Lächeln die einzige Art der Verständigung, weil Reden schmerzhaft ist?

Sie hat für all das nur ein lächelndes Nein. Aber verbirgt sie sich nicht vor uns wie es ihr Leiden tut? — Ein Geheimrat wird aufgesucht, eine Lungenautorität. Er sagt dasselbe, was ich sage. Vielleicht — vielleicht ... Zwei andere sind auch nicht klüger.

Unsere moderne Medizin hat soviel Untersuchungsmethoden — gäben sie ein Gesamtbild statt kleiner Ausschnitte, wären wir Weise. Und wären es ebenso viele gut begründete Behandlungsmethoden, wir wären Herren der meisten Krankheiten wie jetzt der wenigen. —

Bei dem Mädchen wird nichts versäumt. Und geduldig läßt sie alles über sich ergehen. Auch ins Röntgenzimmer wird sie gebracht. Vor ihr sind ein paar große Mädel dran. Die fürchten sich lächerlich vor dem großen Unbekannten, erzählen Mordsgeschichten über die Untaten des Röntgenapparates, widerstrebend lassen sie sich hineinführen, und drinnen erheben sie ein Geschrei, daß man wirklich denken muß, es geschieht ihnen wer weiß was. Lieschen Nespital sitzt dabei und horcht, und ihr Gesicht erzählt von der heimlichen Angst. Aber wie ich hereinkomme, lächelt sie mich zuversichtlich an, und als ich frage: „Hast du Angst?" schüttelt sie den Kopf. „Nun nicht mehr." — Und in dem unheimlichen Zauberkabinett, voll von schauerlichem, fremdartigen Gerät, als das ferne Brausen tönt und es plötzlich schwarz wird und ein paar blitzweiße Funken schrill und knatternd überspringen — greift sie im Dunkeln meine Hand und hält sie. —

Wir müssen ihr Blut abnehmen. Dazu fahren wir hinaus zu einem Untersuchungsinstitut, das im Vorort auf freiem Felde liegt. An der Haltestelle der Bahn erwarte ich sie. Das Kind springt zuerst heraus, es sieht mich gleich, und gegen die Sonne blinzelt es mich an, grüßt mich und freut sich, wie die Mutter sich hilflos suchend umsieht, daß wir zwei uns so schnell gefunden haben und uns ein Weilchen allein haben. Dann erst zieht die Kleine die Mutter am Rock und fröhlich zeigt sie mit dem Fingerchen auf mich. — Eine Ader muß ihr angestochen werden. Meist geht es leicht — hier hat es seine Schwierigkeit, und wir müssen mit der dicken Nadel ein paarmal stechen. Da weint Klein-Lisbeth, und einmal zuckt sie und reißt den Arm weg, daß die dicke Nadel die Ader durchsticht. Der Schmerz ist doppelt, und wir müssen noch einmal beginnen. Das sage ich ihr mit leisem Vorwurf. Ganz ängstlich sieht

Digitized by Google

sie mich an, und als ich sie wieder steche, will sie tapfer sein, aber die Tränen kommen ihr doch ins Auge. Wie es dann fertig ist und ich mich über sie beuge, um sie zu trösten und ihr zur Belohnung schenken will, was sie mag — da gucken ihre Augen ganz dicht in die meinen, und leise fragt sie: „Bist du böse?" — „Ich auf dich böse sein?" — „Weil ich so gezappelt habe und du hast zweimal picken müssen." — Als wir dann aus dem Haus gehen, faßt sie Mutter an die Hand und mich und geht zwischen uns und wechselt mit ihren Blicken von einem zum andern. Als wir die Straße erreicht haben, bittet sie: „Nochmal die Wiese." Dann kehrt sie um, kniet sich in das dürftige Gras und sucht nach den armen Blumen. Und als sie ein knappes Sträußlein zusammen hat, blickt sie auf, strahlt uns an, blickt noch einmal über die Wiese und reicht mir das Fäustchen, in dem sie fest die Blumen hält. —

Wir fahren zusammen mit der Bahn. Neugierig mustern uns die Leute, wie wir zusammengehören mögen. Besorgt stellt die Mutter an mich Frage um Frage. Und fragt meine eigene Sorge aus mir heraus. Ja — es ist bedenklich: das Röntgenbild hat meinem Verdacht neue Nahrung gegeben, nun hängt unsere Hoffnung von der heutigen Untersuchung ab. Finden wir Bazillen im Blut — dann leb' wohl, du kleines Erdenkind, dann hast du genug gelebt. Die Mutter hängt mir an den Lippen, an den Augen. Es ist, als beschließen wir über Tod und Leben des Kindes. Das aber schmiegt sich zwischen uns, freudig sieht es bald auf die Blumen, bald auf die Wiesen und Felder, die dort, zwischen die Häuser gestreut, vorüberfliegen. Und dann, als ich mich zu ihr neige und mit ihr spreche, teilt sie die Blumen und gibt die eine Hälfte mir, der Mutter die andere. Und nun lehnt sie sich in seliger Schenkerfreude zurück und streicht behaglich wie ein Kätzchen die leergeschenkten Händchen übers Kleid.

Vor mir steigen sie aus. Auf der Straße weicht von ihr die Stille. Wie der Wagen mich weiterführt, wirft sie die Arme in die Luft und winkt und läuft ein Stückchen nach, dreht das Köpfchen und winkt, bis der Wagen entschwunden ist. Ein Jubel ist das, und doch — Abschiednehmen.

Da dann die Blutuntersuchung keinen Anhalt für ein bösartiges Leiden gab, haben wir sie in eine Heilstätte gebracht. Es hat mich manche Mühe gekostet, das durchzusetzen, denn die Eltern haben kein Geld. Nun aber komme ich mit der Nachricht zu ihnen. Und ich hab's erreicht, daß Lieschen in wenigen Tagen fortkommt. Froh bin ich, wie ich ihnen das sagen kann, und die Mutter atmet auf und fragt doch: „Wird's denn noch helfen?" — Über des Kindes Gesicht aber breiten sich Schatten. „Kommt Mutti mit?" fragt sie.

„Nein, Liesel, aber da sind soviel Kinder und lustig ist es dort, und Schwestern sind da so freundlich wie die Schwester Gertrud von der Fürsorge, die dir den Kochherd geschenkt hat."

Kritisch hört sie das an. Es scheint ihr nicht das Rechte zu sein. Und sie hebt den Kopf: „Aber du bist da, Onkel?" — Auch diese Hoffnung muß ich ihr zerstören. Nun will sie traurig werden. Doch über all unsere Trostreden hinweg hebt sie das eine: „Aber da werd' ich gesund, ganz gesund, und dann braucht Mutti sich nicht mehr zu grämen."

Die Mutter wendet sich ab, daß das Kind die Tränen nicht sieht. Aber Liesel blickt zu ihr hinauf: „Ich werd' ja gesund ..."

Doktor Reimers machte eine Pause in seinem Erzählen.

„Das war des Kindes Abschied. Und als es wiederkam, hatte sein Schicksal sich erfüllt. Dazwischen liegt eine Spanne Zeit, da ist das Kind einsam gewesen — so einsam, wie nur ein Großer sein kann. So fest hat sie ihr kleines Herz vor der Welt verschlossen, wie nur ein ganz Tapferer es kann, und hat hinter ihrem Lächeln sich verborgen und — ja das tat sie — den andern hat sie noch Gutes getan. Ein neunjähriges Kind! Und wir haben sie verlassen, da das Kind uns am notwendigsten brauchte, da haben wir an seinem Lächeln uns genügen lassen und es in fremde Hände getan.

Zweimal hat das Kind an mich geschrieben. Unvergeßlich sind mir die Karten geworden, die ich damals mit so flüchtiger Freude las — daß ich sie nicht fortgeworfen habe, ist nur einem der dunklen Triebe, die uns richtig leiten, zuzuschrei-

Digitized by Google

ben. Wie würde ich die Karten jetzt entbehren. —

Dies sind die Karten: „Mich geht's ganz gut. Ich bin jetzt schon drei Wochen hier und habe schon fünf Pfund zugenommen. Ich glaube, es wird wieder besser werden. Die Heilstätte, wo ich bin, heißt ... Es grüßt von ganzem Herzen Ihre Lisbeth Nespital." — Von ganzem Herzen — wie kommt ein Kind zu diesen Worten? Und daß sie mir in so andeutungsvoller Weise nahelegt, ich soll ihr schreiben: Die Heilstätte heißt ...

Das zweitemal schreibt sie: „Nun bin ich schon so lange hier. Aber ich habe immer noch Fieber; jetzt tut mir auch der Kopf weh. Wann werde ich wohl gesund werden? Die Eltern waren noch nicht da." — Dieses Verschweigen — und die heimliche Sehnsucht.

Ich reiste damals. Eine Karte habe ich ihr geschickt, das sei ihre ganze Freude gewesen, hörte ich. Warum reiste ich? Warum blieb ich nicht bei dem Kinde, das mich liebte und mich brauchte? Warum dachte ich nicht daran? Auf seine stillen Wünsche hätte ich lauschen müssen, seine lieben, einfachen Worte hören, all ihre süßen kleinen Heimlichkeiten hätte Lisbeth mir anvertraut, die nun stumm ins Grab gegangen sind mit ihr. Warum hat man nicht dieser scheuen und so innigen Kinderseele leisen, letzten Sang hören dürfen? Wußte sie nicht mehr vom Tode und vom Leben als wir? Wir Lauten? Wir Groben?

Ich war in Schottland. Über die schaurige Hochebene bin ich gegangen in Nebel und Regen und immer wieder Regen. Alle Melancholie wurde in mir geweckt, neue, ungeahnte Melancholie wuchs um mich auf, in Stimmungen habe ich mich gewälzt und Einsamkeit genossen, uralte, sagenumwobene Schlösser durchwandert und auf ihre Geheimnisse gelauscht —, und dann London studiert, den Tower, das British Museum, wer weiß was. Und derweile konnte eine Kinderseele verbluten, die mir mehr Geheimnisse sagen konnte als alle schottischen Schlösser. Und die mehr Wehmut und Melancholie in sich trug als das ganze traurige Hochland. — Eine Seele ist von uns gegangen, still und verhüllt. Und was sie uns zu sagen hatte — keiner weiß es."

„Haben Sie das Kind nicht mehr gesehen?" fragte ich den Doktor, der in seinem Grübeln ganz versinken wollte.

„Gesehen — ja. Aber was hatte die Krankheit aus diesem Kinde gemacht!" — Aus der Heilstätte hatten sie das Kind heimgeschickt. Plötzlich war sie krank geworden, und dort können sie nur brauchen, wen sie bald gesund machen können.

Es war später Abend. Ich tastete mich über den Hof und eilte die steinernen Treppen hinauf. Oben ist die Klingel abgestellt. Auf mein Klopfen öffnet die Mutter, wie sie mich sieht, brechen die Tränen in vollem Strom hervor. Ich gehe in das Zimmer — sie haben nur eins. Und im einzigen großen Bett liegt mein Lieschen. Kaum zu sehen vor den Kissen, den Kopf vergraben, eine Eisblase auf der Stirn. Die Augen krampfhaft geschlossen.

„So liegt sie den ganzen Tag und schläft —" sagt der Vater. Aber die Mutter schüttelt den Kopf. „Sie schläft nicht. Aber der Kopf tut ihr so weh, und das Reden macht es schlimmer."

In harter Hoffnungslosigkeit und fatalistischer Ergebung steht der Vater. „Die wird nicht mehr, die stirbt," sagt er ruhig. Daß das Kind ihn hören könnte, daran denkt er nicht — ihm ist sie schon tot.

Ich beuge mich über sie und nenne leise ihren Namen. Sie rührt sich nicht. Im Gesicht sieht sie nicht besonders krank aus, hat auch kaum Fieber. Wie ich aber so über das Kind geneigt stehe, fällt mir etwas auf, und ein Grauen packt mich. Die Atmung ist ungleich. Langsame und tiefe Atemzüge wechseln mit rascheren und flacheren. Und manchmal setzen sie ganz aus. Dann ist es wie ein stummes Seufzen. Es ist, als wolle das Kind ganz aufhören zu atmen — nur eine Sekunde, aber deutlich. So, als wollte das Kind in dieser kurzen Pause hinüber in das Land, wohin es gehen wird. Denn jetzt ist kein Zweifel: Hirnhautentzündung. Das ist so gut wie der Tod.

„Lisbeth," flüstere ich wieder, als müsse ich sie auf ihrem Gang aufhalten. „Weißt du, wer da ist?"

Sie hält die Augen fest geschlossen. Aber ein leises „Ja" kommt über die Lippen, die der Schmerz verzogen hat.

Digitized by Google

„Wer denn, Lisbeth?“ ruft nun die Mutter.

„Doktor Reimers.“ Sie wendet sich nicht, sie öffnet nicht das Auge. Und wie ich sie bitte, sie soll mir Guten Tag sagen, streckt sie das feine, magere Händchen in die Luft.

„Hast du Schmerzen?“

„Ja. Sehr. Der Kopf tut so weh.“

„Kannst du mich nicht ansehen?“

Sie zögert, dann wendet sie den Kopf und zieht langsam, einen Widerstand überwindend, die Lider hoch und blinzelt mich an mit geröteten Augen ... Himmel, wo ist ihres Auges Güte und Freudigkeit geblieben ... und gleich schließt sie das Auge wieder und dreht sich zur Wand. —

Nun muß ich sie doch untersuchen. So mager ist sie geworden in der kurzen Zeit. Fort ist all das liebe, runde, weiße Fleisch, der Leib ist eingezogen, und die Beine sind krampfhaft verkrümmt. Willenlos läßt sie alles mit sich geschehen, dann sinkt sie wieder in ihre Krampflage zurück. Kein Ton, kein Klagen, kein Widerspruch.

Dies und jenes bei der Untersuchung und aus den Antworten der Mutter hat doch in mir eine leise Hoffnung geweckt: es gibt ja ähnliche Zustände, die vorübergehen können. Und nun suche ich die Probe. — Mit dem Augenspiegel leuchte ich in das arme, geblendete Auge hinein, das ich vorher, so gut es geht, unempfindlich mache. Wenn ich da nichts fände ... vielleicht ... vielleicht.

Und ich finde nichts, soviel ich auch suche. Daran klammere ich mich mit einer leidenschaftlichen Hoffnung. Vielleicht ist es doch ein anderer, leichterer Zustand. — Aber von Hoffnung darf ich der Mutter nicht reden, das wäre Lüge. Ihr gespannt wartendes Auge liest mir die Sorge vom Gesicht. Leise gehen wir hinaus, sie sinkt auf einen Stuhl und birgt das weinende Gesicht in den Händen. Kein Wort kann ich ihr sagen. Aber daß ich da bin, gibt ihr einen geringen Trost, als ob sie weniger verlöre, weil auch mir etwas geraubt wird. Und während drinnen der Vater mit seiner harten, ungeschickten Festigkeit bei dem Kinde bleibt, sind wir hier draußen, als gehörten wir zueinander.

„Warum haben wir das Kind bloß weggegeben?“ Das ist jetzt auch ihre Klage. Und dann bricht es ganz stark hervor: „Wir haben das Kind gar nicht besucht. Die Schwester sagte auch: Besuche sind nicht gut für die Kinder — dann kriegen sie Heimweh und werden schlimmer. Und dann auch die Kosten — vier Mark mit der Bahn. Aber wir wären ja gekommen, wer hätte denn gedacht, daß das Kind sich so sehnt. Nun hat der Gram sich ihr in den Kopf gesetzt.“

Daß es das nicht ist, will ich ihr auseinandersetzen, aber ihr Auge bleibt ungläubig.

„Wußten Sie denn, daß es schlechter ist? Hat Lisbeth nicht geschrieben?“

„Immer hat sie geschrieben, immer freundlich und fröhlich: es geht mir gut, und ich nehme zu.“ — Aus dem Küchenschubfach, wo sie sorglich geordnet sind, holt die Mutter die Karten mit der zierlichen, sauberen, seltsam reifen und sorgfältigen Handschrift. — Ja, da steht es immer wieder: ‚Ich bin fröhlich, seid Ihr auch vergnügt, bald bin ich wieder bei Euch. Ich nehme immer zu. Die letzten drei Tage ein halbes Pfund.‘ — Erst hat sie auch wirklich zugenommen, dann hörte es auf ...“

„Aber sie schrieb es weiter.“

„Ja. Damit wir man ja keine Angst haben. Und dann auf einmal wurde es schlechter mit ihr. Erst wußten die Ärzte nicht recht Bescheid, und dann ist es ganz plötzlich so schlimm geworden.“

Das alles kenne ich nur zu gut. Das heimtückische Heranschleichen und der plötzliche Überfall. „Und das Kind hat das alles vor Ihnen verborgen.“

„Und dabei hat sie sich so gesehnt, so'n Heimweh hat sie gehabt. Keiner hat was gemerkt. Ganz still hat Lisbeth immer in ihrem Stuhl gesessen oder in ihrem Bettchen und ist immer freundlich gewesen. Wenn die anderen Kinder Lärm machten und die Schwester kam und sagte, sie sollten still sein, weil Lisbeth Kopfweh hat, hat Lisbeth selbst gebeten: ‚Laß sie man spielen.‘ Und in ihrem Bettchen hat sie Papierkränze geflochten, damit haben die anderen Kinder draußen gespielt und sie kaputt gemacht, Lisbethchen hat immer neue geflochten. Das hat mir alles die Schwester erzählt.“

Verzweifelt sieht die Mutter mich an,

Digitized by Google

und aus der Qual ihrer Gedanken rettet sie sich zum Gegenständlichen und sucht mit hastigen Händen, die nach allem Lebendigen des Kindes greifen, ein schwarzes Heft, ein Notizbuch, das das Kind geführt hat."

Doktor Reimers ging an den Schreibtisch, schloß ein Schubfach auf und brachte das Heft zum Vorschein. Ein kleines, einfaches Notizbuch. Er drehte die Schreibtischlampe an und zeigte mir: „Hier auf der ersten Seite die Namen, die dem Kinde etwas bedeuten. In kindlicher Selbstwichtigkeit obenan sein eigener Name mit der Adresse. Und dann die Eltern, der Bruder, Onkel und Tante. Hier hat sie mich notiert, mit Titel, Ort und Straße. Und nun der Hauptinhalt des Tagebuches — denn ein Tagebuch ist das Heft. Gedichte und immer wieder Gedichte. Zuerst ein echtes und rechtes Kinderlied. Als zweites aber, das ist doch seltsam: ‚Zu Straßburg auf der Schanz'. Dies Heimwehlied. Nun wieder lustigere Gedichte, wieder ein Kinderlied und da ein übermütiges Studentenlied vom Küssen und Lieben. Das haben die andern offenbar gesungen, jeder kennt eins, das den andern nicht bekannt ist. Und Lisbeth, die Stille, hat ihre Freude dran gehabt und eins und das andere notiert. Aber sehen Sie nur, das vom Küssen streicht sie wieder durch, das gefällt ihr nicht. Und gleich darauf steht wieder das Lied von Straßburg. Noch einmal hat sie es aufgeschrieben, sorgfältiger, als hätte sie dem Lied das erstemal unrecht getan. Oder — sollte es eine andere Bedeutung haben? Wiederkehrt das Lied zum dritten Male und endlich am Ende des Buches nach vielen leeren Blättern noch einmal. Soll das nicht wie eine Melodie gewesen sein, die immer wieder aus Lisbeths kleinem Herzen klang? Das Heimweh! — Weinen mochte sie nicht, sprechen konnte sie zu keinem — da mußte sie dies Lied, das ihr Empfinden wiedergibt, niederschreiben, wieder und wieder; denn es wieder zu lesen oder es noch mal zu denken, das genügte ihr nicht. Sie mußte seine Musik empfinden, die Worte selbst hervorbringen . . . ist das nicht primitivste Kunst, aber ganze Kunst, die aus der inneren Notwendigkeit entsteht? — Ein anderes Lied ist noch, das sie zweimal notiert, um es sich recht einzuprägen: das Sterbelied des jungen Mädchens: ‚Ein Mädchen wollte früh aufstehen . . .'

Einmal wendete sie sich direkt an all ihre Lieben. Vielleicht war ein Besuchstag gewesen, und sie empfand ihr Alleinsein besonders stark, da wandte sie sich zu ihrem Vertrauten, ihrem schweigsamen Beichtiger.

Auf einer Seite steht groß wie ein Ruf: ‚Liebe alle.' Und darunter Zeile für Zeile die Namen aller, die sie lieb hatte: Liebe süße Mama — lieber Papa, liebe Tante — und so Name um Name. Denen allen hat sie ihre Not klagen wollen, ihnen allen mußte sie sagen, daß sie sie lieb hatte — als wollte das einsame Kind sich vor Augen führen, daß es doch nicht verlassen ist, daß es ja soviel Liebe, soviel Lieben hat.

Aber dieser Trost ist doch nicht stark genug. Denn auf den nächsten Seiten folgt ein Brief. Es ist keine Abschrift, auch keine Unrein-Schrift für einen echten Brief, davon habe ich mich überzeugt, denn ich kenne ja alle Briefe von Lisbeth. Es ist ein Brief, wie sie ihn an die Mutter hätte schreiben wollen und nicht geschrieben hat, weil sie ihr nicht klagen noch weich scheinen durfte. Ein Brief voll Sehnsucht und Zärtlichkeit. — Und bald auf einer neuen Seite, allein für sich ein Geständnis: ‚Ich möchte zu Hause.' Weiter: ‚Mutti, ich hab' Dich so lieb. Die Schwester ist gut, aber ich hab' Dich so lieb. Kommt Ihr nicht? Kommt keiner? Warum kommt Onkel Doktor Reimers nicht?'

Sie braucht Trost, den sie bei den Ihren nicht findet. Da wendet das verlassene Kind sich an seinen Gott.

Jeden Abend beten die Kinder dort in der Heilstätte ein lautes gemeinsames Gebet. Lisbeth hat aber noch ein anderes, das sie vielleicht von den Schwestern gelernt hat. Hier steht es:

Wie könnt' ich ruhig schlafen in dunkler Nacht,
Wenn ich o Gott und Vater nicht dein gedacht.
Es hat des Tages Treiben mein Herz zerstreut,
Bei dir, bei dir ist Frieden und Seligkeit.

Klingt das nicht wie: Herr in deine Hände befehle ich meinen Geist? Ist das der Abschied des Kindes? Hat sie nun Frieden gehabt? — Einmal noch hat das Heimweh sie übermannt. Noch einmal auf

Digitized by Google

einer der letzten Seiten nach vielen leeren Blättern: das Straßburg-Lied. Aber sehen Sie nur, die Schriftzüge sind schlecht, die Zeilen verworren, und mehrmals hat sie sich verschrieben. — Und endlich auf der allerletzten Seite eine Reihe von Tagesdaten, die das Kind angestrichen hat. Hat sie gehofft, nach Haus zu kommen, und hat die Tage abgezählt? Und bei jedem Tag steht: Mutti, Mutti und einmal: liebe, süße Mammi.

Noch viele Tage stehen darunter — leer. Da ist des Kindes Wunsch erfüllt, es ist nach Haus geholt worden, es hat nicht mehr zu bitten brauchen, es ist nicht mehr allein gewesen . . ."

Reimers drehte das Licht aus, und einen Augenblick sah ich ihn nicht, bis ich mich an das Halbdunkel gewöhnt hatte. Da stand er wieder im Zimmer. Auf und nieder schritt er zwischen den heroischen Böcklins und Rembrandts und dachte an das Kind, das ihm gestorben war — das fremde Kind.

„Das war des Kindes Vermächtnis an uns. Hat es uns das mit bewußter Absicht hinterlassen? War es der Spieltrieb? Die Notwendigkeit, mit sich selbst zu sprechen, sich die Gewißheit all der Lieben in der Ferne und ihrer Gedanken zu geben? Gleichviel. Was für ein Heimweh muß das Kind gehabt haben, wovon haben seine Augen geträumt, wenn es lächelnd über die andern Kinder in ihrem lustigen Spiel hinwegsah! Ein Kind, das in der Einsamkeit dem Tode entgegengeht. Und das Kind hat gewußt, daß es sterben muß. Wozu sonst das Sterbelied und die Gebete?! Und dies Kind hat man allein gelassen in seiner Not. Ich weiß wahrhaftig nicht, ob die Mutter so ganz unrecht hat. Soll der dauernde, fressende Gram nicht einer Krankheit den Boden bereiten können? Nicht dem Körper die Widerstandskraft nehmen? Man hat doch genug Beispiele.

Das zu denken — das Kind hat sich zu Tode gegrämt, und an seine Not, an seine Seele haben wir nicht gedacht, haben uns eingebildet, mit ein bißchen körperlicher Pflege ist es getan. Aber dann, als es soweit war, als es sterben wollte — da kamen wir. Da haben wir es aus seinem Bettchen gerissen, aus seiner Ruhe, wo es nichts wollte, als im Frieden sterben. Mit unseren rohen Händen haben wir das Kind gequält, ihm Schmerzen zugefügt . . .

Ich konnte das Kind nicht sterben lassen. Es gab ja einen Hauch von Hoffnung. Von Zehntausenden kann einer mal geheilt werden. Vielleicht wenigstens. Also. Ein Mittel gibt es: Man bohrt die Wirbelsäule an und läßt die entzündliche Flüssigkeit aus dem Innern.

Wie wir das todkranke, abgemagerte Kind aus dem Bett hoben und auf den Tisch setzten, wachte es auf aus seiner Bewußtlosigkeit, wehrte sich und schrie, und aus den lieben Augen traf mich ein böser Blick. Aber ich ließ mich nicht abhalten. Ich tat dem Kind den Schmerz, wie ein erbohrter Quell schoß der Strom der Entzündungsflüssigkeit heraus und dann — ja dann wurde es besser. Ruhiger wurde das Kind, sein Puls kräftiger und der Atem gleichmäßig. Und als ich am Abend wiederkam, eilte die Mutter mir strahlend entgegen: „Nun glaube ich, es wird wieder." Mein Auge sagte nein, aber sie wollte hoffen, und wenn's auf eine Stunde war. „Lisbethchen hat sich aufgesetzt und: ‚Wollen aufstehen. Mutti, zieh mich an', hat sie gesagt."

Wie ich zu dem Kinde trat, schlug es die Augen auf — die taten nicht mehr weh, sie waren klar, und Lisbeth lächelte. War es nicht ein Rest des alten, innigen Lächelns? Und wie ich mich zu ihr beugte, da schlang sie mir die mageren Ärmchen um den Hals und fragte — wie damals: „Bist du böse?" Und dann erst, als ich ihr das mit vielen Worten ausgeredet, sagte sie ganz froh: „Hab' gar kein Kopfweh mehr." —

Wir haben ein Wort, damit schlagen wir alle Hoffnungen tot, die den Eltern und auch dem Arzt bei dieser tückischen Krankheit blühen wollen, dieser Krankheit, wo manche lichten Augenblicke, manche auffallende Besserung auch dem Erfahrensten den Gedanken nahelegt: Der Kranke muß wieder werden. — Das Wort heißt Remission. Solch eine Remission hatte sich auch bei unserm Lieschen eingestellt. Eine Remission aber von einer Dauer und Stärke, wie ich sie noch nie gesehen habe. Ich fing an, an meiner Diagnose zu zweifeln. Kein Wunder, daß die Mutter mit aller Kraft des Wunsches zu hoffen begann.

Digitized by Google

Das Kind setzte sich im Bette auf und ließ sich sein Spielzeug geben. Mit verwunderten Augen, als sei es vom andern Ufer zurückgekehrt, sah es sich in diesem Leben um und blickte auf uns. Und mit dreifacher Liebe begrüßte es uns, als hätte es nun erst gelernt, uns und unsere Liebe zu schätzen, oder als wisse es, daß es nicht mehr lange zu lieben und Liebe zu empfangen habe. — Ein paar Tage des Lebens und Glücks, ein paar Tage stiller Seligkeit hatte ich dem Kinde geschenkt. Wenn ich kam, streckte Lisbeth mir ihre Händchen entgegen, ihre Augen strahlten, ich mußte mich zu ihr setzen, und sie ließ meine Hand nicht. Dann lag sie stumm und sah mich glücklich an, oder auch hatte die Augen geschlossen, und war nur glücklich, daß sie mich hielt. Oder ich mußte ihr erzählen. „Wir dürfen nicht viel reden von wegen ihrem Kopf," sagte die Mutter, „aber von Ihnen wird's ihr nie zuviel." Am glücklichsten wurde sie, erzählte ich ihr, was wir tun wollten, wenn sie erst gesund wäre. Dann würde ich mit ihr verreisen. Nach meinem Landhaus, wohin sie mir geschrieben hatte. Den ganzen Sommer würden wir dort sein. Davon konnte sie nicht genug hören. Und dann fragte sie: „Sind Apfelbäume da? Hast du Hühner? Einen Hund? Hast du eine Wiese? Mit vielen Blumen?" — Selig wurde dann ihr zartes Gesichtchen. Keine Gewalt mehr schien der Schmerz über sie zu haben, der sie doch nie verließ. Fest umschloß sie meine Hand und fragte aus ihrem Schweigen einmal: „Aber Mutti kommt mit?"

Einmal, als ich allein bei dem Kinde saß, brachte die Post ihr eine Karte von einer Heilstättenfreundin. Ich las sie ihr vor. Glücklich und gesund war die Freundin nach Haus gekommen. Lisbeth lächelte in ihrer feinen und gütigen Art.

„Die hat mir immer was abgegeben, wenn Besuchstag war und ihre Eltern ihr was mitgebracht hatten." — Welch leise Klage — welch Sichbescheiden war in diesen Worten! Und weiter erzählte Lisbeth: „Die und Tante Anna haben sich oft an mein Bett gesetzt und gesagt, ich soll man nicht traurig sein." — So selbstverständlich sagte Lisbeth das, als wäre es das Natürlichste von der Welt, daß sie traurig war.

Da kam mir die Frage von den Lippen: „Hast du gedacht, ich komme mal zu dir?" Da dreht Klein-Lieschen den Kopf weg und sagt leise: „Zuerst ja."

Zuerst! Und nachher hat sie die Hoffnung aufgegeben. Und all die verlorene Hoffnung, all die unerfüllte Sehnsucht hat an ihr gezehrt, bis die Krankheit weiterschritt und ihr die Gedanken nahm. — Dann muß ich ihr die Stirn streicheln, als müßte ich sie um Verzeihung bitten. Aber Lisbeth ist wie ein ganzes Weib. Ihre Liebe kennt kein Zürnen, sie sieht mich wieder an, ganz zuversichtlich und so glücklich, als wäre es schon gesehen, was sie sagt: „Du hättest mich wieder gesund gemacht."

„Ich mach' dich ja noch gesund!" rede ich ihr zu, und ich glaube es im Augenblick. Lisbeth aber dreht sich wieder zur Wand und hat nur einen Seufzer. Weiß sie es besser, daß sie nicht wieder werden kann, oder ist es nur der Schmerz? Und dann ruft sie leise: „Onkel!" Ich neige mich über sie, und nun erzählt sie leise, stockend, abgebrochen, flüsternd — es ist, als wäre das Eis gebrochen und sie müsse einmal reden: „Oft habe ich geweint in der Nacht; manchmal habe ich geträumt, Mutti ist da, dann am meisten."

Ich muß daran denken, was die Schwester erzählt, wie oft sie des nachts das Kind hat schluchzen hören. Wenn sie dann an das Bett getreten ist, lag das Kind da, die Augen geschlossen, und rührte sich nicht. Da hat sie sich verborgen, und nur mir will sie ihr Heimweh gestehen . . . und weiter spricht sie: „In eine Nacht, da bin ich aufgestanden und habe wollen zu Johann gehen und ihn wecken und bitten, er soll mich an die Bahn fahren und soll mir Geld geben für die Bahnfahrt. Und dann bin ich aufgestanden und auf den Korridor gegangen, aber da war alles so duster und mir hat gefroren, da bin ich schnell wieder in mein Bett gegangen."

„Warum hast du mir denn bloß nicht geschrieben, Lisbeth!" Darauf hat sie keine Antwort. Sie dreht den Kopf nur noch mehr zur Seite und um ihren Mund bewegt es sich. —

Sie wird wieder schlechter, wie es ja nicht anders sein kann. Nach diesem lichten Tage kommt Schmerz und Benommenheit

Digitized by Google

Interieur. Gemälde von Paul W. Ehrhardt

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

wieder zurück. Es ist, als hätte das Kind nun gesprochen und brauchte nicht mehr zu leben. Oder habe ich sie zu sehr angestrengt?

Das Gesicht der Mutter ist ein Gradmesser für das Befinden des Kindes. Wenn sie mir die Tür aufmacht, weiß ich, was die Stunde geschlagen hat, noch ehe ich das Kind sehe. —

Eine neue Punktion. Und wieder hilft sie. Des Kindes Sinn ist frei, der Kopfschmerz geschwunden, und eine müde Dankbarkeit empfängt mich in Lisbeths Auge. Aber so gut wie das erstemal wird es nicht mehr wieder. Immerhin, seine Schmerzen verliert es, und wir haben seine lichten Stunden. Dann muß ich wieder an seinem Bett sitzen und seine Hand halten. Wir reden kaum mehr, aber nun ist es, als ob des Kindes Zärtlichkeit doppeltes Bedürfnis hätte. Es streichelt mich mit seinen unsicheren mageren Fingern, seine Augen, die meist geschlossen sind, öffnen sich zu einer tiefen Zärtlichkeit.

Doch diese lichte Zeit währt nicht lange. Nimmt die Benommenheit zu, werden die Träume mächtiger, so ist es immer dasselbe Bild: Zusammengekauert liegt sie, uns abgewandt, nur die eine Hand liegt halb geöffnet auf dem Deckbett und die Finger bewegen sich manchmal, während Lisbeth zusammenschrickt und weinerlich ruft: „Mutti . . .“ Dann ist sie wieder in der Heilstätte und sehnt sich. Und wenn die Mutter, die nun leibhaftig da ist, sich über sie beugt und zu ihr spricht, kneift sie nur die Augen fester zusammen, denn das Geräusch der Stimme stört sie, von der Mutter aber weiß sie nichts.

Sie will uns entschwinden, immer wieder reiß' ich sie zurück. Die Punktion ist das Mittel. Ich kann und kann mich nicht entschließen, die Waffen zu strecken. Habe ich nicht zweimal neues Leben geweckt? Wahrhaftiges, lebendiges Leben. — Lass' ich das Kind, so ist es der Tod. — Und immer wieder sage ich mir das eine: Es gibt Heilungen dieser Krankheit, sogar spontane.

Darf ich den Kampf aufgeben? Ist nicht jede bewußte und wachende Sekunde dieses Kinderlebens, jeder lebendige Moment dieser stillen, tiefen Seele wert, gelebt zu werden? Ist in diesen kurzen Augenblicken nicht vielleicht mehr Macht, nicht mehr Kraft des Gefühls als in hundert lauten lachenden Stunden unbesorgter gleichgültiger Durchschnittskinder? Gibt ein Händedruck, ein zärtlicher Blick des Kindes dem geistigen Bestand der Welt, und gibt er mir, gibt er der Mutter nicht mehr als anderen zehn Jahre fahriger Liebe anderer Kinder? Ist es nicht meine ganze Pflicht, diesem Kinde, das verlöschen will, jede Sekunde auf dieser Erde, wo es noch denkt, noch fühlt, zu erkämpfen, ehe es auf immer geht, dahin, wo es immer schlafen kann ohne Qual und Kopfschmerz?

Ja, aber muß sie denn — muß sie denn gehen? Noch habe ich keinen der tödlichen Bazillen in der Punktionsflüssigkeit gefunden, die wie ein Menetekel sind, noch keinen Tuberkel im Auge, die ich als Todesboten begrüßen müßte.

Da fragte das Kind mich eines Tages — wie lange hat sie nichts mehr gesagt — : „Warum piekst du mich denn immer?“

„Damit du gesund wirst, Lisbeth.“

Da schüttelte sie leise und weise den Kopf und seufzt: „Ach, piek mich man nicht mehr.“

„Aber in die Augen will ich dir nochmal sehen,“ bitte ich und nehme den Augenspiegel, und das Kind gehorcht und läßt sich ins Auge leuchten, ob es auch blendet und schmerzt. Und da — da — keine Täuschung. Über Nacht aufgeschossen im Augenhintergrund auf rotem Feld die kleinen grauen Knötchen: Tuberkel. Der Feind ist hereingebrochen. Das Todesurteil.

„Punktieren Sie heute nicht?“ fragt die Mutter, und ich schüttele den Kopf. Da faltet sie die Hände.

„Nun geht es zu Ende.“ —

„Es hat noch eine Weile gedauert, bis Lisbeth uns verließ,“ sagte Reimers nach einer Pause. Und ich merkte an der würgenden Art, wie er sprach, daß er vieles verschwieg von Leiden und Kampf und Qual, von Leid und stummem, hilflosem Zuschauen. Hart wurde seine Stimme wieder wie in Abwehr.

„Ich bin nicht oft mehr zu dem Kind gegangen. Helfen konnte ich nicht. Krankenpfleger bin ich nicht. Es war nicht mehr Lisbeth — die hatte uns längst verlassen. Es war ein armer, siecher Kindeskörper, ohne Sinn und Sein, der in Krampf und Kampf dahinwelkte. Abgewandt hatte

Digitized by Google

das Kind sich von uns und von der Erde, unbekümmert um unsere Mühe, unsere Arbeit, unser Flehen ... Wo waren seine Gedanken, seine innige Liebe, die immer der andern dachte?

Ich habe die Mutter bedauert, aber ihr Schmerz wurde nicht geringer, wenn wir beide trauerten. Und eine Mutter ist ja auch anders — es ist ihr Kind, solange es noch atmet. Sie kann es streicheln, sie hört es, fühlt seine Wärme, sie kann es betten, ihm Dienste tun — für mich war Lisbeth tot, seitdem sie das Bewußtsein verloren hatte. „Piek mich man nicht mehr" — das waren seine traurigen, dürftigen Abschiedsworte gewesen, diese matte und doch großartige Resignation, diese armen Worte, der letzte Klang dieses reichen Kinderlebens.

Ich ging erst wieder auf meinen Posten, als die Zeit der Erregung und der heftigen Schmerzen kam. Da konnte ich wieder helfen — mit der Morphiumspritze. Da habe ich diesem schwindenden Körper, der kein Gefühl mehr hatte als den Schmerz — oder irre ich mich? — wieder liebgewonnen. Da gab es wieder ein Band zwischen Lisbeth und mir, ein heimliches, leidenschaftliches Zusammengehörigkeitsgefühl. Ich fühlte ihren Krampf, ehe er kam, ihren Schmerz, ehe sie durch Stöhnen ihn verriet. Mir war, als sei ihr Geist mir in die Hand gegeben, und in meiner Hand, ihn sacht hinüberzuleiten, wo ein Engel oder ein Gott seiner zur Ruhe wartete.

Sie hat nicht mehr gelitten. Glatt war das eingefallene Kindergesicht geworden, nicht von Kampf und Schmerz entstellt. Und ob die Augen gleich geschlossen waren, mir war, als sei der alte Ausdruck im Gesicht, wenn Lisbeth schlief.

Heute nacht hat sie's vollendet. Ich habe das Händchen gehalten, bis der Puls nicht mehr schlug. Immer langsamer und unregelmäßiger ging der Atem. Oft wollte er aufhören — und dann besann sie sich und holte doch noch einmal Luft. War ihr der Abschied doch schwer von der Erde — haben unsere heimlichen Wünsche sie gehalten?" — — —

„Und die Mutter?" fragte ich den Arzt nach langem Schweigen.

„Ist still und weint kaum in ihrem Gram. Den wird sie behalten ihr Leben lang, da ihr das Kind genommen ist — dieses wundervolle Kind. Aber — sie hat es neun Jahre gehabt." —

„Nun machen Sie sich Vorwürfe," sagte ich nach einer Zeit. Reimers schüttelte den Kopf. „Vorwürfe? — Und wer sagt denn, ob das Kind nicht von viel größeren jahrelangen Qualen befreit wurde? — Aber mich beschäftigt der Gedanke: Kann wirklich solch ein Gram ein Kind fürs Sterben reifer machen? Man spricht soviel von seelischer Behandlung — ach, wir müssen noch viel mehr Seelsorger werden, viel mehr Freunde. Da sehen Sie wieder das Unzulängliche an unserem Beruf. Man sollte einem solchen Kranken seine ganze Kraft geben können, wie der Künstler zu einer Zeit nur einem Werk sich widmet. Meine anderen Kranken jener Zeit hätte jeder andere behandeln können, nur Lisbeth brauchte mich. Warum habe ich sie nicht zu mir genommen? Vielleicht ...

Aber vielleicht ist auch alles anders. Vielleicht hat nur die Krankheit ihre Seele so fein gemacht, ihr Empfinden geschärft, die Saiten so fein gestimmt. Vielleicht war all die Innigkeit ihres Wesens schon der Ausdruck ihrer Krankheit, das Vorbewußtsein frühen Sterbens — und vielleicht hat ein gütiger Gott in diese neun kurzen Jahre soviel inneres Leben und Liebe und stilles Glück — und soviel Leiden getan, wie in ein Menschenleben sonst ..."

Nur weiter ...

Vom Mutterleib umdunkelt,
Wer wußte was vom Erdentag?
Wer weiß, welch Stern uns funkelt,
Wenn uns die Erde nicht mehr mag?
Vom feuchten Sterbekissen
In weiches Wiegenband gezwängt,
Verbleibenden entrissen
Und Wartenden als Kind geschenkt:
Gibt uns der Tod nur weiter,
Wie einst vom Mutterleib erlöst,
In eine Welt, die breiter
Als die, die uns verstößt! —

Georg Busse-Palma

Digitized by Google

Belgien. Von Prof. Gustav Roloff

Die Gründung des belgischen Staates mit seiner flämisch-wallonischen Bevölkerung steht ohne Zweifel in gewissem Widerspruch mit dem Zug, der die europäische Staatengeschichte des 19. Jahrhunderts am stärksten beeinflußt hat: drängen doch überall die nationalen Individualitäten zu gesonderten Organisationen und die Staaten nach nationalem Abschluß: hier wird ein Staat geschaffen, dessen Bewohner ungefähr zu gleichen Teilen verschieden sprechenden und wie sich bald zeigte auch verschieden denkenden und fühlenden Stämmen angehörten. Den Mangel der bunten Zusammensetzung konnten nicht wie etwa in Österreich innere Größen, die Anhänglichkeit an die Dynastie und die Erinnerung an die gemeinsame ruhmreiche Geschichte ersetzen; denn ein moralisches Band zwischen der neu ins Land berufenen Dynastie Koburg und ihren Untertanen konnte es zunächst nicht geben, und eine große Geschichte haben die südlichen Niederlande seit Jahrhunderten nicht erlebt. An vielen großen Welthändeln sind sie zwar beteiligt gewesen, sind doch die Schlachten Ludwigs XIV. und der französischen Revolution zum guten Teil in Flandern und Brabant geschlagen worden, aber bestimmend haben die Belgier nie in die Weltereignisse eingegriffen; stets haben sie das Gesetz von außen empfangen. So schloß das Gutbefinden der europäischen Großmächte im Jahre 1814 Flämen und Wallonen mit den Niederländern zusammen, und ihr Wille brachte ein halbes Menschenalter später, als die Trennung von Nord und Süd unvermeidlich wurde, das neue Gebilde zustande.

In dem neuen Königreiche bedeutete der Stammesgegensatz zwischen Flämen und Wallonen zunächst wenig, da die Flämen einstweilen in ihrer großen Mehrheit am öffentlichen Leben wenig teilnahmen und die Führung der Wallonen anerkannten. Aber wenn früher das gemeinsame katholische Bekenntnis die südlichen Niederlande trotz der sprachlichen Unterschiede geeinigt hatte, so war dieser Kitt durch die Geschichte des letzten halben Jahrhunderts gelockert worden: eine liberale Weltanschauung, die in den Ideen der Aufklärung und der französischen Revolution wurzelte, griff im höheren Bürgertum um sich und suchte den Einfluß der Kirche überall zurückzudrängen. Umgekehrt hatte die Napoleonische Epoche auch eine Kräftigung des katholischen Gedankens wie in Frankreich und Deutschland so in Belgien hervorgebracht, so daß der Kampf zwischen dem liberalen und katholischen Lager unvermeidlich war.

Es ist für die Zukunft Belgiens von entscheidender Bedeutung geworden, daß die Verfassung, die das neue Königreich erhielt, geeignet war, den in ihm lebenden Keim inneren Zwiespaltes zu beleben. Sie charakterisiert sich durch eine außerordentliche Beschränkung der Krongewalt, die ganz von der Kammermehrheit abhängt, und durch den Ausschluß der Masse vom Wahlrecht vermöge eines hohen Zensus. In beiden Punkten hatte man sich nach Frankreich gerichtet; durch die erste Bestimmung hoffte man sich vor der Wiederholung eines Despotismus wie unter der holländischen Herrschaft zu schützen, durch die zweite mit der Fernhaltung der unruhigen Menge eine stetige Regierung zu sichern. Offenbar aber lag hierin ein Anreiz, den Parteikampf zu verschärfen: je größer die Rechte waren, die der Wahlsieg verlieh, desto eifriger mußte man ihn erstreben, und in den Ausgeschlossenen mußte sich eine Abneigung gegen die Privilegierten entwickeln.

Zum Glück wirkte zunächst noch die auswärtige Lage mäßigend ein. Holland, der Feind, wurde zum Wohltäter. Trotz des Spruchs der Großmächte lehnte der König von Holland die Anerkennung des neuen Staates ab und nährte noch fast ein Jahrzehnt lang die Hoffnung, die rebellischen Untertanen mit Gewalt wieder zu unterwerfen. Da das Belgien schützende Einvernehmen der Großmächte nicht unerschütterlich war, so war ein Zusammenstoß mit dem militärisch überlegenen Nachbar keineswegs unmöglich, die belgischen Politiker mußten daher ihre Aufmerksamkeit zunächst mehr nach außen als nach innen richten. Der König Leopold I., ein Mann von starker politischer Begabung und ein feiner Menschenkenner, tat sein möglichstes, die großen patriotischen Aufgaben in den Vordergrund zu stellen; stets suchte er im Ministerium Liberale und Klerikale zu vereinigen, um beide Parteien für den geltenden Zustand verantwortlich zu machen und an seiner Erhaltung zu interessieren. Entsprechend dieser Eigenschaft der Regierung wurde vorwiegend das neutrale wirtschaftliche Gebiet gepflegt, wo Weltanschauungsfragen nicht in Betracht kamen: das Verkehrswesen wurde außerordentlich durch Straßen- und Kanalbauten gehoben, ein Eisenbahnnetz in einer Ausdehnung geschaffen, wie es im Verhältnis zur Landesgröße kein anderer Staat Europas besaß, Handelsverträge wurden mit dem deutschen Zollverein, Frankreich und anderen Ländern abgeschlossen. Aber dieser „Burgfriede" ging zu Ende, als Holland seinen Frieden mit Belgien machte (1839); seitdem scheuten die Parteien den inneren Kampf nicht mehr. Und zwar brach der Streit auf

Digitized by Google

dem Gebiete aus, auf dem sich die Vertreter liberaler und kirchlicher Anschauung stets am schärfsten gegenübergestanden haben: auf dem Gebiet des Unterrichts. Um die Seelen der Jugend ist der Kampf begonnen und bis heute fortgesetzt worden.

Den ersten Vorstoß unternahmen die Klerikalen. Da die Verfassung „Freiheit des Unterrichts" gewährleistete, so hatten beide Parteien, vornehmlich aber die Katholiken mit Hilfe der Klöster, Schulen allerart errichtet, selbst zwei „freie" Universitäten waren geschaffen worden, eine katholische in Mecheln (später in Löwen), eine liberale in Brüssel. In den klerikalen Schulen überwog der Religionsunterricht und der Einfluß der Geistlichkeit, in den liberalen fehlte er nicht selten ganz oder er wurde von weltlichen Lehrern erteilt. Modernen Ansprüchen genügte der Unterricht freilich bei weitem nicht; noch vor wenigen Jahren wuchs in Brüssel etwa der siebente Teil der Kinder ohne Schulbesuch auf. An zwei Stellen setzte nun die Arbeit der katholischen Partei ein: sie wollten die Volksschulen vermehren und sie alle unter geistliche Zucht stellen. „Wir brechen mit den philosophischen Doktrinen des 18. Jahrhunderts, die den Unterricht verweltlichen und die Gesellschaft auf rein rationalistische Basis stellen wollen," sagte der Justizminister Nothomb. Auf Betreiben seiner Partei wurde der Grundsatz aufgestellt: „Kein Elementarunterricht ohne religiöse und moralische Erziehung" und Übertragung des Religionsunterrichts an die Kirche, allerdings unter Aufsicht des Staates. Zugleich wurde jeder Gemeinde aufgegeben, mindestens eine Volksschule zu unterhalten, wozu der Staat im Bedarfsfalle einen Zuschuß lieferte (1842).

Da hierdurch die Kirche noch nicht die Alleinherrschaft in der Volksschule erhielt, so stimmten die Liberalen dem Gesetz noch meist zu, aber bald blieb man, getrieben von den Parteiprinzipien, auf dieser Mittellinie nicht stehen; die einen verlangten absolute Herrschaft der Kirche, die anderen die des Staates und der Gemeinde in allen Unterrichtsfragen. Der Kampf dehnte sich auf alle Zweige des öffentlichen Lebens aus, die irgendwie mit kirchlichen Fragen in Beziehung standen: man stritt um die Zivilehe, die diplomatischen Beziehungen zur Kurie, die Leitung der öffentlichen Gesundheitspflege u. dergl. Seitdem hörte die Möglichkeit, „unionistische" Ministerien zu bilden, auf; oft recht kurzlebige Parteiministerien lösten einander ab, je nachdem die Wahlen ausfielen.

In diesem nun unvermeidlich gewordenen und mit großer Erbitterung geführten Kampfe — drehte er sich doch um mehr als um Steuer- und Wirtschaftsangelegenheiten, um Weltanschauungsfragen — kam den Katholiken selbstverständlich die beste Hilfe vom Klerus. Die Verdammung der Gewissensfreiheit durch Papst Gregor (1832) machte es den Geistlichen zur Pflicht, gegen die Verweltlichung des Unterrichts aufzutreten, und die Verfassung gab ihnen durch den Grundsatz „Trennung von Staat und Kirche" die Möglichkeit, ihren kirchlichen Einfluß ungehemmt jeder staatlichen Kontrolle bar zu gebrauchen. Es war ein liberaler Grundsatz, der hier seine Wirkung gegen den Liberalismus äußerte: wir werden die unerwartete Wirkung solcher Parteiprinzipien noch wiederholt beobachten.

Der natürliche Bundesgenosse der Liberalen, das Freimaurertum, war dem Klerus an Wirkung in die Breite und Tiefe bei weitem nicht gewachsen; die Liberalen suchten daher ihre Stellung durch eine Verfassungsänderung zu verbessern. Geschickt forderten sie Herabsetzung des hohen Zensus auf eine Summe, die noch hoch genug war, die unter dem Einfluß des Klerus stehenden niederen Schichten, besonders die bäuerlichen, fernzuhalten, aber im städtischen Bürgertum, dem Hort des Liberalismus, das Wahlrecht erweiterte. Mit Hilfe der durch die allgemeinen Unruhen des Jahres 1848 hervorgerufenen Erregung gelang es, diese Neuerung durchzusetzen, die in der Tat den Liberalen in den nächsten beiden Jahrzehnten (bis 1870) eine nur vorübergehend unterbrochene (1855—57) Herrschaft verschafft hat. Aber auch mit Hilfe der Regierungsgewalt vermochten sie weder ihren Gegnern die Elementarschule zu entreißen noch gar den katholischen Geist zu schwächen oder die politische und geistige Struktur Belgiens zu ändern. Durch viele treffliche Maßregeln haben sie die wirtschaftliche Entwicklung Belgiens weiter gefördert, aber darin lag nichts, was sie vor den Klerikalen auszeichnete, denn über wirtschaftliche Fragen gab es keine ernstliche Meinungsverschiedenheit.

Bald mußten sie überdies die Gefährlichkeit des von ihnen in die Diskussion geworfenen Gedankens der Wahlrechtsreform erfahren. Denn es trat, da einmal an der Verfassung gerüttelt war, die Forderung hervor, im Interesse der allgemeinen Gleichheit, die ebenfalls in der Verfassung als liberaler Grundsatz aufgenommen war, weiterzugehen und das allgemeine Stimmrecht ohne Zensus einzuführen, wie es um diese Zeit im Norddeutschen Bunde geschah (1867). Die Führer der Liberalen lehnten in dem richtigen Gefühle, in der Masse wenig Boden zu besitzen, diese Konsequenz ab, aber in der Partei bildete sich eine Faktion der „Jungen" oder „Progressisten", die um des allgemeinen Stimmrechts willen sich von der bisherigen Parteiführung (den Doktrinären) trennten und so die Werbekraft des liberalen Gedankens schwächten. Mit dem großen taktischen Geschick, das die kirchlich gelenkten Parteien stets ausgezeichnet hat, benutzten die Katholiken diesen inneren Zwiespalt: sie eigneten sich den Ruf nach weiterer Ausdehnung des Wahlrechts an und verhinderten damit ein Abschwenken ihrer Anhänger in das Lager der Progressisten.

Digitized by Google

Nun trat als weiterer Erisapfel die Rassen- und Sprachenfrage hinzu. Wie bemerkt, spielten zur Zeit der Gründung des Königsreichs die Flämen eine untergeordnete Rolle. Sie hatten seit der politischen Trennung vom deutschen Reiche und der geistigen von den naheverwandten Holländern ein Sonderdasein geführt ohne Zusammenhang mit den großen Fragen, die die Politik und Kultur der Deutschen beherrschten; hierdurch war ihre natürliche Schwerfälligkeit gesteigert und die politische Tatkraft gelähmt. Das Bauerntum wurde charakteristisch für den Flämenstamm, wenn selbstverständlich auch die großen Städte einen tüchtigen Handwerkerstand und die Küste eine kräftige seemännische Bevölkerung hatten. Die Wallonen hingegen hatten nie den Zusammenhang mit der französischen Kultur verloren; sie nahmen daher an dem Aufschwung des französischen Geistes im 17. und 18. Jahrhundert teil; die Ideen der Aufklärung und der Revolution zündeten unter ihnen mehr als unter den Flämen, ja viele rührige, geistig interessierte Flamen gingen ins wallonische Lager über, weil sie hier ein weites Publikum fanden, das ihnen, sobald sie sich auf ihre Muttersprache beschränkten, fehlte. Bei dieser Verschiedenheit beider Stämme ist es verständlich, daß der Liberalismus seine Anhänger mehr unter den Wallonen, der Klerikalismus unter den Flämen fand. Wenn dies Verhältnis den Liberalen zunächst von Nutzen war, so schlug es allmählich in Nachteil um: die liberalen Gedanken, wesentlich auf französischer Bildung beruhend, fanden bei den des Französischen unkundigen und dem französischen Wesen abgeneigten Flämen nur schwer Verbreitung. Und wir bemerken sogleich, wie der bei aller Bedingtheit doch natürliche Gegensatz zwischen Liberalismus und Flämentum sich in der Wahlrechtsfrage geltend machen mußte: die Zulassung der unteren flämischen Schichten mußte voraussichtlich den Klerikalen zugute kommen, erleichterte also den Klerikalen den Entschluß, sich das radikal-liberale Programm anzueignen.

Um so wichtiger wurden diese Beziehungen zwischen den Parteien und den beiden Stämmen, als die Flämen allmählich ihre politische Zurückhaltung aufzugeben begannen. Der frische nationale Lufthauch, der alle Völker Europas seit der Wende des 18. Jahrhunderts umweht, ergriff auch die schwerblütigen Niederdeutschen im äußersten Westen. Schon während ihrer Zugehörigkeit zu Frankreich hatte das Bestreben der französischen Regierung, ihnen die französische Sprache aufzuzwingen, ihr Selbstgefühl verletzt, im oranischen Staate belebte der religiöse Gegensatz gegen die sonst so nahe verwandten Holländer das Bewußtsein der Eigenart aufs neue. Nach der Trennung, bei der man doch mitgewirkt hatte, entwickelten sich diese Keime weiter; Dichter und Redner wie Hendrik Conscience, Rejswejck, Prudens Duyse und andere begannen die flämische Sprache über das bäuerliche und kleinbürgerliche Niveau in eine literarische Sphäre zu erheben und für die Verwendung im Staatsleben dienstbar zu machen. Nicht großzügige Gedanken, wie der Wunsch nach Anschluß an die große deutsche Sprachen- und Kulturgemeinschaft, sondern örtliche Momente bestimmten die Bewegung. Man begann an der einseitigen Vorherrschaft des Französischen Anstoß zu nehmen und forderte, gestützt auf die Verfassung, Gleichberechtigung der flämischen Sprache, mindestens allgemeinen Gebrauch in den heimischen Distrikten. Wir brauchen nicht näher auszuführen, warum diese Forderung bei den Klerikalen auf fruchtbareren Boden fiel als bei den Liberalen, aber wiederum wandten sich deren Prinzipien, das Dogma von der Volkssouveränität und der allgemeinen Gleichheit, gegen sie, abermals gab es einen Zwiespalt zwischen Doktrinären und Progressisten. Langsam freilich nur nahm die flämische Bewegung zu, aber als das Königreich etwa ein Menschenalter bestanden hatte, war sie nicht mehr zu übersehen und trug zur Verwicklung der Parteiverhältnisse und der Schärfung des politischen Kampfes bei.

Zu diesen aus den speziellen belgischen Zuständen folgenden Problemen gesellten sich noch andere, die aus der allgemeineuropäischen Entwicklung folgten. Das erste war die soziale Frage, die für Belgien von besonderer Bedeutung werden mußte.

An der Ausbildung der Großindustrie und des Großhandels im 19. Jahrhundert hatte Belgien reichen Anteil. Besaß es doch das meiste, was dazu gehörte: Kohlen, Eisen und andere Metalle, Kapital, eine fleißige und anstellige Bevölkerung mit langer gewerblicher Erfahrung, einen trefflichen Hafen und sonstige günstige Verkehrsbedingungen, und wir haben schon gesehen, wie die Regierung gerade hierfür zu sorgen verstand. Daher hob sich die wirtschaftliche Tätigkeit gewaltig, bis zum Schluß des Jahrhunderts stiegen die Handelsziffern auf das Zwölffache, während die Bevölkerung sich nur etwa verdoppelte. Aber auch die Kehrseite blieb nicht aus: die schärfere Zuspitzung der sozialen Verhältnisse. Immer enger drängte sich die Bevölkerung in den Kohlenbecken von Lüttich, Charleroi und Mons, in den Spinnereien und Webereien von Gent, Verviers und Brüssel, den Lütticher Waffenfabriken und anderen Industriezentren zusammen; der Gegensatz zwischen arm und reich wurde immer krasser, und nirgends zeigten sich die Nachtseiten der modernen Entwicklung, mit ihren Gefahren für die körperliche und moralische Gesundheit der Masse deutlicher als hier. Lange Zeit wurde nichts gegen die Übelstände unternommen. Wenn in Deutschland die starke Monarchie die Arbeitgeber zu hygienischen und Wohlfahrteinrichtungen zwang und damit jene Gefahren außerordentlich milderte, so war die

Digitized by Google

Parteiregierung in Belgien, die auf die einflußreichen und großen Fabrikbesitzer Rücksicht nehmen mußte, zu einem solchen Vorgehen nicht in der Lage. Erst sehr spät, als Deutschland bereits auf eine glänzende Sozialpolitik zurückblickte, erst im Jahre 1894 begann Belgien mit Schutzgesetzen gegen Kinderarbeit und Lohndrückerei, allmählich fand dann auch die Versicherungsgesetzgebung Eingang, aber in durchaus ungenügender Weise: obgleich die Erfahrung gelehrt hatte, daß nur der Zwang die Arbeiter und Arbeitgeber zu ersprießlichen und gemeinsamen Wohlfahrtseinrichtungen bringen konnte, wurde bis zum Jahre 1912 keine Zwangsversicherung eingeführt, sondern der Staat überließ die Versicherung den einzelnen Arbeitern und leistete nur Zuschüsse zu ihren Kassen. Auf diese Weise wurden gerade die Bedürftigsten, solche, die aus Mangel an Einsicht oder Mitteln eine Versicherung nicht abgeschlossen hatten, im Falle von Krankheit oder Unfall dem Elend preisgegeben.

Wie das Ausbleiben des Schulzwangs und das Streben nach allgemeiner kirchlicher Bevormundung den geistigen Bedürfnissen der belgischen Arbeiter nicht gerecht wurde, so wurde auch für die materiellen ungenügend gesorgt: es ist kein Wunder, daß sich infolgedessen das belgische Proletariat mit revolutionärer Gesinnung erfüllte und schweren sittlichen Gebrechen anheimfiel: die Verbreitung der Trunksucht unter Männern und Frauen und die Roheit ihrer Vergnügungen ist ja allgemein bekannt. Zahllose Tumulte, große Streiks und blutige Schlägereien untereinander, mit Polizei und Militär sind daher von der Bewegung der belgischen Arbeiter unzertrennlich; es waren die einzigen Mittel, etwas zu erlangen.

Hieraus erklärt sich zur Genüge, daß die allwählich entstehende sozialdemokratische Partei beide vorwaltende Parteien mit gleichem Hasse betrachten mußte. Aber auch durch diese neue Entwicklung waren die Liberalen stärker gefährdet als die Klerikalen. Denn ihre politische Auffassung hatte mit der der englischen und deutschen Liberalen das gemeinsam, daß sie einer Einmischung des Staates in wirtschaftliche und soziale Gegensätze grundsätzlich widerstrebt; die Klerikalen dagegen haben, gestützt auf die kirchliche Tradition vom Schutz der Schwachen, den modernen sozialen Gedanken weit rascher ergriffen und damit auch mehr Boden in den unteren Schichten behauptet.

Es konnte nicht fehlen, daß das Aufkommen einer dritten Partei auch die Wahlrechtsfrage von neuem erschwerte. Natürlich standen die Sozialdemokraten hier auf dem äußersten linken Flügel und verlangten das Stimmrecht ohne Einschränkung, die Klerikalen waren nicht mehr geneigt, so weit zu gehen, da sie die Industriearbeiter nicht mehr in der Gewalt hatten. Sie verlangten deshalb Kautelen, wie Beschränkung des Wahlrechts auf Haus- und Grundbesitzer oder Ausstattung der durch Bildung und Besitz hervorragenden Klassen mit einem Mehrstimmrecht oder sie traten endlich für das Frauenstimmrecht ein, in der Meinung, die Frauen stets durch den geistlichen Einfluß leiten zu können.

Man sieht, wie in der Behandlung aller dieser herandrängenden Probleme die klerikale Partei vermöge ihrer festeren Geschlossenheit und größeren Anpassungsfähigkeit den Liberalen überlegen war. Den ersten durchschlagenden Erfolg brachte den Klerikalen die flämische Bewegung: mit ihrer Hilfe entrissen sie den Liberalen die Mehrheit (1870) und haben sie seitdem außer in der kurzen Spanne 1878—1884 behauptet. Die liberalen, aus der Regierung in die Opposition gedrängt, verloren infolge ihrer erwähnten Mängel immer mehr ihren Anhang in der wallonischen Masse an die Sozialdemokraten und sanken bald zu einer schwachen Hilfstruppe dieser jugendkräftigen Partei herab. Seit zwanzig Jahren wird daher in Belgien der Kampf um die Macht vorwiegend zwischen Klerikalen und Sozialdemokraten ausgefochten, und da die Klerikalen die Regierung besitzen, haben sie alle jene Probleme in ihrem Sinne weitergeführt, freilich nicht gelöst. Die ungenügende sozialpolitische Leistung haben wir schon erwähnt; in der Schulfrage ist die allgemeine Schulpflicht noch ausgeblieben, dagegen sind die Elementarschulen, aller liberalen und sozialdemokratischen Proteste ungeachtet, der geistlichen Leitung durch mehrere Gesetze von 1885 bis 1913 fester unterstellt worden als je, und viele höhere Gemeindeschulen weltlichen Charakters durch kirchliche Privatschulen ersetzt, die dieselben Rechte wie die öffentlichen erhalten haben. In der Wahlfrage hat die herrschende Partei das Zugeständnis des allgemeinen Stimmrechts gemacht, aber durch Mehrstimmrecht und Verhältniswahl die Macht der unteren Schichten zu schwächen gesucht, und zugleich durch geschickte Wahlkreiseinteilung sich nach menschlichem Ermessen eine dauernde Mehrheit gesichert. Gerechter war die Politik gegen die Flämen, weil hier Pflicht und Parteiinteresse zusammenfiel. In mehreren Etappen wurde erst das Flämische als Gerichtssprache zugelassen, dann in die Verwaltung aufgenommen und schließlich dem Französischen völlig gleichgestellt; ja, alle Beamte, die mit dem Publikum verkehren, müssen beide Sprachen beherrschen, auch die Offiziere müssen zweisprachig sein.

Es war eine Veränderung von gewaltiger Bedeutung: ohne Zweifel gibt es mehr doppelsprachige Flämen als Wallonen, die wie alle Romanen dem Erlernen einer fremden Sprache widerstreben und sich namentlich gegen das lange verachtete Flämisch sträuben. Innerlich haben sich daher die Wallonen auch noch keineswegs damit abgefunden. Die Neuerung, die das Eindringen der Flämen in das Beamtentum erleichtern muß, entspricht ihrem zahlenmäßigen Vordringen,

Digitized by Google

da sie eine höhere Geburtenziffer als die Wallonen besitzen, stehen sie zu ihnen etwa im Verhältnis von 4:3 und werden sie voraussichtlich noch weiter zurückdrängen. Wie auch immer der Krieg über das Schicksal Belgiens entscheiden mag: den Deutschen steht hier eine große Aufgabe bevor. Es ist unsere Pflicht, diesen zwischen Wallonen und Franzosen eingekeilten niederdeutschen Volkssplitter, der uns zwar innerlich noch wenig nahesteht, aber tapfer seine germanische Nationalität behauptet hat, moralisch zu stärken und vor einem Rückfall in die frühere Isolierung zu bewahren, vielleicht gar von dieser Stellung aus die deutsche Kultur weiter nach Westen zu tragen.

Keine der Belgien bewegenden Fragen war also gelöst, als die Katastrophe eintrat; heftige Kämpfe wären in der Wahl-, der Schul- und Sprachenangelegenheit bei längerer Dauer des Friedens unvermeidlich gewesen.

Der Zusammenbruch ist herbeigeführt worden durch die auswärtige Politik. Diese bietet insofern ein anderes Bild als die innere, weil die persönliche Regierungstätigkeit des Monarchen, besonders unter Leopold II., eine viel größere Rolle gespielt hat. Er war wie sein Vater ein Kenner der Menschen und Dinge; er überschaute bei seinen Beziehungen zu vielen europäischen Höfen die europäische Lage mit hellem Blick und besaß bei allem Ehrgeiz doch genügend Selbstbeherrschung, um eine grundsätzlich zurückhaltende Politik zu treiben und so Belgiens Unabhängigkeit am besten zu wahren. In der inneren Politik hielt er sich wie sein Vater streng an die konstitutionellen Schranken und nahm die Minister, die die Mehrheiten ihm boten. Als vollendetes Weltkind mit einem starken Zug ins Zynische stand er selbst den Idealen der Liberalen wie Klerikalen fern; ihm lag allein daran, daß das Staatsschiff flott blieb und nicht an der Klippe des Sozialismus oder Anarchismus zerschellte; es kostete ihm keine Überwindung, heute mit ultramontaner, morgen mit liberaler Mannschaft zu fahren. In der auswärtigen Politik ging sein Ehrgeiz weiter: da ergriff er mit großer Energie die Möglichkeit, eine umfassende persönliche Herrschertätigkeit auszuüben und eine europäische Bedeutung zu gewinnen, die weit über Belgiens politische Macht hinausging.

Wir brauchen nicht ausführlich zu wiederholen, was oft erzählt worden ist, wie Leopold verstand, unter Förderung und Benutzung der Afrikaforschung im Namen einer internationalen, anscheinend humanitären und wissenschaftlichen Zwecken dienenden Gesellschaft ein großes Gebiet im Herzen Afrikas zu gewinnen, wie dann, als England und Portugal die Hand danach ausstreckten, das Vertrauen der Großmächte ihm durch die „Kongoakte" das Kongobecken als Souverän übertrug (1885), damit er dem internationalen Handel frei von Zöllen und Monopolen eine Arbeitsstätte bereite und für Schutz und Zivilisierung der Eingeborenen sorge. Es war eine Aufgabe, die einen edlen Ehrgeiz gewiß reizen konnte. Leopold ist diesem erhabenen Auftrag nicht nachgekommen; er hat im Kongostaat von Anfang an eine Macht- und Geldquelle und ein Gebiet für den belgischen Handel gesehen. Einige Jahre nach der Gründung des Kongostaates ließ er sich von den Unterzeichnern der Kongoakte die Erhebung von Zöllen gestatten, angeblich, um mit diesen Erträgen die Sklaverei zu bekämpfen, bald darauf umging er das Verbot der Monopole, indem er den Handel auf dem Domaniallande bestimmten Gesellschaften gegen hohe Abgaben übertrug oder in eigene Regie nahm; zum Domaniallande erklärte er aber den besten Teil des Landes und beraubte zu dem Zweck zum Teil die Eingeborenen ihres Besitzes. Gewaltig war der Gewinn, der ihm aus dem Handel mit Kautschuk und Elfenbein zufloß, aber das Land wurde in brutalster Weise ausgesogen, und unsägliche Leiden wurden über die Bevölkerung verhängt. Die internationale Eigenart des Staates beseitigte der König durch die alleinige Anstellung von belgischen Beamten, die Bevorzugung belgischer Lieferanten bei Eisenbahnbauten und dergleichen und Begünstigung belgischer Handelsgesellschaften. Um den künftigen Heimfall vorzubereiten, setzte er zum Entgelt für einige belgische Anleihen Belgien testamentarisch zum Erben ein.

Es ist noch in aller Gedächtnis, wie deutsche und englische Missionare die barbarischen Zustände im Kongostaat brandmarkten und eine Untersuchung verlangten, wie der König sich widersetzte und darin von der belgischen Regierung unterstützt wurde, da sie von einer Abstellung der Mißbräuche den Untergang des gewinnreichen Handels, an dem so viele Belgier beteiligt waren, befürchteten. Aber die allgemeine Entrüstung trieb schließlich zum Einlenken: der König und die belgische Regierung fürchteten, daß bei andauernder Verletzung der Kongoakte England, der alte Widersacher des Kongostaates, unter dem Vorwand, den Rechtszustand herzustellen, zur Besetzung des Kongolandes schreiten könne; es wurde daher eine gründliche Umgestaltung der kongolesischen Politik verheißen und zur besseren Durchführung der Reformen der Kongostaat noch bei Lebzeiten Leopolds in belgische Verwaltung übertragen. Schwer genug ist es dem König geworden, seine Herrenrechte aufzugeben, aber es blieb ihm angesichts der englischen Gefahr und geldlicher Schwierigkeiten, aus denen ihn Belgien nur bei Auslieferung der Kolonie befreien wollte, keine andere Wahl. So erhielt Belgien eine Kolonie, die es selbst an Umfang um das Vielfache übertraf und jede einzelne deutsche Besitzung in Afrika weit hinter sich ließ.

Es ist nicht leicht, ein Urteil über das Kongo-Unternehmen des Königs zu fällen.

Digitized by Google

Daß seine unerhört rohe Behandlung der Eingeborenen und die betrügerische Umgehung der Kongoakte die schärfste Mißbilligung verdient, braucht nicht erst gesagt zu werden, aber das sind Dinge, die eine neue Verwaltung wieder gutmachen konnte. Ohne Zweifel stellt die Erwerbung und Behauptung des riesigen vielbegehrten Gebietes der politischen Geschicklichkeit und dem wirtschaftlichen Weitblick des Königs ein glänzendes Zeugnis aus, und gewiß haben viele Belgier großen Nutzen von dem kongolesischen Geschäft gezogen. Trotzdem fragt sich doch, ob für Belgien die afrikanische Provinz nicht ein Danaergeschenk gewesen ist Denn zunächst ist höchst zweifelhaft, ob nach der fast fünfundzwanzigjährigen Aussaugungspolitik die Kolonie ohne große Opfer noch namhafte Werte hervorbringen kann und ob Belgien zu diesen Opfern imstande ist. Aber vor allem scheint der Kongostaat es in verderbliche politische Bahnen gezogen zu haben: durch seinen überseeischen Besitz ist es verwundbarer als früher geworden, und gewiß wird der Dreiverband Belgien mit der Drohung, ihm den Kongostaat zu rauben, wenn es sich ihm nicht anschließe, geschreckt und zur Aufgabe seiner Neutralität gebracht haben.

Man kann nicht sagen, ob der gewandte Leopold diese Politik, die ja in den letzten Monaten eingehend erörtert worden ist, hätte vermeiden können; ob sein weniger weltkundiger Nachfolger ernsthaft versucht hat, sich ihr zu entziehen, ist erst recht nicht bekannt. Ehrgeizig wie sein Oheim, hat er gewiß auch hohen Wert auf den Kongostaat aus persönlichen und allgemeinen Gründen gelegt und vermutlich bei dem sittlichen Ernst, der ihm nachgerühmt wird, ehrlich nach einer besseren Verwaltung des fernen Besitzes gestrebt; aber den Grundmangel in der Stellung Belgiens, die Unfähigkeit, den überseeischen Besitz zu schützen, vermochte er nicht zu beseitigen. So fiel er von der Überlieferung der Neutralität ab — im Einklang mit der Mehrheit seiner Untertanen, die sowohl die afrikanische Politik wie die antideutsche Wendung der europäischen billigten.

Wie in den inneren Aufgaben so hat die belgische Politik auch in der selbstgewählten auswärtigen versagt: vielleicht wird die Zukunft, die die unnatürliche überseeische Großmachtspolitik des schwachen Staates beenden und seine internationale Stellung überhaupt neu regeln wird, fruchtbare Kräfte für die Bewältigung der vielfachen inneren Fragen freimachen.

Traum

Durchs Fenster kam ein Licht
In dieser Nacht zu mir.
Und als ich es besah,
War's ein Gesicht.

Doch als ich danach griff
In zager Zärtlichkeit
Und sein Gefühl empfand,
Hielt ich ein heißes Herz
In meiner Hand.

Alfons Petzold

Tragödie

„Den Franz laß ich Doktor studieren.
Der soll mir in die Stadt!
Und müßt' ich vor Hunger krepieren,
Und eß' ich mich nimmer satt!" —
Der Bauer schaffte vom Morgen
Bis in den fahlen Tag;
Zur Nacht die dürre Sorge
In seinem Bette lag ...
Wie der Franz an das Vaterhaus pochte,
Da war er allen fremd;
Aß nicht mehr, was man hier kochte,
Und trug ein steifes Hemd!
Und höhnte die alten Sitten,
Und höhnte das Gotteshaus ...

Da schritt der Alte inmitten
Der Nacht zum Feld hinaus.
Den Spaten packt' er mit Beben,
Den er für den Sohn geführt;
Er hat noch des Schweißes Kleben
Am harten Griff gespürt!
Schrie auf mit Schmerzgebärde
Und raufte das welke Haar;
Er warf den Spaten zur Erde,
Bis der zerbrochen war ...
Den wollte er nicht mehr haben.
Der sollte ihm nicht mehr dienen —
Der hatte nur tiefer gegraben
Den Abgrund zwischen ihnen! ...

Paul Wertheimer

Digitized by Google

Sommertag

Gemälde von Moritz Mathey

Digitized by Google

Library
of the
University of Illinois.

UNIVERSITY OF ILLINOIS
LIBRARY

Digitized by Google

Freigesprochen!

Erzählung von Balduin Groller

Wie ein Lauffeuer hatte sich die Kunde in dem Provinzstädtchen verbreitet. Es war auch eine aufregende Sache.

So der Tatbestand: Ferdinand Hallwang, ein kraftstrotzender, blühender, junger Mann von etwa dreißig Jahren, wohnte eine Wegstunde von dem Städtchen entfernt auf seinem Schlosse Plainegg, wo er einen ausgebreiteten Grundbesitz bewirtschaftete. Vor wenigen Jahren hatte er ein wenigbegütertes Edelfräulein gefreit und aufs Schloß heimgeführt. Alle Welt hatte ihn dazu mit besonderer Beflissenheit und Herzlichkeit beglückwünscht. Seine Vermögensverhältnisse waren derart, daß er von der üblichen Mitgiftjagd ruhig absehen konnte, die übrigens auch seiner Gesinnung und Empfindung, kurz seiner ganzen Charakteranlage durchaus nicht entsprochen hätte. Tausendmal wertvoller als eine etwa nach Ziffern zu bewertende Mitgift war ihm die in der Persönlichkeit seiner jungen Gattin begründete: ihr wundervoller Liebreiz, die anmutige Munterkeit ihres Wesens und die feine Bildung ihres Geistes und ihres Herzens. Er war nicht nur ein glücklicher, sondern auch ein stolzer Ehemann. In weitem Umkreis war seine Gattin die schönste, die am meisten bewunderte und umworbene Frau. Und war sein Besitz, gehörte ihm, ihm ganz allein!

Eines Tages steckte ihm sein alter Verwalter etwas. Er wollte mit einem ungläubigen, geringschätzigen Lächeln darüber hinwegkommen, aber er kam nicht darüber weg. Wenn ein Giftpfeil einmal sitzt, steht es nicht mehr im Belieben des Verwundeten, darüber wegzukommen, ebensowenig wie es etwas nützt, sich vor einem heißen Fieber verleugnen lassen zu wollen, wenn es einmal einen gepackt hat. Er stellte sich also in einer lauen Sommernacht, da man ihn abwesend wähnte, auf die Lauer und stand in Fieberglut viele Stunden. Als der Morgen graute, öffnete sich leise die auf die Gartenterrasse führende Türe des Schlafzimmers. Ein junger Mann, der unter allen seinen Freunden seinem Herzen am nächsten stand, machte Anstalten, die Terrasse behutsam hinunterzuklettern. Ein kurzer, halblauter Anruf, darauf kurze, halblaute Rede und Gegenrede, dann fünfmal rasch hintereinander der kurz abgehackte Schall scharfgeladener Patronen, und der junge Mann fiel in die Tiefe auf das Gartenparterre, wo er tot liegen blieb.

Ohne sich auch nur nach ihm umzusehen und ohne seine entsetzt im rasch übergeworfenen Morgengewande herbeieilende Gattin auch nur eines Wortes zu würdigen, ließ Ferdinand einspannen, fuhr in das Städtchen und stellte sich dem Gericht.

Das war es nun, was es in der kleinen Stadt zu bereden gab. Und der Stoff hielt lange vor. Schon die erste Aufregung behauptete sich eine beträchtliche Weile, und als sie dann verglimmen wollte, kamen immer wieder neue Umstände hinzu, die sie aufs neue aufflackern ließen.

Der Fall gehörte vors Schwurgericht; es gab aber beim Kreisgericht nur alle Vierteljahr einmal eine Session für Geschworene. Für den nächstfälligen Termin hatte der Untersuchungsrichter den Fall noch nicht so vorbereitet, daß er reif gewesen wäre für die Schlußverhandlung. Nun mußten wieder erst drei Monate ins Land gehen, ehe die Entscheidung fallen konnte. In der kleinen Stadt sickerte allerlei durch, was in einer Großstadt vielleicht nicht zur öffentlichen Kenntnis gelangt wäre, was aber hier das Interesse, man kann sagen, die Teilnahme der Bevölkerung stets rege hielt. Man wußte sich zu erzählen, daß der Untersuchungsgefangene seelisch und körperlich ganz gebrochen sei. Man wußte, daß psychiatrische Sachverständige ihn unter Beobachtung genommen hätten und mit der Bearbeitung ihres Gutachtens beschäftigt seien. Man hatte erfahren, daß ein berühmter Verteidiger, ein Gerichtsredner erster Güte, aus der Hauptstadt verschrieben war. So oft er angefahren kam, um sich mit seinem Klienten zu besprechen, und er kam

Digitized by Google

häufig, wußte und beredete es die ganze Stadt.

Es war auch alles, was die Leute herumredeten, der Hauptsache nach ganz richtig. Der große Verteidiger fand bei seinen ersten Besuchen seinen Schützling in so tiefer seelischer Niedergeschlagenheit, daß die Besprechungen gänzlich ergebnislos verliefen. Ferdinand verharrte in teilnahmlosem Brüten, oder er weinte stundenlang still vor sich hin. Nur eine Sehnsucht erfüllte ihn ganz — die tiefe Todessehnsucht.

Von seinen Stimmungen war man bei Gericht immer wohl unterrichtet, und das Aufsichtspersonal hatte strengen Auftrag, mit aller Aufmerksamkeit darüber zu wachen, daß der Häftling nicht etwa durch einen Selbstmord der hohen Justiz ein Schnippchen schlage und ihr so ein Opfer entziehe, auf das sie vollberechtigten Anspruch hatte. Die schweren seelischen Erschütterungen hatten Ferdinand endlich aufs Krankenlager geworfen. Er wurde ins Inquisitenspital gebracht, wo er bis zu seiner Genesung, drei Wochen lang, behalten wurde. Während dieser Zeit sah ihn sein Verteidiger nicht. Er müsse den Kranken schonen, erklärte er. In Wahrheit vertrug er den Karbolgeruch nicht, und der Aufenthalt im Hospital wäre ihm auf die Nerven gefallen.

Mit der Genesung vollzog sich auch ein Umschwung in der Stimmung Ferdinands. Die öde Gleichgültigkeit gegen alles, was immer folgen sollte, war gewichen, die Lebensgeister erwachten wieder, doch war es kein fröhliches Erwachen. An Stelle der früheren Teilnahmlosigkeit trat nun die Angst, die furchtbare Angst vor dem, was da kommen mußte. Der Selbsterhaltungstrieb hatte mit voller Kraft Herrschaft über ihn gewonnen, jede Fiber in ihm ersehnte das Leben und die Freiheit — und dann das entsetzliche Gegenspiel dazu — die Angst, der verzweifelte Kleinmut!

Nun erst hatte ihn Doktor Wallpach, der berühmte Verteidiger, soweit, daß er vernünftig mit ihm reden konnte; aber leicht war es noch immer nicht, sich mit ihm zu verständigen.

„Ich bin verloren — ich habe gemordet!“ rief er verzweifelt dem Anwalt entgegen, als dieser endlich sich wieder einmal zu ihm bemüht hatte.

„Beruhigen Sie sich, mein Freund,“ erwiderte dieser. „Ob Sie verloren sind oder nicht, das lassen Sie meine Sorge sein. Ihre Auffassung aber, daß Sie gemordet haben, ist mir ganz angenehm. Ich hoffe nämlich, daß auch der Staatsanwalt — ich kenne ihn! — dumm genug sein wird, die Anklage auf Mord zu erheben.“

„Es ist fürchterlich — er wird recht haben!“

„Nicht darauf kommt es jetzt an, sondern ob er auch recht behalten wird. Ihnen brauche ich ja nicht erst den Unterschied zwischen Mord und Totschlag auseinanderzusetzen. Sie können für sich ins Treffen führen, daß es kein Totschlag war. Daß Sie im Affekt gehandelt haben, wird nicht abzuleugnen sein — das schadet nichts —, aber Sie haben stundenlang gewartet, im Hinterhalt mit der bereitgehaltenen Waffe gelauert — es war Mord, Meuchelmord!“

Ferdinand war bei diesen Worten leichenblaß geworden. Wenn es Mord war, dann war auch sein Leben verwirkt. Die dumpfe Gleichgültigkeit der ersten Wochen war längst von ihm gewichen. An seine Stelle war der wilde, tierische Trieb der Selbsterhaltung getreten. Nun war ihm das Leben wieder ein Gut von ungeheurer, mit nichts auf der Welt zu vergleichender Kostbarkeit geworden. Ein zitternder Durst nach dem Leben, der Freiheit hatte ihn befallen und wühlte in ihm mit elementarer Macht.

Der berühmte Verteidiger bemerkte und verstand sehr wohl, was in dem Unglücklichen vorging. Er suchte ihn zu beruhigen.

„Vor allen Dingen, mein Verehrter,“ sprach er ihm zu, „dürfen Sie den Mut nicht verlieren. Sie werden Ihren Mut und Ihre Kraft noch brauchen, weil wir noch Schweres zu überstehen haben. Wenn ich Ihnen diese Dinge entwickle, so tue ich es nicht, um Sie verzagt zu machen, sondern nur um Klarheit zu schaffen. Und dann — übersehen Sie eines nicht: Was ich zu tun habe, weiß ich. Wir müssen uns aber von vornherein mit der gegnerischen Auffassung vertraut machen. Ich habe aus dem Gedankenkreis des Anklägers gefolgert. Der Staatsanwalt hat die Wahl zwischen Totschlag und Mord. Ein

Digitized by Google

Drittes gibt es nicht. Denn umgebracht haben Sie den Mann ja wirklich. Totschlag — die Anklage hält nicht. Das räume ich unter den gegebenen Umständen ein — Ihnen wenigstens. Vor Gericht natürlich werde ich nicht so nachgiebig sein, aber ich werde nur pro forma für die mildere Auffassung kämpfen und lediglich um unsere Streitmacht zu verschleiern bis zu dem entscheidenden Augenblick, wo die Schuldfrage formuliert werden soll. Ich hoffe, daß der Staatsanwalt Glück haben, daß er stark genug sein wird, mit seiner Auffassung durchzudringen, und daß die Frage auf Mord gestellt werden wird."

„Aber um Gottes willen — die Strafe auf Totschlag ist doch die mildere!"

„Ja, mein Lieber, wir müssen etwas wagen. Oder reizt es Sie gar so sehr, einige Jahre hinter Schloß und Riegel zu verbringen? Nicht? Na also! Das Gutachten der Psychiater kenne ich bereits. Es stellt Ihre volle Zurechnungsfähigkeit vor, während und nach der Tat außer allen Zweifel, und dagegen werden wir natürlich nicht ankämpfen, höchstens in einem Scheingefecht und auch nur für die kritische Zeit der Tat selbst. Die Tat ist begangen worden, und von gelehrten Richtern, oder sagen wir lieber: von Berufsrichtern müßten Sie verurteilt werden, vielleicht allerdings nur für Totschlag im Affekt, womit uns freilich auch nicht gedient wäre. Ich will einen vollen, einen glanzvollen Erfolg. Ich brauche ihn. Die letzten Jahre waren nicht ergiebig in Sensationssachen. Ich bin hungrig auf einen neuen Erfolg. Wir müssen wieder einmal ein Loch in die Welt schlagen!"

Ferdinand saß kleinmütig da. Er bangte um Leben und Freiheit und hatte nicht die rechte Empfänglichkeit für diese Bedürfnisse des großen Mannes. Der aber fuhr fort: „Zum Glück ist man auch bei uns zur Einsicht gekommen, daß der Buchstabe tötet, und hat darum auch für Kapitalprozesse dem Berufsrichter Männer aus dem Volke beigesellt, die nicht nach dem Buchstaben des Gesetzes urteilen, das sie nicht kennen, sondern aus dem gesunden menschlichen Empfinden heraus. Ich könnte nicht gutstehen dafür, daß nicht auch sie zu einer Verurteilung wegen Totschlags gelangen könnten, aber damit würde sich der Staatsanwalt nicht begnügen, und er wird alles aufbieten, daß es dazu nicht komme. Das ist nicht klug von ihm, aber ich kenne meine Staatsanwälte. Die ungeheuerliche Zumutung aber, daß das wirklich ein Mord sei, die — das lasse ich mir nicht nehmen — werden Geschworene, ohne lange zu überlegen, von sich weisen!" —

Endlich war der Tag der Schlußverhandlung herangerückt. Es war ein großer Tag für die Justiz wie für die Bevölkerung des Städtchens. Der ganze Apparat war so groß — Geschworenenbank, entsprechender Tisch für den Vorsitzenden und die Beisitzer, würdige Sitze für Staatsanwalt, Schriftführer, für den Verteidiger und den Vertreter der Privatbeteiligten, für die Sachverständigen, die Anklagebank, der Raum für die vorgeladenen Zeugen, das Beratungszimmer für den Gerichtshof, ein solches für die Geschworenen, ein Zeugenzimmer, ein Zimmer für den Verteidiger, ein Journalistenzimmer und dazu natürlich auch im Saale selbst hinreichende Plätze für die in großer Anzahl angemeldeten Berichterstatter aus der Provinz und aus der Hauptstadt. Die Nachfrage nach den Eintrittskarten war so stürmisch, daß mit den sonst gewöhnlich zur Verfügung stehenden Räumlichkeiten des Kreisgerichtes das Auslangen durchaus nicht zu finden war. Man hatte also um gastfreundliche Aufnahme im Gebäude der Bezirkshauptmannschaft angesucht, die auch in zuvorkommender Weise gewährt ward. Dort gab es Raum genug, und der große in heiterem Barock strahlende und mit Fresken vom Kremser Schmid geschmückte Prälatensaal ließ sich vortrefflich zu einem Verhandlungssaal herrichten.

Die Verhandlung war für zwei Tage anberaumt. Der erste Tag ward ausgefüllt durch die Auslosung der Geschworenen, durch den Vortrag der Anklage, die auf Mord lautete, durch das Verhör des Angeklagten und der von beiden Seiten vorgeladenen Zeugen. Der zweite Tag war vorbehalten für die Feststellung der Schuldfragen, die Reden des Anklagevertreters und des Verteidigers, das Schlußwort des Vorsitzenden, die Beratung der Geschworenen und endlich die Verkündigung des Urteils.

Das Sensationsbedürfnis des dichtgedrängten Publikums, in dem die elegante Frauenwelt besonders zahlreich vertreten

Digitized by Google

war, kam schon am ersten Tage vollauf auf seine Kosten. Den Glanz- und Höhepunkt des Gerichtsdramas bildete die Vernehmung der wichtigsten Zeugin, der schuldigen Gattin des Angeklagten. Sie war dunkel gekleidet und sehr bleich, trotzdem eine Erscheinung von sieghafter Schönheit. Die rohe Neugierde des Publikums wandelte sich bald in tiefe Teilnahme, als die Zeugin, die nicht Angeklagte war, unter Anzeichen aufrichtiger Reue vorbehalt- und rückhaltlos ihre Schuld bekannte. In ihrer Reue und tiefen Zerknirschung und Trostlosigkeit, in ihrer nichts beschönigenden Selbstanklage bot sie die Erscheinung einer modernen büßenden Magdalena, wie es kein Maler als vollendeteres und anziehenderes Vorbild sich hätte wünschen können.

Der Vorsitzende behandelte sie mit Milde, und auch der Staatsanwalt ließ Rücksicht walten. Alles war aufs höchste gespannt auf das nun zu erwartende scharfe Kreuzverhör von Seite des Verteidigers. Dieser aber bereitete der gespannt aufhorchenden Versammlung eine unerwartete Überraschung. Er war noch milder, als es der Vorsitzende gewesen. Alles war darauf gefaßt, daß er mit rücksichtsloser Schärfe ihre Schuld betonen, grell beleuchten, ins Ungeheuerliche vergrößert darstellen werde, um so die seines Klienten geringer und entschuldbarer erscheinen zu lassen. Nichts von alledem. Wenn je, so war es diesmal, daß der große Mann sich auf der vollen Höhe seiner Kunst zeigte. Nicht als der große Redner trat er auf und nicht als Verkünder einer unerbittlichen Moral: in aller Schlichtheit als ein edler Menschenfreund schlug er rührende Töne an von Erbarmen und Verzeihen. Wer wollte sich vermessen, den ersten Stein zu werfen! Das tiefe Wort: Alles verstehen heißt alles verzeihen, werde sich ewiglich bewähren. Darum müsse er auch alles verstehen, und darum müsse er fragen, ob ihr Mann ihr Ursache gegeben, ihm das bitterste Leid zuzufügen, das einem liebenden Gatten zugefügt werden kann.

Ein Tränenstrom war zunächst die Antwort und dann aus gemarterter Seele die Versicherung, daß er keine solche Ursache gegeben, daß er immer der edelste, der liebevollste Gatte gewesen sei.

„Und dennoch?! Erklären Sie, Frau Zeugin —!"

„Ich kann nichts erklären," erwiderte sie schluchzend, „es war Wahnsinn!"

„Sie lieben Ihren Mann noch?"

„Ich liebe ihn und werde ihn lieben bis zum letzten Atemzuge, aber ich bin seiner nicht mehr würdig. Mein Schicksal liegt in seiner Hand, und er muß mich verwerfen. Ich verdiene nichts anderes.

In atemloser Stille hörte die Menge zu. Da wandte sich der Verteidiger an den Angeklagten. „Nun, Herr von Hallwang, wünschen Sie etwas zu erwidern?"

Ferdinand schwieg.

„Herr von Hallwang," fuhr der Verteidiger fort, „es ist in erster Linie Ihr Schicksal, um das es sich hier handelt. Sie sind im Innersten, im Heiligsten gekränkt, verwundet, Sie sind zur Verzweiflung, zu einer besinnungslosen Tat der Raserei getrieben worden. Herr Hallwang, eine letzte Anstrengung! Ich frage Sie: Können Sie verzeihen?"

Ferdinand erhob sich, machte zwei Schritte bis vor den Tisch des Vorsitzenden, gab seiner Frau die Hand und sagte, während ihm die Tränen aus den Augen schossen, leise und doch hörbar: „Es soll verziehen und vergessen sein."

Das sündige Weib schluchzte laut auf. Alle Damen im Zuhörerraum weinten, und auch die Geschworenen schienen tief bewegt.

Unter diesem Eindruck endete der erste Verhandlungstag. —

Der zweite Tag begann recht geschäftsmäßig. Vorsitzender, Staatsanwalt und Verteidiger berichteten, daß ihnen in der Prozeßangelegenheit zahlreiche Briefe zugekommen seien. Da diese durchwegs anonym oder offensichlich mit Decknamen unterzeichnet waren, wurde einverständlich auf ihre Verlesung und weitere Beachtung verzichtet. Lebhafter wurde erst wieder die Verhandlung bei dem Kampf um die Abfassung der Fragen an die Geschworenen. Es kam zu leidenschaftlichen Zusammenstößen zwischen dem Vertreter der Anklage und dem Verteidiger, der nun seinem Temperament die Zügel schießen ließ. Er verhöhnte den Staatsanwalt, forderte schroff selbst den Vorsitzenden heraus, obschon dieser sich redlich genug bemüht hatte, aus seiner Zurückhaltung nicht hervorzutreten. Es schien fast, als wollte Doktor Wallpach absichtlich den Kampf erbitterter gestalten. Wenn

Digitized by Google

es sein Zweck war, den Gegner nervös zu machen, so hatte er ihn vollständig erreicht.

Der Staatsanwalt begann seinen Vortrag nicht mit der sonst an ihm gewohnten Sicherheit. In ihm wirkte noch die eben überstandene Aufregung nach. Seine Stimme stockte oft, und während des ganzen Vortrags kam er aus der fahrigen Unruhe nicht heraus.

Gleich nach ihm nahm der Verteidiger das Wort, und wieder entsprach er nicht den gehegten Erwartungen. Er sprach schwunglos und trocken und behandelte scheinbar ganz ohne persönliche Anteilnahme die rein rechtliche Seite der Sache. Dabei führte er zahlreiche Ziffern als Bezeichnung von Paragraphen ins Treffen, die er ohne weiteres als bekannt voraussetzte und von deren Inhalt doch weder die Geschworenen noch die Zuhörer eine rechte Vorstellung hatten. Erst gegen den Schluß wurde seine Rede etwas lebhafter, aber noch immer war nichts von seinem berühmten Pathos wahrzunehmen. Er gefiel sich in kühlen, aber scharf aufreizenden satirischen Anspielungen auf die absonderlichen Gedankengänge des Staatsanwalts. Er wurde witzig, und es schien ihm wichtiger, den Staatsanwalt lächerlich zu machen, als den Angeklagten zu retten.

Und wieder hatte er seine Absicht erreicht. Der Staatsanwalt erhob sich zu einer nervösen, gereizten Erwiderung. Da hatte ihn nun der erfahrene Taktiker dort, wo er ihn haben wollte. Doktor Wallpach wußte, daß eine Explosion, sofern sie vollen Erfolg haben solle, nicht ratenweise erfolgen dürfe. Auf den letzten starken Eindruck, bevor die Geschworenen sich ins Beratungszimmer zurückzogen, kam es an. Wenn er gleich Volldampf aufsetzte und der Staatsanwalt kam dann mit seiner Erwiderung, dann war es um die Hauptwirkung geschehen. Er mußte also sein Pulver trocken halten für den letzten entscheidenden Schlag. Um aber nicht um diesen zu kommen, mußte der Gegner zur Erwiderung gereizt werden, und er ging in die Falle. Nun kam erst mit der Entgegnung die eigentliche Verteidigungsrede, und nun erst zeigte sich der berühmte Redner auf der vollen Höhe seiner glänzenden Begabung. Nichts mehr von juristischen Erwägungen und Spitzfindigkeiten. Er sprach zu den Geschworenen, seinen Mitbürgern, seinen Brüdern, zu den Vertretern des Volkes, dessen Stimme Gottes Stimme ist. Die menschliche Empfindung ist nicht zu regeln, zu umschreiben, zu begreifen auf Grund und nach Maßgabe verknöcherter Paragraphen! Schonungslos ging er dem Ankläger zu Leibe, der in der Tat in seiner Nervosität einige Ungeschicklichkeiten begangen hatte. Als ein starkes argumentum ad hominem hatte er den Geschworenen das corpus delicti, den Revolver, vorgewiesen. „Sie sehen, fünf Patronen sind verschossen. Wer fünf Patronen verschießt, der will töten, und wer zu diesem Zwecke selbst wohlbewaffnet stundenlang dem Unbewaffneten, dem Wehrlosen auflauert, der will morden! Nicht als Staatsanwalt, als Mann, der auch seine privaten Ehrbegriffe haben darf, sage ich es, er hätte andere Mittel gehabt, seine verletzte Ehre zu retten. Als Mann gegen Mann hätte er sich im ernsten Zweikampf stellen können. Dann hätte er erhobenen Hauptes in die Gesellschaft zurückkehren können. So kann er es nicht mehr, er hat gemordet, er ist ein Mörder!"

Auf diese wenig glücklichen Ausführungen nahm die Verteidigung mit besonderer Beflissenheit Bedacht. „Wir, meine Herren Geschworenen, sind nicht Kavaliere wie der Herr Staatsanwalt. Wenn er es für verzeihlich hält, daß ein Mann nach ruhigen Verhandlungen, nach getroffenen Vereinbarungen und nach ruhigem Zielen einen Menschen über den Haufen schießt, so erlauben wir uns der Meinung zu sein, daß der Mann, der in der besinnungslosen Aufregung, die durch das nervenzerrüttende Warten in der grauenvollen Stille der Nacht nur noch gesteigert worden ist, noch viel eher zu entschuldigen ist, wenn er ein Unglück angerichtet hat. Zwei Weltanschauungen stehen sich da gegenüber. Sie, meine Herren Geschworenen, werden sich nicht einreden lassen, daß die Ihrige die falsche ist. Ich brauche darüber nichts mehr zu sagen. Sie sehen, Sie empfinden es, was es mit der staatsanwaltlichen Paragraphengerechtigkeit auf sich hat!"

Dann ging er über auf die Charakterisierung der Tat, auf die Person des Angeklagten, auf die psychologische Zergliederung der Motive. Er berief sich auf die gestrige erschütternde Begegnung der beiden

Digitized by Google

Gatten, und nun ward seine Beredsamkeit tatsächlich eine hinreißende. Da hatte sie endlich doch eingeschlagen die erwartete Sensation, sie war da die große Szene, die die Entscheidung über den Erfolg bringen mußte. Nicht nur der weibliche Teil der Zuhörerschaft vergoß Tränen, es weinten alle, und selbst einzelne der Geschworenen konnten ihrer Bewegung nicht Herr werden.

Ein rauschender, vom Vorsitzenden nur sanft abgewehrter Beifall ging durch den Saal, als der Redner geendigt hatte. Der Angeklagte, selbst am tiefsten erschüttert, verneinte leise, als der Präsident die Frage an ihn richtete, ob er noch etwas vorzubringen wünsche.

Der Vorsitzende faßte kurz und sachlich zusammen. Darauf zogen sich die Geschworenen zur Beratung zurück. In fieberhafter Spannung verblieben die Zuhörer vollzählig auf ihren Plätzen, entschlossen, auszuharren, solange es auch währen möge, bis die Entscheidung fiel. Ihre Geduld wurde auf keine harte Probe gestellt. Nach kaum viertelstündiger Beratung erschienen die Geschworenen wieder im Saale, und ihr Obmann verkündete den Spruch. Die Hauptfrage war einstimmig verneint worden, und die übrigen Fragen waren damit entfallen. Wieder brausender und nun fast schon gütig gerügter Beifall des Publikums. Der Vorsitzende verkündigte den Freispruch und verfügte die sofortige Enthaftung.

Ferdinand atmete tief auf und verließ das Haus des Gerichtes — ein freier Mann! Vor dem Haustor stand ein Wagen für ihn bereit. Als er ihn bestieg, bereitete ihm die auf dem Marktplatze angesammelte Menge noch eine jubelnde Huldigung.

So fuhr er ab — hinein in das Leben, in die Freiheit. Oh, wie er zitternd dürstete nach dem Leben, nach der Freiheit!

Eine Stunde Fahrt, und dann stürmte er die Freitreppe seines Schlosses hinauf. Er riß die Türe auf und blieb einen Augenblick wie geblendet stehen. Das Prunkgemach funkelte im Sonnenlicht, das in breiten Strömen von der Gartenseite her hereinflutete. Ein festlich gedeckter Tisch und ihm gegenüber die festlich geschmückte Frau, schöner, verführerischer denn je, die Arme ausgebreitet, ihn liebend zu umfangen.

Und dieser Augenblick — das war der schicksalsschwere, der entscheidende Augenblick seines Lebens. Wie ein Blitz war die Erleuchtung über ihn gekommen, und mit der Schnelligkeit des Blitzes waren tausend Gedanken gedacht und ein Entschluß gefaßt.

So nun weiterleben — mit Blutschuld beladen; weiterleben — an der Seite dieser Frau; weiterleben — selbst entehrt mit dem entehrten Weibe, — Herr des Himmels — das ist ja Aberwitz, das ist ja nicht möglich!

Seine Hand hatte einen harten Gegenstand in der Seitentasche seines Rockes gestreift. Das war das corpus delicti, das ihm beim Schlusse der Verhandlung wieder ausgefolgt worden war. Fünf Kammern waren leer, die sechste, die letzte, enthielt noch eine Ladung. Die jagte er sich durch die Stirne. —

Wie Bettler

Wir sind wie Bettler,
Irgendwoher gekommen.
Wir keuchen Treppen auf und Treppen nieder,
Wir klopfen an, unsicher und beklommen
Und strecken Hände aus und gehen wieder.

Anklopfen anderswo. Und flüstern, rufen,
Schrein unsre Not in stumme, hohle Tore,
Windige Gänge, leere Korridore,
In angelehnte Türen, stammeln, rufen
Und sitzen löffelnd dann auf kalten Stufen,
Um hungrig aufzustehn. —

Wir sind wie Bettler!

Kurt Arnold Findeisen

Digitized by Google

Im Weltkriege von Südchile zur Front

Von Erich von Salzmann

(Schluß)

Je näher wir New York kamen, desto belebter wurde die See. Man sah Schiffe aller Nationen, nur die lieben, hier sonst so oft vertretenen, schwarz-weiß-roten Farben fehlten. Man sah am Lande die Seebadeorte einen neben dem anderen liegen, sah auch die riesigen Masten der funkentelegraphischen Stationen, und der Schiffszahlmeister als einzig fühlende Seele an Bord war freundlich genug, uns das mitzuteilen, was der Funkentelegraphist von den Meere überfliegenden Kriegsnachrichten aufgefangen hatte: „Maubeuge war gefallen, und Hindenburg hatte die Russen geschlagen.“ Das richtete manchen auf, denn der fortgesetzte, mit einer geradezu beispiellosen Hartnäckigkeit geführte Feldzug der ausländischen Presse gegen uns hatte schon manchen Deutschen fast an seiner eigenen guten Sache zweifeln lassen.

Wieder füllten wir Listen aus, unterschrieben Erklärungen und verpflichteten uns zu allem Möglichen und Unmöglichen, nur damit uns der Eintritt in das sogenannte freie und doch tatsächlich so unfreie Land Nordamerika gestattet wurde. Allein die eine große, einen riesigen Bogen umfassende Liste des Schiffszahlmeisters enthielt sechsundzwanzig Einzelfragen, deren jede einzelne nach bestem Gewissen zu beantworten, man das Studium einer Universität erledigt haben mußte.

Dann kam Coney Island, der große Rummelplatz New Yorks, in Sicht, und das wunderbare Bild der Einfahrt in dem von der Natur so begünstigten Hafen New York, ein Bild, das noch heute wie ein alter Stahlstich anmutet. Alte Landhäuser lagen da im Grünen, auf uralten Bastionen marschierten Schildwachen mit weißem Lederzeug auf und ab, und alles lag so friedlich da, als ob es nie einen Weltkrieg gegeben hätte. Vor uns lagen bald die Freiheitsstatue, Staten Island, Brooklyn und Manhattan, und die riesigen Wolkenkratzer standen da wie assyrische Burgen oder wie Vulkane, aus deren Krater oben feiner weißer Dampf — es war der der Elevatoren — herausstieg. Das Schönste aber, das wir sahen, waren doch die drei gelben Schornsteine unseres in New York stillgelegten „Vaterland“. Diese fast unnatürlich dicken Riesenschornsteine überragten alle Hausgiebel in Hoboken. Das war doch ein Stück Heimat; das, so wußten wir, vermochte uns, trotz aller Anstrengungen, kein England und kein Amerika nachzumachen.

Wieder kam der gefürchtete amerikanische Hafenarzt. Der Schiffszahlmeister hatte alle Not, seine Schäflein zusammenzutreiben, denn die amerikanischen Beamten lassen nicht mit sich spaßen und denken gar nicht daran, auch nur mehr wie zwei Minuten zu warten. Kalt lächelnd geht der Arzt wieder von Bord und läßt das Schiff in aller Seelenruhe liegen, und der Kapitän wagt nicht den Mund aufzumachen, denn sonst würde es ihm schlecht ergehen. Wer wagt hier noch von starrem deutschen Beamtentum und preußischer Barschheit zu sprechen? Wer belehrt sein will, der gehe einmal hinüber nach dem sogenannten freien Lande, er wird sein blaues Wunder erleben.

Trotzdem wir zwei schwer Fieberkranke an Bord hatten und deswegen in nicht geringer Sorge waren, ging alles gut. Wir wurden zweimal genau besichtigt, um ein Haar hätte mir der kontrollierende Beamte den Eintritt verweigert, weil ich ein steifes Fußgelenk hatte. Er wollte sich nicht davon überzeugen lassen, daß es eine Schußverletzung aus Südwest-Afrika war, wie ich wahrheitsgemäß erzählte. Dem Arzt mußte ich das Bein genau vorzeigen, und er ließ sich tatsächlich von mir insofern täuschen, als ich ihm eine Beweglichkeit des total steifen Gelenkes vortäuschte. Da ließ er mich passieren.

Der Norddeutsche Lloyd nahm uns deutsche Offiziere in seiner sich stets gleichbleibenden vornehmen Gastfreiheit auf seinen in Hoboken festliegenden Schiffen als seine Gäste auf. Seine Angestellten vom obersten Direktor bis zum letzten der Heizer halfen uns, wo sie nur konnten. Wir waren in diesen Tagen von morgens bis abends auf der Jagd nach einer Möglichkeit, auf irgendeine Weise die europäische Küste — soweit sie nicht gerade unter englisch-französischer Macht stand — zu erreichen. Ich versuchte als Kellner, als Kohlenzieher auf alle mögliche Art auf neutralen Schiffen, auch bei Bezahlung des vollen Passagepreises erster Klasse, anzukommen: alles unmöglich. Wir waren wie gebrandmarkt. Man fragte uns gar nicht erst einmal nach Paß und Papieren, sah uns den Deutschen eben schon von weitem am Gesicht an, und kein Mensch wollte mehr etwas von einem Deutschen wissen. Alles hatte Angst vor England, dem außerordentlich ausgestalteten Spionagesystem seiner Generalkonsulate und der Botschaft, und besonders fürchtete man seine damals den Atlantischen Ozean beherrschenden Kreuzer. Ebenso war ich von morgens bis abends auf der Jagd nach schnödem Mammon.

Ich hatte meinen vollwertigen Kreditbrief in der Tasche, und doch versagten alle

Digitized by Google

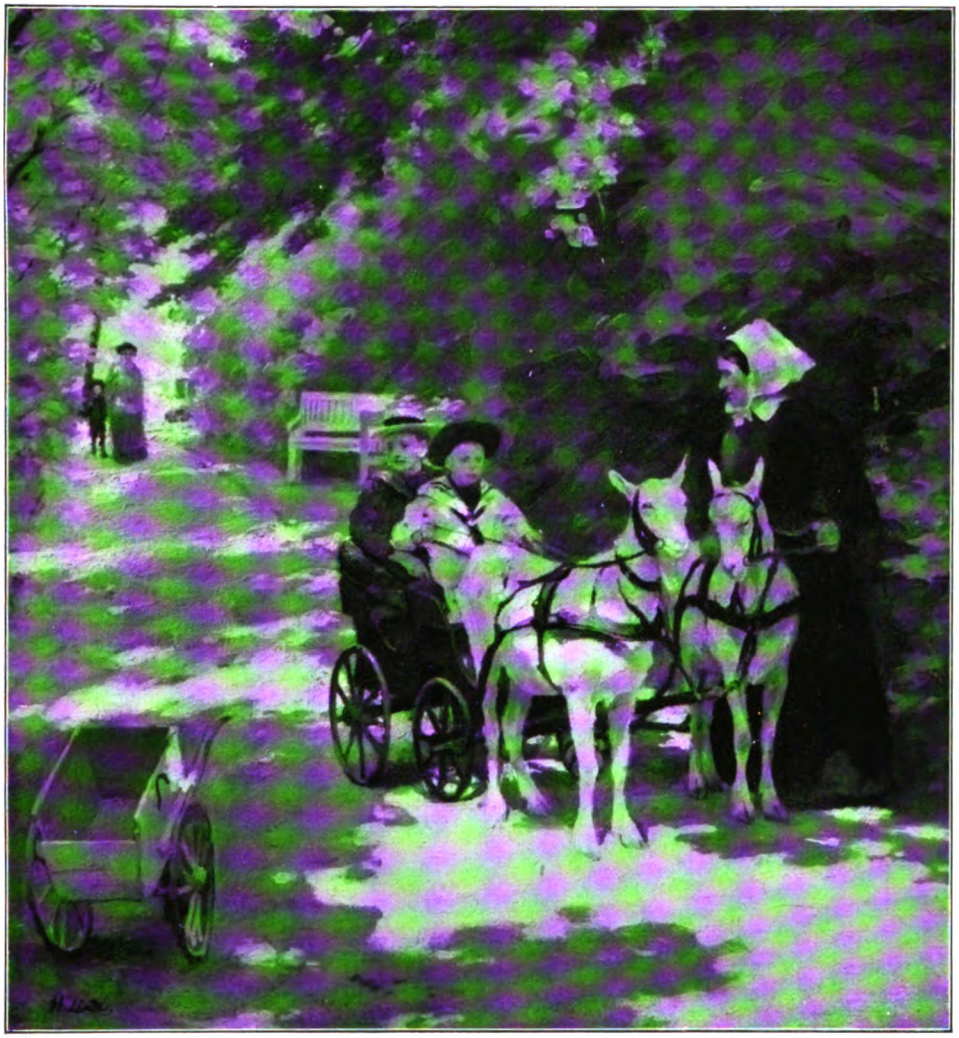
Banken und besonders die, die mir in Friedenszeiten darauf jede Summe gezahlt hätten. Wieder mal kam mir der Zufall zu Hilfe. Bei einer der alten deutschen Firmen New Yorks sagte mir der Inhaber: „Einer der Chefs Ihrer Bank ist gerade in New York. Wenn der Ihre Forderung persönlich anerkennt, zahle ich Ihnen jede Summe.“ Da war ich gerettet. Denn der betreffende Bankchef war ein guter alter Bekannter von mir aus Ostasien. Auf die telephonische Bitte hin kam er gern und sofort herüber, freute sich sehr, mich zu sehen, und daraufhin erhielt ich alles Gewünschte in Gold. Damit war ich flott und fühlte mich vollkommen sicher, jedweden geforderten Passagepreis nach Europa zahlen zu können.

Jeden Abend trafen wir uns alle zusammen wieder auf dem in Hoboken liegenden „Kaiser Wilhelm II.“, auf dem wir wohnten. Wir tauschten unsere Erfahrungen, die leider fast durchweg recht trüber Art waren.

Es war nicht so einfach, von New York fortzukommen, aber nochmals kam mir der Zufall zu Hilfe. Wieder lag für mich die ganze Sache einfacher, als ich je gedacht hatte. Ich hatte ja mein lahmes, in Südwest-Afrika schwer zerschossenes Bein. Ein befreundeter Arzt stellte mir ein englisch geschriebenes Zeugnis aus über meine vollkommene Militärdienstuntauglichkeit, auf Grund des zerschmetterten rechten Fußgelenkes. Das Zeugnis war einwandfrei. Jede Angabe, die ich machen konnte, stimmte. Ich hatte nicht mal notwendig, irgendwo zu lügen. So gründete ich auf das Zeugnis meine Hoffnung.

Am nächsten Tage, es war der 14. September, ging ich schon am frühen Vormittag auf das englische Generalkonsulat. Dort legte ich mein Zeugnis vor. Vorsichtshalber hatte ich meinem eigenen Vornamen den meines Bruders in Paraguay hinzugefügt, um mich eventuell mit diesem identifizieren zu können. Denn es war nicht ausgeschlossen, daß der englische Generalkonsul auf meine Kosten telegraphisch in Paraguay anfragen würde, um meine Persönlichkeit festzustellen. Ich bat um Anerkennung des Zeugnisses, da mich sonst kein Dampfer als Passagier aufnehmen wollte. Der Beamte wies mich kurz mit der Bemerkung ab: „Bitte lassen Sie das Zeugnis erst von dem Generalkonsul von Paraguay anerkennen.“ Wieder war guter Rat teuer. Denn zum Generalkonsul von Paraguay konnte ich nicht gehen. Das hätte mich erstens viel Geld gekostet, und zweitens standen meine spanischen Sprachkenntnisse doch auf sehr schwachen Füßen, so daß er mir den Deutschen sofort angemerkt hätte. Nach etwa einer Stunde war ich wieder auf dem englischen Generalkonsulat, wartete unter vielen englischen, höchst übel und verroht aussehenden und nach Schnaps duftenden Seeleuten der Marinereserve geduldig, bis ich an die Reihe kam, legte wiederum mein Zeugnis vor und erklärte: „Der Generalkonsul von Paraguay ist verreist und nicht zu finden. Mein Dampfer geht morgen, bitte bescheinigen Sie mir doch wenigstens die Richtigkeit meiner Angaben.“ Dabei zeigte ich dem Beamten mein steifes Fußgelenk und wies ihn auf meine dicken Brillengläser hin. Vorsichtshalber hatte ich meine Hornbrille aufgesetzt. Der Beamte schüttelte den Kopf, beriet sich mit anderen, kam zu mir, ging wieder weg, und ich stand wie auf Kohlen. Denn — ich fühlte es — der kritische Moment ist da. Schließlich sagte er folgendes: „Gut, wenn Ihr Generalkonsul also nicht zu finden ist, dann gehen Sie aufs deutsche Generalkonsulat, da Sie ja geborener Deutscher sind. Wenn Ihnen Ihre Angaben als richtig bescheinigt werden, dann will ich dasselbe tun.“ Damit war ich wieder mal gerettet. Denn meine Angaben stimmten aufs Haar, ich hatte nichts gelogen, denn auch in Paraguay war ich an der Unternehmung meines Bruders mit Geld stark beteiligt und hatte alle Dokumente darüber neben meinem deutschen Paß in der Tasche. Also hinüber aufs deutsche Generalkonsulat. Ich bekam meine Bescheinigung, hatte den offiziellen Stempel darunter, und wieder ging's zum englischen Generalkonsulat. Wieder hieß es warten und warten und Ruhe bewahren. Wieder wies mich der Beamte zweifelnd und mißtrauisch ab: „Kommen Sie nachmittags wieder.“ Wieder war ich pünktlich um vier Uhr nachmittags da, blieb höflich und ruhig, und siehe da, er erkannte mich sofort, unterschrieb und unterstempelte, ohne auch nur ein Wort zu sagen. Ich fühlte mich damit ziemlich in Sicherheit und stürzte, so schnell ich konnte, zur norwegischen Dampferlinie, um ein Billett für den nächsten Dampfer zu bekommen. Man wies mich glatt ab und bedauerte, grundsätzlich Deutsche nicht zu nehmen. Nun ging's zum Holländer, der auch morgen fuhr. Man wies mich ebenso ab, trotz meiner schönen, sogar von den Engländern unterstempelten Dokumente. Aber das war meine letzte Rettung, und ich ließ nicht locker, ich mußte mit, koste es was es wolle. So verhandelte ich mit dem Beamten, der behauptete, strengste Weisung zu haben, keinen Deutschen mitnehmen zu dürfen. Schließlich griff ich zu einem verzweifelten Mittel, legte ihm mein steifes Bein auf den Tisch und sagte ihm: „Sehen Sie, das ist nicht etwa Knochentuberkulose, wie in dem Zeugnis steht. Ich bin für Sie, für Holland, im Burenkriege gegen die Engländer schwer verwundet worden, bitte, wollen Sie sich das ansehen. Ich habe Ihnen geholfen und mein Leben eingesetzt, und jetzt wollen Sie mir nicht helfen?“ Das half. Er überlegte, kratzte sich den Kopf und sagte, ein Auge zudrückend: „Also Sie sind Schweizer.“ Ich sagte gar nichts mehr, legte das Geld auf den Tisch, hatte fünf Minuten darauf meinen Fahrschein in der Tasche, stand als

Digitized by Google



Ziegenfuhrwerk
Gemälde von Hermann Linde

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

Schweizer in den Schiffslisten und dachte im übrigen: ‚Nach uns die Sintflut. Bloß erst 'raus aus dieser Lage, das Weitere wird sich schon finden.'

Das war mein letzter Abend in New York. Ich muß gestehen, daß ich in stark gehobener Stimmung war, denn ich fühlte mich mit meinem von den Engländern unterstempelten Zeugnis und meinem Billett erster Klasse auf dem Holländer gesichert.

Der Morgen des 15. September brach goldig und sonnig, wie alle jene schönen Herbsttage Nordamerikas, an. Hilfsbereite Hände trugen mir mein Gepäck zum holländischen Dampfer „Rotterdam". Ich zeigte kühl und selbstsicher der vielfachen Kontrolle mein Schiffsbillett vor, man sah mich zwar ziemlich mißtrauisch an, ließ mich aber durch, denn es war schließlich alles in Ordnung. So kam ich an Bord. Mir wurde meine Kabine angewiesen, und das erste, was ich tat, war, daß ich dem Kabinenkellner meine sämtlichen Kofferschlüssel einhändigte: „Bitte bringen Sie meine Sachen in Ordnung." Damit wollte ich ihm zeigen, daß ich nichts mit mir brachte, was ich zu verbergen Ursache gehabt hätte, und das Mittel half auch tatsächlich gut. Der Mann ist nie an meine Sachen gegangen. Keiner der sonst so neugierigen Besatzung hat unter meinen Schriftstücken herumgeschnüffelt.

Uns gegenüber lag der schöne Lloyddampfer „Friedrich der Große". Ob wohl der alte Fritz jetzt aus seinem Schlachtenhimmel da oben auf seine tapferen Preußen herabschauen wird? Ich glaube, er konnte schon damals mit uns zufrieden sein, denn aus den amerikanischen Zeitungen ersah man deutlich, daß das als unaufhaltsam geschilderte Vordringen der Alliierten längst an der Aisne zum Stehen gekommen war, daß besonders der Marschall Kluck geradezu das Meisterstück eines strategischen Rückzugs zuwege gebracht hatte und die deutsche eherne Menschenmauer feststand, genau wie sie eben heute noch steht.

Alle die Zeitungsstrategen Nordamerikas — und das sind nicht wenige — ergingen sich in langen und ausführlichen Erörterungen der Lage. Napoleons Lage 1812 bei seinem berühmten Rückzuge war geradezu ein Kinderspiel gegen den unsrigen gewesen. Mit nicht endenwollender Genugtuung wurde festgestellt, daß unsere tapferen Soldaten, die in diesen Tagen Unmögliches, noch nie Dagewesenes, in Marsch- und Gefechtsleistungen vollbracht hatten, elende Feiglinge seien, Kirchenschänder, Plünderer, Säufer, Leichenfledderer, die nur von ihren Offizieren mit der Pistole in der Hand zum Kampfe gezwungen werden könnten. Damals hieß es fett gedruckt: „Alle preußischen Soldaten haben Schußwunden am Rücken, ihre eigenen Offiziere schießen sie an, damit sie nicht zurückgehen. Überall sieht man nur betrunkene Offiziere und Soldaten herumliegen, die sich in Massen gefangen nehmen lassen." Wußten denn diese wahnsinnig gewordenen Zeitungsschreiber, deren militärischer Gesichtskreis ungefähr der eines deutschen Fähnrichs vor der Kriegsschule ist, daß sie uns mit dem Vergleich mit Napoleons Rückzug nur eine Schmeichelei sagten, indem sie behaupteten, der unsrige wäre noch viel schlimmer gewesen. Denn daß unsere Armeekorps, trotz der ständig versuchten Flankierung des rechten Flügels, standhielten, darüber ließen die Telegramme, besonders für den, der sie zu lesen verstand, keinen Zweifel.

Auf den Lloyddampfern „Friedrich der Große" und „Kaiser Wilhelm II." standen die Mannschaften auf dem Heck versammelt und beobachteten mit scharfem Blick das geradezu elende Manövrieren eines herausgehenden großen französischen Dampfers. Den faßte die Strömung. Das Hinterschiff schlug herum, und beinahe wurde er wieder gegen den Landungssteg gedrückt. Wie aus einem Munde kam von den Hunderten von deutschen Heizern und Schiffskellnern ein gellender Pfiff und dann ein Kikeriki, dem brausend „Deutschland, Deutschland über alles" folgte. Die Franzosen ärgerten sich grün und kamen nur mit großer Mühe von der Mole los. Mir selbst fiel es schwer, an mich zu halten, das Herz schwoll mir, als ich das jammervolle Manövrieren der Franzosen sah.

Zum dritten Male gellte unsere Dampfsirene. Zwei kleine starke Schiffe nahmen uns ins Schlepp und brachten uns von der Mole los mitten ins Fahrwasser, bis der Koloß von 24 000 Tonnen Raumgehalt seine Schrauben selbst regen konnte, um der fernen Heimat zuzusteuern.

Wieder lag es wie ein Brausen, Tönen und Zischen über der nie Ruhe findenden Riesenstadt. Die Fähren und Dampfboote huschten hin und her. Man hörte die elektrischen, Untergrund- und Hochbahnen knattern, die Sirenen unaufhörlich tuten. Ein imponierendes Bild der Arbeit und des ständigen Fortschritts. Und doch ist dieses Land so unfrei. Hier gilt nur der Dollar. Wer die Dollars hat und zu machen versteht, der bricht alle Gesetze und herrscht, — herrscht rücksichtsloser und brutaler als der rückständigste Autokrat im alten Europa. Das Recht des Individuums ist hier längst gebrochen. Kein Symbol ist falscher und unangebrachter wie die Freiheitsstatue, die wir mit der „Rotterdam" in leichtem Nebel passierten. Kein Land hat mehr seine Ideale verloren, als das sogenannte freie Amerika. Heute kann man wohl sagen, Gott sei Dank sind die idealloseu Formen aller seiner Lebensäußerungen uns nicht zur Norm geworden, wie es uns beinahe vor dem Kriege drohte. Der Krieg hat neue Ideale geschaffen oder sie wohl nur geweckt, denn sonst würden nicht die Tausende und aber Tausende von Deutschen aus allen Ländern der Erde her zur alten Heimat eilen, um deren geheiligten Boden mitverteidigen zu helfen.

Digitized by Google

Ganz dicht vor dem Hafen stoppte uns zum erstenmal ein englischer Kreuzer. Es war der „Norfolk", der ein Boot aussetzte und zwei Offiziere und Mannschaften an Bord schickte. Die Engländer benahmen sich hier innerhalb der amerikanischen Hoheitsgrenze, im Angesicht der größten Stadt der Neuen Welt, des sogenannten freien Amerika, immer noch so, als ob das freie Land ihre Kolonie wäre. Der junge Offizier, der an Bord kam, trat mit einer Selbstverständlichkeit und Unverfrorenheit auf, als ob er der Vorgesetzte der gesamten holländischen Kauffahrteifahrt und besonders unseres im Dienst ergrauten alten Kapitäns wäre, und die Holländer dienerten höflichst und unterwarfen sich seinen Anordnungen rückhaltlos. Uns Passagiere ließ man unbehelligt. Gnädig gestattete das Jüngelchen von einem Leutnant dem Riesenschiff, weiter zu fahren. Der englische Kreuzer lag uns so nahe, daß wir alles an Bord genau beobachten konnten. Er hatte nicht klar zum Gefecht gemacht, die Geschütze waren nicht abgedreht, die Mündungskappen und die Verschlußüberzüge waren übergezogen. Mit den Holländern lohnte es sich für den Engländer erst gar nicht, irgendwelches Federlesen zu machen.

Bis zum 22. September lagen wir nun wieder in See. Der Riesenkasten, der Tausende von Passagieren zu fassen vermochte, hatte in der ersten Klasse nur einige zwanzig. Einer war aber vorsichtiger als der andere. Nur die Damen an Bord hatten bald mit vorbildlicher Schnelligkeit festgestellt, wer man sei, woher man käme und wohin man wolle. Das Wetter war abwechselnd gut und schlecht. Wir hatten auch mal hohe See und Nebel und sahen während der nächsten sieben Tage nur ein einziges norwegisches Schiff. Der Funkentelegraph hatte meist Ruhe, denn die Holländer waren die Vorsicht selbst. Auf jeden Fall erfuhren wir nicht das allergeringste von ausgetauschten Nachrichten, und das wirkte auf viele recht aufgeregte Gemüter mit der Zeit beruhigend. Trotzdem fühlte man sich ständig und überall wie von Spionen umgeben. Keiner wußte recht von dem andern, wer er eigentlich war. In jedem sah man einen verkappten Deutschen, und trotzdem glückte es tatsächlich zweien meiner Mitreisenden so vollkommen, ihre Identität als deutsche Offiziere zu verbergen, daß ich selbst fest überzeugt war, geborene Mexikaner vor mir zu haben. Sprach man mit irgend jemand an Bord, so schlich sich sicherlich um die nächste Ecke ein Schiffskellner oder sonstiger Angestellter heran, um ein Wort der Unterhaltung aufzufangen. Feindselige Blicke begleiteten uns, die wir uns nicht als Deutsche verbergen wollten, überall, und die Unhöflichkeit der ausgesprochen deutschfeindlichen Bedienung nahm von Tag zu Tag zu. Immer mehr hieß es, an sich halten und Ruhe bewahren. Je näher wir der englischen Küste kamen, desto mehr schien die Luft mit Elektrizität geladen. Ich persönlich wußte von New Yorker Freunden her, daß die Schiffsbediensteten von den holländischen Dampfern „Potsdam" und „Rhyndam" unsere mit diesen herüberfahrenden mit den besten Pässen ausgestatteten Landsleute trotzdem in der schmachvollsten Weise denunziert und verraten hatten, und hütete mich daher wohl, mir irgendeine Blöße zu geben, denn sonst hätte uns die Besatzung später hereingelegt, auch ohne daß man irgendwelche Schuld gehabt hätte.

Endlich am 22. September knatterte der Funkentelegraph wieder den ganzen Tag. Wir hatten Verbindung mit der englischen Küste, und am selben Abend wurden wir zum erstenmal aus dem Speisesaal voller Aufregung herausgerufen: „Die englischen Kreuzer sind da." Wir bekamen funkentelegraphischen Befehl, zu halten. Richtig war da backbords voraus ein rotes Licht. Es war ein Kreuzer, der bald ein Boot absetzte, um uns eine englische Wache an Bord zu bringen. Von diesem Tage an kam die Aufregung ins Schiff, um uns nicht mehr zu verlassen, bis wir glücklich in Rotterdam gelandet waren. Oft genug wurden wir zur Kontrolle gerufen, nur um bald wieder entlassen zu werden.

Am 23. September morgens sahen wir auf beiden Seiten je einen englischen Kreuzer und hinter uns einen Zerstörer. Wir waren somit richtig eingekreist. Wiederum kamen neue Offiziere an Bord, unser funkentelegraphischer Apparat wurde heruntergeholt, man legte uns eine schottische Wache an Deck, ganz gut aussehende Soldaten, die von ihren Riesenheldentaten den andächtig zuhörenden Damen erzählten. Im übrigen entblödeten sich diese Heldensöhne Albions — die noch niemals den heimischen Boden verlassen hatten — nicht, den Damen ganze Pakete von Photographien über die angeblichen deutschen Greueltaten in Belgien zuzustecken. Das Wort Greueltat bekam von diesem Tage ab eine ganz besondere Bedeutung. Systematisch wurde mit diesem Worte gearbeitet, und man konnte sich des Gefühls nicht erwehren, daß auch die Soldaten bei Verteilung der Bilder auf Befehl von oben handelten.

Verhandlungen gingen hin und her. Wir wurden verhört, entlassen, wieder verhört, und schließlich bekam unser großer Dampfer Befehl, unter Führung eines Torpedobootes den Hafen von Plymouth anzulaufen, den wir gegen Mittag erreichten. Dort lagen schon Schiffe derselben Linie, die von England festgehalten worden waren. Deutsche Segelschiffe mit den schwarz-weiß-roten Farben auf Halbmast und der englischen Kriegsflagge darüber wurden eingeschleppt. Die Armen! Sie kamen mit Salpeter von Südamerika, ahnten nichts vom Kriegsausbruch und waren eine billige Siegesbeute. Ein anderer Dampfer brachte uns endlich die Untersuchungskommission an Bord, bestehend aus einem gut aussehenden

Digitized by Google

Major der Freiwilligen als Großinquisitor mit zwei sehr übel aussehenden Begleitern. Wieder wurden wir im Speisesaal zusammengerufen, und wieder ging das Verhör los unter Vorzeigen der Papiere. Alles vollzog sich damals noch in höflicher Form. Man konnte sich jedenfalls nicht über die Art des Auftretens der Engländer beschweren. Amerikanische Bürgerbriefe freilich genügten schon nicht mehr. Man mußte schon richtig in Amerika geboren sein und dieses nachweisen können oder über sechzig Jahre alt sein, um glatt passieren zu können. Als ich aufgerufen wurde, legte ich meinen von den Engländern in New York unterstempelten Totenschein vor. Die Engländer berieten sich, standen dann auf, um sich mit dem Schiffszahlmeister zu beraten, und setzten sich wieder hin. Es kam mir vor wie ein mittelalterliches Inquisitionstribunal, das von vornherein mit der Absicht ausgeht, den Angeschuldigten zu verurteilen. Man war vollkommen hilflos dagegen. An meinem Zeugnis war das untere Ende umgeklappt, so daß die Hauptsache, nämlich der englische Generalkonsulatsstempel nicht zu sehen war. Als ich den Schein aufklappte und auf den Stempel hinzeigte, wies mich der englische Offizier mit einem kurzen: „Wait!“ an, mich ruhig zu verhalten. Ich dachte, das beste ist, alles über sich ergehen zu lassen und tat nichts und wurde kurz darauf mit höflichem: „Thank you, you can go!“ entlassen. Später kam auf dem obersten Deck ein Amerikaner an mich heran und meinte: „Sehen Sie sich vor, Sie sind auf der Verdächtigen-Liste. Wenn man Sie herunterholt und an Land weiter verhört, so betonen Sie nur, daß Sie vor Ausbruch des Krieges aus Paraguay abgereist sind.“ Ich antwortete kühl, daß ich nichts zu verschweigen hätte.

Nun kamen schreckliche Tage des Wartens. Leute wurden aus der ersten und zweiten Klasse heruntergeholt, an Land weiter verhört, zum Teil gefangengesetzt, zum Teil kamen sie wieder an Bord. Es mag so in einem der Gefängnisse der französischen Revolutionszeit gewesen sein, wo man nicht wußte, ob man nicht morgen aufs Schafott geführt oder vielleicht frei sein würde.

So lagen wir vierzehn Tage in diesem Hafen. Neugierige Ausflügler kamen von Land, um uns wie wilde Tiere zu bestaunen. Die Stimmung der um ihren Urlaub gebrachten Schiffsbesatzung wurde immer feindseliger und gereizter gegen uns Deutsche. Die englische Presse, die damals gerade im Begriff stand, wahnsinnig zu werden, trug allerdings nicht wenig dazu bei. Mir selbst geschah nichts. Man ließ mich vollständig zufrieden, durchsuchte auch meine Sachen nicht, wie es anderen geschah, und hat mich auch fernerhin nicht im geringsten belästigt. Die Form wurde damals noch bis zum letzten Augenblick gewahrt. Was da sonst an verkappten Deutschen an Bord war, kam zum Teil durch, zum Teil wurden sie gefangengesetzt. Unter anderen waren da in der ersten und zweiten Klasse je ein angeblicher „Mexikaner“. Dem einen färbten bedenklich seine schwarzen Haare aus, und das gute deutsche Blond kam zum Vorschein. Der andere hatte eine Mordsangst vor seinem mexikanischen Mitreisenden, da er kein Wort spanisch sprach, und der Rest der Überfahrenden ahnte tatsächlich von beiden nicht, daß sie deutsche Offiziere waren. So ist es manchem ergangen. Ich habe manch drolliges Abenteuer miterlebt, doch das gehört nicht hierher, denn uns allen war es damals bitter ernst zumute. Unsere Hoffnungen schwollen auf und ab. Manche Tage hieß es, wir könnten fahren — Dampf wurde aufgemacht, die Schrauben rührten sich, der Anker ging hoch — nur um bald darauf wieder herunterzurasseln. Englische Kreuzer, Torpedoboote und Panzerschiffe gingen hinaus und herein. Unter letzteren passierte uns Tag für Tag der kurz darauf gesunkene „Audacious“. Nacht für Nacht spielten die Scheinwerfer und beleuchteten alles in wundervollem Lichte ringsum. Tagsüber sah man „die neue Armee Kitcheners“ an Land exerzieren und las täglich die Angstschreie der englischen Zeitungen um Rekruten. Da wurden Städte öffentlich gekennzeichnet, die auch nicht einen Mann gestellt hatten, und ferner wurden — uns Deutschen gänzlich unfaßbarerweise — in riesigen Anzeigen der Regierung die alten Offiziere und Unteroffiziere förmlich angefleht, doch wieder Kriegsdienst zu tun. Ebenso bettelten riesige Anzeigen um Wollsachen und Liebesgaben. Sehr populär schien die neue Armee Kitcheners nicht zu sein.

Das waren jene glorreiche Tage, an denen U 9 die drei großen englischen Kreuzer ins Seemannsgrab schickte, in denen unsere „Königsberg“ den „Pegasus“ vor Sansibar vernichtete. Stolze Tage für uns Deutsche, denn wir sahen es deutlich: unsere sich langsam aber ständig bis zum Meere durch Frankreich und Belgien verlängernde Front war weder zu umfassen noch zu durchbrechen.

Auch für uns kam der Tag der Erlösung. Es war der 6. Oktober, als wir glücklich abfuhren, und zwar mußte die Erlaubnis ganz plötzlich gekommen sein, denn Kapitän und Offiziere des Schiffes waren ebenso freudig überrascht davon wie alle Passagiere. Betrunkene englische Soldaten gondelten um unser Riesenschiff herum, grölten heiser die Nationalhymne und glaubten, daß die brausenden Hurras der holländischen Besatzung, bei Bekanntwerden der Nachricht, daß wir gleich auslaufen würden, ihnen galten. Ich blieb skeptisch, bis wir wirklich aus dem Hafen heraus waren, denn kürzlich hatten wir es erst erlebt, daß ein ausfahrendes holländisches Schiff durch einen scharfen Schuß der englischen Bastion zur Rückkehr gezwungen wurde. Aber nein, man ließ uns fahren, trotzdem gerade damals die englische Regierung Holland, die neutrale Macht, in einer Weise schikanierte, die ge-

Digitized by Google

radezu schamlos genannt werden mußte. Lässig gingen die englischen Kriegsflaggen an den vielen Kriegsschiffen herunter, als wir mit unserer Flagge grüßten.

Eine knappe Nacht nur glitten wir an Englands Südküste dahin. Wieder war der funkentelegraphische Apparat hochgebracht worden, und wieder überbrachte er uns am frühen Morgen des 7. Oktober den Befehl, zur Küste zu halten und zu ankern.

Wieder lagen wir kostbare zwei Tage vor Anker ohne Verbindung mit dem Lande, ohne Nachricht von draußen, ohne zu wissen, warum man uns festhalte, und ohne Ahnung dessen, was man mit uns vorhatte. Nicht einmal der Kapitän durfte an Land. Dicht vor uns lagen die weißen Klippen Südenglands. Wir waren bei Ramsgate, Down'sdown. Wir sahen eine Menge kleinerer Dampfer um uns herum stilliegen, sahen auch solche nach der Themsemündung hineingehen und andere herauskommen, englische Kriegsschiffe dampften vorbei, auch ein weißgestrichenes Hospitalschiff lag da, ganze Torpedobootsflottillen dampften auf — es war ein ewiges Gehen und Kommen von Schiffen allerart. Wir sahen auch das holländische Verkehrsboot vom Festlande, die „Mecklenburg", deren Deck dicht gedrängt voll Menschen war. Alle winkten mit Tüchern zu uns herüber. Es waren Scharen von Flüchtlingen aus dem damals bereits fest umschlossenen Antwerpen.

Wieder kam ganz unerwartet ein neuer Befehl. Ein elendes englisches Wachtboot mit einer riesigen Kriegsflagge brachte ihn. Dieses Mal hieß es: „Befehl der Admiralität, gehen Sie nach London hinauf in die Tilbury Docks." Das Warum, Wieso, Weshalb wurde uns nicht erklärt. Der Kapitän wußte auch nichts und mußte der Weisung ohne Protest folgen. Also schwammen wir die Themse hinauf, vorbei an den hübschen Küstenstädtchen, an englischen Wachtbooten und Kriegsschiffen. Auch große stillgelegte holländische Kauffahrteischiffe lagen da, der Untersuchung und Freilassung harrend.

Es war der Abend des 8. Oktober, als uns der englische Lotse glücklich durch die schwierige und sehr enge Einfahrt in die Tilbury Docks hineinlotste. Dort lagen schon eine Menge riesiger Kasten, meist englische Dampfer, die sonst nach Kanada, Indien, Südafrika oder Amerika verkehrten. Nur auf einem wurden kanadische Soldaten ausgeladen, die — durch den Feldstecher betrachtet — nicht gerade so aussahen, als ob sie mit besonderer Begeisterung in den Krieg zögen.

Da lagen wir nun glücklich weitere vierundzwanzig Stunden. Der Kapitän fuhr zur Stadt, um mit einem schon seit Wochen in London weilenden Direktor der Gesellschaft über das Fortkommen des Schiffes zu beraten. Auch unserem ruhigen und fast verschlossenen Kapitän schien allmählich über die englische unglaubliche Bummelei und Unordnung die Galle überzulaufen. Kein Mensch wußte hier, wer den Befehl gegeben hätte, uns hereinzulotsen. Den Passagieren, die nicht deutscher oder österreichischer Abkunft waren, wurde erlaubt, an Land zu gehen, um noch das Verkehrsboot nach Holland zu erreichen. Die Deutschen und Österreicher wurden wiederum verhört, registriert, und jeder von ihnen erhielt einen gedruckten Zettel, auf dem alles stand, was ihm verboten oder erlaubt war. Erlaubt war übrigens nicht allzuvieles. Zugleich mußten wir unterschreiben, daß wir uns als alien enemies — fremdländische Feinde des Landes — bekannten. Schließlich kam der Kapitän wütend zurück. Auf der allmächtigen Admiralität in London hatte man ihm kurzerhand erklärt: „Wir denken gar nicht daran, den Befehl gegeben zu haben, daß die ‚Rotterdam' nach London heraufkommt, das Schiff ist frei, kann fahren, wohin es ihm beliebt, und hat sich im übrigen so schnell wie möglich aus den Tilbury Docks herauszuscheren." Man stelle sich vor, ein Schiff von vierundzwanzigtausend Tonnen, also ein riesiger Kasten, wird aus dem freien Meere nach London heraufgeholt und muß durch die sehr komplizierten Schleusen, unter Anwendung eines sehr großen Menschen- und Maschinenapparates, in eines dieser Docks einfahren. Nach den fast kindlichen Äußerungen der Neugierde des herbeiströmenden englischen Publikums während unserer Anwesenheit zu schließen, war noch niemals ein solches Riesenschiff in diesen für derartige Kolosse eigentlich gar nicht eingerichteten Docks gesehen worden. Dasselbe Publikum war zu dieser Zeit in keiner geringen Aufregung, denn ganz unerwartet kam an diesem Tage die Nachricht vom Falle von Antwerpen, nachdem ihm Churchill tausendmal versprochen hatte, Antwerpen werde niemals in deutsche Hände geraten.

Das ebenso zwecklose wie zeitraubende Heraufholen des Dampfers nach London verursachte außerordentlich hohe Kosten, und die britische Allmacht in London, nämlich die Admiralität, erklärt dann einfach am Ende: „Mein Name ist Hase, ich weiß von nichts, scheren Sie sich zum Teufel oder dahin, wo der Pfeffer wächst, mit Ihrer Fahrerei. Wir haben nichts mit Ihnen zu tun!"

Uns war das ja nur recht. Mittlerweile war aber Niedrigwasser eingetreten, und wir mußten wieder viele Stunden stilliegen, ehe wir fortkonnten. Dann schwamm unser stolzes Schiff die Themse hinunter. Gegenüber von Chatham wurden wir eine Nacht stillgelegt, und dann — — endlich, endlich waren wir frei, und unser Bug wendete sich dem europäischen Festlande zu. Allergnädigst gestattete sogar der englische Kommandant jenes Distrikts der riesigen „Rotterdam", mitten durch das Minenfeld hindurch ohne Lotsen auf seinen Heimathafen zuzuhalten.

Ich glaube, die mit so viel Prahlerei und Getöse der Welt angekündigten englischen Minen sind damals wenigstens noch gar nicht

Digitized by Google

gelegt gewesen, denn sonst hätte auch unser Kapitän das schönste Schiff, das Holland besitzt, nicht so ohne weiteres durch die direkte Fahrt aufs Spiel gesetzt. Trotzdem standen ständig außer dem gewöhnlichen Ausguck noch zwei Mann vorn am Schiff, um nach treibenden Minen auszuschauen. Es passierte aber nichts.

Nun ging alles schnell, mir schien's fast wie im Fluge. Der holländische Lotse empfing uns, brachte die neuesten Kriegsnachrichten, die wirklich ganz anders lauteten, als die englischen Blätter uns bisher weiszumachen versuchten. Unser Schiff fuhr in den Fluß ein, und am Abend waren wir in Rotterdam, wo das Schiff sein Ziel, das europäische Festland, erreicht hatte. Mit unseren Koffern und Gepäck wurden wir allgemein für belgische Flüchtlinge gehalten, dementsprechend höflich behandelt und, trotz der außerordentlichen Überfüllung der Stadt, in Privathäusern untergebracht.

Die Eisenbahn beförderte uns fahrplanmäßig weiter, und, obwohl ich oft genug die deutschen Reichsgrenzen für viele Jahre hinter mir gelassen habe, werde ich nie in meinem Leben den Augenblick vergessen, als ich bei Bentheim die schwarzweißen Pfähle passierte und uns deutsche Schaffner und Gendarmen freundlich zurechtwiesen. Man war endlich wieder daheim und geborgen! Die Gefühle der Erleichterung, die uns alle befielen, als wir die wohlgepflegten, damals noch in sattestem Grün prangenden Fluren Deutschlands sahen, die schönen Städte und reichen Dörfer, die wohltuende Ordnung, und nirgends etwas hörten von Hetze, von ekelhafter Verleumdung, von kriegerischer Prahlerei, diese Gefühle lassen sich überhaupt gar nicht beschreiben. Im besonderen wirkte der ruhige, vornehme Ton unserer gesamten Presse gegenüber der durchweg wahnsinnig gewordenen Presse des Auslandes. Man war wie erlöst, als man all den Schmutz und die Widerwärtigkeiten, die fast alle Völker der Erde in ihrem maßlosen Neid und Mißgunst — bezahlt mit englisch-französischem Golde — seit Kriegsbeginn auf uns häufen, hinter sich hatte. Ich erinnere mich dabei an allerhand Episoden. Im Speisewagen des D-Zuges nach Berlin wurde das Essen genau so friedfertig und ruhig von genau solchen fettigen Kellnern zu genau demselben Preise und ebenso reichlich wie in Friedenszeiten gereicht. War das wirklich das hungernde Deutschland? Der behäbige reisende Bürger, der da mit gefalteten Händen friedlich in der Ecke seines Abteils schnarchte, sah wirklich nicht so aus, als ob Deutschland in schwerer Hungersnot befangen war.

Mit brausendem Hurra in unabsehbaren, mit festlichem Grün geschmückten Zügen zogen unsere prächtig aussehenden Ersatzmannschaften zur westlichen Front, um den Neidern da drüben zu zeigen, es fehlt uns noch an nichts, am allerwenigsten an der alten deutschen Treue und Tapferkeit. Da stand in Löhne auf dem Bahnhof, wo wir den Zug wechseln mußten, um den D-Zug nach Berlin zu erreichen, am Bahnsteig ein langer Feldartilleriefahrer vom 22. Regiment. Um ihn herum eine Menge von Neugierigen: „Sehen Sie," sagte er, auf das Loch im Stiefel zeigend, „da hat mich das Luder hingestochen." Er meinte einen englischen Kavalleristen, den er bei St. Quentin dann mit seinem Revolver vom Pferd geschossen hatte. „Aber ich hab's ihm gründlich gegeben, und solche Messer" — dabei zeigte er einen feststehenden Genickfänger — „hat jeder von der Bande mit sich, und mit Dumdumkugeln schießen sie auch noch," alles wies er dem sprachlos mit offenem Munde zuhörenden Publikum vor, „aber mein Eisernes Kreuz krieg' ich doch, der Hauptmann hat mir's fest versprochen, als ich ins Lazarett abtransportiert wurde, und der Hauptmann hält sein Wort." Ja, das waren sie wieder, unsere prächtigen Soldaten, die uns keine Macht der Erde nachmachen kann, die Kinder unseres Volkes, die ihr Leben, wie seit Jahrhunderten, für den heimischen Herd in die Schanze schlagen, einer wie der andere, wie ich es nachher vorne im Feuer oft genug gesehen und mich darüber herzlich gefreut habe. Auf keinen Soldaten der Welt kann sich der Führer so rückhaltlos verlassen, als auf den deutschen!

Schon am nächsten Tage, dem 15. Oktober, meldete ich mich bei meiner früheren vorgesetzten Behörde, dem Oberkommando der Schutztruppen, um mich dem Heere zur Verfügung zu stellen. Es dauerte nur wenige Tage, als mich bereits ein Telegramm zum 23. Reservekorps befahl und die sofortige Abreise anordnete. Obwohl ich das Liebste, was man haben kann, meine zukünftige Frau, hinter mir ließ, bin ich doch nie mit glücklicheren Gefühlen abgefahren, als in jenen Tagen zur Front. Mit allen möglichen Zügen und unter oftmaligem Wechsel bin ich Tag und Nacht gereist, nur um nach vorne zu kommen, traf in Gent alte gute Freunde und Bekannte und einen meiner besten Gönner. Der nahm mich wieder am nächsten Tage in seinem eigenen Kraftwagen mit zu den kämpfenden Truppen, zu meinem neuen kommandierenden General. Wir durchfuhren Thielt. Da hörte ich es zum ersten Male, das dumpfe Brummen von fern, das mir wie Musik im Ohre klang, den Donner unserer Kanonen. Wir fuhren weiter, und mitten in der Schlacht am Yserkanal konnte ich mich dienstlich melden, wurde sofort einer Division zugeteilt und stand bereits am Abend im schönsten Feuer.

Was kann sich das Kind einer Soldatenfamilie, das sich selbst zum Soldaten geboren fühlt, Besseres und Schöneres wünschen?

Digitized by Google

Illustrierte Rundschau

Inneneinrichtung von Georg Honold-Berlin — Bildhauerwerke in Holz von P. Zumstein, Otto Pilz, Prof. Fritz Klimsch, Wilhelm Hoß, Hermann Blechschmidt — „Neue deutsche Bilderbogen" aus dem Verlag von Karl Werckmeister-Berlin — Kriegsandenken aus der Porzellanfabrik Ph. Rosenthal in Selb und der Werkstätte von K. H. Egon Riester in Pforzheim — Zu unseren Bildern

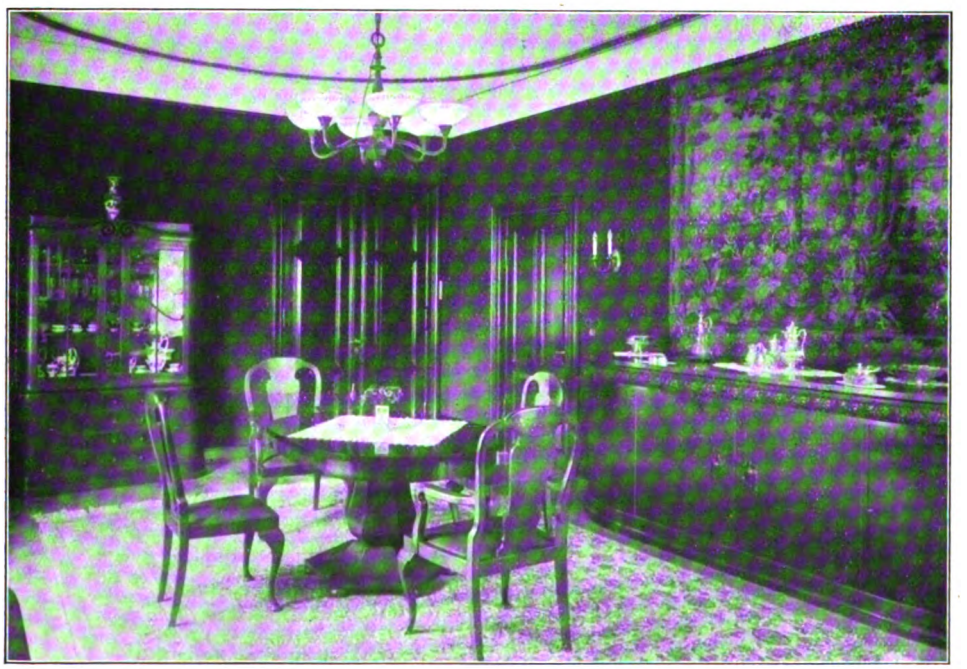
Der Architekt Georg Honold ist unseren Lesern kein Fremder. Wir haben an dieser Stelle seines raschen Aufstiegs fast von Anbeginn seiner größeren Wirksamkeit immer wieder gedacht, gerade weil er nie den Extremen nachging, nicht lediglich für jene schuf, die nur das Ausgefallene, absonderlich Ungewöhnliche verlangen, weil er vielmehr stets Schönheit mit Brauchbarkeit zu verbinden wußte. Seine Tische und Stühle stehen wirklich auf gesunden Füßen, die Schubladen seiner Schränke lassen sich ebenso leicht aufziehen wie schließen und auf seinen Sesseln, seinen Sofas kann ein müder Mann ebenso gut ruhen wie an seinen Schreibtischen arbeiten. Dabei hat er einen erlesenen Geschmack für Formen und Flächen, ganz besonders aber auch für Farben. Die nicht selten kecken Farbenzusammenstellungen, die er begünstigt, schreien nicht, ermüden das Auge nicht. Es gibt Künstler, die in Farbenzusammenstellungen Hervorragendes leisten — soweit der erste Blick in Frage kommt; man bewundert, man staunt. Auf die Dauer aber werden solche Farben unerträglich, und schließlich verwünscht der, welcher so ausgestattete Räume täglich sehen, sie bewohnen soll, den Meister dorthin, wo der Pfeffer wächst. Ich möchte wohl bitten, daß der Leser oder die Leserin unsere Abbildungen in Verbindung mit den nachfolgenden erläuternden Zeilen betrachtet, die sich im besonderen auch mit der Art der Honoldschen Farbenzusammenstellungen beschäftigen. Da haben wir zunächst das Büchereizimmer — es handelt sich, nebenbei bemerkt, um das umgebaute Haus eines jüngst vermählten Paares; der Herr des Hauses ist ausgesprochener Kunstliebhaber mit viel eigenem Geschmack — die Möbel, aus Eiche, sind in Blau gehalten; dazu stimmen die blauen Bezüge, ein blaugrauer Teppich, Vorhänge wiederum in Blau, mit Schwarz und Gelb abgehoben. Auch die Wände sind blau, die Decke da-

Büchereizimmer. Entworfen und ausgeführt von Georg Honold-Berlin

Digitized by Google

Gartenzimmer, eingerichtet nach dem Entwurf von Georg Honold-Berlin
Korbmöbel von Derichs & Sauerteig in Koburg

gegen ist bei elfenbeinernem Grundton schwarz und gelb bemalt. Alles in allem: verschiedenes Blau ist hier zu durchaus einheitlicher Geltung gebracht. Im Gartenzimmer (mit

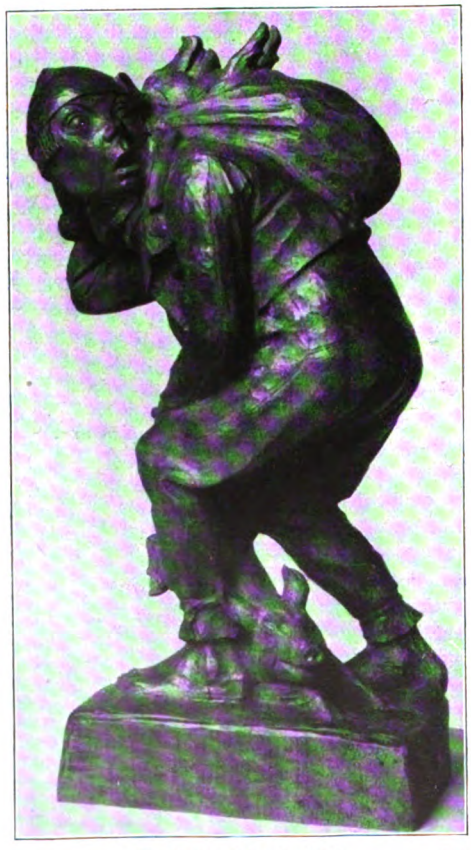


Eßzimmer. Entworfen von Georg Honold-Berlin

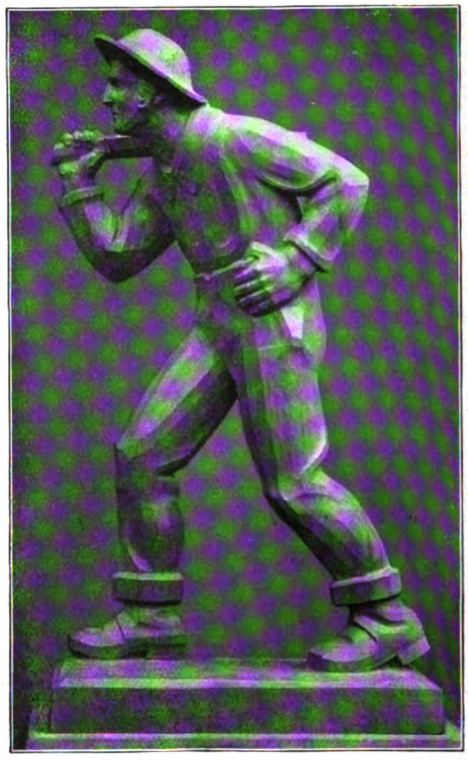
Digitized by Google

sehr gut gewählten Korbmöbeln, denen ich immer wieder kräftig das Wort spreche) sind die Wände schwarz gehalten mit grünen Ranken, eingefaßt durch einen Fries von Apfelbaumblüten; die Leinenvorhänge sind hell mit grün; die zahlreichen Kissen haben farbig geblümte Rosenbezüge; der Teppich ist grün und schwarz, die Decke zeigt Elfenbeinton mit grünen und weißen Schmucklinien. Sehr schön ist das Eßzimmer mit seinen behaglichen Nußbaummöbeln; hier sind die Wände tiefrot, die Decke ist grau mit gemaltem Fries in Rot, Gelb und Gold. Der Salon (für den uns immer noch das passende deutsche Wort fehlt, denn „gute Stube" geht doch nicht an) birgt Möbel aus Palisanderholz und zeigt im Gesamtton Heliotrop. — —

Die Holzbildnerei lag bei uns ziemlich lange im argen; womit ich, ausdrücklich zu betonen, nicht die mehr oder minder gewerbsmäßige, aber nicht selten recht erfreuliche Holzschnitzerei unserer Gebirgsgegenden meine, sondern die mehr rein künstlerische Ziele anstrebende Holzskulptur. Man arbeitete zwar seit einigen Jahrzehnten wieder ziemlich viel in Holz, aber der Grundfehler war, scheint es, daß man Kunstwerke aus Holz schaffen wollte, für die dieser Stoff nicht geschaffen ist. Es gab zwar Ausnahmekünstler, die schon wußten, worauf es ankam, wie der allzufrüh verstorbene treffliche Taschner, aber sie waren eben Ausnahmen . . . freilich auch Wegweiser. Erst in neuerer Zeit hat man sich — durch Sonderausstellungen nicht unwesentlich gefördert — darauf besonnen, daß das Holz ein ganz besonderer Stoff ist, keineswegs ein Mädchen für alles; daß nicht jeder Vorwurf sich in ihm ausführen läßt, sondern eine ganz besondere Auswahl geboten ist — und eine ganz besondere Art der Behandlung. Seither geht es aufwärts, man lernte wieder die Eigenart des Materials — und des Messers kennen und anwenden. Unsere fünf Abbildungen legen Zeugnis dafür ab; ganz besondere Freude ist es uns, daß auch ein Meister wie Prof. Fritz Klimsch sich einmal im Holz versucht hat. —



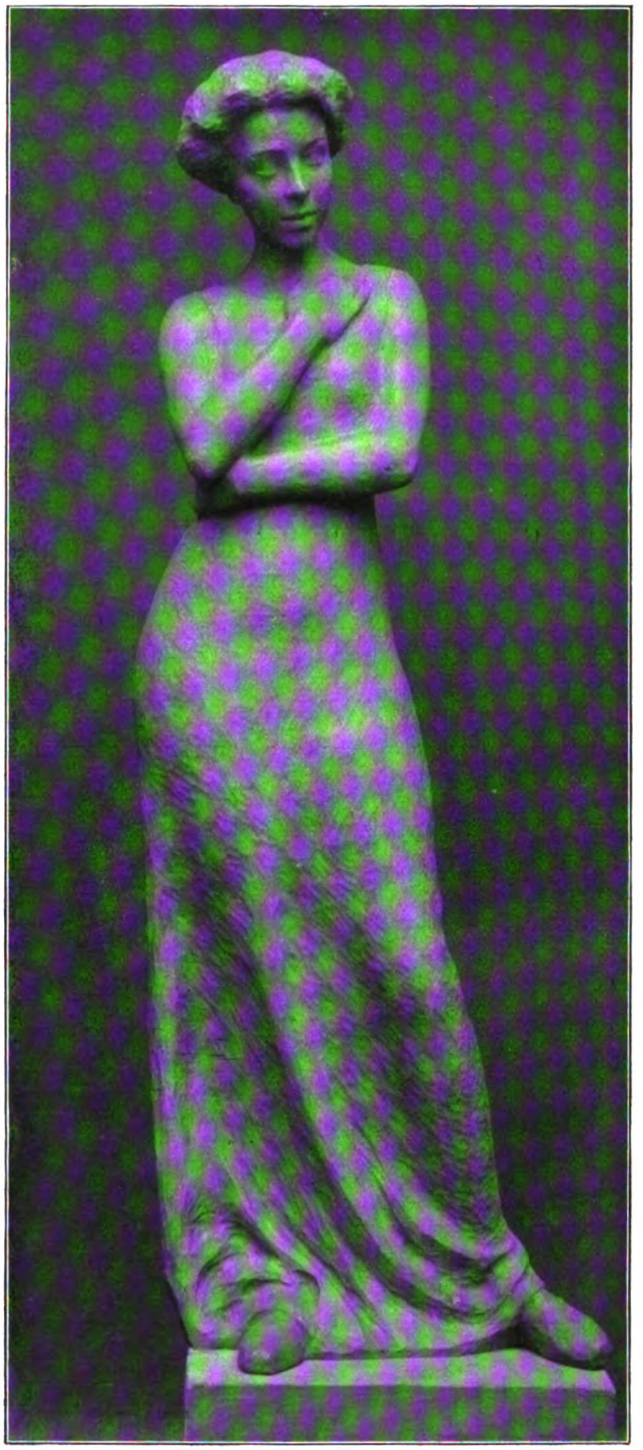
Dachauer Schweinedieb
Holzbildwerk von Otto Pilz



Holzfäller. Bildwerk in getöntem Nußbaumholz
Von Paul Zumstein

Der große Krieg wirkt nach wie vor auf die Kunst (und das, was Kunst zu sein vorgibt). Es kommt, leider, recht viel Unerfreuliches dabei heraus, das darf man sich nicht verhehlen. Wer durch die Straßen unserer Städte schlendert und in die Schaufenster schaut, muß sich oft mit Grausen abwenden. Die Mehrzahl der „Kriegsandenken" ist fürchterlich, diese Broschen und

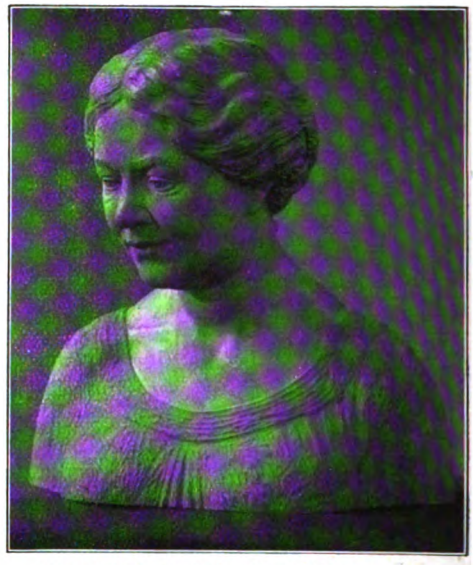
Digitized by Google



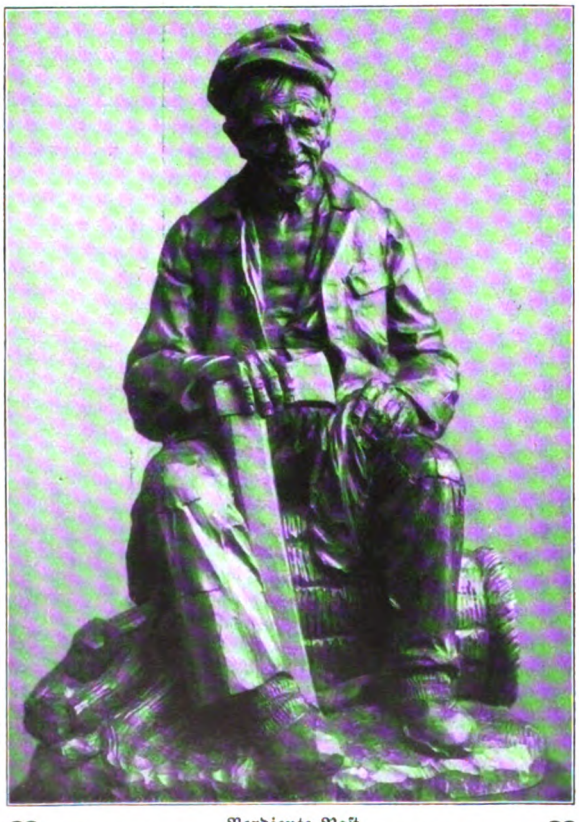
Bildnisfigur (Holz). Von Prof. Fritz Klimsch

Digitized by Google

Nadeln mit dem teuren armen Kreuz von Eisen, das sich so viel gefallen lassen muß, oft geradezu entweiht wird; auch die Keramik schuf neben einzelnem sehr Schönen viel Mittelware und noch mehr Scheußlichkeiten; von den „Schöpfungen“ aus dem Gebiete des Textilgewerbes, auch der Handstickerei und verwandten, schweigt man besser ganz. Aber man darf das Kind nicht mit dem Bade ausschütten. So hat der Krieg unsere Graphik entschieden befruchtet; sie hat manches hervorgebracht, was sogar — und das will viel sagen — diese schwere, große Zeit überleben wird, noch Söhnen und Enkeln eine schöne Erinnerung sein kann. Dazu möchte ich auch die „Neuen deutschen Bilderbogen“ aus dem Verlag von Karl Werckmeister in Berlin rechnen, die meist ein gut gewähltes Gedicht mit hübsch umrankenden Zeichnungen bringen, zum billigen Preise von zehn Pfennigen in sehr guter, sauberen Ausstattung. Künstler wie O. Roloff, K. A. Wilke, F. Hoffmann-Fallersleben, Ed. Rieser, Lotte Nicklaß und Hanna Eicke (die Silhouettenschneiderinnen), Rolf von Hoerschelmann u. a. haben hier mitgetan. Unter den bisher erschienenen Blättern habe ich eigentlich nicht ein minderwertiges gefunden, vor allem, was ich loben muß, keine Roheit. Ich kann diese Sammlung, auch für Schulen, warm empfehlen. Empfehlen kann ich auch, was die Porzellanfabrik Ph. Rosenthal herausbrachte. Dem Kriegsandenken im engeren Sinne, den nachgeahmten Bomben, Granaten, Fliegerpfeilen und anderen schönen Dingen stehe ich, wie bemerkt, stark ablehnend gegenüber. Es gibt aber hier auch Ausnahmen. Sei es, daß solch ein Stück ein wirklich künstlerisches Gepräge zeigt, wie etwa der von uns abgebildete, in Silber gefaßte Reif einer französischen Granate (aus der Werkstatt K. H. Egon Riester in Pforzheim), sei es — und das erscheint mir das Wichtigste —, wenn sich mit dem Gegenstand eine persönliche Erinnerung verbindet. Denn es hat gewiß seine Berechtigung, daß ein Verwundeter oder dessen Angehörige sich den Granatsplitter fassen lassen, der an schwere Leidensstunden und zugleich an große Tage mahnt. —



Bildnisbüste in Holz. Von Wilhelm Hoß

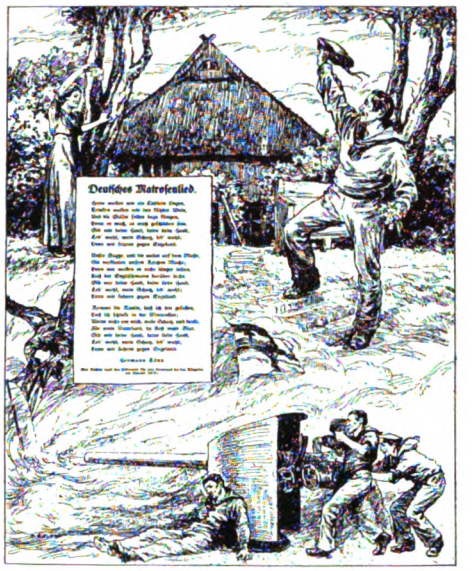


Verdiente Rast
Bildwerk in Eichenholz von Hermann Blechschmidt

Herrn Hodler und nicht weniger Herrn Spitteler wollen wir von uns abschütteln. Es hilft alle Mohrenwäsche nichts: sie haben sich ihres deutschen Namens unwert erwiesen und auch unwert der strengen, musterhaften Neutralität, welche die Schweiz in diesem Weltenbrand beobachtet. Wenn wir mit jenen fertig sind, so wollen wir mit desto

Digitized by Google

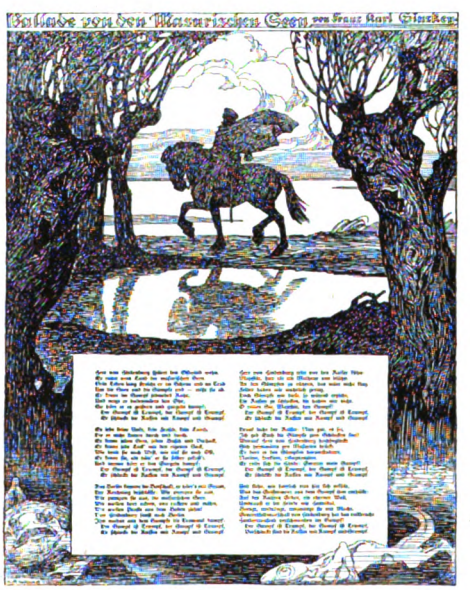
Nr. 8. Gez. von Karl Alex. Wilke



Nr. 19. Gez. von O. Roloff

größerer Freude einen Schweizer Künstler feiern, den der Tod allzufrüh seinen Freunden entriß. Unsere Leser werden Max Buri gern näher kennen lernen, sie werden ihn verstehen und schätzen; der Aufsatz über ihn mit den Nachbildungen seiner Werke mag unserm Heft gleichsam die Signatur geben. — Der Bildschmuck des Heftes ist aber auch sonst sehr reichhaltig und vielseitig. Wir haben der Farbe wieder einen breiten Raum gewährt. Da ist zunächst (nach S. 453) ein schlichtes und dabei überraschend farbenfrohes Stadtbild von Alfred Wiener, ein Ausschnitt aus einem der lieben, verträumten Neckarorte. Dann ein schönes Stilleben des Wiener Alois Hänisch, zwischen

Nr. 18. Gez. von Prof. J. P. Junghanns



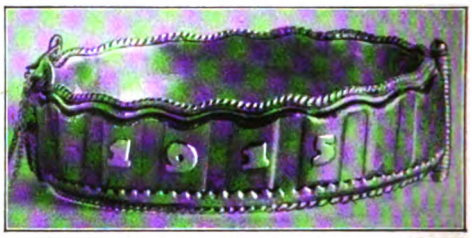
Nr. 17. Gez. von Karl Alex. Wilke

Aus den „Neuen deutschen Bilderbogen" (Karl Werckmeisters Kunstverlag, Berlin C 2)

Digitized by Google

S. 468 u. 469 eingeschaltet; man glaubt, einen Blick in eine Lieblingsecke eines Kunstsammlers von ganz besonderer Art zu tun. Eigenartig ist auch das „Gärtchen" von Anna Elisabeth Fischer in Berlin (nach S. 500), deren Bekanntschaft wir mit diesem Bilde unsern Lesern vermitteln möchten. Diesem Bilde möchte ich wieder einmal meine schon oft wiederholte Bitte beigeben: schaut das schöne Blatt nicht aus allzu großer Nähe an, sucht selbst die rechte Entfernung zwischen Blatt und Auge und gönnt ihm mehr als einen flüchtigen Blick; erst wenn man das Bild einige Zeit betrachtet, entwirrt sich die Farbenpracht dieses Blütenmeeres zur frohen Harmonie. Von dem Stuttgarter Christian Speyer brachten wir vor einiger Zeit die Wiedergabe seines Gemäldes „Die Reiterin". Heut ergänzen wir sie, mit besonderer Freude, durch eine ausgezeichnet ausgeführte Studie, die wir zwischen S. 532 u. 533 einfügten. Daß solche Blätter für sich selber sprechen müssen, mag auch für unser letztes farbiges Bild gelten (zw. S. 548 u. 549), den frischen, farbenfrohen „Sommertag" des Schweizer Malers Moritz

Rotekreuzschwester
Modelliert von L. Boeß
Porzellanfabrik Rosenthal



Französischer Granatreif in Silber gefaßt
Aus der Werkstatt von K. H. Egon Riester-Pforzheim

Russisches Dum-Dum-Geschoß

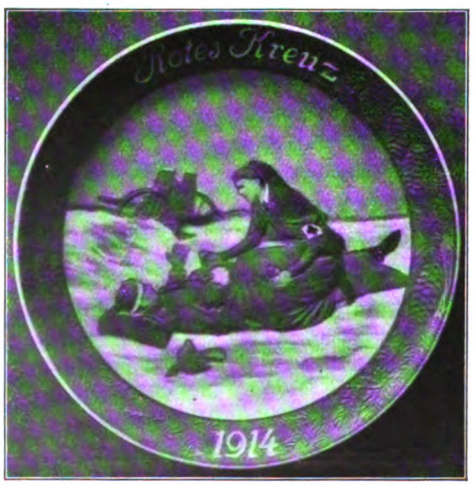
Französisches Geschoß in Silber gefaßt
beide als Anhänger gearbeitet
Aus der Werkstatt K. H. Egon Riester in Pforzheim

deutschung; mit „Innenraum" darf es aber nicht getan sein!) von Paul W. Ehrhardt in München; mit scheinbar höchst einfachen Mitteln ist hier wirklich Schönes, fein Abgetöntes erreicht. Als letztes Blatt (zw. S. 576 u. 577) sei eine Zeichnung von Prof. Hans Looschen, unserem alten treuen Mitarbeiter, eingeschaltet. Eine Kriegsgraphik vollem Wirklichkeitsdrang: „Nächtlicher Überfall". Man kommt ja nun einmal vom Kriege nicht los, nicht frei; er beschäftigt uns Tag und Nacht, ja bis — in unsere Träume hinein.

Wie seit Jahren, möchte ich auch diesmal am Schluß des letzten Heftes des Jahrgangs unsern Lesern und Leserinnen einen herzlichen Gruß senden und sie bitten, uns treu zu bleiben. In diesem Jahre, dem erhabenen und so unendlich schweren, muß ich aber den Wunsch anschließen: Gott gebe unserm tapfern Volk und seinen Verbündeten bald einen siegreichen Frieden!

H. v. Sp.

Mathey. — Professor Arthur Volkmann übergab uns eine herbe, antikisierende „Flora" zur Wiedergabe (nach S. 460 eingefügt). Von Hermann Linde erwarben wir sein Gemälde „Ziegenfuhrwerk" (zw. S. 556 u. 577) — besonders fein und gut geglückt erscheint mir der Laubgang des Parkes mit dem tiefen Blick den schattigen Weg entlang ins leise schimmernde Licht. Ausgezeichnet ist wieder einmal das Interieur (ich bitte Leser und Leserinnen um eine gute Ver-



Wandteller. Entworfen von Hermann Koch-München
Porzellanfabrik Ph. Rosenthal & Co., A.-G., in Selb

Digitized by Google

Neues vom Büchertisch

Von Carl Busse

Thea von Harbou, Der unsterbliche Acker (Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachflg.) — Lena Christ, Unsere Bayern Anno 14 (München, A. Langen) — Katarina Botsky, Ostpreußens Feuerzeit (Ebenda) — Emanuel von Bodman, Das hohe Seil (Leipzig, L. Staackmann) — Hans Hoffmann, Länder und Leute (München, Georg Müller) — Briefe von Josef Victor von Scheffel an Anton von Werner. 1863—1886 (Stuttgart, Adolf Bonz & Co.)

Fast alle Kriegsromane, die das große Völkerringen bisher gezeitigt hat, stammen aus weiblicher Feder.

In dieser Feststellung verbirgt sich aber kein Verdienstorden für das zarte Geschlecht. Ganz im Gegenteil. So natürlich es ist, daß sich das erregte Gefühl von Sturmzeiten in Liedern befreit; so verständlich es ist, daß ein Erzähler Augenblicksbilder, Skizzen, Novellen aus der Gewalt der vorüberrauschenden Ereignisse aufrafft, so unbegreiflich erscheint mir der Versuch, einen Roman, der doch Horizonte eröffnen soll, aus einer noch völlig unübersehbaren Weltbewegung zu gewinnen. Man kann vor solcher Schnellfertigkeit eine peinliche Empfindung nicht ganz unterdrücken, und nur mit sehr gemischten Gefühlen sieht man den flinken Damenfingern zu, die unter dem Hin- und Herwogen des Riesenkampfes Heldenlorbeer mit Myrtengrün phantasievoll zusammenflechten.

Es lohnt sich auch wirklich nicht, diese Romane zu nennen. Die Amazonen, die vom Damensattel des Pegasus aus Speere schleudern, verlieren gewöhnlich im Übermaß des eigenen Schwunges das Gleichgewicht, und selbst offenbare Talente kehren ziemlich ruhmlos von solchem Kriegsritt zurück. Eine Ausnahme scheint auf den ersten Blick die junge Thea von Harbou zu machen. Sie ahnt wenigstens, worauf es ankommt; sie empfindet dunkel, daß jeder Kriegsroman, der nicht weit über den Krieg hinausgeht, wertlos ist; sie hat die beste Absicht, zu den Wurzeln zu steigen und mehr zu geben, als eine rasche, auf die Zeitbedürfnisse des großen Publikums zugeschnittene Handwerkerarbeit. Die Hoffnungen, die sie erweckt, erfüllen sich leider dann doch nicht, aber schon um ihrer Ahnung dichterischer Ziele willen rechtfertigt sich eine Betrachtung ihres Buches.

Es ist also ein Kriegsroman, und er heißt: „Der unsterbliche Acker" (Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchh. Nachflg.). Mit diesem Titel beginnt die Verheißung. Wie eine verborgene Glocke schwingt ein voller lyrischer Unterton in seinen Worten. Ich will euch nicht nur, scheint die Glocke zu sagen, ins Vorübergehende und Zeitliche führen, sondern darüber hinaus ins Bleibende und Ewige. Ich preise nicht nur Ähren und Ernten des Schicksaljahres, sondern ich weise euch tönend auf ihren Urgrund hin, auf den Mutterboden, auf dem sie wuchsen und wurden. Ich bin nicht dazu da, euren vergänglichen Haß zu teilen, sondern ich künde vor allem in Ehrfurcht und Liebe euer unvergängliches Teil: die unsterbliche Tiefe, aus der ihr euch erfrischt, aus der Geschlecht um Geschlecht steigt, aus der auch das eiserne Heldentum dieser gewaltigen Tage geboren ist!

So übersetzte ich mir das Versprechen des Titels — in der Erinnerung, daß Thea von Harbou schon in ihrem dichterisch empfundenen Erstlingsroman „Die nach uns kommen" ein ähnliches Ackersymbol benutzt hat. Und das kurze Vorwort scheint solche Erwartungen klipp und klar zu bestätigen. „Ein Heer," heißt es darin, „kann besiegt werden; ein Volk niemals. Und wer die Tage, die ersten hundert Tage des großen Krieges im Deutschen Reiche miterlebt hat, der weiß: das Volk ist's, das in den Krieg zieht, und das Volk ist's, das den Sieg heimbringen wird. Darum soll dieses Buch nichts weiter sein als eine Ballade vom deutschen Volk."

Nichts weiter? Nun, wir wären auch völlig damit zufrieden: Besseres könnten wir uns nicht wünschen. Das rechte Gefühl für die tieferen Aufgaben eines „Kriegsromans" ist also hier vorhanden, und am Anfang scheint es auch an der Kraft nicht zu fehlen. Die dörflichen Geschwister, die wir da kennen lernen, die Martina und ihre Brüder, sind vom besten deutschen Schlag: tüchtig, ruhig, treu. Die ernste Zuversicht und Gefaßtheit, die gelassene Kraft des Volkskernes sind ihnen eigen, und ohne Schwanken sind wir bereit, Hand in Hand mit ihnen die Zukunft zu bestehen. Es gibt in der ganzen Welt nichts Schöneres, als ein ruhiges und tapferes Herz in einer aufgeregten Zeit.

Aber Thea von Harbou läßt es leider beim Versprechen bewenden. Sowie die Kriegstrompeten blasen, sind alle guten Vorsätze vergessen. Und sie, die von dem unsterblichen Acker reden wollte, von der Herrlichkeit des deutschen Volkes und dem stillen Heldentum der Tiefen — sie funkelt statt dessen mit Haß- und Racheblicken zu den

Digitized by Google

Feinden hinüber und hat soviel damit zu tun, sich über deren Schändlichkeit aufzuregen, daß die „Ballade vom deutschen Volk“ darüber zu kurz kommt. „Mit klaffenden Lefzen“ läßt sie mordgierige Belgier hinter deutschen Müttern und Kindern herjagen und phantasiert noch überflüssige Romangreuel zu den doch gerade genügenden Gräßlichkeiten der Wirklichkeit hinzu. Mit ebensolchen „Lefzen“ stattet sie das „gelbhäutige, gelderkaufte Japanerpack“ aus, vor dem Albion als Judas Ischariot mit den Silberlingen klimpert. In einer Gereiztheit, die man niemals in, sondern immer nur hinter der Front findet, brandmarkt sie die Gegner als feiges Hyänengezücht, und wenn manche dieser Gefühle aus der zeitlichen Empörung heraus auch gewiß verständlich sind, so erhalten sie doch, nicht zu ihrem Vorteil, bei der „Verlautbarung“ einen Stich ins Kreischende. In der Zeitung muß man das ertragen, in der Dichtung erträgt man es nicht. Zu dem „unsterblichen Acker“ paßt es jedenfalls ganz und gar nicht. Der Acker ist ruhig, die Dame jedoch wird aufgeregt. Auch später häuft sie in weiblicher Übertreibungssucht die Opfer, die der Krieg fordert. Wie aus der Büchse der Pandora läßt sie aus der Feldzugskiste allzu freigebig Tod, Wahnsinn, Erblindung steigen, so daß ihr kleiner Personenkreis zur erschreckenden Musterkarte für alles Elend der Zeit wird. Eine Massenvergiftung durch Strychnin wird nur im letzten Augenblick verhindert. Weniger wäre mehr gewesen.

Ein Rüchlein Poesie durchzieht trotzdem den Roman, berührt uns hier in einem volltönenden Satze, dort in einer Blindenszene und würde noch stärker wirken, wenn wir ein volles Zutrauen zu ihm hätten. Aber wenn das Dichterische hauptsächlich in Stilwendungen und in der Aufmachung liegt, empfindet man es auf die Dauer wie eine äußere Zutat, ja wohl gar wie eine feine Täuschung. Es bleibt nun einmal bestehen, daß der Kriegsroman von Thea von Harbou sehr viel verspricht und sehr wenig hält. Er schützt eine Tiefe vor, die er nicht besitzt; er verheißt eine Ballade vom deutschen Volk, die er schuldig bleibt; er tut, als ob er in die stillen Wurzelgründe der Nation tauchen wolle, und führt doppelt irre, weil er schließlich nur die laute Oberfläche poetisch auffrisiert. Ich las einmal irgendwo, daß die junge Erzählerin der Bühne angehöre. Sollte sie es dort gelernt haben, den schönen Schein für das Wesen der Dinge zu verkaufen, so muß sie rasch umlernen.

Während Fräulein von Harbou sehr viel will und nur wenig erreicht, geht es der bajuwarischen Lena Christ gerade umgekehrt. Sie hat sicherlich keine hohen dichterischen Vorsätze gehabt, als sie ihre beiden Kriegsbändchen „Unsere Bayern Anno 14“ schrieb (München, Albert Langen). Sie dachte nicht an das Poetische und ließ den Glanzlack im Schrank. Sie verzichtete auf die Weltpolitik und auf alle Strafreden gegen die Mächte der Entente. Sie komponierte auch keinen Roman, sondern zeichnete nur schlicht und sachlich die Bilder auf, die ihr der Augenblick zuwarf: Kleine Ausschnitte aus großen Stunden. Das einzelne davon ist nicht wichtig, doch die Gesamtheit hat dokumentarischen Wert. Wenn man später einmal wissen will, wie es im ersten Halbjahr des Weltkriegs in München, ja in Bayern zuging, so wird man in höchster Lebendigkeit hier in diesen Büchern den Atem der Stadt und des Landes, den Rhythmus des gesteigerten Daseins, die Stimmung der Ausrückenden und Zurückbleibenden festgehalten finden. In den paar Dutzend Szenen gibt es einen einzigen Helden: das Volk. Es lacht und zürnt, opfert und kämpft, blutet und stirbt in vielen an sich gleichgültigen und namenlosen Vertretern. Mit keinem davon werden besondere Umstände gemacht, jeder ist nur das Glied einer Kette. Aber aus ihrer Gesamtheit tritt uns doch eben das Bild der Nation, die Ahnung ihrer Macht und Größe entgegen, und was die poetisch stilisierende Thea von Harbou am Ende verpatzt, das erreicht die derbe, realistisch sachliche, so gar nicht auf „Poesie“ ausgehende Lena Christ fast absichtslos. Aus der Vielfältigkeit ihrer Bilder nämlich baut sich zuletzt wirklich etwas auf wie die „Ballade vom deutschen Volk“. Man schließt die Augen, man erschauert, und seines eigenen Wurzelbodens bewußt, fühlt man, was das heißt: Der unsterbliche Acker.

Daß Lena Christ selber in allen Fasern mit ihm verwachsen ist, braucht nicht gesagt zu werden. Wenn es anders wäre, könnte sie nicht in dieser Art wirken. Sie hat bei aller Stärke des Mitempfindens die Ruhe, die so vielen ihrer Geschlechtsgenossinnen abgeht; sie hat den Sinn für Humor, für den wundervollen Volkshumor, ohne den niemand an die Darstellung der Zeit gehen sollte. Es kommt ihr zugute, daß sie gerade die niederen bayerischen Volksschichten ausgezeichnet kennt und schon durch die Mundart ein gutes Stück der bajuwarischen Vollsaftigkeit in ihre Kriegsbilder hinüberretten kann. Ich glaube nicht, daß sie Geistesmenschen, überhaupt sozial höher stehende und mehr abgeschliffene Kreise ebenso kräftig zu fassen vermag. Ja, es ist eine offene Frage, ob ihre Begabung größeren künstlerischen Aufgaben gewachsen wäre. Hier aber, in diesen kleinen Bildern aus dem Leben der Zeit, ist sie am rechten Platze — gerade, weil sie so treu aufnimmt, weil sie niemals individuell ausschweift, weil sie immer sachlich bleibt. Sie sitzt am Bauerntisch des Kirchdorfs und begleitet die Einberufenen zum Bahnhof, sie hockt neben ihnen in der Eisenbahn und wandert mit ihnen in Münchener Massenquartiere, sie steht bei ihnen während der Kriegsandacht, zieht mit ihnen an den Feind, marschiert mit den „Leibern“ nach Badonviller und folgt den bekränzten

Digitized by Google

Kanonen der „Hotollerie“. Das ist alles ausgezeichnet. Aber auch die minder erhebenden Eindrücke der ersten Kriegswochen zeichnet sie getreulich auf: die Spionenriecherei, die wilden Gerüchte, den Automobilfang. Wider Erwarten gelingt es ihr sogar, selbst das zweite Bändchen noch auf der Höhe zu halten. Aber gerade weil man seine Freude an ihren Gaben hat, möchte man wünschen, daß sie nun auch stark genug ist, aufzuhören. Das Beste ist gesagt; sie müßte sich unweigerlich wiederholen. Wenn es jedoch durchaus noch ein drittes Bändchen sein muß, dann sollte wenigstens über seinen letzten Skizzen der Titel „Heimkehr“ stehn.

Und nun noch eine dritte Dame: Katarina Botsky, die vor Jahren in ihrem Roman „Der Trinker“ eine starke Talentprobe ablegte. Sie führt in „Ostpreußens Feuerzeit“ (München, Albert Langen), unter den rot angeglühten Himmel ihrer von Schwert und Feuer verwüsteten Heimat. Da ist es klar, daß sie auf grausigen Saiten spielt. Aber die wilden Dissonanzen kommen ihren natürlichen Anlagen weit entgegen. Sie gehört nicht zu den hellen, harmonischen Naturen; sie hat nicht die robuste Gesundheit von Lena Christ und fühlt sich nicht so im vollkommenen Einklang mit dem tüchtigen Volksdurchschnitt. Es sollte mich nicht wundern, wenn sie heimlich an kranken Nerven litte und sich selber in der Art von Annette von Droste gern einen „kleinen Graus“ machte. Ihre Stoffe und Helden hatten immer etwas Unerquickliches. Wie sie einst ihre bedeutende Kraft darauf verwandte, das letzte Stadium eines armen Säufers darzustellen, so bevorzugte sie weiterhin Fallsüchtige, Bucklige, phantastische Lügner, harmlose Idioten, Blinde, kurz Krüppel allerart als Handlungsträger. Ohne jede Sentimentalität, ohne jede Anklage erzählt sie von ihnen in einem gebändigten Naturalismus — und dies etwa ist auch die Art ihrer Skizzen aus „Ostpreußens Feuerzeit“. Da sieht man die unglücklichen Flüchtlinge mit sinnlos zusammengerafftem Besitz von Haus und Hof ziehen, während ein alter Mann, für zehn Pfennig das Stück, die zurückbleibenden Haustiere, vornehmlich die Katzen, tötet. Da flammen die Dörfer, durch die, von einem ganz versengten Bock geführt, halbverbrannte Schafherden mit häßlichem Brandgeruch herantraben. Da heulen schauerlich die Insassen der von den Russen beschossenen Irrenanstalt. Da packt uns der Menschheit ganzer Jammer. Aber da naht auch das furchtbare Strafgericht. Die letzte und größte Erzählung, die davon berichtet, „Der Masurische Fischzug“, ist eine einzige Orgie des Grauens und Entsetzens. Die Kanonen, unter denen die Knochen der Kadaver knacken, der Sumpf, der mit hohlem Gurgeln die „schweren Bissen“ schluckt, der gewaltige See, aus dessen blankem Maul Stacheldraht starrt und in den die Narew-Armee wie ein Wasserfall von dem Höhenzug stürzt, die orkanartigen Schreie, die keiner mehr vergessen kann, der sie gehört hat — und zuletzt der blinde Musikant, der halb irr auf seiner Fiedel dies alles spielt, den furchtbaren Tanz, in dem die Geige in den höchsten Mißakkorden winselt, kreischt, schreit — so schreit, wie „die fremde Fisch'“ geschrien haben — — das eint sich zu einem Höllengemälde, vor dem das Herz erstarrt ...

Die Kriegsbücher haben, wie es heut recht und billig ist, den Vortritt gehabt. Ein paar friedlichere wollen wir aber nicht ganz über ihnen vergessen. Wer z. B. Ruhe und Muße genug hat, mit besinnlichem Geist allerlei bunten Webfäden des Schicksals zu folgen und den Wegen krauser Gesellen nachzugehen, der versuche es einmal mit einer noch druckfeuchten Novellensammlung von Emanuel von Bodman: „Das hohe Seil“ (Leipzig, L. Staackmann).

Der Verfasser dieser vierzehn Novellen ist kein Jüngling mehr. Seit zwanzig Jahren versucht er, einen Platz in der modernen Dichtung zu belegen. Seine literarische Habe besteht vornehmlich aus Gedichten und Dramen, und nur die Gedichte haben ihm — mehr in Fachkreisen, als weiter hinaus — einen gewissen Ruf verschafft. Was ich davon kenne, steht immer am Rande einer höheren Bedeutung. Man merkt auf; man horcht gespannt; man wartet darauf, daß nun der entscheidende Ruck kommt, der aus einem literarisch feinen Gedicht ein bezwingendes Erlebnis machen soll. Aber dazu will es nach meinem Gefühl niemals recht langen. Der Lyriker Emanuel von Bodman verfügt mehr über ein bläßliches Künstler-, als über ein vollblütiges Dichtertum und teilt deshalb das Schicksal vieler Talentgenossen, zwar hochachtungsvoll belobt, aber wenig gelesen zu werden.

Als Erzähler kannte ich ihn bisher noch gar nicht. Und wenn es auch selbstverständlich ist, daß die Grundanlagen seines Wesens sich in der neugewählten Form gleichfalls offenbaren müssen, so hat es doch den Anschein, als ob er sich hier freier bewegte und wesentlich größere Erfolgsaussichten hätte. Seine Novellen sind fein und geschmeidig im Stil, wie man es von vornherein wohl erwarten konnte, aber sie folgen auch bester deutscher Erzählertradition, indem sie nie die feste Fabel aus dem Auge verlieren. Man könnte den Inhalt der meisten in einem kurzen Satze ausdrücken, was immer ein gutes Zeichen zu sein pflegt. Bodman erzählt uns etwa, wie ein allzu eifriger Pfarrer durch ein Erlebnis abgeführt wird; wie ein in der Ehe verunglückter Maler durch eine Wachspuppe die Lust an der Liebe zurückerhält; wie der Barbier Rübsamen den neuen Menschen zu züchten versucht; wie Herr Naef und sein Hund sich gegenseitig erziehen; wie eine Sergeantin von der Heilsarmee nach langen Jahren der Buße strauchelt und es nicht einmal bereuen kann; wie ein harmloser, fast blutscheuer Metzger durch die Un-

Digitized by Google

treue seiner Frau zum blutgierigen Scheusal wird; wie Herr Schläpfle sich damit abfindet, daß seine Frau nicht feurig genug ist, und was ähnlicher Histörchen mehr sind. Dazwischen stehen allerlei Lebensläufe, etwa vom Seiltänzer Miljeppa und vom Riesen Lukas, und ab und zu blüht wohl auch einmal eine kleine Stimmungsskizze unter handfesteren Brüdern.

Wenn unser Dichter also mit Fug für die Fabel sorgt, die der Erzählung Rückgrat verleiht, so sorgt er doch auch ebenso dafür, daß die Fabel nicht allzusehr vom Vortrag ablenkt. Er hütet sich sorgsam vor starker Pointierung; er läßt die Quelle, die er selber aus dem Boden schlug, manchmal fast versickern oder jedenfalls immer nur sehr gemächlich laufen; er selber regt sich nicht dabei auf und versetzt auch uns niemals in leidenschaftlichere Schwingungen. Das hat manches für sich: die gelassene, besinnliche Art steht gerade einem Erzähler gut an. Aber wir wollen auch nicht verkennen, daß dahinter die gleiche Schwäche steckt, die den Lyriker zu keiner vollen Wirkung kommen ließ. Man entdeckt trotz aller Mühe oft nicht den Nabelstrang, der den Schöpfer an sein Geschöpf bindet; man sieht oft nur einen feinen, kultivierten Erzähler, der einen Stoff abwandelt. Und so schön es ist, wenn ein Dichter weitherzig ist, wenn er lächelnd versteht, wenn er nicht richtet und moralisiert, sondern jedes Pflänzlein nach seiner Fasson wachsen und selig werden läßt: gerade diese Tugenden können auch einem Mangel an Leidenschaft, an persönlichen Beziehungen entspringen wie die impassibilité der Parnassiens, und sind dann kaum noch Tugenden zu nennen. Es sei dahingestellt, wie weit das für Emanuel von Bodman zutrifft. Ich ertappte mich auf dem Gedanken, wie schön das wäre, wenn man einmal eine Stelle bei ihm fände, wo er sich einen Zorn, einen Jubel, ein heftiges persönliches Gefühl vom Herzen schriebe. Oder wo durch die lächelnde, manchmal auch verwunderte Betrachtung ein verhaltener Schrei, eine verkämpfte Leidenschaft, ein ganz ursprünglicher Ton schlüge, der aus der feinen, beschaulichen Mittellage hinausführte. Aber danach sucht man vergebens; es ist überall künstlerische Abgeschliffenheit, so daß man unsicher grübelt, ob das Buch, alles in allem, nicht doch mehr Literatur, als Natur ist.

„Man soll nie etwas zu bestimmt behaupten," steht in der Titelnovelle. Ein Satz, der für Emanuel von Bodman sehr bezeichnend ist. Wir wollen uns heute an ihn halten und das Urteil über den Dichter vorläufig vertagen. Wenn ich noch einmal in seinem Geschichtenbuch blättere und hier oder dort eine Seite lese, so meine ich fast, ich hätte es herzlicher loben sollen, und ich müßte noch einmal seine Vorzüge unterstreichen. Aber gleich darauf bekommt es doch wieder etwas Schillerndes, und die schon gezückte Feder sinkt. Es ist durchaus nicht so einfach, wie es sich gibt. Mit Hochachtung zweifelnd sucht der Blick hinter dem bunten Werke den Schöpfer, während der Mund mit Conrad Ferdinand Meyer die Frage formt:

„Und du selber — bist du echt beflügelt
Oder nur gemalt und abgespiegelt?"

Es wäre undenkbar, die gleiche Frage vor dem Manne zu stellen, der aus den Erinnerungen und Aufsätzen des folgenden Buches spricht. Denn Hans Hoffmann, aus dessen Nachlaß dieses Buch erschien, konnte keine zehn Zeilen schreiben, ohne daß der Zauber seiner liebenswerten Persönlichkeit sich ihnen irgendwie mitgeteilt hätte. Man hat sofort den ganzen Menschen vor sich; es gibt kein Tasten und Zweifeln. Vor zusammengewürfelten Nachlaßbänden mit Gelegenheitsfeuilletons und Werkstattabfällen habe ich sonst eine unbezwingliche Abneigung, und als ich sah, was hier unter dem Titel „Länder und Leute" (München, Georg Müller) zusammengebündelt war und in die Welt geschickt wurde, sank mir der Mut. Aber da schlägt man das Buch auf und liest die ersten Sätze: „Als ich jung war, pflegten gelehrte Freunde meinen väterlichen Namen ins Griechische mit Elpenor zu übersetzen und dann gern auf mich anzuwenden, was Homer in der Odyssee von einem so benannten Gefährten seines Helden berichtet: ‚Es war da ein gewisser Elpenor, sehr jung, nicht allzustark im Kriege, und nicht wohlgefügt in seinem Verstande.' Diese dritte Eigenschaft habe ich in mancherlei Lebenslagen, ganz besonders aber in meiner Berufswahl erst als Lehrer und dann als Schriftsteller bewährt."

Da lächelt man mit Augen und Lippen, und mir war, als müßte ich wieder wie in vergangenen Tagen meinen Arm unter den des langen Pommern schieben und bei einem ehrbaren Moselweinchen die Stunden mit ihm verplaudern. Welch ein prächtiger, bescheidener, fröhlicher Lebenswanderer ist dieser Hans Hoffmann, weiland Generalsekretär der Deutschen Schillerstiftung, doch gewesen! Ich sehe ihn noch, wie er mit seinem niedersächsischen Gesicht, dem Klaus Groth-Gesicht, zum erstenmal bei mir eintrat und nach fünf Minuten seine Visitenkarte zurückerbat, die er mir feierlich hereingesandt hatte. Er besaß gerade nur noch die eine, und sie sollte noch verschiedene Male ihren Zweck erfüllen. Da begann das Schmunzeln, mit dem ich noch heute an ihn denke, das sich auch hundertmal vor den Seiten dieses Nachlaßbandes einstellt. Es ist beileibe keins der Überlegenheit. Nur eins der Freude und Wärme über eine reine, liebenswürdige grunddeutsche Natur. Hans Hoffmann hat ausgezeichnete Novellen geschaffen, die selbst in der Zeit, als Keller und Storm, Heyse und C. F. Meyer die deutsche Novelle zur Blüte führten, zu unserm besten Besitz zählten. Aber es dünkt mich oft noch reiz-

Digitized by Google

voller, ihn außerhalb der strengen Kunstform plaudern zu hören. Worüber er spricht, ist beinah gleichgültig. Eine Nebenbemerkung, ein Augenblinkern — und aus dem Grauen ist man im Goldnen! Sein Humor ist nicht der satte Fritz Reutersche; er stellt sich mehr zu dem Wilhelm Raabes und war wohl ursprünglich der Schutzpanzer für den problematischen Idealisten, der es nicht ganz verleugnen konnte, daß eine schwache Zeit ihn gebildet hatte. Mancher verwundene Schmerz mag unter dem Lächeln liegen, mancher begrabene Traum. Doch das Lächeln ist frei, heiter, überlegen: man braucht nur die kleine Selbstbiographie hier zu lesen, um darunter die echte, vorbehaltlose Bescheidenheit des feinen Menschen zu erkennen. Solch schönes Menschentum quillt heiter aus allen Reisebildern und Erinnerungen, die hier versammelt sind. Köstlich sind die Aufzeichnungen des Pastorsohnes, der sich selbst aber zu den „eingesprenkelten Weltkindern" unter seinen Ahnen hielt, aus Stettiner Jugendtagen, und ob er uns dann nach dem Süden und der Insel Zante, nach Norwegen oder in den Spreewald, an die Ostsee oder nach Karlsbad mitnimmt, ob er von der Deutschen Schillerstiftung erzählt oder von der großen Woche von Friedrichsruh, wo er als Rector magnificus der nicht mehr existierenden Universität Helmstedt vor Bismarck erscheint, — er ist immer er selber, deshalb auch immer an der rechten Stelle und keinen Augenblick langweilig. Der wirkende Zauber seiner Persönlichkeit, die einst seine Freunde entzückte, wird noch einmal lebendig, und ganz durchwärmt legt man das Buch aus der Hand.

Merkwürdig enttäuschen dagegen die Briefe, die Josef Victor von Scheffel an Anton von Werner gerichtet hat, und die der Empfänger kurz vor dem eigenen Tode herausgab (Stuttgart, A. Bonz & Co.). Man erwartet immer, daß sich ein Teil jener Kraft, die in Scheffels Dichtungen einst das ganze Volk hinriß, auch in den flüchtigen Blättern persönlicher Mitteilungen finden mag. Aber alles, was aus Scheffels Nachlaß bekannt wurde, hat eigentlich enttäuscht. Auch hier bleibt alles oberflächlich: ein einsamer, grämlicher, gedrückter Mensch, der nur froh ist, wenn er seinem Zugvogeltrieb folgen und wandern kann, schreibt an seinen jungen Freund und Illustrator zwischen 1863 und 1886 weit über hundert Briefe, die sich doch hauptsächlich nur um Illustrations- und Buchhändlerangelegenheiten drehn und in denen man vergebens nach einem Wort aus der Tiefe sucht. Für Anton von Werner mögen sie ein Schatz gewesen sein; für uns Nachlebende bedeuten sie wenig. Wenn ab und zu ein Studentenwitzlein von den Lippen des Gaudeamus-Sängers geht und er seinem Freunde die Weisheit vorträgt, daß Horaz ursprünglich ein Jude war, der nicht Flaccus, sondern „Flekkeles" geheißen hätte, so lacht man nicht einmal. Man denkt an den innerlich unglücklichen Menschen, der aus dem trink- und lachfrohen Studenten ward, und schüttelt den Kopf: O quae mutatio rerum!

Küstenwacht

Von

Leo Sternberg

Ein bayrischer Reiter steht Posten am Meer ...
Sein Roß wiehert über die See ...
Noch gestern die Alpen — Heut steht er am Meer ...
O weh, England, o weh!

Die Lanze am Bügel, die Augen hinaus,
Bis zum Bauchgurt im Brandungsschnee ...
„Wie eng war doch das Bauernhaus,
Mein Brauner, wie karg der Klee!

Wie wachsen wir am Meeressaum!
Wie dehnt sich die Brust! Ade,
Du alte Hütte! Nun reicht kein Raum,
Als der Himmel über der See!" ...

Karabiner am Sattel, die Lanze am Gurt,
Und das Roß scharrt die Woge der See —
Eine fliegende Burg durch die Lüfte surrt!
O weh, England, o, weh!

Digitized by Google

Zwei Mauern

Von

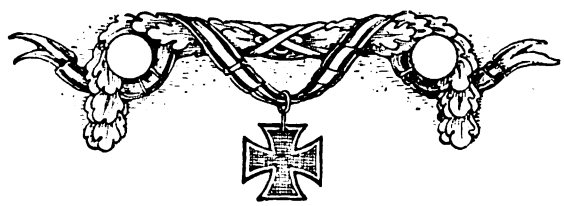
Karl Freiherrn von Berlepsch

Wir haben den feindlichen Ansturm vernichtet
Gegen Weichsel und Rhein,
Wir haben zwei Riesenmauern errichtet
Aus Fleisch und Bein.

Die eine reicht auf Frankreichs Erde
Vom Wasgau bis zum Kanal,
Die andere dämmt die Russenherde
Von Kurland bis Lipatal.

Fragt einer, was zwischen den Mauern liege,
Der fahre von Lodz nach Lille,
Und meint er, uns fehle noch manches zum Siege,
Ich weiß nicht, was der noch will!

Nun mögen sie munter die Mauern berennen,
— Wir lachen vergnügt!
Sie werden es täglich besser erkennen,
Daß wir gesiegt!



Digitized by Google

Zeitgeschichtlicher Rückblick

Von Prof. Dr. Otto Hoetzsch, Berlin

Abgeschlossen am 15. Juli 1915

Diesmal bitte ich den Leser, eine Karte des östlichen Kriegsschauplatzes zur Hand zu nehmen und folgende Linien, von Norden nach Süden laufend, sich klar zu machen. Als nach der Winterschlacht in Masuren eine gewisse Pause im Norden des Kampfgebietes eintrat, während die Karpathenkämpfe weiter gingen, lief die Stellung der Russen in der Hauptsache so: Mündung der Memel — vorwärts Tilsit—Stallupönen—Suwalki—Grajewo—Mlawa—Plozk—Bolimow—Tomaszow—Opatowiec— vorwärts Tarnow — östlich Neu Sandec — Dukla-Paß — Lupkow-Paß—Uszok-Paß — Jablonica-Paß—Kimpolung. In den ersten Tagen des Juni, als der galizische Feldzug im engeren Sinne zum Ende gediehen war, und als Ergebnis des Vorstoßes nach Litauen und Kurland ergab sich folgende Linie: Libau — bis zur Wenta — Rossienny — an der Dubissa — vorwärts Kowno — vorwärts Suwalki und Augustow — hart vor Ossowiec—Prasznysz—Sochaczew — Bolimow—Tomaszow—Opoczno—Ilza—bei Josefow über die Weichsel—Krasnik—Zamosc—Krylow— scharf nach Süden umbiegend am Bug entlang östlich Lemberg über die große Bahn bei Krasne (dem Schnittpunkt der Bahnen nach Brody und Woloczyska) — Przemyslany — längs der Zlota-Lipa—Zaleszczyki und nach Osten bis zur galizischen Grenze an der Stelle, wo die russischen Gouvernements Bessarabien und Podolien zusammenstoßen. Das ist der Erfolg der beiden großen Unternehmungen, des Feldmarschalls von Hindenburg im Norden und der vereinigten Heeresleitungen im Süden.

Während die Mitte der feindlichen Stellung westlich Warschaus gehalten wurde, bogen so die Flügel im Norden und Süden außerordentlich vor, der im Süden ganz besonders weit und in einer ungeheuren Erstreckung, läuft er doch von dem Knie der Pilica in südöstlicher Richtung bis zu der eben bezeichneten Stelle an der galizischen Ostgrenze, bis hart an die Grenze Rumäniens. Die Reihenfolge der Armeen auf diesem südöstlichen Kriegsschauplatze wurde hier schon festgelegt; sie hat sich seitdem nicht verändert. Die hauptsächlichsten Daten seit dem letzten Bericht sind nun diese: 19. Juni: Einnahme der Grodek-Stellung durch die Armeen Mackensens. 20. Juni: Kampf um Lemberg und Zolkiew, Eroberung von Rawa-Ruska. 21. Juni: Einnahme der russischen Vorstellungen westlich und nordwestlich von Lemberg. 22. Juni: Eroberung von Lemberg selbst durch die zweite österreich-ungarische Armee unter dem General der Kavallerie von Boehm-Ermolli. 24. Juni: die Truppen der Armeegruppe Woyrsch erreichen Ilza, das südliche Sanufer ist vom Feinde frei. 27. Juni: Halicz von den Deutschen besetzt: die Armee Linsingen hat den Übergang über den Dnjestr nach fünftägigem schweren Kampfe auf ihrer ganzen Front erzwungen. 30. Juni: die Armee Linsingen östlich der Gnila-Lipa, die Österreicher östlich von Lemberg, die Armeen Mackensens im weiteren Vordringen zwischen Bug und Weichsel. 4. Juli: die Zlota-Lipa ist auf der ganzen Front erreicht, ihr Westufer von den Russen gesäubert, im Abschnitt des Bug der Brückenkopf Krylow erobert. 5. Juli: die Armee des Erzherzogs Josef Ferdinand wirft den Feind in einer Schlacht bei Krasnik. Mit der letzten Angabe beginnt schon eine neue Phase des Feldzugs. Bevor eine genauere Gesamtschilderung vorliegt, können wir uns heute merken, daß in den ersten Julitagen der galizische Feldzug, der mit dem Durchbruch vom 2. Mai begonnen hatte, zum vorläufigen Abschluß gekommen war.

Sieht man sich jene zweite Linie auf der Karte an, so zeigt sie einen scharfen Knick am Brückenkopf von Krylow. Von da nach Süden und Südosten ist der eine Schenkel der riesigen Aufstellung mit seiner Front dem Osten zugewendet, während der andere Schenkel von dort in nordwestlicher Richtung bis herauf zur Pilica läuft, wo er den Anschluß an die deutsche 9. Armee findet. Im Augenblick, da diese Aufstellung bekannt wurde, war auch dem militärischen Laien klar, daß die Operationen der verbündeten Heeresleitungen an einem neuen Drehpunkte ihrer Bewegungen angekommen waren. Die Frage erhob sich bei Freund und Feind: nach welcher Richtung werden die Operationen in der damit anhebenden neuen Phase nun weiter geleitet werden? Werden sie durch den Rest von Galizien weiter nach vorwärts getragen werden in die russische Schwarze Erde, in die Ukraine herein, womöglich mit dem Ziele Kiew? Oder würde man eine Wendung versuchen, um von da sich nach Norden gegen die Festungslinien des Gegners in Polen zu wenden? Auch wer gar nicht gewöhnt ist, sich militärische Bewegungen auf der Karte in ihrer ganzen Schwierigkeit vorzustellen, sah mit dem Blick auf das südöstliche Polen und das nördliche Galizien ohne weiteres, wie schwer es sein mußte, die dafür in Frage kommenden Armeen — es

Digitized by Google

waren die des Erzherzogs Josef Ferdinand und daran anschließend die des Feldmarschalls von Mackensen — mit dem Gesicht nach Norden zu wenden. Aber bereits die Nachricht des 5. Juli, daß die Armee des Erzherzogs Josef Ferdinand in einer Schlacht bei Krasnik die Russen geschlagen und zum Rückzuge in nördlicher und nordöstlicher Richtung gezwungen habe, zeigte, daß diese Schwenkung vollauf gelungen, eine Angriffsfront hergestellt war aus den Armeen (von links nach rechts) Woyrsch, Josef Ferdinand und Mackensen, an die sich dann mit der Front nach Osten die anderen Armeen anschlossen, die vor allem jenseits des Dnjestr weiter zu kämpfen hatten. Meisterhaft haben es die verbündeten Heeresleitungen verstanden, diese riesige Bewegung in einem Gelände durchzuführen, über das der Krieg monatelang hingegangen war und in dem das Hauptmittel solcher überraschender Aufstellungsveränderung fast ganz fehlte, nämlich die Eisenbahn.

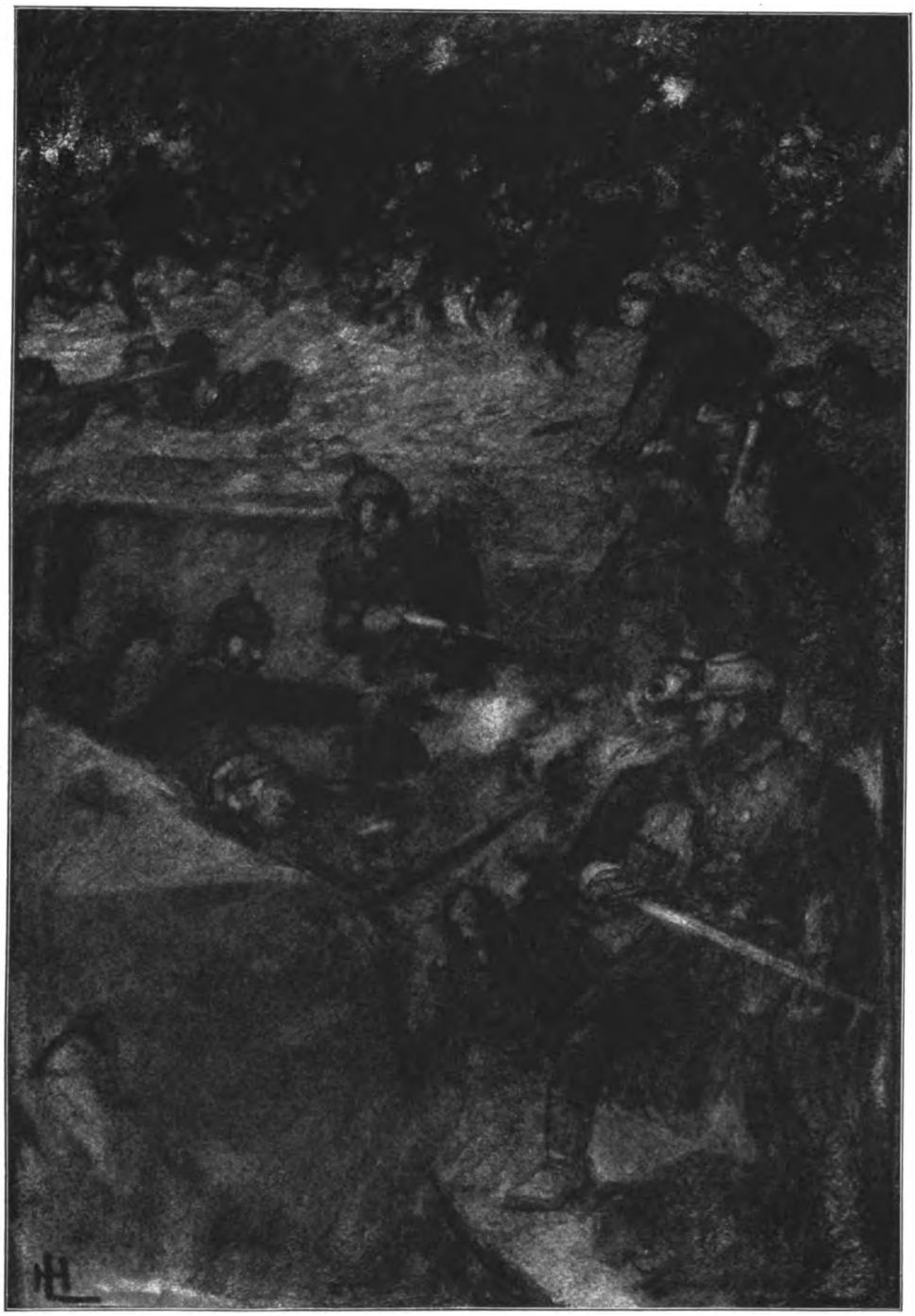
Für dieses Gebiet hatten im Frieden die Franzosen ganz besonders von den Russen strategische Bahnbauten gewünscht. Die allerletzte Anleihe, die im Frieden von Rußland bei Frankreich aufgenommen wurde, und die der damalige Ministerpräsident Kokowzow in Paris selbst abgeschlossen hatte, wurde nur unter der Bedingung gegeben, daß auf die Nordostgrenze Galiziens hin strategische Bahnlinien gebaut würden, die den Angriff auf Galizien dem Bundesgenossen erleichtern sollten. Die Russen haben diese Linien nicht gebaut. Das war für sie von Nachteil beim Angriff auf das Kronland. Das ist aber für sie jetzt von Vorteil bei der Verteidigung Polens und des anstoßenden Wolhyniens. Und sie haben durch die großen Festungslinien, die dort durch das Land ziehen, noch weiterhin für ihre Verteidigung außerordentlich gesorgt. Denn der Aufstellung, wie wir sie angaben, stehen jetzt, von Süden an gerechnet, folgende größere oder kleinere Festungen gegenüber: Chotin—Kamienec—Rowno—Luzk—Brest-Litowsk; westlich davon im eigentlichen Polen die in diesem Feldzuge so oft genannte erste Festungslinie von Iwangorod—Warschau—Nowo Georgiewsk, an die sich die ebenso oft genannte Linie der Narew- und Njemenfestungen bis nach Kowno anschließt.

Es war daher kein Wunder, daß von dieser für die Russen günstigen Basis aus dem Vordringen der nunmehr nach Norden gewendeten verbündeten Heere große russische Truppenmassen entgegengestellt werden konnten. Für die Russen ist das auch nötig. Denn dieses Vordringen nach Norden bedroht zunächst die wichtige Eisenbahnlinie zwischen Iwangorod, also Warschau und Kowel vor allem bei Lublin, und die Gefahr ist groß, daß die verbündeten Heere zwischen die beiden Festungslinien kommen und so die Aufgabe der westlichen von selber erzwungen würde. Damit fiele aber die Hauptstadt Polens, Warschau, ohne weiteres den Gegnern in die Hände. Die Russen haben es in diesem Feldzuge im ganzen doch verstanden, solche Aufnahmebewegungen rasch und wirksam zu vollziehen und dann wiederum vorzustoßen. Diesen ersten Vorstoß hatte die Armee des Erzherzogs Josef Ferdinand aufzunehmen, und seit dem 7. Juli sind die Kämpfe nach Norden, also zwischen der Pilica und Krylow, zum Stehen gekommen gegenüber den starken russischen Kräften, die in erster Linie von Brest her dagegen herangeführt wurden.

Damit sind wir aber schon in den neuen Abschnitt des Ostfeldzuges hereingekommen, der heute erst nur in seinem allerersten Anfange zu übersehen ist. Kehren wir noch einmal zu der nun abgeschlossen vorliegenden Phase zurück. Sie hat in ihrer zweiten Hälfte vor allem die Rückeroberung von Lemberg gebracht. Während die Armee des Generals von Boehm-Ermolli mit dem deutschen Beskiden-Korps des Generals von der Marwitz direkt von Osten auf Lemberg angesetzt wurde, gingen die Armeen des Feldmarschalls von Mackensen, zu denen das österreichisch-ungarische Korps Arz und die Armeegruppe Josef Ferdinands gehörten, nach Norden und Nordosten vor. Damit wurde von der letzteren ein großer Teil der feindlichen Armee nach Norden über die Grenze von Galizien gedrängt und von der Verteidigung Lembergs losgerissen, während zugleich auf diese Weise der feste Zusammenschluß der Armee Josef Ferdinands mit der in Südpolen operierenden Armeegruppe des Generaloberſten von Woyrsch zu beiden Seiten der Weichsel hergestellt wurde. Das war im besonderen das glänzende strategische Manöver, dem nun Lemberg wie eine reife Frucht in den Schoß fiel. Es ist hier ganz außerordentlich geschickt operiert worden, ganz im Sinne des großen Lehrmeisters der Strategie, des Generals von Clausewitz. Man drängte nicht auf die Stadt als eigentliches Objekt hin, sondern auf die einzelnen Heeresteile des Gegners, die man auseinanderriß und denen man so gewissermaßen den Mittelpunkt der eigenen Stellung, erst die Grodek-Stellung und dann Lemberg selbst, aus der Hand nahm. So konnten am 22. Juni die siegreichen Truppen in die galizische Hauptstadt wieder einrücken, in der die Russen fast zehn Monate geherrscht hatten. Jubelnd wurden die Befreier begrüßt, in erster Linie der österreichische Armeeführer von Boehm-Ermolli. Die dritte Schlacht bei Lemberg hatte mit einem glänzenden Siege der Verbündeten geendet, und das hauptsächliche Ziel des galizischen Feldzuges war erreicht.

Der Plan ist in gemeinsamer Vorbereitung der beiden Heeresleitungen aufgestellt worden. Dem deutschen Generalstabschef von Falkenhayn aber gebührt, wie Kaiser Franz Josef es selbst im Dank-Telegramm ausgesprochen hat, die Initiative zu diesem Feldzuge, der seinesgleichen in der Welt-

Digitized by Google



Nächtlicher Überfall
Zeichnung von Prof. Hans Looschen

Digitized by Google

LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF ILLINOIS

Digitized by Google

geschichte nicht findet. Der deutsche Generalstabschef hatte die Durchbruchstelle erkannt und das strategische Hauptziel, nämlich durch einen möglichst raschen Vorstoß die Aufstellung des Gegners in Polen und Galizien auseinanderzureißen, und dazu stellte er große deutsche Truppenmassen zur Verfügung. Auf diese Weise wurde die Eroberung von Lemberg auch ein deutscher Sieg. Dafür wurde der deutsche Oberführer, Generaloberst von Mackensen, zum Generalfeldmarschall befördert.

Was die Rückeroberung von Lemberg im besonderen bedeutet, braucht nicht lange ausgeführt zu werden. Es ist die Hauptstadt Ostgaliziens oder, wie die Russen es gleich nannten, Rotrußlands, eines Gebietes, das zu den eigentlichen Kriegszielen Rußlands in diesem Feldzuge gehört. Das wollte man vor allem vom Körper der österreichisch-ungarischen Monarchie losreißen. Hier hatte man den Feldzug im Frieden jahrelang durch Spionage und Bestechung vorbereitet, so daß im August und September vorigen Jahres die Österreicher dort fochten wie in Feindesland. Und hier richtete man sich sofort nach der Einnahme von Lemberg ein, als wenn schon sicher sei, daß man immer dort bleiben würde. Massen von russischen Beamten und namentlich Geistlichen wurden ins Land gezogen, die die Herrschaft der russischen Sprache und der orthodoxen russischen Kirche einführen sollten. Man schaltete dort schon, als wäre das Land eine russische Provinz, und man handelte da gegenüber den anderen Nationalitäten, den Polen, Ruthenen, Deutschen, Juden, Armeniern (in der Bukowina), wie man daheim immer handelt, wenn man mit verschiedenen Nationalitäten zu tun hat: man spielte überall die schwächere gegen die stärkere Nationalität aus. Da, wo die Polen stärker waren, wurden die Ruthenen begünstigt; da, wo die Ruthenen in der Mehrheit waren, förderte man die Polen. Und beide Nationalitäten hetzte man auf die Juden, die man ganz besonders treffen wollte. Man nahm aus dem Lande heraus, was man bekommen konnte, nicht nur die für die Kriegführung notwendigen Mittel, auch Kunstschätze, wertvolle Bücher usw. Die wissenschaftlichen und Kunstinstitute wurden schonungslos geplündert. Bei alledem wundert man sich nur über eins. Wenn die Russen dieses Ostgalizien so schon als einen Teil ihres Reiches betrachteten und Rotrußland dauernd behalten wollten, so haben sie jedenfalls versäumt, sich militärisch für alle Wechselfälle ausreichend zu sichern. Das hätte im April bei Freund und Feind keiner für möglich gehalten, daß es den Zentralmächten möglich sein würde, in genau acht Wochen den Feind aus einer Stellung herauszuwerfen, die zu befestigen er volle zehn Monate Zeit gehabt hatte. Wir wissen heute, wem wir das verdanken: neben der glänzenden Anlage des Feldzuges und natürlich der Tapferkeit und Ausdauer der Truppen, vor allem dem Zusammenwirken von schwerer Artillerie und Infanteriesturm, wie ihn dieser Feldzug noch nicht gesehen hat. Furchtbare Verluste hat er den Russen zugefügt an Menschen, Geschützen und Material, er hat sie wieder an die Stelle zurückbefördert, an der sie bei Ausgang des Feldzuges standen, und das bei ihrer Überzahl an Menschen und einem Gegner, der zugleich auch alle anderen großen Militärmächte der Welt sich gegenüber stehen hatte!

⁂ ⁂ ⁂

Die großen Erfolge des südöstlichen Kriegsschauplatzes wären nicht möglich gewesen, wenn inzwischen nicht der Feldmarschall von Hindenburg eine Aufgabe erfüllt hätte, die gegenüber den Taten in Galizien kleiner erscheint, es aber nicht ist. Es kam zunächst darauf an, im westlichen und nordöstlichen Polen die eroberten Stellungen zu halten, damit nicht die russische Heerführung, während in Galizien gekämpft wurde, etwa schwächere Stellen der deutschen Aufstellung dort zu durchstoßen in der Lage war. In Westpolen war das ganz und gar unmöglich. Dort steht unsere 9. Armee so fest, daß die Russen, von ganz kleinen Versuchen abgesehen, gar nicht gewagt haben, anzugreifen. Dagegen ist die Lage östlich der Weichsel, im Gebiete unserer 8. und 10. Armee, weniger sicher. Daher haben wir fast ununterbrochen von Angriffen immer auf dieselben Stellen südlich der ostpreußischen Grenze und vor allem im Gouvernement Suwalki gelesen. Aber der Feldmarschall von Hindenburg hat sich nicht genügen lassen, lediglich die Stellungen unbedingt zu halten, sondern er hat indirekt die galizischen Operationen in einer glänzenden Weise an ganz entlegener Stelle unterstützt. Fast genau zur selben Zeit, als der Durchbruch in Westgalizien begann, ließ er hoch oben im Norden, nördlich des Njemen, vorgehen. Das war der Feldzug nach Litauen und Kurland, den wir zur gleichen Zeit mit den galizischen Operationen erlebt haben. Über 100 Kilometer kann man heute von der ostpreußischen Grenze nach Nordosten fahren, bis man auf die deutschen Infanterie-Stellungen stößt, die in einer Ausdehnung von 250 Kilometer vom Njemen in einem Bogen herauf nach der Ostsee ziehen, die sie bei Libau erreichen. Der Gegner glaubte erst, es sei nur ein auf Verblüffung abzielendes Kavallerie-Manöver. Erst der Widerstand unserer Truppen gegen die ständig sich vermehrenden russischen Verstärkungen und ihre Gegenstöße zeigten ihm, daß er es hier mit einem wohl überlegten und weitausgreifenden Unternehmen zu tun hatte, das vor allem, unter dem Feldmarschall, von dem General von Lauenstein geleitet wurde.

Am 27. April hatte der Vormarsch aus den äußersten Flankenstellungen heraus begonnen. Seine vordersten Kräfte waren schon in die Nähe von Mitau gekommen. Dann kam der Kampf gegenüber der russischen Gegen-

Digitized by Google

wehr an der Dubissa zum Stehen. Aber schon am 8. Mai hatte er Libau gebracht, den bekannten großen Hafen Kurlands, wo große Mengen von Waren und Vorräten von uns gefunden wurden. Man hat bei uns manchmal gedacht, dieses Unternehmen nach Litauen und Kurland hinein habe lediglich wirtschaftliche Zwecke verfolgt, nämlich die Vorräte des vom Kriege noch nicht berührten Landes für uns zu gewinnen. Das ist ungerecht gegen den Feldmarschall und seine Truppen. Denn dieser Vorstoß hat militärisch den bedeutenden Erfolg erzielt, daß die Russen gezwungen wurden, starke Kräfte dahin zu werfen und dadurch ihre Front an anderer Stelle zu schwächen. Es ist großartig, wie auf unserer Seite alles dies zusammenhängt und ineinandergreift, wie selbst der glänzendste und ruhmgekrönteste Führer des ganzen Ostfeldzuges zunächst zurücktrat, weil an anderer Stelle des Kriegsschauplatzes Operationen nötig waren, und wie er diese mit seinem genialen Verständnis von sich aus unterstützte. Jetzt ist der neue Abschnitt begonnen worden, und jetzt fragen die Gegner ängstlich: Was wird der Feldmarschall von Hindenburg nun machen? Die Erfahrung dieses Feldzuges hat sie gelehrt, daß, wenn eine längere Zeit von ihm nichts oder fast gar nichts zu hören war, sich dann etwas sehr Gefährliches für sie vorbereitete. Wir aber sehen mit Dank zurück auf die wundervollen Leistungen unserer Heerführung und unserer Truppen auf dem südöstlichen Kriegsschauplatze und guten Mutes und voller Hoffnung auf alles das, was sich am Bug und zu beiden Seiten der Weichsel, am Narew und nördlich des Njemen weiterhin vorbereitet.

⁂ ⁂ ⁂

Alle diese Stöße haben einer nach dem anderen Rußland getroffen, unaufhaltsam weiter seine Armeen dezimiert, sein Kriegsmaterial vermindert. Allmählich sind dann auch die Wirkungen dieser ununterbrochenen Niederlagen deutlich geworden, so sehr, daß sie dem Auslande nicht mehr verheimlicht werden konnten. Es hat bei uns nicht an Meinungen gefehlt, die glaubten, schon bei den ersten Stößen würden in Rußland alle die Zündstoffe in heller Flamme aufgehen, die dort revolutionsbereit vorliegen. Oft hat man bei uns geradezu kindlich die innere Kraft und die Machtorganisation des russischen Reiches unterschätzt und oft noch kindlicher Nachrichten über diese Dinge in Rußland für Wahrheit genommen, die den Stempel der Unwahrheit eigentlich auf der Stirn trugen. Auch heute noch sei gegenüber allen Nachrichten aus Rußland durchaus Vorsicht empfohlen. Es ist auch heute für uns ein zugeschlossenes Haus und bleibt ein Land voller Rätsel und Widersprüche. Aber verheimlichen läßt sich nicht mehr, daß eine große Krisis dort im Gange ist. Der Zar hat, wie im Jahre 1905, der immer stärker fordernden öffentlichen Meinung das Zugeständnis machen müssen (Reskript vom 30. Juni), die Duma baldigst einzuberufen. Er hat seinen Minister des Innern Maklakow und vor allem seinen Kriegsminister Suchomlinow, letzteren fünf Tage nach dem Fall von Lemberg, verabschiedet, und weitere Veränderungen in seinem Ministerium bereiten sich vor. Das sind schon Anzeichen, daß die Krisis im Lande selbst empfunden wird. An einer Stelle hat sie sich bereits in elementarer Form entladen. In Moskau haben vom 8. bis 10. Juni Unruhen getobt, die schon sehr gefährlichen Charakter trugen. Der Pöbel hat deutsche und jüdische Geschäftshäuser gestürmt, aber auch russische dabei nicht geschont und großen Schaden angerichtet. Noch können wir keineswegs davon sprechen, daß Rußland schon auf dem Wege der Revolution sei, und wir warnen nochmals davor, solche Nachrichten zu überschätzen, auch wenn sie von angeblichen Kennern kommen. Diese Kenner mögen im guten Glauben sprechen, aber sie sind gar nicht in der Lage, für dieses Riesenreich ein Urteil über Stimmungen des Volkes und des Heeres abzugeben. Wir brauchen auch gar nicht ängstlich nach etwaigen Zeichen des Umsturzes in Rußland zu schauen. Deutschland und Österreich-Ungarn gehen ihren Weg von Erfolg zu Erfolg. Wir wissen, daß diese Bewegungen Zeit brauchen bei den Massen von Truppen, die im Kampfe sind, bei der Schwierigkeit der rückwärtigen Verbindungen, der Beförderungsmittel usw. Aber wir wissen, daß sie ihr Ziel erreichen werden und den Gegner schlagen, wie unsere Heeresleitung sich das vorgenommen hat. Kommen dann aus Rußland selbst uns Kräfte entgegen, die den Frieden schneller herbeiführen, als man dachte, so soll uns das natürlich recht sein. Wir führen den Krieg nicht um des Krieges willen, sondern für den Frieden. Aber wir haben gar keine Eile, ihn von uns aus zu beschleunigen. Denn wir sind die Stärkeren und bleiben die Stärkeren.

⁂ ⁂ ⁂

Währenddem sind die Dardanellenkämpfe ohne Unterbrechung weiter gegangen in der Gestalt des Ringens zu Lande auf der Halbinsel Gallipoli. Das türkische Hauptquartier hat uns regelmäßig berichtet, daß diese Angriffe der Engländer und Franzosen keinen Erfolg haben, und wir vertrauen und hoffen, daß es der Tapferkeit unserer osmanischen Verbündeten, mit denen zusammen so viele deutsche Offiziere und Soldaten kämpfen, gelingen wird, diese wichtige Meerenge dauernd zu halten.

Bisher sind die Italiener in die Angriffe auf diesen Zentralpunkt des östlichen Kriegsschauplatzes nicht eingetreten. Wir wissen zwar, daß große Truppenmassen Italiens an der Ostküste zum Abtransport nach Kriegsschauplätzen außerhalb des Landes bereitstehen. Aber zunächst stehen sie noch da, und kämpft Italien lediglich im Norden gegen Österreich. Es hat nach anderthalb

Digitized by Google

Monaten Kampf für sich dort schlechterdings nichts erreicht in seinen Unternehmungen, deren letztes Ziel ja ganz klar ist: die Eroberung von Triest auf dem Landwege. Italien hat seine Truppen zuerst vorgehen lassen von Cividale nach dem Isonzo, um über Tolmino und Plava in das Land hereinzukommen. Ebenso ist der Versuch südlich davon gemacht worden zwischen Sagrado und Monfalcone. Hier hat man sich bereits eine schwere Niederlage geholt. Wohl auf den Druck der Bundesgenossen hatte sich der Generalstabschef Cadorna entschlossen, einen groß angelegten Angriff auf die feindliche Stellung zwischen Görz und Monfalcone zu machen. Vier Tage lang wurde der Sturm von der schweren Artillerie vorbereitet, aber die österreichische Artillerie kämpfte sie nieder. Dann schritt diese, aus vier Armeekorps bestehende, dritte italienische Armee zum Angriff vor an den Stellen Monfalcone, Selz, Vermegliano und Sagrado, Stellen, die auf dem Plateau von Doberdo liegen. Daraus entwickelte sich eine eigentliche Schlacht; zum ersten Male wurde von der österreichischen Berichterstattung dieses Wort über die Kämpfe an der italienischen Front gebraucht. Zum ersten Male griff eine ganze italienische Armee an und erlitt eine schwere Niederlage. So können wir wohl für den 5. Juli als Schlußtermin einen Sieg am Isonzo bei unseren tapferen Bundesgenossen buchen. Sie halten unter allen Umständen diese Fronten. Denn ihre und unsere Aufgaben liegen offensiv an anderer Stelle. Die Zeit wird kommen, wo auch hier im Angriff vorgegangen und der Gegner auch hier zu Boden geworfen wird.

⁂ ⁂ ⁂

Auch auf dem Westbalkan hat Italien noch nicht eingegriffen, weil es mit seinen Plänen gegen Osten nicht vorankommt. Deshalb vollzieht sich der Vormarsch der Serben und Montenegriner ohne wesentliches Hindernis. Sie haben beide am 22. und 23. Juni Skutari und Durazzo besetzt, Punkte, die im Frieden die leidenschaftlichste Aufmerksamkeit Europas erregten. Jetzt sind sie in der Hand derer, denen sie damals verweigert wurden.

⁂ ⁂ ⁂

Im Westen wird die Geduld unserer tapferen Truppen auf eine schwere Probe gestellt. Wir blicken alle nach dem Osten. Die unaussprechlichen Namen dieses Kriegsschauplatzes sind uns alle geläufig, und unser Hauptinteresse gilt dem Kampf gegen die Russen. Darüber scheinen wir manchmal die schweren Kämpfe zu vergessen, die unsere Truppen auf der bekannten, nirgends unterbrochenen, langen Besatzungslinie in Flandern und Frankreich zu bestehen haben. Auf den Feldern der anglo-französischen Offensive nördlich von Arras tobt der Kampf weiter; Souchez und seine Zuckerfabrik, die Lorettohöhe, das sogenannte Labyrinth werden umkämpft. Die Franzosen begannen wieder mit Durchbruchsversuchen an den Höhen der Maas südlich Verdun. In den Argonnen und Vogesen geht der Kampf um Schützengräben und Gebirgsköpfe so gut wie ohne Unterbrechung fort. Nirgends aber auch nur ein nennenswerter Erfolg der Gegner. Sie reden herum über den Zusammenhang zwischen Lille und Lemberg: wenn Lemberg fiele, müsse dafür Lille genommen werden, der große Eisenbahnknotenpunkt in Nordfrankreich, der die deutsche Stellung in Flandern erschüttern, Rußland helfen, den Balkan und besonders Bulgarien gewinnen würde, Reden und Artikel, Ministerkonferenzen und Kriegsräte — aber erreicht wird nichts. Die große deutsche Mauer von Befestigungen und Männern steht unerschütterlich da, und wir tragen die in diesem Verteidigungskampfe nicht zu vermeidenden, sehr schweren Verluste mit dem dankbaren Empfinden, daß auch sie unbedingt notwendig sind. Denn nur diese Rückendeckung mit verhältnismäßig dünnen Kräften hat die Erfolge im Osten ja möglich gemacht.

⁂ ⁂ ⁂

Von den Ereignissen zur See haben wir zwei zu notieren. Zunächst die Feststellung, daß U 29 mit seinem heldenhaften Führer Otto Weddigen durch verräterischen Flaggenmißbrauch vernichtet worden ist: ein englischer Tankdampfer unter schwedischer Flagge hat das U-Boot samt seiner Besatzung versenkt. Sodann das Seegefecht in der Ostsee, bei Gotland, am 2. Juli, in dem der „Albatros" von russischen Panzerkreuzern zerschossen wurde, was aber nur möglich war unter rücksichtsloser Verletzung der schwedischen Neutralität. Denn die Geschosse der russischen Schiffsgeschütze flogen in Massen über das schwedische Land hin und machten so diesem die russische Gefahr einmal ganz greifbar deutlich.

Aus dem U-Bootskriege hatten sich, wie bekannt, Erörterungen mit Nordamerika ergeben, die von Deutschland mit einer ausführlichen Note am 8. Juli beantwortet worden sind. Von seinem U-Bootskriege kann Deutschland nicht lassen, aber es ist Amerika in dem Wunsche auf Sicherheit der amerikanischen Passagiere denkbar weit entgegengekommen. Es hat einen gangbaren Weg zu Verhandlungen geboten, der eine weitere Verschärfung der Beziehungen wohl verhindern wird.

⁂ ⁂ ⁂

Zuletzt müssen wir heute von unseren Kolonien sprechen, in denen seit Anfang des Krieges tapfere deutsche Männer auf verlorenem Posten gekämpft haben. Die Südseekolonien und Togo gingen ja gleich verloren; dort waren nennenswerte Kräfte von uns überhaupt nicht vorhanden. Kiautschou ist von Japan erobert worden. In Kamerun und Ostafrika gehen heute die Kämpfe noch weiter; die Küste ist erobert, aber im Innern verteidigen sich unsere Leute noch mit Erfolg und Kraft. Dagegen ist Süd-

Digitized by Google

westafrika nun leider nach monatelanger Verteidigung dem englischen Angriff erlegen. Auf seine Eroberung hatten die Engländer von vornherein sehr stark gerechnet. Zuerst schien es zwar, als würde eine Erhebung der Buren gegen die englische Herrschaft das ganz unmöglich machen. Maritz, Beyer, vor allem Christian de Wet suchten einen Aufstand zu entzünden, in Belebung des Hasses aus dem Kriege der Buren gegen England. Aber der Aufstand ist bald in sich zusammengefallen; auch gute deutsche Kenner Südafrikas hatten seine Möglichkeiten und Aussichten durchaus falsch eingeschätzt. War England von dieser Sorge befreit, so bot sich ihm im General Botha eine Burenkraft selbst, die nun die Eroberung Südwestafrikas vollziehen wollte. Kaum 4000 Mann deutscher Truppen waren zur Verteidigung dort vorhanden. Botha gelang es, wenn auch nicht ohne Mühe, zwei Brigaden Buren und anderer Freiwilliger zusammenzustellen. Mit denen hat er den Feldzug gemacht, für den er jetzt als großartiger militärischer Genius gefeiert wird. Anlage und Verlauf gehen aus folgenden Daten hervor: Ausgangspunkte waren Lüderitzbucht und Swakopmund. Von letzterem begann der Marsch am 12. Februar. Am 20. April trafen die von Süden operierenden Heeressäulen in Keetmanshoop zusammen. Am 12. Mai wurde die Hauptstadt Windhuk erobert, am 1. Juli Otavi. Am 9. Juli kapitulierten die Deutschen in Grootfontein. Sie haben sich aufs tapferste gewehrt und aufs geschickteste, alle Geländemöglichkeiten ausnutzend, operiert.

Als Windhuk erobert war, war den Engländern wenig angenehm zumute. Sie fragten sich, ob die Deutschen nach Osten, nach Rhodesia, ausweichen würden — dann wären sie überhaupt nicht zu erreichen gewesen — oder nach Norden, nach dem portugiesischen Angola — da wurde die recht wacklig gewordene portugiesische Kolonie mit hineingezogen, und hätte Portugal kraft seines Vertrages mit England womöglich um militärische Hilfe gegen die Deutschen gebeten. Aber diese waren an Zahl so unterlegen, daß sie mit vollem Recht ein weiteres nutzloses Blutvergießen aufgaben. Auch wird natürlich sehr starker Mangel an Nahrungsmitteln und Munition in den Nordostgegenden, in die sie sich schließlich zurückgezogen hatten, eingetreten sein. So haben sie nach heldenmütiger und zielbewußter Verteidigung das Land unter sehr ehrenvollen Bedingungen übergeben, die erkennen lassen, daß sie auch den Gegnern Achtung eingeflößt haben. Daß sie kapitulierten, war gut und richtig. Wir brauchen auch nach dem Kriege Männer wie diese Deutsch-Südwestafrikaner, Männer wie die Seitz und Franke — einer der besten, Heydebreck, ist freilich leider als Kommandeur der Schutztruppe in diesem Kampfe gefallen. So denkt Deutschland mit heißem Danke dieser seiner Kolonialhelden, die, weitab von der Heimat, ohne jede Verbindung mit ihr, ohne zu wissen, wie es mit dem teuren Vaterlande selbst im Weltkriege stünde, in glühender Sonnenhitze und brennendem Sand ihre Pflicht taten bis auf das Äußerste. Wenn auch die Kolonie jetzt verloren ging, verloren ist, was sie taten, niemals, weder in der deutschen Vergangenheit noch in der deutschen Zukunft, in der wir doch auch Kolonien haben werden und Männer brauchen, wie diese Verteidiger unseres Deutsch-Südwest!

⁂ ⁂ ⁂

Auch in diesem Monate ist auf der Balkanhalbinsel noch keine Stellungnahme für und wider uns erfolgt. Aber es drängt dort alles zu einer baldigen Entscheidung, der wir mit Ruhe entgegensehen. Merken wir doch auch aus der Krisis in Rußland und aus den Erörterungen in England und Frankreich, ob wohl ein zweiter Winterfeldzug nötig werden würde, daß es unseren Gegnern nicht sehr wohl zu Mute ist. Darum können wir auch heute noch ruhig daran festhalten, daß wir nicht zum Frieden zu drängen brauchen. Abermals hat das amtliche Organ unserer Reichsregierung allerhand Friedensgerüchten ein Ende gemacht, und auch aus Anlaß einer von unseren Feinden unberechtigt aufgebauschten Erklärung der Sozialdemokratie mit scharfen klaren Worten die Lage Deutschlands und die Ansicht des deutschen Volkes sehr richtig bezeichnet. Denken wir an den künftigen Frieden, so tun wir das mit den ausgezeichneten Worten, mit denen Herr von Wedel-Piesdorf die letzte Herrenhaustagung und damit gewissermaßen sein dem Staate und Volk gewidmetes Leben — er starb leider kurz darauf — geschlossen hat. Er sprach von „der sicheren Zuversicht, daß wir einen ehrenvollen Frieden, wie wir ihn alle wünschen, erlangen werden. Man sagt vielfach im Lande, wir müssen einen Frieden erlangen, der uns gegen die Wiederkehr solcher Angriffe sichert, wie wir sie jetzt erlebt haben. Nach meiner Überzeugung gibt es einen solchen Frieden nicht. Je größer wir aus dem Kampfe hervorgehen, um so größer wird auch das Bestreben unserer Gegner sein, durch neue Koalitionen uns das wieder zu entreißen, was wir errungen haben. Unsere Sicherung besteht deshalb nur in unserer eigenen Kraft!“

Nachdruck verboten. Alle Rechte vorbehalten. Zuschriften an die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften, Berlin W. 50. — Für die Redaktion verantwortlich: Hanns von Zobeltitz in Berlin. — Für Österreich-Ungarn Herausgabe: Friese & Lang, Wien I. Verantwortlicher Redakteur: Carl von Vincenti, Wien III, Richardgasse 1. Verlag: Velhagen & Klasing in Berlin, Bielefeld, Leipzig, Wien. Druck: Fischer & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

Heft 12
XXIX. Jahrgang
August 1915
(Dritter Band Heft 4)

Velhagen & Klasings Monatshefte

UNIVERSITY OF ILLINOIS LIBRARY
NOV 26 1915

Redaktion in Berlin W. 50, Tauentzienstr. 7B

Verlag von Velhagen & Klasing
Berlin, Bielefeld,
Leipzig und Wien

Digitized by Google

Velhagen & Klasings Monatshefte erscheinen monatlich. Preis pro Jahrgang

Aus den Tagen des grossen Krieges.

Eine neue Sammlung von Kriegsbüchern!

Zweck dieser Sammlung ist, Schilderungen persönlicher Erlebnisse und Eindrücke aus dem Weltkriege in handlichen und preiswerten Büchern zu veröffentlichen. Es handelt sich hier nicht um zusammenhängende Darstellungen einzelner Abschnitte des gewaltigen Völkerringens, sondern um **Aufzeichnungen persönlicher Erlebnisse von hervorragenden Kriegsteilnehmern**, in denen sich der Geist unserer grossen Zeit am schönsten und deutlichsten offenbart, und die mehr als jede gelehrte Geschichtschreibung geeignet sind, alle Kreise unseres Volkes teilnehmen zu lassen an den ruhmreichen Taten unserer Helden zu Lande und auf dem Weltmeere. — Soeben erschienen die ersten vier Bände:

Hans Osman

Mit den Kriegsfreiwilligen über die Yser.

Preis gebunden 1 M. 50 Pf.

Der Verfasser trat zu Beginn des Krieges bei einem fast ausschliesslich aus Kriegsfreiwilligen bestehenden Feldartillerie-Regiment ein und schildert in ungemein lebendiger Darstellung das Leben bei dieser Truppe. Wir sehen, wie aus jungen Leuten aller Berufsstände in unglaublich kurzer Zeit königlich preussische Kanoniere werden, und nehmen teil an allen Leiden und Freuden der Kriegsfreiwilligen.

Georg Queri

Kriegsbüchl aus dem Westen.

Preis gebunden 1 M. 60 Pf.

Der durch viele humorvolle Schriften über bayrisches Volksleben schon bekannte Verfasser plaudert in gemütvoller und fein humoristischer Weise über seine im Felde stehenden bayrischen Landsleute. Die ungemein frische Art der Darstellung fesselt den Leser von Anfang bis zu Ende und wird dem Buche besonders in Süddeutschland viele Freunde erwerben.

Oberst Müller

Kriegsbriefe eines neutralen Offiziers.

Preis gebunden 1 M. 60 Pf.

Die Kriegsbriefe des bekannten schweizer Oberst werden überall dem grössten Interesse begegnen. Es ist für uns Deutsche eine grosse Freude und Genugtuung zu lesen, wie hier ein neutraler Offizier unserer Kriegführung und unseren im Auslande so oft als „Barbaren" verschrienen braven Soldaten höchstes Lob zollt.

Reinhart Biernatzki

Als Pionier in Frankreich.

Preis gebunden 1 M. 60 Pf.

Ein deutscher Pionier-Offizier schildert hier seine Kriegserlebnisse. Diese Kriegsbriefe werden das ihrige dazu beitragen, die im gegenwärtigen Kriege so recht in die Erscheinung getretene Bedeutung dieser so wichtigen Waffe weitesten Kreisen vor Augen zu führen.

Weitere Bände werden demnächst folgen.

Jede Sortimentsbuchhandlung ist in der Lage, die Bücher zur Ansicht vorzulegen.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.

Digitized by Google

Velhagen & Klasings EXPORT-ANZEIGER

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig

Abb. 1. Blumenvase. Abb. 2. Pokal. Abb. 3. Dose.

Moderne Kunstgläser.
Nach Entwürfen erster Wiener und Darmstädter Künstler.
Erzeugnisse der Firma Carl Schappel, Glasraffinerie und kunstgewerbl. Werkstätten, Haida (Böhmen).
(Siehe Artikel „Österreichs Kunstgewerbe im Kriege“ unter „Modernes Kunstglas“ Seite 8—9).

Schriftleitung und Anzeigenannahme: Leipzig, Hospitalstrasse 27

In 30 Tagen über die ganze Welt!

Digitized by Google

Deutsche Ueberseeische Bank

Aktien-Kapital Mk. 30,000,000.—.

Berlin W. 8, Wilhelm-Strasse 71.

Gegründet von der Deutschen Bank, Berlin.

Niederlassungen unter der Firma

Banco Aleman Transatlántico

in

Argentinien: Bahia Blanca, Buenos Aires, Córdoba, Mendoza, Rosario de Santa Fé, Tucuman.
Bolivien: La Paz, Oruro.
Chile: Antofagasta, Arica, Concepcion, Iquique, Osorno, Santiago, Temuco, Valdivia, Valparaiso.
Peru: Arequipa, Callao, Lima, Trujillo.
Uruguay: Montevideo.
Spanien: Barcelona, Madrid.

Banco Allemão Transatlantico

in

Brasilien: Petropolis, Rio de Janeiro, Santos, São Paulo.

Kontokorrent- und Depositenverkehr • Kreditbriefe, Akkreditierungen • Briefliche und telegraphische Auszahlungen • Einziehung von Wechseln und Dokumenten • Besorgung aller sonstigen Bankgeschäfte •

Korrespondenten an allen grösseren Plätzen der Welt :: Eigene Telegraphenschlüssel.

Vertretungen in:

Bremen: Deutsche Bank Filiale Bremen.
Hamburg: Deutsche Bank Filiale Hamburg.
Brüssel: Deutsche Bank Succursale de Bruxelles.
Konstantinopel: Deutsche Bank Filiale Konstantinopel.
London: Deutsche Bank (Berlin) London Agency.

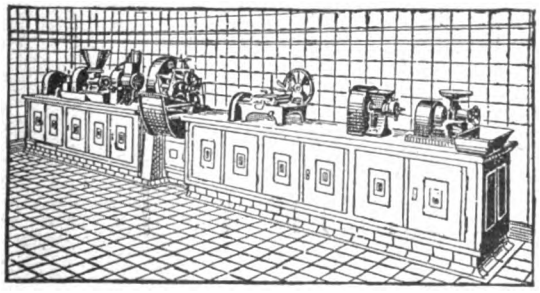
Digitized by Google

Velhagen & Klasings Export-Anzeiger erscheint monatlich einmal und ist durch alle Buchhandlungen der Welt, durch die Postanstalten und vom Verlage zum Preise von 4 Mk. jährlich (1/4 jährlich 1 Mk.) zu beziehen. Er gelangt in ganz bedeutender Auflage **an die besten deutschen Kaufmanns- und Handelskreise im Auslande und Uebersee** (darunter die deutschen Konsulate, Vereine, Klubs usw.). — Inserate: Zeilenpreis 80 Pfg.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld u. Leipzig. — **Adresse für Anfragen u. Aufträge: Leipzig, Hospitalstr. 27**

ALEXANDERWERK

Moderne Einrichtungen für Hotel-, Restaurant-, Anstalts- und Krankenhaus-Küchen.



Kartoffelschälmaschinen „Oceana" für Hand-, Kraft- u. elektr. Betrieb, Kartoffelwaschmaschinen, Kartoffelschneide- u. -Quetschmaschinen, Kohlschneidemaschinen, Reibe- u. Schneidemaschinen, Misch- u. Knetmaschinen, Passiermaschinen, Fleischschneidemaschinen, Kaffeemühlen, Aufschnittschneidemaschinen usw.

Vollständige Anlagen liefern wir in jeder gewünschten Grösse und Zusammenstellung genau den jeweiligen Bedürfnissen entsprechend. Kostenanschläge und Zeichnungen kostenfrei. Feinste Referenzen staatlicher und städtischer Anstalten, Sanatorien, Hotels usw. Preisliste La L auf Wunsch.

Alexanderwerk A. von der Nahmer, Akt.-Ges.

Remscheid

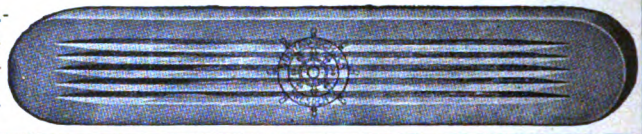
Stahl-, Eisen- und Metall-Giessereien, Maschinen-, Werkzeug- und Armaturenfabrik, Blechbearbeitungs-Werkstätten, Emaillierwerk, Verzinnerei, Verzinkerei.

Zweiggeschäfte: Berlin S. 14, London EC., Moskau, Charkow.

Digitized by Google

Reflexions-Wasserstands-Gläser

mit „Steuerrad"-Stempel, aus Orig.-Hartpress-Kristallglas, unoxydierbar, in unerreichter Qualität unter Garantie des Nichtzerspringens.



Modell-Nummer	0	I	II	III	IV	V	VI	VII	VIII	IX
Länge in mm	95	115	140	165	190	220	250	280	320	340

Mod. a = 30 mm oder Mod. b = 34 mm breit.

Gustav Schlick, Dresden 16 N. 6.

Feuerzeuge

— Massenartikel —

gedreht, gestanzt, gezogen, geprägt, gedrückt und gegossen (poliert und galvanisiert)

Militäreffekten

Paul Taucher, Nürnberg-Maxfeld.

Sonder-erzeugnisse seit 1880

Beton- und Mörtel-Mischmaschinen

Hebe-Vorrichtungen

Gauhe, Gockel & Cie.

G. m. b. H.

Oberlahnstein a. Rhein.

Motor-Bauwinden, Elevatoren, Aufzüge, Krane, Flaschenzüge, Baugeräte aller Art.

Goldener Preis — Leipzig 1914

CARL LAUSER STUTTGART

Geschäftsbücherfabrik Buchdruckerei Lederwaren-Fabrik.

Fabrik feiner Notitzbücher, Schreibunterlagen u. Reklameartikel – Export in 18 Sprachen.

Musterlager in Hamburg-Berlin-Düsseldorf-Wien-Mailand-Zürich-Amsterdam.

C. & E. Fein Stuttgart-46

Gegründet 1867.

Telegramm-Adresse: CEFEIN STUTTGART.

Erste Spezialfabrik elektrisch betriebener

Bohr-, Schleif- und Schlagwerkzeuge.

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichnis.

Seite

Verkehrsprobleme auf dem Balkan. Von Eugen Löwinger, Charlottenburg . . 3— 4
Englands Handelskampf . . . . . 4— 5
Österreichs Kunstgewerbe im Kriege. Von Dr. Franz Mataré . . . . . 6—18

Hinzugehörige Abhandlungen: Seite
Modernes Kunstglas . . . . . 8— 9
Böhmische Kunstgläser . . . . 10—11
Phantasieglaswaren aus dem Böhmerwald . . . . . 11—13
Gebrauchs- und Ziergegenstände aus Porzellan . . . . . 13—14
Künstlerische Terrakottawaren . . 14—16
Moderne Kriegsabzeichen . . . 16—17
Kriegsfiguren aus Holz 18

Deutsche Export-Industrie: Seite
Praktische Handlaternen und Hauslampen für Acetylenbeleuchtung . . . . . 18—19
Handelsteil . . . . . 19—22
Bezugsquellenregister . . . . . 23—24
Empfohlene Spediteure . . . 3. Umschlagseite
Deutsche Werkzeugmaschinen . 4. Umschlagseite

Verkehrsprobleme auf dem Balkan.

Von Eugen Löwinger, Charlottenburg.

Der Hafen von Dedeagatsch spielt gegenwärtig eine bedeutende Rolle. Der Verkehr nach Bulgarien, der Türkei und Rumänien geht über diese Route, soweit es sich um Güter handelt, die auf dem Seewege nach diesen Bestimmungsländern geleitet werden sollen. Bulgarien hat bisher für den Ausbau dieses Hafens nicht viel getan. Die Reede dort ist offen und seicht und die Löschung der Seeschiffe muss mit Leichterkähnen erfolgen, die durch kleine Schleppdampfer nach dem 300—500 m entfernten Strand gebracht werden, wo die erste Zollamtshandlung stattfindet. Die Bahnlinie geht dann über 50 km durch neubulgarisches Gebiet und tritt zwischen den Stationen Zuffli und Demotika auf türkisches Gebiet über. Vor Svilengrad (früher Mustafa Pascha) wird die türkisch-bulgarische Grenze überschritten, um nach Altbulgarien zu gelangen. Bei all diesen Grenzpassierungen sind natürlich Zolluntersuchungen notwendig, die keineswegs dazu beitragen, den Güterverkehr zu beschleunigen. Nichtsdestoweniger ist diese wichtige Eisenbahnlinie stark in Anspruch genommen, weil sie die einzige benutzbare Route darstellt für den Verkehr zwischen Bulgarien und dessen Nachbarländern. Ausser den Linien Salonich—Nisch—Zaribrod—Rustschuk—Giurgiu—Bukarest, im Anschlusse an die Linie Tirnowo—Seymen—Stara Zagora—Orechowitza—Rustschuk—Bukarest, gibt es keinen anderen Schienenweg nach Österreich-Ungarn und darüber hinaus, und nach Russland. Auf der Linie Dedeagatsch—Adrianopel—Svilengrad—Tirnowo—Seymen ist somit leider eine starke Verkehrsstauung als chronisch zu konstatieren. Hierzu tragen nicht nur die aussergewöhnlichen Verhältnisse bei, die der Krieg geschaffen hat, sondern auch die Beschränktheit der Stationsanlagen und die ungenügenden Vorkehrungen für die diversen Zollamtshandlungen. Eine von der bulgarischen Regierung entsandte Kommission hat festgestellt, dass die Schwierigkeiten im Verkehre in erster Reihe auf eine Überlastung des Zollamtes in Harmanli zurückzuführen sind, so dass man sich, um eine vorläufige Regelung herbeizuführen, dazu entschlossen hat, in Svilengrad ein Nebenzollamt zu errichten und demselben teilweise Funktionen eines Hauptzollamtes zuzuweisen.

Über die Güterbewegung via Dedeagatsch kann man sich einen Begriff machen, wenn man sich vergegenwärtigt, dass Anfang April in diesem Hafen nicht weniger als 4640 Wagenladungen gelagert haben. Hinzu kamen innerhalb der ersten Tage des Aprils noch weitere 18 Schiffsladungen, so dass sich in Dedeagatsch an 10 000 Waggons ansammelten. Bei den sehr primitiven Hafenverhältnissen ist es klar, dass ein Zusammentreffen von so überaus grossen Gütermengen schwere Schädigungen für alle Interessenten mit sich bringen muss. Mit dem Weiterversand nach dem Inneren ist es sehr schlecht bestellt. Mehr als 20 bis 30 Wagen können pro Tag nicht zollamtlich abgefertigt werden. Als Ausweg wurde der Vorschlag gemacht, es mögen die türkischen und bulgarischen Beamten zusammen die Inhaltsprüfungen der Waren vornehmen. Ausserdem sollte eine ganz bedeutende Vermehrung des Beamtenpersonals stattfinden und auf diese Weise hofft man, in den nächsten Wochen der Schwierigkeiten Herr werden zu können. Ob dieser Optimismus begründet ist, ist vielleicht anzuzweifeln.

Wie die südlichen bulgarischen Stationen nicht für den kolossalen Verkehr eingerichtet sind, der sich jetzt entwickelt hat, so sind die bulgarischen Stationen im Norden nicht in der

Digitized by Google

Lage, den in sie gesetzten Erwartungen irgendwie zu genügen. Die Stationseinrichtungen in Rustschuk und in Sistow geben zu fortwährenden Verkehrsstockungen Anlass. Durch die Eröffnung des Verkehrs auf der bulgarisch-rumänischen Verkehrsstrecke Oborischte—Pazardschik, die am 18. April d. J. stattfand, dürfte der Güterverkehr zwischen Mitteleuropa und Bulgarien teilweise seinen Weg über Rumänien, sowie im Wechselverkehre zwischen diesen beiden Ländern über die neueröffnete Linie nehmen und würde dadurch eine sehr erwünschte Entlastung der Linie Dedeagatsch — Svilengrad—Tirnowo—Seymen—Stara Zagora—Gorna—Orechowitza—Rustschuk herbeigeführt werden.

Wie sehr die bulgarische Kaufmannschaft unter den gegenwärtigen Verhältnissen leidet und wie auch der Durchgangsverkehr in Mitleidenschaft gezogen wird, das kann man aus der Tatsache ersehen, dass die bulgarischen Verkehrsinteressenten sich bereit erklärt haben, und zwar aus eigener Initiative, einer Erhöhung der Frachten zustimmen zu wollen. Die Verwaltung der bulgarischen Staatsbahnen hat sich aber diesem Angebot gegenüber ablehnend verhalten.

Auch in Rumänien ist durch eine Überlastung der Linien eine Verkehrsstockung des öfteren eingetreten. Für den Verkehr mit dem Auslande kommen hauptsächlich in Betracht die Linien Giurgiu—Ramadan—Bukarest und Bukarest—Predeal. Für die fortwährenden Transportschwierigkeiten ist aber in erster Reihe die Verwaltung der rumänischen Staatsbahn verantwortlich zu machen, wenn auch mit der Grund für die Verkehrsstauungen an militärischen Massnahmen, die von der ungarischen Regierung getroffen worden sind, liegen mag. Die an der ungarisch-rumänischen Grenze eine lange Zeit geladenen Waggons konnten an die ungarischen Bahnen nicht herangelangen. Aus der gleichen Ursache konnten die von deutscher und österreichischer Seite gelieferten leeren Güterwagen nicht nach Rumänien übertreten. Erst nachdem auch durch die Verfügungen der ungarischen Heeresverwaltung bessere Zustände an den russisch-rumänischen Grenzstationen eingetreten sind, ist es möglich gewesen, den rumänischen Verkehr von und nach dem Auslande in normale Bahnen zu führen.

Wie man unseren Ausführungen entnehmen kann, liegen die Gründe für die Schwierigkeiten, die sich gegenwärtig im Bahnverkehr auf der Balkanhalbinsel abspielen, einesteils an den ungenügenden Einrichtungen auf den bulgarisch-türkischen und auch teilweise auf den rumänischen Bahnen, wie anderseits die Truppentransporte in Ungarn und Österreich einen gewaltigen Rückschlag auf die ohnehin so sehr belasteten balkanischen Bahnstrecken ausüben und ausübten. Zweifelsohne wird eine Verminderung des Güterverkehrs stattfinden, wenn wieder normale Verhältnisse eingetreten sind. Aber das hat sich bereits jetzt herausgestellt, dass die Einrichtungen, wie sie in den bulgarischen und türkischen Grenzstationen existieren, auch in Friedenszeiten nicht genügen werden, und dass also Massnahmen rechtzeitig getroffen werden müssen, die eine reguläre Abwickelung des Verfrachtungsgeschäftes gewährleisten.

Englands Handelskampf.

Die Sammlung von Mustern deutscher Herkunft. Nachahmung der Waren in heimischen Fabriken. Die Ausstellung derselben auf der Londoner Messe, einer Nachäffung der weltberühmten Leipziger Mustermesse. Das Urteil von Fachleuten. Ein riesiges Fiasko.

Nach dem Ausbruch des gewaltigen Krieges glaubten die Engländer allen Grund zu haben, sich von den deutschen Fabrikaten für immer lossagen zu müssen. Die Stimmen, die dafür eintraten, dass Englands Industrie gewaltige Anstrengungen machen müsse, um den Vorsprung der Deutschen in der Herstellung von Waren mancherlei Art einzuholen und das Land unabhängig von den deutschen Fabrikaten zu machen, mehrten sich von Tag zu Tag.

Der Plan fand begeisterte Aufnahme und mit echt englischem Optimismus fanden die englischen Industriellen, noch ehe sie einen Finger gerührt hatten, schon heraus, dass damit Deutschlands Handel empfindlich geschädigt würde und schliesslich zugrunde gehen müsse. Die grossbritannische Presse nahm den Gedanken ebenfalls auf und verhiess in den schwärzesten Farben Deutschlands Untergang auf dem Welt-Handelsmarkt. In den hellsten Farben gab sie dagegen Englands Aussichten, ausser den heimischen Markt unabhängig von Deutschland zu machen noch den gesamten bisher von den Deutschen gepflegten Export an sich zu reissen, in ihren Spalten wieder. Überall tauchte der Ruf auf: „Gründet Unternehmungen nach Art der Leipziger Messe!“

Digitized by Google

Was lag für die Söhne Albions auch näher, als sich einfach an die Methode der Deutschen anzulehnen, hatten diese doch damit einen bewundernswerten Erfolg gehabt und die Engländer brauchten ihre Schädel nicht erst anzustrengen. Die Handelskammern in den einzelnen grösseren Städten, wie beispielweise Birmingham, London und Stoke-on-Trent sammelten zunächst vorhandene Musterstücke von Waren deutscher Herkunft. Man veranstaltete Ausstellungen, wo diese Muster den eingeladenen einschlägigen Fabrikanten zur Nachahmung vorgelegt wurden. Der Erfolg blieb nicht aus und wie in der „Times" in Sperrschrift zu lesen ist: „wird heute in einer grossen Zahl von Werkstätten der Stadt eine Menge von Artikeln getreu nach den Mustern der feindlichen Industrie nicht nur für den eigenen Bedarf, sondern vor allem auch für fremde Märkte erzeugt." Nichts von Verwirklichung eigener Ideen, alles nur Nachahmung! Echt englisch!

Damit die neuhergestellten Waren auch Abnehmer finden, befasste man sich mit der Veranstaltung von Messen nach „Leipziger Muster". Die umfangreichste dürfte diejenige in London gewesen sein, die vom 10. bis 21. Mai in der Agricultural Hall in Islington stattfand. An die 600 Firmen hatten ihre Waren zur Schau gestellt, nach den englischen Presseberichten ein Riesenerfolg und doch im Vergleich zu der Leipziger Frühjahrsmesse in dem „fast verhungerten" Deutschland, wo über 2000 Firmen ihre Waren zur Schau brachten, nur ein armselig „Wollen und nicht Können".

Hauptsächlich waren folgende Branchen vertreten: Glas- und Galanteriewaren; Fayence-, Porzellan- und Tonwaren; Kleineisenwaren, wie Gabel, Löffel, Messer, Scheren und Werkzeuge ähnlicher Art; Beleuchtungsgegenstände; Bijouterie-, Gold- und Silberwaren; Uhren; Spielwaren und Spiele für Erwachsene, sowie Papierwaren. Eine ungeheure Reklame war für diese Veranstaltung vom Stapel gelassen worden. Nicht weniger als 40000 Einladungen an einheimische und 10000 an ausländische Geschäftsleute liess das Board of Trade ergehen. Der Erfolg war, dass sich wirklich Einkäufer aus den englischen Kolonien, Amerika, dem verbündeten Frankreich und den skandinavischen Ländern einfanden. Angeblich wurden die Haupterfolge in Glaswaren, Kristall- und Töpfereiwaren sowie in Metallwaren erzielt. Dagegen waren wenige Käufe in Lederwaren und Buntdruckartikeln zu verzeichnen. Der Hauptversager war die Spielwarenausstellung und mit saurer Miene erkannte man englischerseits hierin die deutsche Überlegenheit an.

Wie es in Wirklichkeit mit dem „grossen Erfolg" der Londoner Nachahmung der Leipziger Messe bestellt gewesen ist, zeigen die Äusserungen von *Mr. Calderhead*, dem Hauptspielwareneinkäufer des amerikanischen Warenhauses *Gimbel Brothers*, das Niederlassungen in New York, Philadelphia und Milwaukee besitzt.

Dieser Herr bereiste Anfang dieses Jahres mehrere Wochen Deutschland und gibt das denkbar beste Urteil über Deutschlands Industrie ab. Er besuchte die diesjährige Leipziger Frühjahrsmesse und es gelang ihm dort trotz des Krieges und des herrschenden Arbeitermangels allein bei einer einzigen Firma eine Riesenorder von 65000 Mark unterzubringen. Derselbe Herr reiste nachdem über die Schweiz und Frankreich nach London zur Messe. Darüber sagte er gelegentlich eines Vortrages nach seiner Rückkehr folgendes:

> „In London wurde in der Agricultural Hall eine Spielwarenmesse veranstaltet, welche die Leipziger Messe ausschalten sollte.
>
> **Diese Messe ist vollständig missglückt.** Die beteiligten Aussteller schieben dies auf die schlechte Leitung. Tatsache ist aber, dass die Engländer ausserstande waren, die deutschen Spielwaren gut nachzuahmen. Wo die Ware gut ausfiel, war der Preis viel zu hoch. Ich sagte einem Engländer, dass die Engländer nie solche guten Spielsachen machen werden, wie die Deutschen. Er schlug mir eine Wette vor, dass innerhalb eines Jahres die Engländer bessere und billigere Spielwaren herausgebracht haben werden, als die Deutschen."

Nun, im Wetten scheinen die Engländer mehr zu leisten als in der Nachahmung deutscher Erzeugnisse, dies ändert jedoch nichts an der Tatsache, dass nach berufenen Urteilen der von England unternommene Versuch, die Leipziger Messe durch eine Londoner Messe zu verdrängen, recht kläglich gescheitert ist. Damit ist aber gleichzeitig der Beweis erbracht, dass die internationale Handelswelt nicht auf die qualitativ hochwertigen deutschen Fabrikate verzichten will, noch kann.

Eine zweite Blamage steht ihnen noch bevor, denn man hat die Ausstellungsräume in der Agricultural Hall wieder für denselben Zweck für den 14. bis 24. März 1916 gemietet. Immerhin erscheint es sehr bedenklich, dass die diesmalige Veranstalterin, die Londoner Handelskammer, sich zurückziehen und die Ausführung in die Hände einer privaten Unternehmung legen will.

Digitized by Google

Österreichs Kunstgewerbe im Kriege.

Von Dr. Franz Mataré.

Der bisherige Verlauf des Krieges hat auf wirtschaftlichem Gebiet ein ganz unerwartetes und von keiner Seite vorausgesehenes Ergebnis gezeitigt. Wohl niemand hätte zu prophezeien gewagt, dass die beiden Zentralmächte, vom Verkehr mit der Aussenwelt fast vollkommen abgeschnitten, nach zehnmonatiger Kriegsdauer das Bild innerer wirtschaftlicher Solidität darbieten würden, aus dem wir mit Recht das Vertrauen schöpfen, dass ihnen ein weiteres „Durchhalten" möglich sein wird. Der Krieg hat eben auf einzelne Industriezweige befruchtend eingewirkt, und die durch ihn verursachten Bedürfnisse haben, wenn man so sagen darf, in gewissem Sinne als Schwungrad des wirtschaftlichen Motors gewirkt. Dabei waren natürlich diejenigen Sparten des gewerblichen Lebens am meisten begünstigt, deren Produkte unmittelbar vom Staate oder der Bevölkerung verlangt wurden; andere Industriezweige dagegen mussten sich auf die neuen Bedürfnisse erst „einstellen", indem sie die Erzeugung von Fabrikaten aufnahmen, die sie bis dahin nicht hergestellt hatten. Das erforderte nicht nur mancherlei Umgestaltungen des Betriebs, sondern stellte auch an die Leiter solcher Unternehmungen eine Reihe von Aufgaben, die mitunter erst nach mehrfachen Fehlschlägen und Verlusten zu lösen waren. Eine dritte Gruppe von Erwerbszweigen endlich musste die ganze Last des Krieges verspüren. Es sind das diejenigen, die ihrer Natur nach den veränderten Verhältnissen sich nicht anpassen konnten. Hierher gehört neben einer Reihe von anderen Industrien auch das Kunstgewerbe.

Aber nicht einmal *seine* einzelnen Äste haben in gleicher Stärke zu leiden gehabt. Man muss hier scharf unterscheiden zwischen denjenigen Betätigungsformen der Kunstindustrie, die Gegenstände des täglichen Gebrauchs, wie z. B. Möbel, Porzellan, Leder, Metallwaren, herstellen, und denjenigen, welche ausschliesslich der Erzeugung von Luxusartikeln, wie Nippfiguren, Kunstgläsern, Bildern, Schmuckgegenständen, gewidmet sind. Es liegt auf der Hand, dass die, fast möchte man sagen ängstliche Sparsamkeit, welche mit dem Kriegsausbruch sowohl in Deutschland wie in Österreich in Erscheinung trat, die Absatzmöglichkeit für kunstgewerbliche Luxusartikel fast ganz unterband, während die Nachfrage nach den Gebrauchsartikeln kunstindustrieller Art zwar empfindlich beschränkt wurde, aber doch nicht ganz stagnierte.

Das stellt der Arbeit, die von den Führern, den Organisationen und den kaufmännischen und künstlerischen Leitern des Kunstgewerbes in Deutschland und in Österreich geleistet wurde, ein vorzügliches Zeugnis aus. Es ist für die Beurteilung dieser Leistung notwendig, darauf hinzuweisen, dass unser modernes Kunstgewerbe in beiden Reichen seine Entstehung der Reaktion auf die Geschmacklosigkeiten der grossindustriellen Maschinenware verdankt. Die hatten es zuwege gebracht, dass das Verlangen nach Veredlung der Gegenstände des täglichen Gebrauchs wie auch der Luxusartikel vollkommen verloren gegangen war. Und das sogar bei den Gebildeten. Welch ungeheure Arbeitsleistung kommt darin zum Ausdruck, dass selbst in einer Zeit, wie der jetzigen, weite Kreise der Bevölkerung, trotz aller gebotenen Sparsamkeit, die Anschaffung wohlfeiler und nicht selten barbarischer Fabrikware ablehnen und da, wo sie überhaupt ans Einkaufen herangehen, die teurern, kultivierten Erzeugnisse des Kunstgewerbes bevorzugen!

Die Tatsache, dass der Anfang mit der Erziehungsarbeit, welche zu solchen Resultaten führen sollte, gerade in Österreich gemacht wurde, ist für das Verständnis der geistigen Wechselwirkung zwischen dem Reiche und der Donaumonarchie nicht ohne Wert. Dass der erste, nachdrückliche Anstoss zur Pflege des Kunstgewerbes gerade vom Habsburgerstaate ausging, hat seinen Grund in dem vorwiegend agrarischen Charakter des Landes, der der Erhaltung einer kunstgewerblichen Hausindustrie besonders förderlich war, und in der befruchtenden Wirkung, welche in dem Zusammenleben so vieler Nationalitäten in ein und demselben Staatswesen unzweifelhaft gelegen ist. So wird auch klar, warum schon auf der Wiener Weltausstellung von 1873 die Werke der österreichischen Kunstindustrie allgemeine Anerkennung finden konnten, zu einer Zeit also, als sich im Reiche erst die bescheidenen Anfänge der auf gleiche Ziele gerichteten Bestrebungen schüchtern zu regen begannen.

Aber die Entstehung des österreichischen Kunstgewerbes aus der historischen, hausindustriellen Betriebsform hat nicht, wie das oft in solchen Fällen geschieht, zu einer Erstar-

Digitized by Google

rung des jungen Gewerbes im Hergebrachten, zu einer Versumpfung im Unzeitgemässen geführt, sondern zu einer fast ununterbrochenen Hinaufentwicklung, die sich um so schöner gestaltete, als sie organisch aus den bestehenden Verhältnissen herauswuchs. Das ist vor allen Dingen den Bestrebungen zu verdanken, die mit Erfolg auf eine gründliche Schulung des gewerblichen Nachwuchses gerichtet waren. Die kunstgewerblichen Fachschulen, deren Zahl zurzeit in Österreich etwa 100 beträgt, bürgen dafür, das die jungen Kräfte, welche der Betätigung im Kunstgewerbe zugeführt werden, stets aus dem Geiste ihrer Zeit heraus schaffen und verhindern wirksam jede Verknöcherung der österreichischen Kunstindustrie im überkommenen Formenschatz.

In der gleichen Richtung wirkt die Tatsache, dass sich aus und neben der kunstgewerblichen Hausindustrie eine machtvolle und ständig aufstrebende Grossindustrie entwickelt hat, die nicht nur für den österreichischen Bedarf arbeitet, sondern auch den Export ins europäische und überseeische Ausland in stets wachsendem Masse pflegt.

So war, besonders seit der Jahrhundertwende, das Kunstgewerbe Österreichs in rastloser Arbeit vorwärtsgeschritten und hatte sich zu einer kräftig pulsierenden Schlagader der Volkswirtschaft seines Heimatlandes entwickelt. Da kam der Krieg. Und mit seinem Ausbruch wurde der Export fast ganz abgeschnitten, der Absatz im Inland den Produzenten nach Massgabe der eingangs erörterten Wirkungen stark beschränkt. Am empfindlichsten traf die Katastrophe natürlich jene Unternehmungen, die ausschliesslich Luxusgegenstände herstellen. Diejenigen, welche die Erzeugung von Gebrauchsartikeln schon betrieben oder neu aufnehmen konnten, waren bei aller Geschäftsstille immerhin in einer günstigeren Lage. Wenn es aber noch eines Beweises für die Regsamkeit der in Betracht kommenden Kreise bedurft hätte, so hat ihn der Krieg glänzend erbracht. Denn selbst der reinen Luxuskunstindustrie ist es möglich gewesen, durch geschicktes Einfühlen in die derzeitigen Neigungen des Publikums Erzeugnisse, insbesondere Schmuckgegenstände herzustellen, die, symbolisch auf die Zeitereignisse hinweisend, verhältnismässig guten Absatz fanden. Es ist aller Grund zu der Annahme vorhanden, dass nach den Stürmen des Krieges die Allgemeinheit auf die erduldeten Leiden mit einem verstärkten Willen nach Verschönerung des äusseren Lebens reagieren wird, und dass dann auch eine lebhafte Nachfrage nach den Erzeugnissen des Kunstgewerbes einsetzt, die dieses einigermassen für die erlittenen Verluste entschädigt.

Das gilt besonders auch für jenen Zweig des österreichischen Kunstgewerbes, mit dessen Erzeugnissen der Leser zunächst durch die hier folgenden Ausführungen und Illustrationen näher bekannt gemacht werden soll: nämlich für Österreichs Glaskunstindustrie, die im nordböhmischen Industriezentrum, in Gablonz und Haida, ihren Hauptsitz hat. Gerade diese Sparte österreichischen Kunstgewerbefleisses kann als ein Schulbeispiel für die bereits geschilderte organische Entwicklung des industriellen Kunstgewerbes aus einer alteingesessenen Hausindustrie bezeichnet werden. Ist sie doch lange vor dem Aufkommen des kapitalistischen Grossbetriebs, schon im XIII. Jahrhundert, von Venedig aus in Nordböhmen heimisch gemacht worden. So verfügt die Glasindustrie des Landes heute über einen Arbeiterstamm, der seit mehr als zwanzig Generationen in diesem Gewerbe tätig ist. Was das aber für die Industrie bedeutet, braucht hier nicht näher gesagt zu werden. Wer die Schwierigkeiten der Verpflanzung eines Gewerbes dieser Art in eine mit seinen Traditionen nicht aufgewachsene Bevölkerung kennt, der wird in dem autochthonen Charakter des Gewerbes eine der wichtigsten Ursachen seiner Überlegenheit erkennen. Ihren historischen Charakter teilt die Glaskunstindustrie übrigens mit den anderen Zweigen des österreichischen Kunstgewerbes. Auch von seinen Leistungen seien im folgenden einzelne Proben angeführt.

Der allgemeine Hochstand der Kunstindustrie des Donaureiches begründet das Vertrauen, dass nach dem Kriege der Export der in Betracht kommenden Erzeugnisse bald wieder seine alte Höhe erreichen werde. Selbst das uns feindliche Ausland, das bekanntlich der Industrie der Zentralmächte die Vernichtung geschworen hat, wird nach dem Eintritt der Beruhigung, in seinem Streben nach dem Einkauf wirklich kultivierter Erzeugnisse, die Fabrikate der nordböhmischen Glaskunstindustrie und der anderen Zweige des österreichischen Kunstgewerbes wieder berücksichtigen müssen, da sie eben in ihrer Art einzig dastehen. So bedauerlich es ist, dass der Nachtfrost des Krieges sich auf die Blüte der industriellen Entwicklung des österreichischen Kunstgewerbes herabgesenkt hat, — daran, dass aus ihr doch noch eine schöne Frucht reifen werde, brauchen wir nicht zu verzweifeln.

Wenn die nachfolgenden Besprechungen der Erzeugnisse einzelner hervorragender Firmen dem Leser einen Überblick über die derzeitige Leistungsfähigkeit des Gewerbes geben wollen, so wird dieses Streben vor allem bestimmt durch die Tatsache, dass gerade die Kreise des Handels im europäischen sowohl wie im überseeischen Ausland ein grosses Interesse an der Kenntnis der einschlägigen Verhältnisse haben.

Digitized by Google

Modernes Kunstglas.

Die sturmumbrauste Zeit des Weltkrieges hindert die kräftig erstarkte Industrie der beiden verbündeten Kaiserreiche keineswegs neue Ideen zu verwirklichen und ständig wertvolle Neuerungen zu schaffen, die der Welt gegenüber ein Zeugnis von nie ruhendem Tatendrang ablegen.

So ist es auch nicht weiter zu verwundern, dass man in Haida, der alten Glaszentrale Böhmens, nicht untätig gewesen ist, sondern mit nimmer ruhendem Fleiss und viel Sinn für das Schöne und Edle eine neue, grosse Kollektion von Kunstgläsern hergestellt hat. Die an Zahl ungewöhnlich reichhaltige Kollektion vornehm wirkender Kunstgläser entstammt den Werkstätten der Firma Carl Schappel, Glasraffinerie und kunstgewerbliche Werkstätten in Haida in Böhmen, und stellt wohl das Beste dar, was in den letzten Jahren aus der böhmischen Glasmetropole hervorgegangen ist. Die Kunstgläser sind nach Entwürfen erster Wiener und Darmstädter Künstler gefertigt worden. Man kann sie mit Recht als Edelarbeit bezeichnen.

Aus der Fülle der prachtvoll ausgeführten Gläser seien einige herausgegriffen. Das Titelblatt der vorliegenden Ausgabe zeigt zunächst, von links nach rechts gesehen, eine einfache, aber edel und vornehm gehaltene, auf sechs Ecken herausgeschälte Blumenvase (Abb. 1) aus

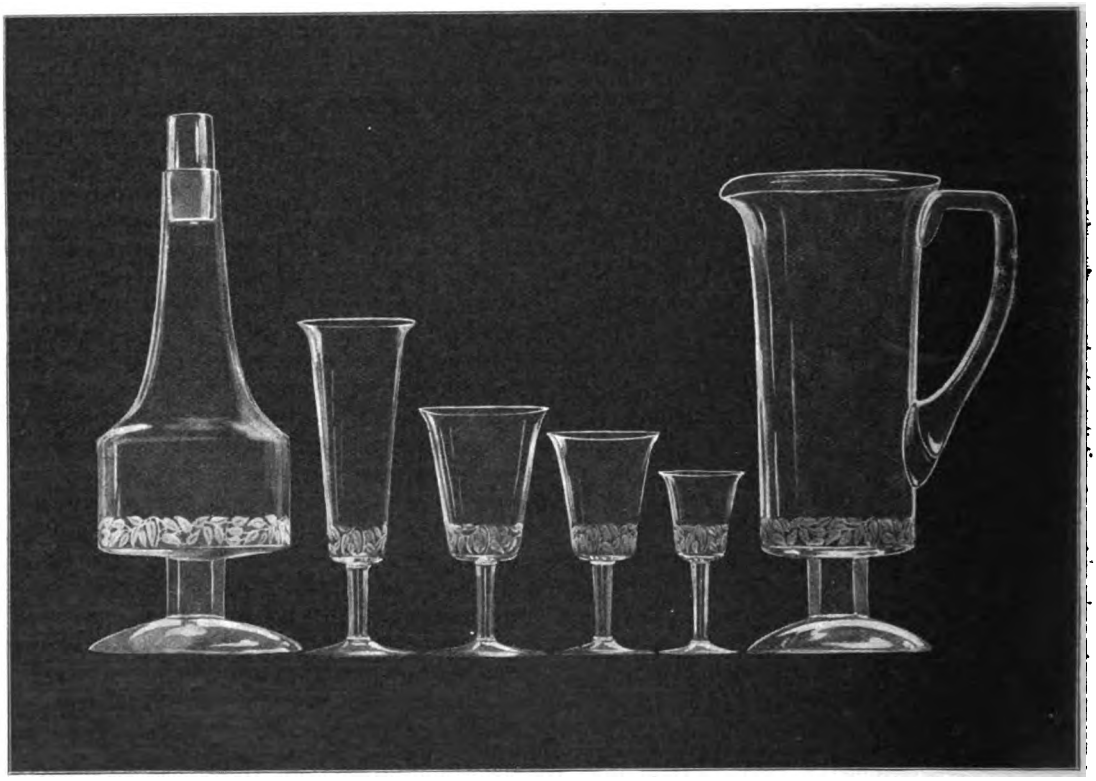


Abb. 4. Trinkservice.
Nach dem Entwurf von k. k. Professor Otto Prutscher, Wien.
Erzeugnis der Firma Carl Schappel, Glasraffinerie und kunstgewerbliche Werkstätten, Haida (Böhmen).

herrlichem Kristall nach dem Entwurf von k. k. Professor Architekt Otto Prutscher in Wien angefertigt. Der in der Mitte stehende, der Erinnerung an die schwere Kriegszeit gewidmete Pokal (Abb. 2) ist nach einem Entwurf desselben Künstlers hergestellt. Die in jeder Beziehung hochkünstlerische Form in Verbindung mit der herrlich durchgeführten Gravierung lässt dieses Erzeugnis als ein Glanzstück der ganzen Kollektion erscheinen und gibt gleichzeitig einen Beweis, dass die altrenommierte Firma sich den guten Klang ihres Rufes als erstklassiges, in künstlerischen Arbeiten leistungsfähiges Institut zu wahren weiss

Digitized by Google

und über einen guten Stamm bestens geschulter Arbeiter oder besser noch Künstler verfügt. Die in feinstem Kristall mit herrlichem kunstgerechten Schliff und Hochglanzpolitur durchgeführte Dose (Abb. 3) hat einen Architekten Margold in Darmstadt-Künstlerkolonie, als Schöpfer zu verzeichnen. Dieses schöne Stück macht in der sich nach oben zu ausbreitenden Form, den eigenartig geschmückten Rändern und den ovalen Zierschliffflächen an den vier Seiten einen guten Eindruck.

Die weiteren, hierneben abgebildeten Fabrikate atmen ebenfalls hochkünstlerischen Geist.

Das in der Abb. 4 wiedergegebene wunderbare Trinkservice, nach dem Entwurf des k. k. Professors Otto Prutscher, Wien, ausgeführt, kann gleichfalls als ein Paradestück der umfangreichen Kollektion bezeichnet werden. Namentlich das Rankenornament am Boden der einzelnen Stücke gibt Zeugnis von der modernen, verfeinerten, neuzeitlichen Geschmacksrichtung.

Gleichfalls sehr vornehm wirkt der in ruhigen Formen und mehrkantig ausgeführte Likörsatz (Abb. 5), der sich würdig an die bisherigen Entwürfe seines Schöpfers, k. k. Professor Otto Prutscher, Wien, anreiht.

Aus der Darmstädter Künstlerkolonie, und zwar vom Architekt Em. Margold, stammt der Entwurf zu einem Kunstglas in Kristall mit schwarz und weissem Emailglas überfangen (Abb. 6). Mit der Schöpfung dieses Kunstglases ist eine wunderbare alte, aber schwierige Veredelungstechnik auf durchaus moderne, künstlerische Form übertragen. Der ornamentale Schmuck, dreistielige Blätterranken auf ovaler Fläche darstellend, lässt dieses Glas nur um so begehrenswerter erscheinen.

Ein kurzer Hinweis darauf, dass diese exakt ausgeführten Kunstgläser sich in den Liebhaberkreisen bereits eine hohe Achtung verschafft haben und viel begehrt werden, sei hier gestattet.

Die sich ständig erhöhende Nachfrage lässt erkennen, dass das Bestreben, sich in den Besitz solcher herrlichen Gläser zu setzen, in immer weitere Kreise der ganzen Erde dringt.

Abb. 5. Likörsatz.
Nach dem Entwurf von k. k. Professor Otto Prutscher, Wien.

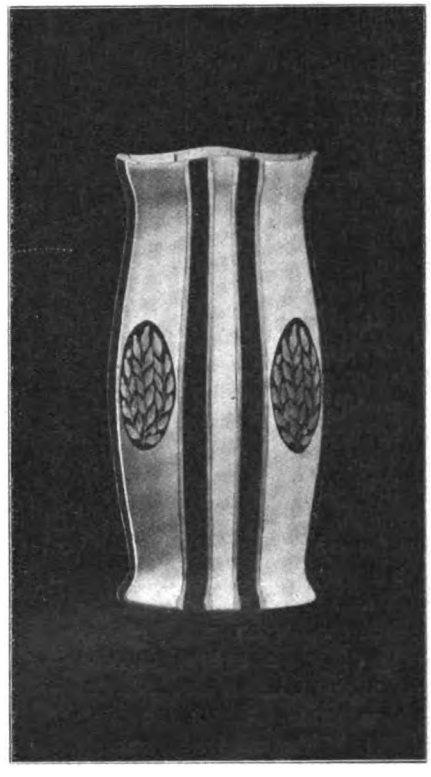


Abb. 6. Mit Emailglas überfangenes Kristall-Kunstglas.
Nach dem Entwurf von Architekt Em. Margold, Darmstadt-Künstlerkolonie.

Erzeugnisse der Firma Carl Schappel, Glasraffinerie und kunstgewerbliche Werkstätten, Haida (Böhmen).

Digitized by Google

Böhmische Kunstgläser.

Die Glasindustrie Nordböhmens kann auf eine jahrhundertealte Vergangenheit zurückblicken. Jahraus, jahrein nehmen die Erzeugnisse der Glashütten ihren Weg aus den stillen Waldtälern in die weite Welt und haben sich eine sehr beachtenswerte Stellung auf dem Handelsmarkt zu sichern gewusst.

In die letzten Jahre fällt nun das Einsetzen einer Bewegung, die darauf hinausläuft, eine Veredelung der Erzeugnisse durch neuartige Formengebung, verbunden mit hochkünstlerischem Schliff und dezenter Farbenkomposition, herbeizuführen.

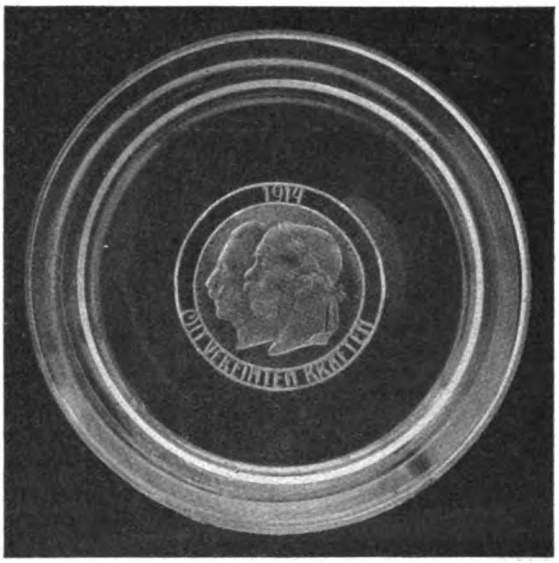


Abb. 1. Zwei Kaiser-Teller.
Fabrikat der Firma Joh. Oertel & Co., Haida (Böhmen).

Namentlich ist es hier die k. k. kunstgewerbliche Fachschule in Haida, die ihre eigenen Wege geht und in der kurzen Zeit schon recht prachtvolle Neuheiten geschaffen hat. Was nützen jedoch alle noch so anerkennungswerten Bestrebungen, wenn nicht gleichzeitig dafür gesorgt wird, den neuartigen Gläsern Freunde zu werben und Absatz zu verschaffen! Von dieser Erkenntnis ausgehend, haben sich dazu berufene Stellen veranlasst gesehen, einen engeren Anschluss zwischen Schule und Vertriebsstelle zu suchen und dieser wurde gefunden, indem die alte und berühmte Firma Joh. Oertel & Co., Haida in Böhmen, ihrer bisherigen Unternehmung eine kunstgewerbliche Abteilung angliederte. Diese Firma wurde im Jahre 1869 begründet, besteht heute also 46 Jahre. Sie befasste sich bis 1912 ausschliesslich mit der Herstellung aller möglichen Glaswaren, die in allen europäischen Ländern wie auch in Übersee, vornehmlich jedoch in Nord- und Südamerika, bestens eingeführt sind.

Abb. 2. Vase.
Fabrikat der Firma Joh. Oertel & Co., Haida (Böhmen).

Die Zahl der Arbeiter wechselt beständig, in der Hauptsache werden Heimarbeiter beschäftigt. Die derzeitige Leitung des Hauses liegt in den Händen von Herrn Johannes Oertel, eines Sohnes des einstigen Gründers.

Die seit dem Jahre 1912 bestehende kunstgewerbliche Abteilung hat sich in der kurzen Zeit rasch entwickelt und selbst die kriegerischen Verhältnisse haben der Verfolgung, der auf dem Werkbundgedanken aufgebauten Bestrebungen, keinen wesentlichen Abbruch verursachen können.

In dieser kunstgewerblichen Abteilung werden nun die bereits vorher erwähnten neuartigen Kunstgläser nach den Entwürfen der k. k. kunstgewerblichen Fachschule hergestellt und in den Handel gebracht. Hauptsächlich sind es die sogenannten Überfanggläser mit den prachtvollen Farbwirkungen, die die Hüttentechnik in so grosser Zahl hervorzubringen in der Lage ist, die überall begeisterte Aufnahme gefunden haben. Auf allen grossen Ausstellungen, so auf der Weltausstellung in Gent, der Internationalen Baufachausstellung in Leipzig, der Werkbundausstellung in Cöln sowie auf mehreren heimischen Ausstellungen und in Museen sind die Gläser dem Publikum zur Schau gebracht worden, überall mit dem Erfolg, zahlreiche Liebhaber zu finden. Der Krieg bot der Firma auch Veranlassung, Kunstgläser herzustellen, deren Äusseres auf den Weltkrieg Bezug hat. Die beigegebenen Abbildungen sind nur ein geringer Bestandteil der mannigfachen Ausführungen, die die Firma auf den Markt gebracht hat. Abb. 1 stellt einen

Digitized by Google

gravierten, in Hochglanz geschliffenen farblosen Teller dar, mit den eingravierten Bildnissen der beiden in unverbrüchlicher Treue miteinander verbündeten Kaiser Wilhelm II. und Franz Joseph I. Abb. 2 (S. 10) zeigt uns eine Vase in sehr vornehmer Form und hochkünstlerischer Malerei, einen österreichischen Dragoner mit entfalteter Landesflagge auf sich bäumendem Pferde darstellend. Der aus Abb. 3 ersichtliche Pokal mit dem Wappen der Monarchie fällt auf durch einen überaus präzisen Schnitt und die dadurch bewirkte Eleganz und die edle Formengebung. Einen weiteren geschmackvoll ausgeführten Pokal zeigt die Abb. 4. Der Entwurf entstammt der k. k. Fachschule Haida. Die Kreuze am Sockel leuchten in Rubin. Die Adler dagegen haben eine Ausführung in Gold und Rubin erfahren.

Auch die Kunstgläser haben sich bereits Eingang in den besten Spezialgeschäften des In- und Auslandes verschafft, was die ständig eingehenden Anfragen aus Liebhaberkreisen bestens dokumentieren.

Abb. 3. Pokal.
Fabrikat der Firma
Joh. Oertel & Co., Haida
(Böhmen).

Abb. 4. Pokal.
Fabrikat der Firma
Joh. Oertel & Co., Haida
(Böhmen).

Phantasieglaswaren aus dem Böhmerwald.

Stundenlang kann der Wanderer den Süden Böhmens durchstreifen und stets umfängt ihn Wald und immer wieder Wald. Nur hie und da erblickt sein Auge von den Höhen aus rauchende Essen und hört er ein emsig Hämmern und Getöse. Er kommt da in die Nähe der zahlreichen Stätten regen Gewerbefleisses. So wie auf dem Höhenzuge des sächsischen Erzgebirges und Vogtlandes Tausende von Heimarbeitern der Musikinstrumenten-Industrie ihren Wohnsitz haben, so findet man im Böhmerwald eine andere Industrie, die Hunderten und aber Hunderten von fleissigen Bewohnern Brot gibt — nämlich die Glaswarenfabrikation.

Abb. 1. Tafelaufsatz.
Fabrikat der Firma Wilhelm Kralik Sohn, Kais. Königl. Privileg. Glasfabriken, Eleonorenhain und Ernstbrunn.

Überall gewahrt man, wie sich geschäftige Hände regen und in nimmer ruhendem Fleiss schöne Waren erstehen lassen. In fast allen grösseren Orten finden sich Handelsfirmen, die sich dem Vertrieb dieser, in allen möglichen Formen erstellten Erzeugnisse widmen und in der Hauptsache einen lebhaften Exporthandel nach allen Staaten der Welt betreiben. Sie haben dazu beigetragen, Böhmens Glaswaren-Industrie einen guten, berechtigten Ruf auf dem internationalen Handelsmarkt zu sichern. In der Hauptsache sind es Phantasieartikel, die von dort aus in riesigen Mengen ihren Weg in die Welt nehmen.

Zu den bedeutendsten und

Digitized by Google

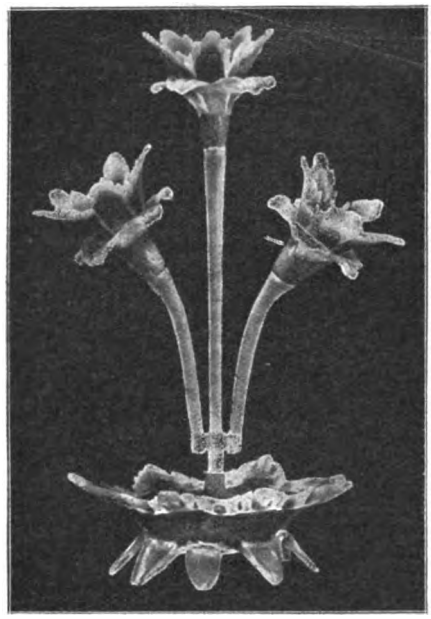


Abb. 2. Blumenständer.
Fabrikat der Firma Wilhelm Kralik Sohn, Kais. Königl. Privileg. Glasfabriken, Eleonorenhain und Ernstbrunn.

ältesten Häusern dieser Art ist unstreitbar auch die Firma Wilhelm Kralik Sohn, Kais. Königl. Privileg. Glasfabriken in Eleonorenhain und Ernstbrunn zu zählen.

Die Firma hat sich aus kleinen Anfängen heraus auf stets aufwärtssteigender Bahn im Laufe von beinahe 100 Jahren zu einem recht beachtenswerten Unternehmen entwickelt. Es werden 24 Beamte und 500 Arbeiter beschäftigt und lässt dies Rückschlüsse auf die Grösse der Werke zu. Die Hauptfabrik befindet sich in Eleonorenhain an der Moldau. Die Zweigfabrik in Ernstbrunn liegt im Bezirk „Krummau" an der Moldau und ist die Bahnstation für Ernstbrunn „Oberhaid" auf der Strecke „Wallern—Prachatitz". Von Oberhaid ist Ernstbrunn per Wagen in einer Stunde zu erreichen. Die Firma befasst sich mit der Herstellung von feinstem Kristall-Schleifglas, Beleuchtungsgläsern in allen möglichen Ausführungen und pharmazeutischen Artikeln in grossen Mengen. Ein Hauptaugenmerk wird auf die Fabrikation von geschmackvollen Services verwandt und in diesem Artikel billigerer Art und auch in allen anderen Luxus- und Gebrauchsartikeln hat die Firma einen recht umfangreichen Exporthandel nach Amerika zu verzeichnen.

Die stets in erneuerter Art gebrachten und den augenblicklichen Geschmacksrichtungen des Publikums angepassten Erzeugnisse in ihren eigenartigsten Formen, in bester Ausführung zu mässigen Preisen, geben der Böhmerwald-Glasfabrikation ein besonders gutes Kennzeichen.

Als Spezialität betreibt die Firma jedoch die Herstellung von Phantasieartikeln in allen nur erdenklichen Formen und Ausführungen. Die in diesem Artikel eingestreuten Abbildungen geben ein rechtes Bild der Vielseitigkeit, die die Firma in der Fabrikation von solchen Phantasiewaren entwickelt. Abb. 1 (S. 11) zeigt einen Tafelaufsatz, einem Baum nachgebildet mit zwei Körbchen, aufblühende Blumen darstellend. Die Ausführung ist in weissem Mattglas mit grüner Blätterranke, die Körbchen in Buntglas erfolgt. Abb. 2 stellt einen Blumenständer mit einer Schale und drei Armen in Form von Tulpenstengeln zur Aufnahme von Blumen dar. Die Ausführung ist in mattem Buntglas erfolgt. In Abb. 3 erblicken wir einen Delphin, dessen geöffneter Rachen das Einstecken von Blumen ermöglicht. In seiner mattweissen Ausführung ist auch dieses Stück ein schöner Schmuck. Die auf einer Leiste vereinigten Stücke stellen vor: Abb. 4 (S. 13) eine moderne Bowle in prachtvoller, heller, durchsichtiger Hochglanzausführung; Abb. 5 (S. 13) eine Jardiniere mit drei Fächern in mattweissem Glas ausgeführt, mit grüner Blätterranke und Krönung des Henkels durch eine schöne farbige Rose, ebenfalls in mattem Buntglas; Abb. 6 (S. 13) stellt eine elegante Schale für Beleuchtungskörper dar. Die Herstellung ist in Mattglas erfolgt und geeignet, das Licht in diskretester Form durchscheinen zu lassen.

Ausser den angeführten Gegenständen werden noch in die Hunderte anderer Muster hergestellt. Die Verschiedenheit des Geschmakkes in den einzelnen Ländern bedingt ein grosses Anpassungsvermögen des Fabrikanten. Der grosse Export, den die Firma nach allen

Abb. 3. Delphin.
Fabrikat der Firma Wilh. Kralik Sohn, Kais. Königl. Privileg. Glasfabriken, Eleonorenhain und Ernstbrunn.

Digitized by Google

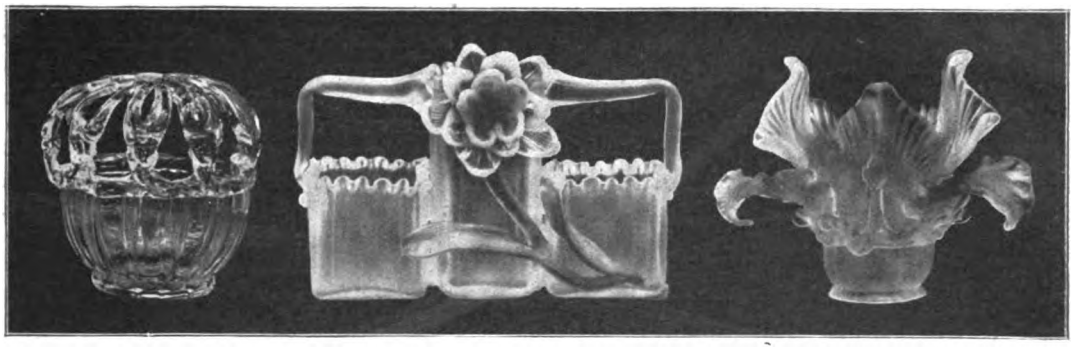


Abb. 4. Bowle. Abb. 5. Jardiniere. Abb. 6. Schale für Beleuchtungskörper.
Fabrikate der Firma Wilhelm Kralik Sohn, Kais. Königl. Privileg. Glasfabriken, Eleonorenhain und Ernstbrunn.

Erdteilen betreibt, zeigt am besten, welch grosser Beliebtheit sich die Phantasieartikel erfreuen. Es ist zu erwarten, dass die Firma auch fernerhin durch ständige Neuschöpfungen sich die vielen Liebhaber ihrer Fabrikate erhält und viele neue Freunde gewinnt.

Gebrauchs- und Ziergegenstände aus Porzellan.

In schwerer, aber erhabener Zeit steht heuer die von der k. k. Regierung privilegierte Porzellan- und Fayencefabrik Springer & Co. in Elbogen in Böhmen im Zeichen des ersten vollendeten Jahrhunderts. Eine selten grosse Zeit für ein solches Jubiläum fürwahr. Gerade vor 100 Jahren, also 1815, war es, als die Anfänge zu dem heute so bedeutend ausgebauten Unternehmen von einem Herrn von Haidinger gegründet wurden.

Stets ist man von Haus aus bemüht gewesen, an führender Stelle zu stehen, und in welch vorzüglicher Weise dies gelungen ist, beweisen die heute noch gesuchten wertvollen Erzeugnisse jener alten Zeit. Aus den Händen der Nachfolger des Gründers ging die Fabrik im Jahre 1873 auf den heutigen Besitzer über und auch die nunmehr veränderte Firma hat es meisterhaft verstanden, sich eine bevorzugte Stellung unter den böhmischen Fabriken zu sichern. Wer heute vom böhmischen Porzellan überhaupt spricht, muss die Firma Springer & Co. mit an erster Stelle nennen, denn in ihr stellt sich gewissermassen der Entwicklungsgang der ganzen Porzellan-Industrie dar. Immer hat die Firma ihren guten Ruf hochgehalten, immer hat sie Initiative gezeigt und ihre Ziele mit Kraft verfolgt. In den letzten Jahren ist sie besonders rührig gewesen und hat durch stil- und materialgerechte Modelle in vollendeter Ausführung ihrem Namen aufs neue einen guten Klang in der ganzen Welt gesichert.

Die hauptsächlichen Erzeugnisse dieser Fabrik sind Gebrauchs- und Ziergegenstände aus Porzellan. Die Mitwirkung vorhandener künstlerischer Kräfte ermöglicht die Produktion erstklassiger Waren. Nicht nur durch die Güte des Porzellans allein überraschen die Tafel- und Kaffeegeschirre wie auch die zahlreichen übrigen verzierten Porzellane, sondern auch durch die in künstlerischer Hinsicht wie auch nach der praktischen Seite hin durchaus einwandfreien Formen.

Die beigegebene Abb. 1 zeigt Teile aus einem Kaffee- und Tafelgeschirr, die durch die ruhigen Formen und den vornehmen Schmuck, Gold mit Schwarz, äusserst ge-

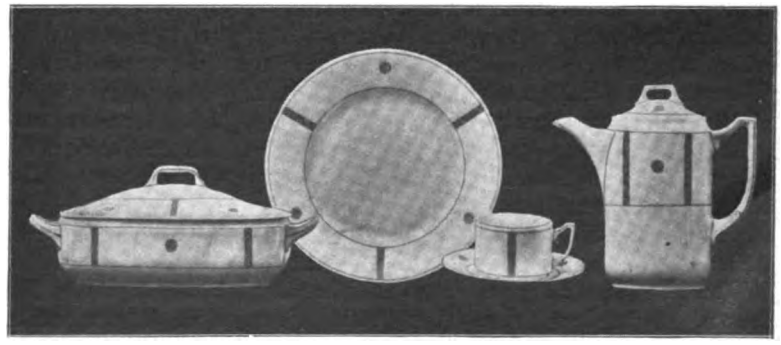


Abb. 1. Teile aus einem Kaffee- und Tafelgeschirr.
Fabrikat der k. k. priv. Porzellan- und Fayencefabrik Springer & Co., Elbogen (Böhmen).

Digitized by Google

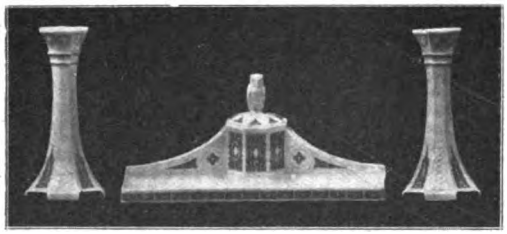


Abb. 2. Schreibzeug mit Leuchter.
Fabrikat der k. k. priv. Porzellan- und Fayencefabrik Springer & Co., Elbogen (Böhmen).

in denen die Firma Vollkommenes leistet. Die Tafel, Abb. 3, lässt gute Schlüsse auf die schöne Wirkung dieser Waren zu.

In stetig steigendem Umfange hat sich die Nachfrage nach den von der Firma Springer & Co. in der unweit des Weltkurortes Karlsbad gelegenen Stadt Elbogen hergestellten Waren vermehrt und man kann wohl sagen, dass die Erzeugnisse dieses Hauses in fast allen Gegenden der Erde schon Liebhaber in grosser Zahl gefunden haben und noch finden werden.

schmackvoll wirkende Gegenstände darstellen.

Einen prachtvollen Schmuck für jedes Herrenzimmer stellt das Schreibzeug mit Leuchter dar (siehe Abb. 2). Die Ausführung des Schreibzeuges und der beiden Leuchter ist in weissem Hochglanz-Porzellan erfolgt. Der ornamentale Schmuck ist in blaugrünem Farbenton gehalten und wirkt sehr vornehm.

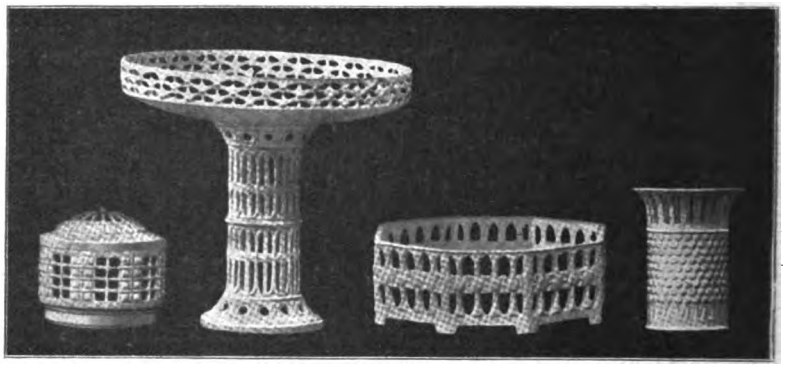


Abb. 3. Keksdose, Obstschale, Jardiniere, Vase aus Steingut in durchbrochener Ausführung.
Fabrikat der k. k. priv. Porzellan- und Fayencefabrik Springer & Co., Elbogen (Böhmen)

Auch der Herstellung von Steingutwaren widmet sich die Firma seit geraumer Zeit und hier sind es hauptsächlich durchbrochene Sachen, Es ist zu hoffen, dass noch viele solcher künstlerischer Waren aus dem böhmischen Kaiserwald ihren Weg in die Welt antreten.

Künstlerische Terrakottawaren.

Unter den verschiedenen Industriezweigen, die seit vielen Jahren in Österreich-Ungarn eine aufmerksame Pflege erfahren, befindet sich die Fabrikation künstlerischer Terrakottawaren. In der Mitte der dreissiger Jahre des vorigen Jahrhunderts fand sich die Terrakottawaren-Industrie u. a. in der Gegend der sächsischen Elbestadt Pirna in grösserem Massstabe vor, wurde jedoch im Laufe der Zeit mehr und mehr elbaufwärts nach Böhmen hinein verpflanzt. In diese Zeit fällt nun die Gründung der Firma Ferd. Maresch, Siderolith-, Terrakotta- und Majolikafabrik in Aussig in Böhmen. Die Gründung wurde im Jahre 1841 von einem Grossvater des heutigen Inhabers, einem Herrn Adolph Bähr, vorgenommen. Nach dem Ableben des Gründers führte die Witwe desselben mit ihrem Schwiegersohne Joh. Maresch das Unternehmen unter der Firma „Bähr & Maresch" fort. Später trat eine weitere Firmenänderung ein, indem der Vater des derzeitigen Inhabers das Unternehmen unter „Joh. Maresch" leitete. Seit dem Jahre 1890 steht Herr Ferd. Maresch an der Spitze des aufstrebenden Werkes. Es vollenden sich demnach in diesem Jahre 25 Jahre, seit die Fabrik unter der Firma „Ferd. Maresch" fabriziert. Eine lebhafte Unterstützung in allen Handlungen findet Herr Maresch durch seinen Sohn Wolfgang Maresch, der seit einigen Jahren Prokurist und Teilhaber ist. Zurzeit steht er als Oberleutnant d. R. im Kampfe gegen die übermächtige Zahl der Feinde.

Dank dem Prinzip, stets gute und künstlerisch vornehme Erzeugnisse herzustellen, ist es der Firma gelungen, nach und nach eine ziemliche Bedeutung in der heimischen Industrie zu erlangen, die sich auch auf die Handelswelt ausserhalb der Monarchie übertragen hat. Der steigende Absatz der formvollendeten Waren brachte eine andauernde Vergrösserung des Betriebes mit sich. Die nach Entwürfen der im Hause lebenden Künstler, der Herren Otto und Lahl, gefertigten Fabrikate jeglicher Art erfreuen sich immer grösserer Beliebtheit in allen Käuferkreisen. In normalen Zeiten beschäftigt die Firma 120 bis 140 Arbeiter, doch ist der Betrieb durch den Krieg teilweise zum Stillstand gekommen. Ein grosser Stamm der Arbeiter konnte jedoch auch weiterhin be-

Digitized by Google

schäftigt werden, da der Umsatz trotz des Krieges recht ansehnlich war, was hauptsächlich auf die vielen neuen Modelle zurückzuführen ist, deren einige den veränderten Zeitverhältnissen besonders Rechnung tragen.

Abb. 1. Garten-Schmuckstück.
Fabrikat der Firma Ferd. Maresch, Siderolith-, Terrakotta- u. Majolikafabrik, Aussig (Böhmen).

Die hier zur Abbildung gelangten Erzeugnisse geben ein anschauliches Bild davon, in wie hohem Masse die Firma produktionsfähig und in der Lage ist, künstlerische Terrakottawaren in den mannigfachsten Ausführungen und für die verschiedenartigsten Verwendungszwecke erstehen zu lassen.

Da sind zunächst die ersten beiden Abbildungen, welche uns Gegenstände zeigen, die man vornehmlich im Garten als Zierstücke zu verwenden pflegt. Die mit Löwentatzen auf einem Sockel ruhende, über 1 m hohe Säule (Abbildg. 1) trägt einen reich mit künstlerischen Ornamenten und einer schönen Reliefborde versehenen grösseren Topf zur Aufnahme herrlicher Rosen oder anderer Gewächse. Der Heinzelmännchen-Schnitter (Abb. 2) ist eine beliebte Gartenfigur, die so recht den zwergenhaften Meister der oft recht prachtvollen Anlagen verkörpert.

Schöne und innig gearbeitete Schmuckstücke für das Heim stellen die weiteren Gegenstände dar. Das Aquarium (s. Abb. 3), auch als Goldfischbecken benutzbar, ist zweifellos geeignet, einem traulichen Eckplätzchen erhöhten Reiz zu verschaffen. Einen zwar eigenartigen, aber nicht minder schönen Wandschmuck geben die ‚Fröhliche Kinderszenen' darstellenden Bilder (siehe Abb. 4) ab.

Die prachtvoll ausgeführte, einem Museumstück nachgebildete Krugvase (siehe Abb. 5, S. 16) scheint uns ein schönes Zierstück namentlich für vornehme Lokale zu sein.

Die schnelle Anpassungsfähigkeit an die Zeit des Weltkrieges hat die Firma in grossartiger Weise bewiesen durch die Fertigstellung von künstlerischen Artikeln, die auf die Ereignisse der grossen Zeit Bezug haben. Ausser Nachbildungen von Geschossen und Geschützen, namentlich der Motorbatterien und der Brummer, sind Büsten der Herrscher der beiden verbündeten Kaiserreiche und bedeutender Heerführer erstanden. In der Abb. 6 (S. 16) wird ein schönes Schmuckstück wiedergegeben, das in keiner deutschdenkenden Familie fehlen dürfte. „Der Treubund" nennt sich das 48 cm hohe figurale Werk, das einen Felsblock mit eingemeisselten

Abb. 2.
Gartenfigur „Schnitter".
Fabrikat der Firma Ferd. Maresch, Siderolith-, Terrakotta- u. Majolikafabrik, Aussig (Böhmen).

Abb. 3. Goldfischbecken.
Fabrikat der Firma Ferd. Maresch, Siderolith-, Terrakotta- u. Majolikafabrik, Aussig (Böhmen).

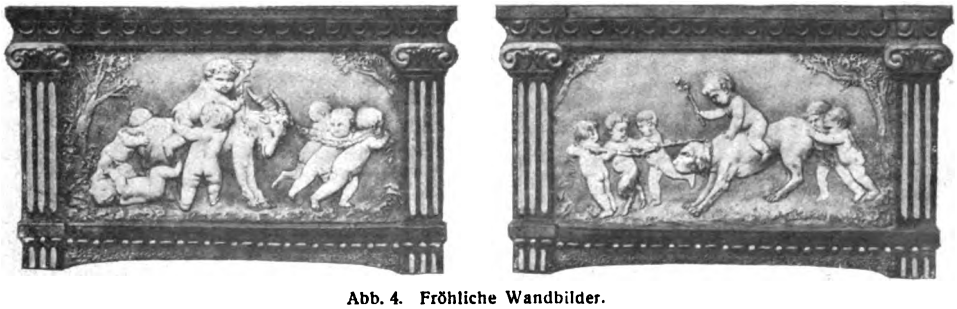


Abb. 4. Fröhliche Wandbilder.
Fabrikat der Firma Ferd. Maresch, Siderolith-, Terrakotta-, und Majolikafabrik, Aussig (Böhmen)

Digitized by Google

Reliefbildern der in echter, wahrhafter Treue miteinander verbundenen Herrscher zeigt. Die angebrachten Jahreszahlen deuten auf den Weltkrieg hin und oben auf dem Felsen stehen, brüderlich umschlungen, zwei Krieger beider Kaiserreiche, in ihrer ruhigen Haltung die Siegeszuversicht verkörpernd.

Abb. 5. Krugvase.
Fabrikat der Firma Ferd. Maresch, Siderolith, Terrakotta- u. Majolikafabrik, Aussig (Böhmen.)

Seit einer Reihe von Jahren unterhält die Firma einen grosszügigen Auslandshandel, der sich immer umfangreicher gestaltet. Wesentlich trägt dazu bei, dass das Haus eigene Musterläger in Amsterdam, Berlin, Hamburg und Wien errichtet hat. Die berühmte Leipziger Messe wird von der Firma dauernd mit immer neuen, zum Kauf anregenden Mustern beschickt und hier wird so manchem schönen Stück ein grosses Absatzgebiet erschlossen.

Zahlreiche Vertreter in allen übrigen Staaten der Welt sorgen dafür, dass die Waren überall schnell zu haben sind und den Liebhabern ausgeliefert werden können.

Sicherlich sind die sauber gearbeiteten Gegenstände berufen, die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auch in Zukunft auf sich zu lenken.

Abb. 6. „Der Treubund".
Fabrikat der Firma Ferd. Maresch, Siderolith-, Terrakotta- u. Majolikafabrik, Aussig (Böhmen).

Moderne Kriegsabzeichen.

Der Beginn des grossen Weltkrieges liess alles Leben in jenem Teil der heimischen Industrie, die sich vornehmlich mit der Erzeugung von Schmuck- und Luxusgegenständen befasst, plötzlich erlahmen, ja in manchen Fällen gänzlich stocken.

In den meisten Betrieben herrschte eine Stille wie in der Kirche, nur ab und zu wurde diese Ruhe unterbrochen von einem zaghaften Hämmern und Feilen, was sich wie etwas aus vergangener Zeit anhörte. Kein Wunder! War es doch für Jeden — Hersteller, Verkäufer und das kaufende Publikum — selbstverständlich, dass sie der Krieg jedweder Möglichkeit beraube, diese Waren, für die natürlich keine Nachfrage vorhanden war, in den Handel zu bringen.

Doch diese Anschauung erwies sich, wie so viele in diesem gewaltigen Kriege, als falsch. Aus eigenem Interesse, ganz ohne fremdes Zutun, verlangte schliesslich das Publikum nach sichtbaren Zeichen seines Denkens und Fühlens in der grossen Zeit.

Der kriegerische Geist, die Liebe zum Vaterlande, zum Herrscherhause, zu den Führern, die Opferwilligkeit und freudige Hingabe von Gut und Leben — alle diese mächtigen Regungen suchten nach einer Ausdrucksmöglichkeit, nach einem Sinnbild, das die Gesinnung stetig, deutlich und doch mit Ruhe zur Schau bringt. Und so kam es, dass — anfangs zaghaft, dann immer rascher und kühner — ein Abzeichen dem anderen auf dem Markt folgte und willige, ja freundliche Aufnahme fand.

Aus den einfachsten Anfängen hat sich dieser Industriezweig immer besser in der Richtung von wirklicher Schönheit und gewähltem Geschmack entwickelt und es ist eine sehr erfreuliche Tatsache, dass auch künstlerische Ziele sieghaft darin zum Durchbruche kommen.

Nicht alle auf den Markt gebrachten Erzeugnisse dieser Art entsprachen den Anforderungen, die man an einen Schmuck stellt. Die Veredelung des Kunstgewerbes ist immer zu begrüssen, und wenn wir einige Abbildungen von hervorragenden Erzeugnissen der Firma Gebrüder Jäger in Gablonz a. N. bringen, so tun wir es, weil wir glauben, dass diese stilvollen und zeitgerechten Schöpfungen bei unserer Leserschaft eine aufmerksame Beachtung finden werden, die sie verdienen.

Die Firma Jäger, die in diesem Fache eine der ersten Stellen einnimmt, erzeugt diese und hunderterlei andere Abzeichen in den verschiedensten Herstellungsarten, z. B. Metall in Altsilber, vergoldet und versilbert, auch in Verbindung mit den berühmten Gablonzer

Digitized by Google

Simili-Brillanten oder grossen farbigen Glassteinen, mit Galalith usw. Der neuen Geschmacksrichtung, Schmuck in Email zu tragen, kommt die Firma mit künstlerischem Feinsinn entgegen und schafft gerade in diesem Zweig Erzeugnisse, die in ihrer sorgfältigen Ausführung eine wirkliche Zierde sind und von den feinsten Damen mit Wohlgefallen getragen werden können. Ein ruhiger, vornehmer Stil, der jetzigen ernsten Zeit angepasst, spricht daraus. Wie eine wohltuende Übereinstimmung mit allem, was das Herz belebt lebhaftem Interesse verfolgt und die Erzeugnisse fanden das uneingeschränkte Lob und die aufrichtigste Anerkennung Sr. Majestät.

Der Absatz erfolgt zumeist nur an Exporteure und Grossisten und man kann wohl sagen, dass die künstlerischen Erzeugnisse der Firma in allen Teilen der zivilisierten Welt zu finden sind. Leider ist nur zu oft bemerkt worden, dass man dort die Waren unter Pariser oder Londoner Herkunftsmarke angepriesen und verkauft hat.

Einen Beweis von der nie ruhenden Schöp-

Moderne Kriegsabzeichen.
Hergestellt in den künstlerischen Werkstätten der Firma Gebrüder Jäger in Gablonz a. N. (Böhmen).

und beschwert, wirken diese sinnigen Zeichen des Krieges, die auch für die Zukunft historische Merkmale bleiben werden.

Die modern eingerichteten Betriebsräume der Firma Gebrüder Jäger sind mit allen erforderlichen Maschinen neuester Konstruktion ausgestattet. Es wurden beiläufig 400 Arbeiter (gegenwärtig 300) beschäftigt, so dass das Unternehmen zu den bedeutendsten und vorgeschrittensten seines Faches zählt, in welchem sonst das Hausgewerbe noch eine grosse Rolle spielt.

Vor einigen Jahren wurde der Betrieb von Sr. Majestät Kaiser Franz Josef I. besichtigt. Die Fabrikation und Manipulation wurde mit fungsfreude gibt die allgemeine Kollektion der Firma, welche Broschen, Krawattennadeln, Hutnadeln, Anhänger, Kolliers, Ohrringe, Ringe, Haarschmuck usw. umfasst und die hohe Zahl von mehr als 20 000 verschiedenen Mustern enthält. Die dauernden Neuerscheinungen und Umwälzungen in der Geschmacksrichtung lassen das Auflegen eines Kataloges als nicht lohnend erscheinen, dagegen ist die Firma gern bereit, Muster gegen Voreinsendung eines geringen Betrages zur Verfügung zu stellen.

Die vielseitige Korrespondenzmöglichkeit in englischer, französischer, italienischer und spanischer Sprache dürfte zur wesentlichen Erleichterung des Verkehrs viel beitragen.

Digitized by Google

Kriegsfiguren aus Holz.

Tirols weit über die Grenzen des Landes hinaus bekannte Holzschnitzwaren-Industrie feiert nicht etwa jetzt in der Zeit des Weltkrieges, nein, in einer schnellen und schönen Art hat man sich den veränderten Verhältnissen untergeordnet.

Ein typischer Fall der Anpassungsfähigkeit an die heutige sturmumbrauste Zeit ist von der „Produktiva" Werkstättenvereinigung für kirchliche Kunst in St. Ulrich in Gröden (Tirol) erbracht worden.

Um ihre Leute beschäftigt zu erhalten, brachte sie unter anderem eine Reihe aus Holz geschnitzter Soldatenfiguren heraus, die in der einheitlichen Grösse von 40 cm hergestellt werden.

K. K. Infanterist.
Holzschnitzfigur, hervorgegangen aus den Werkstätten der „Produktiva" Werkstättenvereinigung für kirchliche Kunst in St. Ulrich (Gröden), Tirol.

Das hierneben veröffentlichte Bild veranschaulicht eine solche Figur, einen österreichisch-ungarischen Infanteristen darstellend. Auf der K. K. Kriegsfürsorge-Ausstellung in Wien fanden diese Figuren in ihren verschiedenen Herstellungsarten als Infanterist, Landsturmmann mit Vollbart, deutscher Soldat usw. viel Beifall und Liebhaber.

Die Figuren bilden jedenfalls ein wirklich hübsches, originelles Stück Handschnitzerei und sind reizende Andenken an die grosse Zeit.

Deutsche Export-Industrie

Praktische Handlaternen und Hauslampen für Acetylenbeleuchtung.

Die Kriegszeit, die nun fast seit Jahresfrist Europa in Spannung hält, hat auch grosse Umwälzungen in der Industrie mit sich gebracht. Neue Fabrikationsweisen wurden geschaffen und in ganz hervorragender Art hat sich besonders die deutsche Industrie den neuerstandenen Verhältnissen anzupassen gewusst.

Die Zeit der Petroleumnöte lenkte naturgemäss das Interesse der Verbraucher auf Ersatzmittel und Behelfswerkzeuge in der Beleuchtungsbranche. Auch hier ist deutscher Erfindergeist rastlos seinen Weg gegangen und hat wertvolle Hilfsmittel geschaffen.

Namentlich ist es hier die rühmlichst bekannte Fahrrad- und Automobillaternenfabrik Herm. Riemann in Chemnitz-Gablenz, die sofort einige bemerkenswerte und praktische Neuerungen auf den Markt gebracht hat. Es handelt sich da zunächst um eine in kleineren Dimensionen gehaltene Taschenlaterne, die sich bequem in der Rock- oder Manteltasche unterbringen lässt. Für Jäger auf Pirschgängen, für Offiziere bei nächtlichen Märschen zum Kartenlesen, für Polizeibeamte, für Beamte und Arbeiter, die in der Dunkelheit oft lange Wege zur Arbeitsstätte zurückzulegen haben, ist sie gleich wertvoll und nutzbringend in der Anwendung. Aber auch im Bergbau ist diese Taschenlaterne als Arbeitslampe verwendbar, jedoch nur dort, wo Sicherheitslampen nicht erforderlich sind. Diese Hand- und

Digitized by Google

Taschenlaternen sind aus starkem Messingblech, kräftig und dauerhaft gearbeitet und erhalten durch eine hochfeine Polierung und saubere Vernickelung ein angenehmes Äussere. Der Karbidbehälter ist mit Schraubverschluss, herausnehmbarem Tropfrohr und Federboden zum Niederhalten des Karbids versehen. Der jederzeit auswechselbare Spitzbrenner, ohne jedes Bindemittel sicher und gasdicht sitzend, gestattet eine gute Lichtwirkung bei einem Gasverbrauch von 5 Liter stündlich. Abb. 1 zeigt eine solche Laterne, versehen mit Metalltüren, die ein bequemes Abblenden des Lichtes gestatten. Ferner sind Handgriffe angebracht, die bei Nichtgebrauch glatt an den Laternenkörper angelegt werden können. Ausserdem besitzt diese Laterne einen breiten Haken, der ein Einstecken in den Gürtel, in das Knopfloch oder in den Stiefelschaft ermöglicht. Durch Anbringen eines Loches am oberen Ende des Hakens ist dafür gesorgt, dass man die Laterne auch aufhängen kann. Der Tragbügel ist ebenfalls umlegbar. Die ganze Laterne ist nur 18 cm hoch, der Durchmesser beträgt 5—6 cm und das Gewicht schwankt in den mannigfachen Ausführungen zwischen 270—375 Gramm. Abb. 2 zeigt die neue Laterne mit geschlossenen Blendentüren fix und fertig zum Einstecken in die Tasche.

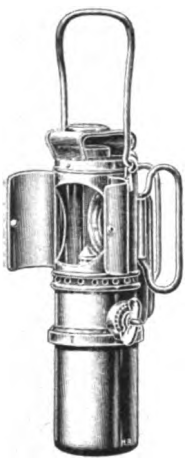


Abb. 1. „Germania". Acetylen-Taschenlaterne mit Metalltüren, anlegbaren Handgriffen u. Tragbügel.

Die Firma hat es jedoch nicht bei der Neukonstruktion dieser Taschenlaternen bewenden lassen, sondern hat auch neuartige Tischlampen für Acetylenbeleuchtung geschaffen.

Es sind, wie aus der wirkungsvollen Ankündigung auf der 3. Umschlagseite zu ersehen ist, Lampen in den verschiedensten Gebrauchsformen hergestellt worden. Da sind zunächst Tischlampen konstruiert worden, die in ihrer Äusserlichkeit keine wesentliche Abweichung von den sonst üblichen Lampen dieser Art zeigt. An der Stelle, die sonst für die Aufnahme des Petroleums bestimmt ist, befindet sich das Wasserbecken mit dem Tropfrohr, das zum Karbidbehälter im Fusse der Lampe führt.

Die Firma hat jedoch auch dafür gesorgt, dass sogar eine gewöhnliche Petroleumlampe sofort für Acetylenbeleuchtung eingerichtet und in Benutzung genommen werden kann. Es bedarf nur des Aufsetzens des besonderen Brenners, und nachdem der Entwicklerkessel neben die Lampe gestellt und die Verbindung durch einen Gummischlauch hergestellt ist, kann die Lampe sofort entzündet werden.

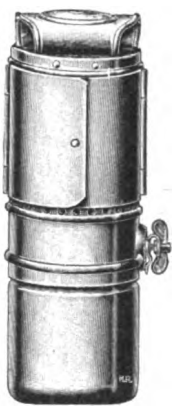


Abb. 2. „Germania". Acetylen-Taschenlaterne. Metalltüren geschlossen.

Nicht nur Tisch-, also Standlampen fabriziert die Firma, nein auch Hänge- und Wandlampen werden in gleich präziser und praktischer Ausführung hergestellt. Sämtliche vorstehend beschriebenen Handlaternen und Lampen tragen den der Firma gesetzlich geschützten Namen „Germania".

Es ist zu erwarten, dass sich diese Neukonstruktionen bald in aller Welt einführen werden, um so mehr, als trotz der soliden Ausführung die Preise recht mässig zu nennen sind.

Die Donauschiffahrt während des Krieges. Hierüber schreibt die Süddeutsche Donau-Dampfschiffahrtsgesellschaft in München in ihrem Geschäftsbericht folgendes:

Unter besonders günstigen Auspizien war Anfang März die Schiffahrtssaison 1914 eröffnet worden. Die Hemmnisse, die nach Beendigung des Balkankrieges einem Aufschwunge des Wirtschaftslebens anfänglich noch entgegengewirkt hatten, waren glücklich überwunden und eine lebhafte Steigerung des Exportverkehrs nach den unteren Donaustaaten war die unmittelbare Folge der eingetretenen Veränderungen. Gleichzeitig in erheblichem Umfange einsetzende Verschiffungen von Getreide, Mais und Mahlprodukten, die, hauptsächlich aus Rumänien und Ungarn kommend, ihren Weg nach Österreich und dem Deutschen Reiche nahmen, ermöglichten eine entsprechende

Digitized by Google

Ausnützung der Fahrbetriebsmittel auch in der Bergrichtung, so dass das erste Halbjahr 1914 mit einem wesentlich günstigeren Ergebnisse abschliessen konnte als die gleiche Periode des Vorjahres. Den berechtigten Erwartungen, mit denen Ende Juni noch dem weiteren Verlaufe der Schiffahrtssaison entgegengesehen werden durfte, setzte der Ausbruch des Weltkrieges ein jähes Ende. Naturgemäss mussten die Bemühungen der Gesellschaft zunächst darauf gerichtet sein, die auf der unteren Donau befindlichen Fahrzeuge in Sicherheit zu bringen, was auch, soweit es die Umstände überhaupt möglich machten, gelungen ist. In den Monaten August und September stockte der Verkehr fast gänzlich. Mit dem allmählichen Schwinden jener Unsicherheit und Unorientiertheit, von der zu Beginn des Krieges Handel und Wandel ergriffen waren, und mit der fortschreitenden Anpassung des Wirtschaftslebens an die neuen Verhältnisse, trat auch wieder eine kleine Belebung des Verkehres in Erscheinung. Die diesbezüglichen Bestrebungen des Handels fanden seitens der Gesellschaft die tunlichste Förderung, indem vor allem trotz der wesentlich gesteigerten Betriebskosten Erhöhungen der Frachtraten nicht vorgenommen wurden. In der Hauptsache wickelte sich der Verkehr nur innerhalb der Grenzen der österreichisch-ungarischen Monarchie ab. Denn mit Rumänien und Bulgarien war infolge der Sperrung der serbischen Donaustrecke ein solcher auf dem Schiffswege überhaupt unmöglich, und auch der Wechselverkehr zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn war durch die bestehenden mannigfachen Ausfuhr- und Durchfuhrverbote auf wenige Güterarten beschränkt. Ein besonderes Augenmerk wendete die Gesellschaft den Verschiffungen von Getreide- und Mahlproduktensendungen aus Ungarn zu, die für die Zwecke der Versorgung der meisten österreichischen Kronländer, sowie vor allem auch der Stadt Wien bestimmt, in den letzten vier Monaten des Betriebsjahres zur Abwicklung gelangten.

Der Eisenerzbergbau Oberschlesiens. In früheren Zeiten erreichte der Bergbau auf Brauneisenerz in Oberschlesien mit einer Produktion von annähernd dreiviertel Millionen Tonnen einen gewaltigen Umfang. Über 4000 Arbeiter waren beschäftigt, um diese Menge zu fördern, womit man in der Lage war, fast den gesamten Schmelzmaterialbedarf der oberschlesischen Hochöfen zu decken. Heute geht er seinem Ende entgegen, wenigstens im Bezirk südlich von Tarnowitz, der früher das Hauptrevier darstellte. Allein in den letzten 20 Jahren ist eine Verringerung der Produktion auf den dritten Teil eingetreten. Die Ablösung des Eisenerzbergbaues im Süden von Tarnowitz erfolgt schon seit geraumer Zeit durch eine andere Industrie. Es handelt sich um die Gewinnung von Hochofendolomiten und rückstandsarmen, magnesiareichen Stahlwerksdolomiten. Die oberschlesischen Hütten haben sich an den Vorräten bereits Anteile zu sichern gewusst. Die Förderung nimmt ständig an Umfang zu. Die Menge der gewonnenen, für den Thomas- und Martinprozess in neuester Zeit mit besonderer Vorliebe verwendeten reinen Dolomiten, die in Zukunft an Ort und Stelle gebrannt und gemahlen werden sollen, wird alsbald die Produktionsziffer des Brauneisens erreichen. Der oberschlesische Brauneisenerzbergbau dürfte sich künftighin auf den Norden von Tarnowitz beschränken. Ein reicher Erzvorrat steht dem vorübergehend eingestellten Georgenberger Erzbergwerk „Julius" zur Verfügung. Trotz ungünstiger Abbauverhältnisse erreichte dieses Bergwerk doch bereits eine Tagesförderung von 75 Tonnen. Das Bergwerk „kons. Florasglück" bei Bibiella hat ebenfalls bedeutende Mengen von Erz in guter Beschaffenheit liegen. Eine recht beträchtliche Förderung dürfte also hier auf noch lange Jahre hinaus gesichert sein. Im Norden von Tarnowitz, hauptsächlich nördlich und westlich Georgenberg, scheinen noch grosse Flächen mit Brauneisenerz in abbaulohnender Menge vorhanden zu sein. Weitere Bohrungen in diesen mit systematischen Untersuchungsarbeiten recht vernachlässigten Gebieten dürften im Hinblick auf die der Erschöpfung entgegengehenden Süd-Tarnowitzer Bergwerke sehr zu empfehlen sein, um den Bedarf der nahen Eisenhütten an Schmelzmaterial in ausgiebiger Weise decken zu können. Wenn auch der Eisengehalt der mulmigen, rückstandsreichen oberschlesischen Brauneisensteine nicht immer hoch ist, so hat doch anderseits das zur verbrauchenden Industrie günstig gelegene Erz auch seine Vorzüge (manganreich, phosphorfrei und billig), die manchen Nachteil ausgleichen. Diese Gebietsteile, nördlich von Tarnowitz, verdienen ernste Beachtung bei einer weiteren Erschwerung und eventuellen Störung in der Zufuhr von ausländischen Eisenerzen, die neben den Siegerländer Spateisensteinen den Hauptanteil stellen.

Preiserhöhung für Bleiweiss, Bleifabrikate und Bandeisen. Seit dem 10. Juni ist seitens des Bleiweisssyndikates ein Aufschlag auf die bisherigen Preise in Wirkung gebracht worden. Der Aufschlag beträgt 2 M. per 100 kg und ist auf das Steigen der Preise für Rohblei in letzter Zeit zurückzuführen. Die bisherige Spannung zwischen Pulver- und Ölbleiweiss bleibt unverändert bestehen. Die Verkaufspreise für gepresste und gewalzte Bleifabrikate wurden seitens der Verkaufsstelle ebenfalls erhöht, und zwar um 2 M. für den Doppelzentner. Für Grossistenabschlüsse im Umfange von wenigstens 20 Tonnen stellt sich der Grundpreis nunmehr auf 63,50 M. einschliesslich Verpackung.

Auch die Bandeisenwerke haben eine Erhöhung der Preise für Bandeisen um 10 M. pro Tonne vorgenommen, vorläufig gilt dieser Aufschlag für alle Abnahmeabschlüsse bis 30. September. Die Tonne kostet also jetzt 160 M. Der Aufschlag ist als eine Folge der Erhöhung der Halbzeugpreise seitens des Stahlwerksverbandes anzusehen.

Digitized by Google

Die Geschäftslage des Stahlwerksverbandes. Die Juni-Hauptversammlung beschäftigte sich u. a. damit, den Mitgliedern eingehende Aufklärung über die gegenwärtige Lage des Geschäftes in den einzelnen Zweigen zukommen zu lassen. Demnach hat sich in

Halbzeug

auf dem Inlandsmarkte gegenüber dem vorigen Monat nur wenig geändert. Die Beschäftigung hielt sich auf der bisherigen Höhe. Im Verkauf wurde infolge der gesteigerten Selbstkosten eine Erhöhung der Preise für nötig befunden. Für das dritte Vierteljahr ist daher der Verkauf nur gegen eine Preiserhöhung von 5 M. pro Tonne freigegeben worden. Das Auslandsgeschäft erfuhr, wohl infolge der neuerlichen politischen Verwicklungen, eine weitere Einschränkung. Betreffend dem

Eisenbahnoberbaumaterial

ist insofern Günstiges zu berichten, als die württembergische Staatsbahn ihren Hauptbedarf für 1916 aufgegeben hat und dieser die Menge des Vorjahres um einige Tausend Tonnen übertrifft. Gleichwohl soll hier nicht unerwähnt bleiben, dass der Bedarf gegen die Menge der früheren Jahre noch etwas zurückbleibt. Die Anmeldungen des Bedarfes der übrigen deutschen Staatsbahnverwaltungen stehen dagegen noch aus. In der Berichtszeit konnten aus dem neutralen Ausland eine Reihe nicht unerheblicher Aufträge hereingenommen werden. Im Rillenschienengeschäft trat keine Änderung ein, es blieb weiter ruhig. Der Absatz in Grubenschienen im Inland befriedigte. Der Auslandsmarkt hatte keine Änderung zu verzeichnen. In

Formeisen

ist der Inlandsabsatz gegenüber dem Vormonat zurückgeblieben. Die ruhige Lage des Baugeschäftes lässt eine Aussicht auf eine Steigerung des Auftragseinganges zurzeit nicht zu. Für das dritte Vierteljahr werden Verkäufe nur gegen eine Preiserhöhung von 10 M. pro Tonne freigegeben, was mit den höher gewordenen Selbstkosten in Einklang zu bringen ist. Die Lage am Auslandsmarkt zeigt keine Veränderung, abgesehen von einer kleinen Erhöhung des Absatzes im Monat Mai.

Ausfuhrverbots-Ergänzungen. Es wurde verboten die Ausfuhr und Durchfuhr von Konservengläsern allerart; Bandeisen (Bandstahl), kalt gewalzt oder gezogen, auch mit glänzender oder spiegelnder Oberfläche, der Nummern 798 und 799 des Zolltarifs; Quadrateisen; ausgebrauchter Gasreinigungsmasse; Misch- und Knetmaschinen; Eisenbahnradsätzen und Teilen davon. Das Verbot betr. die Ausfuhr und Durchfuhr von Maschinen zur Anfertigung von Feld- und Armeekabeln wurde ausgedehnt auf Maschinen zur Anfertigung von isolierten Leitungen und Kabeln allerart. Aufgehoben wurde dagegen die Ausfuhr und Durchfuhr von Rohren und Rohrenformstücken aus nicht schmiedbarem Guss gemäss der Ziffern 778 und 779 des Zolltarifs.

Das Aus- und Durchfuhrverbot für Kautschuk und Waren daraus hat eine neue Fassung erhalten. Es ist demnach jetzt verboten die Ausfuhr und Durchfuhr von: Kautschuk, Guttapercha und Balata in rohem oder gereinigtem Zustande, desgleichen Ölkautschuk und andere Kautschuk-Ersatzstoffe der Nr. 98 des Zolltarifs, inbegriffen die Abfälle und abgenutzten Stücke von Waren aus diesen Stoffen, Kautschuk- und Guttaperchakitt, Kautschuköl und sämtliche Kautschukwaren des 7. Abschnitts (die Nrn. 570 bis 586) des Zolltarifs, Kinderspielwaren aus Kautschuk und alle übrigen Gegenstände in wesentlicher Verbindung mit Kautschuk, ausgenommen der im 5. Abschnitt, Unterabschnitt H des Zolltarifs, namentlich in Nr. 522 aufgeführten Waren, soweit sie nicht wie Mäntel und Umhänge bereits als Heeresausrüstungsgegenstände verboten sind.

Eine weitere Verfügung verbietet die Ausfuhr von Südfrüchten, Gewürzen, Getränken aus Fruchtsäften, Obstweinen, Fruchtsäften zur Bereitung von Getränken, Himbeeressig, Honig, auch Kunsthonig und Honigpulver. Auch die Aus- und Durchfuhr von Geflechten aus Eisen- und Stahldraht sowie von Maschinen zur Herstellung dieser Geflechte ist neuerlich verboten. Stahlmagnete jeglicher Art dürfen ebenfalls nicht mehr ausgeführt werden.

Ausdehnung der schweizerischen Ausfuhrverbote. Der Bundesrat dehnte das Ausfuhrverbot auf weitere Artikel aus, darunter Tabakblätter, Tabakrippen, Tabakstengel, Naturwein bis zu 15prozentigen Alkoholgehalt, Weinmost in Fässern, Baumwollabfälle, eiserne Nägel für Bergschuhe, Kugellager aus Eisen und Stahl, vorgearbeitete und fertige Waren mit Einschluss von Röhren aus folgenden Metallen oder deren Legierungen: Kupfer, Blei, Zink, Zinn und Nickel; ausgenommen bleiben Maschinen und mechanische Geräte, Fahrzeuge, Uhren und Instrumente und Apparate aus diesen Stoffen. Ferner wurde verboten die Ausfuhr von Instrumenten und Apparaten für Medizin und Chirurgie, Fieberthermometern und Gläsern zu solchen, Gerbstoffen aller Art, pflanzlichen und tierischen Rohstoffen und Produkten zu pharmazeutischem Gebrauch, ferner eine Anzahl von Rohstoffen für die chemische Industrie, verarbeitete Harze aller Art, Hilfsstoffe für Anilinfabrikation, Anilin, Anilinöl, Anilinsalz und Anilinverbindungen zur Farbenfabrikation, Wichse aller Art und elektrische Taschenlampen.

Bulgarien hebt verschiedene Ausfuhrverbote auf. Nach hier eingegangenen Meldungen aus Sofia hat der Ministerrat eine Verfügung erlassen, durch die die Ausfuhr von Mais und Hafer, der 1914er Ernte entstammend, sowie ferner von Schweineschmalz und Speck wieder gestattet wird.

Weitere Erhöhung der Preise für Draht und Drahtfabrikate. Nachdem der Walzdrahtverband am 21. Juni die Verkaufspreise um 5 M. pro Tonne hinaufgesetzt hatte, hat nunmehr die

Digitized by Google

Preiskonvention für Drahtverfeinerungsprodukte beschlossen, mit sofortiger Gültigkeit die Verkaufspreise um 10 bis 15 M. pro Tonne für alle Geschäfte zur Lieferung bis 30. September zu erhöhen. Danach kosten jetzt Drahtstifte 180 M. (bisher 170 M.), blanker Handelsdraht 170 M. (bisher 160 M.), Stiftedraht 167,50 M. (bisher 157,50 M.). Verzinkter Draht wurde mit Rücksicht auf die neuerliche Steigerung der Rohzinkpreise um 15 M. pro Tonne erhöht, und stellt sich jetzt auf 215 M. (bisher 200 M.).

Die Leipziger Herbstmesse (Michaelismesse genannt), wird auch in diesem Jahre trotz des Krieges stattfinden und zwar in der Zeit vom 29. August bis 19. September. Die Musterlagermesse (umfassend keramische Fabrikate, Metallwaren, Luxus- und Sportartikel usw.) nimmt davon die erste Woche ein. Wie früher, so werden wir auch diesmal in unserer nächsten Ausgabe in eingehenden Ausführungen uns mit dieser Veranstaltung befassen.

Trübes und schmutziges
Fluss- oder Grabenwasser
wie es auf Märschen angetroffen wird, wird durch Anwendung von
Berkefeld-Filtern
in genussfähiges, bekömmliches u. kristallklares
Trinkwasser
verwandelt.

Berkefeld-Filter filtrieren **keimfrei.**
Vorbeugungsmittel gegen Seuchengefahr.
Leicht transportabel — überall anwendbar.
Direkter Versand ins Feld!
Gutachten zur Verfügung. Preislisten umsonst und postfrei.
BERKEFELD-FILTER Ges. m. b. H.
Celle 22, Hann.

= Bahr's = Normograph
Schrift-Schablonen. D.R.P. Auslandspat.
Von all. grossen Firmen des In- und Auslandes
anerkannt bester Beschriftungsapparat
für Zeichnungen, Pläne, Plakate usw. Über 160000 im Gebrauch. Glänzend begutachtet. — Prospekt kostenlos.
P. Filler, Berlin S. 42, Moritzstr. 18.

Werner & Pfleiderer
Cannstatter
Misch-u. Knet-Maschinen
Dampf-Backofen-Fabrik
Cannstatt-Stuttgart

Komplette Einrichtungen für
Lebensmittel und Chemie
Patente in allen Ländern
167 Höchste Auszeichnungen.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig. :: Durch alle Buchhandlungen.

139 Haupt- und 161 Nebenkarten auf 207 Kartenseiten nebst alphabetischem Namenverzeichnis.

Andrees Allgemeiner Hand-Atlas
Jubiläums-Ausgabe.

Fünfte, völlig neubearbeitete u. vermehrte Auflage.
Neuer revidierter Abdruck 1912.

Herausgegeben von Professor A. Scobel. 28 Mk. vollständig. Elegant gebunden 32 Mk.

(Ältere Auflagen des Andreeschen Handatlas oder beliebige andere alte Handatlanten werden im Umtausch gegen die neueste Auflage zurückgenommen und mit 10 Mk. vergütet.

Diese neue 5. Auflage hat als Jubiläums-Ausgabe eine völlige Neugestaltung und Verjüngung erfahren und darf als eine unerreichte Musterleistung kartographischer Kunst angesprochen werden. Sowohl die grossen Veränderungen der letzten Jahre auf dem Gebiete der politischen Geographie als auch die gesteigerten Bedürfnisse der modernen Handels- und Wirtschaftsinteressen haben in dieser Neubearbeitung in einem Masse Berücksichtigung gefunden, wie es kein anderer Handatlas der Welt aufweisen kann. Ein alphabetisches Namenverzeichnis von über 250000 Namen ermöglicht die sofortige Auffindung jedes Ortes.

Digitized by Google

Feine Holzschnitzwaren
Ed. Binder & Co. Brienz X Schweiz
Andenken-Artikel für Kurorte. Kunstschnitzerei u. feine Möbel. Illustrierter Katalog gratis.
Messe Leipzig: Dresdner Hof 452/5.

Papierpleureusen!
Spielwarenfabrik Rich. Ernst, Leipzig-Lindenau 20.

Bei
Anfragen
und
Bestellungen
bitten wir auf
Velhagen & Klasings Export-Anzeiger
Bezug zu nehmen.

KLISCHEE-FABRIKATION
Buch- und Kunstdruck
Lithographie Steindruck
C. SCHÖNERT
LEIPZIG / 94
Graphische Kunstanstalt

Prospekte gratis u. franko.

Deckenarmpendel
feststellbar auf jeden Punkt einer Kreisfläche von 2—3 m.
Unentbehrlich für Arbeitsräume, Werkstätten, Kontore, Druckereien usw.
Fabrikation von Werkzeugen für Graphik, Bildhauer, Indikatoren, harmon. Analysatoren, Tachometer, Mikroskopierlampen usw.
Gebrüder Stärzl, München.

Straussfedern
garantiert echt, fertig auf den Hut ½ m lang 15 cm breit 2 M., 18 cm breit 4 M., 20 cm breit 10 M., 25 cm br. 15 M., 30 cm br. 30 M., ¾ m lang 50 bis 75, 1 m l. b. 100 M. Versand auch kl. Post. n. d. Ausl. geg.

Vereins. d. Betrag. Ill. Preisl. auch ü. Boas, Stolen, künstl. Blum. usw. gratis. Offert. üb. rohe Federn, Paradiesvög., Reiherfed. Gräser. Palmen usw. erbet. H. Hesse, Dresden, Scheffelstr. Gegr. 1893.

Elektro-Kriegslaternen. — 1 Jahr — Stets bereit. Morsezeich. in Farbenlicht, rot, gelb, blau, grün. Preislage 6—30 M. Sol. Ausf., keine Marktware. All. Verfertiger Gustav Remus, Halle a. S.

Deutsche im Auslande! Kaufet stets bei der hochentwickelten deutschen Export-Industrie!

Deutsche Export-Industrie — Bezugsquellen

Fehlende Bezugsquellen weist Velhagen & Klasings Export-Anzeiger in Leipzig, Hospitalstrasse 27, unentgeltlich nach. Jede Anfrage unserer Abonnenten und Freunde wird sachgemäss und sorgfältig erledigt.

Druck-Farben
in anerkannt feinsten Qualitäten für alle Zweige der graph. Industrie fabrizieren
Dr. Lövinsohn & Co., Friedrichsfelde-Berlin.

Einrichtungen Essenzen Extrakte zur **alkoholfreien Getränke-Fabrikation** liefert **Willy Zander, G. m. b. H., Halle a. S.**

S. J. ARNHEIM
BERLIN N 20
Hofkunstschlosser S. M. d. Kaisers u. Königs

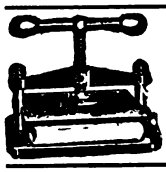
Älteste u. größte Specialfabrik
GELDSCHRÄNKE
TRESORBAU
SAFES
Gegr. 1853

Digitized by Google

Deutsche Export-Industrie — Bezugsquellen

Fussbodenbelag PYROFUGONT
fugenlos, ca. 2 Millionen □m im Gebrauch.
Brüssel 1910 :: Dresden 1911
Höchste deutsche Auszeichnungen der Branche.
Material exportiert und Lizenzen verkauft
Schleicher-Fussboden- & Tekton-Werk G. m. b. H., München XXIII.

Reisekoffer, Kofferbügel, Holzbiegerei-Artikel
liefert **C. H. Schönherr,**
Koffer- und Kisten-Fabrik, Holzbiegerei
Lauterbach I. Erzgeb.

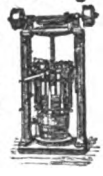


Kopierpressen
in Gusseisen und Schmiedeeisen
liefern billigst
Aalwerke Heinr. Rieger & Söhne, Aalen, Württb.

Braunschweiger Malz-Extrakt
Marke **H-C-F.** **Mumme-**
als Nähr- und Heilmittel beliebt und bekannt.
Näheres durch: **H. C. F. Hettelbeck, G. m. b. H., Braunschweig.**

Malz-Extrakt.

Grösste Spezialfabrik Norddeutschlands
für den Bau moderner, erstklassiger
Maschinen für die **Fassfabrikation,**
Hobel- und Sägewerke, Möbelfabriken,
Waggon- und Schiffbau für den Export.
Böttcher & Gessner, Hamburg-Altona.



Mannesmann-Mulag,
(Motoren- & Lastwagen-Akt.-Ges.) Aachen.
Spezialität: Motor-Lastwagen, Motor-Omnibusse, Motorpflüge und Flugmotoren.

Nähmaschinen
aller Systeme.
Biesolt & Locke
Meissner Nähmaschinen-Fabrik, G. m. b. H.,
Meissen I. Sa.

Papiere aller Art.
Spezialität: **Chromo- u. Kunstdruck-Papiere u. Kartons, Elfenbeinkartons. Echte handgeschöpfte Bütten-Papiere.**
J. W. Zanders, Papierfabrik, Bergisch-Gladbach, Rheinl.

Kunstdruck-Papiere, Chromo-Papiere
Kunstdruck-Kartons, Chromo-Kartons
liefert in anerkannt vorzüglicher Druckfähigkeit
Dresdner Chromo- & Kunstdruck-Papierfabrik
Krause & Baumann A.-G., Dresden-A. 7.

Pumpen und Gebläse
Gassauger · Kompressoren · Ventilatoren
nur eigene, patentierte Konstruktionen erstkl. Ausführung
Carl Enke, Schkeuditz-Leipzig 90

Sägewerks-
u. sonstige Holzbearbeitungsmaschinen
in erstklassiger, bewährter Ausführung
liefern als langjährige Spezialität
Maschinenfabrik u. Eisengiesserei Pirna
Gebr. Lein, Pirna i. Sachsen 19.

Samen aller Art von Erfurter Gemüse und Blumen etc.
Tropensichere Packung! —
Überall glänzend bewährt! — Deutsche, franz. u. engl. Kataloge gratis u. franko.
F. C. Heinemann, Erfurt 113. Hoflief. Sr. Maj. d. deutsch. Kaisers.

Samen allererster Qualität
versenden in alle Welt und stehen mit Katalogen jederzeit zu Diensten
Carl Beck & Comp.,
Quedlinburg a. H.
Tel.-Adr.: „Samenexport Quedlinburg".

Samenbeutel
farbig u. einfarbig. Jede Art Reklame für Samen, Vogelfutter und Blumendünger. Packungen, Plakate, Diplome. Reklame-Postkarten, Vogelkärtchen etc.
Thüringer Kunstanstalt, G. m. b. H., Gera-Untermhaus 2, Reuss.

Grosse
Verdienstmöglichkeit

bietet sich jeder ausländischen und überseeischen Firma durch den Verkauf deutscher Waren.

Die Vermittlungsstelle von Velhagen & Klasings Export-Anzeiger in Leipzig, Hospitalstrasse 27, ist gern bereit, Adressen deutscher Firmen kostenlos bekannt zu geben. Es genügt eine genaue Bezeichnung der Artikel, deren Verkauf man sich widmen möchte.

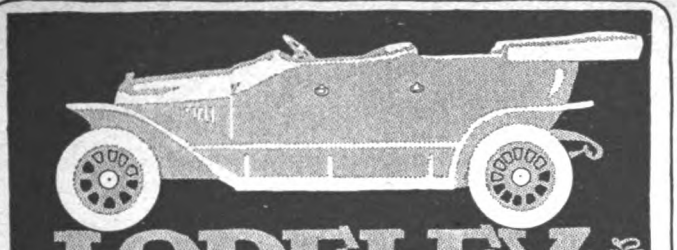
Vervielfältiger „Optimus"
für Hand- u. Maschinen-Schrift,
in Schwarz- u. Buntdruck.
Seit Jahren bewährt in jedem Klima.
Westenhoff & Co.,
Hannover 45. o Fabrik. Export.

Rhein- und Mosel-WEINE
Schaumweine.
Balth. Ress Sohn, Weingutsbesitzer, Hattenheim, Rheingau.

Zigaretten-Maschinen
für Grossbetrieb
„UNIVERSELLE" Cigaretten-Maschinen-Industrie
System Otto Bergsträsser Aktiengesellschaft
Dresden-Löbtau VIII.

Velhagen & Klasings Export-Anzeiger. Verantwortlich für die Redaktion: H. Schönherr, für den Anzeigenteil: G. Schräpler, beide in Leipzig. Redaktion und Inseratannahme: Leipzig, Hospitalstr. 27.

Digitized by Google



LORELEY
EXPORT WAGEN

RUD. LEY
ACT.-GES.
Gegr. 1856.
ARNSTADT IN THÜR.
VERKAUFSCENTRALE:
BERLIN W. 15, KURFÜRSTENDAMM 69.
Telegr.-Adr.: Loreleyauto Berlin.

Ein moderner, für die schlechtesten Terrains geeigneter, vielfach prämierter Export-Wagen

Empfohlene Spediteure.

Berlin.
A. Warmuth, Hofsped., C. 2.

Breslau.
Gustav Knauer, Hofspediteur.

Forst i. L.
Julius Noack.

Hamburg.
Jordan & Berger Nachf., Bahnhofsplatz 1.
Internationale Transport-Vermittlung Wilh. Loesch & Co.
(Spezialität: Sammelverkehre nach Uebersee.)

Karlsruhe.
Eug. Lutz, gegründet 1883.

Leipzig.
Moritz Merfeld.
Uhlmann & Co.

Mainz.
Rhein- u. See-Speditions-Ges. m. b. H.

Mannheim.
Eug. Lutz, gegründet 1883.

München-Gladbach.
Internationale Speditions-Gesellschaft m. b. H.

Ostrowo (Pos.).
Max Teichmann.

Swakopmund
(D.-S.-W.-Afrika).
Swakopmunder Speditions- und Lagerhaus-Kommandit-Ges.

Verlangen Sie bei Ihrem Buchhändler ausdrücklich

Velhagen & Klasings Kriegskarten!

Sie verdienen vor allen anderen Kriegskarten bevorzugt zu werden durch ihre billigen Preise, die klare und genaue Ausführung der Kartenbilder und die alphabetischen Namensverzeichnisse, die mühelos das :: Auffinden jedes in den Karten verzeichneten Ortes ermöglichen. ::

Bisher sind Karten von sämtlichen in Betracht kommenden Kriegs- :: schauplätzen erschienen. ::

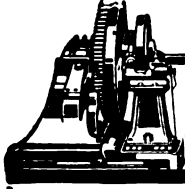
RIEMANNS GERMANIA

Hand-, Hänge-, Tisch- und Wandlampen
für Acetylen-Beleuchtung

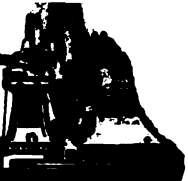
Preislisten an Händler umsonst und postfrei.

HERM. RIEMANN, CHEMNITZ-GABLENZ

Digitized by Google



Deutsche Werkzeugmaschinen



Berlin O. 27.

G. Kärger, gegr. 1869. Spezialität: Präz.-Drehb. f. Mech. u. Optik, Leitsp. u. Revolverb., Bohr-, Fräs- u. Hobel-Masch.

Bielefeld.

Werkzeugmaschinen-Fabrik Gildemeister & Co., Akt.-Ges. Spezialität: Fräsmaschinen, Revolverdrehbänke.

Chemnitz i. Sa.

Oscar Ehrlich. Spezialität: Leitspindel-Support-Drehbänke, Räderfräsautomaten.

Chemnitz i. Sa.

Mossdorf & Mehnert. Spez.: Fräsmasch. f. Metallbearbeitung, insbesondere Einfache u. Universalfräsmasch.

Chemnitz i. Sa.

Herrmann Ulbricht. Spez.: Stoss-, Hobel-, Bohr-, Shaping-, Plan- u. Kopierfräsmaschinen. Drehbänke.

Chemnitz i. Sa. 91.

Zimmermann-Werke Akt.-Ges. Spez.: Schnelldrehbänke, Hobel-, Bohr-, Fräs- und Räderbearbeitungsmaschinen bis zu den grössten Abmessungen.

Dortmund.

Maschinenfabrik Deutschland G.m.b.H. Besonderheit: Werkzeugmaschinen für Herstellg. u. Bearbeitg. von Radsätzen.

Düsseldorf.

Fischer & Co. Spezialität: Pressen, Scheren, Lochmaschinen, Maschinen zur Schrauben- und Nietenfabrikation.

Das einzelne Feld kostet jährlich nur M. 48.— netto, worin ein Abonnement auf die reichillustrierten Hefte von Velhagen & Klasings Export-Anzeiger mit vielen technisch interessanten Artikeln und Abbildungen einbegriffen ist.

Düsseldorf.

Maschinenfabrik Hasenclever A.-G. Spezialität: Maschinen für Schrauben-, Muttern-, Nieten- u. Hufeisenfabrikation sowie für Gesenkschmiedestücke.

Halle a. S.

Lange & Geilen, Spezialfabrik für Shapingbau. Spezialität: Shapingmaschinen D. R. P.

Neisse O.-S.

Neisser Eisengiesserei u. Maschinenbau-Anstalt Hahn & Koplowitz Nachf. Fabrik moderner Werkzeugmaschinen, insbesondere Schnelldrehbänke mit Räderkasten und Stufenscheiben, sowie kompletter Einrichtungen moderner Geschossfabriken.

Werdau i. Sa.

C. F. Dittes G. m. b. H. Spezialität: Leitspindeldrehbänke und Shapingmaschinen

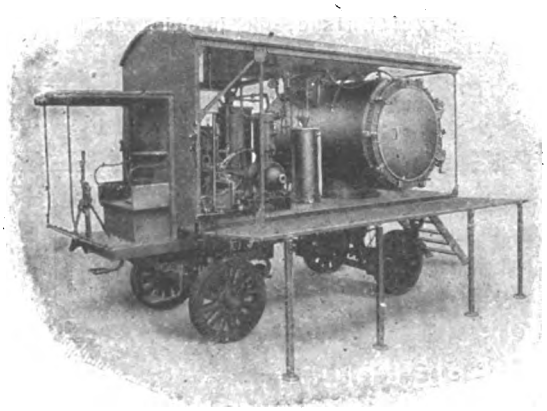
Wetzlar.

Maschinenfabrik und Eisengiesserei Wilh. Momma. Spezialität: Profileisen-Biegemaschinen allerart.

Stationäre und fahrbare

Dampf-Desinfektions-Apparate

insbesondere



Universal-Desinfektions-Apparate

für

Vakuum-Formalin

und reine Dampfdesinfektion

Sofort lieferbar,
in grosser Anzahl im Bau.

Gebr. Poensgen A.-G., Maschinenfabrik, Düsseldorf-Rath Nr. 95.

Kataloge und Offerten in deutsch, englisch und französisch.

FISCHER & WITTIG IN LEIPZIG.

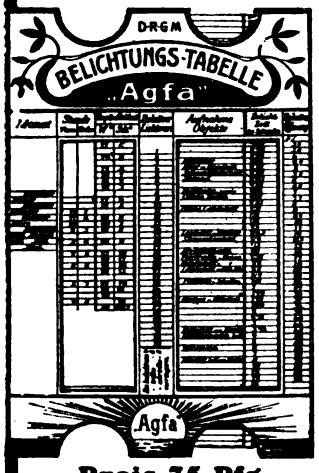
Digitized by Google

„Agfa"-Belichtungstabelle

für **Tageslicht und Blitzlicht.** (D. R. G. M. Patentiert.)

Ein Instrument, ermittelt durch einfache Schieberverstellung ohne jede Berechnung, für jede Plattensorte und jede Empfindlichkeit von 9—30° Warnerke

Vorderseite



Preis 75 Pfg.
Genaue Gebrauchsanweisung auf der Schutztasche.

1. bei Tageslichtaufnahmen:

für jeden Monat,
für jede Tagesstunde,
für jedes Aufnahmeobjekt und
für jede relative Öffnung, unter Berücksichtigung der jeweiligen Bewölkung

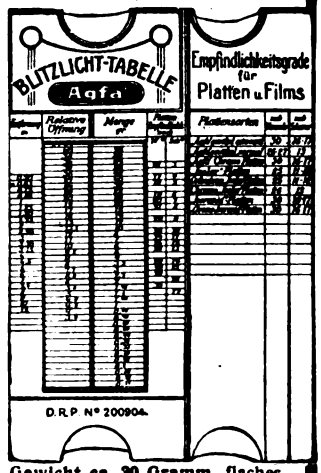
die richtige Belichtungszeit!

2. bei Blitzlichtaufnahmen:

für jede Entfernung der Lichtquelle vom Aufnahmeobjekt und
für jede relative Öffnung

die Menge des anzuwendenden „Agfa"-Blitzlichtes.

Rückseite



Gewicht ca. 30 Gramm, flaches Format, Kartonstärke; stets bequem i. der Rocktasche tragbar, schnelle u. leichte Handhabung.

Zirka 180000 Exemplare verkauft.

Schwächliche, Blutarme, Nervöse, Rekonvaleszente, durch Verwundung oder Strapazen Heruntergekommene

finden in

Dr. Hommel's Haematogen

ein energisches, von Tausenden von Ärzten glänzend begutachtetes **Kräftigungsmittel.**

So sieht die richtige Packung aus

Warnung! Wir warnen vor Fälschungen, die mit dem Namen Hommel oder Dr. Hommel Missbrauch treiben. Man verlange daher ausdrücklich das echte **Dr. Hommel's** Haematogen!

Verkauf in Apotheken u. Drogerien. *Preis per Flasche Mk. 3.—.*

Aktien-Ges. Hommel's Haematogen, Zürich.
Generalvertreter für Deutschland: Gerth van Wyk & Co., Hanau a. M.

Digitized by Google

Herzschonende Übungen!

Gesundheits-turnen

Uebungen im Liegen, Sitzen und Stehen für beide Geschlechter und jedes Alter mit einer Anleitung zur Körperpflege.

Von

Dr. med. J. Ruppert
Arzt in Bad Salzuflen

und

Fr. Schmale
Oberturnlehrer in Bielefeld.

Mit 59 Abbildungen.
Preis gebunden 2 Mark 40 Pfg.

Das Buch bildet ein Novum auf dem Gebiete der turnerischen Literatur, denn es stellt vollständig neue Gesichtspunkte für den Betrieb hausgymnastischer Uebungen auf. Allen, die Wert auf eine vernünftige Leibespflege legen, sei dieses Werk angelegentlichst empfohlen.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Verlangen Sie bei Ihrem Buchhändler ausdrücklich

Velhagen & Klasings Kriegskarten!

Sie verdienen vor allen anderen Kriegskarten bevorzugt zu werden durch ihre billigen Preise, die klare und genaue Ausführung der Kartenbilder und die alphabetischen Namensverzeichnisse, die mühelos das Auffinden jedes in den Karten verzeichneten Ortes ermöglichen.

Bisher sind Karten von sämtlichen in Betracht kommenden Kriegsschauplätzen erschienen.

August Stösslein,

Werkstätten für Friedhofskunst,

Dresden-A. 21,

früher Werkstätten für Friedhofskunst Plauen i. V.

Einfache und reichere Grabdenkmäler, auch solche mit Emblemen für gefallene Krieger. Lieferung einschl. Aufstellung nach allen Plätzen, auch nach dem Ausland.

Ausführung in eigenen Werkstätten direkt am Bruchort.

Beste Empfehlungen. Gold. Med. der Stadt Leipzig auf der Baufachausstellung in Leipzig 1913.

* * *

Nebenstehende Abbildung: No. 82. Entwurf: Bildhauer Karl v. Mering.

Chemnitzer Möbelstoffe

(für Möbelbezug und Dekorationen) versendet **meterweise in nur soliden Qualitäten**

Richard Zieger, Chemnitz

Grösste Auswahl. — Vielseitige Empfehlungen. — Muster umgehend.

Chr. Tauber

Photo-Haus Wiesbaden V.

Beste und billigste Bezugsquelle für solide Photogr. Apparate in einfacher bis feinster Ausführung u. sämtl. Bedarfsartikel. Illustr. Preisliste Nr. 30 kostenl. **Direkter Versand nach allen Weltteilen**

Adt'sche Haus- u. Küchengeräte aus Holzstoff

rosten, beulen u. reissen nicht!

In hygienischer Hinsicht

das Vollkommenste!

Servierbretter, Fenstereimer, Kohleneimer, Kartoffeleimer, Windeleimer, Schöpfkübel, Essnäpfe, Schüsseln, Kinder-Waschschüsseln u. Badewannen (kälten nicht)

Gebr. Adt A.-G., Forbach i. L.

In einschl. Geschäften zu haben.

Digitized by Google

NEUE • BROSCHÜRE • ÜBER
FAMILIEN-WAPPEN
VERSENDET • KOSTENLOS
HEINRICH PFANNSTIEL
GROSSH. S. HOFLIEFERANT
WEIMAR
THEATERPLATZ

Krankenfahrstühle
für Strasse und Zimmer.
Selbstfahrer, Tragstühle,
Krankenmöbel aller Art.
Köhler Comp., Hofl., Heidelberg.

Bewährt als vorzügl. linderndes Mittel bei catarrhal. Affectionen u. chron. Brustleiden

In den Apotheken:

ENGELHARD'S
Isländisch Moos-Pasta
gegen
HUSTEN u. HEISERKEIT

80 Pfennige.

Poetko's alkoholfreien Aepfelsaft naturrein, aus edlem frischen Obst, unbegrenzt haltbar, **Ideales Gesundheitsgetränk für Kinder, Nervöse, Genesende,** versendet pro Flasche 50 Pfg., Auslese 60 Pfg., exkl. Glas u. Kiste, von 30 Flasch. aufwärts geg. Kasse
Ferd. Poetko, Guben 22.
Grösste Apfelsaftkelterei Deutschlands.

Kgr. Sachsen.
Technikum Mittweida.
Direktor: Professor Holzt.
Höheres techn. Institut
f. Elektro-u. Maschinentechnik.
Sonderabteilungen für Ingenieure, Techniker und Werkmeister.
El. u. Maschinen-Laboratorien.
Lehrfabrikwerkstätten.
Aelteste u. besuchteste Anstalt.
Progr. etc. gratis v. Sekretariat.

Bettstuhl
Mk. 30.—.
Ein Griff, ein Bett. Katalog **15** gratis.
Jaekel's Patent-Möbel-Fabrik,
Berlin, Markgrafenstrasse, Ecke Kochstr.
o **München,** Dienerstrasse 6. o

Columbia-Seide
solider einfarbig reinseidener Stoff
für **Blusen und Kleider.**
60 moderne Farben und schwarz
100 cm breit, Meter **2.95** Mark.
J. W. Sältzer, Hannover 36.
Man verlange Proben.

ERNEMANN

Armee-Kameras
4½ x 6, 6 x 9 und 9 x 12 cm.
für Platten u. Film eingerichtet.
Bei unseren Tapferen im Felde beliebteste Rocktaschenapparate.
Deutsche Meisterwerke
der Kamerabautechnik.
— Preisliste kostenfrei —
Heinr. Ernemann A.G. Dresden 169
Photo-Kino-Werke Optische Anstalt

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

„Sieg"

Kriegsroman von Hanns v. Zobeltitz.

DIALON

der seit Jahrzehnten bewährte, ärztlich glänzend begutachtete antiseptische Puder, an dessen Gebrauch zahlreiche Offiziere und Mannschaften von Friedenszeiten her gewöhnt sind, wird allen im Felde Stehenden

eine überaus willkommene Liebesgabe

sein. Es gibt nichts Besseres, um Wundlaufen, Wundsein jeder Art und die nachteiligen Folgen der Transpiration zu beseitigen.

Erhältlich in den Apotheken.

Durch Qualität zum Sieg!

Bittere Schwerter-Schokolade

Deutschland

Riedel & Engelmann
DRESDEN.

Digitized by Google

Empfohlene Töchterpensionate

Dresden-A. Töchterpensionat Küster-Bertram.
Villa Kaitzerstr. 18a. Schweizerviertel. Eig. gr. Villa mit schatt. Gart. in gesunder Lage. Vorsteh. J. Kiessling u. C. Jäckel, staatl. gepr. Lehrerinnen. Sorgf. Erziehg. Vorzügl. seitgemässe Ausb. i. Wissensch., Sprach., Musik, Mal., Handarb., auf W. i. Haush. Angen. Familienl. Prosp. u. Ref. d. d. Vorsteh.

Eisenach Töchter-Pens. Purschian. Erstkl. Pens. in herrl. Lage. Vorn. Villa m. all. hyg. Einrichtgn. d. Neuzeit. Gr. prächt. Park, unmittelb. am stundenw. Gebirgswald. Die jung. Mädch. find. unt. sorgsamst. mütterl. Anleit. gewissenh. Ausb. zu tücht. deutsch. Frauen. Grdl. Unterr. in all. Zweigen d. Haush., Weiterbild. i. Wissensch., Sprach., Mus., Mal., all. Handarb. I. Fachlehrkräfte. Vors. Verpfl. Aufn. Erholungsbed. Gesell. Familienl., gesellsch. Fortbildg., Tanzst. I. Ref. Näh. sowie Prosp. d. Frau Dir. M. Purschian, Eisenach, Mariental 26. Währ. d. Kriegszeit Preisermäss.

Friedrichshafen am Bodensee.
Königl. Paulinenstift,
Mädchen-Pensionat unter Kgl. Protektorat.
Höhere Mädchenschule. Haushaltschule. Bes. wiss. Fortbildungskurs. Sorgfält. Erziehung. Ausführl. Prospekt mit Lehrplänen.

Weimar Prakt. Töchterbildungs-Institut (mit Lehrprogramm einer Frauenschule), gegr. 1874, staatl. beaufsichtigt.
Hartstrasse 30. Ergänzung des Schulunterrichts in Verbindung mit hauswirtschaftl., gewerbl. u. künstl. Ausbildung. — Gediegene Erziehung zu tüchtiger Persönlichkeit in fröhlichem Gemeinschaftsleben. Grosser Besitz mit Park. Waldnähe. Satzungen durch den Direktor Dr. phil. Curt Weise u. Frau.

Zittau Töchterheim Frl. M. Distelbarth,
im Sachsen. in schöner, vom Kriege unberührter Gegend, bietet vorzügliche Ausbildung in Wissenschaften und Sprachen. Franz., Engl., Ital. durch hervorragende, im Ausland gewesene Lehrkraft. Haushaltungsunterricht, theor. und prakt., alle Gebiete umfassend Ausführl. illustr. Prospekt. Beginn des W.-Semesters: 1. Sept.

In dieser Rubrik ist noch ein Feld (Preis Mk. 17.50 monatlich netto) zu vergeben.
Anfragen und Aufträge frdl. erbeten an
Velhagen & Klasing,
LEIPZIG, Hospitalstrasse 27.

(Jedes Feld kostet nur Mk. 17.50 monatlich.)

Empfohlene Unterrichtsanstalten

Berlin W. Sprach- und Handels-Lehrinstitut f. Damen von Frau Elise Brewitz.
Potsdamerstr. 90.
A. Höhere Handelsschule. B. Handelsschule.
Handelslehrerinnen-Seminar.
Seminar für techn. Lehrerinnen für Handelsschulen.

Berlin SW. 11 Chemie-Schule für Damen von Dr. M. Vogtherr.
Theoret. u. prakt. Ausbildung in technischer u. med.-physiol. Chemie, Bakteriologie, Mikroskopie, Mikrophotographie. Kostenfr. Stellenvermittelg. Prospekte.

Braunschweiger Vorbereit.-anstalt
für Abitur., Prima, Fähnrich-, Einj.-Freiw.-Prüfung. Energischer, individ. Unterr. in kleinen Abteilungen. Eig. Haus mit Garten. Gute Pens. auch f. Schüler höh. Lehranstalten. Damenabteilung zur Vorbereitung f. Prima u. Abitur. Bisher stets beste Erfolge. Näheres durch den Leiter Oskar Soff, Bammelsburgerstr. 12.

Falkenberg (Mark) bei Eberswalde. Victoria-Institut.
Der Lehrplan dieser im Jahre 1859 unter dem Protektorate Sr. Kgl. Hoheit des Prinzen Friedr. Wilh., weiland Kaiser Friedr. III. gegründeten, in schöner u. gesunder Umgebg. auf dem Lande geleg. Erziehungsanstalt für Söhne aus den gebild. Ständ. ist der eines Realgymnasiums. — Berechtigung zum einj. freiw. Militärdienst. Näheres d. d. Leiter der Anstalt Direktor Hermann Schulz.

Eisenach · Institut Burchardi (Eisenacher Kochschule), Bernstr. 7, 11.
Pensionat.
Haushaltungsschule mit Blumenpflege und Gartenbau.
Seminar für Lehrerinnen d. Hauswirtschaftskunde.
Staatl. Prüfung m. Gleichberechtigung i. Preussen.
Alles Nähere ist ersichtlich aus dem ill. Prosp., der auf Verlang. kostenfrei zugesandt wird.
Auch währ. d. Kriegszeit gesicherter Schutz, hrsl. Aufnahme u. gute Ausbildung i. gewohnter Weise.

Schnepfenthal (Herzogtum Gotha). Erziehungs- und Unterrichtsanstalt f. Knaben im Alter von 8—15 Jahren,
am Fusse des Thür. Waldes gelegen, gegr. i. J. 1784 von Christian Gotthilf Salzmann. Über die Erziehungsgrundsätze, die Unterrichtsziele u. die Aufnahmebedingungen enthält der Prospekt genaue Angaben. Der Direktor: Geh. Schulrat Dr. W. Ausfeld.

Witzenhausen-Wilhelmshof a. d. Werra.
Deutsche Kolonialschule.
Einzige, seit 16 Jahren bewährte praktisch-theoretische Vorbereitung für junge Männer, welche über See einen Beruf als Pflanzungsbeamte, Land- und Viehwirte suchen. Mindestmass der Vorbildung: Berechtigung zum Einjährigendienst.
Prof. E. A. Fabarius, Direktor.

(Jedes Feld kostet nur Mk. 17.50 monatlich.)

Empfohlene Heilanstalten

DAVOS 1560 M. Ü. M. SCHWEIZ.
HOCHALPINER KURORT UND SPORTPLATZ.
NORMALE LAGE. PROSPEKTE: VERKEHRSVEREIN.

Gries b. Bozen (Südtirol).
Sanatorium für Kranke der Atmungsorgane.
Leit. Arzt: Dr. V. Malfér.

Digitized by Google

Empfohlene Heilanstalten

Sanatorium St. Blasien
für Lungenkranke

im südl. Schwarzwald, 800 m über dem Meere.
Herrliche Gebirgslage inmitten Tannenwäldern. Bewährtes Heilverfahren. Viele Dauererfolge. Liegehallen u. Liegekur direkt im Tannenhochwald. Grösste Behaglichkeit. Ausführl. Prosp. frei.

Bad Soden am Taunus

Grösstes Inhalatorium des In- u. Auslandes, 30 Min. von Frankfurt a. M. Radium-Emanatorium; modern ausgebauter Kurort geg. Erkrankung der **Atmungsorgane, Herzleiden** usw. 26 Heilquellen. **Naturwarme kohlensaure Sprudelbäder.** Neues mod. Badehaus, medico-mech. Institut. Prosp. d. d. **Kurverwaltung.**

Hedemünden
Sanatorium für Nervenleidende.
a. d. Werra. Südhannover.

Unmittelbar am Kaufunger Wald gelegen, mit ca. 400 Morgen grossem Waldpark. Vornehm und behaglich eingerichtet. Alle modernen Heilfaktoren. Näheres durch Prospekte.
Prof. Dr. Eicholberg. **Dr. med. Grahl.**

Sülzhayn
Im Südharz. Sanatorium Erholung.
Privatheilanstalt für Leichtlungenkranke und Erholungsbedürftige.
— Heizbare Liegehalle, Parkliegehallen. —
Herrliche, sehr sonnige Lage. Mässige Preise.
2 Ärzte. — **Prospekt frei durch die Verwaltung.**

Partenkirchen
Dr. WIGGER's Kurheim (Sanatorium).

Modernste, komfortabelste Kuranstalt für Leidende aller Art. 5 Ärzte. Prospekte.

Wehrawald
bei Todtmoos, südl. bad. Schwarzwald.

Höchstgelegenes Sanatorium Deutschlands für Lungenkranke
(861 m). Besondere Vergünstigungen für Kriegsteilnehmer. Besonders geeignet für **Leichtlungenkranke.**
Dirig. Arzt: **Dr. F. Lipa.**

In dieser Rubrik ist noch ein Feld (Preis Mk. 17.50 monatlich netto) zu vergeben.
Anfragen und Aufträge frdl. erbeten an
Velhagen & Klasing,
LEIPZIG, Hospitalstrasse 27.

(Jedes Feld kostet nur Mk. 17.50 monatlich.)

Empfohlene Hotels

Berchtesgaden
Pension Geiger, Bischofswiesen.

Bevorzugte, herrliche freie Lage, reizender Aufenthalt für das ganze Jahr, besonders auch für den Winter geeignet. Besitzer **F. Geiger.**

Wiesbaden
Nassauerhof.
Hotel — Badhaus.

Vornehmstes Haus. — **In freier Südlage der Stadt,** gegenüber dem neuerbauten Kurhaus u. Königl. Theater. Badhaus mit direkter Thermalquelle. Man verlange Prospekte von der Direktion: **Fritz Bieger.**

Bäder-u. Reise-Anzeiger

Jungborn im Harz
Rudolf Just's Kuranstalt unweit Bad Harzburg, = Post Stapelburg. =

Älteste und grösste Naturheilanstalt ihrer Art in Deutschland. Geschützte Lage, milde Kur. — **Aerztliche Leitung.** — Überraschende Heilerfolge bei allen Krankheitsarten. — Illustrierter Prospekt und Jungborn-Blätter unentgeltlich. — **Lehrbuch:** Adolf Just, Die naturgemässe Heilweise in kurzer Darstellung, 1.80 Mk. postfrei.

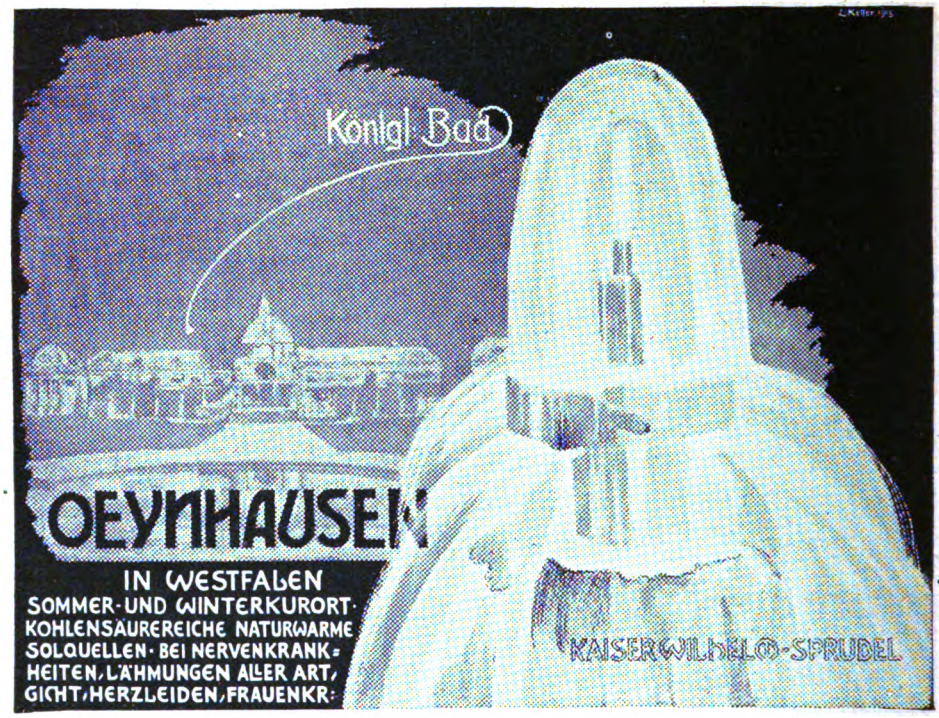
Dr. Möller's Sanatorium Dresden-Loschwitz — **Diätet. Kuren nach Schroth** — Herrliche Lage. Wirks. Heilverf. i. chron. Krankh. Prosp. u. Brosch. frei.
Abteilung f. Minderbemittelte: pro Tag 5 M.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.

Der Schwarzwald.
Von L. Neumann.

Aus der Sammlung „Land u. Leute". Mit 180 Textabbildungen, 4 Kunstbeilagen von Hans Bulle u. einer farbigen Karte.
Gebunden Mk. 4.—.
Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Digitized by Google



ERÖFFNUNG DER SOMMERSAISON: 1. MAI

BESUCH 1913: 18113 KURGÄSTE 261220 BÄDER

BADEN-BADEN

IM SOMMER.

Wald- und Höhenluft ✦ Kühle Nächte.

Glänzende Heilerfolge der Thermalbäder bei Kriegsverletzungen, Nervenentzündungen, Rheumatismus u. Gicht.

Grossh. Heilanstalten mit allen Kurmitteln. — Bäder u. Kurhaus in vollem Betrieb. — Inhalatorium. — Ermässigungen im Gebrauch der Bäder u. Kurmittel an Kriegsverwundete u.-Kranke.

Konzerte, Theater, Vorträge, prachtvolle Spaziergänge. — Bergbahn auf den Merkur (Höhenluft- und Terrainkuren). — Militärpersonen und ihre Angehörigen sind kurtaxefrei.

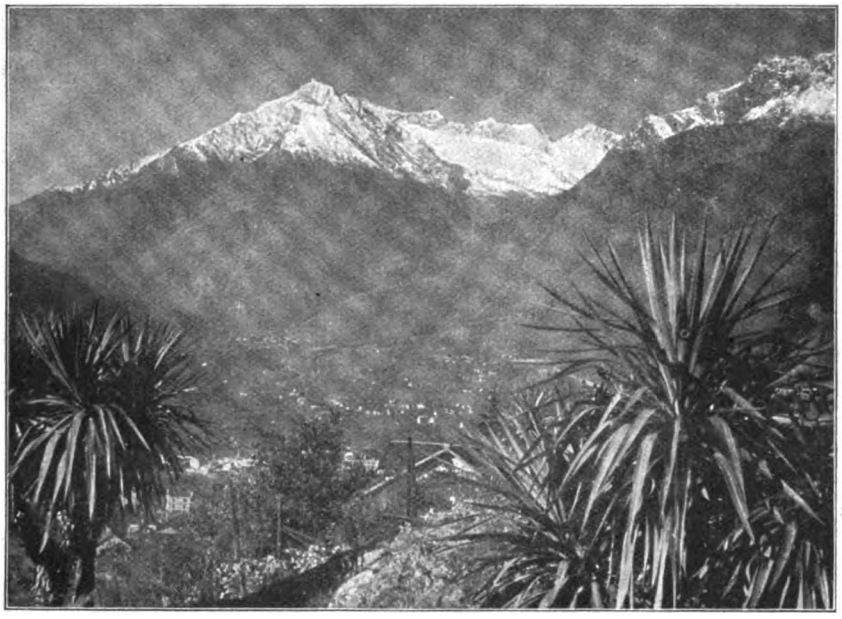
Auskunft und Prospekte durch das Städt. Verkehrsamt.

Digitized by Google

MERAN

Klimatischer Kurort in Südtirol

Saison: September—Juni. 40.000 Kurgäste. **Trauben-, Terrain-, Freiluftliegekuren, Mineralwassertrinkkuren.**



Bäder, Zandersaal, Kaltwasseranstalten, Inhalationen. Alle Hotels und Pensionen stehen in vollem Betrieb. Sämtliche Kurmittel und Kureinrichtungen werden unverkürzt weitergeführt. — Prospekte gratis durch die **Kurvorstehung.**

Kurhaus Bad Nassau (Lahn)

Ruhiges Haus für Erholungsbedürftige, Nervöse und innerlich Kranke. Neuzeitlicher Komfort, moderne diagnostische und therapeutische Einrichtungen. Das Haus wird auch während der Kriegszeit von dem leitenden Arzt in der gewohnten Weise geführt. Kriegsteilnehmern Ermässigung. Prospekt und Auskunft durch die Verwaltung.

Dr. Bieling,
Waldsanatorium Tannenhof,
Friedrichroda
Thür.
Besonders geeignet für Ruhebedürftige und Kriegsrekonvaleszenten

Dr. Büdingen's Sanatorium Konstanzerhof

KONSTANZ-SEEHAUSEN.

Für Nerven- u. innere, besonders Herzkrankheiten.

Alle bewährten diagnost. Hilfsmittel u. Kurbehelfe, insbes. medico-mechanisch. Institut. Kriegsteilnehmern weitgehende Ermässigung.

Digitized by Google

Geographische Monographien

(Land und Leute)

Herausgegeben von

Dr. Ernst Ambrosius.

Der Harz.

Von Fr. Günther. Zweite Aufl. Mit 129 Abbildungen u. 1 Karte. Preis 3 Mk.

Bayerns Hochland und München.

Von M. Haushofer u. A. Rothpletz. Zweite Auflage. Mit 124 Abbildungen und 1 Karte. Preis 4 Mk.

Das Weserbergland und der Teutoburger Wald.

Von O. Reißert. Mit einer geologischen Übersicht von H. Stille. Mit 123 Abb. und 1 Karte. Preis 3 Mk.

Am Rhein.

Von H. Kerp. Zweite Auflage. Mit 192 Abbildungen u. 1 Karte. Preis 4 Mk.

Die Eifel.

Von Otto Follmann. Mit 108 Abbildungen und 1 Karte. Preis 4 Mk.

Frankenland.

Von W. Götz. Mit 150 Abbildungen und 1 Karte. Preis 4 Mk.

Der Schwarzwald.

Von L. Neumann. Zweite Auflage. Mit 180 Abb. und 1 Karte. Preis 4 Mk.

Die Vogesen.

Von Ed. Gruber. Mit 130 Abbildungen und 1 Karte. Preis 4 Mk.

Dresden und die Sächsische Schweiz.

Von S. Ruge. Zweite Auflage bearbeitet von Walther Ruge. Mit 154 Abbildungen und 1 Karte. Preis 4 Mk.

Riesen- und Isergebirge.

Von P. Regell. Mit 89 Abbildungen und 1 Karte. Preis 4 Mk.

Thüringen.

Von A. Scobel. Dritte Auflage. Mit 148 Abbildungen u. 1 Karte. Preis 4 Mk.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

St. Blasien

Südl. Schwarzwald, 800 m ü. M., von der Hauptbahn-Station Freiburg i. B. ca. 2½ Std. Sommerfrische, Höhenluft-Wald-Jahreskurort. Subalpines Klima. Glänzendste Heilerfolge bei Erkrankungen der Nerven, Atmungsorgane, Herz-, Magen- und Darmleiden, Kriegserholungsbedürftigen. Anstalten, Hotels, Fremdenheime u. Privatwohnungen. Während der Hauptkurzeit Kurkonzerte. Herrl. Spazierwege mit Alpenfernsicht. Schnellste u. günstigste Verbindung durch täglich zweimalige Kraftwagen-Kursfahrten mit den Stationen

Titisee ab morgens 7.00 u. nachm. 3.15 Uhr.
Titisee an mittags 12.00 u. abends 6.20 Uhr.
Waldshut ab nachm. 5.00; an verm. 11.45 Uhr.

Fahrzeit jeweils ca. 1 Stunde. Einfacher Fahrpreis Mk. 3.50. Angenehmste und genussreichste Fahrt mit reizendem Blick auf liebliche Bergseen, zerklüftete Hochtäler und die höchsten Berge des Schwarzwaldes.

Auskunft u. Prospekte d. d. Kurverwaltung.

Das

BADNER LAND

mit seinen

reichen Naturschönheiten, Heilquellen, Höhenluftkurorten

(Schwarzwald, Odenwald, Rhein u. Bodensee)

bietet auch während des Krieges

Heilbedürftigen, Erholungssuchenden und Wanderern

angenehmen und ungestörten Aufenthalt.

Kriegsteilnehmer geniessen überall weitgehende Vergünstigungen.

Führer u. Unterkunftsverzeichnisse kostenlos durch den **Fremdenverkehrsverband in Karlsruhe.**

Bad Hall

in Ober-Oesterreich.

Jodbrombad ersten Ranges

Älteste u. heilkräftigste Jodquelle in Europa. **Besonders geeignet gegen Gicht und Rheumatismus. Angenehmster Aufenthalt für Verwundete und Rekonvaleszenten.** Saison: Mai bis Oktober. Ausk. u. Prosp.: **Direktion der Landeskuranstalten in Bad Hall.**

Sanatorium Dr. v. Gerstel. Auch im Winter geöffnet.

Digitized by Google

Sooden — 4 radiumhaltige Solquellen.
Bewährtes Heilbad bei: Katarrhen der Atmungsorgane, Herzleiden, Blutarmut, Frauenkrankheiten, Rheumatismus, Gicht, Skrofulose, Rachitis, Rückständen von Influenza, Lungen- u. Rippenfellentzünd.
Bahnlinie Göttingen-Bebra. o Geschützte herrliche Lage inmitten ausgedehnter Gebirgswaldungen. o Solbäder aller Art. Inhalationen. Gradierwerke. Pneumatische Apparate u. Kammern. Trinkkuren. Auskunft und Prospekte durch die Badeverwaltung.
-Werra

Verlangen Sie den Prospekt
Gräfl. Stahlbad Liebenstein
Herzheilbad · Thür. Wald.

Salzungen (Thüringen). **Solbad u. Inhalatorium.** Solquellen von 5 u. 27% Salzgehalt. Solbäder mit u. ohne Kohlensäure, Moorbäder. Zu Kurzwecken einzigartig eingerichtete Gradierhäuser, Gesellschafts- u. Einzel-Inhalationen neuester Systeme. Pneumatische Kammern. Trinkkur. — Ausgezeichnete Heilerfolge bei Erkrankungen der Atmungsorgane, Gicht, Rheumatismus, Herz- u. Frauenkrankheiten, Skrofulose, Rachitis etc. — Ausgedehnte Parkanlagen und Waldungen. — Vorzugspreise für Kriegsteilnehmer. — Prospekte durch die Badedirektion.

Dr. Teuschers Sanatorium
Oberloschwitz-Weisser Hirsch
f. Nerven-, Herz-, Stoffwechsel-, Magen-, Darmkranke u. Erhol.-Bedürft. b. Dresden.
Wasserbehandlg., Massage, kohlens., aromat., elektr. Bäder u. Behandlg., Diathermie, d'Arsonvalisat., Bergonié. Eingeh. Diät bei Mastkuren, Entfettung, Diabetes, harnsaurer Diathese, chron. Magen- u. Darmstörungen, Arteriosklerose, Anämie usw. Streng individ. Pflege. Während des Krieges offen.

GOSSMANN'S SANATORIUM WILHELMSHÖHE-CASSEL
Erstkl. Kuranstalt für natürl. Heilweise. Während des Krieges ermässigte Preise von 6 ℳ an. Unvergleichl. Lage. Arzt u. Aerztin.
(Frau Dr. Fischer-Dückelmann, Verf. v. „Die Frau als Hausärztin".) Prosp frei.

Sanguinal-Krewel
(Pilulae Sanguinalis Krewel)
1 Flac. mit 100 Stück Sanguinalpillen M. 2.20
Hervorragendes Mittel zur Unterstützung der baldigen Wiederherstellung der verwundeten Krieger
Zu haben in allen Apotheken
Man achte auf die Originalmarke Krewel
Vorzügliches Mittel gegen Blutarmut und Bleichsucht

Neuigkeiten vom Büchertisch.

Die Schriftleitung behält sich den Titelabdruck der eingesandten Bücher in diesem Verzeichnis und die Besprechung einzelner Werke vor. Eine Rückgabe von Rezensionsexemplaren kann in keinem Falle erfolgen.

Neue Bücher unserer Mitarbeiter.

Bartsch, Rudolf Hans. Der Flieger. Roman aus dem Serbenkrieg. Ullstein & Co., Berlin.

Benzmann, Hans. Für Kaiser und Reich. Kriegsgedichte. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München.

Findeisen, Kurt Arnold. Mutterland. Ein lyrisches deutsches Heimatbuch. Mit 40 Federzeichnungen von A. Hofmann-Stollberg. Preis 1,50 M. A. Kells Buchhandlg., Plauen i. V.

Harder, Agnes. Gottesurteil. Roman. Georg Westermann, Berlin.

Herzog, Rudolf. Ritter, Tod und Teufel. Kriegsgedichte. Quelle & Meyer, Leipzig.

— Zum weißen Schwan. Roman. Ullstein & Co., Berlin.

Lindenberg, Paul. Beim Armee-Oberkommando Hindenburgs. Ein neues Kriegsbuch. Adolf Bonz & Comp., Stuttgart.

Mutheſius, Hermann. Die Zukunft der deutschen Form. (Der Deutsche Krieg, 50. Heft.) Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.

Otto, Friedrich. Die fliegenden Pioniere. Sieben Kriegsnovellen von gepanzerten Menschen und Maschinen. Georg Müller, München.

Paquet, Alfons. Der Kaisergedanke. Rütten & Loening, Frankfurt a. M.

Penck, Albrecht. Von England festgehalten. Meine Erlebnisse während des Krieges im britischen Reich. J. Engelhorns Nachflg., Stuttgart.

Presber, Rudolf. Der Don Juan der Bella Riva. Ein Geschichtenbuch. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.

Schaffner, Jakob. Geschichte der Schweizerischen Eidgenossenschaft. Franckh'sche Verlagshandlung, Stuttgart.

Schmidt, Otto Eduard. Eine Fahrt zu den Sachsen an die Front. B. G. Teubner, Leipzig.

Seeliger, Ewald Gerhard. Das Meer. Zwanzig nautische Novellen. L. Staackmann, Leipzig.

Speck, Wilhelm. Der Joggeli. Erzählung, Feldausgabe. Martin Warneck, Berlin.

Voss, Richard. Der heilige Haß. Exotischer Roman. Ullstein & Co., Berlin.

Digitized by Google

Neue Bücher.

Alzheimer, A. Der Krieg und die Nerven. Vortrag. Preuß & Jünger, Breslau I.

Aus dem Tornister. Von Karl Stamm, Marcel Brom und Paul H. Burkhard. Orell Füßli, Zürich.

Babillotte, Arthur. Die Erlebnisse des Peter Allmendinger. Kriegserzählung aus dem Elsaß. Adolf Bonz & Comp., Stuttgart.

Beumer, W. Deutschlands Wirtschaftslage während des Krieges. (Kriegshefte aus dem Industriebezirk, 2. Heft.) G. D. Baedeker, Essen.

— Eine Bismarck-Rede zum 1. April 1915. (Kriegshefte aus dem Industriebezirk, 5. Heft.) Ebenda.

Bielefeldt, Bruno. Aus Ostpreußens Not. Elf Zeichnungen. Georg D. W. Callwey, München.

Bischoff, Carl. Zeitgemäße Reminiszenzen. Zur Vorgeschichte des deutsch-französischen Krieges 1870/71. Verlag Frobenius, A.-G., Basel.

Bliß, Paul. Der rechte Weg. Roman. Hermann Hillger Verlag, Berlin.

von Bodman, Emanuel. Das hohe Seil. Novellen. L. Staackmann Leipzig.

Böke, Otto. Im Heimatfrieden. Der konfirmierten Jugend zum Geleit für den Lebensweg. R. Herrose's Verlag, Wittenberg.

— Vergeßt die Heimat nicht! Der Heimat Lob im deutschen Lied. Krüger & Co., Leipzig.

Boerschel, Ernst. Unser Eisernes Kreuz. Ein deutsches Heldenbuch. Unter Mitarbeit von P. O. Höcker, Rud. Presber, Graf E. Reventlow u. a. bearbeitet und herausgegeben. Otto Spamer, Leipzig.

Brahn, Max. Friedrich Nietzsches Meinungen über Staaten und Kriege. Alfred Kröner Verlag, Leipzig.

Burger, Fritz. Handbuch der Kunstwissenschaft. Unter Mitwirkung von anderen herausgegeben. Lfrg. 16. Akademische Verlagsgesellschaft Athenaion m. b. H., Berlin-Neubabelsberg.

Chang Wu. 105 interessante chinesische Erzählungen. Weisheit und Tugend in Ernst und Scherz. Zu beziehen durch Kant-Buchhandlung (Singer), Charlottenburg, Kantstr. 124.

Chronik des Deutschen Krieges nach amtlichen Berichten und zeitgenössischen Kundgebungen. 3. Band: Von Mitte Januar bis Anfang März 1915. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhdlg., München.

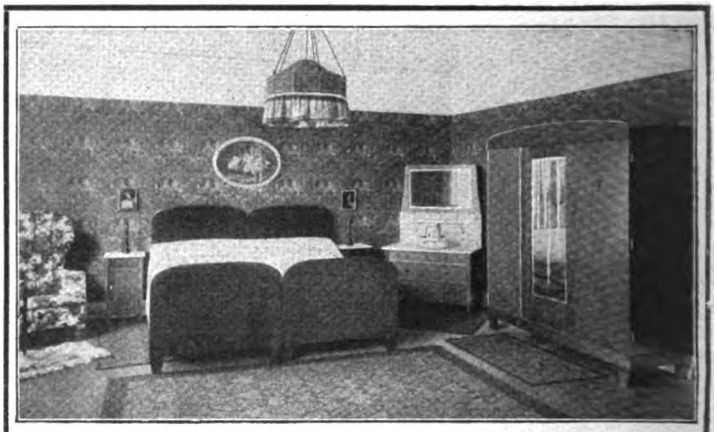
Conrad, Geh. Konsistorialrat Dr. Das Reich muß uns doch bleiben. Unserem kämpfenden Heere gewidmet. Martin Warneck, Berlin.

Cremer, Pastor Lic. Mit dem Liebesgabenzug der Frauenhülfe zur Hindenburg-Armee. Stiftungsverlag, Potsdam.

Darenberg, Dietrich. Der Russenschreck. Erzählung aus den Tagen der Sommerschlacht in Masuren. Otto Spamer, Leipzig.

Der Deutsche Krieg im deutschen Gedicht 1914. 6. Heft. „Neue Jugend." Ausgewählt von Julius Bab. Verlag Morawe & Scheffelt, Berlin.

Einmal erprobt, immer verlangt
Für Feinschmecker:
Lobeck's
Firma gegr. 1838
Marke: Dreiring
CHOCOLADE CACAO DESSERT
Hof l. Sr. Maj. d. Königs v. Sachsen



❖ Schlafzimmer ❖
Feinste abgesperrte Arbeit, Spessarteiche mit Intarsien geräuchert
2 Betten, 1×2 m lichten, 2 Nachtspinde mit Marmor, 1 Waschkommode mit 110×63 cm Marmoraufsatz und Kristallfacettespiegel, 1,80 m breiter 3türiger Spiegelschrank — 1/8 Wäsche, 2/3 Kleider — 2 Stühle und Handtuchhalter
525 Mk. frachtfrei
Lieferbar auch in Mahagoni, Nußbaum und Birke
Bielefelder Werkstätten für Möbel u. Innenbau
Ed. Essen, Bielefeld N.
Gütersloherstraße 1—3

Die fast nikotinfreien Zigarren
fast Nicotinfrei
(Patent Schliebs & Co., Breslau) sind deshalb die wohlschmeckendsten, weil die Tabake nicht mit Chemikalien präpariert werden.
Preisliste frei.
C. W. Schliebs & Co., Breslau Nord.

KALODONT
ZAHN-CRÊME UND MUNDWASSER

Digitized by Google

Neuigkeiten vom Büchertisch (Fortsetzung).

Deutsche Kriegsklänge 1914/15. Ausgewählt von Johann Albrecht, Herzog zu Mecklenburg. Feldpostausgabe — 2. Heft. K. F. Koehler, Leipzig.

Dornblüth, Otto. Deutsches Erziehungsbuch. Ratgeber für Eltern und Erzieher. J. F. Bergmann, Wiesbaden.

Dryander, D. Gott mit uns! Grüße an unsere Feldgrauen. Hermann Hillger Verlag, Berlin.

von Eichendorff, Joseph. Gedichte. Mit 24 Tafeln nach Radierungen und 8 Zeichnungen von H. Volkert. Ausgewählt und eingeleitet von Dr. phil. Kurt de Bra. Verlag für Volkskunst, Rich. Keutel, Stuttgart.

Feldtagebuch. Agentur des Rauhen Hauses, Hamburg.

Flammenzeichen. Zeitgemäße Görres-Worte. Mit einem Geleitwort von Bernhard Achterman. Jos. Kösel'sche Buchhandlung, Kempten.

Floericke, Kurt. Gepanzerte Ritter. Aus der Naturgeschichte der Krebse. Franckh'sche Verlagshandlg., Stuttgart.

Fürs Vaterland in Feindesland. Ein Buch für deutsche Krieger. Martin Warneck, Berlin.

Gespensterkrieg, Der. Die Lese, Verlag, G. m. b. H., Stuttgart.

Goldmann, N. Der Geist des Militarismus. (Der Deutsche Krieg, 62. Heft.) Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.

Greeven, Erich August. Die letzten Brücken. Roman. Egon Fleischel & Co., Berlin.

Haas, Rudolf. Matthias Triebl, die Geschichte eines verbummelten Studenten. L. Staackmann, Verlag, Leipzig.

von Hagen, Maximilian. England und Ägypten. Mit besonderer Rücksicht auf Bismarcks Ägyptenpolitik. (Deutsche Kriegsschriften, 13. Heft.) A. Marcus & E. Webers Verlag (Dr. jur. A. Ahn), Bonn.

Haller, J. Deutschland und Rußland. (Durch Kampf zum Frieden, Tübinger Kriegsschriften, Heft XI.) Verlag der Buchhandlung Kloeres, Tübingen.

Hanseatische Kriegs-Postkarten nach Originalen von Carl Schildt. 2. Folge. Knackstedt & Co., Hamburg.

Haeßner, Martin. Kriegsstimmen. Gedichte aus ernster Zeit. L. Heege, Verlag, Schweidnitz.

Heitefuß, Clara. In der andern Welt. Lichter und Schatten aus großer Zeit. E. Biermann, Barmen.

Hertzsch, Robert Hugo. Der Todesstoß gegen den Haeckelschen Monismus oder den wissenschaftlichen Materialismus. R. H. Hertzsch, Leipzig.

Hettner, Alfred. Englands Weltherrschaft und der Krieg. B. G. Teubner, Leipzig.

Hildebrand, Karl. Ein starkes Volk. Eindrücke aus Deutschland und von der deutschen Westfront (Dezember 1914 und Januar 1915). Aus dem Schwedischen übertragen. E. S. Mittler & Sohn, Berlin.

Hirsch, Handelskammer-Syndikus. Wirtschafts- und Verkehrsfragen im Kriege. (Kriegshefte aus dem Industriebezirk, 3. Heft.) G. D. Baedeker, Essen.

Idel, Wilhelm. Ringen und Hoffen. Kriegsgedichte 1914/15. A. Martini & Grüttefien, G. m. b. H., Elberfeld.

Ihmels, Ludwig. Dein Reich komme. Missionspredigten und Reden. Verlag der Evang.-luth. Mission, Leipzig.

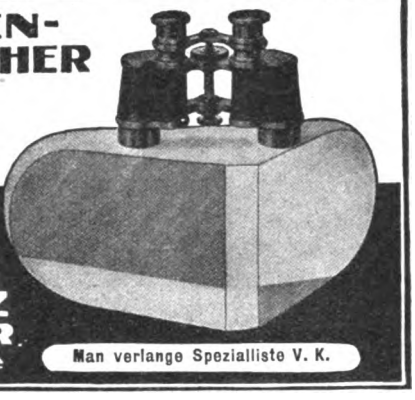
Illustrierte Kriegs-Chronik des „Daheim". Heft 20, 21, 22. Velhagen & Klasing, Bielefeld u. Leipzig.

Illustrierte Weltkriegschronik der Leipziger Illustrierten Zeitung 1914. Text von Paul Schreckenbach. 13. Lieferung. J. J. Weber, Leipzig.

LEITZ

PRISMEN-FELDSTECHER

FÜR
HEER u. MARINE
SEE u. GEBIRGE
REISE u. SPORT
THEATER u. JAGD
VON



M. 90- bis M. 205-

Zu beziehen von allen grösseren optischen Handlungen oder direkt von

E. LEITZ
WETZLAR
Optische Werke

Man verlange Spezialliste V. K.

Velhagen & Klasings Volksbücher im Zeichen des Weltkrieges.

Neueste Bände:

Generalfeldmarschall von Hindenburg.
Von **Richard Schott.** Mit 36 Abbildgn., einem farbigen Umschlagbild und einem Brieffaksimile. **Preis 60 Pfg.**

Die Taten der deutschen Flotte im Weltkrieg.
Von **G. A. Erdmann.** **Preis 1.20 Mk.**

Durch alle Buchhandlungen.

In der Kriegszeit muss man sparen!

Als vollwertigen Ersatz für teuren und gesundheitsschädlichen Bohnenkaffee empfehle ich meinen sehr eingeführten

Just's Nährsalz-Früchte-Kaffee	das	Pfund	M. 0.55	u. Porto	
	9	„	„ 0.50	„	„
Dr. Reich's Nährsalz-Normal-Kaffee I	das	„	„ 1.—	„	„
	9	„	„ 0.90	„	„
Dr. Reich's „ „ „ II	das	„	„ 0.75	„	„
	9	„	„ 0.70	„	„

Bei grösseren Aufträgen billiger!

Gustav Just, Zentrale für Lebensreform, **Ilsenburg a. H.**

Wiederverk. ges., wo noch frei!

Hauptliste u. d. kleine Schrift „Aerztliche Ratschläge", Diätvorschriften für Gesunde und Kranke, kostenlos.

Neuigkeiten vom Büchertisch (Fortsetzung).

Jahns, Rechtsanwalt Dr. Die drei Ausgangspunkte von Recht und Sitte und die grundsätzliche Art des Rechtsaufbaues. Selbstverlag des Verfassers, Auerbach i. V.

Janitschek, Maria. Als der Mai kam. Roman. Hermann Hillger Verlag, Berlin.

Johannsen, Otto Heinrich. Gedichte aus eiserner Zeit. (Der große Krieg 1914.) 1. und 2. Heft. Max Lucas, Bautzen.

Joftes, Franz. Die Blamen im Kampf um ihre Sprache und ihr Volkstum. Borgmeyer & Co., Münster i. W.

Junker, Siegfried. Mein Skizzenbuch. Freihandzeichnungen. Verlag Aurora, Friedewald-Dresden.

Kania, Hans. Graf Schlieffen, der Chef des Großen Generalstabes als Vorbereiter des großen Krieges. Max Jaeckel (Ernst Noetzel), Potsdam.

Keller, Otto. Peter Tschaikowsky. Ein Lebensbild. Breitkopf & Härtel, Leipzig.

Kirchrath, Anton. Krieg dem deutschen Handel. Neue Folge. Die englischen Maßnahmen und Vorschläge zur Verdrängung von Deutschlands und Österreichs Handel und Industrie. Aus dem Englischen übersetzt von Reinhold Anton. Otto Gustav Zehrfeld, Leipzig.

Hilfe gegen Magenschwäche und allgemeine Schwäche

durch unser bewährtes, hochreelles diät. **Digestivum u. Kraftgetränk.** Es wird in **Lazaretten, z. B. im Reservelazarett München B. ärztlich verordnet.** Verlangen Sie nähere Auskunft u. ärztl. Gutachten gratis oder **sofort** 1 Originalfl. à **Mk. 3.—** oder 1 Probefl. à **Mk. 1.75** portofrei von **Klewe & Co., Nährmittelfabr., Dresden P 743.**

Digitized by Google

Gegen
Katarrhe
der Atmungs- und Verdauungsorgane, gegen Gallensteine, Nieren- und Blasenleiden, Emphysem, Asthma sowie Folgen der
Influenza
ärztlich empfohlen!

Salzbrunner Oberbrunnen
Versand:
Gustav Striebolt
Bad Salzbrunn
i. Schles.

Neuigkeiten vom Büchertisch (Fortsetzung).

Knabe, Karl. Der Weltkrieg und die deutsche Schule. K. F. Koehler, Leipzig.

König, Otto. Glocken im Sturm. Gedichte aus dem Kriege. J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachflg., Stuttgart.

Kosch, Wilhelm. P. Martin von Cochem, der Apostel Deutschlands im Zeitalter der großen Kriege. (Sammlung von Zeit- und Lebensbildern, 14. Heft.) Volksvereins-Verlag, G. m. b. H., M.Gladbach.

Kriegsbüchlein eines christlichen Soldaten. Aus Gottes Rüstkammer, der Heil. Schrift, für unsere tapferen Vaterlandsverteidiger zusammengestellt von Martha Galka. Agentur des Rauhen Hauses, Hamburg.

Kruse, Georg Richard. Albert Lortzing. Breitkopf & Härtel, Leipzig.

Kuhls, Karl. Deutsche Frauen in eiserner Zeit. Kriegslieder. Stiftungsverlag, Potsdam.

Kullberg, E. F. Joachim Sterntaler. Roman. George Westermann, Berlin.

Künstlerpostkarten, Neuheiten. (Patriotische Serien von deutschen Fahnen mit Lorbeer- und Eichenkranz. — Blumenkarten usw.) Meißner & Buch, Leipzig.

Lamprecht, Karl. Neue Schule, neue Erziehung. Vortrag zur Leipziger Pestalozzifeier des Jahres 1915. K. F. Koehler, Leipzig.

London, Jack. Vor Adam. Übersetzung. Franckh'sche Verlagshandlg., Stuttgart.

Losch, Fr. Notgemüse. Über 50 wildwachsende Kräuter, Früchte und Wurzeln zusammengestellt und mit einem Hinweis auf ihre Verwendbarkeit als Nahrungsmittel und ihre Zubereitung als Gemüse, Salate usw. Franckh'sche Verlagshandlung, Stuttgart.

Luftkrieg, Der, 1914/15. Unter Verwendung von Feldpostbriefen und Berichten von Augenzeugen dargestellt von einem Flugtechniker. Hesse & Becker, Verlag, Leipzig.

Lux, Joseph Aug. Deutschland als Welterzieher. Ein Buch über deutsche Charakterkultur. Union Deutsche Verlagsgesellschaft, Stuttgart.

Maderno, Alfred. Die Wildenrainer. Altsteirischer Roman. Carl Reißner, Dresden.

Männer. Aussprüche aus ihren Werken und Reden. Für unser Volk in Waffen gesammelt von Karl Klingemann. E. Biermann, Barmen.

von Maffow, W. Wie steht es mit Polen? (Der Deutsche Krieg, 49. Heft.) Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.

Meinecke, Hermann. Die Hauswirtschafts-Buchführung. Handbuch nach eigener, praktischer, zu richtigem Abschluß und zu richtiger Steuer-Selbsteinschätzung führender Methode. Otto Herm. Hörisch, Dresden.

Meister, Al. Bismarcks auswärtige Politik seit 1871 und der Weltkrieg. Anhang: Bismarckworte über England, Frankreich und Rußland. Borgmeyer & Co., Münster i. W.

Meyer, Wilhelm. Gottes Wort in Eiserner Zeit. Ein Gedenkbuch in Predigten und Kriegsbetstunden, in Verbindung mit anderen herausgegeben. N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung, Marburg.

Mühlradt, Johs. Aus Konitz' vergangenen Tagen. Geschichtliche und kirchengeschichtliche Bilder. Erster Teil der „Jugenderinnerungen, Aus einer kleinen Stadt der Ostmark". (Tuchler Heide in Wort und Bild, Band XI.) Kommissionsverlag der Wollsdorf'schen Buchhdlg. (Büchner), Konitz.

— **Der deutsche Aufsatz.** Schauspiel. (Tuchler Heide in Wort und Bild, Bd. XII.) Kommissionsverlag der Wilh. Dupont'schen Buchhandlg. (Fritz Büchner), Konitz.

Müller, Johannes. Der Krieg als Gericht und Aufgabe. (Reden über den Krieg, 3.) C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung (Oskar Beck), München.

— **Der Tod fürs Vaterland und die Hinterbliebenen.** (Reden über den Krieg, 4.) Ebenda.

Müller, Otfried. Der Krieg und die Infektionskrankheiten. (Durch Kampf zum Frieden, Tübinger Kriegsschriften, Heft IX.) Verlag der Buchhandlung Kloeres, Tübingen.

Neißer, Albert. Der Krieg und die Geschlechtskrankheiten. (Der Deutsche Krieg, 54. Heft.) Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.

Neißer, Arthur. Giuseppe Verdi. Breitkopf & Härtel, Leipzig.

Niemann, Hans. Hindenburgs Siege bei Tannenberg und Angerburg. August—September 1914. E. S. Mittler & Sohn, Berlin.

O'Donell, Hanna. Sic transit . . . Bilder und Szenen aus der Renaissancezeit. George Westermann, Berlin.

Offiziere, Unsere. Episoden aus den Kämpfen der österreichisch-ungarischen Armee im Weltkrieg 1914/15. Verlag der Manzschen k. u. k. Hof-Verlags- und Universitäts-Buchhdlg., Wien.

Oßwald, Paul. Belgien. (Aus Natur und Geisteswelt, 501. Bändchen.) B. G. Teubner, Leipzig.

Ostpreußen und der Wiederaufbau zerstörter Ortschaften. Herausgegeben vom Verein Heimatschutz in Brandenburg. Robert Kiepert, Charlottenburg.

Peschkau, Emil. Kampf ums Dasein. Erzählung. Hermann Hillger Verlag, Berlin.

Platzhoff, Walter. Deutschland und Frankreich. (Deutsche Kriegsschriften, 9. Heft.) A. Marcus & E. Webers Verlag (Dr. jur. Albert Ahn), Bonn.

Potthoff, Heinz. Erziehung zu sozialer Kultur. 24 Aufsätze. (Deutsche Kriegsschriften, 12. Heft.) A. Marcus & E. Webers Verlag (Dr. jur. Albert Ahn), Bonn.

— **Volk oder Staat?** (Deutsche Kriegsschriften, 10. Heft.) Ebenda.

Prenzel, W. Charakter und Politik des Japaners. (Deutsche Kriegsschriften, 7. Heft.) A. Marcus & E. Webers Verlag (Dr. jur. Albert Ahn), Bonn.

Rauscher, Ulrich. Belgien heute und morgen. S. Hirzel, Leipzig.

Rittberg, Charlotte Gräfin. Die schmerzhafte Glut. Roman. Carl Reißner, Dresden.

Rosen, Erwin. Der große Krieg. Ein Anekdotenbuch. Robert Lutz, Stuttgart.

Rost, Hans. Deutschlands Sieg, Irlands Hoffnung. (Der Deutsche Krieg, 51. Heft.) Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.

Rothert, Eduard. Karten und Skizzen zum Weltkrieg 1914/15. (7. Bd. des „Historischen Kartenwerkes".) I. Teil. A. Bagel, Düsseldorf.

Rüst, Edela. Die Goldsucher. Roman aus Ostpreußen. Hermann Hillger Verlag, Leipzig.

Digitized by Google

Zuverlässig
wie deutsche Bundestreue ist
Steckenpferd-Seife
die beste Lilienmilch-Seife
für zarte weiße Haut.
Stück 50 Pfg.

Schuss-Verletzungen

Bewegungsstörungen, Knochenbrüche, Eiterungen werden erfolgreich behandelt durch den häuslichen Kurgebrauch von natürlichen **Wiesbadener Kochbrunnen-Bädern.** Jeder d. letzten Kriege befestigte von neuem ihren Weltruf. Heilung auch da, wo andere Mittel versagten, desgl. bei Gicht u. Rheuma. Anwendung in Kriegslazaretten. Herstellung in konzentrierter Form unter **amtlicher Kontrolle** der **Stadt Wiesbaden.** Erhältl. in Mineralwasserhandlungen oder direkt in Normal-Dosen à 1 Bad. Kurbroschüre bereitwilligst. Brunnen-Contor, Wiesbaden.

Neuer Frauenberuf.
Ausbildung als Chemikerin für Zuckerindustrie etc. in der staatl. konz. **Fachschule für Zuckerindustrie in Dessau 213.** Nächster Kursus: 3. Okt. **Prospekte frei.**

Invalidenräder
Krankenselbstfahrer
Kranken-fahrstühle.
Solide Fabrikate.
Katalog gratis.
Rich. Maune,
Dresden-Löbtau.

Verlag von Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.

Der Französische Krieg 1870–71.

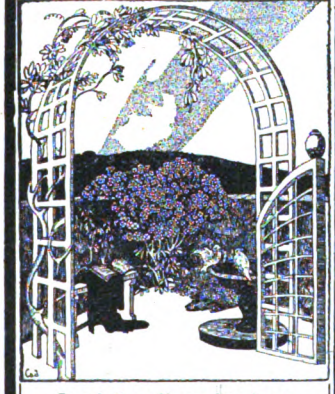
Von Georg Hiltl.

Achte, verbesserte Auflage.

Ein stattlicher Band mit über 300 Abbildungen im Text, vielen Einschaltbildern, Karten u. Plänen. Elegant gebunden Preis 15 Mark.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

KARL FOERSTER
Bornim b. Potsdam-Sanssouci.



Grosskultur u. Versand moderner und altmodischer winterharter
Blütenstauden u. Rankgewächse.
Bilderreiches Auswahlheft 1915 bewährtester Neuheiten frei.
Pflanzzeit März-Mai oder Sept.-Nov.

Neuigkeiten vom Büchertisch (Fortsetzung).

Sauer, Friedr. G. Das Diaetorium. Kochbuch für Kranke. Verlag Diaetei, Breslau V.

Scapinelli, Carl Graf. Der Herzog von Sorsona. Roman. Heinrich Minden, Dresden.

Scherer, Franz W. Der Stainer am Stein. Roman aus den Alpen. Hermann Hillger Verlag, Berlin.

Schinckel, Max. Unsere Geldwirtschaft vorher, jetzt und nachher. (Kriegsheft aus dem Industriebezirk, 4. Heft.) G. D. Baedeker, Essen.

Schmitz, Eugen. Orlando di Lasso. Breitkopf & Härtel, Leipzig.

Schrameier, W. Kiautschou, seine Entwicklung und Bedeutung. Ein Rückblick. Karl Curtius, Berlin.

Schröer, Arnold. Zur Charakterisierung der Engländer. (Deutsche Kriegsschriften, 11. Heft.) A. Marcus & E. Webers Verlag (Dr. jur. Albert Ahn), Bonn.

Schücking, Levin L. Der englische Volkscharakter. (Der Deutsche Krieg, 53. Heft.) Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.

Schütz, Ludwig Harald. Kriegslieder von Vater und Sohn. Kesselringsche Hofbuchhandlung (E. v. Mayer), Leipzig.

Schwabenalb in Wort und Bild. Festschrift des Schwäbischen Albvereins aus Anlaß seines 25jährigen Bestehens. Verlag des Vereins, Geschäftsstelle Tübingen.

Schwann, Mathieu. England wider England. Unsere Täuschungen über unsere Enttäuschungen durch England. (Kriegshefte aus dem Industriebezirk, 1. Heft.) G. D. Baedeker, Essen.

Seeberg, Reinhold. Aus dem inneren Leben für Feld und Heim. Agentur des Rauhen Hauses, Hamburg.

Seeger, Ernst. Die Kampfplätze in West und Ost. Alphabetisches Ortsverzeichnis der kriegerischen Begebenheiten. Nach amtlichem Material. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.

Sellmann, Prof. Dr. Ein lauernder Feind hinter der Front. Feldpostbrief an die Kameraden draußen und daheim. Westdeutscher Lutherverlag, G. m. b. H., Witten (Ruhr).

Sidler-Brunner, Emil. Englische Politik in neutraler Beleuchtung. A. Francke, Bern.

Skowronnek, Fritz. Aus Masurens Wäldern. Hermann Hillger Verlag, Berlin.

Smend, Rudolf. Krieg und Kultur. (Durch Kampf zum Frieden, Tübinger Kriegsschriften, Heft VIII.) Verlag der Buchhandlung Kloeres, Tübingen.

Salit das Einreibemittel
Rheumatische Schmerzen, Hexenschuß, Reißen.
In Apotheken:
Fl. M 1,40; Doppelfl. M 2,60.

Digitized by Google

Neuigkeiten vom Büchertisch (Fortsetzung).

Sohnrey, Heinrich. Kriegsarbeit auf dem Lande. Wegweiser für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege in der Kriegszeit. Deutsche Landbuchhandlg., G. m. b. H., Berlin.

Speckmann, Diedrich. Heidjers Heimkehr. Erzählung aus der Lüneburger Heide. Martin Warneck, Berlin.

Spielmann, C. Der Weltkrieg 1914/15. I. Die Vorgeschichte und die ersten Kriegsmonate. Hermann Gesenius, Halle a. S.

Spitta, Heinrich. Heldentod. Studien zur vergleichenden Psychologie. (Durch Kampf zum Frieden, Tübinger Kriegsschriften, Heft X.) Verlag der Buchhandlung Kloeres, Tübingen.

Stern, Norbert. Mode und Kultur. Mit farbigen Lichtdrucktafeln, Netz- und Strichätzungen nach Kunstwerken, Modekupfern, Zeichnungen und Photographien. 1. und 2. Lieferung. Expedition der Europäischen Modenzeitung (Klemm & Weiß), Dresden.

Storm, Theodor. Im Nachbarhause links. — Psyche. George Westermann, Braunschweig.

— Viola tricolor. Ein stiller Musikant. Ebenda.

— Waldwinkel. — Beim Vetter Christian. Ebenda.

Stuart, C. A. Verrijn. Der Wirtschaftskrieg. Übersetzung. A. Marcus & E. Webers Verlag, Bonn.

Stübe, R. Zu Bismarcks Gedächtnis. Ansprache zur Feier seines 100. Geburtstages. Emil Graefe, Leipzig.

Unsere Feinde wie sie sich selber loben. Selbsterkenntnisse der Franzosen, Engländer, Russen, Japaner, Belgier, Serben usw. Herausgegeben von Os. Werner Klette. Delphin-Verlag, München.

Vereinslazarettzug D 2 Siemensstadt. Siemens-Schuckertwerke, Siemensstadt b. Berlin.

Volbehr, Theodor. Bau und Leben der bildenden Kunst. (Aus Natur und Geisteswelt, 68. Bändchen.) B. G. Teubner, Leipzig.

Völkerkrieg, Der, im Bilde. Eine Sammlung von Kupfertiefdrucken nach Originalgemälden. Heft 9 u. 10. Pick & Co., München.

Vorträge für die Kriegszeit. 10. Heft. Volksvereinsverlag, M. Gladbach.

Wachler, Ernst. Kriegsbeute. Gedichte. Adolf Bonz & Comp., Stuttgart.

Weber, Adolf. Wirtschaftliche Kriegssorgen unserer Feinde. Vortrag. Preuß & Jünger, Breslau I.

Weichert, Ludwig. Feinde ringsum! Agentur des Rauhen Hauses, Hamburg.

— Mit blanker Wehr — für deutsche Ehr'! Der große Krieg für Volk und Jugend. Heft 1—10. Ebenda.

— Unsere Führer und Helden. Ebenda.

Welten, Heinz. Aus dem großen Kriege. Erzählungen. Philipp Reclam jun., Leipzig.

Widmann, Wilhelm. Friedrich Schiller und der Weltkrieg 1914/15. Eine Denkschrift für unser Volk und Heer. W. Kohlhammer, Berlin.

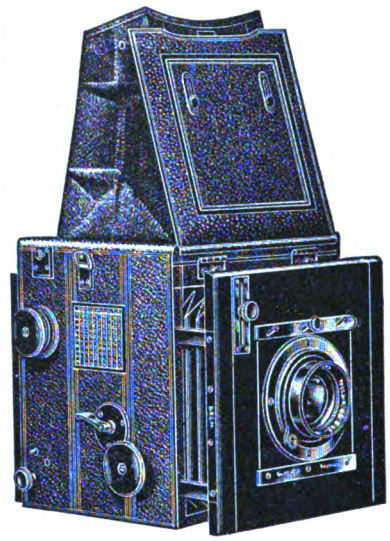
Wilms, Julius. Brauchen wir neue Anschauungen in Religion und Wissenschaft? Peter Aet, Elbing.

Witz-Oberlin, D. C. A. Während des Krieges. Zwölf Predigten, gehalten in der evangelisch-reformierten Kirche zu Wien. Orell Füßli, Zürich.

von Wolzogen, Ernst. Landsturm im Feuer. Ullstein & Co., Berlin.

Ziekursch, Johannes. Rußlands Balkanpolitik in der jüngsten Vergangenheit. Vortrag. Preuß & Jünger, Breslau I.

Zurbonsen, Friedr. Die Prophezeiungen zum Weltkrieg 1914/15. J. P. Bachem, Köln.



Curt Bentzin

Werkstätte für photographische Apparate,

Görlitz.

Spiegel-Reflex-Cameras

und

Klapp-Reflex-Cameras

in präziser Ausführung.

Liste Nr. 2.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Für die Anzeigen verantwortlich: **O. Schräpler in Leipzig, Hospitalstr. 27.** **Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.**

Digitized by Google

Velhagen & Klasings Monatshefte

Monatlich 1 Heft zum Preise von M. 1.50.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

In der Zeitungspreisliste der deutschen Reichspost unter „Velhagen & Klasings Monatshefte“ eingetragen. — Das erste Heft (September) kann einzeln durch die Postanstalten bezogen werden.

Inhalt des Augustheftes:

	Seite
Max Buri. Von Hans Rosenhagen. Mit zwei Einschaltbildern in Faksimile- und Tondruck und zehn Textabbildungen in Tondruck	437
Der Herrgotts-Turm. Erzählung von Friedrich Alfred Schmid-Noerr (Schluß)	447
Des Waldes Riesen. Gedicht von Adelheid Stier	462
Der göttliche Gabriele. Auch ein Kriegskapitel. Von Dr. Carl Busse. Mit einer Karikaturzeichnung von Olaf Gulbransson	463
Vom Schreibtisch und aus dem Atelier: Jugenderinnerungen von Hanns von Zobeltitz. Leutnantsjahre II.	468
Frieden. Gedicht von Bruno Wunderlich	476
Einst im Rosengarten. Gedicht von A. Fürst	476
Kriegsbriefe eines Malers. Dritte Folge. Mit vierzehn Bildern in Faksimiledruck aus der Studienmappe des Schlachtenmalers Theodor Rocholl	477
Karthago und England. Ein Rückblick und Ausblick. Von Prof. Theodor Birt in Marburg a. L.	491
Verwundetenzüge. Gedicht von Frida Schanz	495
Die Taufe im Wirtshaus. Von Marthe Renate Fischer	496
Seelentragik. Gedicht von Eduard Haberman	503
Der Künstler und die Welt. Ein populärer Vortrag von Dr. Wilhelm Kienzl	504
Lombardische Wanderung. Ein Lied aus vergangenen Tagen. Von Robert Schilz	514
Der Sueskanal. Von Fedor von Zobeltitz. Mit einem Kärtchen und fünfzehn Abbildungen nach Originalaufnahmen	515
Die Politik der Straße. Glossen von Otto Röse	527
Das verwehte Blatt. Gedicht von Ernst Lothar	532

Digitized by Google

Seite

Ein Seelchen geht. Erzählung von Oswald Meyer 533
Nur weiter . . . Gedicht von Georg Busse-Palma . . . 542
Belgien. Von Prof. Gustav Roloff 543
Traum. Gedicht von Alfons Petzold 548
Tragödie. Gedicht von Paul Wertheimer 548
Freigesprochen. Erzählung von Balduin Groller 549
Wie Bettler. Gedicht von Kurt Arnold Findeisen 554
Im Weltkriege von Südchile zur Front. Von Erich von Salzmann (Schluß) 555
Illustrierte Rundschau: Inneneinrichtung von Georg Honold-Berlin — Bildhauerwerke in Holz — Neue deutsche Bilderbogen — Kriegsandenken — Zu unseren Bildern 562
Neues vom Büchertisch. Von Carl Busse 569
Küstenwacht. Gedicht von Leo Sternberg 573
Zwei Mauern. Gedicht von Karl Freiherrn von Berlepsch . 574
Zeitgeschichtlicher Rückblick. Von Prof. Dr. Otto Hoetzsch, Berlin 575

Kunstbeilagen:

Brienzer Bäuerin. Gemälde von Max Buri. Faksimiledruck Titelbild
Sommermorgen. Motiv aus Wimpfen a. Neckar. Gemälde von Alfred Wiener. Faksimiledruck . . . . . 452—453
Stilleben. Gemälde von Alois Hänisch. Faksimiledruck . 468—469
Mein Gärtchen. Gemälde von Clara Elisabeth Fischer. Faksimiledruck . . . . . 500—501
Studie zur „Reiterin". Gemälde von Prof. Christian Speyer. Faksimiledruck . 532—533
Sommertag. Gemälde von Moritz Mathey. Faksimiledruck . 548—549

Einschaltbilder:

Tanzmusikanten. Gemälde von Max Buri. Tondruck . . 444—445
Flora. Marmorbildwerk von Prof. Arthur Volkmann. Tondruck . . . . . 460—461
Interieur. Gemälde von Paul W. Ehrhardt. Tondruck . 540—541
Ziegenfuhrwerk. Gemälde von Hermann Linde. Tondruck 556—557
Nächtlicher Überfall. Zeichnung von Prof. Hans Looschen. Tondruck . . . . . 576—577

Inserate:

Vorderer Anzeigenteil . . . . 1—14
darunter folgende Sonderabteilungen:
Töchterpensionate 4
Unterrichtsanstalten 4
Heilanstalten . . . . . 4—5
Hotels 5
Bäder- und Reise-Anzeiger . 5—9
Anzeigenteil am Schluß . . . . . 1—4

Digitized by Google

Mit unserem nächsten Heft (September 1915) treten wir in den neuen, unsern 30. Jahrgang, ein. Wir wissen, daß uns unsere alten Freunde auch in der großen und schweren Zeit, in der wir einem siegreichen Frieden entgegenharren, treu bleiben werden.

Auszug aus dem Inhalt des Septemberheftes:

Romane und Novellen:

Ottomar Enking, Warum schwieg sie nicht? Roman

Fedor von Zobeltitz, Das vorschnell vermählte Ehepaar. Roman

Emmi Lewald, In schlaflosen Nächten. Bilder aus der Zeit.

Wilhelm Scharrelmann, Das Unbekannte. Novelle.

Aufsätze:

Julius Diez. Von Dr. Georg Jakob Wolf in München. Farbig illustrierter Künstleraufsatz

Der Weltkrieg in der Weltgeschichte. Von Geheimrat Prof. Dr. Max Lenz in Hamburg

Die Alpen im Blumenkleid. Von Prof. Dr. Franz Müller in Krems. Mit 15 farbigen Aufnahmen des Verfassers

Die Quellen unserer Moral und der gegenwärtige Krieg. Von Geheimrat Prof. Dr. Rudolf Eucken in Jena

Heinrich Friedrich Füger als Miniaturenmaler. Von Prof. Dr. G. Biermann in Darmstadt. Farbig illustrierter Künstleraufsatz

Lebenserinnerungen. Junge Ehe; Schleswig-Holstein meerumschlungen; auf Kriegsakademie. Von Hanns von Zobeltitz in Berlin

Der Wiederaufbau Ostpreußens. Von Geheimrat Prof. Dr. ing. Hermann Muthesius in Berlin

Goethes letzte Liebe. Von Carry Brachvogel in München

Neues vom Büchertisch. Von Dr. Carl Busse — Illustrierte Rundschau über Kunst und Kunstgewerbe — Zeitgeschichtlicher Rückblick. Von Prof. Dr. Otto Hoetzsch in Berlin

Kunstbeilagen und Einschaltbilder

nach Werken von Wilhelm Beckmann — Julius Diez — Friedrich Fehr — Hugo Freiherrn von Habermann — Carl Adam Heinisch — Adolf Hengeler — Angelo Jank — Wilhelm Viktor Krausz — Johann Christian Mock — Nora Zumbusch-Exner

Die Redaktion von Velhagen & Klasings Monatsheften

Digitized by Google

An unsere Abonnenten!

Mit diesem Hefte (12) ist der XXIX. Jahrgang 1914/1915 vollständig.

Zum Einbinden stehen die neuen, in heutigem Geschmack ausgeführten Einbanddecken in roter Leinwand zur Verfügung.

Wir bitten, sich des folgenden Bestellzettels bedienen zu wollen.

Einbanddecken-Bestellzettel

Unterzeichneter bestellt bei der Buchhandlung

.....

.....

zu

Velhagen & Klasings Monatsheften

XXIX. Jahrgang 1914/1915

1 Einbanddecke zu Band I (Heft 1— 4) für 90 Pfg.
1 desgl. zu Band II (Heft 5— 8) für 90 Pfg.
1 desgl. zu Band III (Heft 9—12) für 90 Pfg.

(Nichtgewünschtes bitten zu durchstreichen!)

Name: .....

Wohnung: .....

Digitized by Google

Cellofix

für Amateure

Papier

D. R. P. N° 176323.

ist einzig in seiner Art für

Photos

Kraft & Steudel G.m.b.H.

Fabrik Photographischer Papiere, Dresden

General-Vertreter für Oesterreich-Ungarn:
Georg Dörffler, Wien, Frankenberggasse 5.

Cellofix Tonung nur im Kochsalz Fixierbad.

Cellofix: Das billigste Papier. — Kein teures Tonfixierbad mehr!

Cellofix: Zuverlässig u. einfach! Kein Ärger durch Fleckenbildung! (wie bei den nur zu häufig verdorbenen Tonfixierbädern)

Cellofix: Garantiert haltbare Bilder!

Cellofix: In den Tropen und auf Reisen unentbehrlich.

Verlangen Sie gratis und franko Lehrreiche Cellofix-Broschüre

Preise:

Glänzend & Mattweiß Chamois & farbig sortiert

10 Blatt 9×12 cm	M -.50	18 Blatt 9×12 cm	M 1.-
10 „ 13×18 „	„ 1.-	excl. Porto 8 „ 13×18 „	„ 1.-
10 Postkarten	„ -.50	10 Postkarten	„ -.60,

Wybert

TABLETTEN

schützen vor Husten und Katarrh bei naßkalter Witterung und helfen zugleich als durstlöschendes Mittel die Strapazen des Krieges ertragen. Bei ihrem feinen Wohlgeschmack wirken sie angenehm lösend, indem sie die Mundhöhle zugleich erfrischen. Sie sind unseren Kriegern im Felde eine hochwillkommene

Liebesgabe

Feldpostbriefe
mit 2 oder 1 Schachtel Wybert-Tabletten kosten in den Apotheken und Drogerien Mk. 2.— oder Mk. 1.—

Digitized by Google

Moment-Ultrarapid- u. farbenempfindliche Viridin-Platten für die Landschafts- u. Porträt-Photographie.

Bromsilber-, Celloidin-, Aristo-, Gaslicht-Papiere u. Postkarten, Marken, Stativs!

Schleussner-

Preisliste und Lieferung durch alle Photo-Händler.

Photo-Platten

Photo-Papiere

Photo-Chemikalien

Gebrauchsfertige Chemikalien in flüssiger, Patronen- und Tablettenform.

Dr. C. Schleussner Aktiengesellschaft, Frankfurt a. Main 60.

Schleussner-Photo-Hilfsbuch. 3. Auflage. Anleitung zur fehlerfreien Plattenverarbeitung und künstlerischen Porträt- u. Landschafts-Photographie. Preis 50 Pfg. od. gegen 60 Pfg. portofrei.

Pfaff-Nähmaschinen

für Familiengebrauch, Näherinnen, Handwerker und Fabriken. Anerkannt mustergültiges Fabrikat in feinster Ausführung mit allen Verbesserungen u. den neuesten Apparaten versehen. Zum Nähen, Sticken u. Stopfen vorzüglich geeignet. Niederlagen in allen grösseren Plätzen.

G. M. Pfaff, Nähmaschinenfabrik, Kaiserslautern

Gegründet 1862

Digitized by Google

Trinken Sie nur ein deutsches Mineralwasser.

Als solches empfehlen wir
unsere qualitativ unerreichte, Deutschlands Edelwasser genannte

Offenbacher

Kaiser Friedrich Quelle.

Dieselbe ist ein vorzügliches Tafelgetränk und ein unvergleichliches Heilwasser bei allen Stoffwechselkrankheiten wie Gicht, Rheuma, Blasen-, Nieren- und Gallenleiden, sowie allen Erkrankungen der Atmungs- und Verdauungsorgane.
Von vielen ärztlichen Autoritäten verwendet und verordnet.

Depot in Berlin:	LOUIS QUENSEL, SW., Schönebergerstr. 19. Tel. Amt Lützow Nr. 669
Dresden-A.:	H. FICINUS Wwe., Mohren-Apotheke, Johannesstr. 23. Tel. 3216
Frankfurt a. M.:	FRIEDRICH STAHL, Güntersburg-Allee 37. Tel. Hansa 259 u. 714
München:	GEORG FETSCHELE, Perhamer Str. 1. Tel. 11353.

Deutsche kauft Deutsche Schokoladen und Deutsches Kakaopulver!

Sie stehen an der Spitze aller Fabrikate der Welt!

Jeder Deutsche, der vaterländische Fabrikate bevorzugt, erfüllt damit eine wichtige patriotische Pflicht. Unterstützt er doch auf diese Weise die **Deutsche Industrie**, deren Ausfuhr durch englische Machenschaften fast lahmgelegt wurde und die infolge dessen mit ihren zahlreichen Arbeitern auf den Absatz im Inlande allein angewiesen ist. Außerdem schützt er sich bei Einkauf **Deutscher Schokoladen und Kakaos** in Fabrik-Packungen vor ausländischen Fälschungen und minderwertigen Qualitäten und sichert sich in allen Fällen reine und gute Ware.

Verband Deutscher Schokolade-Fabrikanten.

Digitized by Google

Im Felde ein Schuß

Asbach „Uralt"

alter deutscher Cognac

in das Trinkwasser macht es bekömmlich, wohlschmeckend und erfrischend.

Weitere beliebte Marken: Asbach „Echt" und Asbach „Alt".

Brennerei: Rüdesheim am Rhein.

Verkaufsstelle für Österreich: Kaiserlich Königliche Hof-Apotheke, Wien I, K. K. Hofburg.

Fischer & Wittig in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 098029827

Digitized by Google